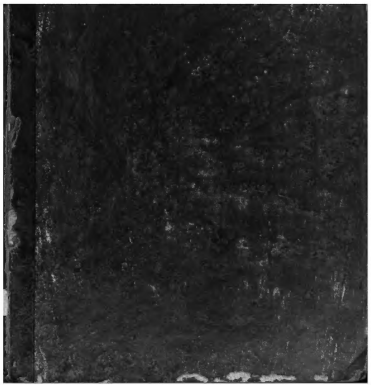
32101 076296488

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

G982
.329

ANNEX LIB.

(RECAP)

UNIVERSITY
OCT 27 1896
PRINCETON, N.J.

Digitized by Google

UNIVERSITY LIBRARY,
OCT 27 1896
PRINCETON, N. J.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Zweite Section

H — N.

Herausgegeben von

A. G. Hoffmann.

Achter Theil

mit Kupfern und Charten.

UNIVERSITY
LIBRARY
PRINCETON, N.J.

HIBO — HIRUDINES.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1831.

Digitized by Google

UNIVERSITY
LIBRARY
PRINCETON, N.J.

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweite Section

H — N.

Achter Theil.

HIBO — HIRUDINES.

102158

UNIVERSITY
LIBRARY
PRINCETON, N.J.

Verzeichniss der Kupfertafeln, welche mit dem Achten Theile der Zweiten Section der Allgemeinen Encyklopädie zu nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

Hinderniss	Kriegsbauwissenschaft.
Hintergalerie, Hinterkastell, Hinterlatterne, Hinterlyck, Hinterspill, Hinterstever u. s. w.	Nautik.
Hippopotamus	Naturgeschichte.

Für Sechs Quart-Platten zu rechnen.

Digitized by Google

H I B O.

HIBO, nach engländ. Orthographie Heebo, nach einigen Ibo, Ebo, oder gar Tebo, Name einer nordöſtlich von Benin im Binnenlande in der ſüdlichen Hälfte Afrikas wohnende Völkerſchaft, deren Sprache mit der in Benin gebräuchlichen verwandt iſt. Von Farbe iſt ſie ſchwärzer als die Beniner, aber doch heller als die Hio's, von Gemüth ſanft und milde, und von Statur ſchön und anſehnlich. Ihr Land ſcheint ſehr bevölkert; die zur ausgezeichneten Klaſſe der Briché (d. i. Edelmann oder älteſter Sohn von einem, der nicht arbeitet) Gehörenden erben nach des Vaters Tode nicht nur ſeine ſämmtlichen Sklaven, ſondern ſind auch unumſchränkte Herren ſeiner Weiber und Kinder*). (*R.*)

HIBOLITE, HIBOLITH, HIBOLITHES, teutſch Hibolith, franz. Hibolite (Palaeont.). Ein Konchyliengeſchlecht, von *Denys de Montfort* [1]) aufgeſtellt für drei foſſile Belemnitenarten, deren er folgenden Geſchlechtscharakter gab: „Testa libera, univalvis, polythalamia, recta, lanceolato-inflata; Apertura rotunda, horizontalis; Sipho centralis; Septa conica, laevia, primum complanata, demum teretia; Sulcus longitudinalis in superficie laevi.“ Aber die Aufſtellung dieſes Geſchlechts gründet ſich hauptſächlich auf die irrige individuelle Anſicht, welche *Montfort* von der Natur der Belemniten hatte; in Wirklichkeit ſind die Hibolithen kaum als Arten von andern Belemniten unterſcheidbar. Das Geſchlecht iſt daher auch weiter nicht angenommen worden [2]), und die einzige von *Montfort* benannte und ſchlecht abgebildete Art, H. hastatus von Gaſt [3]), iſt von v. *Schlotheim* [4]) mit ſeinem Belemnites lanceolatus, von *de Blainville* [5]) mit ſeinem B. fusiformis und B. semihastatus für identiſch gehalten worden. (*H. G. Bronn.*)

Hibrida, Hybrida, ſ. Ibrida.

Hiccin, ſ. Hultschin.

HICCORY BORK, die Rinde des nordamerikaniſchen Wallnußbaumes, welche zum Gelbfärben benutzt wird; ſ. Hicorius und Wallnuss. (Waarenk. und Technol.) (*R.*)

Hicesia } , ſ. Hikesia u. Hickesius.
Hicesius }

HICKEL (Anton u. Joseph). Der erſtere iſt geboren in Böhmen 1745, ſein älterer Bruder Joſeph aber 1734; Beide waren gute Hiſtorien- und Bildnißmaler. Beſonders zeichnete ſich Anton, welcher Joſephs Schüler war, mehr in Bildniſſen aus, deren er auch ſehr viele auf ſeinen Reiſen und beſonders in Frankreich und England fertigte. Den größten Beifall erntete ſein großes reiches Gemälde, eine Sitzung des engländ. Parlaments vorſtellend, welches beinahe 100 Bildniſſe nach der Natur gemalt enthält; jedoch war man mit der Compoſition dieſes Gemäldes weniger zufrieden, als mit den Bildniſſen. Unter ſeine letzten Arbeiten gehört als das vollendeteſte Werk, das Bildniß von Klopſtock (faſt in ganzer Figur). (*Frenzel.*)

HICKENGRUND (der), eine Gegend in dem königl. preuß. Reg. Bez. Arnsberg, im Kreiſe Siegen. Ihn bildet ein angenehmes Thal am Abhange des Weſterwaldes mit waldigen Höhen umgeben, und er beſtehet aus dem einen Kirchſpiele Nieder-Dreſſelndorf, aus 4 Dörfern mit 350 Wohnhäuſern und ungefähr 1800 Selen. Er machte urſprünglich einen Theil des Haigergaues aus, der von der Stadt Haiger im Naſſau'ſchen ſeinen Namen führte, und ſich vom Einfluſſe der Dietzhölze in die Dille bis an die Sieg erſtreckte, und auf der anderen Seite von der hinteren und großen Niſter in der Gegend von Hachenburg an bis zur alten Gränze des Siegerlandes lief, und die jetzigen Kirchſpiele Haiger, Dreſſelndorf, Burbach, Kirburg, Daden, Fiſchbach, Kirchen, Neunkirchen, Ebersbach und Fronhauſen umſchloß. Dieſer Gau kommt 913 zum erſten Male in Urkunden vor, und bildete ein eignes Ruralkapitel in der trier'ſchen Diöceſe, das dem Archidiakonat in Ditkirchen untergeben war. Seine älteſten Gaugrafen ſind unbekannt. Zuletzt erſcheinen die Dynaſten von Molsberg im Beſitze der höchſten Gerichtsbarkeit (der alten gaugräflichen Rechte) über denſelben, die ſie aber nicht ſelbſt ausübten, ſondern an die drei adeligen Familien von Haiger, von Selbach und von Bicken zu Lehen gegeben hatten. Im Anfange des 14ten Jahrh. aber begannen ſie die-

*) Ukert im Weim. Handb. 6te Abth. 2r Bd. S. 303. 4. vorzüglich nach *J. Adams* remarks on the country extending from Cape Palmas to the river Congo. Lond. 1823. 8.

1) *Denys de Montfort*: Conchyliologie systematique I. (1808). p. 336—388. *Defrance* im Dictionnaire des Scienc. naturel. XXI. (1821). p. 155. 3) *Sander-Rang* Manuel de l' histoire naturelle des Mollusques. (1829). p. 96. 4) *v. Schlotheim* Petrefactenkunde. (1820). p. 50. 5) *Ducrotay de Blainville*; Mémoire sur les Belemnites. (1827). p. 73. 74. *Du même* Manuel de Malacologie (1825). p. 356.

ſelbe nach und nach an die jüngere oder ottoniſche Linie des naſſau'ſchen Hauſes zu veräußern. So ging 1311 und 1323 das Gericht Haiger mit dem darunter begriffenen Hickengrunde durch Kauf an Naſſau über, und iſt ſeitdem und bis in die neuern Zeiten bei dieſem Hauſe geblieben. Als nach dem Tode des Grafen Johann des Älteren von Naſſau-Katzenellenbogen im J. 1606 deſſen Söhne ſich in die Verlaſſenſchaft theilten, wurde der Hickengrund und der Grund Selbach zum beilſtein'ſchen Landestheil geſchlagen, den der Graf Georg erhielt. Dieſes gab Veranlaſſung, ihn vom Gerichte Haiger zu trennen, und dem Amte Burbach zuzuweiſen, wohin er noch gehört. Im J. 1806, wo das Fürſtenthum Oranien-Naſſau durch den Rheinbund aufgelöſt wurde, kam er zum Herzogthum Naſſau, kehrte aber 1814 zu ſeinem alten Herrn zurück, bis er 1816 an Preußen abgetreten wurde. — Die Bewohner dieſes Grundes zeichnen ſich durch Leibesgeſtalt, Kleidung, Ausſprache und Lebensart von allen ihren Nachbarn merklich aus; was einer alten Sage, daß ſie von einer fremden, aus Ungarn eingewanderten Kolonie abſtammen ſollen, einige Wahrſcheinlichkeit gibt. Die meiſten nähren ſich neben einem geringen Ackerbau vom Fuhrweſen, das ſie bis in die entfernteſten Länder Teutſchlandes führt. (*C. D. Vogel.*)

Hickerybaum, 1) Bot., ſ. Hicorius; 2) Waarenk. u. Technol., ſ. Wallnuss.

HICKES, HICKESIUS, 1) Georg, Dechant zu Worceſter, geb. 1642 zu Newsham in Yorkſhire. Auf den Hochſchulen zu Oxford und Cambridge zeichnete er ſich bald durch Kenntniſſe und wiſſenſchaftliche Strebungen rühmlich aus, erhielt mehrere akademiſche Grade, und war 7 Jahre Lector am Lincoln-Collegium. Dann bereiſte er Frankreich, hielt ſich ein Jahr lang in Paris auf, und begleitete 1677 den Herzog von Lauderdale als Kapellan nach Schottland, wo er die theologiſche Doktorwürde annahm. Die Stelle eines Dechant von Worceſter, welche er 1683 erhielt, verlor er 1690, weil er ſich nicht entſchließen konnte, dem Könige Wilhelm III. den Huldigungseid zu leiſten, ſo lange der entwichene König Jakob II. noch lebte. Er begab ſich zu dieſem, als Abgeordneter der diſſentirenden Prälaten, nach Frankreich, vertheidigte auch nach ſeiner Rückkehr die Anſprüche Jakobs mit heroiſchem Muthe, ward von den Nonjurorn zum Weihbiſchof von Thetford ernannt, und ſtarb zu London den 25. December 1715. Er war ein ſehr fruchtbarer theologiſcher und politiſcher Schriftſteller, allein da ſeine meiſten Schriften eine polemiſche Tendenz hatten, und ſich auf Zeitereigniſſe bezogen, ſo können ſie hier übergangen werden [1]). Unvergeſſen ſind dagegen ſeine gehaltvollen linguiſtiſchen Werke: Institutiones grammaticae anglo-sax. et moesogothicae; acced. grammaticae island. rudimenta Runolphi Jonae, cum diction. island. Oxon. 1689. 4.; vermehrt abgedruckt in ſeinem Hauptwerke: Thesaurus grammatico-criticus et archaeologicus linguarum veterum septentrionalium. T. I. continentur: *Hickesii* institutt. gramm. anglo-sax. et moesogothicae, item grammatica franco-theotisca. T. II. Grammaticae island. rudimenta per *R. Jonam*, cum *Hickesii* diss. epist. de antiquae literaturae septentrionalis utilitate; numismata anglo-saxonica et anglo-danica, breviter illustr. ab *Andr. Fountaine*. T. III. *Humphredi Wanleji* librorum vet. septentrionalium, qui in Angliae bibliothecis exstant, nec non multorum veterum codd. sept. alibi exstantium catalogus historico-criticus. Oxon. 1703 — 1705. Vol. III. fol. mit Kupf. [2]). Ein Auszug iſt: *Guil. Wottoni* linguar. vett. septentrionalium thesauri conspectus brevis. Lond. 1708. 8.; engl. von Maur. Shelton, eben daſ. 1735. 8., und die Grammatica anglo-saxonica ex *Hick.* thes. excerpta. Oxon. 1721. 8. Von Pougens hat man, ebenfalls aus Hickes gezogen: Essai sur les antiquités du Nord, et les anciens langues septentrionales. 1797., augm. Par. 1799. 8. Hickes iſt als der Vater des angelſächſiſchen Sprachſtudiums, und als ſorgfältiger Forſcher in den alten nordiſchen Sprachen und Antiquitäten unſterblich. Aus ſeinem Nachlaſſe erſchien: The constitution of the catholik church, and the nature and consequences of schism. 1716 [3]). (*Baur.*)

2) Thomas, Bruder des vorhergehenden, wurde im J. 1662 von ſeiner Stelle in Devonſhire vertrieben, nahm 1685 Theil an der Empörung des Herzogs von Monmouth, und wurde in Folge dieſer Handlung hingerichtet [*]). (*R.*)

HICKMAN, 1) Kanton im weſtlichen Theil des Stats Tenneſſee, an beiden Seiten des Duckfluſſes, der weſtlich dem Tenneſſee (Ohio-Miſſiſſippi, mexikaniſcher Meerbuſen) zuſtrömt, und hier ſchiffbar wird. 1820 zählte der Kanton 6080 Einwohner, worunter 700 Sklaven. Das Land iſt hüglicht und ziemlich fruchtbar. Der Hauptort Vernon, an der Nordſeite des Duckfluſſes, liegt 9 teutſche Meilen ſüdweſtlich von Naſhville. (v. St. v. Nd. Am.). 2) Kanton im State Kentucky an deſſen Südoſtecke, im Süden vom State Tenneſſee begränzt, und im Weſten vom Miſſiſſippi-Strom beſpült. Daher viel Marſchboden zum Reis- und Zuckerbau geeignet, auch Salzlachen. 1825 mit 1890 Einwohnern, worunter 280 Sklaven. Haupthafen Columbia, drei teutſche Meilen ſüdlich vom Einfluſſe des Ohio in den Miſſiſſippi. v. St. v. Nd. Am. (*C. N. Röding.*)

HICKMAN (Henry), ein nonconformiſtiſcher Geiſtlicher aus Worceſterſhire gebürtig, bildete ſich zu Cambridge, war dann ſeit 1647 zu Oxford, bekleidete am Magdalenen-College die Stelle eines Fellow, wurde aber bei der Reſtauration von derſelben entfernt und ſtarb

1) Sie ſind verzeichnet in *Chaufepié* Dict. T. II.

2) Man ſehe von dieſem wichtigen Werke die Acta erudit. Lips. mens. Mart. 1706. 3) Britiſche Biogr. 10r Bd. 542. *Chaufepié* l. c. Bamberger's Anekd. von großbrit. Gelehrten. 2r Th. 137. Biogr. univ. T. XX. (von Weis). Eberts bibliogr. Lex.

*) *Crabb* univers. historic. Diction. Vol. II. unt. d. W.

1692 zu Leyden. Seine Schriften sind fast alle polemisch und besonders gegen Thomas Pierce, Durell, Heylin und Scrivener gerichtet *). Beachtungswerth ist etwa noch seine Concio de haeresium origine in Matth. 13, 27. (Oxon. 1659. 8.), welche mit R. Crossen's und Sim. Ford's Schriften unter dem Titel Dissert. theolog. triga (Königsberg 1673. 8.) wieder abgedruckt wurde, und die pseudonym herausgegebene Apologia pro ministris non conformistis in Anglia ab Irenaeo Eleutherio. 1664 **). (*A. G. Hoffmann.*)

Hickorywallnuss, 1) Bot. s. Hicorius. 2) Warenk. u. Technol. s. Wallnuss.

HICKS, Name einer engl. Familie mit der Würde und dem Titel eines Baronets in Gloucestershire. Zu ihren Vorfahren gehört John H. von Tolworth, der unter König Heinrich VII. lebte; aber die Würde eines Baronet erhielt erst William H. im J. 1619 †). (*R.*)

HICKS, 1) Francis, geb. 1566 in Worcestershire und gest. 1630, bekannt durch eine Übersetzung des Lukian, welche indeß erst sein Sohn Thomas, Kaplan zu Oxford, im J. 1634. 4. herausgegeben und mit einem Leben des Lukianos und Anmerkungen bereichert hat. Die Übersetzungen des Thukydides und Herodianos, welche Francis H. auch unternommen hatte, sind nicht gedruckt, sondern von dem jüngern Hicks, der aber bereits 1634 starb, der Oxforder Bibliothek geschenkt worden.

2) George, s. Hickes.

3) Thomas, s. unt. Nr. 1.

4) William, Sohn von Nicholas H., war in den Zeiten der Empörung Kapitän bei der Landmiliz, und starb 1659. Neigung zur Schwärmerei machte ihn zum Erklärer der Johanneischen Apokalypse; seine Schrift ist betitelt: Revelation revealed Lond. 1659. fol. (mit einem neuen Titelblatt und dem Bildniß des Verfassers 1661). Mit diesem Manne ist nicht zu verwechseln ein anderer William H., Werbeofficier unter König Karl II., welcher zuerst in England Späße zusammentrug in dem scherzhaften Buche Oxford-Jests ††). (*R.*)

HICKSFORD, Hauptort des Kantons Greeneville im State Virginien, auf der Südseite des Meherrin (Chowanfluß, Albemarle Sund, atlantisches Meer), 600 Einwohner, 12 teutsche Meilen von Richmond, Virginiens Hauptstadt. (*C. N. Röding.*)

HICKSITES, eine Sekte heterodoxer Quäker, welche sich im Sept. 1828 von den orthodoxen Quäkern förmlich trennten und ihren Hauptsitz zu Duanesburgh, Kanton Schenectady im State New-York haben. (M. s. Röding's Columbus. 1829. I. S. 57).

(*C. N. Röding.*)

HICORIUS. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Amentaceen und der vierten Ordnung der 21sten Linnéschen Klasse hat Rafinesque (Florula ludoviciana. 1817. p. 109) so genannt, indem er einen nordamerikanischen Namen (Hickory) latinisirte. Erst ein Jahr später stellte Nuttall (Gen. of North-amer. pl. II. p. 220) dieselbe Gattung unter dem Namen Carya (*Κάρυα* der Wallnußbaum), welcher jetzt allgemein angenommen ist, auf. Char. Die männlichen Blüthen bilden ein dachziegelförmig-schuppiges, zusammengesetztes Kätzchen: sie bestehen in einem dreitheiligen Schüppchen (dem Kelche) und vier bis sechs (selten acht) Staubfäden; die Korolle fehlt beiden Geschlechtern; die weibliche Blüthe hat einen oberen, viertheiligen Kelch und eine vierlappige Narbe; die Hülle der Steinfrucht ist vierklappig, die Nuß viereckig. Die zehn bekannten Arten, welche man früher zu der in allen wesentlichen Theilen abweichenden Gattung Juglans rechnete, sind nordamerikanische Bäume mit unpaarig-gefiederten Blättern: 1) H. olivaeformis *Rafin.* l. c. Carya olivaef. *Nutt.* (l. c. p. 221, Juglans olivaeform. *Mx.* bor. am. II. p. 191, *Mx.* fils Arbr. de l'Am. sept. I. t. 3., J. augustifolia *Ait.* Kew. 2. V. 296., J. Pecan *Marsh.* arbust. am., J. rubra *Gärtn.* de fruct. II. 51. t. 89.) mit meist vierparigen, lanzettförmigen, fast sichelförmigen, gesägten, unbehaarten Blättchen, gestielten Endblättchen, ablangen, viereckigen Früchten und glatten Nüssen. An den Ufern des Ohio, Mississippi und anderer Flüsse in Ober-Louisiana. Der Kern der Nuß (Pecan-nut, Illinois-nut) ist sehr wohlschmeckend. 2) H. sulcata* (Carya sulcata *Nutt.* l. c., Juglans sulcata *Willd.* Baumz. 154. t. 7., J. mucronata *Mx.* l. c. p. 192., J. laciniosa *Mx.* fils l. c. p. 199. t. 8.) mit meist dreiparigen, ablangen, spitzen, fein gesägten Blättchen, welche unten, wie der gemeinschaftliche Blattstiel fein behaart sind, mit rundlichen Früchten, deren vier Ecken scharf hervortreten und mit glatten, langspitzigen Nüssen. Dieser Baum (Thick-shelled Hickory, wegen der dicken Schale der Nuß) erreicht im fetten Boden der Alleganythäler und Carolina's eine Höhe von 60 bis 80 Fuß; der Kern der Nüsse (Springfield-, od. Glocester-nut) ist wohlschmeckend. 3) H. alba* (Carya alba *Nutt.* l. c., Juglans alba *Mx.* l. c. p. 193., J. squamosa *Poir.* enc. IV. 504., *Mx.* f. l. c. t. 7., J. compressa *Gärtn.* l. c., *Mühlenb.* und *Willd.* in Neue Schr. berl. naturf. Fr. III. 390.) mit meist sechsparigen, ablang-lanzettförmigen, lang zugespitzten, spitz gesägten, unten zottigen Blättchen, flachgedrückt-kugeligen Früchten und schmal gedrückten, schiefen Nüssen. Dieser Baum (Shag-, Shell-, od. Scaly-barked Hickory, weil sich bei alten Bäumen dieser und der vorhergehenden Art die Oberhaut der Rinde ablöst), welcher eine beträchtliche Höhe erreicht, wächst von Neu-England bis Carolina und in den Alleganygebirgen in schattigen, fruchtbaren Wäldern: er liefert ein treffliches Nutzholz und eine dünnschalige Nuß mit sehr großem, schmackhaftem Kerne. 4) H. tomentosa* (Carya tomentosa *Nutt.* l. c., Juglans tomentosa *Mx.* l. c. p. 192., *Mx.* f. l. c. t. 6., J. alba *L.* sp. pl., Wan-

1*

*) *Watt's* Biblioth. Brit. Vol. I., 494. verzeichnet sie; einige erwähnt auch Adelung's Fortsetzung zu Jöchers Gelehrt. 2 Bd. 1996 ff. **) *Wood* Athen. Oxon. *Watt* a. a. O. *Crabb* Univ. hist. Diction. Vol. II. unt. d. W. und Adelung a. a. O.

†) *Crabb* Univ. Histor. Diction. Vol. II. unter d. W.

††) *Crabb* a. a. O. *Watt's* Biblioth. Brit. Vol. I, 495. *Wood* Athen. Oxon.

genh. nordam. Holzart. 23. t. 10. f. 22., *Gärtn.* l. c.), mit meist vierparigen, ablang-lanzettförmigen, lang zugespitzten, etwas gesägten, unten, wie die Blattstiele, zottigen Blättchen, fadenförmigen, sehr langen, filzigen Blüthenkätzchen, fast kugeligen, glatten Früchten und fast sechswinkeligen Nüssen mit sehr harter Schale. Diese Art (Mocker-nut, White-heart, Common Hickory), welche eine bedeutende Höhe erreicht, wächst in fruchtbaren Wäldern von Neu-England bis Carolina und in den Alleganys, und liefert ein sehr gesuchtes Nutz- und Brennholz und eine große Nuß (wie ein Apfel) mit einem kleinen, aber wohlschmeckenden Kerne. 5) H. microcarpa* (Carya microcarpa *Nutt.* l. c.), mit meist dreiparigen, ablang-lanzettförmigen, lang zugespitzten, gesägten, auf beiden Flächen unbehaarten, unten drüsig-punktirten Blättchen, bärtigen Achseln der Blattadern, fast kugeligen Früchten und vierwinkeligen, abgestutzten Nüssen. Dieser mächtige, glattrindige Baum wächst an den Ufern des Schuylkill in Pensylvanien: seine Nüsse sind klein (wie eine Muskatnuß), aber eßbar. 6) H. amara *Rafin.* (l. c., Carya amara *Nutt.* l. c. p. 222., Juglans amara *Mx.* f. l. c. p. 177. t. 4.), mit meist vierparigen, eiförmig-ablangen, lang zugespitzten, spitz gezähnten, auf beiden Flächen unbehaarten Blättchen, fast kugeligen Früchten, hervorstehenden Nähten der zerbrechlichen Schale und fast kugeligen, spitzen, glatten Nüssen. Dieser hohe Baum wächst in fruchtbaren Wäldern von Neu-England bis Carolina; die Einwohner, welche ihn häufig mit der folgenden Art verwechseln, nennen ihn Bitter-nut, White-, od. Swamp-Hickory. Seine Nuß ist klein, ihr Kern sehr bitter. 7) H. porcina* (Carya porcina *Nutt.*, Juglans porcina *Mx.* f. l. c. p. 206. t. 9., J. obcordata *Poir.* l. c., *Muhlenb.* ind. fl. lam., und a. a. O., J. glabra *Muhlenb.* a. a. O.), mit meist vierparigen, an der Basis ungleich abgerundeten, ablangen, lang zugespitzten, gesägten, auf beiden Flächen unbehaarten Blättchen, fast kugelig-kräuselförmigen Früchten und sehr harten, glatten Nüssen. Von Neu-England bis Georgien, besonders an den Rändern der großen Sümpfe (Swamps). Dieser Baum (Broom-, Swamp-Hickory, Pig-nut, Hog-nut), wird bei einem Durchmesser des Stammes von 3 bis 4 Fuß, 70 bis 80 Fuß hoch: aus dem sehr zähen Holze, welches man zu diesem Zwecke fein spaltet, werden Besen verfertigt. Die Nuß enthält einen bittern Kern. 8) H. aquatica* (Carya aquatica *Nutt.* l. c., Juglans aquatica *Mx.* f. l. c. p. 182. t. 5.), mit meist fünfparigen, schmal lanzettförmigen, lang zugespitzten, etwas gesägten, unbehaarten Blättchen, eiförmigen Früchten mit hervorstehenden Nähten und etwas flach gedrückten, dünnschaligen Nüssen. Dieser Baum (Water-Bitter-nut Hickory) wird 40 bis 50 Fuß hoch und wächst in Sümpfen, auf Reisfeldern und an Flüssen in Süd-Carolina und Georgien. Die Nuß ist rostbraun und enthält einen sehr bittern Kern. 9) H. myristicaeformis* (Carya myristicaef. *Nutt.* l. c., Juglans *Mx.* f. l. c. p. 211. t. 10.), mit meist dreiparigen, ei-lanzettförmigen, lang zugespitzten, gesägten, unbehaarten Blättern, ovalen, runzeligen, scharf anzufühlenden Früchten und elliptischen, spitzen, gefurcht-liniirten, sehr harten Nüssen. Dieser Baum (Nutmeg Hickory), welchen der jüngere Michaux als in Süd-Carolina einheimisch beschrieb, ist seitdem nicht wieder beobachtet. Seine Nüsse sind braun mit weißen Linien. 10) H. integrifolia *Rafin.* (l. c., Carya integrifolia *Spr.* Syst. III. 849.), mit meist fünfparigen, lanzettförmigen, lang zugespitzten, glattrandigen Blättern, filzigen Zweigen und Blattstielen, sechs bis acht Staubfäden in jeder männlichen Blume und viereckiger Frucht. Dieser Baum (Bitter-Pecan-nut Hickory), welcher in Louisiana einheimisch ist und eine beträchtliche Höhe erreicht, liefert ein weißes, schweres, dichtes Nutzholz, welches besonders von Stellmachern und Tischlern verarbeitet wird. (*Sprengel.*)

Hicorywallnuss, 1) Bot. s. den vorh. Artikel Hicorius. 2) Waarenk. und Technol. s. Wallnuss.

Hidago, s. Hide.

Hidagu, s. Hidveg.

HIDALGO (Reichgeborner; von Higo: Sohn, Abkömmling, und Algo: Reichthum, Gut, Vermögen), Bezeichnung eines Mitgliedes der letzten Klasse des niedern Adels in Spanien; wahrscheinlich entstanden aus der Nothwendigkeit den gekauften oder geschenkten Adel von dem Geburtsadel in jenen Zeiten zu unterscheiden, wo mit dem Adelthume jeder Vorzug an Stand, Rang, Vermögen und Gesittung verbunden war. (Vergl. d. Art. Titulado, Escudero). Gegenwärtig scheidet sich die Klasse der Hidalgos in Hidalgos de naturaleza, d. h. in solche, deren Vorfahren den Adelstand erlangt und ihnen dessen Vorrechte erblich hinterlassen haben, und in Hidalgos de privilegio, d. h. in solche, von denen der Adel entweder aus Gnaden gewonnen oder auch erkauft ist. Hinsichts der Vorrechte stehen beide Abtheilungen sich und überhaupt den andern niedern Adelsklassen (Cavalleros: Ritter, Escuderos: Knappen) gleich; doch sind dieser Rechte nur wenige, und Spaniens niederer Adel gilt — wenn nicht Reichthum ihn stützt — wenig mehr als der Bürgerstand. Hinsichts der Achtung im Volke haben die Hidalgos de naturaleza einen großen Vorrang; denn die Hidalgos de privilegio werden vom Adel als Eindringlinge, vom Bürger als Sonderlinge betrachtet. Endlich ist das Wort Hidalgo mit dem Vorsatze: Sennhor ein Titel für die königl. und fürstl. Edelknaben. In Portugal gilt dasselbe, nur wird Hidalgo dort in Fidalgo verwandelt. (*Benicken.*)

Hidalgo (Geogr.), s. Tenerifa.

HIDALGO (Don Jos. Garzia), ein sehr guter spanischer Maler, geb. gegen 1650 und Zeitgenosse des Salvator Rosa, Pietro de Cortona und Carlo Maratti, studirte unter Hiacynth Brandi zu Rom. Später lebte er zu Madrid, wo er besonders in dem Kloster St. Felipe el Real 24 Gemälde von sehr schöner Composition vollendete. Er gehörte zu denjenigen, die den verdorbenen Kunstgeschmack in Spanien verbesserten und hat besonders die ältern Kunstwerke zur

Rückerinnerung empfohlen. Seine im J. 1691 herausgegebenen Kunstschriften zeigen viel Theorie und Erfahrung, und enthalten zugleich schätzbare Nachrichten über spanische Künstler. Zu Madrid bekleidete er die sonderbare Stelle eines von der Inquisition gesetzten Aufsehers oder Censors der in den Häusern oder Familien befindlichen Gemälde, rücksichtlich ihrer Gegenstände. (*Frenzel.*)

HIDALGO Y COSTILLA (Don Miguel), katholischer Pfarrer zu Dolores im merikanischen Gebiete, hat sich dadurch einen Namen gemacht, daß er im J. 1810 einen sehr gefährlichen Aufstand gegen die spanische Regirung erregte und bis zu seinem Tode leitete. Thätig und lebhaft von Natur, reicher mit Kenntnissen ausgestattet, als es der Klerus des Landes zu seyn pflegte und bekannt mit dem allgemeinen Hasse der Nation gegen den europäischen Despotismus faßte er den kühnen Entschluß, eine neue Ordnung der Dinge herbei zu führen, wobei ihm die durch Gelehrsamkeit und tadellosen Wandel erworbene Achtung, vorzüglich aber die Anhänglichkeit der seiner geistlichen Pflege anvertrauten Eingebornen vielfache Unterstützung verhießen. An dem Cavalleriecapitän Allende und einigen andern Officieren fand er Freunde und Beförderer seines Planes; es wurde daher festgesetzt, daß auf den 1. November 1810 in allen Provinzen Mexiko's die Empörung vorbereitet werden sollte. Durch Verrath eines Mitverschwornen aber wurde das Unternehmen gezeitigt; Allende marschirte mit den ihm gewogenen Soldaten von San Miguel nach Dolores, wo er am 10. Sept. 1810 eintraf, und H. wußte durch eine feurige Rede die Indianer fortzureißen, stellte sich an die Spitze der aufgeregten Schaar, führte sie schleunigst, noch ehe sie zur Besinnung kam, nach San Miguel und ließ dort, um die Verhältnisse total zu brechen, die Häuser der Spanier plündern. Die Masse erhielt durch 2 Eskadrons, welche sich hier anschlossen, ansehnliche Verstärkung, und drang sogleich nach der Stadt Zelaya, deren Garnison zu ihr überging. Jetzt fühlte sich H. stark genug, die reiche Stadt Guanaroato von ungefähr 80,000 Einw. anzugreifen; schon am 29. September war er im Besitz derselben und erbeutete dort 5 Millionen geprägtes Geld und viel Silber in Stangen. Der Vicekönig Venegas suchte zwar durch eine Proclamation eine günstigere Stimmung im Volke zu erwecken, sandte auch Truppen ab, um Queretaro, 42 Lieues von Mexiko, zu vertheidigen. Allein H. that nun den sehr entscheidenden Schritt, die Abgabe der tributos abzuschaffen, welche die Nachkommen der Ureinwohner seit Entdeckung des Festlandes von Amerika hatten bezahlen müssen. Hiedurch gewann er die ganze Bevölkerung für sich; seine Armee vergrößerte sich zusehends und mehrere Städte, namentlich auch Zacatecas, in dessen Nähe reiche Goldminen befindlich sind, erklärten sich gegen die bestehende Verfassung. Mit ungemeiner Thätigkeit sorgte H. für die Bedürfnisse seiner zahlreichen Anhänger, ließ Geld schlagen, ernannte Befehlshaber; wer kein Gewehr hatte, wurde mit Piken u. s. w. bewaffnet, und was der Armee an regelmäßiger Bewaffnung abging, ersetzte die furchtbare Zahl der Krieger. Er berechnete auch den Eindruck, den ein Denkmal der errungenen Freiheit auf die Sinne machen müsse und ließ daher ein solches errichten, libertador Americano genannt. In Valladolid, wo er am 20. Okt. einrückte, fielen ihm 1,200,000 der spanischen Krone gehörende Dollars in die Hände und sein Heer erhielt einen Zuwachs von 2 Regimentern. Am 24. Oktober wurde er zum Generalissimus und sein Freund Allende zum Generalcapitän ernannt; seine Armee betrug ungefähr 80,000 Mann mit Fahnen von blauer und weißer Farbe, wie sie die alten merikanischen Herrscher gehabt hatten. Am 27. Oktober war er in Toluca, nur 12 Lieues östlich von der Hauptstadt Mexiko, welche fast ganz von Truppen entblößt und bereits in großer Gährung war. Der Vicekönig ergriff die viel versprechende Maßregel, H. und seine Anhänger durch den Erzbischof excommuniciren zu lassen; allein H. reinigte sich durch ein Manifest von jeder Ketzerei und deckte die Widersprüche seiner Verleumder rücksichtslos auf. Eben so schlug der Versuch, ihn auf den Höhen von Las Cruces gefangen zu nehmen, ganz fehl. Inzwischen hatte der Insurgent Morelos mehrere Städte südlich von Mexiko besetzt, der talentvolle Villagran marschirte von einer andern Seite auf die Hauptstadt los und nur der unglaublichen Thätigkeit des spanischen Generals Callejas gelang es, diese noch zu retten. In Eilmärschen rückte er unerwartet schnell herbei, errang den Sieg bei Aculco, nach welchem H. sich zurückzog, zuerst nach Guanaroato, dann nach Guadalaxara, wo er noch einige Vortheile über die königlichen Truppen davon trug. In einer Schlacht an der Brücke von Calderon besiegte ihn Callejas abermals; H. beschloß daher nach Louisiana zu gehen und würde bei der herrschenden Zerrüttung des merikanischen Königreiches seinen Siegern noch viel zu schaffen gemacht haben, wenn ihn nicht die Treulosigkeit des Elisondo, eines Kommandeur's der Insurgenten, welcher auf solche Weise aller Strafe zu entgehen hoffte, an diesem Plane gehindert hätte. Am 11. März 1811 wurde er plötzlich von dem Verräther und seinen Verschwornen bei Acatita de Bajan angegriffen, flüchtete sich zwar nach Chiguagno, wurde aber dort ergriffen und hingerichtet. Die Ruhe kehrte mit seinem Tode nicht zurück; denn nun trat Morelos an die Spitze der Insurrection *). (*R.*)

HIDANG, ein Fort des Distriktes Khatang im vorderindischen State Nepaul auf der Westseite des Arun und Sitz eines Subahs †). (*R.*)

HIDAT, ein Bezirk in der Provinz Awar, im Lande der wilden und räuberischen Lesghier am östlichen Kaukasus, am Flusse Koisu, mit ungefähr 400 Familien, die in 20 Dörfern wohnen. Sie haben zwar ihr eignes Oberhaupt, Aslan-Beg, müssen aber das zehnte Schaf an den Khan von Awar abgeben. Sie nähren sich, wie alle Lesghier, von der Jagd, Raub und Krieg, treiben aber doch nebenher etwas Viehzucht. (*J. C. Petri.*)

*) Galerie histor. des contemporains. T. V. p. 314 — 8. (Brux. 1819. 8.)

†) Weim. Handb. 4te Abth. 3r Bd. S. 355.

Hiddefeld, Hiddefeldt (Ambr.), ſ. Hiedlfeldt.

HIDDEKEL, beſſer CHIDDEKEL, חדקל, iſt der Name, mit welchem die Hebräer den Tigris belegen (1 Moſ. 2, 14. Daniel 2, 4.). Joſephus I, 2. führt die ſyriſche und chaldäiſche Benennung *Διγλάθ* an und erklärt ſie durch *τὸ μετὰ στενότητος ὀξύ*, d. i. mit Schnelligkeit durch enge Ufer ſtrömend; Plinius VI, 31. berichtet: er entſpringe in der Landſchaft Großarmenien, in einer Ebene aus einer ſichtbaren Quelle, der Ort heiße Elegoſine; des Fluſſes Name ſey Diglito, wo er langſamer fließe; von da an aber, wo er ſich raſcher bewege, fange man an, ihn Tigris zu nennen; ſo werde von den Medern ein Pfeil genannt. Er falle dann in den See Arethuſa, ſtröme durch denſelben und verſinke da, wo ihm der Taurus entgegen trete, in eine Höhle, fließe unterwärts fort und komme an einem Orte Zoroanda wieder hervor. Er durchſchneide dann wieder einen See Thospites, verberge ſich abermals in unterirdiſche Gänge und trete nach 25,000 Schritt bei Nymphäum wieder ans Licht. — Dieſer Nachricht zu Folge, fließt er Anfangs auf den Bergebenen nicht ſonderlich raſch und nimmt erſt dann, wenn er aus den Seen und Schluchten heraus tritt, einen ſchnellern Lauf an. R. Salomo Jarchi ed. *Scherzer* p. 42 leitet das Wort von חד und קל her und gibt zur Erklärung שמשיר חרין וקלין. Noch jetzt wird er von den Anwohnern Degila oder Digile genannt. *Kinneir* memoir of Persia. p. 9. Vergl. d. Art. Tigris. (*Kannglesser.*)

HIDDENHAUSEN, Kirchdorf im preuß. Reg. Bez. Minden, landr. Kreiſe Bünde, 7 Stunden von Minden entfernt. Nach der Zählung von 1821 ſind in der Pfarre 1986 Menſchen. Nahe dabei liegt der Ritterſitz Buſtedt. (*Rauschenbusch.*)

HIDDENSEE, früherhin auch Hythim, Haddeſcha, Hytthins-Ö, Hyddens-Ö, Hudentze, Hithinsoe, Hiddenſehe, eine Inſel an der Nordweſtküſte Rügens unter 30° 58′ öſtl. L., 54° 30′ nördl. Br. Die Seefahrer nennen ſie gewöhnlich Dornbuſch, weil vormals auf der nördlichen Spitze des Landes ein hoher, weit in der See ſichtbarer Dornbuſch ſtand, und dieſe Gegend auf den Seekarten ſo benannt iſt. Im J. 1296 [1]) ward vom rügenſchen Fürſten Witzlaff III. hier ein Abtkloſter geſtiftet, welches ſpäterhin bedeutende Güter und Einkünfte hatte, ſelbſt anſehnliche Renten aus dem Salzwerke zu Lüneburg [2]). Der pommernſche Herzog Barnim IX. hob auch dieſes Kloſter 1534 auf. Bis etwa zum J. 1632 war die Inſel fürſtl. Kammergut, dann ward ſie verpfändet, und endlich an einen Privatmann veräußert; ſeit welcher Zeit ſie als Allodialbeſitzung in mehrere Hände gekommen iſt, und nun dem Herrn von Bagewitz zu Malow gehört. Bernſtein wird an den Ufern der Inſel nicht ganz unbedeutend gefunden, ja, vor vielen Jahren ward hier, wie man ſagt, mit ziemlichem Erfolge nach Bernſtein gegraben. Vor dem J. 1772 benutzte man einen hier gefundenen feinen Thon zur Verfertigung von Fayance, welche vielen Abſatz, ſelbſt in Rußland, fand.

Dat ſöte Länneken (das ſüße Ländchen), wie die genügſamen Einwohner dieſes ihr Eiland nennen, iſt im Ganzen kahl, baumlos, unfruchtbar und ſandig. Der ſüdliche, der bei weitem größte Theil iſt ganz flach und niedrig und erhebt ſich ſehr wenig über die Meeresfläche. Der nördliche Theil dagegen erhebt ſich beträchtlich und hat gegen Norden ziemlich hohe und ſchroffe Ufer. Hier allein gibt es um die Ortſchaften: den Hof und das Dorf Kloſter und das Einliegerdorf Grieben, gutes Getreideland. Außer einer kleinen Fichtenanlage iſt jetzt auf Hiddenſee gar keine Holzung, welche in ältern Zeiten ziemlich bedeutend geweſen ſeyn muß, wie ältere Urkunden beweiſen. So unfruchtbar die Inſel auch im Ganzen iſt, ſo armſelig auch die meiſten Wohnungen ausſehen, da ſie zum Theil von Torf aufgeführt und nur mit Seegras bedeckt ſind, ſo gibt es hier doch nicht bloß zufriedene, ſondern auch viele wohlhabende Leute; denn die meiſten Einwohner ſind thätige Fiſcher, und viele erwerben ſich als Seefahrer einiges Vermögen, welches ihnen bei ihrer Mäßigkeit ein ſorgenfreies Alter ſichert [3]). Bei Hiddenſee liegen zwei kleine Werder — die Fährinſel, von zwei Fährleuten und einem Steuermann bewohnt, und Neubuſſin oder der kleine Beſſin, welches unbewohnt iſt.

Von S. nach N. dehnt ſich Hiddenſee in einer Länge (nach Grümbke) von ungefähr 1½ bis 2 Meilen aus. Die Breite iſt verſchieden, die größte beträgt faſt ½ Meile, die geringſte kaum 300 Schritt. Von Arkrea aus betrachtet, erſcheint die Inſel als ein ungeheurer, auf dem Meere ſchwimmender Wallfiſch. Nach Gadebuſch [4]) beträgt der Flächeninhalt $\frac{8\frac{1}{2}}{1\frac{1}{2}\frac{1}{6}}$ oder ⅓ einer □M. Die Einwohnerzahl betrug [5]) im J. 1767: 383 Seelen, im J. 1779: 484, davon 259 männliche und 225 weibliche, im J. 1780: 518, davon 270 männnliche und 248 weibliche, im J. 1783 [6]): 502, davon 236 freie Einwohner und 261 leibeigene Unterthanen, und 261 männliche und 241 weibliche.

In demſelben Jahre waren 11 männliche und 4 weibliche Kinder geboren, worunter, wie hier gewöhnlich, gar kein uneheliches, und geſtorben 9 männl. und 1 weibl., davon 6 männl. und 1 weibl. unter 1 Jahr, 1 männl. zwiſchen 20 und 25 Jahren und 2 männl. zwiſchen 70 und 80 Jahren. Zöllner gibt vom J. 1795

1) J. J. Grümbke in ſeinen neuen Darſtellungen von der Inſel Rügen (in denen die bis jetzt vollſtändigſten Nachrichten von Hiddenſee ſtehen) Th. II. S. 22 iſt ſchon in d. allg. Lit. Zeit. (Nov. 1820. Nr. 279.) berichtigt. Auch hat A. G. Schwartz in der Geographie des Norder-Teutſchlands d. Jahrzahl 1296. 2) J. J. Steinbrück's Geſchichte der Klöſter in Pommern. S. 90.

3) Zöllners Reiſe nach Rügen, S. 322 u. f. w. — Der Reiſegeſellſchafter durch Rügen von S—r. Berlin bei Enslin 1823. tl. 8. S. 59 u. f. w. 4) J. H. Gadebuſch pommerſche Sammlungen. Greifswald I. Bd. 1783, II. Bd. 1786. 4. 1r Bd. S. 334. 5) Nach Dähnert's Landesurkunden. Bd. V. S. 418. 6) Nach Gadebuſchen's ſchwediſch-pommernſcher Statskunde. Th. II. Beil. I. F.

500 und etliche Einwohner an, und Grümbke vom J. 1803 829, vom J. 1817 aber nur 654 Einw. und 1829 sogar nur 650. Ortschaften gibt es sechs — der Hof Kloster, das Kirchdorf Kloster, die Meierei und das Fischerdorf Grieben, die Fischerdörfer Rauendorf, Plagshagen und Vitt.

(*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

Hiddensehe, s. Hiddensee.

Hiddernettel, s. Urtica urens.

HIDDESSEN, eine Bauerschaft im Amte Detmold des Fürstenthums Lippe-Detmold mit 60 Häusern, Steingutfabrik und Ziegelhütte *). (*R.*)

HIDDINGEN, ein seit wenig Jahren durch seine Stahlquelle bekannt gewordenes Dorf von 50 Feuerstellen und 357 Einw. im Fürstenthum Verden, in der Mitte der Örter Walsrode, Rotenburg, Verden, Soltau, Scheesel, Ottersberg und Visselhövede in einer ziemlich fruchtbaren und angenehmen Gegend. Die Quelle wurde ganz zufällig entdeckt; als nämlich der Lohgärber Möhrmann im J. 1789 einen Brunnen graben ließ, kamen die Arbeiter zunächst auf eine mineralische Ader, in welcher sich eine mit Hammerschlag zu vergleichende Masse, aber keine Feuchtigkeit befand; etwa einen Fuß tiefer drang Wasser aus kleinen Quellen hervor, welches Leder und weiße Leinwand schwarz färbte. Ein mit Gicht und Magenkrämpfen beschwerter Einwohner Visselhövedes entschloß sich 1819 dieses Wasser als Bad zu gebrauchen, einige Jahre später geschah dieses vom Besitzer selbst und beide wurden gesund. Bei einer Prüfung zeigte sich, daß das Wasser das Pyrmonter an Eisenhaltigkeit um das Doppelte übertraf. Nach Vogel aus München ist das Wasser farblos und wirft beim Schütteln viele Perlen, hat einen eigenthümlichen bituminösen Geruch, welcher nicht vom Schwefelwasserstoff herzurühren scheint; der Geschmack ist widrig und zusammen ziehend; die Lakmustinktur wird von dem Wasser geröthet, die Galläpfel ertheilen diesem eine weinrothe Farbe, welche an der Luft schwarz wird. Das blausaure Eisenkali bringt einen blauen Niederschlag hervor. Von salpetersaurem Silber und von kleesaurem Ammonium wird das Wasser stark getrübt, aber keines Weges von salzsaurem Baryte; beim Kochen verliert es seinen unangenehmen Geruch, es wird sehr trübe und setzt ein ockergelbes Pulver ab, das mit etwas Wasser vermischt reich an kohlensaurem Eisen ist; außerdem enthält es salzsaure Magnesie, aber kein schwefelsaures Salz. 1820 fand man etwa 80 Fuß vom ersten Brunnen in der Tiefe von 10 Fuß eine essigsaure Quelle von noch stärkerm und eisenhaltigerem Wasser. Mit Gicht, hartnäckigem Rheumatismus und Engbrüstigkeit, starkem Kopfschmerz und Magenkrampf oder Schwäche der Verdauungswerkzeuge behaftete gebrauchten das Bad mit sichtbarem Nutzen. Jetzt ließ Möhrmann die Hauptquelle aufsuchen, und einen dritten Brunnen anlegen, welcher mit den andern in Verbindung gesetzt wurde. Die Zahl der Badegäste von 1820—22 betrug 153. Man hat das Wasser auch zu trinken angefangen. Spaziergänge, ein Conversationshaus, Tanzsaal, bequeme Zimmer zum logiren u. s. w. sind angelegt; die Badezimmer und Wannen, auch eine Douche sind gut eingerichtet. Seit 1822 ist auch ein Schlammbad daselbst *). (*Rotermund.*)

*) Weim. Handb. 1ste Abth. 5r Bd. S. 735.

Hiddo, s. Iddo.

HIDE, HYDE (lat. Hida, Hyda), bezeichnete im alten England so viel Ackerland, als sich in einem Jahre mit Einem Pfluge bestellen läßt. Im Allgemeinen nimmt man daher an, daß 100 engl. Acker darunter zu verstehen sind; andre bestimmen 120. Die Abgabe, welche man für ein solches Quantum Ackerland dem Könige zu entrichten hatte, hieß hidage oder hydage (lat. hidagium). Diese Eintheilung des Landes und die darnach bestimmten Abgaben werden schon ziemlich früh auch in Gesetzen erwähnt. [1]). (*R.*)

Hidekel, s. Hiddekel.

Hider-Aly, s. Hyder Ali.

HIDEUX, 1) Etienne, Stephan, gelehrter Benediktiner von St. Maur, geb. 1670 und gest. am 22. Februar 1743, war schon bei Simon Bonnet's Leben dessen Gehilfe bei der Sammlung Biblia maxima Patrum, und setzte dieselbe nach Bonnet's Tode 1705 in Verbindung mit Johann Peter du Bos fort. M. s. Taffin's Gelehrtengesch. der Congregation von St. Maur. Bd. 2. S. 358 u. s. w. und vergl. den Art. Bonnet (Simon) und du Bos (Johann Peter).

(*Mohnike.*)

2) Louis, Dr. und Prof. der Theologie an der Sorbonne zu Paris, bekannt und verdient durch seine kräftige Opposition gegen die Constitutio Unigenitus, starb im Mai 1720. Seine Schriften beziehen sich auf seine Abwehr jener berüchtigten Constitutio [2]). (*R.*)

HIDJELLEE, ein im bengalischen Distrikt Hoogly gelegene aber zu Orissa gehörige Stadt des brittischen Ostindien, auf der Westseite der Mündung des Flusses Hoogly mit 7 Salzraffinerien, in denen aus Meerwasser viel Salz gewonnen wird [3]). (*R.*)

HIDIMBA, HIDIMBAS, ist Name eines in dem großen indischen Gedicht Mahabharata erwähnten Riesen oder Rakschas, welcher von Bhimas, einem Sohne Pandu's erlegt wird. Der Riese wollte sich die schlafenden Pandawa's sammt ihrer Mutter wohl schmecken lassen und schickte seine Schwester *) Hidimbâ hin, sie zu tödten. Doch diese wurde von Liebe zum Bhimas ergriffen, welcher seine Brüder und Mutter bewachte,

*) Spangenberg's neues vaterländisches Archiv für das Königreich Hanover. Jahrg. 1822. S. 343. I. Bd. u. S. 338. II. Bd.

1) *Rees* Cycl. Vol. XVIII. unt. d. W. Hidage und Hide.

2) Adelung's Fortsf. von Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. 1997.

3) Weim. Handb. 4te Abth. 3r Bd. S. 183.

*) Bei *Wilson* (Diction. Sanskr. and Engl. p. 1052) ist Hidimbâ eine Tochter des Riesen; der von Franz Bopp herausgeg. Originaltext (Ardschuna's Reise zu Indra's Himmel p. 27 ff.) hat aber Schwester (*bhagini*). Es ist daher ein kleines Versehen, wenn *Bopp* im Glossar. Sanscrit. p. 201 die Hidimbâ als uxor des Riesen bezeichnet.

und erbietet sich, nachdem er mit ihr zu fliehen sich geweigert hat, die ganze Familie zu retten, was der kampflustige Bhimas aber ablehnt. Der Riese wird trotz heftiger Gegenwehr überwältigt, wovon Bhimas den ehrenden Beinamen Hidimbadschit (Hidimba's Sieger) erhielt; die Schwester aber blieb bei den Pandawas**). (*A. G. Hoffmann.*)

HIDIUS (Gregor), ein ungarnscher Jesuit gest. 1704 zu Tyrnau, bekannt durch eine kleine Schrift de celebrioribus Pannoniae urbibus. (Tyrnau 1701)†). (*R.*)

HIDROA [hidrota (nicht hidroata), τὰ ἱδρῶα, ἱδρῶα, Sudamina, Sudationes, Desudationes, Suffersurae, Sudorum papulae, Maculae sudoris. Papulae sudoris, Papulae rubrae, Pap. mordicantes, Pap. sudorales, Pap. sudurosae, Schweißblasen, Schweißbläschen, Schweißblattern, Schweißflecke, Hitzblattern, Hitzpocken, Hitzblasen, Grübelsucht, Asef oder Alhasef der Araber, Zweetpuistjes oder Peukels der Belgier, Hedeblegne der Dänen; schwed. Hettblemor, Spjottig; engl. Prickly heat, Summer rash; franz. Echauboulures; ital. Sudamini, Danajo, Pruzze; sicilian. Bruxoli oder Brusoli; neapolit. Migliarino; span. Chapas; lusit. Fogagem] — ein fieberloser Hautausschlag, welcher Bläschen von der Größe eines Hirsenkorns (oder auch größere) bildet, die truppweise zusammen stehen, jedoch nicht leicht zusammen hängen, entweder kugelig, perlförmig durchsichtig und ohne alle Röthe (weiße Schweißbläschen, H. alba nach *Daniel*) oder mehr kegelförmig, an der Spitze mit einer etwas trüben, gelblichen Flüssigkeit gefüllt und mit einer leichten Entzündung umgeben sind. Sie entstehen an verschiedenen Theilen, schnell, mit mehr oder weniger Jucken, sind sehr flüchtig und fallen in kurzer Zeit in kleinen Schuppen oder Kleie ab. Es hat diese Krankheit, unter welcher Einige auch Blätterchen oder etwas erhabene Flecken von dem eben beschriebenen Charakter verstehen, große Ähnlichkeit mit dem Friesefausschlage, namentlich mit dem chronischen, womit man (z. B. *Fantoni*, *Burserius*, *Forestus*, *Welsch* u. A.) die Schweißblattern selbst verwechselt hat. — Eben so unrecht hat man die Nachtblatter (Epinyctis) als eine besondre Art der Hidroa abgehandelt (vergl. *J. P. Frank* epitome de curandis hominum morbis. Lib. IV. p. 157), obgleich beide in mehrfacher Beziehung von einander abweichen.

Unter Schweißbläschen im engern Sinne (Hidroa sudam.) begreift man eine dem Sommer und den heißen Klimaten eigene Hautkrankheit, welche besonders bei feuchter Wärme entsteht und hauptsächlich des Klima's noch nicht gewohnte, junge, hitzige oder eine zarte Haut habende Subjecte befällt. Sie kommt besonders auf den Händen, in dem Gesichte, an dem Halse, der Brust und den Schenkeln zum Vorschein; die Bläschen brechen sehr schnell und unter heftigem, gegen Abend in der Regel zunehmendem Jucken aus, werden durch den Genuß von kaltem Wasser, namentlich aber durch Körperbewegung vermehrt, und verschwinden, gewöhnlich ohne alle üble Zufälle, bei geringerer äußerer Wärme eben so schnell, als sie kamen. Bei heißer feuchter Luft kehren sie, oft Jahre hindurch, wieder und fallen meist in kleienförmigen Schuppen ab. — Die von Daniel (Pathol. 2r Bd. S. 276) aufgeführten Schwitzflecke (Sudamina nach Sennert, Alhasef nach Avicenna) und Schmalz's (Versuch einer medic. chirurg. Diagnostik in Tabellen, Dresden 1816. S. 229 aa. 1981) „Hydroa aestivum (Hitzpocken)" gehören hierher.

Einen diesem Ausschlage völlig ähnlichen sehen wir nicht selten in hitzigen und Wechselfiebern an den Lippen, der Brust u. s. w. entstehen, wo dann meist die Bläschen platzen, Borken bilden und abfallen (Hidroa febril.) und entweder entscheidend sind oder als Begleiter der schon bestehenden Krankheit auftreten. Eben so bemerkt man sie nach allerhand Nerveneinflüssen, nach Schrecken, in der Hysterie und Hypochondrie (Hidroa nervos.) oder auch bei rheumatischen Leiden.

Die Schweißbläschen sind in der Regel ein sehr unbedeutendes Übel und nur selten hat man nach schneller Unterdrückung derselben Fieber, Durchfälle und andre Zufälle entstehen sehen; bei den symptomatischen richtet sich die Vorhersage nach der Krankheit, zu welcher sie hinzu kamen. Die Behandlung bei der idiopathischen Hidroa beschränkt sich auf Meidung der sie hervorrufenden Schädlichkeiten, wie der Hitze, der Körperbewegungen u. s. w., besonders aber derjenigen Einflüsse, welche sie unterdrücken, als plötzlicher Erkältung, kalter Bäder u. s. w. Die Kur der symptomatischen Schweißblattern richtet sich nach der primären Krankheit; bei kritisch erscheinenden ist Alles abzuhalten, was sie zurücktreiben könnte. Merklicher Störung der Hautthätigkeit und den Folgen des etwanigen Zurücktretens begegnet man nach den bekannten therapeutischen Grundsätzen durch warme Bäder, diaphoretische und antiphlogistische Arzneien u. s. w. (*Wiegand.*)

HIDRIODSÄURE, falsche Schreibung einiger Naturforscher für Hydriodsäure oder Hydriodinsäure; über das damit bezeichnete s. Jod und Jodsaure Verbindungen. (*R.*)

Hidrocritica, s. Hidros.

HIDROGRAPHIE, falsche Schreibung einiger Naturforscher für Hydrographie, s. d. Art. (*R.*)

HIDRONOSOS, HIDROPYRETOS, Schweißfieber von ἱδρώς, Schweiß und νόσος, Krankheit, πυρετός, Fieber. Schon die ältesten Ärzte bemerkten besonders unter denjenigen Krankheiten, welche in der zweiten Hälfte des Sommers und als Folge miasmatischer Ausflüsse des Bodens entstanden (*Hippocrat.* Epid. Lib. V.), große Neigung zu Schweißen, welche man

**) Die herrliche Schilderung des Kampfes hat Bopp a. a. O. nebst Übers. und Anmerk. herausgegeben.

†) Adelung Forts. von Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. 1997. nach *Horanyi* mem. Hungar.

weder für kritisch, noch durch die fehlerhafte Behandlung der Kranken künstlich hervorgebracht, sondern für ursprüngliche Krankheitserscheinung, für essentiell, halten mußte, und nannten solche Fieber elodes, welche einzelne Commentatoren, wie Valesius, wohl unrichtig mit febres humidae übersetzten, sondern die gewiß richtiger für Sumpffieber anzusehen sind, wie sich solche auch bei Torti finden.

Zuweilen erschienen solche Schweißfieber aber auch als eigentliche Epidemie, in welcher sie, doch meist in sumpfigen feuchten Gegenden, während gleichzeitig intermittirende Fieber häufiger als gewöhnlich waren, einzelne Orte heimsuchten oder über größere Landstriche hin sich verbreiteten. Die älteste, in der Geschichte aufgezeichnete Epidemie dieser Art verbreitete sich nach einem sehr regnigen Sommer im J. 1485 von der westlichen Küste aus über England, das nach äußerst grausam geführten Bürgerkriegen in seinem Kulturzustande sehr zurück gekommen war. Man behauptet, um den 21. September d. J., habe es zu Milford die ersten solcher Kranken gegeben, bald brach aber auch das Übel zu London, Besord und Cambridge mit derselben Heftigkeit aus, und richtete noch größere Verheerungen an, als das Schwert des Kriegers. Gerade die Kräftigsten und Blühendsten wurden plötzlich von dem Gefühle der höchsten Schwäche befallen, sie glaubten einen kalten Wind, der durch ihre Glieder streiche, zu empfinden, unter anhaltendem Gähnen und Strecken brach ein außerordentlich starker Schweiß aus, der zuweilen einen sehr widerlichen Geruch hatte, und schon nach 3 Stunden konnte der Tod erfolgen; wurde ein solcher Schweiß aber 24 Stunden lang ausgehalten, so hielt man solche Kranke für gerettet. Gefährlich und todbringend war es, wenn der Kranke auch nur eine Hand oder einen Fuß aus der Bettdecke hervor reckte, schon jede Bewegung brachte den Kranken außer Athem; eben so wenig durfte der Schweiß auch künstlich hervor getrieben werden, sondern die Erkrankten mußten sich leidend dem Schwitzen hingeben, und in den ersten 6 — 8 Stunden Nichts essen, auch wenig trinken, auch verhinderte man sie in den ersten 24 Stunden aufs Sorgfältigste am Einschlafen, erst nachdem sie ihre Wäsche und das Bett gewechselt hatten, wurde ihnen etwas stärkende Nahrung gestattet; bei aller Sorgfalt starben aber von den zuerst Befallenen bei Weitem die Meisten, ja Willis behauptet, es habe kaum der Hundertste von ihnen die Krankheit überstanden, erst von den später Erkrankten genasen immer Mehrere. Eben so plötzlich, als die Krankheit entstanden war, hörte sie nach einem Monate auch wieder auf und noch im Oktober konnte die Krönung Königs Heinrich VII. und die Eröffnung des Parliaments Statt finden. Mit demselben kurzen und schnell tödtenden Verlaufe, wenn auch nicht in gleicher Verbreitung kehrte die Krankheit in England während der Sommermonate 1507 wieder. Im J. 1518 oder wie Gruner nach der Computation des Kalenders will, im Sommer 1517 bemerkte man die Krankheit zum ersten Mal auch in Brabant, zu Amsterdam und Antwerpen, vielleicht auch in der Piccardie.

Nach mehreren Jahren der anomalsten Witterung und des Mißwachses brach das Übel im J. 1528 in England und auf Sardinien wieder aus, jetzt verbreitete es sich auch über Holland, die Hansestädte, Scandinavien und eben so über Oberteutschland und Östreich, wie man nach der größeren Zahl der darüber erschienenen ärztlichen Berichte schließen möchte, besonders längs des Rheins im Breisgau und am Bodensee, überhaupt wurde jetzt viel darüber geschrieben, und man erfährt wunderbare Fieberumstände. Zu Amsterdam brach die Krankheit nach einem regnigen Sommer, am 27. September (1529) Nachmittags bei einem Nebel plötzlich aus, und verschwand am fünften Tage eben so plötzlich wieder, nachdem sie an diesen Tagen täglich mehr als 100 meist der blühendsten und in dem besten Lebensalter stehenden Individuen befallen hatte. Es dauerte ihre Zeit in derselben Stadt überhaupt selten länger, als 14 Tage, und was eben so wunderbar ist, die Krankheit war an dem einen Orte sehr verheerend, und an dem andern sehr leichter Art, was man nicht immer bloß aus der Behandlung der Ärzte herleiten konnte. Zu Friedberg und an andern Orten war der Verlauf so rasch, daß Einzelne während eines deßhalb veranstalteten Umgangs unter Gähnen und Niesen todt niederstürzten; in einer thüringenschen Chronik heißt es: es sturben viel tausend Leut plötzlich dahin, es war ein so geschwindes Gift, daß wenn Jemand nur davon reden hörte, und sich entsetzte, so sturb er gleich hin; nach Schwelin kleiner Chronik S. 142 „regirte eine Seuche, daran die Leut meistentheils vom Schlaf innerhalb 24 Stunden gestorben, wenn man aber durch fleißige Worte mit Rütteln, hin und wieder legen, oder wie man gekonnt, den Schlaf gewehrt, sind durch dieß Mittel viel beim Leben erhalten worden." Im J. 1551 erschien das Übel wieder in England und es starben besonders Viele aus den höhern Ständen, die vor den Übrigen von demselben befallen wurden. In Shropshire sah man die Krankheit auf einen stinkenden Nebel folgen, wohin sich dieser Nebel durch die Winde getrieben zog, da brach auch die Krankheit aus; auch dieß Mal starben die Befallenen oft schon in der dritten Stunde und nach der Versicherung von John Kaye, der die Krankheit beschrieb, starben nur in seinem Bereiche während 7 Monaten 1000 Menschen an derselben.

Wird nun behauptet, daß von dieser Zeit an diese Krankheit wieder verschwunden sei, so möchte dieß nur in so fern wahr seyn, als später keine so weit verbreiteten Epidemien unter demselben Namen aufgezeichnet sind; bestimmt man jedoch den Charakter der Krankheit dahin, daß dieselbe in äußerst profusen Schweißen bestehe, an welchen die Befallenen ohne weitere Zufälle in wenigen Stunden starben und die Leichen in die schnellste Zersetzung gerathen, daß immer die blühendsten Individuen, zuweilen das weibliche Geschlecht vor dem männlichen befallen werden, und eine solche Epidemie meist nach einem Monate oder in noch kürzerer Zeit eben so rasch als sie herein gebrochen war, wieder verschwindet: so fehlt es bis auf die neuste Zeit auch außer England nicht an

einzelnen solchen Epidemien, die auch nicht immer auf einzelne Orte sich beschränkt zeigten. Nur wurde bei den späteren Epidemien immer die weitere Beobachtung gemacht, daß bei denen, welche bis zu dem dritten Tag der Krankheit lebten, unter Verschlimmerung der Zufälle und unter Bangigkeit ein Frieselexanthem sich zeigte, von dem man zwar nicht sagen kann, daß es die Krankheit kritisch entscheide, das aber doch da niemals fehlt, wenn die Kranken die Krankheit glücklich bestehen, und mit dessen schnellem Verschwinden die Zufälle schnell sich verschlimmern. Dabei ist es fast überflüssig zu bemerken, daß so viele Epidemien von Frieselfiebern, bei welchen der Friesel mit Scharlach oder mit schlimmen gastrischen Zufällen complicirt war, oder bei Wöchnerinnen vorkam, nicht hieher gehören, wie ja überhaupt der Friesel gleich den Petechien vielen andern Krankheiten sich beigesellen, und häufig auch, besonders bei Frauen, eine ganz eigenthümliche, für sich bestehende chronische Krankheit bilden kann.

Als eine solche Suette miliaire kam während des vorigen Jahrhunderts und wie man nach den Registern des alten medicinischen Collegium zu Amiens vermuthen kann, noch früher die Krankheit vor, auf der nordwestlichen, England gegen über liegenden Küste Frankreichs, in der Piccardie besonders in dem Kanton, den man ehemals le Vireaux nannte. Im J. 1718 beobachtete und beschrieb die Krankheit Bellot, später Boyer und über eine der neuesten Epidemien in den Departements Oise und Seine und Oise im J. 1821 berichteten Rayer und François und Bally. Außer der Piccardie kam eine ziemlich ähnliche Krankheit von Pujole beschrieben, auch in Languedoc oder vielmehr in den Departements Audy und Pyrén. orient. 1782 vor, ähnliche Epidemien gab es auch in der Lombardei und in Piemont, aber auch in Teutschland fehlt es im 19ten Jahrhundert nicht an einzelnen Epidemien dieser Art; die Frieselepidemie, welche Kreysig [1]) zu Wittenberg vom 4 — 14. Febr. 1801 beobachtete, eine Krankheit, welche im Dec. 1802 zu Rötlingen herrschte [2]), die Epidemie zu Giengen an der Brenz vom 20. April bis 12. Mai 1820 [3]) hatten ganz dieselben Erscheinungen, und vom 19. März bis 19. April 1829 kam dieselbe Krankheit zu Ensingen im Oberamtsbezirk Vaihingen in Würtemberg vor, und wurde von dem Unterzeichneten als Oberamtsphysikus beobachtet [4]); in allen diesen Epidemien starben täglich mehrere der blühendsten Individuen in ihren besten Jahren, nachdem sie oft nur einige Stunden von dem profusesten Schweiße befallen worden waren, ohne alle weitere Zufälle, namentlich ohne Affection des Kopfs, der Brust und des Unterleibs, ohne Schmerzen und Convulsionen oder Gangrän bei vollkommenstem Bewußtseyn, ja mit einer wahren Selenruhe, und unmittelbar nach dem Tode nahm sogleich die stärkste Fäulniß überhand; die Krankheit war in allen diesen Fällen nicht ansteckend, alle Orte, wo sie vorkam, haben eine solche Lage, welche Wechselfieber begünstigt, und meist herrschten in der Nachbarschaft gleichzeitig Wechselfieber; höchst wahrscheinlich wirkte aber auch zugleich ein weiteres Moment in der Atmosphäre mit zu ihrer Hervorbringung. Über die entsprechende Heilmethode läßt sich wenig Genügendes sagen; der Unterzeichnete fand Blutentziehung nachtheilig, der Schweiß durfte gar nicht durch warmes Verhalten und durch Cardiaca noch getrieben, eben so wenig aber auch zurück gehalten werden; wo auf dessen Zurückweichen die Zufälle sich verschlimmerten, da wirkte Anisthee mit Essignaphthe und Kampher wohlthätig, sonst wurde ein Infusum der angelica mit Salzsäure gereicht; eine solche Behandlung durfte jedoch nicht über den dritten Tag fortgesetzt werden, da der hervorbrechende Friesel und die Verstopfung kühlende und eröffnende Arzeneien erforderten. Bei Einigen schien ein gleich am Ausbruch der Krankheit gereichtes Brechmittel gute Dienste zu thun, es mußten, weil bei der großen Furcht Alles vomiren wollte, gegen 200 Brechpulver verordnet werden, doch ist der Unterzeichnete weit entfernt, das auf diesen allgemeinen Gebrauch von Brechmitteln erfolgende schnelle Ende der Epidemie letzteren zuzuschreiben, da ein solches plötzliches Aufhören des vielen Erkrankens vielmehr Charakter solcher Epidemien ist. (*Schnurrer.*)

HIDROPLANIE (Hidroplania von *ἱδρώς*, Schweiß und einem Derivate des Verb. *πλανάω* ich leite irre), eigentlich die früher angenommene Versetzung des Schweißes auf innere Theile; auch das Hervorbrechen desselben an ungewöhnlichen Orten. (*Wiegand.*)

Hidropyretos (engl. Schweiß), s. Hidronosos.

HIDROS (*ἱδρώς*), auch wohl Idros, ferner Idos (*ἶδος*, Sommerhitze), auch wohl Ephidrosis), nach Hippokrates eigentlich ein zu geringer, nicht kritischer Schweiß, die sichtbare und fühlbare Hautausdünstung, der Schweiß. Daher Hidrosis (*ἱδρωσις*) das Schwitzen; Hidrotica oder Hidrotopoëtica und Hidrotopoia schweißmachende, schweißtreibende Mittel (sudorifera); Hidrocritica, entscheidende Zeichen im Schweiße und Hidronosos, das Schweißfieber, der engl. Schweiß. (*Wiegand.*)

Hidrosis, s. Hidros.

Hidrota, s. Hidroa.

Hidrotica
Hidrotopoëtica
Hidrotopoia
}, s. Hidros.

HIDS, ein Herred des königl. dänischen Amtes Aarhus im Stifte gleich. Namens, auf der Halbinsel Jütland, 4½ QM. groß mit 2500 Einw. in 9 Kirchspielen *). (*R.*)

Hidschas, Hidschaz, s. Hedschaz.

1) Hufeland Journ. d. p. A. XII. Bd. 3s Stck. 2) Jos. Mich. Sinner, Darstellung eines rheumatischen Schweißfiebers, welches zu Ende des Novembers 1802 in dem Städtchen Röttingen an der Tauber endemisch herrschte. Würzb. 1803. 3) Schnurrer, Chronik der Seuchen. 2r Th. S. 574. 4) Geschichte einer Epidemie des Schweißfiebers, vorgelesen in der medicinischen Section der Versammlung teutscher Ärzte und Naturforscher zu Heidelberg. Gedruckt in den Heidelberger klinischen Annalen.

*) Weim. Handb. 3te Abth. 1r Bd. S. 132.

HIDSCHE, angeblich das alte Elegia, ein Dorf westlich von Erserum mit 72 Häusern, bekannt durch seine warmen Bäder von 34° Reaum. Temperatur *). (*R.*)

HIDSCHR (حجر), ein Bezirk des Landes Themud zwischen Medina und Damaskus. Hidschrol-Kaabet heißt die erste Grundlage der Kaaba, welche die Koreischiten bei ihrer Erneuerung der Kaaba aus Ehrfurcht für Abrahams Namen verschonten; dann der Namen eines Dorfes des Gebietes der Beni Selim in der Nähe von Moskalmaai مزقلمعي und Sisolan مزيزولان. *Jakut's Muschterek.* (v. *Hammer.*)

Hidsung, s. China (1ste Sect. 21r Bd. S. 173).

HIDVEG, siebenbürgisch-sächsisch Fürstenburg, walach. Hidágu und Hogyik, ein schönes ungarnsches Dorf im Großfürstenthum Siebenbürgen, im Lande der Ungarn, Ober-Albenser Gespanschaft (Felsö Fejér Vármegye), Peschelneker Proceß oder Comitatsbezirk, welches vor der mongolischen Verheerung im 14ten Jahrh. der Sachse Fulkeu besaß. Jetzt gehört es den gräfl. ungr. Familien Nemes (spr. Nemesch) und Mikó. Hier ist eine Färberei für rothes und blaues Garn. Franz Mikó, der 1635 starb, stiftete in Hidveg ein unitarisches (socinianisches) Gymnasium †). (*Rumy.*)

HIEB (sprachl.), die Handlung des Hauens, dann der Schlag, vorzüglich mit einem schneidenden aber auch mit einem andern Werkzeuge (vergl. den Art. Hauen), endlich auch die Wunde, die nachgelassene Spur eines solchen Schlages. Das letztere in Wendungen wie einen Hieb im Gesichte haben, alle Hiebe sind noch am Baume sichtbar. Tropisch bezeichnet Hieb einen starken aber versteckten Verweis oder Tadel, gleichsam einen geistigen Schlag, den man Jemandem beibringt; so in der Redensart Jemandem einen Hieb geben. Interessant ist die im gemeinen Leben gewöhnliche Wortverbindung einen Hieb haben für nicht nüchtern seyn; denn der Trinker erscheint darnach wie vom berauschenden Getränke überwältigt und verwundet. Ähnliche Ausdrücke, welche das Zechen unter dem Bilde des Kampfes betrachten, findet man im Hebräischen und Arabischen als Jes. 28, 1.; auch im Griechischen und Lateinischen fehlt es nicht ganz daran *). In der Sprache der Forstleute ist Hieb ein Bezirk des Waldes, wo entweder Holz gefällt wird oder werden soll, oder auch wo das junge Holz nach dem Fällen noch nicht wieder zu Stangen aufgewachsen ist; es ist also einerlei mit Hau, Gehau, Hauung, Holzschlag und Schlag. Über die beste Einrichtung der Hiebe oder Schläge s. d. Art. Gehau und Haubar. Auch das Recht, Holz hauen zu lassen, wird Hieb genannt. In der Hüttenkunde ist Hieb einerlei mit Stollnhieb (s. d. Art.); in der Fechtkunst wird es dem Stoß entgegengesetzt (auf den Hieb sich herausfordern); vergl. darüber den Art. Hauen. Endlich bezeichnet Hieb auch einen Fehler im Bau des Pferdes, nämlich die Vertiefung am Anhang des Widerristes, weil sie einem Hiebe ähnlich sieht. (*A. G. Hoffmann.*)

HIEB, Feilenhieb (technologisch), nennt man die parallellaufenden, schrägen, sich kreuzenden Einschnitte, welche die rauhe, reibende Oberfläche der aus Stahl geschmiedeten Feilen bedecken. Diese Hiebe oder Einschnitte werden von den Feilenhauern, einer eigenen unter diesem Namen bestehenden Zunft, oft auch in besondern Feilenfabriken, mit Hilfe von Meißeln und andern Instrumenten gebildet. Bei ebenen oder horizontalen Flächen bedient man sich eines Meißels mit gerade laufender Schneide, welche breiter als der obere Griff ist; bei runden oder erhabenen Flächen hingegen eines solchen, dessen Schneide die Gestalt eines zurückgezogenen halben Mondes hat. Nach Beschaffenheit der Feilen, welche nach Form und Größe von einander unterschieden werden, fällt der Hieb mehr oder weniger tief und weit aus. Den gröbsten, oder tiefsten und weitesten Hieb bekommen die so genannten Armfeilen, welche von Schlossern, Hufschmieden und andern Metallarbeitern beim Gebrauche mit beiden Händen dergestalt geführt werden, daß sie mit der rechten Hand das Heft, mit der linken die Feile selbst halten und aufdrücken. Einen feinern Hieb bekommen die Handfeilen, einen noch feinern die Plattenfeilen und die Vorfeilen, den feinsten die Schlichtfeilen; und zwar jede Gattung mit stufenweise abnehmenden engern und flachern Hieben. Es kann daher eine Arm- und Handfeile zwar von gleicher Größe und Schwere seyn; aber stets hat jene tiefere und weitere Hiebe, als diese, und dieses Verhältniß gilt auch von den übrigen Sorten. Indeß pflegt doch fast immer bei jeder Art von Feilen der Hieb sich nach der abfallenden Größe und Schwere in fortschreitendem Verhältnisse zu richten. Beim Hauen selbst werden die zugerichteten Feilenstücke auf dem Hauamboße, einem kleinen, länglich viereckigen, flachen, etwas geneigten Amboße, in das Haueisen, einem eisernen, mit einer eckigen, hohlen oder halbrunden Rinne versehenen Werkzeuge, mittels eines Feilenhalters, einem cylindrischen aus Holz verfertigten, gegen das Bersten mit einem metallenen Ringe versehenen Hefte, gelegt und durch einen an beiden Enden zusammengenähten Riemen, den man um die Feile schlingt und mit dem Fuße, wie einen Schusters-Knieriemen, anspannet, festgehalten. Die Feilen erhalten dann, mittels Meißel und Hammer, einen doppelten Hieb, nämlich erstens einen Grundhieb und hierauf einen Kreuzhieb. Jener besteht aus Einschnitten, welche sämmtlich nach einer schrägen Richtung laufen; dieser aus Einschnitten, welche den Grundhieb durchkreuzen. Um der Feile den Grundhieb zu geben, setzt der Feilenhauer den schicklichen Meißel an dem untern Ende der Feile dergestalt schräg auf, daß in derselben durch einen Schlag mit dem Hammer ein nach der Spitze hin geneigter Grad oder scharfer Aufwurf entsteht, damit nach dem Härten die Feile beim

*) Weim. Handb. 4te Abth. 2r Bd. S. 245.

†) S. *Sam. Benkö* Transsilvania. T. II. p. 404.

1) S. mehreres der Art in Gesenius Commentar z. Jesaias. 1r Th. S. 831.

Gebrauche angreift. Die Menge der Grundhiebe hängt von der Feinheit der Feile ab, und oft hat eine solche 2 bis 3000 Einschnitte. Nach Beendigung des Grundhiebs, wird die Feile mit einer gehärteten Schlichtfeile, um den aufgeworfenen Grad überall gleichförmig zu machen, abgezogen und mit Talg eingerieben, worauf man den Kreuzhieb so auf den Grundhieb setzt, daß dieser jenem immer einige Grundlinien quer durchschneidet. Beim Hauen runder oder eckiger Flächen wird die Feile, zur Schonung des fertigen Hiebs, auf ein Stück Zinn oder Blei gelegt, das nach Umständen ausgesenkt ist. Alle Hiebe, sowohl die Grund- als auch die Kreuzhiebe, müssen nicht allein gehörig schräg, sondern auch gleich tief und gleich weit von einander geführt werden, und diese Gleichförmigkeit läßt sich am besten durch die in neuern Zeiten erfundenen Feilenhauermaschinen bezwecken, die entweder durch Menschenhände, oder durch fließendes Wasser, auch durch Wasserdämpfe in Bewegung gesetzt werden*). (*Fr. Thon.*)

Hieber, s. Hauen.

HIEBER (Gelasius), aus Dünkelsbühl in Schwaben, trat zu München in den Augustinerorden, war 18 Jahre lang daselbst ein sehr beliebter Prediger, kam 1724 als Superior nach Auskirchen, und starb den 12. Februar 1731 im Augustinerkloster zu München in seinem 60sten Jahre. Durch vielseitige, gründliche Sprach- und wissenschaftliche Kenntnisse; durch einen über die Vorurtheile seiner Zeit erhabenen hellen Geist; und durch das Streben, Licht und Wahrheit zu verbreiten, zeichnete er sich ehrenvoll aus. Als Mitstifter†) einer gelehrten Gesellschaft (der baiernsche Musenberg oder Academia Carolo-Albertina genannt) lieferte er viele Beiträge mannichfaltigen wissenschaftlichen Inhalts zu den Schriften derselben, die unter dem Titel, Parnassus boicus oder neu eröffneter Musenberg in 6 Bden 1722—40 erschienen, auch sind alle Gedichte in dieser Sammlung von ihm. Außerdem schrieb er: Leben des heil. Vaters und Kirchenlehrers Augustinus. München 1720. 4. Jesus Christus und seine Kirche, dargezeigt von Urbeginn der Welt bis auf unsre Zeiten, 1ster Theil, die Religionshistorie von Adam bis auf Christus. Augsb. und Dillingen 1726. Leben, Predigtamt und Leiden Christi, 2r Th. Eben das. 1729. Von der Sendung des heil. Geistes bis auf die zweite Ankunft Christi, 3r Theil. Stadt am Hof 1733. fol. Auslegung des katholischen Glaubens in Predigten. München 1732. 4. Ascetische Schriften, Predigten u. A. ††). (*Baur.*)

HIEBIG, ist in der Sprache des Forstmannes einerlei mit Haubar (s. d. Art.); althiebig nennt man Laubholz, welches über 20 Jahre alt ist im Gegensatz zu dem jungen oder hiebigen, welches erst zwischen 12 und 20 Jahren steht. (*R.*)

Hiebmair (Balth.), s. Hubmeier.

Hiebwunde, s. Hauen und Wunde.

Hiecke u. Hiecken, s. Hieke u. Hieken.

HIEDICOULER, Verstümmelung des türkischen Jedi Küla (يدي قلاع), die sieben Schlösser, womit man die bekannten sieben Thürme zu Constantinopel bezeichnet (s. den Art. 1ste Sect. S. 148.) (*A. G. Hoffmann.*)

HIEDTFELDT, HIDDEFELD od. HUETFELD (Ambrosius), aus Danzig gebürtig, erhielt 1525 das Pastorat an der dortigen Peterskirche, mußte aber 1526 seine Vaterstadt verlassen und wurde 1530 zu Magdeburg als Pastor an der Peterskirche angestellt und starb 1572. Verdient machte er sich durch seine Vertheidigung der magdeburgischen Lehrer gegen den Zeloten Tilem. Heßhusius und durch seine Theilnahme an dem großen kirchenhistorischen Werke, welches unter dem Namen der magdeburgischen Centurien bekannt ist *). (*A. G. Hoffmann.*)

HIEF (der), JAGDHIEF, HIEFSTOSS, wofür man auch Hilf und Hüft geschrieben findet, heißt der bekannte Jagdruf, welcher vermittelst des Hiefhornes (Hifthornes, Jagdhornes), auf hohen Jagden von den Jägern angegeben wird. Das Wort ist dem Laute nachgebildet, welchen man aus dem Jagdhorne heraus stößt. Der Hief kann lang, einfach, kurz und doppelt seyn; eine besondere Art ist der hennebergische Hief (s. den Art.), welcher aus drei reinen langen Hiefen besteht. Hiefe (Hifte) abstoßen bezeichnet das Abbrechen des Athems beim Blasen des Hiefhorns. Dieses Hiefhorn (Hifthorn, bei einigen Hüfthorn) ist ein kleines gleich auslaufendes Horn, wird an einem ledernen Riemen, Hiefriemen, Hiftriemen, auch Hornfessel genannt, über der linken Achsel getragen, theils zur Auszeichnung des Jägers, theils um die Treib- oder große Zeugjagden mit 3 Hiefen an und abzublasen, theils um einen jagdbaren Hirsch mit eben so viel Hiefen zu melden, als er Enden hat. Es gibt 3 Arten solcher Hörner, nämlich Zinken von hellem Laute, Mittelhörner von mittelmäßigem und Rüdenhörner von tiefem Tone. Sie werden von Drechslern aus weich gekochten Büffelhörnern gefertigt; die Horndreher benutzen dazu weich gekochte Spitzen von Ochsenhörnern, welche sie durchbohren, an der Stelle, wohin das Mundstück kommt, abdrechseln und am Schallstücke mit rothem Wachs puffen. Der Hiftriemen oder das Hornfessel sammt den dazu gehörigen Beschlägen und Schnallen, ist nach dem Stande des Weidmanns verschieden; bei vornehmern von silbernen Tressen, bei andern von Korduanleder mit stählernem Beschlage. Die, welche Hüfthorn schreiben, leiten den Namen daher, daß das Horn an oder über der Hüfte des Jägers hängt. An dem

*) H. K. W. Breithaupt, Feilhauermaschine, womit ein Kind die feinsten Feilen machen kann ꝛc. mit Kupf. Rudolstadt 1809. 8.

†) Vergl. den Art. Amort im 3ten Bde dieser Encyklopädie.

††) Sein Leben im Parnassus boicus. Bd. V. Bericht 17. Oefinger Bibl. Augustin. 437. Abhandl. der baiern. Akad. der Wiss. 1764. Bd. II. 12. Baader's gel. Baiern. 1r Bd. 502.

*) Adelung Forts. von Jöcher's Gelehrtenl. Bd. 2. 1998. und Kettner's Clerol. Magdeb. p. 533 ff.

Hieſhorne iſt noch eine Verzierung von Bocks- oder Hammelhaaren und grünem Bande in Schleifen angebracht, von den Jägern der Hornſatz genannt. Ehedem hatte dieſes Band eine beſtimmte Länge, weil der reiſende Jäger ſo weit als es nach Auflöſung der Schleifen von der Straße in den Wald reichte, Fuchs, Haſen oder Ente für ſich ſchießen durfte, und heißt auch Faiſchſchnur oder Schweißſchnur. (*R.*)

Hieſe, Hieſen, ſ. Hagebutten.

Hieſhorn
Hieſriemen
Hieſtoss
}, ſ. Hieſ.

HIEGEL (Johann Craſto), Doktor der Arzneikunde und ausübender Arzt in Mainz, ſchrieb Collectt. naturae, artis et antiquit. Spec. I. antiquitatis sive urnae sepulchralis nuper extra urbem Moguntinam erutae descriptio (Mogunt. 1697, eine Fortſetzung iſt nicht erſchienen), zog ſpäter nach Coblenz, wo er fortfuhr ſich dem Studium der Alterthumskunde zu widmen, ſammelte ein bedeutendes Münz- und Kunſtkabinet, welches ihm vielfältige Beſuche von Fremden zuzog, gab in Coblenz eine kleine Abhandlung de Urnis sepulchralibus Coberinis (in Cobern waren nämlich mehrere Aſchenkrüge gefunden worden), worin er zugleich ſeines Gebieters, des Kurfürſten Johann Hugo von Trier Todesfall beklagt, heraus, wurde kurfürſtl. Leibarzt, und ſtarb zu Coblenz, an Altersſchwäche, den 9. Dec. 1736 (nicht um 1704, wie Schunk meinte), und überlebte alſo um 10 Jahre ſeine Hausfrau, Maria Katharina Menshengen, welche bereits den 31. März 1726 verſtorben war. Durch ſeinen letzten Willen ſetzte Hiegel, dem in Coblenz keine Kinder geboren wurden, und der überhaupt keine hinterlaſſen zu haben ſcheint, die Armenanſtalten zu Coblenz zu Erben ſeines ganzen Vermögens, insbeſondere ſeines Kabinets, in ſo fern er daſſelbe nicht an den berühmten Abt Beſſel von Göttweich verkauft hatte, ein. Sein merkwürdiges Specimen collectaneorum naturae etc. welches dem berühmten Feldmarſchall, Hans Karl von Thüngen zugeeignet, und wovon Joannis in Appendicibus ad Huttichium, t. 3. rer. Mogunt. einige Auszüge liefert, hat Schunk in den Beiträgen zur Mainzer Geſchichte, Bd. 2. S. 289—321, neu abdrucken laſſen, nur fehlen hier die dem Werke beigefügten Abbildungen, die zwar mehrern Theils bei Serarius und Joannis vorkommen. (*v. Stramberg.*)

HIEKE (die), nennen die Bergleute in manchen Gegenden die einzelnen Stücke oder Körner eines Minerales, welche ſich in einem andern finden. Um ſie näher zu bezeichnen, ſetzt man den Namen des Stoffes hinzu, den ſie enthalten; daher Benennungen, wie Eiſenhieken, Kupferhieken. (*R.*)

HIËL (hebr.), ein Hebräer aus Bethel, wird 1 Kög. 16, 34. als Wiederherſteller der Stadt Jericho genannt, welche durch Joſua erobert und zerſtört worden war. Der von dieſem Feldherrn, man ſieht nicht recht warum? gegen den etwaigen Wiederaufbau des Ortes nach Joſ. 6, 26. ausgeſprochene Fluch bewährte ſich durch den Verluſt zweier Söhne, womit Hiël nach 1 Kög. 16, 34. ſein Unternehmen büßte. (*A. G. Hoffmann.*)

HIEL, HIELING, HIELUNG, nennt man den Fuß, den untern Theil, einiger Stücke des Schiffes, nämlich: 1) des Achter Steven; bei ihm iſt Hiel der Theil desſelben, welcher auf dem hinterſten Ende des Kiels ſteht. Vergl. Plan I. Fig. 7. f. 2) des Kiels; Hiel heißt das hinterſte Ende desſelben, worauf der Achter Steven ſteht. — Das vorderſte Ende wird das Knie, das Knieback genannt. 3) eines Maſts; hier heißt Hiel der unterſte Theil oder Fuß, welcher viereckig iſt und im Spur ſteht. Vgl. Fig. 1. k. 4) der Spanten; das Hiel iſt das untere Ende derſelben, welches auf dem Kiel ſteht. Vgl. Fig. 1. b. b. 5) eine Stenge; an derſelben wird der viereckige Fuß ſo genannt, welcher in den Saulings befeſtigt wird. Vgl. Fig. 1. u. und z. (*C. H. Müller.*)

HIELEN, HELLEN, HILLEN, heißt in der Schiffsſprache eine ſchiefe oder geneigte Lage gegen den Waſſerpaß haben. Ein Schiff hielt, wenn es hinten tiefer wie vorn im Waſſer liegt, wie Plan I. Fig. 7., oder der Kiel nicht parallel mit dem Waſſerpaß iſt. — Ein Schiff hielt auch nach der Seite, nach welcher es ſich unter dem Waſſerpaß neigt, oder eine Schlagſeite hat. (*C. H. Müller.*)

Hieling, ſ. Hiel.

HJELMAREN, ein ſchwediſcher Landſee, 7 Meilen lang, 2 Meilen breit, 79 Fuß über der Oſtſee, zwiſchen den Provinzen Södermannland, Weſtmannland und Nerike, mit vielen Klippen und Inſeln, Heu- und Rohrwerbung auf den Inſeln und an den Ufern, und gutem Fiſchfang. Der Hjelmar ſteht durch den älteſten Kanal Schwedens, den Arbogakanal, und die 8 Hjelmarſchleuſen, wie der Fluß Arboga, mit dem Landſee Mälar (ſ. Mälaren) in ſchiffbarer Verbindung, mit dem er auch durch den Thorshällafluß, der aus dem Hjelmar in den Mälar ſtrömt, aber nur theilweiſe ſchiffbar iſt, zuſammen hängt. (Vgl. Arboga und Thorshälla). (*v. Schubert.*)

HIELMELAND, ein Kirchſpiel des Amtes Stavanger in dem königl. norweg. Stifte Chriſtianſand mit 2485 Einw. *). (*R.*)

HIELMSLEV, ein Herred des Amtes Aarhuus im königl. däniſchen Stifte gl. Namens auf der Halbinſel Jütland, iſt 3 □Meil. groß und hat 3200 Einw. in 10 Kirchſpielen **). (*R.*)

HIELMSTIERNA (Heinrich von), königl. däniſcher geheimer Rath, Ritter vom Danebrogorden, und Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen, geb. 1715 von bürgerlichen Altern. Seine Verdienſte bahnten ihm den Weg zu den angezeigten Würden, und als ein großer Kenner und Beförderer der däniſchen Geſchichte und Literatur zeichnete er ſich rühmlich aus. Er ſelbſt hat nur ſehr wenig geſchrieben, aber ſeine Bücher-, Münz- und Gemäldeſammlung gehört

*) Weim. Handb. 3te Abth. 1r Bd. S. 500.
**) a. a. O. S. 132.

unter die bedeutenden Merkwürdigkeiten Kopenhagens, da ihr Besitzer Alles für den öffentlichen Gebrauch bestimmte. Über die Bibliothek verfertigte Suhm einen Katalog (*Hielmstiernes* Bogsamling 1782. Vol. III. 4.), und begleitete ihn mit schätzbaren literarischen Anmerkungen. Hielmstierna starb den 19. Jul. 1780†). (*Baur.*)

Hielung, s. Hiel.

HIEMANTES — *χειμαζόμενοι* oder *χειμάζοντες*, in der griechischen Kirche — waren in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche, als noch die Kirchendisciplin streng gehandhabt wurde, eine besondere Klasse der Besessenen (*ἐνεργούμενοι*, *δαιμονιζόμενοι*), welche an dem eigentlichen Gottesdienste keinen Antheil nehmen durften, und gewöhnlich neben den Katechumenen, den Büßenden und den bald zu taufenden Christen (*φωτιζόμενοι*) genannt werden. Über Ursprung und Bedeutung des Wortes sind die Meinungen getheilt. Die hier angenommene Erklärung beruhet auf folgenden Gründen. Erstens werden die *χειμαζόμενοι* in den beiden Hauptstellen der apostolischen Constitutionen [1]) ausdrücklich von den Büßenden (*τοῖς ἐν μετανοίᾳ*) unterschieden, und an einer andern Stelle wird eben so ausdrücklich hinzu gefügt, was bei *χειμάζεσθαι* zu suppliren ist [2]). Ferner werden bei *Cyprian.* ep. III., nach Dodwell's richtiger Vermuthung [3]), die *κλυδωνιζόμενοι* erwähnt; *κλυδωνίζεσθαι* aber ist mit *χειμάζεσθαι* gleichbedeutend, und schließt den Begriff von *ταράσσεσθαι* in sich [4]), so daß der Gebrauch des Wortes *χειμάζεσθαι* von Besessenen, die vom bösen Geiste wie vom Sturme hin und hergeworfen, Wind und Wetter Preis gegeben sind, nichts Befremdendes haben kann. Daß aber solche Leute von der Gemeinschaft des eigentlichen Gottesdienstes (Predigt, Abendmahl u. s. w.) ausgeschlossen wurden, und nur beim Gebete und zwar auf einem besonders ihnen angewiesenen Platze, außer dem Schiffe der Kirche oder den Sitzen der Gläubigen, gegenwärtig seyn durften (wie aus den apostolischen Canones [5]) hervorgeht), hatte in der damals bestehenden Ansicht seinen Grund, daß wahnsinnige, epileptische Menschen von dem Teufel oder den Dämonen besessen würden, und also nicht würdig wären, an der Verehrung Gottes Antheil zu nehmen. Es wurden ihretwegen, wie aus den apostolischen Constitutionen [6]) erhellet, gewisse Gebete von den Geistlichen gesprochen, um sie von der Gewalt des Bösen zu befreien. Sie waren als Energumenen der Aufsicht der Exorcisten anvertraut, die ihnen täglich die Hände unter gewissen Gebetsformeln auflegten, ihnen im Nothfalle Lebensmittel verabreichten u. s. w. Nach einer andern Meinung, welche vorzüglich von Suicer im Thesaur. s. v. *χειμαζόμενοι*, Albaspinäus, Bona und mehreren Neueren (auch Augusti) vertheidigt worden ist, waren die Hiemantes solche Büßende, welche sehr schwere Verbrechen oder Sünden begangen hatten, und deßhalb nicht in die Kirche eingelassen wurden, sondern vor den Thüren, unter freiem Himmel (daher soll die Benennung Hiemantes rühren), verweilen, daselbst Buße thun, die Eingehenden um ihre Fürsprache, um Verzeihung bitten mußten. Man stützt diese Erklärung vorzüglich auf eine Stelle Tertullians [7]), die jedoch hier für die ältere allgemeine Kirchendisciplin nichts beweist, indem Tertullian die Schrift, worin jene Stelle befindlich ist, bereits als Montanist schrieb, und in den angeführten Worten von den Hiemantes gar nicht ausdrücklich handelt. Man berief sich ferner auf Can. 17. des Concil. zu Ankyra [8]) (im Jahre 314); allein nach den Worten des Kanons selbst sollte man auf das Gegentheil schließen. Denn es möchte doch zu hart scheinen, die Aussätzigen unter die Zahl der schweren Sünder zu stellen, was dann der Fall wäre, wenn *χειμαζόμενοι* diese Bedeutung hätte. Nimmt man aber die *χειμαζόμενοι* für Besessene, so ist klar, warum die zu Ankyra versammelten Väter Aussätzige und solche, die mit wilden Thieren Unzucht getrieben hatten, unter die Klasse derselben gestellt wissen wollten: sie leiteten wohl den Aussatz und dieses Laster der Unzucht von dem Einflusse böser Geister oder des Teufels her, und verordneten deßhalb, daß sie mit oder unter den Besessenen ihr Gebet verrichten sollten, um von gleicher Unreinigkeit befreit zu werden. Endlich scheint auch die Bedeutung des *χειμάζεσθαι* von solchen, die vor den Thüren der Kirche, unter freiem Himmel, sich aufhalten mußten, etwas gezwungen. Auch sind die meisten älteren Commentatoren der kirchlichen Kanonen, z. B. Dionysius Exiguus, Isidorus, Mercator, Martinus Bracarensis der ersten Ansicht und schon Cyrillus Alexandr. [9]) erwähnt der *χειμαζόμενοι ὑπὸ πνεύματος πονηροῦ*.

(*Lobegott Lange.*)

HIEMER, 1) Eberhard Friedrich, ein verdienter würtemberg. Geistlicher, geb. am 24. Mai 1682 und gest. den 5. März 1727, bildete sich auf den vaterländischen Schulen und der Universität Tübingen, promo-

†) Biogr. univ. T. XX. (von Maltes-Brun).

1) lib. VIII. c. 35: *προσφωνήσει ὁ διάκονος ὑπὲρ τῶν κατηχουμένων καὶ χειμαζομένων καὶ τῶν φωτιζομένων καὶ τῶν ἐν μετανοίᾳ.* Vgl. Can. Apost. 37. Const. Ap. libr. VIII. c. 6., wo in der Reihenfolge die *ἐνεργούμενοι* an der Stelle der *χειμαζομένων* genannt werden. 2) lib. VIII. c. 12.: *παρακαλοῦμεν — ὑπὲρ τῶν κατηχουμένων — καὶ ὑπὲρ τῶν χειμαζομένων ὑπὸ τοῦ ἀλλοτρίου — ὅπως καθαρίσῃς ἐκ τῆς ἐνεργείας τοῦ πονηροῦ.* 3) In Dissertat. Cypr. I. p. 4. edit. Brem. 4) *Hesych.* Glossar. *κλυδωνίζεται· ταράττεται, παρακρούεται. ἐχειμάσθη· ἐταράχθη, τὴν ζάλην ὑπέμεινε.* 5) Can. 37.: *ὡσαύτως ὄρθρου ὁ διάκονος μετὰ τὸ ῥηθῆναι τὸν ὀρθρινὸν καὶ ἀπολῦσαι αὐτὸν τοὺς κατηχουμένους καὶ χειμαζομένους καὶ βαπτιζομένους* etc. 6) Const. Apost. lib. VIII. c. 6.: *ἐκτενῶς πάντες ὑπὲρ αὐτῶν δεηθῶμεν, ὅπως ὁ φιλάνθρωπος Θεὸς διὰ Χριστοῦ ἐπιτιμήσῃ τοῖς ἀκαθάρτοις καὶ πονηροῖς πνεύμασι* etc.

7) de Pudic. cap. 4.: Reliquas libidinum furias impias et in corpora et in sexus ultra jura naturae, non modo limine, verum omni Ecclesiae tecto submovemus: quia non sunt delicta, sed monstra. 8) Dort heißt es: *τοὺς ἀλογευσαμένους καὶ λεπροὺς ὄντας, ἤτοι λεπρώσαντας, τούτους προσέταξεν ἡ ἁγία σύνοδος εἰς τοὺς χειμαζομένους εὔχεσθαι.* Vergl. *Bingham.* Orig. eccles. Tom. VIII. p. 182 sq. 9) In Jesai. XLII. p. 544. Im Allgemeinen vergl. man noch *Bingham.* Orig. eccles. lib. III. cap. 4. 5. 6. *Sonntag* dissert. de hiemantibus. Altdorf 1705. 4. Baumgarten's Erläuterung der christlichen Alterthümer. S. 225. Augusti, Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie. 9r Bd. S. 72. 73.

virte 1700 als Magiſter, bekleidete dann mehrere, zum Theil ſehr anſehnliche geiſtliche Stellen, wurde 1720 Dr. der Theol. und 1725 Prälat zu Hirsau. Von ſeinen kleinen Schriften iſt als ſeine Zeit charakteriſirend zu erwähnen die „kurze Erörterung der Frage: ob und welcher Geſtalt ein wahres Chriſtenthum bei Hofe möglich ſei“ *). (*A. G. Hoffmann.*)

2) Franz Karl, auch ein Würtemberger, geb. 1767, war einige Zeit Hofſchauſpieler zu Stuttgart, ging aber ſpäter vom Theater ab, wurde Regirungs-Secretär und ſtarb 1822. Bekannt gemacht hat er ſich durch Bearbeitung einiger franz. Opern von Marſolier, Duval, Bouilly u. ſ. w. Amor und Pſyche, Luſtſp. in 4 Aufz. in Muſik geſetzt von Abeille; Adolph und Klara oder die beiden Gefangenen, Luſtſp. in 1 Akt (Stuttg. 1801. 8.); das Singſpiel (daſ. 1806); dieß Haus iſt zu verkaufen (daſ. 1807); Vetter Jakob (daſ. 1807) ſind die namhafteſten darunter **). (*R.*)

3) Johann Heinrich, ein würtemberg. Theolog und Urgroßvater von Nro. 1., geb. um 1573 zu Unter-Enſingen, verwaltete erſt das Diakonat zu Herrenberg, wurde dann auſſerordentlicher Profeſſor der Theologie zu Tübingen, Dr. der Theol., Abt im Kloſter zu Anhauſen und ſtarb den 14. Januar 1621. Seine Schriften beſtehen hauptſächlich in Disputationen, Reden und Predigten; wir zeichnen nur aus eine epitome physicorum ex Aristotelis philosophia deprompta und eine epitome Librorum Aristot. logicorum ***). (*A. G. Hoffmann.*)

HIEMPSAL, 1) Sohn des numidiſchen Königs Micipſa und Bruder des Königs Adherbal, wurde von Jugurtha, mit welchem die Brüder das Reich theilen ſollten, aus dem Wege geſchafft [1]). 2) Ein König Mauritaniens, welcher mit den Römern verbündet war [2]), Vater des Königs Juba I. von Numidien; über ſeine Verwandtſchaft mit Maſiniſſa und dem erſten Hiempſal iſt man zweifelhaft, doch halten ihn einige für den Sohn, andre für den Enkel des Hiempſal. Ein Neffe Jugurthas Hierbas verjagte ihn aus ſeinem Reiche, allein durch Pompejus wurde Hiempſal wieder in ſein Reich eingeſetzt. (*R.*)

HIEN (Daniel), geb. 1725 zu Straßburg, wurde von C. Mannlich in der Malerei unterrichtet, und ſtudirte zugleich die Gemälde des ehemaligen berühmten Klingliſchen Kabinets. Gegen Ende des J. 1749 reiſte er nach Mailand, konnte aber ungünſtiger Verhältniſſe wegen A. M. Crivelli's Unterricht zu ſeiner fernern Ausbildung nur einige Wochen lang benutzen. Seine Kunſt im Thiermalen verdankte er Baptiſta Oudry zu Paris. Seit 1756 malte er für den Hof zu Zweibrücken, und gegen ſeine Neigung zahmes Vieh und Schäferſcenen; ſeine vorzüglichern Werke beſtehen aber in wilden Thieren, Federwildpret, Fiſchen u. ſ. w., auch malte er mit vieler Neigung Küchenſtücke, Früchte, Kräuter und Blumen. Eines ſeiner ſchönſten Gemälde ſtellt eine Fuchshetze dar; vorzügliche Zeichnung und Haltung, wie auch richtig verſtandene Anatomie der Thiere, werden darin bewundert †). (*A. Weise.*)

HIEN, eine chineſiſche Stadt des 5ten Ranges in der Provinz Pe-tſche-li, 12 engl. Meilen ſüdlich von Hokien [1]). (*R.*)

HIENIPA, iſt einerlei mit Alcala de Guadaira (ſ. den Art.)

HIENKING, heißt bei den Chineſen die nordöſtlichſte Provinz des Königreichs Korea, in N. an die Mandſchurei, in O. an das Japaniſche Meer, in S. an die Provinz Kiauquen und in W. an die Provinz Pinngan gränzend, iſt gebirgig und waldig, von der Mandſchurei durch eine, jetzt verfallende, Mauer von Palliſaden getrennt und wenig bevölkert. Sie wird vom Tumen durchſtrömt und ihre Hauptſtadt Tcimyenfu iſt zugleich Gränzfeſtung gegen die Mandſchurei [2]). (*R.*)

HIENSPRAKE, ein gewiſſes Gericht, vor welchem die Hörigen zu erſcheinen hatten. (*R.*)

HIEN-YANG-HIEN, eine chineſ. Stadt dritten Ranges in der Provinz Schenſi, 12 engl. Meilen von Singhan [3]). (*R.*)

HIEOU-KI, eine Stadt dritten Ranges in der chineſ. Provinz Fokien, 25 engl. Meilen ſüdlich von Yen-ping [4]). (*R.*)

HIEOU-NHING, eine chineſ. Stadt dritten Ranges in der Provinz Hukang, 40 engl. Meilen ſüdlich von Wu-tſchang [5]). (*R.*)

Hier (Lorenz La), ſ. Lahire (Lorenz).

HIERA (Ἱερά), iſt in der alten Geographie Name einiger Inſeln: 1) einer kleinen Inſel unter den Sporaden, auf der Weſtſeite der Inſel Thera, welche um 200 vor Chr. Geb. durch vulkaniſche Wirkungen hervor trat, ward auch Automate, die von ſelbſt entſtandene, genannt. Die Rhodier, welche zuerſt ſie zu beſuchen wagten, baueten darauf dem Neptun einen Tempel. *Justin.* XXX, 4. *Plin.* II, 87. IV, 12. (*Kanngiesser.*) 2) Eines Eilandes vor dem Hafen der Inſel Santorin, jetzt Palaia-Kaimena, ſ. dieſes. 3) Einer Inſel an der Weſtküſte Siciliens, jetzt Maretimo (ſ. den Art. Aegates, 1ſte Sect. 2r Bd. S. 4). 4) Einer der äoliſchen oder liparischen Inſeln und zwar die ſüdlichſte, nahe der nordöſtlichen Küſte Siciliens, ſüdöſtlich von Lipara, mit einem Vulkan, weßhalb ſie auch noch heutigen Tages Volcano genannt wird. Diodorus Sic. nennt ſie Ἱερὰ Ἡφαίστου, Strabo aber Ἱερὸν Ἡφαίστου (Heiligthum des Hephäſtos), bei Droſius heißt ſie Vulcani

*) Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd., 1587. 88.
**) Meuſel's gelehrt. Teutſchl. 11r Bd. S. 355 u. 18r Bd. S. 167, und Gradmann gel. Schwaben. S. 237.
***) Jöcher a. a. O. *Frischlin.* memor. Theol. Wuertemb. II. p. 60 ff.
1) *Sallust.* Bellum Jugurth. c. 12. 2) *Cic.* oratt. de lege Agrar. I. c. 4. II. c. 21. orat. in Vatin. c. 6.

†) Füßli's Künſtl. Lexikon. T. I. S. 319.
1) *Rees* Cyclopaed. Vol. XVIII. unt. d. W.
2) Weim. Handb. 4te Abth. 4r Bd. S. 383 ff.
3) *Rees* a. a. O. Weim. Handb. 4te Abth. 4r Bd. S. 221.
4) *Rees* a. a. O.
5) *Rees* a. a. O.

insula, bei Virgil aber Vulcania. Alle diese Namen deuten darauf hin, daß sich hier schon frühzeitig der Vulkan in seiner Thätigkeit gezeigt und die Mythe daher den Sitz des Vulkan oder Hephästos dorthin verlegt hat. Nach Orosius Angabe (IV, 20.) entstieg die Insel in dem Augenblicke dem Ocean, als Hannibal beim bithynischen Könige Prusias den Giftbecher nahm. Strabo nennt die Insel auch Thermissa. Hier läßt die Sage auch Äolus die Winde eingeschlossen halten (s. 1ste Sect. 2r Bd. S. 57). (*R.*)

HIERA, heißen bei den Alten auch mehrere Ortschaften, nämlich 1) eine Stadt im Osten der Insel Lesbos, welche aber bereits zu Plinius Zeit durch ein Erdbeben untergegangen war (*Plin.* Hist. Nat. V, 39. ed. Bip.); Kruse identificirt sie mit dem heutigen Porto Jero am Meerbusen gl. Nam. südwestlich von Metelino. 2) Stadt in Mysien, s. Hiera Germe. 3) Eine Stadt in Lydien, s. Hierokaesareia (Hierocaesarea). 4) Ein Flecken in Karien, s. Hiera Kome. 5) Stadt auf der Insel Kreta, s. Hierapytna. (*R.*)

HIERA, Gemahlinn des Königs Telephos von Mysien, eine berühmte Schönheit des Alterthums, welche nach Hygin selbst der viel genannten Helena vorgezogen wurde. (*R.*)

Hierabotane (Eisenkraut), s. Verbena.

HIERABRIGA, eine Stadt Lusitaniens, welche nach dem Itiner. Anton., 30 Meil. östlich von Olisipo (Lissabon), 32 Meil. von Scalabis (Santarem) und 220 westlich von Emerita (Merida) entfernt war. (*R.*)

Hierac, s. Irak.

Hiera caesarea, s. Hierokaesareia.

Hieracantha (Eberwurzel), s. Carlina acaulis.

HIERACES (Aves), Savigny hat mit diesem Namen die zweite Familie der Tagraubvögel (Accipitres) belegt, welche die Falken begreift. (*D. Thon.*)

HIERACIA, wird von Plinius (Hist. Nat. IV, 2.) als eine Insel des ägäischen Meeres angeführt; sie hieß, wie er sagt, auch Onus. Er nennt sie zwischen Casus und Önoë, woraus man schließt, daß sie im karpathischen Meere zu suchen sei. (*Kanngiesser.*)

Hieraciani, s. Hierax.

Hieraciastrum (Bitterkraut), s. Hieracium und Picris.

Hieracit, s. Hieracites.

Hieraciten, s. Hierax.

HIERACITES (von ἱεραξ, Habicht), teutsch Hieracit, Habichtstein, Falkenstein (Palaeont), nannte man ehedem Steine mit schuppiger Oberfläche, in welcher man einige Ähnlichkeit mit der Federnbedeckung eines Vogels zu finden glaubte. (*H. G. Bronn.*)

Hieracium oder Giraecum, s. Giraci.

HIERACIUM *L.* Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Cichorieen der natürlichen Familie der Compositae und der ersten Ordnung der 19ten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter ist ein dachziegelförmig-schuppiger, vielblättriger gemeinschaftlicher Kelch mit schmalen Fetzen; ein nackter Fruchtbehälter; und eine ungestielte Samenkrone. Alle Arten dieser Gattung sind perennirende, und (bis auf zwei: H. fruticosum *W.* und auriculatum *Hornem.*) krautartige Gewächse.

I. Schafttragende Hieracia; A. mit einfacher Wurzel, ohne Ranken; *α*) mit einblumigem Schaft: 1) H. alpinum *L.* Sp. pl., dicht krummhaarig, mit lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten, glattrandigen Wurzelblättern. In den Alpengegenden Europa's und in Labrador. (H. scopulorum und sericeum *Lapeyr.* fl. pyren., pusillum *Pursh.* am. bor., piliferum *Hopp.*, Rupicapra *Schrank.*, glanduliferum *Hopp.* sind Abarten). Abgeb. in der Engl. bot. t. 1110. 2) H. pumilum *Hopp.* (in *W.* Sp. pl.), dicht krummhaarig, mit spathelförmig-lanzettförmigen, fast gezähnten Wurzelblättern. Auf den norischen Alpen und den Pyrenäen. (H. breviscapum *Cand.* fl. fr. ist eine dreiblumige Abart). 3) H. alpestre *Jacqu.* (austr. t. 191.), mit lanzettförmigen, gezähnelten, unbehaarten Blättern, oberhalb filzigem Schaft, und filzigem, cylindrischem Kelch. Auf den norischen, rhätischen, julischen und dinarischen Alpen. 4) H. glabratum *Hopp.* l. c., mit lanzettförmigen, fast gezähnten, glatten Wurzelblättern, meist einblättrigem, oberhalb getheiltem, fein behaartem Schaft, und zottigem Kelch. Auf den norischen Alpen. 5) H. simplex *Vis.*, mit spathelförmig-ablangen, buchtig-gezähnten, fein behaarten Wurzelblättern, und unbehaartem, schuppigem Schaft. Im nördlichen Afrika in der Gegend des alten Cyrene. 6) H. rupestre *Allion.* (Auct. t. 1. f. 2.), steif behaart, mit lanzettförmigen, verlängerten, abwärts gezähnten Blättern, und meist einblättrigem Schaft. Auf den grajischen und penninischen Alpen. 7) H. aureum *Scop.* carn., mit spathelförmig-lanzettförmigen, schrotsägenförmig-gezähnten, fast unbehaarten Wurzelblättern, und hackerigem Kelch. Auf den Alpen des mittleren Europa. (Leontodon aureum *L.* Sp. pl., *Jacqu.* austr. t. 297., Hierac. hyoseridifolium *Vill. Pers.*). 8) H. pinnatifidum *Willd.* Sp. pl., mit schrotsägenförmig-halbgefiederten, weißgrau-zottigen Wurzelblättern, winkelig-gezähnten Blattfetzen, und schwarz und weißbuntem Kelch. In Armenien. — *β*) Mit mehrblumigem Schaft: 9) H. angustifolium *Hopp.* l. c., mit meist dreiblumigem, einblättrigem, steif behaartem Schaft, und linienförmig-lanzettförmigen, zugespitzten, krummhaarigen Blättern. Auf den Alpen des mittleren Europa. 10) H. laniferum *Cav.* (Icon. III. t. 234.), mit meist dreiblumigem, an der Basis dichtwolligem, oberhalb unbehaartem Schaft, und spathelförmig-ablangen, glattrandigen Blättern. In Valencia. 11) H. capense *L.* am. ac., mit vielblumigem, schuppigem Schaft, am Gipfel entstehenden Zweigen, und ablangen, stumpfen, gezähnt-gesägten, scharf anzufühlenden Wurzelblättern. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. Diese Art ist noch zweifelhaft. 12) H. praemorsum *L.* fl. suec., mit hohem, feinbehaartem, doldentraubentragendem Schaft, zusammen gesetzten Doldentrauben, und ablangen, glattrandigen, oder fast gezähnten, ziemlich unbehaarten Wurzelblättern. In Europa. 13) H. auriculaefolium *Willd.* Eu., mit hohem, unbehaartem, doldentraubentragendem Schaft,

und ablangen, ſtumpfen, geſägten, unbehaarten Wurzelblättern. Auf den penniniſchen Alpen. 14) H. incarnatum *Jacqu.* (Icon. t. 578.), mit hohem, rispentragendem, wie die Kelche unbehaartem Schaft, und umgekehrt-eiförmigen, ſtumpfen, gezähnelten, auf beiden Seiten etwas hackerigen Wurzelblättern. In Öſtreich und Oberitalien. 15) H. venosum *L.* Sp. pl., mit an der Baſis ſteif behaartem, oberhalb äſtigem, unbehaartem Schaft, einblumigen Zweigen, und umgekehrt eiförmig-ablangen, glattrandigen, gewimperten, roth geaderten Wurzelblättern. In Nordamerika. 16) H. bifidum *Kit.*, mit zweigetheilt-äſtigem Schaft, doldentraubenförmigen Blühtenriſpen, und eiförmig-lanzettförmigen, an der Baſis tiefgezähnten Wurzelblättern. In Kroatien. Dieſe Art iſt noch zweifelhaft. 17) H. Gmelini *L.* Sp. pl., mit doldentraubentragendem, oberhalb, wie die Kelche, ſteif behaartem Schaft, und leierförmigen, unbehaarten Wurzelblättern. Im öſtlichen Sibirien. Abgeb. in *Gmel.* sibir. II. t. 8. f. 2. 18) H. croceum *Lam.* Enc., mit wenigblumigem, faſt doldentraubentragendem Schaft, ſteif behaarten Kelchen, und halbgefiedert-ſchrotſägenförmigen, gezähnten, unbehaarten Wurzelblättern. In Sibirien. Abgeb. in *Gmel.* sibir. II. t. 8. f. 1. — B. Rankende Hieracia: 19) H. Auricula *L.* fl. lapp., mit kurzen Ranken, lanzettförmigen, glattrandigen, zugeſpitzten Wurzelblättern, welche, wie der wenigblumige Schaft, löwengelb-ſteifbehaart ſind, und mit ſchwärzlichem, etwas hackerigem Kelch. In Europa. (H. dubium Fl. dan. t. 1044.). Abgeb. in Engl. bot. t. 2368. 20) H. repens *Willd.* Sp. pl., mit kriechenden Ranken, ſpathelförmig-lanzettförmigen, ſtumpfen, plattrandigen, wie der vielblumige Schaft, ſteif behaarten Wurzelblättern, und verdickten Blühtenſtielen. Das Vaterland dieſer Art iſt unbekannt. 21) H. Besserianum *Spr.* Syst., mit verlängerten Ranken, ablanglanzettförmigen, ziemlich ſtumpfen, gezähnten, ſteif behaarten Wurzelblättern, hohem, ſteif behaartem, vielblumigem Schaft, zuſammen geſetzten, offen ſtehenden Doldentrauben, und etwas ſchwärzlichen, ſteif behaarten Kelchen. In Teutſchland und Galizien. (H. Auricula *Bess.*, collinum *W.*). 22) H. *Gochnati Spr.* Syst., mit verlängerten Ranken, lanzettförmigen, zugeſpitzten, glattrandigen, etwas ſteif behaarten Blättern, hohem, doppelt-krummhaarigem Schaft, ausgeſperrten Zweigen der Doldentraube, und hackerigem Kelch. In Teutſchland, Frankreich und in der Schweiz. (H. collinum *Gochn.*, cymosum fl. dan.). 23) H. *Bauhini Bess.*, mit ſehr langen, krummhaarigen Ranken, lanzettförmigen, zugeſpitzten, glattrandigen, faſt unbehaarten, gewimperten Blättern, unbehaartem, doldentraubentragendem Schaft, und fein behaarten Kelchen. In Teutſchland und Galizien. (H. glaucescens *Bess.* iſt eine Abart). 24) H. flagellare *W.* En., mit ſehr langen, krummhaarigen Ranken, ſpathelförmig-lanzettförmigen, glattrandigen, krummhaarigen, unten weißgrauen Blättern, krummhaarigem, meiſt zweiblumigem Schaft, verlängerten Blühtenſtielen, und ſteif behaarten Kelchen. In Teutſchland, Galizien und Taurien. (H. collinum *Bess.*, bifurcum *M. B.*, brachiatum *Cand.*). 25) H. dubium *L.* fl. suec., mit kriechenden, krummhaarigen Ranken, faſt ſpathelförmigen, ſtumpfen, glattrandigen, ziemlich unbehaarten, gewimperten, ſchimmelgrünlichen Blättern, unbehaartem, meiſt vierblumigem Schaft, und ſchwärzlichen, ſteif behaarten Kelchen. In Europa. Abgeb. in Engl. bot. t. 2332. 26) H. Pilosella *L.* fl. suec., mit kriechenden Ranken, welche, wie die ablangen, ſtumpfen, glattrandigen, unten weißgrau-filzigen Blätter, ſteif behaart ſind, mit krummhaarigem, einblumigem Schaft, und unten anders als oben gefärbten Blümchen. In Europa. (H. pilosellaeforme *Hopp.* iſt gar nicht davon verſchieden, H. stoloniflorum *Kit.*, eine Abart mit meiſt dreiblumigem Schaft, H. Peleterianum *Merat.*, eine glatte Abart, und H. Pseudo-Pilosella *Tenor.*, eine Abart mit dicht zottigen Kelchen). Abgeb. in der Engl. bot. t. 1093.

II. Hieracia mit wenigblättrigem Stängel; A. mit wenigblumigem Stängel: 27) H. staticifolium *Allion.* (ped. t. 81. f. 2.), mit linienförmig-lanzettförmigen, faſt gezähnelten, unbehaarten Blättern, ſtraff aufrechtem, wenigblättrigem, meiſt dreiblumigem Stängel, ſchuppigen Blühtenſtielen, und ziemlich einfachem Kelch. Auf den Alpen des mittleren Europa. (H. acutifolium *Vill.* It.). 28) H. saxatile *Jacqu.* (Icon. t. 163.), mit linienförmig-lanzettförmigen, an beiden Enden verſchmälerten, gezähnten, unbehaarten, an der Baſis krummhaarigen Blättern, wenigblättrigem, getheiltem Stängel, und ſteif behaartem Kelch. Auf den Alpen von Öſtreich und Ungarn. 29) H. triste *W.* herb., mit aufrechten, lang geſtielten, ablangen, faſt glattrandigen, unbehaarten Blättern, und ſteif behaarten, wie der Stängel oberhalb, ſchwärzlichen Kelchen. Auf den aleutiſchen Inſeln. 30) H. chondrilloides *Jacqu.* (vindob. t. 7.), mit unbehaarten, lanzettförmigen, ungetheilten und ſchrotſägenförmigen Wurzelblättern, linienförmigen, halbgefiederten Stängelblättern, wenigen Blühten, und fein behaarten Kelch. Auf den öſtreichiſchen Alpen. 31) H. sonchifolium *M. B.* laur. cauc., mit ſchrotſägenförmigen, weißgrau-feinbehaarten Blättern, äſtigem, wenigblumigem Stängel, verlängerten Blühtenſtielen, und ſteif behaartem Kelch. Am Kaukaſus. 32) H. *Halleri Vill.* (Delphin. III. t. 26.), mit ſteif behaarten, ablangen, gezähnten Wurzelblättern, lanzettförmigen, glattrandigen Stängelblättern, und ſteif behaartem, wenigblättrigem, meiſt zweiblumigem Stängel. Auf den Sudeten und den Alpen des mittleren Europa. 33) H. hybridum *Chaix.* (in *Lapeyr.* suppl.), mit faſt federig-krummhaarigen Blättern, von denen die Wurzelblätter ablang, an beiden Enden verſchmälert, und gezähnt, die Stängelblätter linienförmig ſind, mit wenigblumigem Stängel, und ſchwärzlichem, drüſicht-haarigem Kelch. Auf den Alpen des Dauphiné und der Schweiz. 34) H. lanatum *Kit.* (pl. rar. Hung. II. t. 127.), mit faſt federig-krummhaarigen Blättern, von denen die Wurzelblätter ablang, ſtumpf, geſägt, und wellenförmig, die Stängelblätter linienförmig und glattrandig ſind, mit meiſt dreiblumigem, oberhalb nacktem Stängel, und drüſicht-haarigem

Kelch. In Kroatien. 35) H. pulmonarium *Sm.* (Engl. bot. t. 2307.), mit geſtielten, lanzettförmigen, tief ungleich gezähnten, ſteif behaarten, geſleckten Wurzelblättern, faſt zweizähligen, gleichförmigen Stängelblättern, und meiſt dreiblumigem, ſtraff aufrechtem Stängel. Auf den Alpen des Dauphiné und in Schottland. (H. pulmonarioides *Vill.*). 36) H. pallescens *Kit.*, mit ablangen, ſchimmelgrünen, buchtig-ſtachlicht ſtumpf-gezähnten, oben unbehaarten, unten und am Rande ſparſam krummhaarigen Blättern, langgeſtielten Wurzelblättern, ſtraff aufrechtem, meiſt dreiblumigem Stängel, und filzigem Kelch. In Kroatien. 37) H. murorum *L.* ſl. suec., mit eiförmig-ablangen, ſtachlicht ſtumpf-gezähnten, ſteif behaarten, oder ziemlich unbehaarten Blättern mit tieferen Zähnen an der Baſis, geſtielten Wurzelblättern, faſt doldentraubigen Blühten, und ſteif behaartem Kelch. In Europa. Abgeb. in der Engl. bot. t. 2032. 38) H. prunellaefolium *Gouan.* (Ill. t. 22. f. 3.), mit geſtielten, eiförmigen, gezähnelten, unbehaarten Blättern, gezähnten Blattſtielen, niederliegendem Stängel, und einblumigen, in den Blattachſeln ſtehenden Blühtenſtielen. Auf den Alpen des mittleren Europa. (Crepis pygmaea *L.* Sp. pl., Hieracium pumilum *L.* Mant., intermedium *Lapeyr.*?). 39) H. nigrescens *W.* (Hort. berol. t. 10.), mit geſtielten, ablangen, buchtigen, ſtachlicht ſtumpf-gezähnten, wie der wenigblumige Stängel ſteif behaarten Wurzelblättern, und ſchwärzlichem, drüſicht-haarigem Kelch. Auf den Sudeten. 40) H. humile *Host.* Syn., mit eiförmig-ablangen, zugeſpitzten, an der Baſis halbgefiederten, wie der meiſt zweiblumige Stängel, ſteif behaarten Blättern, und ſteif behaartem Kelch. Auf den Alpen des ſüdlichen Europa. (H. pumilum *Jacqu.* austr. t. 189., H. *Jacquini Vill.* delph. — H. calcareum *Bernh.*, iſt eine Abart). 41) H. incisum *Hopp.*, mit faſt geſtielten, eiförmig-ablangen, lang zugeſpitzten, eingeſchnitten geſägten, unten etwas ſteif behaarten Blättern, meiſt zweiblumigem Stängel, und ziemlich einfachem, ſteif behaartem, faſt filzigem Kelch. Auf den noriſchen Alpen. 42) H. obovatum *Lapeyr.* suppl., mit unbehaarten Blättern, von denen die Wurzelblätter umgekehrt eiförmig, und geſtielt, die Stängelblätter lang zugeſpitzt ſind, und mit wenigblumigem Stängel. Auf den Pyrenäen. — B. Mit vielblumigem Stängel: 43) H. praealtum *Vill.*, mit lanzettförmigen, glattrandigen, ſchimmelgrünen, unbehaarten, an der Baſis und Mittelrippe gewimperten Blättern, hohem, wenigblumigem, oberhalb fein behaartem Stängel, doldentraubiger, zuſammen gezogener Riſpe, und ſchwärzlichen, fein behaarten Kelchen. In Europa hin und wieder. (H. florentinum *Hall.* — obscurum *Reichenb.*, iſt eine Abart). 44) H. fallax *W.*, mit lanzettförmigen, glattrandigen, wie der hohe Stängel, ſparſam krummhaarigen Blättern, doldentraubiger, weitſchweifiger Riſpe, und weißgrauen, etwas krummhaarigen Kelchen. Eben daſ. (H. cymosum *Sebast.*). 45) H. piloselloides *Vill.* delph., mit linienförmig-lanzettförmigen, glattrandigen, ſchimmelgrünlichen Blättern, meiſt einblättrigem, unbehaartem Stängel, ziemlich einfacher, weitſchweifiger Doldentraube, und drüſicht-haarigen Kelchen. In der Schweiz und in Frankreich. (H. florentinum *Vill.*). 46) H. cymosum *L.* Sp. pl., mit faſt ſpathelförmig-lanzettförmigen, verlängerten, faſt gezähnelten, wie der hohe Stängel, ſteif behaarten Blättern, zuſammen geſetzter, weitſchweifiger Riſpe, kleinen Blühten, und doppelt krummhaarigen Kelchen. In Europa. (H. sabinum *Sebast.*, *Nestleri Vill.* it. ſind Abarten). 47) H. aurantiacum *L.*, mit kriechenden Ranken, ablang-lanzettförmigen, gezähnelten, ſteif behaarten Blättern, und doldentraubentragenden, oberhalb, wie die Kelche, ſchwarz-ſteif behaartem Stängel. In Europa. Abgeb. in *Jacqu.* austr. t. 410. 48) H. succisaefolium *Allion.* pedem., mit abgebiſſener Wurzel, unbehaarten Blättern, geſtielten, ablangen, ſtumpfen, gezähnelten, ſcharf anzufühlenden Wurzelblättern, lanzettförmigen, glattrandigen Stängelblättern, faſt doldentraubigen, einblumigen Blühtenſtielen, und fein behaarten Kelchen. Im mittleren Europa. (H. integrifolium *Hopp.* in *W.* Sp. pl.). 49) H. glaucum *All.* (pedem. t. 28. f. 1. t. 81. f. 1.), mit aufrechtem, äſtigem, wie die lanzettförmigen, gezähnten, ſchimmelgrünen Blätter, unbehaartem Stängel, und verlängerten, einblumigen, ſchuppigen Blühtenſtielen. In Italien und Frankreich. (H. scorzoneraefolium *Vill.* delph.). 50) H. molle *Jacqu.* (austr. t. 119.), mit winkeligem, hohlem, wie die ablang-lanzettförmigen, faſt gezähnelten Blätter, etwas zottigem Stängel, geſtielten Wurzelblättern, ſtielumfaſſenden Stängelblättern, faſt doldentraubigen Blühten, und ziemlich einfachen, ſchwärzlichen Kelchen. In der Schweiz, in Öſtreich, Kroatien und Schottland. (H. croaticum *Kit.* pl. rar. iſt eine Abart). 51) H. bracteolatum *Sm.* graec., mit aufrechtem, äſtigem, zottigem Stängel, leierförmigen, gezähnten, etwas ſteif behaarten Wurzelblättern, und verlängerten, faſt doldentraubigen, bracteirten, ſchuppigen Blühtenſtielen. In Sicilien und Macedonien. 52) H. Lawsonii *Vill.* (delph. III. t. 29.), mit ablang-lanzettförmigen, zugeſpitzten, ſteif behaarten Blättern, geſtielten, faſt gezähnten Wurzelblättern, glattrandigen Stängelblättern, faſt doldentraubigen Blühten, und drüſicht-haarigen Blühtenſtielen. Auf den Alpen des Dauphiné und in England. 53) H. denudatum *Lapeyr.* Suppl., mit geſtielten, ablangen, an beiden Enden verſchmälerten, faſt glattrandigen, zottigen Blättern, an der Baſis äſtigem, oberhalb nacktem Stängel, ſchlaff rispenförmigen Blühten, und unbehaarten Kelchen. Auf den Pyrenäen. 54) H. Gronovii *L.* Sp. pl., mit ablangen, ſtumpfen, glattrandigen, gewimperten Wurzelblättern, eiförmigen, ſtielumfaſſenden Stängelblättern, ſchlaff traubenförmigen Blühten, drüſicht-haarigen Blühtenſtielen, und ziemlich einfachem, unbehaartem Kelch. In Nordamerika. 55) H. marianum *W.* Sp. pl., mit umgekehrt eiförmig-ablangen, ſtriegelichten Blättern, rothbraun ſteif behaartem Stängel, doldentraubigen Blühten, hackerigen Blühtenſtielen, und hackerigen Kelchen. Eben daſ. Abgeb. in *Plukn.* mant. t. 402. f. 2.

III. Hieracia mit blattreichem Stängel; A. mit ein- oder wenigblumigem Stängel: 56) H. anchusae-

folium *Bertol.*, mit blattreichem, meist einblumigem, sehr zottigem Stängel, und lanzettförmigen, lang zugespitzten, glattrandigen, filzigen Blättern. Auf den Seealpen und in Italien. (H. verbascifolium *Vill.* It.). 57) H. montanum *Jacqu.* (austr. t. 190.), mit blattreichem, einblumigem, oberhalb fein behaartem Stängel, ablangen, nach vorn gezähnten, gewimperten Blättern, gestielten Wurzelblättern, und ungestielten Stängelblättern. Auf den Alpen des mittleren Europa. (Hypochoeris pontana *L.* Sp. pl. — wahrscheinlich gehört auch Andryala pontana *Vill.* delph. hierher). 58) H. villosum *L.* Sp. pl., mit blattreichem, wenigblumigem, wie die fast glattrandigen Blätter, sehr zottigem Stängel, lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten, undeutlich gezähnten Wurzelblättern, stielumfassenden Stängelblättern, und dachziegelförmig-schuppigem Kelch. Eben das. (H. valdepilosum *Vill.* delph., H. *Schraderi Schleich. Cand.*, H. elongatum und alatum *Lapeyr.*, H. eriophyllum *W.* Suppl. En.). Abgeb. in der Engl. bot. t. 2379. 59) H. andryaloides *Vill.*, mit blattreichem, wenigblumigem, und, wie die Blätter, federig-haarigem Stängel, gestielten, eiförmigen, zugespitzten, buchtig-gezähnten unteren, und schmalen, glattrandigen oberen Blättern. Im südlichen Frankreich. (H. Liottardi *Vill.*). 60) H. rhomboidale *Lapeyr.* Suppl., mit einfachem Stängel, rhomboidischen, an der Basis, wie die Blattstiele, seidenhaarig-zottigen Wurzelblättern, stielumfassenden, herzförmigen Stängelblättern, fast dreizähligen, in den Blattachseln stehenden Blüthenstielen, und borstenförmigen, angedrückten, zottig-klebrigen Schuppen des Kelches. Auf den Pyrenäen. 61) H. lyratum *L.* Sp. pl., mit einfachem, etwas krummhaarigem, meist dreiblumigem Stängel, fein behaarten, buchtig-gezähnten Blättern, gestielten Wurzelblättern, stielumfassenden Stängelblättern, und ziemlich einfachem, schwärzlichem, hackerigem Kelch. In Sibirien. Abgeb. in *Gmel.* sibir. II. t. 9. 62) H. flexuosum *Kit.* pl. rar., mit einfachem, hin und hergebogenem, aufrechtem, wie die fast ungestielten, lanzettförmigen, fast gezähnten, schimmelgrünlichen Blätter, sparsam krummhaarigem Stängel, wenigen Blüthenstielen, und sehr zottigem Kelch. Auf den Alpen von Ungarn, Siebenbürgen und dem südlichen Frankreich. (H. longifolium und speciosum *Hornem.* En. sind Abarten). 63) H. trichocephalum *W.*, mit wenigblumigem, oberhalb zottigem Stängel, ablang-lanzettförmigen, verlängerten, fast gezähnelten, glatten Blättern, von denen die oberen ungestielt sind, und mit sehr zottigem Kelch. Das Vaterland dieser noch zweifelhaften Art ist unbekannt. 64) H. crinitum *Sm.* graec., mit aufrechtem, dicht krummhaarigem Stängel, ablangen, an beiden Enden verschmälerten, fast gezähnten, steif behaarten Blättern, und fast traubenförmigen Blühten. In Sicilien und Kleinasien. 65) H. hispidum *Don.* fl. nepal., mit aufrechtem, ästigem, dicht borstigem Stängel, einblumigen Zweigen, und ablangen, stachlicht-stumpfen, gezähnten, auf beiden Seiten hackerigen Blättern. Auf dem Himalayagebirge. 66) H. foetidum *W.* Sp. pl., mit aufrechtem, ästigem, meist dreiblumigem Stängel, gestielten, leierförmig-schrotsägenförmigen Blättern, gezähnten Blattstielen, und weißgrauen Blüthenstielen und Kelchen. In Armenien. 67) H. intybaceum *Jacqu.*, mit aufrechtem, drüsicht-krummhaarigem, wenigblumigem Stängel, ungestielten, lanzettförmigen, verlängerten, buchtig-gezähnten Blättern, und schlaffer, verlängerter Hülle des Kelches. Auf den Alpen des mittleren Europa. (H. albidum *Vill.* delph., tubulosum *Lam.* Enc., calyculatum *Hornem.*). 68) H. speciosissimum *W.* Suppl. En., mit einfachem, oberhalb steif behaartem Stängel, ungestielten, lanzettförmigen, nach vorn gezähnten, unbehaarten Blättern, mit steif behaartem Kelch. Das Vaterland dieser Art ist unbekannt. — B. Mit vielblumigem Stängel; α) mit glattrandigen Blättern: 69) H. porrifolium *L.* Sp. pl., mit linienförmigen, glattrandigen, wie die Kelche unbehaarten Blättern, und doldentraubigen Blühten. Auf den Alpen des mittleren Europa. Abgeb. in *Jacqu.* austr. t. 286. 70) H. glaberrimum *Spr.* Syst., mit sehr ästigem Stängel, lanzettförmigen, glattrandigen, schimmelgrünen, glatten Blättern, von denen die oberen den Stängel umfassen, mit rispenförmigen Blühten, und schuppigen Blüthenstielen. Das Vaterland dieser Art ist unbekannt. 71) H. altissimum *Lapeyr.* Suppl., mit einfachem, wie die glattrandigen Blätter krummhaarigem Stängel, mit umgekehrt eiförmig-ablangen, am Blattstiel herab laufenden Wurzelblättern, breiten, stielumfassenden, fast gewimperten Stängelblättern, rispenförmigen Blühten, und hackerigen Blüthenstielen und Kelchen. Auf den Pyrenäen. (Wahrscheinlich gehört H. cerinthoides Engl. bot. t. 2378., welches in Schottland wächst, hierher). 72) H. scabrum *M. bor. am.*, mit ganz einfachem, an der Basis steif behaartem, oberhalb scharf anzufühlendem Stängel, ungestielten, eiförmig-ablangen, glattrandigen, auf beiden Seiten schwielicht-rauhen Blättern, und fast zusammen gesetzter, am Ende stehender Blüthentraube. In Nordamerika. (H. verruculatum *Link* En.?). 73) H. incanum *M. B.* taur. cauc., mit einfachem, hohem, filzigem Stängel, stielumfassenden, ablangen, glattrandigen, fast wellenförmigen, weißgrauen, gewimperten Blättern, doldentraubiger, sehr ästiger Rispe, und doppelt krummhaarigen, etwas klebrigen Kelchen. In Kaukasien. 74) H. prostratum *Cand.* fl. fr., mit einfachem, niederliegendem, wie die ablangen, fast glattrandigen Blätter, sehr zottigem Stängel, rispenförmigen Blühten, und ziemlich unbehaarten Kelchen. An der Mündung des Adour in Gascogne. 75) H. echioides *Lumnitz.* poson., mit aufrechtem, wie die lanzettförmigen, fast glattrandigen Blätter, steif behaartem Stängel, und doldentraubiger Rispe. Im östlichen Teutschland, in Preußen, Ungarn, Podolien und Taurien. Abgeb. in *Waldst.* et *Kit.* plant. rar. I. t. 85. — β) Mit gezähnten Blättern: 76) H. vulgatum *Fries* novit. fl. suecic., mit aufrechtem, oberhalb fein behaartem Stängel, ablang-lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten, nach oben grob gezähnten, ziemlich unbehaarten Blättern, fast doldentraubigen Blühten, und dachziegelförmig-schuppigen, fein behaarten Kelchen. In Europa. (H. murorum

β. sylvaticum Fl. dan. t. 1113., maculatum *Sm.* Engl. bot. t. 2121., Lachenalii *C. C. Gmel.*, pictum *Schleich.*) 77) H. sylvaticum *Sm.* (Engl. bot. t. 2031.), mit äſtigem, etwas krummhaarigem Stängel, geſtielten, ablangen, an beiden Enden verſchmälerten, wenig-gezähnten, krummhaarigen Blättern, rispenförmigen Zweigen, und dachziegelförmig-ſchuppigen Kelchen. In den Wäldern Europa's. 78) H. boreale *Fries.* l. c., mit einfachem, oberhalb ſehr äſtigem Stängel, ungeſtielten, lanzettförmigen, lang zugeſpitzten, oben unbehaarten, unten ſcharf anzufühlenden Blättern, von denen die unteren vorn gezähnt, die oberen glattrandig ſind, mit rispenförmigen Zweigen, und dachziegelförmig-ſchuppigen Kelchen. Im nördlichen Teutſchland, in England, Dänemark, Schweden und Norwegen. (H. sabaudum Engl. bot. t. 349., fl. dan. t. 871., sylvaticum *Rostcov.* fl. sedin.). 79) H. sabaudum *L.* fl. suec., mit einfachem, ſteif behaartem Stängel, doldentraubigen Blühten, halb ſtielumfaſſenden, eiförmig-ablangen, drüſicht-gezähnten, ſteif behaarten Blättern, und in zwei Reihen ſtehenden Kelchſchuppen. In Krain, Italien und Nordamerika. (H. canadense *Mx.* bor. am.). Abgeb. in *All.* pedem. t. 27. f. 2. 80) H. ramosum *Kit.* pl. rar., mit aufrechtem, äſtigem, krummhaarigem Stängel, meiſt geſtielten, ablangen, faſt ſpontonförmigen, buchtig-tiefgezähnten, unten fein behaarten Blättern, rispenförmigen Blühten, und ziemlich einfachem, etwas hackerigem Kelch. In Ungarn und Siebenbürgen. 81) H. polyphyllum *W.* Suppl. En., mit äſtigem, an der Baſis ſteif behaartem, oberhalb faſt unbehaartem Stängel, ſpathelförmig, nach vorn gezähnten unteren, und ablangen, faſt glattrandigen oberen Blättern, und ſteif behaarten Kelchen. Auf den penniniſchen Alpen. 82) H. paludosum *L.* fl. lapp., mit einfachem, wie die Blätter unbehaartem Stängel, umgekehrt eiförmig-ablangen, ſchrotſägenförmigen unteren, und ſtielumfaſſenden, nach hinten gezähnten oberen Blättern, faſt doldentraubigen Blühten, gewimperten Bracteen, und ſteif behaarten Kelchen. In Europa. (H. diaphanum *Fries* l. c.). Abgeb. in der Engl. bot. t. 1094. 83) H. lapsanoides *Gouan.* (Illustr. t. 21. f. 3.), mit einfachem, wie die Blätter unbehaartem Stängel, leierförmig-ſchrotſägenförmigen, gezähnelten, geſtielten unteren Blättern, an der Baſis geöhrten Blattſtielen, geigenförmigen, ſtielumfaſſenden oberen Blättern, doldentraubigen Zweigen, und ſteif behaarten Kelchen. Auf den Pyrenäen. 84) H. cerinthoides *L.* Sp. pl., mit aufrechtem, zottigem Stängel, faſt glattrandigen, krummhaarigen Blättern, umgekehrt eiförmigen Wurzelblättern, und herzförmig-ablangen, ſtielumfaſſenden Stängelblättern, doldentraubigen Blühten, und ſteif behaarten Kelchen. In Krain, Ungarn, und im ſüdlichen Frankreich. Abgeb. in *Gouan* Illustr. t. 22. f. 4. 85) H. prenanthoides *Vill.* delphin., mit einfachem, wie die entfernt gezähnelten, etwas ſteif behaarten Blätter am Rande, ſcharf anzufühlendem Stängel, ablang-lanzettförmigen, geſtielten Wurzelblättern, und herzförmig-ablangen, ſtielumfaſſenden Stängelblättern, und traubenförmig-doldentraubigen Blühten. In Schottland, Frankreich, Italien und in der Schweiz. (H. spicatum *Allion.* pedem. t. 27. f. 1. 3.). 86) H. denticulatum *Sm.* (Engl. bot. t. 2122.), mit aufrechtem, einfachem, ſcharf anzufühlendem Stängel, ungeſtielten, ablangen, zugeſpitzten, unregelmäßig drüſicht-gezähnelten, unbehaarten, unten ſchimmelgrünen Blättern, doldentraubigen Blühten, und drüſicht-krummhaarigen Blühtenſtielen. In Schottland. (H. prenanthoides *Sm.* Engl. bot. t. 2235.). 87) H. cydonifolium *Vill.*, mit faſt äſtigem, zottigem Stängel, halb ſtielumfaſſenden, ablangen, faſt gezähnelten, federig krummhaarigen Blättern, und doldentraubigen Blühten. Im Dauphiné. 88) H. racemosum *Kit.* pl. rar., mit einfachem, aufrechtem, etwas hackerigem Stängel, ungeſtielten, buchtig-gezähnten, unbehaarten Blättern, von denen die unteren ablang, und an beiden Enden verſchmälert mit tieferen Zähnen an der Baſis, die oberen eiförmig ſind, und mit traubenförmigen, in den Blattachſeln ſtehenden Blühtenſtielen. In Ungarn. 89) H. carpathicum *Bess.*, mit einfachem, wie die drüſichtgezähnten, faſt geſtielten Blätter, krummhaarigem Stängel, umgekehrt-eiförmigen, ſtachlicht-ſtumpfen Wurzelblättern, rispenförmigen Blühten, und drüſicht-krummhaarigen Blühtenſtielen und Kelchen. Auf den Karpathen und Sudeten. (H. Milleri *Link.*, sudeticum *Tausch.*). 90) H. latifolium *Fröl.*, mit oberhalb unbehaartem, etwas ſcharf anzufühlendem Stängel, ablangen, ſteif behaarten, faſt gezähnelten Blättern, von denen die Stängelblätter halb ſtielumfaſſend ſind, mit doldentraubigen Blühten, und ſchwarzhaarigen Blühtenſtielen und Kelchen. Auf den Pyrenäen. (H. croaticum *Lapeyr.*). 91) H. macrophyllum *Pursh.* am. bor., mit ſehr hohem, gefurchtem, hackerigem Stängel, großen, herzförmig-ablangen, halb ſtielumfaſſenden, entfernt grob gezähnten, ziemlich unbehaarten Blättern, unten fein behaarten Blattadern, ausgeſperrt-doldentraubiger Riſpe, und verlängerten, wie die Kelche unbehaarten Blühtenſtielen. In Kanada. 92) H. amplexicaule *L.* Sp. pl., drüſicht-krummhaarig, wie mit Öl überzogen, mit ſtraff aufrechtem Stängel, ſtielumfaſſenden, herzförmig-eiförmigen, an der Baſis gezähnten Blättern, und doldentraubigen, wie die Kelche ſteif behaarten Blühtenſtielen. Auf den Pyrenäen. (Lepicaune balsamea *Lapeyr.* Suppl., H. balsameum *Asso.*, iſt eine meiſt einblumige Abart). 93) H. pyrenaicum *L.* Sp. pl., mit einfachem, etwas krummhaarigem Stängel, ſtielumfaſſenden, pfeilförmig-ablangen, zugeſpitzten, gezähnelten Blättern, doldentraubigen, meiſt einblumigen Zweigen, und ſchlaffen, ſteif behaarten Kelchen. Auf den Alpen des mittleren Europa. (H. blattarioides und Picris pyrenaica *L.*, Crepis austriaca *Jacqu.* austr. t. 441., Hieracium pieroides *Vill.* It.?). 94) H. spinulosum *Spr.* Syst., unbehaart, mit vielen Stängeln, verlängert-lanzettförmigen, ſtumpfen, tief ausgefreſſenen, dornig-gezähnten, geſtielten unteren, und ſtielumfaſſenden oberen Blättern, rispenförmigen Blühten, und ſchlaffen, an der Baſis filzigen Kelchen. Auf den Pyrenäen. (Lepicaune spinulosa *Lapeyr.* Suppl.). 95) H. paniculatum *L.* Sp. pl., mit drehrundem, unterhalb zotti-

gem Stängel, lanzettförmigen, ablangen, wenig gezähnten, oben unbehaarten, unten etwas krummhaarigen Blättern, ausgesperrten, haarförmigen, einblumigen Zweigen der Rispe, borstenförmigen Bracteen, und kleinen Blumen. In Nordamerika. 96) H. laevigatum *W.* (Hort. berol. t. 16.), mit aufrechtem, ästigem, drehrundem, unbehaartem Stängel, gestielten, ablang-lanzettförmigen, in der Mitte tief gezähnten, ziemlich unbehaarten Blättern, rispenförmigen Blühten, und an der Basis, wie die Blühtenstiele, fein behaarten Kelchen. Das Vaterland dieser Art ist unbekannt. 97) H. lanceolatum *Vill.* (Delphin. III. t. 30.), mit straff aufrechtem, krummhaarigem Stängel, ungestielten, lanzettförmigen, gezähnten, steif behaarten Blättern, und doldentraubigen Blühten. Diese noch zweifelhafte Art wächst im Dauphiné. 98) H. fruticosum *W.* Sp. pl., mit strauchartigem, ästigem Stiel, ablang-lanzettförmigen, gezähnten, unbehaarten, in den Blattstiel überlaufenden Blättern, und fast doldentraubigen, oberhalb schuppigen, wie die Kelche etwas filzigen Blühtenstielen. Auf den kanarischen Inseln. 99) H. umbellatum *L.* fl. lapp., mit aufrechtem, einfachem, wie die linienförmig-lanzettförmigen, fast gezähnten Blätter, unbehaartem Stängel, und offen stehenden Schuppen des Kelches. In Europa. (H. coronopifolia *Bernh.* und H. Lactaris *Bertol.* sind Abarten mit tief gezähnten Blättern). Abgeb. in Engl. bot. t. 1771. 100) H. Kalmii *L.* Sp. pl., mit aufrechtem, einfachem, ziemlich unbehaartem Stängel, ungestielten, ablang-lanzettförmigen, nach vorn gezähnt-gesägten, etwas steifen Blättern, fast doldenförmigen, weißgrauen Blühtenstielen, und schlaffen Kelchen. In Nordamerika. (H. virgatum und fasciculatum *Pursh.* am. bor. gehören wahrscheinlich hierher). 101) H. foliosum *Kit.* pl. rar., mit einfachem, unterhalb krummhaarigem, oberhalb, wie die Kelche, glattem Stängel, zusammen gedrängten, stielumfassenden, herzförmig-eiförmigen, gezähnelt-gewimperten, ziemlich steifen Blättern, und rispenförmig-doldentraubigen Blühten. In Syrmien (Ungarn), und auf den Pyrenäen. (H. paucifolium *Lapeyr.*, ist eine Abart). 102) H. auriculatum *Hornem.* En., Staudengewächs mit niederliegendem, ästigem Stängel, ungestielten, ablangen, stumpfen, fast gezähnelten, etwas steifen Blättern, von denen die oberen stielumfassend, glattrandig und gewimpert sind, mit verlängerten, fast doldentraubigen Blühtenstielen, und unbehaarten Kelchen. Das Vaterland dieser Art ist unbekannt. 103) H. ciliatum *W.* Sp. pl., mit aufrechtem, ästigem, krummhaarigem Stängel, umgekehrt eiförmig-ablangen, gezähnten Wurzelblättern, und pfeilförmig-lanzettförmigen, stielumfassenden Stängelblättern, und wie die Blätter steifbehaart-gewimperten Kelchschuppen. Auf Kreta. 104) H. grandiflorum *Allion.* (pedemont. t. 29. f. 2. 3.), mit einfachem, haarigem, klebrigem Stängel, spathelförmig-lanzettförmigen, verlängerten, rückwärts gezähnten unteren, und pfeilförmigen, stielumfassenden Stängelblättern, fast doldentraubigen Blühten, und schwarzem, etwas hackerigem Kelch. Auf den Alpen des mittleren Europa. (H. pappoleucon *Vill.* delph., conyzaefolium *Gouan.* Illustr., Lepicaune grandiflora *Lapeyr.* Suppl.). 105) H. rotundatum *Kit. Hornem.*, mit aufrechtem, ästigem Stängel, rundlichen, ganz stumpfen, fast gezähnten Wurzelblättern, und herzförmig-eiförmigen, zugespitzten, an der Basis eingeschnittenen Stängelblättern. Wächst wahrscheinlich in Ungarn, ist aber zweifelhaft. 106) H. compositum *Lapeyr.* Suppl., mit ästigem, wie die Blätter weißgrau-filzigem Stängel, ablangen, fast gezähnelten Wurzelblättern, herzförmigen, stielumfassenden, gesägten Stängelblättern, und zweigetheilten, rispenförmigen, doppelt krummhaarigen Blühtenzweigen. Auf den Pyrenäen. 107) H. undulatum *Ait.* Kew., weißgrau, federig-krummhaarig, mit weitschweifig-ästigem Stängel, ablangen, wellenförmigen, an der Basis gezähnten, stachlicht stumpfen Blättern, von denen die unteren gestielt sind, und fast doldentraubigen Blühten. In Spanien. 108) H. eriophorum St. Am. (in *Lapeyr.* Suppl.), dicht wollig mit einfachen Haaren, mit aufrechtem Stängel, zusammen gedrängten, ablangen, an der Basis verschmälerten, gezähnten Blättern, von denen die Stängelblätter lanzettförmig sind, und doldentraubigen Blühten. In der Gascogne. 109) H. erianthon *Kunth.* Syn., mit einfachem, aufrechtem, unterhalb weißwolligem, oberhalb fein behaartem Stängel, ablang-lanzettförmigen, entfernt gezähnten, unten filzig-wolligen Blättern, und doldentraubiger, bracteirter, wie die Kelche wolliger Rispe. In Caracas. 110) H. Avilae *Kunth.* Syn., mit einfachem, rostroth-steif behaartem Stängel, fast ungestielten, lanzettförmigen, entfernt gezähnten, unten weißgraulichen Blättern, rispenförmigen Blühten, und unbehaarten Kelchen. Eben daf. 111) H. asperrimum *Don.* fl. nepal., mit aufrechtem, drehrundem, dicht hackerigem Stängel, lanzettförmigen, stumpfen, buchtig-gezähnten, unten borstigen Blättern und doldentraubigen Blühten. In Nepal. 112) H. turbinatum *Spr.* Syst., mit einfachem, aufrechtem, wie die stielumfassenden, an der Basis gehörten, schrotsägenförmig-halbgefiederten Blätter, zottigem Stängel, und kräuselförmigen Samen. Diese Art, welche auf den Pyrenäen wächst, ist noch zweifelhaft. (Lepicaune turbinata *Lapeyr.* Suppl.) — S. *Spr.* Syst. III, 638. (*Sprengel.*)

HIERA GERME (*Ἱερὰ Γέρμη*), eine Stadt, welche Ptolemäos V, 2. in das Mittelland von Kleinmysien, Stephanos aber, der sie schlechtweg *Γέρμη* nennt, in die Nähe von Kyzikos setzt. Hierokles p. 31 nennt sie *Γέρμαι* und setzt sie, wie Leo Sap. (Notitia Episcopatuum p. 294 ed. Ven.), der sie auch *Γέρμη* schreibt, in die Provinz Hellespontus, welche im Mittelalter Mysien und Troas enthielt. d'Anville setzt die Stadt unterhalb des Sees Artynia, Mannert (VI. 3s Heft. p. 525) hält das früher bekannte und später nicht mehr genannte Zelia für Hiera Germe. Der Umstand, daß Stephanos die Stadt in die Nähe von Kyzikos rückt, ist der Meinung d'Anville's und Kruse's, der sie südlich von Melitupolis setzt, welches selbst der Sitz eines Bischofs war und wahrscheinlich bis über die gemeinte Gegend seinen Sprengel ausdehnte, nicht

günſtig, macht vielmehr wahrſcheinlich, daß Mannert Recht habe. Denn in Germe war nach Leo a. a. O. ein Biſchofsſitz, woraus zu ſchließen, daß die Stadt von einiger Bedeutung war. Sozomenos (Hist. Eccl. IV, 11.) meldet, daß ſie durch ein Erdbeben zur Zeit des Kaiſers Valens verwüſtet ſei. Aus den Anführungen des Hierokles und Leo erſieht man aber, daß ſie wieder hergeſtellt worden. Man weiß nicht anzugeben, warum Germe hiera die heilige hieß, vielleicht weil ein Tempel oder Kultus in dieſer Stadt in beſonderer Verehrung ſtand und durch dieſen Beinamen dieſe Stadt in Myſien von Germa in Galatien unterſchieden werden ſollte. Es wird jedoch letzteres von Hierokles Ἱερμία und von Leo Γερμοκολώνεια geſchrieben. (*Kannglieſser.*)

HIERA HODOS (Ἱερὰ ὁδός), d. i. der heilige Weg, hieß die Straße von Eleusis nach Athen. Hierae hodoi (ἱεραὶ ὁδοὶ) war der griech. Name einer Bitterquelle in Sarmata Europaea; ſ. den Art. Exampaeos. (*R.*)

Hierak, ſ. Irak.

Hierakas, ſ. Hierax.

Hierakia, ſ. Hieracia.

Hierakiten, ſ. Hierax.

HIERA KOME (Ἱερὰ κώμη), ein Flecken, nicht weit von der Stadt Magneſia am Mäandros und zwar ſüdöſtlich von derſelben, bekannt durch einen Tempel und ein Orakel des Apollon, und zu Karien gehörend. (*R.*)

HIERAKON (Ἱεράκων), eine am öſtlichen Ufer des Nil liegende Stadt des Nomos Lycopolites in Oberägypten, 20 römiſche Meilen nordweſtlich von Iſiu, 28 ſüdöſtlich von Peſla und 52 ſüdöſtlich von Antinoë (Itinerar. Anton.) (*R.*)

HIERAKON NESOS (Ἱεράκων νῆσος), Hieracum insula, Accipitrum insula, nach Ptolemäus 1) eine Inſel im arabiſchen Meerbuſen an der Küſte von Arabia felix zwiſchen den Inſeln des Polybius und des Sokrates, ſüdlich von der Mündung des Bätius (Abaſſi); 2) eine kleine Inſel an der ſüdweſtlichen Küſte von Sardinien, nordweſtlich von der Inſel Plumbaria, die heutige Isola di St. Pietro. (*R.*)

HIERAKON POLIS (Ἱεράκων πόλις), Hieraconpolis, Accipitrum urbs, Habicht-, Geier- oder Sperberſtadt, iſt nach dem Itin. Anton. eine Stadt in Thebais oder Oberägypten auf der Oſtſeite des Nils; ſ. Hierakon. Strabo dagegen (XVII. p. 561) erwähnt eine Stadt dieſes Namens ſüdöſtlich von Latopolis, welches auf dem weſtlichen Ufer des Nil liegt. (*R.*)

Hiera Mione, ſ. Hermione.

HIERA PETRA (Ἱερὰ πέτρα), oder heiliger Felſen, hieß nach Ptolemäus ein Ort auf Kreta, wahrſcheinlich der ſüdliche Hafen der Stadt Arkadia. Der Name hat ſich in dem heutigen Girapetra erhalten. (*R.*)

Hiera pidna, ſ. Hiera pytna.

HIERA PIKRA (ἱερὰ πικρά), hieß bei den griechiſchen Ärzten ein bitteres Laxirmittel, welches ſie theils als Pulver zu 15 — 20 Gran, theils als Latwerge anwandten. Jetzt iſt es nicht mehr in Gebrauch; am längſten bediente man ſich noch der Latwerge in Klyſtieren zu 1 bis 1½ Loth. Die Miſchung iſt ſehr complicirt; Haſelwurzel, Spike, Safran, Zimmet, Aloe u. ſ. w. werden dazu angewendet. (*R.*)

HIERAPOLIS (alte Geogr.), 1) Stadt in Großphrygien, am Maänder, Laodicea gegenüber, berühmt ihrer warmen Bäder, deren Waſſer ſo reichlichen Tropfſtein abſetzte, daß man ihn mittels eigens dazu gezogner Graben in Bauſteine formte (vergl. *Vitruv.* VIII, 3. *Strabo* XIII, 629.) und des Plutoniums wegen, einer kleinen Höhle unter einem vorragenden Felſen, aus welcher fortwährend ſchwarzer Dampf empor ſtieg, deſſen Einathmen Menſchen und Thieren tödtlich war (vergl. *Strabo* l. c. *Apulej.* de mundo. p. 65). Der Apoſtel Paulus ſtiftete dort eine Chriſtengemeinde (vergl. Koloſſ. 4, 13.). Aus Strabo's Berichten (a. a. O.) ergibt ſich, daß das Waſſer daſelbſt für die Färberei vorzüglich genug geweſen ſei, um mit Krapp gefärbte Zeuche denen mit Purpur und Kermes gleich zu machen. Dieß beſtätigt eine Inſchrift der Färberinnung von Hierapolis bei Chandler (c. 69.). Der wohl erhaltenen Trümmer des Theaters, der Bäder, des Gymnaſiums und mehrerer Inſchriften erwähnen Chandler und Pococke. Gegenwärtig liegt an der Stelle des alten Hierapolis ein Ort Namens Bambuk-Kaleſſi, zum Sandſchak Kutahija gehörig. (*Benicken.*)

2) Eine Stadt in Phrygia Salutaris. (*R.*)

3) Eine große Stadt in der coleſyriſchen Landſchaft Cyrrheſtica (pr. Euphratensis), berühmt durch den Kultus des meergebornen weiblichen Naturprincips, der Derketo (Atargatis, Dea Syra, vergl. *Selden* de Diis Syris II, 4.), deren prachtvoller Tempel voll Weihgeſchenken einen reichen Schatz enthielt (ſ. *Appian.* Parth. p. 28. ed. *Schweigh.*). Sie war am weſtlichen Thalrande des Euphrat von Coſroes (Cyrus?) dem Perſerkönige erbaut und Bambyce genannt (*Plin.* V, 23. *Strabo* XVI. p. 748), geräumig und volkreich (*Amm.* Marc. XIV, 8. XXIII, 2.). Kaiſer Konſtantin I. erklärte ſie zur Hauptſtadt der neuen Provinz Euphratensis; doch fiel mit dem Cultus der alteinheimiſchen Gottheit durch das Chriſtenthum zugleich die Größe und das Anſehn der Stadt. Des faſt verödeten Hierapolis Mauern ſtellte Kaiſer Juſtinian noch einmal her, doch bald verfielen ſie wieder und gegenwärtig ſind in zwei elenden Dörfern kaum noch Spuren davon zu erkennen. Zweifelhaft iſt es nämlich, ob Bambádſch, ein Dorf unweit des Euphrat (Ejalet Haleb), wie Pococke meint, oder Menbigz, ein Kaſaban am Dorfe Sphiri (Ejalet Haleb, — näher am Euphrat) nach Maundrells und Paulus Meinung (ſ. Jerabolus, in der Sammlung der merkwürdigſten Reiſen im Orient I, 333.) das Überbleibſel von Hierapolis ſei. (*Benicken.*)

4) Nach *Plin.* IV, 20. ed. *Bip.* (Al. 12.) und *Steph. Byz.* eine Stadt auf der Inſel Kreta; einige identificiren ſie mit Camirus oder Kamiros (ſ. d. Art.)

5) Nach dem *Itin. Anton.* eine Stadt im weſtlichen Theile von Aegyptus inferior 101 röm. Meilen nordweſtlich von Memphis und 21 in derſelben Richtung

von Andropolis; es iſt wohl Hermopolis parva (ſ. d.) damit einerlei. (*R.*)

HIERAPYTNA (*Ἱερὰ Ἱήτνα*), auch *τὰ Ἱεράπυδνα* (bei Dion XXXVI, 1.) und *ἡ Ἱερὰ Ἱήδνα* geſchrieben, war eine an der See gelegene Stadt in dem nordöſtlichen Theile der Inſel Kreta, etwas über 2 Meilen entfernt von dem nordöſtlich liegenden Vorgebirge Samonium, das jetzt Kap Sidero heißt. Die See bildete hier eine Bai und in der Nähe lag die Inſel Chryſea, oder Chryſa, jetzt Grades genannt. In chriſtlichen Zeiten war die Stadt der Sitz eines Biſchofs. Der Ort Paläokaſtro ſoll jetzt an derſelben Stelle liegen. (*Strabo* X, 475. *Plin.* IV, 22.). (*Kanngiesser.*)

HIERARCHIE (*ἱεραρχία*, sacrum imperium oder in rebus sacris imperium) die oberſte Gewalt des Heiligen oder über das Heilige, — Herrſchaft der Prieſter

A. bei den Chriſten.

I. Geſchichtlich. In den verſchiedenen Jahrhunderten, in welchen ſich nach und nach die oberſte Gewalt des Klerus über den Glauben, das Gewiſſen, das kirchliche Leben und die Seligkeit der ihm untergebenen Laien entwickelte, erweiterte und vollendete, hat Hierarchie eine ſehr verſchiedene Bedeutung und Umfang. Obſchon die Grundlage jener furchtbaren Prieſtergewalt, wie ſie ſeit dem 11ten bis ins 13te Jahrh. auf dem Gipfel ihrer höchſten Vollendung erſcheint, bereits im 2ten und 3ten Jahrh. der chriſtlichen Kirche gelegt war, und ſich im 4ten und 5ten Jahrh. in gewaltigen Fortſchritten ausbildete, ſo war doch bei den kirchlichen Schriftſtellern und Klerikern jener Periode das Wort Hierarchie noch nicht in dem ſpäteren Sinne gebräuchlich, und erhielt erſt durch die untergeſchobenen Schriften des Pſeudodionyſius Areopagita, insbeſondere das Buch de ecclesiastica hierarchia et de coelesti hierarchia [1]), welche im 4ten oder 5ten Jahrh. verfaßt, ſeit dem 7ten und 8ten Jahrh. allgemeiner verbreitet wurden, allgemeinere Anwendung. Begriff und Weſen der kirchlichen Hierarchie läßt ſich daher nur aus ihrer Geſchichte richtig erkennen, und in ihren mannichfaltigen Beziehungen und Abſtufungen auffaſſen. Dieſer Theil der Kirchengeſchichte bietet ſowohl für jeden Chriſten, als insbeſondere für den Beobachter der Entwickelung des kirchlichen Weſens unter dem Einfluſſe zuſammentreffender Mißverſtändniſſe und geiſtlicher Herrſchbegierde, und für jeden, dem die Sicherheit und Förderung des bürgerlichen und Statswohles anvertrauet iſt, vorzüglich in gegenwärtigen Tagen die belehrendſten und warnendſten Erſcheinungen dar. Bedenken wir, wie faſt unbemerkbar im 2ten Jahrh., als die Kirche noch unter dem Drucke des Heidenthums ſtand, die erſten Keime jener geiſtlichen Gewalt gelegt wurden, und nur im Inneren zu treiben begannen [2]); wie aber jene Keime doch ſo feſten Grund und Boden gefaßt hatten, daß ſie, von dogmatiſchen Mißverſtändniſſen genährt und erhalten, ihre Wurzeln immer weiter ausbreiteten; wie endlich im Mittelalter dieſe Gewalt das Recht ſich anmaßte, Fürſten zu entthronen, Unterthanen vom Eide der Treue zu entbinden, Inquiſition und Ketzergerichte einzuführen; und nachdem durch die Reformation ihr Anſehen eine Erſchütterung erlitten hatte, wie ſie den Jeſuiterorden zur Wiederherſtellung desſelben, zur Verhütung weiterer für ſie nachtheiliger Folgen ins Daſeyn rief: ſo muß der Freund des Menſchengeſchlechtes, jeder Bekenner des Chriſtennamens ſtaunend fragen, wie war es möglich, daß in der Mitte der chriſtlichen Kirche, daß aus der Religion des Glaubens und der Liebe ein Inſtitut hervorging, welches die heiligſten Rechte der Menſchen und Staten, die erſten Pflichten des chriſtlichen Glaubens ſeinem Intereſſe aufopferte? Die Geſchichte des kirchlichen Weſens allein gibt darauf die beſtimmteſte Antwort. Um aber bei der Menge und Mannichfaltigkeit der Thatſachen und Lehrmeinungen das Wichtige nicht zu überſehen und den Überblick über die intereſſante Erſcheinung zu erleichtern, iſt es einerſeits nothwendig, die Geſchichte der Hierarchen ſelbſt, welche ſich im Mittelalter faſt ausſchließend auf die Geſchichte der römiſchen Päpſte beſchränkt, von der Geſchichte der Hierarchie zu unterſcheiden, und dieſe letztere andererſeits nach gewiſſen Perioden darzuſtellen. Als ſolche Perioden ſind aus Gründen, die ſich aus der Geſchichte ſelbſt ergeben werden, feſt zu ſetzen: I. Von der apoſtoliſchen Zeit bis auf den Biſchof Cyprian in Karthago (258 n. Chr.). II. Von Cyprian bis auf den Biſchof Gregor I. von Rom (600 n. Chr.). III. Von Gregor I. bis Gregor VII. (1085 n. Chr.). IV. Von Gregor VII. bis zur Reformation (1555). V. Von der Reformation bis auf die neuere Zeit. Die letzten drei Perioden jedoch kann man auch in Eine zuſammen faſſen, weil ſeit der dritten die Hierarchie begründet iſt und das Detail ihrer Geſchichte von da an unter dem Art. Papſt abgehandelt werden muß.

Erſter Abſchnitt. Von der apoſtoliſchen Zeit bis auf Cyprian, oder die erſten Keime

1) Der unbekannte Verfaſſer dieſer Schriften ſtellt in ihnen mehrere Erklärungen des Begriffes der Hierarchie auf, aus welchen man ſieht, daß ſie ſich zu ſeiner Zeit erſt auf der zweiten Stufe ihrer Entwickelung befand. *Ἔστιν ἱεραρχία*, heißt es de coel. hierar. im Anfange von Kap. 2.: *κατ' ἐμὲ τάξις ἱερὰ καὶ ἐπιστήμη καὶ ἐνέργεια πρὸς τὸ θεοειδὲς ὡς ἐφικτὸν ἀφομοιουμένη καὶ πρὸς τὰς ἐνδιδομένας αὐτῇ θεόθεν ἐλλάμψεις ἀναλόγως ἐπὶ τὸ θεομίμητον ἀναγομένη* u. de eccles. hierar. cap. 1.: *ἡ καθ' ἡμᾶς ἱεραρχία λέγεται καὶ ἔστιν ἡ περιεκτικὴ τῶν κατ' αὐτὴν ἁπάντων ἱερῶν πραγματεία, καθ' ἣν ὁ θεῖος ἱεράρχης τελούμενος ἁπάντων ἔχει τῶν κατ' αὐτὸν ἱερωτάτων τὴν μέθεξιν, ὡς ἱεραρχίας ἐπώνυμος.* Eben daſelbſt gibt er an, was man unter einem *ἱεράρχης* zu denken habe: *Ἱεράρχην ὁ λέγων δηλοῖ τὸν ἔνθεον καὶ θεῖον ἄνδρα, τῆς πάσης ἱερᾶς ἐπιστήμονα γνώσεως, ἐν ᾧ καὶ καθαρῶς ἡ κατ' αὐτὸν ἱεραρχία πᾶσα τελεῖται καὶ γινώσκεται.* Schon hier geht Alles auf einen gewiſſen bevorzugten, göttlichen Charakter der Prieſter hinaus, den man ſpäter und noch jetzt als den Character indelebilis der Prieſter bezeichnet.

2) Magna illa res, ſagt Moſheim de reb. Christ. ante Constant. M. p. 770, quam Hierarchiam nominamus, tot disputationum et bellorum inter Christianos tristissimum argumentum, si ex aequo et vero rem existimes atque ad primordia ecclesiae ascendas, a parvis et tenuibus initiis, a graecarum ecclesiarum concilio civilem patriae suae gubernationem et concilia gentis imitandi profectum est gradatimque ita firmata et aucta, nulla ut arte labefactari deinde potuerit.

der Hierarchie bis zu ihrer Entwickelung, als bischöfliche Aristokratie.

Mit dem Eintritte des Christenthums in die Weltgeschichte war auch theils durch die Grundlehren desselben selbst, theils durch die Institute der Taufe und des Abendmahls, eine äußere Vereinigung der Christusbekenner gegeben, theils um sich gemeinschaftlich zu erbauen und in der Erkenntniß der christlichen Lehren zu stärken, theils durch den gemeinschaftlichen Genuß des Abendmahls an den Tod des Herrn sich zu erinnern. Wer den gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Gemeinde vorstand, hieß Aeltester (πρεσβύτερος, nach der jüdischen Synagogeneinrichtung); s. Act. 14, 23. 15, 23. wo solche von den Aposteln und den übrigen Mitchristen (ἀδελφοῖς) unterschieden werden, und 1 Tim. 5, 17. Tit. 1, 5. Mehrere derselben waren vorzugsweise mit Lehre und Unterricht beschäftiget (1 Tim. 5, 17.). Gleichbedeutend mit dem Presbyteriat und den Griechen verständlicher war in der apostolischen Zeit das Amt eines ἐπίσκοπος oder Aufsehers (Act. 20, 28. Phil. 1, 1. 1 Tim. 3, 2.), dem ebenfalls, wie man aus den Vorschriften siehet, welche Paulus a. a. O. seinem Timotheus gibt, das Lehramt, so wie die Aufsicht über die Sitten der Brüder (1 Petr. 5, 1 fg.), mit oblag. Neben diesen wurden, nach dem Beispiele der Gemeinde zu Jerusalem (Act. 6, 1 fg.), noch einzelne Personen in den christlichen Gemeinden ernannt, um die gemeinschaftliche Kasse zur Unterstützung der Armen und Kranken zu verwalten, so wie für letztere überhaupt zu sorgen; sie hießen Diener διάκονοι (Phil. 1, 1. 1 Tim. 3, 8. 12.), und wurden, wie die Presbyteren, durch Handauflegung zu ihrem Amte geweihet (Act. 6, 6. 1 Tim. 4, 14. 2 Tim. 1, 6.). Gemeinschaftliche Erbauung und Belehrung, die Feier des Abendmahls, verbunden mit einem Liebesmahle, wobei die Gaben sowohl für die armen Brüder der eignen Gemeinde, als auch für fremde Gemeinden, übergeben wurden, bildeten das Band der Einheit im kirchlichen Leben. Die Presbyteren oder Bischöfe waren noch in keinerlei Hinsicht ein vor den übrigen Brüdern bevorzugter Stand; nur im kirchlichen Vereine genossen sie, wie das ihres Berufs wegen nothwendig war, besondere Achtung.

So hatte sich die kirchliche Verfassung, obschon an verschiedenen Orten mit mehrfachen Abweichungen, in ihrer Einfachheit mehrere Jahrzehnde erhalten; und nach dem bekannten Briefe des Plinius (B. X. Br. 97.) zu schließen, war keine wesentliche Veränderung vorgenommen, als etwa in der Zeit und dem Orte der kirchlichen Zusammenkünfte [3]). Aber seit dem Anfange des 2ten Jahrh. trafen mehrere, anscheinend zufällige Erscheinungen, theils in den Lehrmeinungen, theils in dem Verhältnisse der Presbyteren oder Bischöfe zu den Gemeindegliedern, zusammen, welche von den wichtigsten Folgen für die nächsten Jahrzehnde waren, und dem kirchlichen Wesen eine ganz andere Gestaltung gaben. Schon zur Zeit der Apostel wurden die Schriften des A. T. zur Belehrung und Erbauung nicht allein für den häuslichen Gebrauch empfohlen (1 Tim. 3, 14 — 17. 2 Petr. 1, 19. 20.), sondern auch, vorzüglich mit Rücksicht auf die Weissagungen, als Beweise der messianischen Würde Jesu, in den Versammlungen vorgelesen und erklärt. Die neutestamentlichen Schriften konnten damals nur nach und nach, nur in einzelnen Gemeinden, an die sie gerichtet, oder denen sie von anderen mitgetheilt worden waren, ein gleiches Ansehen erhalten, und daß ihre Verbreitung langsam von Statten ging, war natürliche Folge der weiten Entfernung einzelner Gemeinden von einander, und der durch Verfolgungen, und bedrängte Lage veranlaßten Unterbrechung ihrer Gemeinschaft. Der Gebrauch des A. T., welcher um so weniger befremden darf, da ein großer Theil der christlichen Gemeindeglieder aus gewesenen Juden bestand, führte bald zu Mißverständnissen, deren wichtige Folgen man in ihrem Entstehen schwerlich ahnete. Aller Opferkultus, den der jüdische und heidnische Glaube so reichlich gepflegt hatte, war durch den christlichen Glauben aufgehoben, das Blut Jesu galt als Bürgschaft der göttlichen Gnade und der Vergebung der Sünden (Röm. 3, 25.); Christus, hieß es, hat als hoher Priester, sich selbst als Opfer Gott dargebracht, um die Menschen der göttlichen Gnade zu versichern (Hebr. 10, 10.). Als nun bei ängstlichen Gemüthern der Zweifel sich regte, ob, ohne Opfer und äußeren Kultus, ihnen das gewährt werde, was sie früher dadurch von Gott empfangen zu haben glaubten, wurde von den Lehrern des Christenthums der Opfertod Jesu Christi und die Segnungen seines Blutes aufs schärfste hervorgehoben. So heißt es bei Clemens Romanus (1 Brief an die Korinth. 7.): „Lasset uns unverwandten Blickes hinschauen auf das Blut Christi, und erkennen, wie werth sein Blut Gott ist, welches vergossen zu unserm Heile, der ganzen Welt die Gnade der Besserung dargebracht hat," und im 12ten Kap.: „durch das Blut des Herrn wird Erlösung zu Theil werden allen, die glauben und hoffen auf Gott. Lasset uns Jesum Christum ehren, dessen Blut für uns dahin gegeben worden." Barnabas Brief [4]) vergleicht das Leiden und den Tod Jesu mit den Opfern des alten Bundes bis ins kleinste Detail und nennt diese einen Typus des Leidens Jesu. Jesus ist das Opferthier; die ihn zum Opfer führten, sind sündige Menschen; die Knaben, welche besprengen, sind diejenigen, denen die Verkündigung des Evangeliums, nämlich die Lehre von der Vergebung der Sünden und der Heiligung des Herzens, von Gott übertragen wurde: auf dem Holze (dem Kreuze) beruhet das Reich Christi. Bei dieser typischen Deutung des A. T. wurde die liturgische Redeweise desselben immer ernstlicher auf den noch einfachen kirchlichen Ritus angewendet, und nach und nach eine Umwandlung der Begriffe vorbereitet. Das Amt der Bischöfe, Presbyteren und Diakonen wird λειτουργία

3) M. s. *Boehmeri* Dissertat. jur. eccles. antiqui. Diss. III. IV.

4) Bei *Coteler.* Patr. apost. T. I. p. 21 sq.

genannt [5]), welches mit eben der Sorgfalt verwaltet werden müſſe, wie im alten Bunde: denn dem hohen Prieſter ſind ſeine Verrichtungen, dem Prieſter ſein Ort, dem Leviten ſein Dienſt angewieſen, und jeder aus dem Volke (ὁ λαϊκὸς ἄνθρωπος) iſt an ſeine Vorſchriften gebunden. Die Biſchöfe wurden mit dem hohen Prieſter, die Presbyteren mit den Prieſtern, die Diakonen mit den Leviten verglichen; die übrigen Chriſten hießen das Volk (ὁ λαός); wer ein kirchliches Amt verwaltete, gehörte zum Klerus. Die Gaben, welche die Chriſten bei den Liebesmählern oder ſonſt darbrachten, hießen Opfer (προσφοραί, θυσίαι); der Ort, wo dieß geſchah, Altar (θυσιαστήριον) [6]). Die Euchariſtie fing man an als eine Erneuerung des Opfers, welches Chriſtus am Kreuz zur Vergebung der Sünden dargebracht, als das Fleiſch Chriſti zu betrachten, welches für unſere Sünden gelitten habe [7]).

Während dieſe Anſichten ſich in den chriſtlichen Gemeinden ausbreiteten, war auch in dem Verhältniſſe der bei dem kirchlichen Gemeinweſen angeſtellten Perſonen eine Veränderung vorgegangen. So lange die Apoſtel lebten, war wohl kein weſentlicher Unterſchied zwiſchen Biſchof und Presbyter, außer etwa da, wo einem Einzelnen von den Apoſteln ein beſonderer Auftrag zur Anordnung und Leitung des kirchlichen Weſens einer Gemeinde ertheilt worden war. Die Apoſtel, insbeſondere Paulus, führten ſelber über ihre Gemeinden die Oberaufſicht (ἐπισκοπή), weßhalb denn auch die ſpätere Zeit ſie zu Biſchöfen einzelner Gemeinden machte. Nach ihrem Tode traten daher, wie ſich aus dem Beiſpiele einiger apoſtoliſcher Väter ſchließen läßt, theils die angeſehenern, vertrauteren Freunde und Schüler der Apoſtel in gewiſſer Hinſicht an ihre Stelle, und ſuchten in den einzelnen Gemeinden eine kirchliche Ordnung zu erhalten; theils aber machten es auch die Verhältniſſe zahlreich gewordener Gemeinden, ihre Verbindung unter einander zur gegenſeitigen Unterſtützung und Berathung erforderlich, daß einem der Älteſten ein beſonderer Einfluß auf die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten zugeſtanden werde; er hieß daher vorzugsweiſe ἐπίσκοπος, der Aufſeher, und war primus inter pares. Obſchon nur wenige zuverläſſige Nachrichten hierüber aus jener Zeit erhalten ſind, ſo läßt ſich doch aus dem Zuſtande der kirchlichen Disciplin in der Mitte des 2ten Jahrh. mit Gewißheit folgern, daß im erſten Drittheile dieſes Jahrh. faſt in allen Gemeinden ein Biſchof an der Spitze des Presbyteriums ſtand, und mit ihm gemeinſchaftlich die kirchlichen Angelegenheiten leitete. Bei der bedrängten Lage einzelner Gemeinden, bei dem Einfluſſe, welchen in anderen wohlhabenderen die allgemeine Verderbtheit der Sitten, der Luxus u. ſ. w. auf einzelne Mitglieder äußerte, konnte es nicht fehlen, daß Mißhelligkeiten einzelner Gemeinden oder Gemeindeglieder mit ihrem Biſchofe und den Älteſten, wenn ſie ſtreng über die Sitten der Chriſten wachten, eintreten mußten. Ein Beiſpiel gibt uns die korinthiſche Gemeinde, in welcher mehrere verdiente Älteſte, bei einer entſtandenen Streitigkeit [8]), ihrer Ämter entſetzt wurden. Gegen ſolche Störungen der kirchlichen Ordnung mußte das Anſehen des biſchöflichen Amtes und des Presbyteriums gerettet und in ſeiner wahren Würde dargeſtellt werden. Clemens belehrt daher die Korinther, daß, wie Chriſtus von Gott, ſo ſeien von ihm die Apoſtel geſandt worden, zu verkünden das Evangelium; die Apoſtel hätten dann in den einzelnen Orten Biſchöfe und Diakonen eingeſetzt, und damit nach dem Tode derſelben keine Unruhen entſtehen möchten, die Anordnung getroffen, daß dieſen wiederum andere anerkannte Männer in der Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten (λειτουργίαν) nachfolgen ſollten (ὅπως διαδεξάμενοι ἕτεροι τὴν λειτουργίαν αὐτῶν). Darum erklärt er es für große Sünde, ſolche Männer, welche ihr Hirtenamt ohne Tadel verwalteten, von demſelben zu entfernen [9]). Schon in dem Briefe an die Hebräer werden die Chriſten zum Gehorſam gegen die Vorſteher (13, 17.: πείθεσθε τοῖς ἡγουμένοις ὑμῶν) ermahnt, aber nur aus dem Grunde, weil ſie es ſind, die mit Gewiſſenhaftigkeit für die Seelen wachen: Clemens iſt der erſte, welcher die Vorſteher als Nachfolger, als Stellvertreter der Apoſtel darſtellt, um ihnen die Achtung ihrer Untergebenen zu ſichern.

An ſich würde dieſe Anſicht von der Wichtigkeit des geiſtlichen Standes unſchädlich geweſen ſeyn, — denn in gewiſſer Hinſicht war ſie der Sache gemäß — wenn ſie nicht in der erſten Hälfte des 2ten Jahrh. in und nach den Streitigkeiten mit den Gnoſtikern zu Folgerungen Veranlaſſung gegeben hätte, in denen der Grundſtein der alsbald aufblühenden hierarchiſch-kirchlichen Verfaſſung gelegt wurde. Seit dem erſten Drittheil des 2ten Jahrh. nämlich griff die Gnoſis in und außer den chriſtlichen Gemeinden mit unwiderſtehlicher Gewalt um ſich; die große Anzahl ihrer Parteien und Parteiführer, das Erſcheinen derſelben faſt an allen Orten des römiſchen Reiches, endlich der wiederholte Widerſtand, den ihnen chriſtliche und ſelbſt heidniſche Schriftſteller leiſteten, beweiſen die Größe der Gefahr, die man in ihren Anſichten fand. Und in der That war dieſe Furcht nicht ungegründet. Wenn die Gnoſtiker, urſprünglich im Geiſte des damaligen philoſophiſchen Eklekticismus, einen höheren Standpunkt in der Erkenntniß des Räthſels des menſchlichen Daſeyns, des Daſeyns der Welt und ihres Verhältniſſes zu dem unſichtbaren Urgrunde aller Dinge errungen zu haben vorgaben, wenn ſie die dem Verſtande unumgänglichen Widerſprüche in der äußeren Natur, in der geiſtigen und phyſiſchen Natur des Menſchen, ſelbſt in den Lehren der ſeither beſtehenden poſitiven Religionen (des Heidenthums, des Dualismus, des Judenthums und Chriſtenthums) beſeitiget zu haben glaubten, und nun eine unmittelbar ge-

5) *Clem.* Rom. ad Cor. I. 44. 40. 6) *Ignat.* ep. ad Trall. ad Philad. etc. 7) *Ignat.* ad Smyrn. cap. 7.

8) *Clemens* Rom. I. ad Cor. c. 44. 9) *Ibid.* c. 42—45.

wisse Erkenntniß (*τὴν γνῶσιν*), die zur Seligkeit führe, den Menschen verhießen: so war diese ihre viel versprechende Lehre, verbunden mit dem Geheimnißvollen ihres Kultus, zu blendend, um nicht Anhänger in Menge zu gewinnen. Als christlicher Gnosticismus, stand diese Lehre freilich in grellem Widerspruche mit dem seither in den christlichen Gemeinden üblichen Lehrbegriffe, so wie mit dem Inhalte der biblischen, insbesondere der neutestamentlichen Schriften; aber hier wußten sich die Gnostiker auf eine Weise zu helfen, welche bei der Analogie ähnlicher Erscheinungen in den philosophischen Schulen des Alterthums viel Täuschendes hatte. Sie behaupteten nämlich, daß sich Christus und Einige seiner Schüler, einer doppelten Lehrweise bedient, daß er nur im vertrauteren Kreise einiger Wenigen über die Grundsätze und Geheimnisse der wahren Gnosis gesprochen, vor dem größern Theile seiner Schüler, vorzüglich vor dem Volke, sich accommodirt und seine wahre Überzeugung nicht ausgesprochen habe[10]). Seine wahre Lehre sei von den vertrautern Schülern theils mündlich, theils auch schriftlich, fortgepflanzt und so bis auf die gegenwärtige Zeit unter den Gnostikern erhalten worden; die in den christlichen Gemeinden fortgepflanzte Lehre dagegen sei nur die exoterische, und so verhalte es sich auch mit den neutestamentlichen Schriften. Die Gnostiker verwarfen diejenigen Schriften, deren Auctorität sie nicht anerkannten, nicht als ob sie dieselben für unecht und untergeschoben erklärt, sondern weil ihre Verfasser die wahre Lehre Jesu nicht kennen gelernt hätten. Dagegen nahmen mehrere Gnostiker einzelne neutestamentliche Bücher als Norm ihrer Lehre an (z. B. das Evangelium des Lukas und des Johannes, mehrere Paulinische Briefe), obschon auch sie behaupteten, man müsse, wenn abweichende Meinungen in ihnen vorkämen, diese nach den Grundsätzen der Gnosis im höheren geistigen Sinne erklären[11]).

Kaum hätte man von diesem Widerspruche der Gnostiker wichtige Folgen für das kirchliche Wesen der christlichen Gemeinden erwarten sollen: allein die Art und Weise, wie der Kampf von ihnen begonnen worden, die Waffen, womit sie angegriffen hatten, erheischten tapfere Gegenwehr. In den christlichen Gemeinden hatte man zwar in dieser Periode angefangen, die apostolischen Schriften zu sammeln, wenn auch von einem eigentlichen Kanon nicht die Rede seyn konnte; außerdem hatte sich der apostolische Lehrbegriff durch mündliche Überlieferung, wie unter den Ältesten, so im Volke erhalten. Man würde daher den Angriffen der Gnostiker sehr leicht haben ausweichen können, indem man sich auf das Ansehen der echten apostolischen Schriften und den Inhalt der mündlich überlieferten Lehre berief, — wenn nicht die Gnostiker durch ihre Grundsätze von einer doppelten Lehrweise Jesu und einiger seiner Apostel die Waffe der Gegenpartei unbrauchbar gemacht hätten. Diese mußte also einen anderen Weg der Vertheidigung einschlagen. Sie forderte den geschichtlichen Beweis, daß ihre vorgeblich echtchristliche Lehre sich wirklich seit Christus von Munde zu Munde erhalten habe, verlangte, daß man zeige, durch welche Personen es geschehen und nachweise, daß diese Lehre zur apostolischen Zeit schon bekannt gewesen sei[12]) u. s. w. Diese zur Vertheidigung der Echtheit und Wahrheit des seitherigen Lehrbegriffs in der Kirche angewendeten Grundsätze mußten um so mehr an Gewicht gewinnen, da die Anhänger der Gnosis ihnen nichts Wesentliches entgegen zu setzen vermochten. Es galt die Entscheidung der Frage: auf welcher Seite ist die echte unverfälschte Lehre Christi und der Apostel, die wahre Überlieferung zu finden (doctrina apostolica — traditio veritatis — *παράδοσις τῆς ἀληθείας*)? Die rechtgläubigen Väter gingen bei ihrer Demonstration davon aus, daß nur da die wahre Überlieferung seyn könne, wo sich nachweisen lasse, daß und wie die Lehre von Christus auf die Apostel, von diesen auf ihre Nachfolger in ununterbrochener Reihe und so von einem auf den anderen, deren Namen man anzugeben vermöge, fortgepflanzt worden sei. Wir selbst, argumentirten sie weiter, wissen nachzuweisen, daß und welche Gemeinden von den Aposteln wirklich gestiftet, daß und welche Bischöfe in denselben von ihnen als Vorsteher eingesetzt sind, wir können uns daher der festen Überzeugung hingeben, daß diesen von ihnen die wahre Lehre mitgetheilt und von diesen an in ununterbrochener Reihenfolge der späteren Bischöfe bis auf die jetzige Zeit aufbewahret worden sei. Es ergab sich aus dieser Schlußreihe die wichtige Folgerung: die Bischöfe sind als Nachfolger der Apostel, als Stellvertreter derselben im Besitze der wahren Überlieferung; auf sie ist von den Aposteln übergegangen die Gnadengabe der Erkenntniß der Wahrheit (charisma veritatis bei Irenäus), die doctrina apostolica[13]). Wo daher Streit und Zwiespalt über Lehren entstehen mag, da muß man denjenigen gehorchen, denen die Entscheidung hierüber zukommt, nämlich den Bischöfen, welche den Aposteln im Amte gefolgt sind, und die wahre Lehre von ihnen, nach göttlichem Rathschlusse, erhalten haben[14]). Hätten auch die Apostel keine Schriften hinterlassen, so müßte man dennoch der Überlieferung folgen, welche sie denen übergaben, denen sie die Gemeinden anvertraueten[15]). Die Wahrheit ist in den Händen der Bischöfe, als Nachfolger der Apostel, und wer daher abweicht von dieser Ordnung der Nachfolge, der ist der Ketzerei, des Irrthums, der Hab- oder

10) *Irenaeus* adv. haer. III, 12, 6. 11) *Tertullian*, de praescript. haeret. c. 15 — 17.

12) *Tertull.* l. l. c. 32 — 34. 13) *Iren.* haer. III, 2. III. 3. 1. IV, 32. 1. *Tertull.* l. l. 18 — 21. 14) *Iren.* IV, 26. 2. Quapropter (weil nämlich Christus den Aposteln die Wahrheit anvertraut hat) iis, qui in Ecclesia sunt, presbyteris obaudire oportet, his qui successionem habent ab Apostolis — qui cum episcopatus successione charisma veritatis certum, secundum placitum patris, acceperint. 15) *Iren.* III, 4. Quod si neque Apostoli scripturas nobis reliquissent, nonne oportebat sequi ordinem traditionis quam tradiderunt iis, quibus committebant ecclesias?

Ehrsucht verdächtig, und fällt ab von der Wahrheit [16]).

Diese den Gnostikern entgegen gestellten Grundsätze machten Irenäus unter den griechischen, Tertullian, besonders in seiner Schrift über den Verjährungsbeweis gegen die Ketzer, unter den lateinischen Klerikern geltend: sie wurden die Veranlassung, daß das Verhältniß der Bischöfe zu ihren Untergebenen, und die kirchliche Verfassung im Allgemeinen eine ganz andere Gestaltung erhielt. Nicht als Erfinder jener Ansichten hat man sie zu betrachten; denn diese waren höchst wahrscheinlich in praxi bereits seit der Mitte des 2ten Jahrh. angenommen, sondern sie sanctionirten sie gleichsam nur durch systematische Behandlung. Am meisten machen dieß wahrscheinlich die dem Bischofe Ignatius beigelegten Briefe, welche zuverlässig der Periode angehören, in welcher den Gnostikern der lebhafteste Widerstand geleistet werden mußte, da ihre Richtung sowohl in kirchlicher als dogmatischer Hinsicht völlig antignostisch ist. In diesen Briefen finden wir schon die Ermahnungen, man müsse dem Bischofe und dem Presbyterium unterthänig seyn, und deren Meinung folgen, denn das Gebet derselben vermöge viel bei Gott und der Bischof vertrete die Stelle Christi [17]). Der Bischof, heißt es anderswo, vertritt die Stelle Gottes, das Presbyterium die Stelle des Synedriums der Apostel; mit ihnen muß man in Einigkeit leben; es gibt nur Einen Altar, dem man sich nahen kann [18]). Dem Bischofe muß man gehorchen, wie Jesu Christo; den Presbyteren, wie den Aposteln: denn ohne diese verdient eine Gemeinde den Namen der Kirche nicht [19]). Allen Zwiespalt muß man meiden, und die Einheit der Kirche bewahren: denn Alle, welche Verehrer Gottes und Anhänger Jesu Christi sind, sind auch einig mit ihrem Bischofe; und so wie es nur Einen Altar gibt, so auch nur Ein Abendmahl, nur Einen Bischof [20]).

Was in diesen Ansichten über die Würde des Bischofs und des Presbyteriums, über den Gehorsam, den man ihnen leisten müsse, über die Einheit des Altars, wie des Abendmahls, was schon von Clemens Romanus über die Stellung der Bischöfe zur Gemeinde, als Nachfolger der Apostel, vorbereitend ausgesprochen worden war, das erhielt durch die angegebenen Grundsätze des Irenäus und Tertullian seine Vollendung. Die Bischöfe sind die Nachfolger und Stellvertreter der Apostel; so wie ihnen die wahre Lehre übergeben worden, so ist auch auf dieselben übergegangen die Gnadengabe der Erkenntniß der Wahrheit. Ihnen kommt also das Recht zu, über Wahrheit und Unwahrheit einer Lehre zu entscheiden; über die Echtheit und Giltigkeit für apostolisch ausgegebener Schriften zu urtheilen, um die Einführung ketzerischer Bücher zu verhüten [21]); ihren Aussprüchen müssen Alle gehorchen, welche wahre Christen seyn wollen, und wer sich ihnen nicht unterwirft, wer eine Lehre aufstellt, eine Gemeinde sammelt, ohne das Recht der bischöflichen Nachfolge zu beachten, der ist des Irrthums, der Ketzerei, des Übermuths verdächtig. Die wahre Kirche ist durch ihre Bischöfe im Besitze der wahren Lehre [22]), und ihr ist darum verliehen die Wirksamkeit des heiligen Geistes: wo die Kirche ist, da ist der Geist Gottes, und wo der Geist Gottes ist, da ist die Kirche und jegliche Gnade: der Geist aber ist die Wahrheit [23]).

So war denn der erste und wichtigste Schritt zur Begründung einer Hierarchie, einer äußeren priesterlichen Gewalt über den religiösen Glauben und das kirchliche Leben der Christen, geschehen; alle Keime dieser Gewalt, wie sie sich in späteren Jahrh. entwickelten und zur Vollendung gediehen, liegen schon in den angegebenen Lehren von der bischöflichen Gewalt. Nicht bloß als Lehrer des Evangeliums, als Vorsteher der kirchlichen Angelegenheiten, verdienen die Kleriker besondere Achtung; sie bilden einen besonderen Stand in der Gemeinde: die Leitung und Regirung der Gemeinde kommt ihnen nach dem Rechte der Succession als Stellvertretern Christi und der Apostel zu; sie sind im Besitz besonderer Gnadengaben, und haben zu richten über Rechtgläubigkeit und Häresie. In ihnen und durch sie wird erhalten der wahre Glaube, die Gabe des Geistes und der Gnade, die wahre Kirche und der Weg zur ewigen Seligkeit. Darum muß ihnen gehorchen jeder, der selig werden will; — und so war dem Klerus eine Herrschaft über den Glauben, das Gewissen, die Seligkeit der Christen gesichert. Mehrfache Erscheinungen in der kirchlichen Disciplin des 2ten Jahrh. beweisen auch, daß der Klerus, insbesondere die Bischöfe diese Herrschaft siegreich auszuüben begannen. Die Concilien, Synoden der Bischöfe, welche schon vor der Mitte dieses Jahrh. in Griechenland hier und da vorkommen, nach und nach aber, nachdem jene Lehren sich immer weiter verbreiteten, zugleich allgemeiner und von bedeutenderem Einflusse wurden, verdanken nicht sowohl ihren Ursprung, wie man gewöhnlich angenommen hat, der Nachahmung der griechischen Amphiktyonengerichte; sie gingen vielmehr aus den angegebenen Grundsätzen hervor, welche zu einem Föderativsystem des Episkopats in den verschiedenen Gemeinden hinführen mußten, um den Angriffen der

16) *Iren.* IV, 26. Reliquos vero qui absistunt a principali successione et quocunque loco colligantur, suspectos habere vel quasi haereticos et malae sententiae, vel quasi scindentes et elatos et sibi placentes, aut rursus ut hypocritas, quaestus gratia aut vanae gloriae hoc operantes. Omnes autem hi decidunt a veritate. 17) Epist. ad Ephes. p. 13. 15. 18) ad Magnes. p. 19. 19) ad Trall. init. 20) ad Philadelph. cap. 3. 4.

21) *Tertull.* de pudic. c. 10. 22) *Iren.* III, 4. 1. Tantae ostensiones cum sint, non oportet adhuc quaerere apud alios veritatem, quam facile est ab Ecclesia sumere, cum Apostoli quasi in depositorium plenissime in ea contulerint omnia, quae sint veritatis. 23) *Ib.* III, 24. 1. In ecclesia, inquit Paulus, posuit Deus Apostolos, Prophetas, Doctores, et universam reliquam operationem Spiritus: cujus non sunt participes omnes, qui non currunt ad ecclesiam, sed semet ipsos fraudant a vita, per sententiam malam et quaestionem pessimam. Ubi enim ecclesia, ibi et spiritus Dei; et ubi spiritus Dei, illic ecclesia et omnis gratia: spiritus autem veritas.

Häretiker zu widerstehen [24]). Sind die Bischöfe die Nachfolger und Stellvertreter der Apostel, so kommt ihnen wie diesen die gemeinschaftliche Entscheidung, das Richteramt über Wahrheit und Irrthum und die kirchlichen Angelegenheiten zu; nicht aber Einem Bischofe über alle übrigen, sondern, wie sie gemeinschaftlich Nachfolger der Apostel sind, wie sie, nach dem Ausdrucke des Ignatius [25]), die Stelle des Synedriums der Apostel vertreten, so lag es, nach Geltendwerdung dieser Ansichten, nahe, daß die Bischöfe verschiedener Gemeinden frühzeitig, bei gleichen gefahrvollen Angriffen von Außen, zusammen traten, über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten berathschlagten, und ihr bischöfliches Recht geltend machten. Daß sie als Stellvertreter der Apostel dem Beispiele derselben folgten, sehen wir aus der immer gewöhnlicher werdenden Beziehung von dem Beispiele und dem Ansehen des Apostelconvents (Appg. 15 — der auch nach altkirchlicher Redeweise lange für das erste Concilium gehalten wurde) auf ihre Synoden [26]). Auf diesen Synoden entschieden nun die versammelten Bischöfe mehrerer Gemeinden über die von dem seitherigen Lehrbegriffe abweichenden neuen Lehrmeinungen, sprachen über dieselben das Urtheil der Ketzerei, setzten genauere Bestimmungen des seitherigen, vielleicht mißverstandenen Lehrbegriffs fest, erklärten ihre Meinungen über die Giltigkeit und Echtheit hier und da zum kirchlichen Gebrauche angenommener Schriften, zogen Kleriker oder Laien, die der Ketzerei verdächtig schienen, vor ihr Gericht, straften sie nöthigen Falls mit Absetzung von ihrem Amte oder mit Ausschließung von der kirchlichen Gemeinschaft, und ihre Beschlüsse, welche sie sich gegenseitig in Synodalschreiben mittheilten, hatten nun Verbindlichkeit für alle rechtgläubigen Christen. Je mehr sich dieser Verband der Bischöfe erweiterte, desto mehr nahm auch das Ansehen derselben in ihren Sprengeln, so wie die Macht ihrer Synoden in der Regirung der Kirche im Allgemeinen, zu, und die Geschichte der so genannten Unitarier am Ende des 2ten bis in die Mitte des 3ten Jahrh. (besonders des Noetus, Sabellius, Paulus von Samosata) beweist, wie allgewaltig schon die Macht der Synoden sich die höchste Entscheidung über diejenigen Bischöfe angemaßt hatte, welche dem Verbande der Episkopalhierarchie noch nicht beigetreten waren; diese mußten es sich, nach dem kräftigsten Widerstande und bei all' ihrem sonstigen Ansehen, gefallen lassen, von ihren Ämtern entsetzt und von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen zu werden, sobald sie in irgend einem Punkte der Ketzerei verdächtig zu seyn schienen [27]). Schon das Synodalschreiben, worin die zu Antiochien versammelten Bischöfe die Absetzung des Paulus von Samosata den übrigen abend- und morgenländischen Bischöfen bekannt machen [28]), und diesen, gewiß verdienten und mit Recht von seiner Gemeinde geehrten Kleriker der entsetzlichsten Verbrechen beschuldigen, beweist, wie gleich im ersten gedeihlichen Aufblühen jener bischöflich-hierarchischen Gewalt Verleumdungs- und Verfolgungssucht da in ihrem Gefolge waren, wo sie den Gegner auf dem Wege der Güte zum Nachgeben, das heißt zum Gehorsam, zu bringen nicht vermochte.

Mit dem hierarchischen Princip: Die Bischöfe sind Nachfolger und Stellvertreter der Apostel; auf ihnen beruhet die kirchliche Einheit und Wahrheit; durch die Synoden müssen sie diese Einheit und Wahrheit nach dem Beispiele der Apostel erhalten, war eine zweite Folgerung verbunden, welche jenen Grundsatz im Laufe der folgenden Jahrhunderte zu untergraben drohete, und welche wirklich, nach langem Kampfe, das frühere hierarchische System gänzlich stürzte. Sind nämlich, so folgerte man ganz consequent der einmal angenommenen Voraussetzung, die Bischöfe die Nachfolger der Apostel, und ist ihnen von diesen die wahre Lehre übergeben worden, um sie zu erhalten und zu verbreiten: so sind diejenigen Kirchen, welche die Apostel gestiftet haben, gleichsam die Pflanzschulen des Glaubens, von denen aus sich der Same der Lehre über andere verbreitet hat, nach denen Wahrheit und Irrthum geprüft werden, mit denen jede andere Gemeinde im Glauben übereinstimmen muß [29]). Sie heißen daher vorzugsweise ecclesiae apostolicae, und behaupten, wie aus dem eben Gesagten thatsächlich hervorgehet, vor den übrigen Gemeinden einen entschiedenen Vorrang. Dieser Vorrang geht auf ihre Vorsteher, die Bischöfe, über: denn diese waren es, denen die Apostel wie die wahre Lehre, so die Leitung jener Gemeinden überließen. Je angesehener daher der Name eines Apostels war, der eine Kirche gestiftet hatte; je gewisser sich ihr hohes Alter nachweisen ließ, und je größer sie selbst, je umfassender die Verbindung war, in welcher sie mit anderen Gemeinden stand: desto größer war der Vorrang, auf welchen dieselbe, und mit ihr zugleich ihr Bischof, Anspruch machen konnte [30]). Hier-

24) Per Graeciam, sagt Tertullian de jejun. c. 13., illa certis in locis concilia ex universis ecclesiis aguntur, per quae et altiora quaeque in commune tractantur et ipsa repraesentatio totius nominis christiani magna veneratione celebratur. 25) ad Magnes. p. 19. 26) *Cyprian.* ep. 57. Acta concil. Carthag. a. 256. in Opp. ed. Brem. p. 229 fg. 27) s. meine Geschichte der Unitarier vor der nicänischen Synode, Abschn. 3, der 1sten Abth.

28) Bei *Euseb.* hist. eccl. VII, 30. 29) *Tertull.* praescript. haer. c. 20. Christus misit Apostolos et Spiritu S. instruxit. Hi condiderunt ecclesias, a quibus traducem fidei et semina doctrinae caeterae mutuatae sunt et quotidie mutuantur, ut ecclesiae fiant. Ac per hoc et ipsae apostolicae deputantur. Daraus folgert er: quid Christus docuerit perque Apostolos revelaverit, non aliter probari posse, quam per easdem ecclesias, quas ipsi Apostoli condiderunt, ipsi iis praedicando tam viva voce quam per epistolas postea. Ferner c. 21.: Si haec ita sunt, constat proinde omnem doctrinam, quae cum illis ecclesiis apostolicis matricibus et originalibus conspiret, veritati deputandam. Sapit enim veritatem ecclesiarum, Apostolorum, Christi et Dei. — Est testimonium veritatis: communicare cum ecclesiis apostolicis. 30) *Tertull.* l. l. c. 36: Age jam qui velis curiositatem melius exercere in negotio salutis tuae: percurre ecclesias apostolicas, apud quas ipsae adhuc cathedrae Apostolorum suis locis praesident, apud quas ipsae eorum authenticae literae recitantur, sonantes vocem et repraesentantes faciem uniuscujusque. Proxima est tibi Achaja? Habes Corinthum. Si non longe es a

in liegt der wahre Grund, daß die römische Kirche, seit der allmäligen Geltendwerdung jener Grundsätze, allmälig auch unter den übrigen Gemeinden einen ausgezeichneten Vorrang erhielt, so daß ihr bereits am Ende des 2ten Jahrh. eine potior principalitas, wie der alte lateinische Übersetzer des Irenäus sich ausdrückt, rechtlicher und herkömmlicher Weise zugestanden wurde [31]). Die Wichtigkeit dieser Erscheinung für die folgende Geschichte erfordert eine ausführlichere Erörterung derselben, ohne jedoch den Gang der geschichtlichen Entwickelung durch Beleuchtung der alten Sagen über die Schicksale des Petrus und Paulus, oder durch Polemisiren gegen den Primat des Petrus u. s. w. zu unterbrechen. (Vgl. den Art. Papst.)

Aus Irenäus und Tertullian a. a. O. [32]) ist zu ersehen, daß es bereits im 2ten Jahrh. als ausgemacht wahr angesehen wurde, die beiden Apostel Petrus und Paulus hätten die Kirche zu Rom gestiftet, und vollkommen organisirt; zu ihrem Nachfolger einen Bischof (der Name desselben wird verschieden angegeben, bald Clemens, bald Linus) eingesetzt, und durch ihn derselben die wahre und vollständige Lehre (totam doctrinam beim Tertullian) überliefert. Allerdings hat man nicht hinreichenden Grund, jene Sage für völlig erdichtet zu halten. Daß Paulus und Petrus in Rom sich aufgehalten, daß sie daselbst den Martyrertod erduldet, hat weit mehr für als gegen sich. War ersteres der Fall, so lag es in ihrem apostolischen Berufe, sich der kirchlichen Angelegenheiten daselbst anzunehmen, und darum läßt sich selbst im Sinne jener Zeit sagen, daß sie die bischöfliche Würde in jener Gemeinde bekleidet haben können. Jene Sage aber wurde durch das Dazwischentreten der Lehre von dem apostolischen Successionsrechte der Bischöfe, der Grundstein der von nun an sich entwickelnden römisch-monarchischen Hierarchie. Kam denjenigen Gemeinden und ihren Bischöfen ein Vorrang vor den übrigen (principalitas) zu, welche von Aposteln gestiftet waren, so mußte Rom hinwiederum unter den apostolischen Kirchen einen besonderen Vorrang (potentiorem oder potiorem principalitatem) [33]) behaupten, da sie, wie Irenäus sagt, theils an Umfang und Zahl ihrer Mitglieder die größte (maxima), theils hinsichtlich ihrer Stiftung eine der ältesten, theils hinsichtlich der übrigen Gemeinden eine der bekanntesten (omnibus cognita, d. h. mit welcher die meisten in Verbindung stehen — nach Tertullian durch das communicare cum ecclesia apostolica), theils endlich von den angesehensten beiden Aposteln, dem Paulus und Petrus, welche nach dem Tertullian die vollständige, wahre Lehre dem von ihnen daselbst zu ihrem Nachfolger eingesetzten Bischofe überliefert hatten, gestiftet und eingerichtet worden war. Dieß war also geschichtlich die wahre Veranlassung, den Grundstein des römischen Supremats oder Primats, aus dem nachher das Papstthum sich entwickelte, zu legen; noch am Ende des 2ten Jahrh. liefert die Geschichte Belege davon, daß die römischen Bischöfe dieses Vorrecht schon auf eine, den seither bestehenden Rechten der übrigen Gemeinden nachtheilige Weise zu benutzen und weiter auszudehnen bemüht waren. Als der römische Bischof Victor die asiatischen Gemeinden wegen der verschiedenen Zeit der Feier des Osterfestes von seiner kirchlichen Gemeinschaft ausschloß, jene Gemeinden aber und deren Bischöfe, die sich unter dem Vorsitze des Bischofs Polykrates zu Ephesus versammelt hatten, bei ihrer seitherigen Gewohnheit verharrten [34]), und ihr Recht vertheidigten, ließ sich Victor wohl nicht durch bloßen Übermuth und Herrschsucht zu diesem voreiligen Schritte verleiten [35]): er schloß die asiatischen, so wie die benachbarten Gemeinden, wie Eusebius [36]) sagt, ὡς ἑτεροδοξούσας von der kirchlichen Gemeinschaft aus, that es mithin in der Überzeugung, daß er im Besitze der richtigen Lehre und Überlieferung sei; und daß daher andere Bischöfe dieselbe zu befolgen verbunden wären. Und worauf konnte er diese Überzeugung gründen, als auf das Vorrecht der Rechtgläubigkeit, welches der römischen Gemeinde bereits im Abendlande zugestanden worden war? Daß sich derselbe Irenäus, welcher der römischen Kirche diesen Vorrang in seiner Schrift gegen die Ketzer unbedingt beigelegt hatte, in jener Streitigkeit dennoch gegen das Verfahren des Victor erklärte, ist weiter nichts als eine, in der Geschichte der Kirche tausendfältig wiederkehrende Inconsequenz, die ihren Grund nur in der Verschiedenheit der Zeiten und Umstände hat, welche Modificirung irgend eines Grundsatzes erheischten.

Macedonia, habes Philippos, habes Thessalonicenses. Si potes in Asiam tendere, habes Ephesum. Si autem Italiae adjaces, habes Romam, unde nobis quoque auctoritas praesto est. Ista quam felix ecclesia! cui totam doctrinam Apostoli cum sanguine suo profuerunt: ubi Petrus passioni Dominicae adaequatur, ubi Paulus Joannis exitu coronatur etc. Videamus quid didicerit, quid docuerit, cum ecclesiis quoque Africanis contesserarit. 31) Die viel besprochene Stelle des *Iren.* adv. haer. III, 3. lautet vollständig so: Sed quoniam valde longum est, in hoc tali volumine omnium ecclesiarum enumerare successiones, maximae et antiquissimae et omnibus cognitae, a gloriosissimis duobus Apostolis Petro et Paulo Romae fundatae et constitutae ecclesiae, eam quam habet ab Apostolis traditionem et annuntiatam hominibus fidem, per successiones Episcoporum pervenientem usque ad nos, indicantes, confundimus omnes eos qui quoquo modo vel per sui placentiam malam, vel vanam gloriam, vel per caecitatem et malam sententiam, praeterquam oportet colligunt. Ad hanc enim ecclesiam propter potentiorem principalitatem necesse est omnem convenire ecclesiam, hoc est eos qui sunt undique fideles, in qua semper ab his qui sunt undique, conservata est ea quae est ab Apostolis traditio. Fundantes igitur et instruentes Apostoli ecclesiam, Lino episcopatum administrandae ecclesiae tradiderunt etc. 32) Man vergl. noch *Tertull.* l. l. c. 32.

33) Daß das lateinische principalitas hier diese Bedeutung habe, nicht aber, wie z. B. Gieseler behauptet (Kirch. Gesch. 1r Th. S. 162), die vorzüglichere Ursprünglichkeit der römischen Kirche bedeutet, geht aus der geschichtlichen Entwickelung dieses Begriffs hervor. Auch wird an anderen Orten principalitas in diesem Sinne gebraucht, z. B. von Gott im Verhältnisse zu den ihm unterworfenen Geschöpfen — lib. IV, 75. 34) *Euseb.* hist. eccl. V. c. 23—25. 35) So Schröckhs Kirch. Gesch. Th. III. S. 241. 36) l. l. c. 24.

Sonach liegt der erste Keim der päpstlichen Hierarchie zunächst nicht in dem Umstande, wie man gewöhnlich annimmt, daß Rom als die Hauptstadt des ganzen römischen Reiches auch frühzeitig eine ansehnliche christliche Gemeinde haben, und der Bischof derselben, im Mittelpunkte aller abend- und morgenländischen Kirchen wohnend, einen überwiegenden Einfluß erhalten mußte. Es läßt sich für diese Ansicht kein einziges entschiedenes Zeugniß aus dem 2ten Jahrh., in welchem doch der Ursprung des römischen Supremats geschichtlich beurkundet ist, beibringen; und so wenig sich auch bezweifeln läßt, daß in Rom als der Hauptstadt eine zahlreichere, blühendere Gemeinde sich bilden und auf diese Weise, wie durch andere örtliche Verhältnisse, ihr Bischof ein größeres Ansehen erlangen mochte, so ist doch dadurch nicht erklärt, wie dieser sein Vorrang auf eine Weise geltend werden konnte, wie er schon bei Irenäus und Tertullian anerkannt ist: deutlich aber wird dieß, wenn wir von dem apostolischen Successionsrechte der Bischöfe ausgehen, wonach der römische Bischof, als Nachfolger der angesehensten Apostel, auf ein Vorzugsrecht Anspruch machen durfte. Nachdem ihnen dieses Vorzugsrecht zugestanden worden, suchten sie es schon seit dem 3ten Jahrh. auf alle Weise zu erweitern; ein schlagender Beweis für die Richtigkeit der oben aufgestellten Ansicht ist der Umstand, daß die römischen Bischöfe alle diese Versuche mit dem Ansehen des Petrus und Paulus, deren Nachfolger sie seien, zu rechtfertigen suchten; ja noch heutiges Tages ist die Lehre von dem Primate des Apostel Petrus der Stützpunkt des päpstlich hierarchischen Systems.

Während sich so das Episkopalsystem ausbildete, trug auch die Art und Weise, wie die Bischöfe allen äußeren Angriffen zu widerstehen und die Einheit des kirchlichen Verbandes aufrecht zu halten suchten, dazu bei, daß einzelnen Bischöfen ein Vorrecht vor den übrigen zugestanden und dadurch der Grund zu der Metropolitanverfassung gelegt wurde. Die Vereinigung der Bischöfe auf Synoden machte es nothwendig, daß sie an bestimmten Orten zusammen berufen, daß das Ausschreiben, so wie die übrigen darauf Bezug habenden Geschäfte, Einem aus ihrer Mitte überlassen wurden. Als Ort der gewöhnlichen Zusammenkünfte war am geeignetsten die Hauptstadt irgend einer Provinz (μητρόπολις); die Bischöfe einer daselbst befindlichen Gemeinde standen ohnehin theils wegen des apostolischen Ursprungs, theils wegen des Alters mehrerer dieser Gemeinden, in größerem Ansehen als die in kleineren Orten, und namentlich war der Verkehr an einem solchen Orte und von ihm aus weit weniger Schwierigkeiten unterworfen, als anderwärts. Alexandrien, Ephesus, Antiochien, Rom, Karthago u. s. w. werden in diesem Zeitraume als Orte bezeichnet, in denen sich die Bischöfe einer oder mehrerer angränzender Provinzen versammelten; die diesen Gemeinden vorstehenden Bischöfe erhielten daher ein Vorrecht über die zu ihrer Provinz gehörigen Bischöfe, indem ihnen die Leitung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten anvertraut blieb. In allen übrigen Rechten und Pflichten waren jedoch alle Bischöfe einander in diesem Zeitraume noch vollkommen gleich. So schloß sich im Äußern der Klerus der verschiedensten Provinzen immer enger und enger zusammen; mit diesem Zusammenschließen wuchs seine innere Kraft, und es war der Grund eines unerschütterlichen hierarchischen Systems gelegt, das in seiner inneren Ausbildung nur noch einer Erweiterung bedurfte, um nach und nach seine Gewalt über den Glauben und die Gewissen der Christen auszudehnen. Die Veranlassung zu dieser Erweiterung war schon gegeben.

Die typische Anwendung der alttestamentlichen Ritualien auf den christlichen Kultus war Anfangs nur gutgemeinte Redeweise gewesen, bald aber verband man mit den christlichen Instituten denselben Begriff, der den Opfern, den Priestern, dem Altare im jüdischen Kultus eigenthümlich war. Tertullian und Irenäus[37] bilden auch hier den Übergang von der milderen zur strengeren Ansicht. Dem erstern ist das Gebet ein Opfer, das wir darbringen sollen mit reiner Sele[38], vorzüglich wirksam, wenn es an dem Altare dargebracht wird; der Genuß des Abendmahls ist gleichfalls die Theilnahme an einem Opfer zu unserem Heile; der Bischof ist der hohe Priester (summus sacerdos), der das Recht hat, die Taufe zu ertheilen, nach ihm erst die Ältesten und Diakonen, doch nicht ohne Erlaubniß des Bischofs[39]. Doch verkannte Tertullian noch nicht, daß auch den Laien im Nothfalle das Recht zu taufen zukomme, nur unbeschadet des bischöflichen Rechtes; ja er nennt die Laien selbst in gewissem Sinne Priester, ohne damit der Würde dieses bevorzugten Standes zu nahe treten zu wollen[40]. Da er jedoch dieses Recht nur im Nothfalle dem Laien zugesteht, so folgt, daß es als Gesetz galt, die Bischöfe und Ältesten, als Priester, die Diakonen als die Leviten des christlichen Kultus anzusehen: durch diese Priester werden die Gaben der Christen Gott als Opfer dargebracht und erwerben den Laien die göttliche Gnade und Liebe; am Altare sind die Gebete derselben vorzüglich Gott angenehm, ins Besondere die Gebete, welche der Priester für das Wohl der Christen Gott darbringt, so wie die Segenssprüche desselben[41]; am Altare empfängt der Christ aus der Hand des Priesters den Leib und das Blut Christi, als ein Opfer, welches dargebracht wird von diesem zur Vergebung der Sünden, zur Verbürgung der göttlichen Gnade; durch den Priester wird er theilhaftig der Taufe und mit dieser aller Wohlthaten, die Gott den Menschen in derselben anbietet. — Obschon Tertullian noch nicht daran dachte, Heil und Seligkeit der Christen allein von

37) Vergl. z. B. *Iren.* adv. haer. IV. c. 17. 18. 38) de orat. c. 14. 39) de baptismo. c. 17. 40) de exhortat. castit. c. 7.: Nonne et laici sacerdotes sumus? Scriptum est: regnum quoque nos et sacerdotes Deo et Patri suo fecit. Differentiam inter Ordinem et Plebem constituit ecclesiae auctoritas et honor per Ordinis consessum sanctificatus, adeo ubi ecclesiae ordinis non est consessus, et offers et linguis et sacerdos es tibi solus. Sed ubi tres, ecclesia est, licet laici. *Id.* de monogam. c. 4 sq. Vergl. *Boehmer* l. l. Diss. VIII — X. 41) de exhortat. castit. c. 9. 10.

der Vermittelung des Priesterthums abhängig zu machen, vielmehr selbst als Montanist sich gegen mehrere Irrthümer in der kirchlichen Disciplin seiner Gegner aussprach, so war doch theils durch seine Grundsätze von dem apostolischen Successionsrechte der Bischöfe, theils durch den Einfluß, welcher dem priesterlichen Stande bei Gott beigelegt wurde, die Bahn gebrochen, diesem Stande endlich die Vermittelung des Heils, das allein in der bischöflichen Kirche zu finden sei, ausschließend beizulegen. Noch zu Tertullians Zeit und später mochten schon einzelne Bischöfe, nicht aus geistlicher Herrschsucht allein, sondern mehr in der Überzeugung, daß die herkömmlichen hierarchischen Grundsätze sich auf apostolische Überlieferung gründeten (Beweis dafür sind die nach und nach gesammelten Canones und Constitutiones Apostolicae), darnach gestrebt haben, jene Grundsätze in ihrem ganzen Umfange, in ihrer folgereichen Consequenz geltend zu machen: dem Bischofe Cyprian von Karthago aber blieb es vorbehalten, dieß vollkommen auszuführen. Dieser Bischof war der eifrigste Verehrer Tertullians, und wenn auch weniger durch Gelehrsamkeit als durch Beredsamkeit ausgezeichnet, doch nach seiner besten Überzeugung bemüht, Einheit und Reinheit des kirchlichen Lebens wie in der seinigen, so in den übrigen Gemeinden, durch eine wohlgeordnete Disciplin zu begründen und zu erhalten. An vielen Stellen seiner Schriften und Briefe klagt er über die große Verdorbenheit seiner Zeit; und wiederholte Unruhen in seiner Gemeinde, mehrere Streitigkeiten und Spaltungen hier sowohl, als auch mit auswärtigen Bischöfen und Gemeinden, mußten ihm die Überzeugung gewähren, daß, wenn wahre Einheit in der Kirche bestehen solle, der äußere Verband sowohl der einzelnen Gemeindeglieder, als auch aller Gemeinden unter einander, enger und fester geknüpft werden müsse. Die Grundlage dieses Verbandes war zwar schon in den seither bestehenden Ansichten von der Würde und den Rechten des Episkopats und des Priesterthums gegeben: aber noch bedurfte es eines Mannes, welcher das Gebäude vollendete, welcher die Einheit der Kirche auf die Einheit des Episkopats, die Einheit des Episkopats auf die Einheit der apostolischen Succession und des Priesterthums gründete, und so die Lehre als Glaubensnorm fest stellte: Episcopus est in ecclesia et ecclesia est in Episcopo. Mochte auch durch Ausführung dieser Episkopalhierarchie die Idee einer äußeren allein selig machenden Kirche entstehen, und dadurch Ketzerhaß und Verfolgungssucht geheiliget [42]), den Bischöfen selbst aber das Recht zugestanden werden, über die Seligkeit und das ewige Verderben der Menschen zu entscheiden: dieser Gang der Entwickelung des kirchlichen Wesens war einmal durch die früheren Mißverständnisse und die durch dieselben veranlaßten Grundsätze zu bestimmt vorgezeichnet, als daß ein allgemeiner Rückschritt möglich gewesen wäre. Und darum darf dem Cyprian, den man mit Recht den Begründer der so vielfach angefochtenen Lehre von einer allein selig machenden Kirche nennen kann, nicht den Vorwurf machen, als sei er der Urheber aller verderblichen Folgen, welche alsbald aus jenem Systeme hervorgingen: er that in seiner Zeit, was ihm nach den Ansichten, die er jetzt nur haben konnte, nach den Verhältnissen, in welchen sich damals die Kirche befand, als das Zweckmäßigste erscheinen mußte. Betrachten wir nun die von ihm durchgeführten Grundsätze der Episkopalhierarchie näher.

Hatte schon Tertullian die Einheit der Kirche behauptet, und zwar, weil es nur Einen Gott, Einen Christus, Einen Glauben, Ein Heil gebe, die Kirche selbst aber die Mutter und Herrinn genannt [43]); hatte er gelehrt, daß der Himmel nicht mehr verschlossen sei, daß der Herr die Schlüssel desselben dem Petrus übergeben habe (dem Petrus nämlich, als Repräsentanten seiner Mitapostel, im Sinne der damaligen Väter [44])), und daß er diese Schlüssel durch den Petrus der Kirche hinterlassen habe [45]): so konnte man daraus folgern, daß die Kirche die Vermittlerinn der Seligkeit durch Jesus Christus sei. Die Seligkeit aber beruhet auf dem wahren Glauben; dieser aber ist nur zu finden, ist erhalten worden und wird gelehrt von den Nachfolgern der Apostel, den Bischöfen. Auf das Bischofsthum, oder den Episkopat, ist also gegründet die Erhaltung des Einen wahren Glaubens, des einigen Weges zur Seligkeit, mithin die Einheit der wahren selig machenden Kirche. Dieß ist das Princip des Cyprianischen Systems, welches er in seiner Schrift de unitate ecclesiae nach allen Gründen und Folgen aus einander setzt. Zuerst warnt er in diesem Schreiben vor Ketzereien und Spaltungen in der Kirche; sie entstehen, wenn man nicht zurück gehet auf den Ursprung der Wahrheit, wenn man das Haupt nicht sucht und das Wort des göttlichen Lehrers vernachlässiget. Der Herr nämlich, fährt er fort, hat gesagt: du bist Petrus u. s. w. und ich werde dir geben die Schlüssel des Himmelreichs u. s. w. (Matth. 16, 18. 19.). Ferner: Weide meine Schafe (Joh. 21, 16. 17.). Der Herr hat also, schließt Cyprian, auf Einen gebaut; nicht als ob Petrus vor den übrigen Aposteln einen Vorzug gehabt hätte, sondern um zu beweisen, daß es nur Eine Kirche geben könne, mußte der Anfang der Einheit von Einem ausgehen: denn alle übrigen Apostel haben dieselbe Macht und Ehre, wie Petrus, von Christus erhalten (Joh. 20, 23.). So wie daher nur Ein Körper, Ein Geist, Eine Taufe, Ein Glaube, Ein Herr und Ein Gott ist, so ist auch nur Eine Kirche und nur Ein Bisthum; Ein Bisthum, an dem jeder einzelne Bischof gleichen Antheil hat, Eine Kirche, die wie die Sonnenstrahlen von einem Mittelpunkte aus sich über die ganze Erde ausbreitet,

42) Das Beispiel des Cyprian selbst ist Beweis hiefür. Die Anhänger des Novatian schilt er im 69sten Briefe Antichristos, adversarios, hostes Christi, rebelles; sie hätten falsa altaria, illicita sacerdotia, sacrificia sacrilega, nomina adulterata.

43) de virg. vel. c. 2.: una Ecclesia sumus. de orat. c. 2. ad Martyr. c. 1. 44) Praescript. haeret. c. 22. 45) Scorp. c. 10.

die Eine Mutter, die Eine Quelle, das Eine Haupt Aller. Wer dieſe Einheit der Kirche verläßt, ſich an dieſelbe nicht anſchließt, der iſt ein Fremdling und Feind, der verachtet das Geſetz Gottes, hat den wahren Glauben nicht, der zum Heile führt, und kann der Wohlthaten Chriſti nicht theilhaftig werden: denn nur Eine Wohnung gibt es für die Gläubigen, nämlich die Kirche; außer ihr gibt es keinen Preis der Martyrerthums, kein heilſames Gebet, kein Opfer, keinen Altar, kein Prieſterthum [46]). Und ſo ſteht nun durch Cyprian als Glaubensſatz feſt: Deus unus est et Christus unus et una Ecclesia ejus et fides una et plebs in solidam corporis unitatem concordiae glutino (nämlich uno Episcopo) copulata. Quidquid a matrice discesserit, seorsim vivere et spirare non poterit; substantiam salutis amittit [47]). Die Kirche iſt alſo die äußere Gemeinſchaft der Gläubigen, welche als Heilsanſtalt durch das Bisthum erhalten wird. Wie Chriſtus ſeine Kirche auf die Apoſtel gebaut und ihnen die Schlüſſel des Himmelreichs in oder durch den Petrus übergeben hat, ſo iſt von dieſen die Ordnung und Regirung der Kirche auf ihre Nachfolger, die Biſchöfe, übergegangen; die Kirche bleibt nun auf dieſe gegründet. Daraus folgt erſtens der Begriff und zweitens das Kennzeichen der wahren Kirche. Im 33ſten Briefe ſagt er: Dominus noster Episcopi honorem et ecclesiae suae rationem disponens in evangelio loquitur et dicit: Tu es Petrus etc. Inde per temporum et successionum vices Episcoporum ordinatio et ecclesiae ratio decurrit, ut Ecclesia super Episcopos constituatur, et omnis actus Ecclesiae per eosdem praepositos gubernetur. — Ecclesia in Episcopo et Clero et in omnibus stantibus constituta est. Daraus ergibt ſich der Begriff der Kirche, wie wir ihn wirklich im 66ſten Briefe aufgeſtellt finden: Ecclesia a Christo non recedit, et illi sunt Ecclesia plebs sacerdoti adunata et Pastori suo grex adhaerens. Unde scire debes, Ecclesiam in Episcopo esse et Episcopum in Ecclesia; et qui cum Episcopo non sint, in Ecclesia non esse — quando Ecclesia quae catholica una est, scissa non sit neque divisa, sed sit ubique connexa et cohaerentium sibi invicem sacerdotum glutino copulata. Sonach iſt derjenige wahrer Chriſt, der in der Kirche Chriſti, d. h. im Verein mit dem Biſchofe, lebt — Christianus non est, qui in ecclesia Christi non est [48]), und alle Ketzereien und Spaltungen haben ihren Grund darin, daß man dem durch die göttliche Weihe geſegneten Biſchof, dem Prieſter Gottes, den Gehorſam verweigert, und nicht bedenkt, daß in der Kirche nur Ein Prieſter, nur Ein Richter an Chriſti Stelle ſeyn könne: denn alle Biſchöfe ſind Stellvertreter Chriſti (vicarii Christi), Nachfolger der Apoſtel, an deren Stelle dazu geweihet (Apostolorum vicaria ordinatione successores), Verwalter der göttlichen Güter (dispensatores Dei), nach Gottes Willen und Geſetz erwählt (fiunt de sententia et voluntate Dei); ſie haben daher alle gleiche Rechte [49]), ſind alle, weil nur Ein biſchöflicher Stuhl, nur Eine Kirche iſt, Glieder Eines Körpers Chriſti, nämlich der Mutter Kirche [50]).

Hiermit war das Gebäude der biſchöflichen Hierarchie vollendet: die Biſchöfe ſind an Chriſti ſtatt nach göttlicher Anordnung die Regirer und Richter der Kirche; ihnen müſſen daher Alle gehorchen, mit ihnen in Einheit leben, die des Chriſtennamens würdig ſeyn und der göttlichen Wohlthaten theilhaftig werden wollen — oder wie man dieß mit kürzeren Worten auszudrücken pflegt, außer der Kirche, d. h. außer dem biſchöflichen Vereine, iſt kein Heil — extra ecclesiam nulla salus. War ſo die Würde des Epiſkopats auf den für jetzt nur möglichen höchſten Grad geſteigert, ſo mußte ſie in den Augen des Laien noch mehr an Ehrfurcht und gleichſam geheiligtem Anſehen gewinnen durch die gleichmäßige Steigerung der Idee des chriſtlichen Prieſterthums. Chriſtus iſt der Oberprieſter; an ſeiner Stelle ſind die Prieſter in der Kirche nach göttlichem Willen eingeſetzt, damit die Menſchen theilhaftig werden der durch Gott verliehenen Wohlthaten. Durch die Weihe werden die Prieſter theilhaftig der Gaben des Geiſtes, und ſie vermögen nun dieſelben Anderen mitzutheilen [51]). Daher ſind ſie befähiget, im Abendmahle ein wahres und völliges Opfer Gott dem Vater darzubringen [52]); das Taufwaſſer zu reinigen und zu heiligen, damit es abwaſche die Sünden deſſen, welcher getauft wird [53]), und ihm Vergebung der Sünden durch die Kirche zu Theil werde; ſie ſind befähiget, das Salböl zu weihen,

46) Um zu ſehen, wie die Idee des Prieſterthums ſich verſchmilzt mit der Idee des Bisthums, leſe man die ganze Stelle: An esse sibi cum Christo videtur, qui adversus sacerdotes Christi facit? qui se a cleri ejus et plebis societate secernit? Arma ille contra Ecclesiam portat, contra Dei dispositionem repugnat: hostis altaris, adversus sacrificium Christi rebellis, pro fide perfidus, pro religione sacrilegus, inobsequens servus, filius impius, frater inimicus, contemtis episcopis et Dei sacerdotibus derelictis constituere audet aliud altare, precem alteram illicitis vocibus facere, dominicae hostiae veritatem per falsa sacrificia profanare, nec dignatur scire, quoniam qui contra ordinationem Dei nititur, ob temeritatis audaciam divina animadversione punitur. (Op. *Cypr.* p. 116. ed. Brem.) 47) Ib. p. 119.

48) Ep. 55. Eben ſo p. 186: Christianus judicatur legitimus, quisquis fuerit in ecclesia, lege et jure fidei divinam gratiam consecutus. 49) Ep. 55. 61. 59. 66. 50) Ep. 44. 65. 51) Episcopus non potest computari, qui evangelica et apostolica traditione contemta, nemini succedens a semet ipso ortus est: habere autem aut tenere ecclesiam nullo modo potest, qui ordinatus in ecclesia non est. Ep. 69. — Dare non potest, quod ipse (ein häretiſcher Biſchof) non habet. Spiritus S. est unus et una ecclesia a Christo Domino super Petrum origine unitatis et ratione fundata. 52) De sacrific. p. 155: Si Jesus Christus, Dominus et Deus noster, ipse est summus sacerdos Dei Patris et sacrificium Patri primum obtulit et hoc fieri in sui commemorationem praecepit: utique ille sacerdos vice Christi vere fungitur, qui id quod Christus fecit, imitatur et sacrificium plenum et verum tunc offert in ecclesia Deo Patri, si sic incipiat offerre secundum quod ipsum Christum videat obtulisse. 53) Ep. synod. 70.: Oportet aquam mundari et sanctificari a sacerdote ut possit baptismo suo peccata hominis qui baptizatur abluere.

wodurch allein der Getaufte ein Gesalbter Gottes und der Gnade Jesu Christi theilhaftig wird [54]). Ihre Gebete für die Gefallenen, daß sich Gott ihrer erbarmen möge, sind besonders wirksam [55]); die Gaben, welche die Laien als Opfer den Priestern am Altare übergeben, werden durch die Darbringung des Priesters vor Gott besonders verdienstlich [56]); diese Opfer sind in kirchlicher Hinsicht ein Zeichen, daß derjenige, von welchem sie der Priester annimmt, in der kirchlichen Gemeinschaft lebe, und darum werden sie selbst im Namen der Verstorbenen dargebracht, um zu beweisen, daß der Verstorbene als Mitglied der Kirche gestorben sei [57]). Durch geduldigen Gehorsam gegen die göttlichen Gebote und gegen die Priester Gottes vermag der Büßende Gottes Gnade sich wieder zu erwerben [58]).

War durch solche Grundsätze die bischöfliche Hierarchie der katholischen Kirche nach ihrem äußeren Verbande vollendet, indem man dem Bischofe gehorchen mußte, weil nur er der Mittelpunkt ist, durch den der Christ des wahren Glaubens und der Seligkeit theilhaftig wird: so steigerte sich in dem inneren kirchlichen Verbande die Idee des christlichen Priesterthums auf eine Höhe, daß die Heiligkeit und Wirksamkeit aller Gebräuche, der Taufe, der Darbringung des Opfers im Abendmahle u. s. w. von der dem Priester durch die Ordination nach göttlicher Anordnung verliehenen höheren Geistesgabe abhängig erschien. Das Bischofsthum und das Priesterthum sind also der Weg zur Seligkeit durch den Glauben an Jesus Christus. Diese hierarchischen Grundsätze Cyprians erlangten allgemeines Ansehen theils wegen der Folgerichtigkeit, mit welcher er auf die bereits lange vor ihm gegebenen Grundlagen sein systematisches Gebäude aufzuführen gewußt hatte, theils um des hohen Ansehens willen, welches er nach seinem Martyrertode in der ganzen Kirche erlangte, theils endlich wegen der durch mehrere Spaltungen in einigen Gemeinden eingetretenen Zerrüttung und weil der Klerus sich bestrebte, seine Macht und seinen Einfluß auf Glauben und Gewissen der Laien immer mehr zu befestigen. Aber weit entfernt war Cyprian von dem Gedanken einer Hierarchie, welche alle Bischöfe der Macht eines Einzigen hätte unterwerfen und eine absolute Monarchie in der Regirung der Kirche vorbereiten können, obgleich die Keime derselben bereits durch das dem römischen bischöflichen Stuhle zugestandene Vorrecht gelegt waren. Cyprian behauptete entschieden, wie nur Eine Kirche, so auch nur Einen Episkopat, an welchem allen auf dem Erdkreise zerstreuten Bischöfen gleicher Antheil zukommt; nach ihm haben alle Bischöfe gleiche Rechte, und keinem kann daher als solchem ein Vorrecht vor den übrigen zugestanden werden, am wenigsten nach göttlicher Anordnung, da er die Worte Christi: du bist Petrus und auf diesem Felsen will ich bauen meine Kirche u. s. w. durch den Petrus zu allen Aposteln und durch diese zu allen Bischöfen als ihren Nachfolgern und Stellvertretern gesprochen betrachtet. Er konnte damit die Vorrechte, welche einzelne Bischöfe der Hauptstädte oder, wie es in Afrika herkömmlich war, die Senioren dieses Standes in Zusammenberufung der Synoden u. s. w. wirklich behaupteten, diesen nicht streitig machen wollen; diese Vorrechte bezogen sich nach seiner Ansicht auf lokale Verhältnisse zur Erhaltung der Einheit aller einzelnen Bischöfe und Gemeinden.

Während aber Cyprian diese Grundsätze einer aristokratischen Hierarchie aufstellte, arbeiteten die römischen Bischöfe schon daran, das ihnen zugestandene Vorrecht einer Principalität, als Nachfolger des Petrus und Paulus, im Verhältnisse zu den übrigen Bischöfen und Gemeinden gleichfalls geltend zu machen. Sie konnten dieses nunmehr seit dem Anfange des 3ten Jahrh. bis in die Mitte desselben, mit desto günstigeren Erwartungen versuchen, als die Gemeinde zu Rom, nach mehrjähriger Ruhe, eine der größten und blühendsten geworden, und die Bischöfe derselben durch mehrfache begünstigende örtliche Verhältnisse auch ein überwiegendes Ansehen erhalten hatten. Cyprian gesteht dieses selbst in kurzen Worten zu, wenn er in seinem 52sten Briefe sagt: Debet pro magnitudine sua Roma Carthaginem praecedere (er denkt hierbei, dem Zusammenhange nach, an die Gemeinden beider Hauptstädte). Aber derselbe Cyprian mußte auch, seinen hierarchischen Grundsätzen gemäß, der erste und eifrigste Gegner jener Versuche werden, wodurch der Grund seines ganzen Gebäudes erschüttert zu werden drohte, und wirklich im Verlaufe einiger Jahrhunderte völlig erschüttert wurde. Diese Versuche der römischen Bischöfe offenbaren sich in der Streitigkeit über die Giltigkeit der Ketzertaufe zwischen dem römischen Bischof Stephanus einer Seits (seit 253 n. Chr.) und den afrikanischen und asiatischen Bischöfen anderer Seits. In der römischen Gemeinde war es herkömmlich, daß man die von den Ketzern getauften Christen, wenn sie die Aufnahme in die bischöfliche Kirche verlangten, nicht wiedertaufte, sondern mittels Auflegung der Hände in die Kirchengemeinschaft aufnahm. In den afrikanischen und asiatischen Gemeinden aber wurden sie getauft, da außer der Kirche und dem Priesterthume, wie man aus den herrschenden Grundsätzen richtig folgerte, eine wahre Taufe nicht ertheilt werden könne. Stephanus ergriff diese Verschiedenheit in der kirchlichen Disciplin, um das Ansehen seines bischöflichen Stuhles, die Principalität desselben, geltend zu machen. Er begann, wie es scheint, den Streit mit den asiatischen Bischöfen, und wollte sie nöthigen, die Gewohnheit der römischen Gemeinde anzunehmen, indem er ihnen drohete, sie im Weigerungsfalle von der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Bald war dieß auch mit den afrikanischen der Fall, und da die Bischöfe unter Cyprians Leitung sich gegen diese Zumuthung wiederholt

54) Ib.: Ungi necesse est qui baptizatus est, ut accepto chrismate i. e. unctione esse unctus Dei et habere in se gratiam Christi possit. Sanctificare autem non potuit olei creatura, qui nec altare habuit nec ecclesiam. 55) De laps. p. 136. 56) De opere et eleemosyn. p. 203 sq. 57) Epist. 15. 58) Epist. 19.

erklärten, so that Stephanus wirklich den entscheidenden Schritt, und hob alle kirchliche Verbindung mit denselben auf, verweigerte den an ihn abgeordneten afrikanischen Bischöfen den Zutritt und verbot allen Christen seiner Gemeinde, dieselben aufzunehmen. Cyprian berief im J. 256 eine Versammlung der Bischöfe nach Karthago [59]), und erklärte sich in der Anrede an dieselben Bischöfe über die Gränzen der bischöflichen Befugniß, worin man nicht verkennen kann, daß er auf die Anmaßung des Stephanus hindeutet. Neque quisquam, sagt er, nostrum Episcopum se Episcoporum constituit aut tyrannico terrore ad obsequendi necessitatem suos adigit collegas, quando habeat omnis Episcopus pro licentia libertatis et potestatis suae arbitrium proprium, tamque judicari ab alio non possit, quam nec ipse potest judicare. Sed exspectamus judicium universi Domini nostri Jesu Christi, qui unus et solus habet potestatem et praeponendi nos in ecclesiae suae gubernatione et de actu nostro judicandi. Die Akten dieser Synode übersendete Cyprian dem Bischof Firmilian von Käsarea in Kappadokien, und dieser erließ an jenen das wichtige und ausführliche Schreiben, aus welchem wir uns näher, bei Mangel anderer Nachrichten, über die eigentlichen Beweggründe des Stephanus belehren können. Wenn sich hier Firmilian in den heftigsten Ausdrücken über das Betragen des römischen Bischofs ausspricht; ihn einen Schismatiker nennt, der von der kirchlichen Gemeinschaft abgefallen sei, den Namen der Apostel Petrus und Paulus entehrt habe, und ihm endlich den Vorwurf macht: Ego in hac parte juste indignor ad tam apertam et manifestam Stephani stultitiam, quod qui sic de episcopatus sui loco gloriatur et se successionem Petri tenere contendit, super quem fundamenta ecclesiae collocata sunt, multas alias petras inducat et ecclesiarum multarum nova aedificia constituat. Nec intelligit obfuscari a se et quodammodo aboleri Christianae petrae veritatem, qui sic prodit et deserit unitatem; ferner: Stephanus qui successionem cathedram Petri habere se praedicat, nullo adversus haereticos zelo excitatur [60]) etc.: so ist dieß der sicherste Beweis, daß die römischen Bischöfe fortfuhren, ihr Vorzugsrecht über andere Bischöfe aus dem Grunde geltend zu machen, weil sie die Nachfolger des Petrus und Paulus wären, um auf diese Weise eine monarchische Hierarchie vorzubereiten. Deßhalb deuteten sie die Stelle Matth. 16, 18. 19. von dem Petrus allein, um diesem den Primat unter den Aposteln, sich selbst aber als den Nachfolgern desselben den Primat unter den Bischöfen anzueignen. Wie glücklich ihnen dieses gelungen, beweist die Geschichte [61]).

59) S. Acta huj. concil. in *Cyprian.* Operr. p. 229 sq. 60) Opp. p. 225. 61) Man vergl. für diese Periode Zieglers Versuch einer pragmat. Geschichte der kirchl. Verfassungsformen in d. ersten 6 Jahrh. und Plancks Geschichte der christl. kirchl. Gesellschaftsverfass. 1 u. 2r Th.

Zweiter Abschnitt. Von Cyprian bis Gregor I. — 258 bis 600 n. Chr.

Seit der Mitte des dritten Jahrh. ruhete die bischöfliche Hierarchie auf unerschütterlichen Pfeilern, deren Grundlage geschichtlich die Tradition von der apostolischen Succession der Bischöfe, dogmatisch die Lehre vom christlichen Priesterthum war. Die Kirchendisciplin wurde nunmehr, unter Leitung der Bischöfe und Synoden, immer mehr geordnet, und nach dem hierarchischen Princip ausgeführt; der Antheil, den man noch bis dahin den gläubigen Laien (laici stantes) an den Synoden zugestanden hatte, wurde beschränkt und hörte bald ganz auf; das kirchliche Ritual wurde mannichfaltiger und feierlicher, und bezweckte, den Klerus überall in seiner hohen Würde erscheinen zu lassen. Die heilige Weihe (ordinatio) der Kleriker, die Darbringung des Opfers im Abendmahle, wobei schon an eine mystisch-symbolische Gegenwart des Leibes und Blutes Christi gedacht wurde, die Feierlichkeiten bei der Taufhandlung, der Wiederaufnahme der Büßenden und Gefallenen, die Vermehrung des kirchlichen Personals, so wie der Festtage, dieses und Ähnliches mußte dazu beitragen, das christliche Priesterthum in seinem Glanze, als den Mittelpunkt alles christlichen Glaubens und Lebens zur Erlangung der Seligkeit, darzustellen. Das wichtigste schriftliche Denkmal, welches aus dem Anfange dieser Periode übrig geblieben ist, und aus dem wir eine vollständige Belehrung über das kirchliche Wesen jener Zeit schöpfen können, sind die so genannten Constitutiones apostolicae und Canones apostolici, deren Abfassungs- oder Sammlungszeit man auch nach den neuesten Untersuchungen [62]) doch dem größten Theile nach mit Recht in die ersten Decennien nach Cyprian setzt. Ihrer ganzen Anlage nach sind diese Verordnungen, wie sie in vielen Gemeinden geltend geworden waren, und wo dieß nicht der Fall war, noch geltend werden sollten, eine Sammlung kirchlicher Gewohnheiten und Vorschriften aus früherer und späterer Zeit, unter dem falschen Namen der Apostel verbreitet, um dem hierarchischen Systeme allgemeines, dauerndes Ansehen zu sichern; daher die sonderbare Erscheinung, daß sie zwar nur selten von den zunächst lebenden kirchlichen Schriftstellern genannt und gerühmt werden, aber ihr Einfluß in praxi gleichsam, von Jahrzehent zu Jahrzehent immer sichtbarer in die ganze kirchliche Disciplin eingreift. Es genügt für unseren Zweck, aus einigen Stellen zu zeigen, welche hohe Würde dem Bischofsthume, wie dem Priesterthume, in diesen Verordnungen beigelegt wird. Der Bischof wird ermahnt, sich rein zu halten in seinen Handlungen und seine Würde zu bedenken; denn er vertritt die Stelle Gottes unter den Menschen, indem er über alle Menschen herrscht, über Priester, Könige, Obrigkeiten, Ältern, Kinder, Lehrer und Alle, die ihm unterthänig sind. Hier ist der Begriff der Hierarchie des Bischofs

62) S. Krabbe über den Ursprung und den Inhalt der apostol. Constitut. 1829. 8. — Tübinger kathol. theolog. Quartalschr. 1829. 3s Hft. S. 397 fg.

recht deutlich ausgesprochen [63]). Eben so heißt es an einer anderen Stelle: der Bischof muß über die Unterthänigen herrschen, nicht aber von ihnen beherrscht werden; kein Laie hat ihm zu gebieten, wohl aber er über die Laien [64]). Ihn soll der Laie ehren, lieben, fürchten, als den Herrn, den Gebieter, den hohen Priester Gottes, den Lehrer der Frömmigkeit: denn wer auf ihn hört, der gehorcht Christo; wer ihn verwirft, der verwirft Christum [65]). Eben so erhaben wird die priesterliche Würde des Klerus geschildert: die christlichen Priester bringen auf dem Altare Gottes vernünftige Opfer durch Jesum dar, Gebete, Gaben der Liebe, das Abendmahl, und sind daher die Mittler zwischen Gott und den Gläubigen. Kein Kleriker darf ohne den Bischof Etwas thun, weder ein Opfer darbringen noch dem Altare sich nähern, viel weniger ein Laie; dem Bischofe sollen die Laien die Opfer und Zehnten übergeben; wie den Königen, sollen sie den Priestern, ihren geistigen Ältern, von allen Gütern Etwas darbringen [66]): denn das Priesterthum übertrifft an Würde das Königthum, wie die Sele den Körper. So wie sich in diesen Äußerungen die ersten Spuren des später den Klerikern allgemein zugestandenen Zehentrechtes finden, so entwickelten sich auch in dieser Zeit schon die Keime des Cölibates. Theils um den Klerus von den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens möglichst unabhängig zu machen, und so die priesterliche Würde als erhaben über das Irdische darzustellen, theils aus der seit dem Ende des 2ten Jahrh. immer mehr steigenden Achtung gegen den enthaltsamen, ehelosen Stand, endlich und hauptsächlich aber, damit der Priester unbefleckt jederzeit dem Altare sich nähern und sein Opfer mit reiner Hand darbringen könne (nach Analogie des mosaischen Gesetzes), suchte man die Ehe der Kleriker zu beschränken: Bischöfe, Priester und Diakonen sollen mit Einem Weibe zufrieden seyn, nach ihrer Ordination aber nicht heirathen, auch sollen sie keine Witwe, Verstoßene u. s. w. ehelichen [67]). — Außerdem zeigen insbesondere die Canones apostolici, so wie das 7te und 8te Buch der Constitutionen (wenn diese auch später hinzu gefügt worden seyn sollten: ihr wesentlicher Inhalt rührt aus dem Anfange dieser Periode her), wie man die Verhältnisse und Rechte des Laien- und geistlichen Standes zu einander, so wie des letzteren unter sich, näher zu bestimmen, und durch die vermehrten Feierlichkeiten bei der Wahl, bei der Ordination der verschiedenen Kleriker, bei der Taufe, den zu sprechenden Gebeten, der Darbringung der Opfer, vorzüglich bei der Feier des Abendmahls (Brot und Wein nannte man schon *τὰ ἅγια μυστήρια*, die ganze Feier *λατρείαν μυστικήν*), der Würde und den Rechten des Klerus immer mehr Festigkeit zu geben suchte.

Auf diesen Gipfel des Ansehens und der Macht im Inneren des kirchlichen Vereins hatte sich der Klerus in einer Zeit geschwungen, da die Kirche noch unter dem Drucke des Heidenthums stand, und wiederholten Verfolgungen ausgesetzt war. Was durfte man erwarten, nachdem im 4ten Jahrh. die christliche Kirche unter den Schutz des States getreten, und die christliche Religion durch die Decrete der in sie aufgenommenen Kaiser zur Statsreligion erhoben worden war! Die Bischöfe, in ihrem kirchlichen Wirkungskreise fast unabhängig von äußerem Einflusse, hatten nach und nach die Laien von aller Theilnahme an kirchlichen Angelegenheiten auf Concilien u. s. w. auszuschließen, und auch die berathende Stimme des Presbyteriums zu unterdrücken gewußt: sie waren also wirklich in ihrem Gebiete, wie die apostolischen Constitutionen sich ausdrücken, Herren und Alleinherrscher — *κύριοι* und *δεσπόται* — geworden. Anerkannt jetzt von der obersten Statsgewalt; unterstützt und geschmeichelt von einem Kaiser, wie Konstantin, der es doch, bei seinem zweideutigen moralischen Bewußtseyn, gerathen fand, sich durch die Fürsprache der Bischöfe, als Vermittler zwischen Gott und den Menschen, den Eingang zur Seligkeit offen zu erhalten, eilten sie nun dem höchsten Ziele zu, einen geistlichen Stat unter ihrer Regirung in der Mitte des weltlichen zu bilden und immer unabhängiger von ihm zu werden. Dazu war erforderlich, daß das Verhältniß der einzelnen Bischöfe und Gemeinden zu einander regelmäßiger organisirt wurde. Einzelnen Bischöfen war schon in der vorigen Periode, aus persönlicher Hochachtung, der Name Erzbischof, Patriarch beigelegt worden; dieser Name ging nach und nach auf die Metropolitanbischöfe über, und nachdem das Metropolitansystem sich zum Theil nach der bürgerlichen Eintheilung des römischen Reiches gestaltet hatte, blieb er den Bischöfen der angesehensten Hauptstädte eigenthümlich. Auf diese Weise erhielten die Bischöfe von Rom, Alexandrien und Antiochien vorzugsweise diesen Titel, und mit demselben wurden ihnen noch mehrere Vorrechte zugestanden, auf welchem Wege denn seit dem ersten Drittel des 4ten Jahrh. die bischöfliche Aristokratie sich mehr und mehr concentrirte und in eine erzbischöfliche Oligarchie überging [68]). Außer den drei genannten Bischöfen genossen auch die Metropoliten oder Exarchen von Ephesus und Käsarea die Vorrechte der Patriarchen, und schon durch die nicänische Synode wurde dem Bischof zu Jerusalem das Ehrenrecht eines Metropolitan, auf der ersten allgemeinen Synode zu Konstantinopel aber (im Jahre 581) dem Bischof von Konstantinopel oder Neurom der Ehrentitel des zweiten Patriarchen nach dem von Altrom zugestanden. Die Patriarchen von Neurom wußten sich bald auch Patriarchenrechte über die Provinz Thrakien

63) Constit. apostol. lib. II. c. 11.: *διὰ τοῦτο — ἐπίσκοπε, σπούδαζε καθαρὸς εἶναι — ὡς θεοῦ τύπον ἔχων ἐν ἀνθρώποις, τῷ πάντων ἄρχειν ἀνθρώπων, ἱερέων, βασιλέων, ἀρχόντων — καὶ πάντων ὁμοῦ τῶν ὑπηκόων.* Als Grund dieser Würde wird der Ausspruch Christi Matth. 18, 18. angeführt. 64) Ib. cap. 14. 65) Ib. cap. 20. 66) Cap. 25. 26. 27. 28. 32 — 34. 67) Const. cap. VI, 17. Canon. Ap. 14. 19.

68) Wir können uns von hier an kürzer fassen, indem wir nur die wesentlichen Veränderungen der Hierarchie im Auge behalten. Im Allgemeinen verweisen wir auf *du Pin* de antiq. Ecclesiae disciplina Diss. I. *Bingham* Origg. eccl. Tom. I. Schröckhs Kirch. Gesch. Th. 8 u. 17. Plancks Gesch. der kirchl. Gesellschaftsverfass. 2r u. 3r Bd.

und mehrere Metropoliten in Kleinaſien zuzueignen, welche ihnen durch die allgemeine Kirchenverſammlung von Chalcedon (im J. 451) beſtätiget wurden. Die Biſchöfe der Inſel Cypern, der Provinz Afrika, in Gallien und Spanien waren keinem dieſer Patriarchen unterworfen, ſondern in dieſer Hinſicht *αὐτοκέφαλοι*, indem Einer aus ihrer Mitte die Metropolitanrechte ausübte. Die Rechte der Metropoliten beſtanden in der Ordination der Biſchöfe ihres Sprengels, der Zuſammenberufung der Provinzialſynoden und der Aufſicht über die ganze Geiſtlichkeit ihrer Provinzen; die Rechte der Patriarchen in der Ordination der Metropoliten, in der Zuſammenberufung der Diöceſanſynoden, und der Oberaufſicht über die ganze Diöces. Durch die allgemeinen (ökumeniſchen) Kirchenverſammlungen, deren erſte durch den Kaiſer Konſtantin nach Nicäa im J. 325 ausgeſchrieben wurde, mußte der Verband der allgemeinen (katholiſchen), in ſo zahlloſe Gemeinden zerſpaltenen Kirche durch ihre Biſchöfe nicht nur immer enger gezogen, ſondern auch die kirchliche Gewalt derſelben immer feſter und mächtiger werden: denn die Beſchlüſſe dieſer Verſammlungen wurden als Ausſprüche des heiligen Geiſtes, welchen Chriſtus der Kirche, mithin ihren Repräſentanten, den Biſchöfen, hinterlaſſen habe, angeſehen, und erhielten, durch die Kaiſer beſtätiget und bekannt gemacht, allgemeine geſetzliche Giltigkeit für alle chriſtlichen Unterthanen des römiſchen Reiches[69]). Unterdeſſen war auch den Biſchöfen beſonders ſeit Konſtantin eine eigene geiſtliche Gerichtsbarkeit, die ſich ſelbſt in weltliche Angelegenheiten miſchte, zugeſtanden, es waren ihnen und dem Klerus, ſo wie den Kirchen und ihren Beſitzungen, bedeutende Immunitäten bewilliget worden. Im Weſentlichen beruhete daher die Regirung der Kirche bereits in dieſem Zeitraume auf einer vom State faſt unabhängigen Autokratie der Biſchöfe.

So wie nun die biſchöfliche Ariſtokratie ſich in eine erzbiſchöfliche Oligarchie verwandelt hatte, ſo neigte ſich dieſe ſchon jetzt, ganz gemäß dem einmal betretenen Pfade, zur hierarchiſchen Monarchie hin: es beginnt von nun an ein Wettſtreit zwiſchen den angeſehenſten Patriarchen, welche, obwohl mit abwechſelndem Glück und oft durch die weltliche Macht in Schranken gehalten, doch kein Mittel unverſucht ließen, ihrem Stuhle ein überwiegendes Anſehen zu verſchaffen. Keiner war und konnte, begünſtiget durch frühere Anſprüche und äußere Verhältniſſe, hierin glücklicher ſeyn, als die römiſchen, und Einem von dieſen gelang es wirklich am Schluſſe dieſer Periode, durch den Titel eines ökumeniſchen Biſchofs, den ihm der Kaiſer ertheilte, den feſten Grundſtein des römiſchen Papſtthums zu legen. Hier können aber nur die wichtigeren Ereigniſſe, wodurch dieſe Monarchie vorbereitet wurde, Gegenſtand der Darſtellung ſeyn; das Speciellere ſ. unt. dem Art. Papſt[70]).

Schon im zweiten Jahrh. war, wie oben gezeigt iſt, dem römiſchen Biſchofe, als Nachfolger des Petrus und Paulus, ein Principalitätsrecht vor den übrigen zugeſtanden worden, und er durfte es, wenn wir im Geiſte jener Zeit urtheilen wollen, mit eben der Befugniß geltend zu machen ſuchen, als alle Biſchöfe für Nachfolger der Apoſtel erklärt waren. Es iſt dieſes Vorrecht aber mit einer Conſequenz verfolgt worden, welche ihres Gleichen nicht hat. Durch den Übertritt Konſtantins zur chriſtlichen Kirche gewann der römiſche Biſchof, als der Biſchof der Hauptſtadt des Reichs, theils ſchon eben dadurch, theils durch die Nähe des Hofes. Zwar war ſein Sprengel nur auf die ſuburbicariſchen Provinzen Italiens eingeſchränkt, allein ſehr bald gelang es, das Vorrecht auch auf andere Gemeinden und Biſchöfe auszudehnen. Die Synode zu Sardica (344 n. Chr.) geſtand in ihrem vierten (lateiniſchen) Kanon zum ehrerbietigen Andenken des Apoſtel Petrus dem römiſchen Biſchof (damals Julius) das jus recognitionis und renovationis judicii lati zu, wenn ein Biſchof durch eine Synode abgeſetzt war, und ſich deßhalb an ihn wendete[71]). Dieſes Recht, Appellationen von Biſchöfen anderer Sprengel anzunehmen und eine oberrichterliche Gewalt auszuüben, hatten die römiſchen Biſchöfe ſchon früher ſich anzueignen verſucht; jetzt gelang es ihnen, unter günſtigen Umſtänden, dasſelbe von einer zahlreichen Synode anerkannt zu ſehen, und zwar aus dem wichtigen Grunde, welcher auf die frühere Geſchichte das helleſte Licht wirft, um dem Apoſtel Petrus die gebührende Ehrerbietung zu erweiſen. Von nun an galt es, dieß Recht nach allen Seiten hin zu benutzen. Zoſimus (ſeit 417 n. Chr.), Bonifacius (ſeit 419), Cöleſtinus (ſeit 422), nahmen bereitwillig Appellationen afrikaniſcher Kleriker, z. B. des Cäleſtius, Apiarius, an, welche auf einer Provinzialſynode aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen oder ihrer Ämter entſetzt worden waren; ſie forderten die afrikaniſchen Biſchöfe vor ihr Gericht, entſchieden eigenmächtig über die Ungiltigkeit ihrer Beſchlüſſe, und Bonifacius ſcheuete ſelbſt den Kunſtgriff nicht, den oben erwähnten Kanon der Synode zu Sardica für einen Kanon der allgemeinen Kirchenverſammlung zu Nicäa auszugeben. Allein dieſe Verſuche waren vor der Hand vergeblich; die afrikaniſchen Biſchöfe verboten alle Appellation jenſeit des Meeres. Ähnlich verfuhren die genannten Biſchöfe gegen die Gemeinden und Biſchöfe Galliens und Illyriens; wurden ſie im Anfange wenig beachtet, ſo war doch auswärtigen Klerikern der Weg eröffnet, aufs Neue nach Rom zu appelliren, und dieß ſahen die römiſchen Biſchöfe als eine rechtmäßige Anerkennung ihres oberrichterlichen Anſehens an. Glücklicher war ſchon Leo der Große (ſeit 440 n. Chr.) und Hilarius, ſein Nachfolger (ſeit 451). Der erſte machte in ſeinen Reden und Briefen den Primat des Apoſtel Petrus und ſo auch des römiſchen Stuhles mit vieler Beredſamkeit geltend, brachte die illyriſchen Biſchöfe in Abhängigkeit von ſei-

69) S. Fuchs Bibliothek der Kirchenverſamml. des 4ten u. 5ten Jahrh. 70) Im Allgemeinen verweiſen wir auf Bower's Geſch. der röm. Päpſte I. u. II. Th.

71) S. *du Pin.* l. l. p. 107.

nem Stuhle, machte einen ähnlichen Versuch mit den afrikanischen; und als sich der Bischof von Besançon Celidonius, den eine Synode unter dem Vorsitze des Hilarius von Arles abgesetzt hatte, nach Rom wendete, Leo's Entscheidung aber, die für den Appellanten günstig ausgefallen war, von den gallischen Bischöfen recusirt wurde, wußte er sich durch den Kaiser Valentinian III. ein Dekret auszuwirken, wodurch der Primat des römischen Stuhls bestätiget und der römische Bischof (Romanus Papa wird Leo genannt) als der Regent der ganzen Kirche anerkannt wurde, und zwar wegen des Vorzugs des heil. Petrus, wegen der Würde der Stadt Rom und wegen des Ansehens einer heiligen Synode. Sein Nachfolger Hilarius erweitert bald darauf seine bischöfliche Macht unter den gallischen Bischöfen, zieht alle ihre Streitigkeiten zu seiner Entscheidung, kraft des genannten Gesetzes, nennt sich einen allgemeinen Wächter über alle Bischöfe, und erlebt die Freude, daß selbst spanische Bischöfe sich an ihn wenden, um ihn um die Bestätigung eines von ihnen gemachten Dekrets zu ersuchen. — Die weiteren Fortschritte der römischen Bischöfe in Befestigung und Erweiterung ihrer monarchischen Hierarchie, s. unt. dem Art. Papst.

Ein zweiter wichtiger Grund, den wir nicht übergehen dürfen, war die Eifersucht, der Rangstreit, welcher zwischen den Patriarchen entstand, nachdem der Bischof von Konstantinopel als der zweite Patriarch auf der Kirchenversammlung zu Konstantinopel bestätiget worden war. Dieser neue Patriarch, zwar dem Range nach der zweite, doch an Rechten und Würde dem von Altrom ganz gleich gestellt, ließ befürchten, daß er ein gefährlicher Nebenbuhler des römischen werden, und dessen Ansprüche auf eine Superiorität über die ganze Kirche, als Nachfolger Petri, vereiteln könne. Die so verderblichen Nestorianischen und Eutychianischen Streitigkeiten des 5ten Jahrh. waren im Grunde nur Ausbrüche, nur Nahrung für die Schel- und Eifersucht, mit welcher die beiden Patriarchen von Rom und Alexandrien ihren neuen Collegen im Auge behielten, und das Ansehen seines Stuhles zu schmälern suchten. Es mußte daher das Concilium zu Chalcedon, auf welchem jene Streitigkeiten beigelegt wurden, und Leo durch seine Entscheidungen in Glaubenssachen einen so glänzenden Sieg errungen hatte, den Unwillen dieses Bischofs nicht wenig reizen, als ihm der Kaiser und die versammelten Väter den 28sten Kanon, gegen den bereits seine Abgeordneten Widerspruch erhoben hatten, zur Bestätigung übersandten. In diesem Kanon wurden dem Patriarchen von Neurom gleiche Vorrechte mit dem von Altrom und eine eigene Diöces ertheilt. Leo schalt dieß als eine Verletzung der nicänischen Beschlüsse, behauptete, daß er kraft des Ansehens Petri solche Verletzungen der Kirchengesetze für null und nichtig erklären könne, vermochte es jedoch nicht zu hindern, daß der Kanon angenommen wurde. Von dieser Zeit an waren die Patriarchen von Konstantinopel nicht weniger bemüht, ein gleiches Ansehen in dem christlichen Oriente sich zu verschaffen, als im Occidente die römischen Bischöfe bereits mit Glück versucht hatten. Waren jenen auch die äußeren Verhältnisse nicht so günstig als diesen, so gab dieß doch fortwährende Gelegenheit, die Aufmerksamkeit der letzten auf jeden Schritt, welchen ihre Nebenbuhler zur Vergrößerung ihrer Macht thaten oder zu thun beabsichtigten, gespannt zu erhalten. Und am Ende des 6ten Jahrh. bietet uns die Geschichte ein Beispiel dar, welches beweist, wie sehr die hierarchische Politik der römischen Bischöfe der ihrer Nebenbuhler überlegen war. Man hatte seit dem Anfange des 6ten Jahrh. den Patriarchen auch den Titel ökumenischer Bischof oder ökumenischer Patriarch beigelegt. Als der Patriarch von Konstantinopel, Johannes der Faster, auf einer Versammlung der morgenländischen Bischöfe zu Konstantinopel (im J. 587) diesen Titel in die auszufertigenden Synodalschreiben einrücken ließ, erklärte der römische Bischof Pelagius II. alle Beschlüsse jener Synode, wegen dieses strafbaren Stolzes, für ungiltig, und drohete die Kirchengemeinschaft mit dem Patriarchen aufzuheben. Der Nachfolger des Pelagius, Gregor der Große, setzte diesen Streit noch eifriger fort, konnte aber durch alle seine Briefe an den Kaiser, die Kaiserinn, die Patriarchen von Alexandrien und Antiochien, es nicht dahin bringen, daß sein Gegner auf den Titel Verzicht geleistet hätte, wenn Gregor sich gleich aus geheuchelter Demuth im Vergleich zu ihm einen Knecht der Knechte Gottes nannte. Gregor nämlich deutete den Begriff ökumenisch in einem weiteren Sinne (ein Bischof des ganzen Erdkreises), als es die Griechen verstanden, und mußte daher diese Anmaßung seinen Rechten, seiner Politik entgegen finden. Die römische Politik erreichte jedoch in einem seiner Nachfolger Bonifacius III. (607) ihr Ziel; dieser, ein Günstling und Schmeichler des Kaisers Phokas, welcher den Kaiser Mauritius vom Throne gestoßen hatte, erhielt von demselben in einem Dekrete die Bestätigung, daß die römische Kirche oder der apostolische Stuhl Petri das Haupt aller Kirchen sei, und zwar aus dem Grunde, weil die Kirche zu Konstantinopel sich die erste aller Kirchen genannt habe [72]). Obschon in diesem Dekrete nicht ausdrücklich erwähnt wird, daß sich dieß auf den Titel eines ökumenischen Patriarchen, den von nun allein der römische Bischof führen solle, beziehe, so dürfte doch diese Folgerung, unter Berücksichtigung der Verhältnisse, in welchen Phokas zu seinem Patriarchen Cyriakus stand, und der Politik der römischen Bischöfe, nicht so unwahrscheinlich seyn, als man sie hat finden wollen. Denn daß die Patriarchen von Konstantinopel sich nachher noch jenen Titel beilegten, beweist nichts gegen den Eingriff in die Rechte ihres erzbischöflichen Stuhles zu Gunsten des römischen, den sich Phokas aus Haß gegen den Cyriakus erlauben mochte.

72) Lib. Pontificat. in *Bonif.* III. p. 237: Hic obtinuit apud Phocam principem, ut sedes apostolica beati Petri apostoli caput esset omnium ecclesiarum, id est ecclesia Romana, quia ecclesia Constantinopolitana primam se omnium ecclesiarum scribebat.

Am Schlusse dieser Periode finden wir also die oligarchische Hierarchie in ihrem Übergange zur monarchischen oder zum römischen Papstthum begriffen. Und in ihrem Verhältnisse zu den Laien hatte sie eben so glückliche Fortschritte gemacht. Einer Seits das überall hin sich ausbreitende Mönchthum, aus welchem in dieser Periode der größte Theil der Kleriker genommen, und wodurch der Cölibat immer allgemeiner, und von dem höheren Klerus schon als nothwendige Pflicht gefordert wurde, anderer Seits das Sinken aller wissenschaftlichen Bildung, zum Theil von dem Klerus begünstiget, zum Theil durch die Stürme der Völkerwanderungen und einer despotischen Politik herbei geführt, endlich der zunehmende Reichthum, das wachsende Ansehen einzelner Kirchen und Klöster durch den Wunderaberglauben, die Verehrung der Martyrer und heiliger Personen u. s. w.; diese und mehrere damit verbundene Erscheinungen, z. B. die Mannichfaltigkeit und Pracht der heiligen Gebräuche, die Kraft, welche man ihnen unter der Vermittelung des Priesters beilegte zur Vergebung der Sünden, zur Erlangung göttlicher Wohlthaten, trugen dazu bei, den geistlichen Stand im Einzelnen wie in seiner Gesammtheit von dem weltlichen gänzlich zu trennen, ihn über denselben zu erheben, die Priester, als die Repräsentanten einer sichtbaren, allein seligmachenden Kirche, als die einzigen Vermittler der Gnade und Seligkeit bei Gott, mithin als die Gewalthaber über den Glauben, die Gewissen, das wahre Heil der Menschen, allgemein anzuerkennen. Und lag die Seligkeit der Christen in der Gewalt der Priester, war die Kirche allein der Weg zu dem Himmelreiche, so bedurfte es nur einer Durchführung dieses Grundsatzes im Großen, um der Hierarchie auch die Herrschaft über das Irdische und Weltliche, das ja dem Himmlischen und Ewigen untergeordnet seyn muß, zu verschaffen.

Dritter Abschnitt. Die Vollendung der monarchischen Hierarchie und ihr Verfall.

Wenn wir in diesem Abschnitte einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren umfassen, in dessen erster Periode die päpstliche Hierarchie ihre höchste Blühte der Macht erreichte, welche sie in der ersten Hälfte der zweiten behauptete, dann aber von mehreren Seiten bedrohet, beschränkt, endlich auf einem großen Theile ihres früheren Gebietes aufgehoben sehen mußte: so hat diese Kürze ihren Grund darin, daß aus den ersten beiden Abschnitten Begriff, Zweck und Wesen der Hierarchie bestimmt genug hervorleuchtet, und es hier nicht beabsichtigt werden kann, eine Geschichte des Papstthums und der Päpste zu liefern. Nur die wichtigsten Thatsachen und ihre Folgen heben wir ferner hervor, wodurch die monarchische Hierarchie des römischen Stuhles in jenem umfassenden Zeitraume in denjenigen Zustand versetzt wurde, in welchem sie sich in unserer Zeit befindet.

So wie der Ursprung dieser Hierarchie aus dem Primate des Apostels Petrus und dem apostolischen Successionsrechte der römischen Bischöfe herzuleiten war, so war im 7ten Jahrh. dieses Recht, an dem zu zweifeln Niemanden mehr beikommen konnte, das Mittel, ihren Supremat zu behaupten, und in Provinzen, wo er anerkannt war, zu befestigen. Sie senden Glaubensmissionarien in heidnische Provinzen, heben Concilienbeschlüsse auf im Namen des Fürsten der Apostel, des heiligen Petrus, der allein würdig gewesen, die Schlüssel des Himmelreichs zu empfangen (Martin I., seit 649 röm. Bisch.), nehmen Gesandtschaften christlich gewordener Fürsten an den heil. Petrus zu Rom mit reichlichen Geschenken auf, benützen diese Gelegenheit, um das römische Ritual unter ihnen einzuführen (Vitalian, seit 672 röm. B.), erlangen es, daß ihre Wahl nicht mehr der kaiserl. Bestätigung bedurfte (Benedict II., seit 683), machen, unter günstigen Statsverhältnissen, bereits den Versuch, kraft apostolischer Auctorität das Volk gegen kaiserl. Befehle aufzuwiegeln, und ihm die Zahlung des Tributs zu untersagen (Gregor II., 715 — 732 r. B.), versuchen mit Erfolg, bei den schwankenden Verhältnissen der Statsregirung in Italien, sich in weltliche und Statsangelegenheiten zu mischen (Gregor II., 732 — 740), bringen durch den Bischof Bonifacius Teutschland unter ihre kirchliche Gewalt (Zacharias, 741 — 752), werden endlich durch die angebliche Schenkung Pipins weltliche Fürsten in Italien (Stephan II., 752 — 757), wissen ihr weltliches Gebiet, das Patrimonium Petri, durch Gunst der fränkischen Könige zu schützen und zu erweitern (Hadrian I., 772 — 795 — Karl der Große), obschon sie noch nicht völlig unabhängige Beherrscher desselben waren; — und zwar geschah Alles dieß im Namen und zur Ehre des heil. Apostel Petrus, dem die Schlüssel des Himmelreichs übergeben, und dessen Grab zu Rom sehr heilig gehalten wurde. Die Schwäche der fränkischen Könige in der Folgezeit, das Ansehen, in welchem die Bischöfe als Rathgeber der Fürsten in weltlichen Angelegenheiten standen, die großen Erwerbungen an Gütern, welche den Kirchen und Klöstern geschenkt wurden, dazu die Verbreitung der falschen Dekretalen der römischen Päpste seit dem Anfange des 9ten Jahrh., deren Endzweck war, den römischen Bischof, als den allgemeinen Bischof über alle Metropolitanen und höheren Bischöfe zu erheben, und die Gewalt der Provinzialsynoden zu untergraben, die Erhebung mehrerer Bischöfe zu Reichsständen und Lehnherren — hinderten es, daß die Unwissenheit, der Sittenverfall des Klerus im Einzelnen, die Verworfenheit mehrerer Päpste im 10ten Jahrh. den erworbenen Rechten derselben hätten nachtheilig werden können. Während die Päpste durch Übersendung von Pallien an auswärtige Bischöfe, durch Ertheilung von Privilegien und Exemtionen an einzelne Kirchen, Bisthümer, Klöster und deren Vorsteher, durch Beeinträchtigung der Rechte der Metropolitanen und ihrer Synoden, durch Ernennung von Legaten und Vikarien, trotz des heftigen Widerspruchs, den man z. B. in Gallien dagegen erhob, dem Stuhle des heil. Petrus eine ausgedehntere Herrschaft zu verschaffen und die Rechte der Fürsten zu beeinträchtigen suchten, konnte ihnen nicht

die Bemerkung entgehen, daß, um nach und nach selbst völlig unabhängig von weltlicher Macht zu werden, sie ihre Wahl zunächst von dem Einflusse der teutschen Kaiser und Könige unabhängig machen mußten. Der nachherige Papst Gregor VII., jetzt noch als Archidiakonus Hildebrand, der schon unter einigen früheren Päpsten das Werkzeug aller Plane zur Begründung einer unumschränkten Hierarchie gewesen war, veranlaßte, nach einer streitigen Papstwahl, Nikolaus II., das decretum de elect. Pontif. Roman. zu publiciren, wodurch die Wahl eines künftigen Papstes den sieben Kardinalbischöfen und Kardinalpriestern, mit Zustimmung des Klerus und des Volkes, und ohne die Ehrfurcht gegen den Kaiser außer Augen zu lassen, überlassen bleiben sollte. Dem Gregor VII. selbst aber (1073 — 1086) war es vorbehalten, den Grundriß des Gebäudes einer unumschränkten päpstlichen Hierarchie zu vollenden; wenn auch das Gebäude nie wirklich ausgeführt werden sollte und konnte. Was Cyprian für die bischöfliche Hierarchie in der ersten Periode geworden war, das wurde er für die monarchische. War, nach den bereits seit Jahrhunderten geltenden Grundsätzen der Hierarchie, die sichtbare, katholische Kirche der einzige Weg zum wahren Glauben und zur Seligkeit durch Jesus Christus, die Regirung dieser Kirche aber der bischöflichen Gewalt in ihren verschiedenen Graden übergeben, so mußte in jenem Zeitpunkte, als die römischen Päpste sich kraft des Primates des heil. Petrus den Supremat über alle bischöfliche Gewalt erschwungen hatten, der römische Bischof, als episcopus universalis, als Inhaber der Schlüssel des Himmelreichs, auch als einziger Herr und Oberhaupt der ganzen rechtgläubigen christlichen Kirche erscheinen. Diesen, aus falschen Prämissen consequent gefolgerten Grundsatz durchzuführen, war einer Seits erforderlich, daß die noch in einzelnen Theilen bestehende selbstständige hierarchische Gewalt der Bischöfe, der Synoden u. s. w. dem höchsten kirchlichen Oberhaupte untergeordnet, anderer Seits, daß die in dem römischen Papste als dem Nachfolger vereinigte hierarchische Macht, wie in der Person des Oberhauptes selbst, so in ihren einzelnen Gliedern, von jeder fremden Obergewalt unabhängig gemacht wurde. Gregor verfolgte diesen Plan mit einer Consequenz, welche für ihn als Hierarchen Bewunderung erregen muß, und die Mittel, deren er sich dazu bediente, so verwerflich und gefährlich sie erscheinen, wenn man sie aus dem Gesichtspunkte des Menschen- und Statsrechtes beurtheilt, wird derjenige weder für unklug noch für unerlaubt halten, welcher die Prämissen der päpstlichen Hierarchie für richtig anerkennt. Der römische Bischof, als Nachfolger Petri, ist Oberhaupt der ganzen katholischen Kirche: ihm sind die Schlüssel des Himmelreichs übergeben; in ihm vereinigt sich alle hierarchische Gewalt der Kirche; alle Bischöfe und Erzbischöfe sind ihm untergeordnet, kein Concilium darf über ihn richten; er hat in allen kirchlichen Angelegenheiten die höchste und letzte Entscheidung; selbst ein allgemeines Concilium hat er allein das Recht zu berufen. Um das Priesterthum von aller fremden Gewalt unabhängig zu machen, mußte das Cölibatgesetz streng gehandhabt, mußten alle Rechte der Fürsten über Kirche und Kirchengut eingeschränkt und nach und nach untergraben werden. Gregor bezweckte dieß durch das Verbot der Simonie und Priesterehe, durch seinen Streit wegen des Investiturrechtes weltlicher Fürsten. Weltliche Fürsten sind als Christen Unterthanen (oder Söhne) der Kirche; ihnen kommt keine Gewalt zu über Kirche und Priesterthum, und wenn sie es wagen, die Gerechtsame der Kirche zu verletzen, so verfallen sie in den kirchlichen Bann, können ihres Thrones entsetzt und ihre Unterthanen des Eides der Treue entbunden werden. — Gregor war nicht so glücklich, seinen Plan ohne Hinderniß durchführen zu können; er fand in den meisten Ländern nicht allein von Seiten der weltlichen Fürsten, sondern auch des höheren und niederen Klerus den heftigsten Widerspruch. Allein der Grund des neuen Gebäudes war gelegt; die Ausführung blieb den folgenden Jahrhunderten überlassen; und wenn auch die römischen Päpste der folgenden Periode mit mehr oder weniger glücklichem Erfolge an der Ausführung desselben in den verschiedenen Ländern Europa's arbeiteten, (Paschalis II. — Hadrian IV. von 1154 — 1159, Alexander III., von 1159—1181, Innocenz III., von 1198—1216, Gregor IX. von 1227—1241, Innocenz IV., von 1241 — 1254, Bonifacius VIII., von 1294—1303 u. s. w.) und ins Besondere durch die Kreuzzüge in ihren Bestrebungen unterstützt wurden, so daß sie ungescheut die mächtigsten und biedersten Fürsten durch ihre Bannstrahlen schrecken, sie ihrer Throne entsetzen, Aufruhr im Inneren der Staten stiften, die Unterthanen vom Eide der Treue entbinden, ganze Reiche mit dem Interdicte belegen konnten, so fing doch mit Bonifacius VIII., der den Hildebrandismus auf das Äußerste, aber vergeblich zu treiben bemüht war, ihr Ansehen an bedeutend zu sinken: denn unter und durch König Philipp den Schönen von Frankreich wurden in Frankreich die Majestätsrechte des Königs im Weltlichen bestätiget, und der König selbst wagte es mit einem großen Theile seines Klerus von dem Papst an ein allgemeines Concilium zu appelliren. Mochte daher auch die priesterliche Gewalt und durch dieselbe das Ansehen des Papstes in dieser Periode theils durch die Bestätigung, Exemtion und allgemeine Verbreitung zahlreicher Mönchsorden, welche meist im Dienste der Hierarchie standen und alle Länder gleichsam umstrickten, theils durch die Annahme der Lehre von der Transsubstantiation, als allgemeiner Glaubenslehre (auf der 4ten allgemeinen Kirchenversammlung im Lateran im J. 1215), wodurch der Priester in seiner höchsten Würde dargestellt wurde, theils durch die Einführung der Ohrenbeichte, wodurch die Gewissen aller Christen dem Priester geöffnet wurden, theils durch die Ausbildung der Inquisition (1129 unter Gregor IX.), durch die Stiftung des päpstlichen Ablaß- und Jubeljahres, (1300 unter Bonifacius VIII.), durch die Sammlung der päpstlichen Verordnungen u. s. w., sich im Inneren immer mehr zu befestigen suchen: der lange Aufenthalt der Päpste zu Avignon, wodurch

ihre weltliche Macht in Italien fast ganz gesunken war, die Ausdauer und Weisheit mehrerer Regenten in Vertheidigung ihrer Majestätsrechte (Philipp von Frankreich, Ludwig der Baier u. A.), die kräftige Stimme, welche einzelne Gelehrte gegen die Päpste für die Rechte der Fürsten erhoben (Occam, Marsilius v. Padua u. A.), das Zusammentreten der Reichsstände zur Schützung ihrer Unabhängigkeit, das Beginnen einer freieren Geistesbildung (Petrarca, Boccacio u. A.) veranlaßten ein Wanken der päpstlichen Macht in mehreren Staten während des 14ten Jahrh.; und das päpstliche Schisma am Schlusse dieses und im Anfange des folgenden Jahrh. erregte wiederum den Gedanken an die Nothwendigkeit einer allgemeinen Kirchenversammlung. Man beginnt frei über den tiefen Verfall des Klerus, sogar des päpstlichen Hofes zu schreiben; die Kirchenversammlung zu Pisa (1409) wagt die schismatischen Päpste Gregor XII. und Benedict XIII. abzusetzen; man erklärt sich ohne Scheu gegen die Ausschweifungen des Klerus und die Mißbräuche päpstlicher Verordnungen (Huß u. A.), gegen die Nothwendigkeit der Beichte, die Transsubstantiation im Abendmahle durch das Wort des Priesters, die Entziehung des Kelchs, die unumschränkte Macht des Papstes. Die Synode zu Kostnitz (1415 fg.), mit dazu berufen, eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern vorzunehmen, setzt fest, daß sie ihre Macht unmittelbar von Christus habe, und daß ihr selbst die Päpste im Glauben zu gehorchen schuldig seien, entsetzt Johann XXIII. und Benedict XIII. der päpstlichen Würde; Gerson († 1425) tritt als eifriger Vertheidiger der Freiheiten der gallikanischen Kirche auf; die Kirchenversammlung zu Basel (1432) bestätigt die Beschlüsse der Kostnitzer und citirt den Papst sich vor ihr zu stellen; die Reichsstände treten mit ihren Beschwerden über päpstliche Erpressungen, Reservationen, Appellationen immer freier hervor. Und wenn auch die Päpste durch Concordate und Gunst einzelner Fürsten ihre sinkende Macht wieder zu stützen suchten, so hatte doch das Aufblühen der Wissenschaften, die Erfindung der Buchdruckerkunst, der Grundsatz, daß ein allgemeines Concilium über den Papst sei, die allgemeine Unzufriedenheit mit den Erpressungen durch Ablässe, Reservationen u. s. w. eine Reformation der Kirche vorbereitet, welche im Anfange des 16ten Jahrh. wirklich, aber von einer Seite her erfolgte, von welcher man es zu Rom am wenigsten erwarten mochte.

Die römische Hierarchie unmittelbar anzugreifen, würde bei dem Beginnen der Reformation durch Luther und Zwingli ein vergebliches Unternehmen gewesen seyn: die Gewissen der Einzelnen waren noch zu befangen, das Gebäude der Kirchenregirung durch die mittels ihres Eides an Rom gekketteten Bischöfe noch zu fest, die Verhältnisse der Fürsten zu dem Papste und ihre Hoheitsrechte in ihren Staten zu wenig bestimmt, als daß auf diesem Wege hätte ein glücklicher Erfolg erwartet werden können. Dagegen war es derselbe Weg, auf welchem die absolute Hierarchie sich ausgebildet hatte, auf dem sie jetzt nur wieder beschränkt oder theilweise gänzlich aufgehoben werden konnte. Durch zufällige Reibungen einzelner und Streitigkeiten gegen die Mißbräuche des hierarchischen Systems (Ablaßkram) in einem der unbedeutendsten Zweige desselben erwachte der Sinn für den wahren christlichen Glauben, eine Ahnung der Gewissensfreiheit gegen despotischen Zwang: die Sache des Widerspruchs gegen Rom ward die Sache der heiligen Schrift, des Evangeliums, und nur dadurch erschien Zweck und Wesen jener absoluten Hierarchie, nebst ihren Stützen, dem Mönchthume und Priesterthume, in ihrem wahren Lichte. Weltliche Fürsten nahmen sich der Sache des Evangeliums an, und so sehr die römische Politik es zu hindern suchte (Clemens VII. — Paul III.), daß der Kampf über Religion und Kirche unter der Hand weltlicher Macht entschieden würde, so hatten doch unter ihnen selbst die Gegner der Reformation (Karl V., Ferdinand) ihre Hoheitsrechte erkannt, und sie mußten gestatten, daß durch die Augustana Confessio (1530) mehrere Fürsten und ihre Länder aus der römisch-katholischen Kirche austraten, daß einige zwanzig Jahre darauf durch den Augsburger Religionsfrieden (1555) auch statsrechtlich die Rechte der Ausgetretenen auf Glaubens- und Gewissensfreiheit anerkannt wurden. Auf diese Weise war die Hierarchie in den protestantischen Ländern aufgehoben, und weder die Stiftung des Jesuiterordens (1540), ganz zum Dienste der absoluten Hierarchie, noch die Trienter Synode (bis 1563), ganz im Geiste derselben von Rom aus geleitet, noch der Index librorum prohibitorum, um die Denkfreiheit zu unterdrücken, noch die Nachtmahlsbulle, in welcher alle Grundsätze des Hildebrandismus geheiliget waren, vermochten die Wunde zu heilen, welche der päpstlichen Macht war geschlagen worden. Die Päpste mußten von nun an in Ausübung ihrer Rechte der Nothwendigkeit oft nachgeben, ohne jedoch eines dieser Rechte wirklich aufzugeben; was sie nicht hindern konnten, dagegen suchten sie sich durch Protestationen (z. B. gegen den Augsburger Religionsfrieden 1555, gegen den westphalenschen Frieden 1648, ja selbst gegen Beschlüsse des Wiener Congresses 1815) zu verwahren. Und wenn auch einige Päpste der letzten Jahrhunderte (Paul IV., 1555 — 1559, Pius V., 1565 — 1572, Sixtus V., 1585 — 1590, Paul V., 1605 — 1621, Clemens XI., 1700 — 1721, Clemens XIII., 1758 — 1769) im Geiste des Hildebrandismus es versuchten, durch Bann und Interdict, durch jesuitische Umtriebe in protestantischen wie in katholischen Staten, ihr vermeintliches Recht auszuüben, so waren doch selbst die katholischen Fürsten wachsam über ihre Hoheitsrechte geworden; sie machten, um gegen solche Versuche sicher zu seyn, das placitum regium geltend, ohne welches keine päpstliche Verordnung in ihren Staten bekannt gemacht werden durfte, vertrieben zum Theil die Jesuiten aus ihren Staten, beschränkten die Zahl und den Einfluß der Klöster, und der franz. Klerus ins Besondere ließ sich nie dazu bewegen, auf die Freiheiten der gallikanischen Kirche, welche den schroffen Gegensatz der römisch-monarchischen Hierarchie bilden,

zu verzichten. Durch die Aufhebung des Jesuiterordens unter Clemens XIV. (1773), durch die Unterdrückung der Bulle in coena Domini, durch Entziehung des weltlichen Gebietes unter Napoleon (Pius VII., 1809), durch Säcularisirung von geistlichen Gütern, Fürstenthümern und Klöstern, durch das Gesetz der Religionsparität würde, bei der auch in der teutsch-katholischen Kirche seit der Mitte des vorigen Jahrh. (des Weihbischofs Hontheim Schrift: Febronius — Emser Congreß 1786) überhand nehmenden Neigung für eine teutsch-bischöfliche Nationalkirche, die römische Hierarchie nach und nach aller ihrer Stützen beraubt worden seyn, wenn nicht, nach der gänzlichen Umgestaltung der politischen Verhältnisse Europa's im J. 1814, der Papst Pius VII. in seine Staten und Würde wieder eingesetzt worden wäre. Die Wiederherstellung des Jesuiterordens (1815), die Concordate mit mehreren katholischen und protestantischen Fürsten und andere Handlungen desselben und seines Nachfolgers gaben die Überzeugung, daß Rom die Hoffnung nicht aufgegeben habe, das hierarchische System dereinst wieder in seinem Umfange geltend zu machen. Ob diese Hoffnung die römische Kurie täuschen werde oder nicht, wird von dem Gange der politischen Verhältnisse, von der Verbreitung des besseren Zeitgeistes in den katholischen Staten, von den Schicksalen des Jesuiterordens, so wie des Mönch- und Priesterthums überhaupt, abhängen [73]). (*Lobegott Lange.*)

II. Im kirchenrechtlichen Sinne ist Hierarchie in der katholischen Kirche die von Christus den Aposteln und seinen Jüngern, und deren rechtmäßigen Nachfolgern, gegebene Befugniß, den Gottesdienst zu verwalten und die Kirche zu regiren [1]). Diese Befugniß erscheint, theils weil sie auf die Gebote Christi, auf göttliche Anordnungen, zurück geführt wird [2]), theils ihrem von der katholischen Kirche angenommenen inneren Gehalte nach, als eine heilige Befugniß oder Gewalt, und heißt darum Hierarchie. Sie ist aber ausschließlich den Aposteln und Jüngern und deren rechtmäßigen Nachfolgern gegeben, und diese bilden darum, als Auserwählte Gottes, den Klerus, denen alle anderen Mitglieder der Kirche, als Laien, entgegen gesetzt sind [3]). Die Hierarchen selbst stehen jedoch nicht alle auf gleicher Linie, sondern es findet unter ihnen ein Abstufungssystem, ein Subordinationssystem Statt, welches man oft vorzugsweise mit dem Ausdruck Hierarchie (im engern Sinn) bezeichnet [4]), und diese Hierarchie ist von doppelter Art, theils hierarchia ordinis, theils hierarchia jurisdictionis. Sieht man nämlich auf die Befugniß zur Verwaltung des Gottesdienstes, namentlich der den wesentlichsten Gottesdienst ausmachenden Sacramente, so wird die dazu erforderliche innere Fähigkeit (potestas ordinis, sacramentalis) durch die Ordination oder Weihe mitgetheilt, und gleichwie verschiedene gottesdienstliche Handlungen verschiedene Fähigkeiten verlangen sollen, so ist auch die Ordination eine verschiedene und es bildet sich darnach ein Abstufungssystem der ordinirten Personen, welches hierarchia ordinis genannt wird. Da das Priesterthum in der ausschließlichen Befugniß zur Verwaltung des wesentlichen Gottesdienstes besteht, so ist die hierarchia ordinis die Abstufung des katholischen Priesterthums. Drei Stufen, und zwar die höchsten, die der Bischöfe (episcopi), der Priester (presbyteri) und der Diakonen (ministri) werden auf göttliche Anordnung gegründet [5]). Die übrigen, die der Subdiakonen, Akoluthen, Exorcisten, Lectoren und Ostiarien, werden als eine, wenn auch alte, doch nur menschliche Einrichtung angesehen [6]). Die drei höchsten Stufen und die des Subdiakonus bilden die ordines sacri oder majores, die übrigen vier Stufen die ordines non sacri oder minores, und jede höhere Stufe ist dadurch bedingt, daß man die niederen Stufen durchlaufen haben muß. Die höchste Stufe eines Bischofes, — und der Papst hat bei der hierarchia ordinis nichts vor den Bischöfen voraus, — gewährt die Fähigkeit zur Confirmation, zur Ordination der Kleriker und Degradation derselben, zur Einweihung der Kirchen, Altäre und heiligen Gefäße, zur Weihung des Chrisma's und des Katechumenen- und Krankenöls, zur Salbung der Könige und Königinnen, Einsetzung der Äbte und Einkleidung der Nonnen. Die nächste Stufe der Priester befähigt zur Verwaltung der übrigen, den Bischöfen nicht reservirten, Sacramente, unter denen die Sacramente des Abendmahls und der Buße am wichtigsten sind [7]). Die folgenden Stufen des Diakonus, Subdiakonus und Akoluthen haben ebenfalls ihre Hauptbedeutung bei dem Sacrament des Abendmahls, indem der Diakonus dabei den Priester bedient, namentlich das Evangelium liest, der Subdiakonus wieder dem Diakonus zur Hand geht, die heiligen Gefäße reinigt, Brot und Wein herbei bringt u. s. w., und der Akoluthus ferner dem Diakonus und Subdiakonus behilflich ist, ins Besondere die Lichter bei der Messe besorgt und trägt. Endlich das Geschäft des Exorcisten besteht in dem Exorcismus, das des Lectors in dem Vorlesen der Perikopen aus der heil. Schrift, und das des Ostiarius in der Verwahrung der Kirchschlüssel und in Abhaltung Unberechtigter von dem Betreten der Kirche [8]). Die unter-

---

73) Hinsichtlich der mittleren Periode vergl. Bower's Gesch. der röm. Päpste. Th. VI fg. *Pet. de Marca* de concord. Sacerdotii et Imperii. Von Wichtigkeit ist besonders (le Bret) pragmatische Geschichte der Bulle in coena Domini, (Müller's) pragmatische Geschichte des Hildebrandismus, und Planck's bereits oben angeführtes Werk, so wie Carové die allein seligmachende Kirche. Für das vorige Jahrh. Walch's neueste Religionsgeschichte, und für das jetzige: Beiträge zur Geschichte der katholischen Kirche im 19ten Jahrh. übers. von Paulus.

1) *a Riegger* institutiones jurisprud. ecclesiast. Pars I. §. 141. 3) Die hier einschlagenden Stellen der Bibel s. bei *de Schenkl* institutiones juris ecclesiast. ed. *Jos. Schenkl.* §. 26 seq. 3) can. 7. Caus. XII. qu. 1. 4) So z. B. *Eybel* introductio in jus eccles. catholicorum. Tom. I. §. 160. *Gmeiner* institutiones juris ecclesiast. Tom. I. Sect. I. §. 57. 5) Conc. Trident. Sess. XXIII. can. 6. de sacram. ordinis. 6) Conc. Trident. Sess. XXIII. cap. 2. de sacram. ordinis. 7) Conc. Trident. Sess. XXIII. cap. 1. de sacram. ordinis. 8) Über

sten Stufen dieser Hierarchie des Priesterthums pflegt man jedoch meistens nur als Übergangsstufen zu den höheren ordines anzusehen, daher die auf diesen untersten Stufen Stehenden selten die Amtsverrichtungen wirklich ausüben, vielmehr oft mehrerlei solcher Amtsverrichtungen nur von einer einzigen Person, zum Theil auch, wie namentlich die des Ostiarius, von Laien ausgeübt werden. — Die Inhaber der höchsten Stufen der hierarchia ordinis sind zugleich diejenigen, denen kraft göttlicher Ordnung, die Regirung der Kirche anvertraut ist, und sieht man hierauf, so zeigt sich in der katholischen Kirche das zweite Abstufungssystem, welches hierarchia regiminis seu jurisdictionis (wobei man nicht bloß an die kirchliche Gerichtsbarkeit, sondern an eine jurisdictio im weitesten Sinne des Wortes denken muß)[9]) genannt wird. Diese Hierarchie besteht, so weit sie in ihren Abstufungen auf göttliche Vorschrift zurück geführt wird, aus dem Papst, den Bischöfen und Pfarrern. Die Kirche selbst hat aber, und in dieser Hinsicht wird eine bloß menschliche Einrichtung angenommen, nicht nur diesen Hierarchen mehrere Gehilfen hinzu gefügt, sondern auch zwischen den Papst und die Bischöfe, noch die Patriarchen, Primaten und Erzbischöfe eingeschoben, und den Bischöfen noch geringere Prälaten angeschlossen[10]). Der Papst, der erste der Bischöfe und Bischof zu Rom, ist das Oberhaupt der ganzen katholischen Kirche. Nach dem so genannten Papalsystem wird er als unumschränkter Monarch der Kirche angesehen, dem kraft göttlicher Vorschrift die ganze Fülle der Kirchengewalt (plenitudo potestatis), die er jedoch zum Theil den untergeordneten Hierarchen übertragen habe, zustehen soll. Nach dem so genannten Episkopalsystem dagegen wird ihm nur eine beschränkte Gewalt zur Erhaltung der Einheit der Kirche und der Vorrang vor den übrigen Bischöfen eingeräumt, die Regirung der Kirche aber eigentlich in die Hände sämmtlicher Bischöfe, oder der allgemeinen Concilien, gelegt. Gehilfen des Papstes sind mehrere Regirungs- und Justizcollegien, deren Inbegriff man curia romana nennt, und das Kardinalcollegium nebst den Congregationen. Auf den Papst folgen in der hierarchia jurisdictionis die Patriarchen, deren Würde indessen gegenwärtig nur noch ein Titularverhältniß ist, sodann die Primaten, worunter, wenn einem Bischof nicht bloß der Titel eines Primas verliehen ist, der erste Bischof eines States verstanden wird, der bei Nationalconcilien den Vorsitz führt, und sonstige von der Partikularverfassung der katholischen Kirche in einzelnen Ländern abhängige Vorrechte hat. Wichtiger als diese Zwischenstufen sind die weiter abwärts folgenden Stufen der Erzbischöfe oder Metropoliten, welche eine gewisse Kirchengewalt in einer aus mehreren bischöflichen Sprengeln bestehenden Provinz ausüben, und der Bischöfe, welche die Kirche in einer Diöcese verwalten, und denen die Consistorien, Officialaten u. s. w. als Regirungscollegien nach Art der curia romana, und die Domkapitel nach Art des Kardinalcollegiums zur Seite stehen. An die Bischöfe schließen sich geringere Prälaten an, welche entweder über einen in keiner bischöflichen Diöcese liegenden Distrikt eine gewisse Kirchengewalt ausüben (praelati nullius cum jure episcopali vel quasi), oder eine solche Gewalt über eine zwar in einem bischöflichen Sprengel liegende, aber doch von der Gewalt des Bischofs eximirte, Kirche oder ein derartiges Kloster exerciren, wie z. B. Äbte. Die unterste Stufe der hierarchia jurisdictionis nehmen die Pfarrer (parochi) ein, d. h. Priester (presbyteri), denen in einer Parochie das Amt eines Seelsorgers übertragen ist[11]). — Andere christliche Kirchen, als die katholische, haben die Begriffe der Hierarchie und ihrer beiden Arten, der hierarchia ordinis und jurisdictionis, nicht aufgestellt, allein theils haben sie die Sache, theils finden sich wenigstens analoge Verhältnisse bei ihnen. Das Erstere ist bei der griechischen und russischen Kirche der Fall, wo sich eine hierarchia ordinis in der Verschiedenheit der Bischöfe, Priester (sacerdotes), Diakonen, Subdiakonen, Lampadarien, Kantoren und Lectoren nicht verkennen läßt, und die hierarchia jurisdictionis sich von den Patriarchen auf die Metropoliten und Erarchen, dann weiter auf die Bischöfe und endlich auf die Priester verzweigt[12]). Das Letztere ist in den protestantischen Kirchen der Fall, denn wenn sie auch eine Hierarchie, als auf göttlichem Gebot beruhend, nicht anerkennen, da sie die äußeren Verhältnisse der Kirche als menschliche Einrichtungen ansehen, so findet sich doch wenigstens ein Analogon der hierarchia jurisdictionis in der Vertheilung der Kirchenregirung auf den Landesherrn, die Synoden, Consistorien, Superintendenten und Pfarrer, und nur die hierarchia ordinis hat kein ähnliches Verhältniß aufzuweisen, weil die protestantische Kirche nur eine einzige Art der Ordination kennt, ausgenommen die engl. Kirche, welche den Unterschied der Bischöfe, Priester und Diakonen beibehalten hat. (*Ortloff.*)

III. Hierarchie in der morgenländischen Kirche. Die Entwickelung der geistlichen Herrschaft erfolgte in der griechischen so wie in den mit derselben zusammenhängenden oder aus ihr hervorgegangenen orientalischen Kirchen, vor Trennung von der abendländischen ganz auf dieselbe Weise, vermöge derselben Hilfsmittel und in Folge derselben leitenden Ideen, wie im Abendlande. Nur hatte sie dort für die Gestaltung aller Verhältnisse nicht den überaus merkwürdigen und auffallen-

alle diese priesterlichen Functionen vom Bischof bis zum Ostiarius herab verweisen wir überhaupt auf die Ritualbücher der katholischen Kirche, das pontificale romanum, Rituale romanum u. s. w.

9) S. über die verschiedenen kirchenrechtlichen Begriffe der jurisdictio: *de Schenkl* l. c. §. 36. not. **.

10) *a Riegger* l. c. §. 149 — 153. *de Schenkl* l. c. §. 50.

11) Natürlich konnte bei den sämmtlichen oben aufgezählten Stufen der hierarchia jurisdictionis, da es nur auf eine Übersicht dieser Hierarchie ankam, auch nur das Allgemeinste bemerkt werden und das Nähere bleibt den Specialartikeln Papst, Patriarch u. s. w. überlassen.

12) Walter, Lehrbuch des Kirchenrechts. 4te Aufl. §. 29.

den Einfluß, wie hier; auch erhob sie sich niemals und nirgends im Orient bis zu der schwindelnden Höhe, zu welcher die römischen Bischöfe sie zu steigern gewußt hatten. An Lust dazu mochte es einzelnen Patriarchen nicht fehlen; allein die ihnen meistentheils sehr ungünstigen politischen Ereignisse, die Abhängigkeit des mächtigsten und bedeutendsten unter ihnen, des konstantinopolitanischen, von dem kaiserl. Hofe und seinen vielfachen Kabalen, die traurige Unterwürfigkeit unter nichtchristliche Herrscher, die zum Theil sogar fanatische Gegner des Christenthums und Verfolger der Christen waren, der unaufhaltsame Verfall der christlichen Anstalten, eine nothwendige Folge jener veränderten äußern Lage, erstickten jedes Streben der Art im Keime. So bietet denn im Ganzen die Verfassung der morgenländischen Kirche, wie auch die Lehre und der Kultus derselben, seit der Trennung von der abendländischen keine neuen Entwickelungen mehr dar; sie ist auf der zweiten Stufe, der aristokratischen Form, stehen geblieben und nicht bis zur ersten Stufe, oder der monarchischen Form der römischen Kirche vorgedrungen. Die Patriarchen stehen jetzt, wie sonst an der Spitze; der übrige Klerus in seiner mannichfachen Gliederung ist ihnen nach älterer Weise untergeordnet. Hier und da haben sich zwischen den wesentlichen Abtheilungen der Kleriker Mittelglieder gebildet; aber fast nur dieselben, welche auch in der abendländischen Kirche allmälig hervortraten. Die Verfassung selbst aber erlitt dadurch keine bedeutende Veränderung. Höchstens verdient Erwähnung die Einrichtung der Jakobitischen Kirche, dem Patriarchen einen Mafrian (مفريانا) unterzuordnen, welcher die Specialaufsicht über die in Chaldäa und Assyrien wohnenden Jakobiten hatte, in Tagrit residirte und von dessen Zustimmung die Patriarchenwahl abhängig war. (s. die Art. Jakobiten, Mafrian u. Barhebraeus, 1ste Sect. VII, 384. Anmerk. 1.). Wie schon in früherer Zeit der konstantinopolitanische Patriarch die übrigen orientalischen an Ansehen überstrahlte, in sofern diese sehr bald durch die unseligen theologischen Streitigkeiten ohnmächtig wurden, namentlich die Patriarchate zu Antiochien und Alexandrien (das von Jerusalem war immer unbedeutender), er dagegen als Patriarch der Residenz des Kaisers durch seine Verbindung mit dem Hofe vortheilhafter gestellt war, so erfreute er sich auch nach dem Untergange des oströmischen Kaiserthums einer größern und bedeutendern Wirksamkeit. Denn mochte ihn auch des Islams Macht in sklavischer Unterwürfigkeit halten, mochte seine Würde am Hofe des Sultans käuflich, er selber durch Intriguen der Seinigen oder durch Fanatismus der Moslimen mannichfaltigen Mißhandlungen unterworfen seyn, in glücklichern Momenten vermochte er doch für die seiner Leitung anvertrauten Christen wesentliche Vortheile zu erringen und die übrigen dem osmanischen Reiche einverleibten Patriarchate bedienten sich daher seiner Vermittelung und seines Einflusses, wenn sie für sich, für ihre Kirchen oder für eines ihrer geistlichen Kinder irgend etwas durchsetzen wollten. Einen vorzüglichen Glanz erhielt der konstantinopolitanische Stuhl durch die russische Kirche; denn diese war in Folge ihrer Entstehung von demselben abhängig und ihre Metropoliten empfingen vom griechischen Patriarchen zu Konstantinopel die Weihe. Zwar bildete sich in Rußland im J. 1588 unter Mitwirkung desselben ein eignes Patriarchat, was auch die beiden Patriarchen zu Alexandrien und Jerusalem förmlich genehmigten; aber bis zur Mitte des 17ten Jahrh. geschah doch die Ernennung des russischen Patriarchen oder wenigstens seine Bestätigung durch den konstantinopolitanischen. Erst zu der angegebenen Zeit entsagte der letztre diesem seinem Rechte. In der russischen Kirche erlangte der Patriarch sehr bald das größte Ansehen und trat nicht selten mit der Statsgewalt in Conflict. Peter der Große hielt es daher für gerathen, das Patriarchat wieder eingehen zu lassen. Nach dem Tode des Patriarchen Hadrian im J. 1702 ernannte er also zunächst einen Exarchen als Verweser der Stelle, welchen ein Collegium, der heilige Synod, unterstützen sollte und da die mehrjährige Erfahrung die Entbehrlichkeit des Patriarchats außer Zweifel setzte, so erklärte er dieß Collegium für die höchste geistliche Behörde. Diese Einrichtung ist denn auch von seinen Nachfolgern unverändert beibehalten worden. Das Nähere s. unt. d. Art. Russische Kirche.

Die von der katholischen oder rechtgläubigen Kirche des Orients getrennten und zu eignen Kirchen erwachsenen Gemeinden mochten in der Lehre noch so sehr zu differiren selber glauben oder beschuldigt werden, die kirchliche Verfassung blieb von ihnen ganz unangetastet, denn sie war zu sehr mit dem Leben verwachsen, man wähnte die religiöse Bildung in derselben beschlossen und würde etwas Wesentliches zu gefährden gefürchtet haben, wenn davon etwas aufgegeben worden wäre. Darum treffen wir das Patriarchat bei den Monophysiten in Armenien, Syrien und Chaldäa, in Ägypten (die Kopten), Äthiopien und Habesch, so wie bei den Nestorianern in Chaldäa und in Ostindien (Thomaschristen). Hierin zeigt sich ein wesentlicher Unterschied zwischen dem aus der griechisch-katholischen Kirche herausgetretenen morgenländischen Kirchen und der aus dem Schoße der lateinisch-katholischen hervorgegangenen protestantischen. Dort erfolgte die Trennung meist um geringfügiger Äußerlichkeiten willen, über deren Werth man von beiden Seiten in Befangenheit schwebte, oder wegen spitzfindiger Bestimmungen von Lehrpunkten, welche in den heiligen Schriften des N. T. nicht vorhanden waren oder nur aus dunkeln und bildlichen Ausdrücken desselben herausgepreßt werden konnten; hier aber ging die Differenz tiefer in die Lehre und darum auch in die Verfassung. Denn es konnte dem Scharfblicke der Reformatoren der gewaltige Einfluß nicht unbekannt seyn, welchen die kirchliche Verfassung bald nach Entstehung des Christenthums auf die Lehre geübt hat und wie gerade sie die Stütze und Trägerinn der Lehrmeinungen geworden, welche man vorzugsweise zu entfernen oder doch wenigstens auf ihren einfachern Gehalt zurück zu führen für Pflicht erachtete. (*A. G. Hoffmann.*)

B. Hierarchie bei den Nichtchristen.

Nimmt man das Wort Hier. in dem Sinne, daß es den Verband der Priester einer Religionsgesellschaft und die unter ihnen Statt findende Reihenfolge bezeichnet, so wird sich wohl kein nur irgend ausgebildetes Religionssystem auffinden lassen, welchem sich nicht eine Hierarchie zuschreiben ließe; denn wo eine äußere Verbindung zur Verehrung des Göttlichen hervortrat, da entstand auch Kultus und Priesterschaft und in dieser eine gewisse Folge und Unterordnung. Hierüber vergl. man also Priester und die den einzelnen Religionssystemen und den Völkern, unter denen sie zur Ausbildung kamen, gewidmeten Artikel. Dasselbe gilt von der H., wenn darunter die Regirungsform eines religiösen Vereins durch sich selbst verstanden wird, denn eine solche kann und darf einer geregelten Religionsgemeinheit eben so wenig, als einem wohlgeordneten State oder politischen Vereine fehlen. Was also darüber im Allgemeinen zu bemerken ist, s. unter den Art. Kirche u. Religionsgesellschaft (vergl. auch Hierokratie); über die einzelnen Modificationen aber verbreiten sich abermals alle diejenigen Specialartikel, in welchen die mannichfachen Religionen charakterisirt und die Völker, welche sie bekennen, nach allen Seiten hin geschildert werden. Es bleibt demnach nur übrig, die H. oder geistliche Herrschaft bei den Nichtchristen, in der Gestalt zu beleuchten, nach welcher sie von dem State Unabhängigkeit behauptet, ja wohl sogar seine Zwecke den ihrigen unterzuordnen gewußt hat.

Blicken wir zunächst auf die Hebräer und die kirchlich-politischen Verhältnisse derselben, wie sie im A. T. sich darstellen, so liegt am Tage, daß man in der eigenthümlichen Form des hebräischen States nicht mit Unrecht das Urbild der christlichen Hierarchie hat nachweisen wollen *). Identität beider Verfassungen muß dagegen schlechthin geläugnet werden; die christlichen Hierarchen trugen nur die hebräischen Einrichtungen mit den erforderlichen Modificationen auf die von ihnen geleitete Religionsgesellschaft über und achteten nicht darauf, daß die Lage eines einzelnen abgesonderten, noch dazu kleinen Volkes und ihrer aus der buntesten Menge von Nationen gesammelten Christengemeinde wesentlich verschieden, daß die im A. T. auftretende Gestalt der Verfassung für eine andre Zeit, für ein Volk im Zustande politischer Kindheit berechnet war. Weiter ausgeführt ist dieß im Abschnitte A. dies. Art. und zwar unter Nro. 1. Durch Parallelisirung der christlichen Hierarchie mit der politisch-religiösen Regirungsform des hebräischen Volkes ist man hier und da zu dem Irrthume verleitet worden, als hätten die Hebräer unter dem Druck einer hierarchischen Macht geschmachtet, welche wie an Consequenz, so an Härte und Unmenschlichkeit ihres Gleichen nicht gefunden **). Eine bloße Priesterherrschaft ist den Hebräern unbekannt; da aber nach ihrem Glauben der allgemeine Weltengott Jehova das eigentliche Oberhaupt des Stats war, mußten die Personen, deren er sich zur Bekanntmachung seines Willens bediente, natürlich großes Ansehen gewinnen und ungemeine Auctorität genießen. Dieß war aber nicht etwa ausschließlich dasjenige Personal, welches den Kultus versahe, sondern jeder Gottbegeisterte, er mochte sonst einem Stande angehören, welchem er wollte, theilte dieses Ansehen und diese Auctorität. Soll also die hebräische Verfassung genauer bezeichnet werden, so wird man sie nicht hierarchisch, sondern theokratisch nennen müssen; denn es gab hier keine gewöhnliche geistliche Herrschaft, sondern eine stellvertretende Macht für den unsichtbaren Regenten, und in dem Besitze derselben war nicht ein Einzelner, etwa der Hoheprieſter, auch nicht einmal die ganze Priesterkaste, sondern Priester und Propheten und zur Zeit der Monarchie der Gesalbte Jehova's, d. i. der König. Allerdings mögen die Priester nicht selten auf die Angelegenheiten einen gewaltigen Einfluß geübt haben und vielleicht noch mehr das Prophetenthum — man sieht dieß aus mehreren Berichten des A. T. — allein es hing dieß doch immer von den äußern Umständen, namentlich auch von der gerade Statt findenden Verfassung, und während der Monarchie von der Persönlichkeit der jedesmaligen Regenten ab. Vgl. den Art. Hebräer, 2e Sect. III, 324 ff.; ausführlicher verbreitet sich über den Gegenstand der Art. Theokratie.

Den Moslimen läßt sich, wenn man die Grundverfassung der einzelnen Staten, die ihnen angehören, genauer ins Auge faßt, eine Hierarchie beilegen. Denn die unmittelbaren Nachfolger Muhammeds, die Khalifen, vereinigten eben so, wie der Stifter des Islams, die höchste Gewalt in religiösen und politischen Angelegenheiten in ihrer Person. Der Khalif war nicht bloß Beherrscher der Gläubigen (Emir elmumenim), sondern auch Imam und hatte daher gewisse geistliche Funktionen selber zu versehen; er begann das öffentliche Gebet am Freitage in der Hauptmoschee, hielt das Khutbe (s. d. Art.), wofür jedoch später ein Khatib angestellt wurde, und hatte die Schar der Pilgrime in eigner Person zur heiligen Stadt zu führen (s. d. Art. Hadsch, 2e Sect. 2r Bd. S. 364). Nachdem die politische Bedeutung des Khalifats verloren gegangen war, erhielt sich dennoch das geistliche Ansehen desselben und wurde von den mächtigen Sultanen bei Verfolgung ihrer Zwecke weislich benutzt, um sich und ihren Maßregeln den Beifall des Volkes dadurch zu sichern. Vgl. d. Art. Khalif. Die Abbassiden nannten sich auch Imam el Moslimin, und dieser Titel ist in der spätern gesetzlichen Sprache zur Bezeichnung der geistlichen Macht der Herrscher beibehalten worden, da das vollkommene Khalifat sich nur auf die 4 ersten der Khalifen erstreckt. Die osmanischen Sultane führen den Titel Imam ebenfalls, und haben also auch, was dieser Name andeuten soll, die höchste Gewalt in religiösen Dingen (s. d. Art. Imam). Das Imamat ging durch feierliche Entsagung des letzten abbassidischen Khalifen Mohammed XII. und durch die darauf erfolgende Huldigung des Scherifs von Mekka auf den osmanischen Sultan Selim I. und durch diesen auf seine Nachkommen über. Durchgängig ist in den mosli-

*) So noch neuerdings Leo in seinen Vorlesungen über die Gesch. des jüd. Stats S. 4 ff. **) Leo a. a. O.

miſchen Staten das Politiſche dem Religiöſen untergeordnet. Mehr darüber ſ. unt. d. Art. Islam u. Moslimen.

Auch des Ethnicismus unzählige Formen und Verzweigungen ſind mehr oder weniger hierarchiſch befunden worden, vorzüglich aber hat man den Prieſtern gewiſſer Nationen und Religionsparteien eine Hierarchie zugeſchrieben, als den Ägyptiern, Indiern, Lamaiten u. ſ. w. Es ſind darüber die den einzelnen Nationen und Religionsparteien gewidmeten Specialartikel nachzuſehen.

Das Urtheil über Hierarchie iſt in der Regel tadelnd, weil ſie nicht, wie ſie ſeyn ſollte, eine Herrſchaft des Heiligen, ſondern der für heilig gehaltenen Prieſterſchaft iſt und dieſe nur zu leicht um äußerer Vortheile willen die freie Entwickelung des Geiſtes hemmt und wohl gar die weltliche Macht zu ihren egoiſtiſchen Zwecken mißbraucht. Daher ſpricht man von hierarchiſchem Geiſte, hierarchiſchen Beſtrebungen, hierarchiſchem Despotismus, hierarchiſchem Syſteme überall als von gefährlichen, Licht und Wahrheit bald offen, bald verſteckt befehdenden Ungeheuern, welche mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müßten. Die mannichfaltigen Nachtheile, welche die Prieſterherrſchaft der Menſchheit gebracht haben, ſind groß und bedeutend, aber es iſt doch auch nicht zu läugnen, daß ſie unter manchen Nationen und gewiſſen Verhältniſſen, ſelbſt in der chriſtlichen Kirche vortheilhaft gewirkt hat. Namentlich gilt dieß von Zeiten, wo der Menſch noch zu ſehr in Rohheit verſunken iſt, wo ſeine geiſtige Entwickelung noch zu keiner Selbſtſtändigkeit gelangen kann und die ungebändigte Kraft keinen andern Herrn anerkennt, als den eignen ſtarren Willen. Was ſoll da das Gegengewicht geben gegen die ungezügelte Willkür und Gewalt? Was ſoll da binden die vereinzelten Kräfte, welche einander aufzureiben drohen, wenn es nicht die geheimnißvolle Macht des Heiligen oder doch wenigſtens des für heilig Gehaltenen thut? So gab die Hierarchie, wo ſie in Tagen der Unwiſſenheit und Rohheit ihren Einfluß äußerte, einen Vereinigungspunkt der Völker, ſchlichtete nicht ſelten die Streitigkeiten kampfluſtiger Machthaber, erſtickte auf dieſem Wege manchen verderblichen Krieg, half dem politiſchen Despotismus ſteuern, die übermüthige und in Wildheit ausartende Kraft bändigen und die ſinnlichen und rohen Gemüther vermenſchlichen. Wo ſie dieſe Wege einſchlug, da erſchien ſie als Wohlthäterinn, als ein wahrer Segen des Landes. Allein nur zu oft verirrte ſie ſich von dieſer Bahn; da ihre Macht in der öffentlichen Meinung, als ihrer eigentlichen Wurzel, ruhete, ſo lag den Hierarchen die Verführung zu nahe, die Anſichten des Volkes zu ihren Gunſten zu leiten, als daß ſie nicht jede Gelegenheit dazu hätten begierig ergreifen und benutzen ſollen. Zu Unterdrückern der Geiſtesfreiheit würdigten ſich ſonach herab, die, welche Bildung zu fördern berufen waren; die Hierarchie iſt auch die Mutter der Cenſur, der Inquiſition, der Ketzergerichte u. ſ. w., weil ſolche Anſtalten alle ihrer Feſtigkeit verderblichen Neuerungen abzuwehren vorzüglich geeignet waren. Wegen der Leidenſchaftlichkeit und Hitze, womit ſie ihren ſelbſtſüchtigen Zwecken nachjagt, hat man ſie auch wohl Hierarchomanie genannt.

An den gewöhnlichen Gebrauch des Wortes Hierarchie, in der Bedeutung: Stufenfolge der geiſtlichen Würden, ſchließt ſich ein andrer nicht eben zu billigender, wornach es mit völliger Aufgebung der Grundbedeutung zuweilen auch von der Rangordnung ſolcher Ämter und Stände in Anwendung kommt, welche mit dem Heiligen nichts zu thun haben, auch nicht eben in dem Rufe der Heiligkeit ſtehen; ſo erklären ſich Verbindungen der Art, wie politiſche Hierarchie, militäriſche Hierarchie. Wenn dagegen chriſtliche Schriftſteller, mit einer bekannten dem Dionyſius Areopagita beigelegten Schrift, von einer himmliſchen Hierarchie reden, worunter die Klaſſifikation der Engel zu verſtehen iſt, und die Scholaſtiker gar von einer überhimmliſchen (Hierarchia supracaelestis), womit ſie die heilige Trinität bezeichnen wollen, ſo bleibt der Begriff der Grundbedeutung getreu, und wird nur auf einen Kreis von Weſen bezogen, denen der Name heilig in einem vorzüglichern Grade, oder, wie im letzten Falle, allein zukommt. (*A. G. Hoffmann.*)

Hierarchie (himmliſche), Hierarchia caelestis, ſ. den vorh. Art., Engel, Dionysius Areopagita.

Hierarchie (irdiſche, kirchliche, menſchliche) in der kirchlichen Sprache Hierarchia subcaelestis, ſ. d. Art. Hierarchie (bei den Chriſten).

Hierarchie (überhimmliſche), Hierarchia supracaelestis, ſ. Trinität.

Hierarchiſcher Körper, ſ. den vorhergehenden Art. Hierarchie (im kirchenrechtl. Sinne) und Klerus.

HIERAS wird von Plinius (Hist. Nat. V, 43.) als derjenige Gränzfluß angeführt, der Bithynien und Galatien ſcheidet. Es muß daher einer von den Flüſſen verſtanden ſeyn, die von den Gebirgshöhen, welche nördlich Galatien einſchließen, entſpringen und ſich in den Sangarius ergießen. (*Kanngiesser.*)

HIERASOS (*Ἱέρασος*) wird von Ptolemäus als ein Fluß Daciens erwähnt, welcher auf den Karpathen entſpringt und die Oſtgränze von Dacien bildete. Es iſt der heutige Pruth. Man findet auch Geraſos (*Γέρασος*) und Gerazus. (*R.*)

HIERASYKAMINOS (*Ἱερὰ συκάμινος*), HIERA SYCAMINUS, Hierasycamina, eine ägyptiſche Stadt in Thebais und zwar in der Landſchaft Dodekaſchoinos am weſtlichen Ufer des Nil; Plinius (Hist. Nat. VI, 35. ed. Bip., al. 29.) ſetzt ſie 54 röm. Meilen ſüdlich von Syene, das Itin. Anton. 4 röm. Meilen ſüdlich von Korte in dem heutigen Wadi Meharreka. (*R.*)

Hiera Syke, ſ. Eleusis.

HIERATEMIS oder HIERATEMIS, ein Küſtenfluß der Landſchaft Perſis, welcher in den perſiſchen Meerbuſen mündet; man hält ihn für den heutigen Dekian oder Kierazim. (*R.*)

HIERATIS, eine Stadt in der Landſchaft Perſis am perſiſchen Meerbuſen, in der Nähe der Mündung des Hieratemis (Arrian. Ind. 38.) (*R.*)

Hieratische Schrift, s. am Ende des Buchstaben H.
Hieratisches Papier, s. Papier.

HIERATSAEE (die), ein Fluß der Insel Island auf der Ostküste. (*R.*)

HIERAULES, heiliger Flötenspieler, heißt einer der 9 niedern Priester bei den Eleusinien (s. d. Art.) (*R.*)

HIERAX hieß nach Ptolemäos eine in der unterägyptischen Landschaft Mareotis, in der Nähe von Almyrá auf der Westseite des Lacus Mareotis gelegene Stadt. (*R.*)

HIERAX, 1) ein frommer Mann unter den Myriandrinern [1]) in Bithynien auf der Küste des Pontos Euxinos, bauete der Demeter einen Tempel, und ward von ihr mit Feldfrüchten reichlich gesegnet. Hilfreich bot er seine Getreidefrüchte den Teukrern (Troianern), welche ihrem Nationalgott Poseidon nicht zur rechten Zeit, *κατὰ χρόνον*, ihre Opfer gebracht hatten, und für diese Verachtung mit Mißwachs von ihm bestraft worden waren. Der darüber erzürnte Gott verwandelte ihn in einen Vogel, den man Hierax nennt. So verschwand der Mann [2]). Wahrscheinlich ist das Ganze eine Erinnerung aus alter Zeit, wo auf den Küsten des Pontos der Dienst des Poseidon, von handelnden Phönikiern dahin verpflanzt, mit dem eindringenden Demeterkultus zu kämpfen hatte. Diesem Mythos ähnlich ist der des Dädalion bei Ovidius [3]). (*Schincke.*)

2) ein Unbekannter, welcher dem Wächter der in eine Kuh von Here verwandelten Jo, dem Argus (Panoptes. vieläugig), verrieth, daß ihm Hermes diese stehlen wolle [4]), und ihn jedes Mal erinnerte, wenn sich Hermes näherte [5]). Vgl. die Artikel Argos (1ste Sect. 5r Bd. S. 225.), Here und Hermes (2te Sect. VI, 176 u. 332) und Io. Ovidius [6]) wendet den Mythos so, daß Here's Lieblingsvogel, dem Pfau, wunderbarer Ursprung zu Theil wird; nach Maßgabe der Deutungen des Mythos fällt auch die Ansicht von diesem Hierax verschieden aus. Heyne faßt H. als Personennamen [7]). Das Alterthum legt gern in die Namen Andeutung dessen, was der ihn Tragende vollbringt; Hierax, also der Falke oder Sperber, achtet sorgfältig auf Alles, was vorgeht, und hat darum ein scharfes Gesicht. (*Schincke.*)

3) ein alter berühmter Flötenspieler der Griechen aus Kleinasien, wahrscheinlich aus Phrygien; wenigstens war er ein Schüler und Liebling des berühmten Olympos, welcher wiederum ein Freund und Schüler des im Alterthum vielgenannten und selbst in ihrer Mythologie wichtigen Marsyas [8]) war. Er starb schon in der Blühte seiner Jahre, hatte sich aber dem dankbaren Alterthume durch eine von ihm erfundene Melodie lieb gemacht, welche seinen Namen führte. An den Sthenien [9]), wenn die Mädchen in einem Agon in den Tempel der Here Blumen trugen, wurde sie auf der Flöte geblasen [10]), und darnach getanzt [11]). Gerber [12]) empfiehlt zum Nachlesen über Hierax an: *Beyerlinck* theatr. Art. Fidicines, was zu berichtigen ist *Beierlinck* magnum theatrum vitae humanae (Lugd. 1656. 8 Bde. fol.) unt. d. Hauptart. Musica u. zwar Tibicines, choraulae p. 800, wo es heißt: „qui etiam ab aese leges et dederit et nominarit.“ (*G. W. Fink* und *Schincke.*)

HIERAX oder HIERAKAS, geb. zu Leontopolis in Ägypten, lebte in seinem Vaterlande bis zum Ende des 3ten oder Anfang des 4ten Jahrh., führte ein bewundernswürdig strenges asketisches Leben, gewann dadurch unter den ägyptischen Asketen und Mönchen großen Anhang, und war, wie sein Gegner Epiphanius [1]) dieß Alles offen berichtet, ein vielseitig gelehrter und gebildeter Mann, nicht bloß ein gründlicher Kenner der griechischen und ägyptischen Sprache und Gelehrsamkeit, sondern auch ein geschickter Erklärer des A. u. N. T., die er fast auswendig gewußt haben soll. Er hatte selbst Commentarien über die heilige Schrift, eine Erklärung der Schöpfungsgeschichte geschrieben, und mehrere Lieder gedichtet; außerdem soll er sich als Schönschreiber bis an seinen Tod (und er wurde über 90 Jahr alt) mit Abschreiben von Büchern beschäftiget haben. Man sieht aus dem Allen, daß H. eine gelehrte Bildung erhalten haben mußte, ohne Zweifel in Alexandrien, was eben so, wie seine eifrige Beschäftigung mit der Erklärung der heiligen Schriften, die er allegorisch auslegte, und einige seiner besondern Lehren, wahrscheinlich macht, daß er, wo nicht Schüler, doch ein Anhänger der Grundsätze des Origenes war [2]). Schon die Kirchenväter (Epiphanius a. a. O. und Augustin [3])) nennen ihn als Stifter einer besonderen ketzerischen Partei, der Hieraciten; gewiß aber mit Unrecht. Hierax erhielt durch sein streng asketisches Leben (er aß nie Gemüße oder Fleisch, trank keinen Wein) Anhänger und Verehrer unter den vielen Asketen, welche damals in Ägypten sich einem enthaltsamen Leben gewidmet hatten. Er stiftete einen Verein solcher, die darin seiner Ansicht waren, und ertheilte ihnen wahrscheinlich zugleich wissenschaftlichen Unterricht; in diesen Verein konnte natürlich kein Verheiratheter aufgenommen werden, also nur Jungfrauen und Witwen, und solche Mannspersonen, welche sich dem einsamen (*μονάζοντες*) oder dem enthaltsamen Leben (*ἐγκρατεῖς*) ergeben hatten. Dieser Verein von Asketen nach der Regel des Hierax erhielt sich längere Zeit; nur waren

---

1) *Xenoph.* Anabas. V, 10. 1. u. dazu Krüger. S. 318. 2) Einzige Quelle des Mythos ist *Antonin. Liberal.* III. ed. *Teucher* p. 21. 3) Metam. XI, 340 ff. 4) *Apollodor.* II, 1. 4. 5) *μηνύοντος Ἱέρακος.* Ex his verbis intelligas, eum, quoties Mercurius accederet ad vaccam subducendam, Argum monuisse. *Heyne* ad *Apollodor.* l. l. p. 102. 6) Metam. I, 624 ff. 7) Ad *Apollodor.* l. l. De Hierace aliunde non constat, adeoque nec dijudicare licet, sitne accipitris nomen hoc an viri: hoc tamen verisimilius. 8) *Apollodor.* I, 4. 2.

9) *Hesych.* s. v. *Σθην.* 10) *Plutarch.* Mus. 26. *Pollux* IV, 10, 79. 11) *Müller* Dorier Bd. II. S. 338. 12) Lexik. der Tonkünstler unt. d. W.

1) Adv. haeret. I. p. 710. 712. ed. *Petav.* 2) Epiphanius, der die ausführlichste Nachricht über ihn ertheilt, vermuthet dieß selbst a. a. O.: *οἶμαι ὅτι περὶ ἀναστάσεως τεχθὲν — ἀπὸ Ἠριγένους τὰς προφάσεις εἰληφώς* etc. Vielleicht war diese Anhänglichkeit an Origenes ein Hauptgrund, warum Hierax und seine Anhänger eine Stelle im Ketzerverzeichniße erhielten. 3) De haeres. cap. 67.: Hieracitae, quorum auctor Hieracha nuncupatur.

spätere Mitglieder weniger streng in der Beobachtung seiner Regel [4]). Eine besondere ketzerische Partei, d. h. eine Partei, welche sich wegen irriger Lehrmeinungen von der rechtgläubigen Kirche getrennt haben, oder von derselben ausgeschlossen worden seyn sollte, hatte Hierax nicht gestiftet. Alle Irrthümer, welche Epiphanius ihnen beilegt, sind aus den Schriften des Hierax gezogen [5]), gewiß also nie Eigenthum der nur nach seiner asketischen Regel so genannten Hieraciten geworden. Hierax selbst darf nicht als ein eigentlicher Ketzer im Sinne seiner Zeit angesehen werden; es ging ihm wie seinem Zeitgenossen Origenes, dessen rein wissenschaftlich dogmatische Ansichten auch in späterer Zeit erst als besondere Ketzerei dargestellt und aus seinen Schriften zusammen gesucht wurden. Hierax hatte in seinen Commentarien über die heilige Schrift, theils aus Hinneigung zur allegorischen Interpretation, theils zur Empfehlung des asketischen Lebens, einige Ansichten aufgestellt, in denen man, unter den angegebenen beiden Voraussetzungen, seinen Scharfsinn nicht verkennen kann. Augustin und Epiphanius haben uns den zuverlässigsten Bericht über dieselben ertheilt; spätere Nachrichten bei Photius, Johannes Damascenus u. A. sind entweder aus diesen genommen oder zu sehr entstellt, als daß sie einige Berücksichtigung verdienen sollten. Rücksichtlich seiner asketischen Grundsätze suchte H. aus der Vergleichung des A. u. N. T., so wie aus einzelnen Stellen des letzteren (z. B. Hebr. 12, 14. 1 Kor. 7, 34), zu beweisen, daß die Erscheinung des Gottessohnes nur bezweckt haben könne, die Menschen zu größerer Heiligkeit und Enthaltsamkeit des Lebens zu bringen, und ihnen durch sein Beispiel hierin Muster zu werden, sie auf diese Weise zum wahren Leben zu führen: denn daß die Menschen Gott fürchten, nicht neidisch, habsüchtig, ungerecht seyn sollen, lehrt schon, sagte Hierax, das A. T.; eben so ist in ihm das Heirathen frei gegeben worden, seit der Erscheinung Christi aber muß man das ehelose Leben ergreifen, um des Himmelreichs würdig zu werden [6]). Es folgt jedoch hieraus nicht, daß H. den Ehestand geradehin verworfen habe; er sah nur das ehelose Leben als den im N. T. vorgeschlagenen näheren und sichreren Weg zum Himmelreiche an. Und dieß darf ihm nicht als ketzerischer Irrthum aufgebürdet werden, da er allen Asketen gemein war. Ferner lehrte er, daß die Kinder, welche vor der Kenntniß (des Christenthums) stürben, nicht der erwarteten Seligkeit theilhaft werden, nicht ins Himmelreich kommen könnten: denn sie hätten noch nicht gekämpft, und wer nicht gekämpft habe, werde nicht gekrönt [7]). Die Richtigkeit dieser Behauptung würde noch einleuchtender werden, wenn wir den Zusammenhang der Gedanken wüßten, in welchem er sie aufgestellt haben mochte. Ihm, als Asketen, war das Ziel des irdischen Lebens, durch Kampf mit den Begierden, durch enthaltsames, heiliges Leben sich der Krone des Himmelreichs würdig zu machen; unmöglich, schloß er, kann daher ein Kind, das weder einen Begriff vom Himmelreich hat (*πρὸ γνώσεως* sagt Epiph.), noch durch Kampf dessen würdig geworden ist, das Himmelreich, so wie es stirbt, ererben. Übrigens ist hierin durchaus nichts Ketzerisches enthalten: denn es wird nicht gesagt, daß er den Kindern für die Ewigkeit die Erlangung der Seligkeit abgesprochen habe. Andere angebliche Irrthümer, welche ihm Schuld gegeben werden, beruhen oft mehr auf Mißverständniß seiner allegorischen Erklärungen. So soll er wegen Röm. 8, 26. Hebr. 7, 3 behauptet haben, der heilige Geist sei Melchisedek, der dem Abraham entgegen gekommen sei u. s. w.; Hierax allegorisirte aber nur die Erzählung vom Melchisedek, und deutete sie von Christus (Hebr. 7, 3) und dem heiligen Geiste (Röm. 8, 26). Aus gleichem Grunde behauptete er, das Paradies sei nicht sinnlich (*αἰσθητόν*); bekanntlich deutete schon Origenes jene mosaische Erzählung allegorisch, und Epiphanius vergißt nicht daran zu erinnern (*ὥσπερ ὑμῖλει καὶ Ὠριγένης*). In gleichem Geiste läugnete er eine Auferstehung des Fleisches, oder eine Fortdauer des Körpers, sei es, nach dem Tode oder, nach dem kirchlichen Glauben, am Tage des Gerichts; er bezog nämlich die Auferstehung nur auf die Fortdauer der Sele nach dem Tode, und legte ihr dann ein geistiges Fortleben bei [8]). Man kann hierin eine vernünftigere Forschung nicht verkennen, und es ist zu bedauern, schon wegen dieser Lehre, daß seine Schriften verloren gegangen sind. Endlich wird ihm anderwärts [9]) Schuld gegeben, er habe gelehrt, der Sohn sei vom Vater, wie eine Lampe, die an einer anderen angezündet wird, oder die in zwei Theile getheilt ist. Da aber Epiphanius a. a. O. als Lehre des Hierax erwähnt, der Sohn sei wirklich vom Vater gezeugt und der heilige Geist gehe vom Vater aus, so vermuthete man, Arius habe von einem andern Hierax gesprochen [10]). Allein ohne hinreichenden Grund: Hierax dachte sich das Verhältniß der drei göttlichen Personen gewiß noch nicht im Sinne des Athanasius oder der nicänischen Synode, und so kann er von einem Gezeugtwerden des Sohnes vom Vater, von einem Ausgehen des heiligen Geistes sprechen, und dennoch dabei sich jenes Vergleichs bedienen, um die Art und Weise des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn begreiflicher zu

4) Dieß ist das zuverlässige Resultat der beiden Stellen des Epiphanius a. a. O. §. 3.: *ὁ δὲ Ἱέραξ αὐτὸς τῷ μὲν ὄντι πολλὴν εἶχε τὴν ἄσκησιν· οἱ δὲ μετ' αὐτὸν αὐτοῦ μαθηταὶ καθ' ὑπόκρισιν*, und §. 2.: *οὐδεὶς δὲ μετ' αὐτὸν συνήγαται, ἀλλὰ εἷς εἷς παρθένος ἢ μονάζων ἢ ἐγκρατὴς ἢ χήρα.* 5) *Epiph.* l. l. §. 1.: *αὐτὸς μὲν παλαιὰν καὶ καινὴν διαθήκην σαφῶς ἀποστηθίζων, καὶ εἰς αὐτὰ ἐξηγησάμενος· ἰδογμάτισε παρ' ἑαυτῷ ἀπὸ κενοφωνίας ἑαυτοῦ ὅπερ αὐτῷ ἔδοξε καὶ ὑπεκρίθην αὐτῷ.* 6) *Epiphan.* l. l. §. 1. Vgl. *Mosheim.* de rebus Christian. ante Const. M. p. 907 sq. 7) Ib. §. 2. *Augustin.* l. l.: ad regnum coelorum non pertinere parvulos dicunt, quia non sunt illis ulla merita certaminis quo vitia superentur. 8) *Epiphan.* l. l. §. 2.: *οὐδὲ νεκρῶν ἀνάστασιν τὴν διὰ σαρκὸς ἀλλ' ἀνάστασιν μὲν νεκρῶν λέγει, ἀνάστασιν δὲ τὴν τῶν ψυχῶν καὶ πνευματικήν τινα φάσκων μυθολογῆσαι. Augustin.* l. l.: negant resurrectionem carnis. 9) *Epiphan.* haer. 69. p. 758. in einem Briefe des Arius. *Athanas.* de duabus synodis. Tom. I. P. II. p. 728. *Hilarius* de Trinitate lib. VI. §. 5. 10) *Mosheim.* de rebus Christ. p. 906. Walchs Ketzergesch. I. S. 822.

machen. Daß Hierax nicht für einen Manichäer gehalten werden könne, wofür er öfters ausgegeben wurde, bedarf keines weiteren Beweises. (*Lobegott Lange.*)

HIERAX (Aves), eine von *Vigors* im Zoological Journal N. VII. Oct. 1825, in der Familie Falconidae und der Unterfamilie Falconina aufgestellte Gattung, welche *Boie* (Isis 1826. 2.) nicht angenommen hat, die auch bis jetzt nicht näher charakterisirt ist, aber nach Cuvier's Angabe auf Falco coerulescens begründet ist. — Bei Herodot findet sich dieser Name als Bezeichnung der edleren, am meisten zur Jagd gebrauchten Falken, welche jetzt in der Gattung Hierofalco stehen. (*D. Thon.*)

Der Hierax (Habicht, Falke oder Sperber) war den Ägyptiern einer der heiligsten Vögel, den daher Niemand weder vorsätzlich noch unvorsätzlich tödten durfte, ohne sich der Todesstrafe auszusetzen *). Es war ein so genanntes Tempelthier, welches als Symbol des weiblichen Naturprincips verehrt wurde **), weil man glaubte, diese Thierart habe kein Männchen unter sich ***). (*Schincke.*)

Hieraxiten, s. Hierax (Hierakas).

HIERBAS, ein Neffe des bekannten numidischen Königs Jugurtha, verjagte den Hiempsal, Juba's I. Vater, welchem jedoch Pompejus seine Besitzungen wieder verschaffte. S. Hiempsal u. Pompejus. (*R.*)

HIEREIA (*Ἱέρεια*), d. i. Priesterinn, 1) Name der Mutter eines riesenhaften Sohnes, welchen der Mythos namenlos läßt, aber zum Vater des Ischenos macht †). S. d. Art. (*Schincke.*)

2) Beiname der Artemis oder Diana. Pausanias VIII, 44. (*R.*)

Hieren (die), hierische Inseln, Hieres, Isles d'Hieres, s. Hyeren.

Hieres, s. Hyeren u. Hyeres.

HIEREUM, Flecken in Thrakien, an der Propontis, zwischen Heraklea oder Perinthus und Resistus oder Bisanthe, nach der Peutinger. Taf. vom erstern Orte 16 Mill. entfernt. Das Itiner. Hierosol. hat in demselben Abstande Area. Ptolemäus setzt in die nämliche Gegend die Mündung des kleinen Flusses Arzus. Jetzt liegt daselbst der türkische Flecken Kara-Uli. (*Rumy.*)

Hiereus, s. Priester.

HIERGES, alte Burg des französischen Ardennendepartements, Bezirk von Rocroy, hoch über der Maas, auf ihrem rechten Ufer, eine Stunde von Charlemont gelegen, war das Stammhaus berühmter Freiherren, aus denen Manasses, Herberts von Hierges und der Gräfinn Odina von Rhetel Sohn, als Connetable und unumschränkter Gebieter des Königreichs Jerusalem, während der Regirung der Königinn Melusina und der Minderjährigkeit König Balduins III., bei dessen Thronbesteigung er jedoch den Abschied erhielt, vorkommt. Historisch merkwürdiger aber, als diese Freiherren von Hierges, ist ein Prozeß, der Anfangs des 16ten Jahrh. um ihre Baronie zwischen Karl von Croy, dem ersten Fürsten von Chimay und dem Baron von Aimeries, aus dem Hause Rollin, vor den Mannen des Herzogthums Bouillon (Hierges war von uralten Zeiten her eine der vier Pairien des Herzogthums Bouillon) geführt wurde. Der Fürst von Chimay, dessen Vater sich schon im Besitze von Hierges befunden hatte, erhielt ein obsiegliches Urtheil, gegen welches, als von dem obersten Gerichtshofe eines souveränen Fürstenthums erlassen, keine Appellation Statt finden konnte; allein der von Aimeries hatte dem jungen Kaiser,, Behufs des Wahlgeschäftes und der Unterhandlungen mit den Kurfürsten, unter der Bürgschaft Philipps II. von Croy, große Summen vorgeschossen: diese forderte er von dem Bürgen zurück, oder eine kräftige Verwendung bei Philipps Oheim, bei Wilhelm von Croy, dem Herrn von Chievres, der den Kaiser gänzlich beherrschte, damit dieser den Rechtshandel um Hierges an seine Gerichte ziehe. Philipp, der nicht bezahlen konnte, machte seinen Einfluß auf den Herrn von Chievres geltend, und brachte es dahin, daß der Fürst von Chimay und seine Geschwister vor den Kanzler von Brabant geladen wurden, um eine neue Eingabe des von Aimeries zu beantworten, auch der Entscheidung, ob das Urtheil der Mannen von Bouillon zu Recht bestehen könne, beizuwohnen. Eine solche Zumuthung schien ihnen ungereimt, sie wendeten sich an den Herzog von Bouillon, an Robert von der Mark, als ihren obersten Lehnsherren, damit er sie vertrete; Robert versuchte, den Kaiser von seinem ungerechten Beginnen abzubringen, und da er dieses unmöglich fand, so ließ er, aufgemuntert durch den König von Frankreich, dem Kaiser auf dem Reichstage zu Worms durch einen Herold den Krieg verkündigen, zum Erstaunen und Gelächter der versammelten Fürsten, die wahrscheinlich nicht wußten, daß der nämliche Robert vor wenigen Jahren, 1518 zu St. Trond, mit dem nämlichen Monarchen, den er jetzt bekriegen wollte, ein Schutz- und Freundschaftsbündniß geschlossen hatte, daß er also auch allerdings befugt, ihm Fehde zu bieten. Übrigens wurde, wie Jedermann weiß, durch diese Fehde der erste Krieg zwischen Karl V. und Franz I., dem so viele folgen sollten, herbei geführt. Spätere Besitzer von Hierges waren die Berlaymont, die Grafen von Egmont, und, als dieser Erben, die Herzoge von Aremberg; durch den Gränzberichtigungsvertrag vom 24. Mai 1772 und die Articles ultérieurs vom 9. Decbr. 1773 kam das Schloß Hierges selbst, mit den dazu gehörigen Dörfern Ham, Auberius, Chooz und Foische, unter französische Hoheit, die andern fünf Dörfer aber der Baronie blieben bei der lüttich'schen Landschaft Sambre-et-Meuse. (*v. Stramberg.*)

Hieriae insulae, s. Hyeren u. Stoechades.

Hiericho, Hierichus, Hiericus, Hierikus s. Jericho.

Hierichuntica solitudo, s. Quarantania.

HIERICHUNTINUS TRAJECTUS, eine Furth über den Jordan in der palästinensischen Landschaft Judäa, östlich von Jericho (2 Sam. 19, 18). (*A. G. Hoffmann.*)

*) *Herodot.* II, 65. **) Description de l'Egypte Antiq. Vol. I. p. 32. ***) *Ammian Marcell.* XVII, 4. 11. ed. *Wagner* u. *Erfurdt* Vol. II. p. 255 ff.

†) Tzetzes ad Lycophr. 44.

HIERICHUS, 1) ſ. Jericho. 2) H. nova, ein Ort unſern Jericho nach *Jos.* de bell. Jud. IV, 8. (*A. G. Hoffmann.*)

Hiericus, Hierikus, ſ. Jericho.

HIERIUS, Sohn des neuplatoniſchen Philoſophen Plutarch von Athen und ebenfalls Philoſoph dieſer Schule im 5ten Jahrh. n. Chr., doch unbedeutend. (*A. Wendt.*)

HIERLAZ, ein Berg von 2214 Fuß Höhe im Traunkreiſe des Landes ob der Ens in Öſtreich. (*R.*)

HIERM, ein Herreder im Amte Thiſtedt des königl. dän. Stiftes Aalborg, 6 □M. groß, mit 6000 Einw. in 15 Kirchſpielen*). (*R.*)

Hiero, eine der kanariſchen Inſeln, ſ. Ferro.

Hiero (Geſch.), ſ. Hieron.

Hierocaesarea, ſ. Hierokaesarcia.

HIEROCEPIA, ein Ort im weſtlichen Theile der Inſel Cypern in der Nähe von Paphos (*Strabo* XIV, 1003), jetzt Bourg de Hierochipe. Bei *Plinius* H. N. V, 31. (V, 35. ed. Bip.) heißt ſo eine Inſel der Stadt Neupaphos gegenüber**). (*R.*)

Hieroceryx, ſ. Keryx.

Hierochipe, ſ. Hierocepia.

HIEROCHLOË *Gmel.* Sibir. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gräſer und der zweiten Ordnung der dritten Linnéiſchen Klaſſe. Ihr Charakter iſt folgender: die polygamiſchen Blumen ſtehen in einer Riſpe; der Kelch iſt dreiblumig, trockenhäutig; die hermaphroditiſchen und männlichen, zweizähligen Corollen haben zwei gezähnte, ſtachlichtſtumpfe, oder borſtentragende Klappen; unter den weiblichen Theilen ſtehen eigenthümliche Schüppchen; die Narben ſind ſprengwedelförmig. Die meiſten hieher gehörigen Arten haben einen angenehmen Geruch, ähnlich dem von Anthoxanthum odoratum. 1) H. borealis *Röm.* et *Schult.* Syst. veg., mit unbehaarten Blüthenſtielen der faſt einſeitigen Riſpe, Kelchen, welche länger ſind, als die feinbehaarten Blümchen, zweigetheilten, abgeſtutzten Klappen der männlichen Corolle, geſpaltenen, lanzettförmigen Schüppchen der weiblichen Geſchlechtstheile, kriechender Wurzel, und ziemlich breiten Blättern. In nördlichen und mittleren Europa. (Holcus odoratus *L.* Sp. pl., borealis *Schrad.* fl. germ., repens *Host.* gram. austr. III. t. 3.) 2) H. fragrans *R.* et *Sch.* l. c., mit unbehaarten, hin- und hergebogenen Blüthenſtielen der offenſtehenden, nickenden Riſpe, Kelchen, welche länger ſind, als die ziemlich unbehaarten Blümchen, ungetheilten Klappen der männlichen Corolle, faſeriger Wurzel, und lanzettförmigen Blättern. In Kanada. (Holcus odoratus *Mx.* bor. am., fragrans *W.* Sp. pl.) 3) H. australis *R.* et *Sch.* l. c., mit oberhalb krummhaarigen Blüthenſtielen der faſt einſeitigen Riſpe, Kelchen, welche den gewimperten Blümchen an Länge faſt gleichen, geſpaltenen, auf dem Rücken gegrannten Klappen der männlichen Corolle, kreisförmigen Schüppchen der weiblichen Geſchlechtstheile, kriechender Wurzel, und ſchmalen Blättern. Im mittleren Europa. (Holcus australis *Schrad.* fl. germ., odoratus *L.* Sp. pl. *Host.* gram. austr. I. t. 4.) 4) H. glabra *Trin.*, mit unbehaarten Blüthenſtielen der offenſtehenden Riſpe, Kelchen, welche den unbehaarten Blümchen an Länge gleichen, ungleichförmigen Klappen der männlichen Corolle; einer abgeſtutzten, nervenreichen, und einer mit zwei borſtigen Spitzen verſehenen, mit ungetheilten, abgeſtutzten Klappen der Zwittercorolle, lanzettförmigen Schüppchen der weiblichen Geſchlechtstheile, und kriechender Wurzel. In Daurien. 5) H. redolens *R.* et *Sch.* l. c., mit etwas krummhaarigen Blüthenſtielen der offenſtehenden Riſpe, lanzettförmigen Kelchen, welche die gewimperten Blümchen an Länge übertreffen, mit gegrannten beiden ſeitlichen Corollen (mit hervorſtehender, gerader Granne), faſt abgeſtutzten, ungetheilten Corollenklappen, abgeſtutzter mittlerer Corolle, und eingerollten, pfriemenförmigen Blättern. Auf Neuſeeland und Feuerland. (Holcus redolens *Forst.* prodr., *Vahl.* Symb., Melica magellanica *Desrouss.*) 6) H. antarctica *R. Br.* Prodr. fl. nov. Holl., mit faſt nickender Riſpe, lanzettförmigen Kelchen, welche von gleicher Länge mit den gewimperten Blümchen ſind, mit feinbehaarten, gegrannten beiden ſeitlichen Corollen (mit gerader, faſt hervorſtehender Granne), ausgerandeten Corollenklappen, ſtachlichtſtumpfer mittlerer Corolle, und ebenen Blättern. Im nördlichen Neuholland. (Diarrhenum antarcticum *Labill.* nov. Holl. II. t. 322.) 7) H. alpina *R.* et *Sch.* l. c., mit glatten Blüthenſtielen der zuſammengezogenen Riſpe, lanzettförmigen Kelchen, welche länger, als die Blümchen ſind, und ungetheilten Klappen der unbehaarten Zwitterblume; von den hackerigen männlichen Corollen hat die eine geſpaltene Klappen, wovon die untere auf dem Rücken gegrannt iſt, bei der anderen männlichen Corolle iſt die untere Klappe abgeſtutzt und ſtachlicht ſtumpf; die fadenförmigen Blätter ſind zuſammengerollt. In Lappland. (Aira alpina *Liljebl.* Svensk. flor. Holcus alpinus *Wahlenb.* lappon. t. 2.) — S. *Spr.* Syst. I, 274. (*Sprengel.*)

HIEROCHORD (wörtlich etwa: kirchliches Saiteninſtrument), nannte Dr. Schmidt in Greifswalde ein von ihm im J. 1824—1825 erfundenes Inſtrument, welchem er vornehmlich die Beſtimmung gibt, daß es in Kirchen und Schulen gebraucht werde, um die Sänger im Tone zu halten, und welches unverſtimmbar ſeyn ſoll.

Was die Art der Tonerzeugung, die akuſtiſche Beſchaffenheit oder den Bau des Inſtrumentes anlangt, ſo iſt derſelbe in der Grundidee und im Weſentlichen, dem der gewöhnlichen Leier (wie wir ſie, nach niedrigem Maßſtabe, in den Händen der Marmottenknaben ſehen) ganz gleich. Es beſteht nämlich aus einer einzigen geſpannten Saite, welche von der Peripherie eines ſich drehenden Rades (wie von einem Violinbogen) gerieben und zum Tönen angeregt wird, und auf welche ſich, mittels des Druckes der entſprechenden Taſten, Tangenten niederdrücken, welche die klingende Saite (unge-

*) Weim. Handb. 3te Abth. 1r Bd. S. 120.

**) Dieß iſt die Inſel, welche in Biſchof — Möller's Wörterb. S. 610. Hieroaphia genannt wird.

fähr eben so wie die Finger des Violinisten) bald mehr bald weniger verkürzen, und sie also bald höher bald tiefer klingen machen. Das Ganze umfängt ein hölzernes Kästchen von ungefähr dritthalb Fuß Breite, 8 Zoll Tiefe und fast gleicher Höhe, auf dessen Decke die kleine Claviatur, zwei Octaven umfassend, angebracht ist, auf welcher man mit der linken Hand die Melodie spielt, indeß das Umdrehen des Rades, mittels einer Kurbel, von der Rechten bewirkt wird.

Wenn ich das Instrument seiner Grundbeschaffenheit nach der gemeinen Leier ganz gleich nenne, so gilt dieses doch keineswegs auch von der Tonqualität. Der Ton ist nicht nur kräftig und voll, wie man es von einem in so kleinen Raum eingeschlossenen Instrumente kaum erwarten sollte, sondern auch ziemlich angenehm, zumal aus einiger Entfernung gehört, und die Klangfarbe, wenigstens auf dem Exemplare, welches Dr. Schmidt mich hören ließ, offenbar zunächst dem engländischen Horne ähnlich, welchem das Instrument auch in Ansehung der Klangstärke ungefähr gleich ist.

Die Art und Weise, wie Schmidt solche Fülle und Stärke des Klanges zu erzielen vermocht (durch eigenen Bau mehrerer Resonanzböden, deren Beschaffenheit und Verbindung dem Publikum bis jetzt noch nicht bekannt werden soll), verdient in akustischer Hinsicht vorzügliche Aufmerksamkeit und wird seiner Zeit als ein nicht geringes Verdienst des Erfinders anerkannt werden.

Übrigens ist das Instrument, wie sich schon aus der obigen Beschreibung seines Baues abnehmen läßt, allerdings relativ unverstimmbar, nämlich in dem Sinne, daß die Töne desselben jederzeit im Verhältniß gegen einander dieselbe Stimmung behalten, welche ihnen, vermöge der ein für alle Mal bestimmten Lage der sich auf die Saite niederdrückenden Tangenten, ursprünglich gegeben wird, — nur vorausgesetzt, daß nicht durch Eintrocknen, Schwinden und Verwerfen des Holzes, die Tangenten ihre Lage gegen einander ändern, und daß das Instrument jederzeit mit einer in sich selbst völlig reinen Saite bezogen erhalten wird. — Daß aber die Stimmung im Ganzen nie in Gefolge thermometrischer und hygrometrischer Veränderungen steigen und fallen sollte, ist rein unmöglich. Schmidt behauptet, diese Alterationen seien wenigstens beinahe ganz unmerklich. Ich vermag nicht das Gegentheil zu behaupten, worüber nur die Erfahrung entscheiden kann; so viel ist aber in der That wahrscheinlich, daß das Steigen und Sinken der Stimmung nicht leicht so merklich werden wird, daß sie beim Kirchengesange in Anschlag zu kommen brauchte, und im äußersten Falle wäre dann durch eine leichte, geringe Umdrehung des einzigen Stimmwirbels, ja augenblicklich nachzuhelfen.

Was nun die praktische Brauchbarkeit des Instrumentes für Kirche und Schule angeht, so ergibt sich das Maß derselben aus dem Vorstehenden von selbst. Es kann und soll nicht die Dienste einer Orgel vertreten, sondern der Erfinder macht nur auf das Verdienst Anspruch, Dorfschulmeistern und Dorfkantoren ein Tonwerkzeug in die Hand zu geben, auf welchem sich, auch bei nur sehr geringer Kunstfertigkeit eine Choralmelodie ungefähr auf ähnliche Weise vor- und mitspielen läßt, wie man sie sonst wohl, in Ermangelung eines Besseren, zuweilen etwa auf einer Geige oder Clarinette ꝛc. vor- oder mitspielen hört. Daß aber, zumal in der Hand eines Dorfsangmeisters, vor jedem solchen Instrumente das Hierochord sehr entschiedenen Vorzug verdient, leidet gewiß nicht den geringsten Anstand, wenn man nur irgend bedenkt, wie jene Instrumente in solchen Händen sowohl überhaupt abscheulich zu klingen, als auch ins Besondere falsch zu tönen pflegen, indeß das Hierochord jederzeit anständig klingen, und jederzeit rein tönen wird, — nur überall vorausgesetzt, daß Schmidt jedes seiner Instrumente völlig rein abstimmen und sie überhaupt sämmtlich so sorgfältig arbeiten läßt, daß dabei alle oben erwähnte Bedingungen sowohl relativer als auch möglichst absoluter Unverstimmbarkeit Statt finden.

Freilich ist das Hierochord, so wie überhaupt jedes Vor- oder Mitspielen auf irgend einem Instrumente, da völlig überflüssig, wo ein tüchtiger Vorsänger, es sei nun der Kantor selbst oder sonst wer, vorhanden ist, indem ein solcher alle Mal weit mehr leistet, als jedes einstimmige Instrument zu leisten vermag, welches letztere überall nur die Weise des Liedes vor- und mitsingen kann, nicht aber auch die Textesworte, wie es doch der Vorsänger thut. Wo aber ein solcher fehlt — oder etwa schwindsüchtig ist u. dgl., da ist es, in Ermangelung einer Orgel, freilich unvergleichlich besser, die Melodie wird auf dem Hierochord vor- und mitgespielt, als etwa auf einer Dorfgeige abscheulich geschabt, oder auf einem Clarinett oder sonst geblasen ꝛc.; sowohl in der Schule, als gar etwa auch in der Kirche. — Ins Besondere in der Schule, wo sonst ein leidlich rein gestimmtes und sonst irgend erträgliches Clavierchen an sich wohl den Vorzug vor dem besten Hierochorde verdienen könnte, wird das Hierochord doch wieder den Vorzug haben, daß es, wenigstens relativ unverstimmbar ist, indeß Dorfschulmeisterclaviere nicht selten absolut unstimmbar und jedenfalls gewöhnlich ungestimmt sind.

Was übrigens die Bestimmung des Instrumentes zum Gebrauche beim Orgel- oder Clavierstimmen angeht, so mag es auch zu diesem Zwecke allerdings diensam seyn, namentlich für Stimmer, welche kein reines und zum Stimmen eigens geübtes Gehör besitzen. Näheres über dieses Instrument enthält das 19te Heft (Band 5.) der Zeitschrift Cäcilia. S. 157 ff.

(*Gfr. Weber.*)

Hierocles, s. Hierokles.

HIERODULEN [1]), Ἱερόδουλοι [2]), heilige Knechte und Diener irgend eines Gottes oder einer Göttinn bei-

1) Außer den allgemeinen Schriften vgl. folgende Monographieen: Die Hierodulen von A. Hirt. Mit Beilagen von Böckh und Buttmann. Berlin. 1818. — Der Hellenen Priesterstat mit vorzüglicher Rücksicht auf die Hierodulen. In Kürze dargestellt von J. Kreuser. Mainz. 1822. — Die Priesterinnen der Griechen. Von Dr. Adrian. Frkf. a. M. 1822. — *Coveel.* De sacerdotio vett. virginum. Abo. 1704. 8.; die letzte konnte ich nicht benutzen. 2) Das Wort kann nur als allgemeine Bezeich-

derlei Geschlechts [3]), können in weiterer Bedeutung Alle, welche in dem Dienste der Götter und des Heiligthums, wie Priester [4]), und in engerer Bedeutung Alle, welche als Gehilfen der Priester im Tempel eines Gottes thätig sind, genannt werden. So mannichfaltig die Götter und ihre Verehrung, der Glaube und Brauch im Ursitze derselben und in den Ländern, in welche sie einwanderten, bekanntlich sind und waren, so verschieden müssen auch die Namen, Stellung und Geschäfte ihrer Diener ausfallen. Wenn man bei den Hellenen von Hierodulen redet, so können darunter eben so gut die Priester, als die ihnen Untergeordneten verstanden werden [5]), welche wie jene nicht Unfreie waren, die durch Kauf, Schenkung oder Beuterecht, wie die Sklaven erworben wurden, noch das Land gegen eine Abgabe baueten; nur solche konnten in die wählbaren Priesterstellen eintreten [6]). Das Hierodulenwesen ist aber ein eigentlich asiatisches Institut; im Orient waren die Hierodulen Knechte, Diener der Priester, welche gegen einen zu erlegenden Zins den heiligen Boden nutzten und Priester und Heiligthum zu erhalten hatten. Nach Strabo's [7]) Bericht verehrten die Albaner Helios, Zeus und Selene in einem nahe an Iberien liegenden Heiligthume; ein Priester, der Zweite nach dem Könige im Lande, verwaltete es und war Herr des wohlbevölkerten Landes und der Hierodulen, deren viele weissagten. Hier diente der Priester unmittelbar, das Volk aber, wozu auch die Hierodulen gehören, mittelbar der Göttinn. Derselbe Schriftsteller [8]) erwähnt einen komanischen Hierodulenstat; am berühmtesten, heißt es, war Komana in Kappadokien, wo Enyo, welche von den Kataonern, den Bewohnern Komana's, Komana hieß, verehrt wurde. Die Stadt oder den Stat bildeten Gottesschützlinge und Hierodulen, die dem Priester, wie die Kataoner dem Könige gehorchten. Der Tempel war reich an großen Ländereien und hatte mehr als 6000 für den Priester arbeitende Hierodulen. Unter Gottesschützlingen können nur Vertriebene und Landflüchtige verstanden werden, welche — ausschließlich bei einem unantastbaren Heiligthume Sicherheit fanden, — Gott und seinem Schutze recht eigentlich angehörten; sie erscheinen von den Hierodulen getrennt. Auch in Morimene, ebenfalls in Kappadokien, war ein Heiligthum des Zeus mit einem Weiler von ungefähr 3000 Hierodulen, welcher dem Priester einen jährlichen Zins von 15 Talenten einbrachte [9]). In jenen glücklichen, fruchtbaren Hochebenen Asiens genossen Priester und Hierodulen das glücklichste, sorgenfreieste Leben, schwelgten und hatten stete Festtage. Was Wunder, wenn man auch Orgien feierte und sowohl die eigentlichen Hierodulen als die den Tempel Besuchenden in das abscheulichste Sittenverderben versanken [10]). In Hellas dienten die Hierodulen mehr dem Heiligthume, als der Gottheit, indem nur Einer als Vertrauter der Götter gedacht wurde, welcher Opferer, Oberpriester oder Opferkönig hieß. Alle übrige besorgten den Tempel und andere minder wichtige zur Ordnung in demselben gehörige Dienste, Hilfe leistend bei den mancherlei heiligen Handlungen. Die Hebräer hatten neben den Priestern Tempeldiener, deren niedrigste Klasse Holz hauen und Wasser tragen mußte (5 Mos. 29, 11.; nach Jos. 9, 26. wurden die Gibeoniten zu diesem Geschäft benutzt). Später kommen sie unter dem Namen נְתִינִים, d. i. Dargereichte, Geweihte, vor. Die Ägyptier, welche eine vielfach und fein gegliederte Rangordnung unter den Pflegern des Kultus eingeführt hatten, hatten auch Diener und Dienerinnen zu den verschiedenen Tempeldiensten. Nach dem Zeugnisse Herodots [11]) soll es keine Priesterinnen bei ihnen gegeben haben, allein dieß erscheint als unrichtig. Wenn Strabon von hellenischen Hierodulen berichtet, so ist der Begriff der asiatischen hie und da von Einfluß. Das Heiligthum der Aphrodite Erykina in Sicilien [12]) hatte von Alters her weibliche Hierodulen, und wurde von Jungfrauen verwaltet [13]); die ersteren waren von Heimischen und Auswärtigen hingeschenkt worden. Strabon fand es menschenleer, vorzüglich aber nicht so viele heilige Leiber oder Hierodulen [14]). Er meldet auch von der Verehrung der Aphrodite zu Karthago, daß mehr als 1000 Hierodulen, Männer und Weiber, der Göttinn geweiht wären [15]). Hellas konnte in den weiblichen Hierodulen nicht, wie der Orient, Tänzerinnen und Buhlerinnen zulassen; denn jeder Frevel im Heiligthume verübt, wurde ja nach seinem Glauben von den Göttern streng gerächt [16]). Darum stehen die Hierodulen des Euripides als reine Dienerinnen des Phöbos und die der Aphrodite, theils Jungfrauen, theils Frauen, unter dem Gesetze strenger, unverletzbarer Keuschheit. Am richtigsten faßte also den Begriff der griechischen Hierodulen Valckenaer [17]): Prae-

---

nung gelten. Ob es von Strabo erfunden, oder nur häufig gebraucht worden? Sein Vaterland, das Land der Harems, asiatischer, zuchtloser Kultus sprechen dafür. So viel ist entschieden, daß er es oft gebraucht, andere Schriftsteller aber vom Gegenstande unter andern Namen reden. Spätere, wie der Alles zusammen tragende Plutarchos, Stephanos von Byzanz und der Scholiast des Euripides entnahmen es wohl von Strabo. 3) ἱεραὶ γυναῖκες. *Herodot.* II, 56. ἄνδρες ἱεροί. VI, 97. II, 7. 6. VIII, 36, 2. *Plutarch.* Rom. XXI. παρθένοις ἱεραῖς. 4) ὑπηρέται θεῶν. *Saubert* de sacrific. c. 6. *Diodor. Sic.* XVI, 70. u. dazu Wesseling. Ἀπόλλωνος λάτρις wird Kassandra *Euripid.* Troad. v. 450. und Aethra Supplic. 1. genannt. 5) Kreuser stellt Not. 123. S. 149. alle griechischen Benennungen von Diener und Knecht zusammen, und findet sie von Hierodulen gebraucht. 6) Kreuser S. 121. 7) *Strabon* XI. p. 364. 8) Von beiden Komana's in Kappadokien und Pontus spricht *Strabon* XII. p. 535. Tom. V. p. 16. ed. *Tzschucke* und *Heyne* de sacerdot. Coman. p. 101.

9) *Strabon* XII. p. 567. 10) Münter Religion d. Karthag. S. 79 ff.; gab sich doch jede Babylonierinn im Tempel der Mylitta wenigstens ein Mal in ihrem Leben jedem Wählenden Preis; *Herodot.* I, 199. 11) *Herodot.* II, 35. Nach *Sct. Croix* Myster. du Paganisme. Ed. IIda. Tom. I. p. 241 ff. machen viele das Gegentheil bestätigende Nachrichten Herodots Zeugniß verdächtig. Adrian. S. 4 ff. 12) *Strabon* VI. p. 90. 13) *Mus.* Hero et Leand. v. 31. 14) Kreuser (S. 67—68.) spricht Strabon alle Beweiskraft ab; er soll die Oberpriesterinn mit den Hierodulen verwechselt haben. 15) *Strabon* VIII, 378. Verwechselt hat Strabon die hellenischen Hierodulen mit den geknechteten und darum feilgebotenen Buhlerinnen. *Pausan.* II, 2, 4. II, 4, 7. II, 10, 4. II, 1, 8. erwähnt den Tempel und Dienerinnen, nennt sie aber nicht Hierodulen. 16) *Virgil.* Aen. I, 41. *Herodot.* IX, 16. 17) *Euripid.* Phoeniss. ed. Lips. Tom. II. p. 63.

terea per τὰς ἱεροδούλους παρθένους non videtur προμάντις posse designari, sed intelligendae potius ipsius Pythiae, vel templi ministrae puellae, Deo peculiari quadam ratione sacratae; quales ἱεροδούλους pueros puellasve passim in templis Deorum Dearumve fuisse prorsus exploratum. Hierodulenschenkungen, vorzüglich nach Delphi, waren sehr häufig [18]), und dem gemeinsamen Landesgotte, Apollon, gab man gern in den frühesten Zeiten den Beutezehent an Menschen, später an Geld [19]). Alle Kriegsgefangene, welche dem Schutze der Götter anheim fielen, beklagten ihr Los nicht. Iphigeneia in Tauris, vom König Thoas zur Priesterinn der Artemis bestellt, sehnt sich bloß nach dem Vaterlande, nennt sich aber mit Freude die Gottgeweihte, der Göttinn Dienerinn [20]). Sie stellt sich allen Andern gleich und findet ihre Lage ehrenvoll. Jon, Sohn des delphischen Gottes und der Kreusa, wird Hierodulos im Tempel seines Vaters, führt ein ehrwürdiges Leben [21]), und macht mit den Verrichtungen dieser Tempeldiener bekannt. Nachdem er nämlich in heiliger Morgenfrühe die Pfosten des Tempels bekränzt, preiset er — es ist ihm der äußere Tempeldienst anvertrauet — freudig den Gott, dem er geweiht ist [22]): „Auf, ihr delphischen Knechte des Phöbos, gehet zu Kastalia's lauteren Wellen und mit des Wassers reinem Thau gebadet, steigt zu dem Tempel zurück. Reinen, auch wohldeutenden Mund bewahret, und weissaget fröhliche Kunden denen, so es begehren! Ich aber fleißig im Werk, das seit dem Knabenalter immer ich übte, will mit Lorberzweigen und heiligen Kränzen die Schwellen des Phöbos reinigen, den Boden mit feuchtem Geträufel besprengen und scheuchen die Herden der Vögel, so die heiligen Weihgeschenke beschädigen, mit meinen Pfeilen, also dir, o Phöbos, dienend Tag für Tag und im schönen Dienste ehrend den Seherstz. Ist mir doch herrlich die Mühsal, die knechtische Hand zu leihen den Göttern, nicht Sterblichen, sondern Unsterblichen. Des Phöbos Knecht drum will ich seyn, thuend das Werk, so mir obliegt, und nie aufhören, meinem Ernährer zu dienen [23])." Ganz ähnlich singen die Phönikierinnen [24]). Gar mancherlei waren natürlich die Geschäfte der Hierodulen, und um so mannichfaltiger, je gefeierter der Gott, je größer der Tempel, je zahlreicher seine Feste.

Seit den ältesten Zeiten war Delos ein Hierodulenstat, der selbst dem Feinde heilig und unverletzlich mit seinen Bewohnern und Schätzen blieb. Große Ländereien und Besitzungen umgaben ihn. Von fern kamen Jungfrauen, welche das Heiligthum stifteten und als Priesterinnen, ja als Göttinnen verehrt wurden, weil sie zugleich als Seherinnen die Sprüche Apollons verkündeten. Delphi erfreuete sich großer Achtung und Freiheiten, wie auch fast unübersehbarer Geschenke und Schätze. Sein Gott war Gesetzgeber von Hellas und Lenker aller Statsangelegenheiten durch unübertretbare Götterspräche. Eine große Dienerschaft mußte die Tempelgeschäfte besorgen. Von andern heiligen Bezirken in Hellas haben wir nicht sichere Nachrichten, z. B. von Dodona, Eleusis, Ephesos u. a. m.

Die Kleidung der Hierodulen war, wie sich nicht anders erwarten läßt, nach Ort, Zeit und Sitte verschieden. Die Tracht der ägyptischen Priesterinnen mag sich wenig von der der Hierodulen unterschieden haben. Die Priesterinn auf einem Relief des südlichen Tempels zu Elephantine trägt ein langes, durchsichtiges Gewand, vom Haupte fließt auf die Schultern ein Schleier, und in der Hand hält sie eine Klapper und Lotoskelche [25]). Sehr wahr bemerkt Adrian [26]), daß griechische Künstler die Hierodulen nach asiatischer und hellenischer Art gebildet haben. Zoega erkannte zuerst tanzende Hierodulen auf älteren Denkmalen, und fand an ihnen einen freien Anzug, leichtfertige Kränze und im Tanze studirte Bewegung [27]). Die Priesterinn der Isis war ebenfalls in ein weißes Gewand gehüllt, mit Blumen bekränzt, trug Blumen, und bestreuete mit ihnen die Straßen, durch welche man das Bild der Göttinn trug. Andere hatten auf den Schultern Spiegel und in den Haaren elfenbeinerne Kämme [28]). Bei Aufzügen und an Festen zeichneten sie sich gewiß aus. Die Römer sahen in den popa und andern niedrigen Dienern auch Hierodulen. Man hat sie auch Neokoren, νεωκόροι [29]) genannt.

(*Schincke.*)

HIEROFALCO (Aves). *Cuvier.* Eine Gattung der Tagraubvögel aus Linné's Genus Falco gesondert, welches letzteres der in der neuern Zeit aufgestellten Familie Falconidae entspricht. Als Kennzeichen gibt *Cuvier* (Règne animal éd. 2. I. 323) an: Die Schwungfedern sind wie bei den andern edeln Raubvögeln (Falken) gebildet *), mit welchen diese Vögel auch alle Gewohnheiten gemeinschaftlich haben; aber ihr Schnabel hat nur eine Ausrandung; der Schwanz ist lang, ausgebreitet, reicht weit über die Flügel hinaus, obgleich auch diese selbst sehr lang sind; die kurzen Tarsen haben eine netzförmige Bekleidung und sind am obern Drittheil befiedert. Cuvier führt nur eine inländische Art an, le Gerfault, in welcher er Falco candicans und Islandus *Linné* ed. *Gmelini* vereinigt. *Boie* (Isis 1826. 2. 976.) rechnet auch Falco lanarius *L.* hierher. Alle drei bilden aber nach Brehm (Lehrbuch der Naturgeschichte aller europäischen Vögel I. 43.) eigene Arten, weßhalb sie als solche aufzunehmen, bis weitere Beobachtungen im Felde der noch dunklen Naturgeschichte der Raubvögel sicher entschieden haben.

18) Böckh zu Hirts Herod. S. 49. 19) *Xenoph.* Hellen. IV, 3, 21. Agesil. I, 34. 20) Iphigen. in Taur. 130. 21) Ion. 155. 22) Ion 94 ff. 23) Kreuser l. l. S. 76. 24) Phoenis. 210., bei Kreuser übersetzt. S. 79.

25) Descript. de l'Egypt. Eleph. p. 10. 26) Priesterinnen d. Griechen. S. 11. 27) Li Bassirilievi antichi di Roma. Rom. 1807. Distrib. IV, 20. 21. p. 116. Vergl. Adrian, der alles Hierhergehörige gesammelt hat. S. 13. 28) *Apulej.* Metam. XI. 29) von κορεῖν. Suid. ἐπιμελεῖσθαι, unter dem Worte κόρη. Λέγεται δὲ καὶ κόρη καὶ κόρος ὁ νεώτατος ἀπὸ τοῦ κορῶ, τὸ ἐπιμελοῦμαι.

*) D. h. die zweite Schwungfeder ist die längste, die erste aber fast eben so lang, wodurch der Flügel sehr lang und spitzig erscheint.

1) H. gyrfalco *L.* (Falco candicans *L.* ed. *Gmel.* I. p. 275. Gerfault, *Buffon* pl. enl. 210.) Der weißliche Falke, Jagdfalke, Geierfalke (Bechsteins isländischer Falke, Naturgeschichte Teutschlands II. 816.), Beizvogel. Der Schnabel gelblich, mit einem doppelten Zahn, die Wachshaut und die nakte Stelle um die Augen mattgelb; die Füße schön gelb. Im Alter das ganze Gefieder weiß, mehr oder weniger auf dem Oberkörper mit braunen Querbinden, auf dem Unterkörper mit tropfenförmigen, in den Seiten größern, braunen Flecken. In sehr hohem Alter sind die Männchen fast ganz weiß, und die Weibchen stets mehr, als die Männchen gefleckt. Die Jungen sind denen der folgenden Art ähnlich, haben aber einen doppelten Zahn. Die Länge 2—2½ Fuß.

Dieß war zur Zeit, als die Falkenjagd (Falkenbeize) noch ein Vergnügen der Fürsten war, die geschätzteste Art zum Beizen, und wurde sehr theuer bezahlt, so daß des Falkenirers Reise in den Norden hinlänglich vergütet war, wenn es ihm gelang, nur einen einzigen solchen Vogel zu fangen. Ein berühmter Vogel dieser Art ist in Wildungens Neujahrsgeschenk 1799. Taf. 6. abgebildet. Je weißer die Farbe war, desto kostbarer war das Exemplar. — Er gehört dem höchsten Norden an, kommt nur im Winter nach Island und andern nordeuropäischen Inseln und nur höchst selten in das gemäßigte Europa. Er ward auch meist von Island in die Falknereien gebracht. Sein Fang ist schwer, da er sehr scheu und vorsichtig ist. — Die Nahrung besteht in Schneehühnern, Lummen, Alken und andern nordischen Vögeln. — Von seiner Fortpflanzung ist nichts bekannt, doch horstet er wahrscheinlich auf Grönland.

2) H. Islandicus *L.*, der isländische Falke, (Falco sacer der Falkonirer. Sacret das Männchen, Sacre das Weibchen.) Unterscheidet sich hauptsächlich durch folgende Kennzeichen: Wachshaut und Füße sind bleifarben, der Schnabel hat nur einen einfachen Zahn, die Flügel reichen bis vor die Schwanzspitze. Die Länge beträgt über 2 Fuß. Nach Brehm wird dieser Falke mit Unrecht für einerlei mit dem vorigen gehalten, mit dem er freilich in der Jugend fast gleiche Zeichnung hat. Er ändert nach dem Alter sehr ab. Im ersten Jahre ist der an der Spitze schwärzliche Schnabel, die Wachs-, Augen- und Fußhaut bleifarben, der ganze Oberkörper düster braun, auf dem Kopfe und Nacken mit breiten, weißen, übrigens undeutlichen graubraunen Federrändern, die Schwungfedern erster Ordnung am innern, die erste auch am äußern Rande sägezähnig rostgelb gefleckt, wovon man an denen der zweiten Ordnung eine nur schwache Spur bemerkt. Der Schwanz hat 12—14 rostgelbe Querflecken und eine rostgelbliche Spitze, der Unterkörper ist weißlich, grauweiß oder gelblichweiß mit tiefbraunen Längenspitzenflecken, welche an dem Unterbauche und an den halbbefiederten Fußwurzeln am wenigsten scharf begränzt sind. Gegen das Frühjahr treten die Federränder des Oberkörpers mehr hervor und werden hell- oder rostgelbgrau. Nach der ersten Mauser erscheinen Schnabel-, Wachs-, Augen- und Fußhaut bleifarben, der Kopf und Nacken tiefbraun und weißgefleckt, der übrige Oberkörper aschgraulich braun mit weißen Seitenflecken, welche an den langen Federn kurze unterbrochene Querflecke werden und dem Vogel ein sehr geflecktes Ansehen geben. Der Unterkörper ist weiß, mit breiteren und kürzeren tiefbraunen Flecken, als im Jugendkleide. Die Männchen sind etwas schöner, als die Weibchen gezeichnet. Der isländische Falke bewohnt das nördliche Europa, besonders das nördliche Norwegen und Island, wo er nicht selten ist und gewöhnlich das ganze Jahr bleibt. Nur die Jungen wandern und kommen dann sehr selten in das gemäßigte Europa und an die teutsche Küste. Er hält sich gern an den Meeresküsten auf, ist sehr scheu und vorsichtig, kommt im Herbste den Häusern nahe, und lebt dann im Kriege mit den Raben. Er nährt sich nicht nur von Schneehühnern, deren Hauptfeind er ist, sondern auch von den kleinern Möven, verschiedenen andern Seevögeln, namentlich von Lummen, Alken, Larventauchern, und fängt diese Wasservögel besonders, wenn sie zur Brützeit in die Felsen fliegen, nimmt auch sogar dem Schützen die erlegten Schneehühner vor den Augen weg. Eben wegen dieser Gewandtheit und wegen seines Muths war er als Beizvogel geschätzt. Seinen Horst (Nest) legt er auf und in unzugänglichen Felsen an. Er ist um seine zwei bis vier Eier sehr besorgt und liebt auch seine Jungen sehr.

3) H. lanarius *L.*, (der Schlachtfalke, Würgfalke, Blaufuß, Sprinz. Falco stellaris *L.*) Seine Hauptkennzeichen sind: Schnabel und Füße sind bläulich, die Flügel bedecken zwei Drittheile oder drei Viertel des Schwanzes, die Länge ist höchstens 2 Fuß. Hat er sein ausgefärbtes Gefieder, so sind die Wachshaut, die kahle Haut um die Augen und der Augenstern gelb, der Oberkopf braun, mit breiten rostgelben Federkanten; über den Augen steht ein weißlicher braun gefleckter Streif, der übrige Oberkörper ist düster braun mit rostgelblichen Federrändern, der Schwanz, von oben ungefleckt, hat auf der innern Fahne seiner Federn gelblich weiße, eiförmige Flecken. Der Unterkörper ist weiß mit kleiner dunkler Kehleinfassung an der Gurgel, an den untern Schwanzdeckfedern rein weiß, übrigens mit kleinen, nach dem Bauch hin größern lanzett- und herzförmigen bräunlichen Flecken. Das Weibchen ist bedeutend größer, als das Männchen, und stärker gefleckt, an der Kehle und an den untern Schwanzdeckfedern bräunlich gestriegelt. Die Jungen sind den jungen Wanderfalken außerordentlich ähnlich, unterscheiden sich aber von ihnen durch die bläulichen Füße und kürzern Mittelzehen, durch den auf der obern Seite ungefleckten Schwanz, durch die kürzern Flügel, durch den stärker gefleckten Unterkörper, durch die vorn abgestutzte Fahne der zweiten Schwungfeder und durch die Größe. Das Vaterland dieses Vogels ist das östliche Europa, Ungarn, Polen und Rußland, von wo er sich nach Östreich, äußerst selten nach dem übrigen Teutschland, doch selbst nach Island verfliegt. Im südlichen und westlichen Europa findet er sich fast nie. Er ist ein guter Beizvogel und soll in seiner übrigen Lebensweise viele Ähnlichkeit mit dem Wanderfalken haben.

(*D. Thon.*)

Hieroglyphen } , s. am Ende des Buchstaben H.
Hieroglyphik }

HIEROGRAMM, bezeichnet eine heilige Schrift, z. B. den Dekalogus; auch ist es mit Hieroglyphe gleichbedeutend. (*R.*)

HIEROGRAMMATEIS (*Ἱερογραμματεῖς*), heilige Schreiber, Schriftkundige, bildeten unter den Ägyptern eine der ersten Priesterordnungen, welche in wichtigen und schwierigen Fällen zu entscheiden und anzuordnen hatten, und können Schriftpriester genannt werden [1]). In der Inschrift von Rosette [2]) kommt der Name vor, sonst selten [3]), weil ihn nur die Griechen anwenden, die Ägypter aber Arpedonaptae [4]) dafür gebrauchten. Auf jeden Fall gehörten die H. zu den angesehensten Priestern; denn die Tempelschreiber (Schriftpriester), im Allgemeinen Philosophen [5]) genannt, wurden nebst den so genannten Propheten zu den wichtigsten Geschäften gebraucht, z. B. zum Aufsuchen und Fortschaffen des Apis nach Memphis. Epeis wird *μέγιστος ἱεροφάντης καὶ ἱερογραμματεύς* genannt [6]). Wenn Apis geboren seyn sollte, begaben sich einige aus ihrer Mitte zu ihm, um die Richtigkeit der Angabe zu untersuchen, führten ihn dann mit den Propheten, als Tempelbehörde, nach Memphis [7]). Die Kenntniß der erforderlichen Zeichen erbte vom Vater auf den Sohn. Beim Einbalsamiren der menschlichen Leichname wiesen die H. den Paraschisten an, wie er schneiden solle [8]). Am deutlichsten spricht von ihnen und ihren Geschäften Clemens von Alexandrien [9]), dem wir folgen. Ihr Beruf scheint nur dann den Geschäftskreis der übrigen Priester zu berühren, den Kultus und die Tempelverwaltung vorzüglich anzugehen, wenn zweifelhafte Fälle eintraten, weil sie durch sorgfältigen Unterricht und eigenes Forschen mit allen dahin gehörigen schriftlichen und mündlichen Überlieferungen genau bekannt waren [10]). Die so genannten Tempelbücher, in welchen die Geschichte der Tempel und des Landes aufgezeichnet war und fortgesetzt werden mußte [11]), waren wahrscheinlich ihnen zur Aufbewahrung und Fortsetzung anvertrauet, wie ihr Name, ihre Insignien, die Papyrusrolle und das Gefäß mit der Schwärze zum Schreiben und dem Schreibrohr darauf deuten. Auch findet man sie bei Aufzügen mit Vorlesen aus diesen Schriften beschäftigt [12]), wie die Legende, daß ein Habicht ein heiliges Buch nach Ägypten gebracht habe und der Kopfschmuck einer Feder dieses Vogels deutlich ausspricht. Mit dem Inhalte dieser Schriften sich bekannt zu machen, war also wohl ihre Hauptpflicht, um da, wo es Noth that, Auskunft geben zu können. Sie unterrichteten auch die Söhne der Priester in Allem, was sie als Priester überhaupt, und als Priester ihrer besondern Ordnung wissen mußten. Schon zu Osiris Zeit nahm dieser Unterricht seinen Anfang [13]), und Pythagoras, Plato, Demokritos und Eudoxos wendeten sich an den heiligen Schreiber [14]), wie überhaupt Fremde, welche über das Land und seine Geschichte Aufklärung wünschten. Da sie Clemens a. a. O. als Kosmographen und Geographen schildert, so erforschten und kannten sie gewiß auch die Natur des Nils, alle Veränderungen, welche durch ihn das Land trafen, und die Marken der Ländereien genau. War man über diese bei den Messungen nach dem Nilanschwellen ungewiß, so entschieden sie wahrscheinlich nach den Tempelbüchern, ohne selbst die Äcker zu vermessen, welche unter der Aufsicht der Propheten standen. Obschon die Horologen oder Horoskopen eine besondere Priesterordnung bildeten, so lag doch auch den H. Astronomie und Astrologie nicht fern. Beobachtungen machten sie schwerlich selber, aber sie schrieben doch alle Bemerkungen darüber in ihre Bücher, nach welchen sich die Schicksale der Menschen bestimmen ließen, und bemerkten jedes Anzeichen mit seinem Erfolge, um dadurch künftig die Deutung zu erleichtern. Die Arzneikunde lag eigentlich den Pastophoren ob; aber bei schweren Krankheiten rief man einen Schreiber herbei, welcher aus einem Buche des Hermes (s. d. Art.), Ambre genannt, vorlas, und aus astrologischen Zeichen ersah, ob noch Rettung möglich sei [15]), weil die Ärzte bei der Behandlung der Kranken an unveränderliche Vorschriften gewiesen waren, und bestraft wurden, sobald bei Vernachlässigungen derselben der Kranke starb [16]). Da diese Priester im Besitze reicher Beobachtungen aus der Vorzeit über Anzeichen in Sternen ꝛc. waren, so eigneten sie sich am besten zu Traumdeutern und Wahrsagern, wenn auch nicht für Jedermann, doch für die Vornehmsten und in dringenden Fällen. So sollen sie Pharao Moses Geburt vorhergesagt [17]), einem ägyptischen Könige nach einem erschreckenden Traume gerathen haben, die unreinen Juden zu vertreiben [18]), und von Pharao aufgefordert worden

1) Der Name selbst muß nicht gerade Priester bezeichnen. Auch die amphyktionischen Gesandten wurden Hieregrammateis genannt. *Hesych.* s. h. v. und *Suidas.* 2) Lin. 7. 3) *Herodot.* erwähnt II, 28. einen *γραμματιστὴς τῶν ἱερῶν χρημάτων τῆς Ἀθηναίης*, scriba sacrarum Minervae pecuniarum aut rerum. *Schweighaeus.* Larcher nach dem Vorgange von Michaelis (Commentatt. Societ. Gotting. Tom. I. p. 71.) Hieroglyphorum i. e. sacrarum scripturarum interpres. Id vero si voluisset Herodotus, *ἱερογραμματεύς*, puto, dixisset, aut *ἐξηγητὴς τῶν ἱερῶν γραμμάτων.* Conf. *Gaisford* adnotatt. in *Herodot.* IX. Lips. 1826. Tom. I. p. 126. *Clemens. Alex.* Stromat. VI, 633. C. *Diodor. Sic.* I, 16. nennt Osiris des Hermes heiligen Schreiber, *ἱερογραμματεύς*, andere Schriftsteller kennen *γραμματεῖς ἱεροί.* 4) *Jablonski* Panth. Prolegg. T. III. p. 94. u. *Schmidt* de sacerdott. Aeg. p. 137. leiten es von dem ägypt. arpedunabat ab, und erklären es durch *ὁ πράττων τὰ τῶν νομῶν* oder durch *νομονικοί, νομῶνες.* So wurden aber alle Gelehrten genannt. *Sturz* de dialect. Macedon. p. 111. hält *ἁρπεδόνη* gleichbedeutend mit *τῆμα*, filum, und beruft sich auf *Pollux* VII, 10. p. 333. Frkf., weil sie einen Purpurfaden am Kopfe getragen. Diese Etymologie ruht nicht auf festem Grunde. Vgl. Drumann Inschrift von Rosette S. 124 ff. Es waren sicher nicht bloße Mathematiker nach *Caussin* zu *Horapoll.* Hierogl. I, 38. p. 253. ed. *Pauw*, sondern überhaupt Priester. 5) *Clemens Alex.* Strom. VI, 634. A. 6) *Syncell.* p. 32. 7) *Aelian.* hist. animal. XI, 10. 8) *Diodor. Sic.* I, 91. 9) Stromat. VI, 633. C. 10) Mit diesen Annalen (*Herodot.* II, 100. 145. *Diodor. Sic.* I, 44. 46. 69.) darf man weder die *στῆλαι* (steinerne Monumente aus alter Zeit), noch die hermetischen Bücher verwechseln. 11) Lukian Pseudophil. §. 34. 12) *Apulej.* Metam. XI, 789. 13) *Diodor. Sic.* I, 70. 81. 14) de Myster. Sect. I. c. 1. 15) *Horapoll.* Hierogl. I, 38. 16) *Diodor. Sic.* I, 82. 17) *Joseph.* Antiq. Jud. II, 9. §. 2. 18) *Chaeremon* bei *Joseph* contr. Apion. I, 32.

seyn, den Traum von 7 Kühen und Ähren zu deuten [19]). In den biblischen Urkunden werden חַרְטֻמִּים oder חַרְטֻמִּין erwähnt, welche mit den Hierogrammatéis einerlei zu seyn scheinen [20]), obschon jene im A. T. nur in Beziehung auf Oneiromantie vorkommen [21]). (*Schinckc.*)

HIEROICHTHYS (Mammal.), ein bei den Alten geheiligter Fisch, welcher indessen nur ein fischähnliches Säugethier, der Delphin, Delphinus Delphis, war. (*D. Thon.*)

HIEROKAESAREIA, HIEROCAESAREA, eine Stadt der kleinasiatischen Landschaft Lydien, westlich von Thyatyra, welche Cäsar zu Ehren so genannt wurde. Ihr früherer Name ist unbekannt; *Cellar* (Not. orb. Ant. III, 4. §. 12.) vermuthet Ἀρτέμιδος ἱερόν, weil sich daselbst ein berühmter Tempel der persischen Artemis befand, welcher schon von Cyrus erbaut seyn sollte und das vom Kaiser Tiberius bestätigte Recht eines Asyls hatte. Der Kultus wurde nach persischer Weise begangen, und man behauptete, es entzünde sich das auf den Altar gelegte Holz von selber, wenn man ganz erloschene Asche unter dasselbe bringe. Einem Loche soll tödtliche Luft entquollen seyn, und dortiges Wasser Kraft zu versteinern besessen haben. Zur Zeit des Tiberius wurde die Stadt durch ein Erdbeben heimgesucht; die Christen errichteten hier ein Bisthum *); man identificirt den Ort mit dem heutigen Semeh. (*A. G. Hoffmann.*)

Hierokeryx, s. Keryx.

Hierokleia, s. Hetären (2te Sect. VII, 227).

HIEROKLES, HIEROCLES, ein Name, der Vielen gemein, zu mannichfaltigen Verwechselungen Anlaß gegeben hat [1]). Wir wollen hier diejenigen erwähnen, die vor vielen unbedeutenden einiger Auszeichnung werth sind. I. Hierokles, der Rhetor aus Alabanda in Karien, zeichnete sich im Anfang des 7ten Jahrh. nach Roms Erbauung, nebst seinem Bruder Menekles in derjenigen Gattung von Beredsamkeit aus, die der asiatischen Schule eigenthümlich war [2]), und wurde in ihr als nachahmungswerthes Muster betrachtet. Menekles hatte den Molo zum Schüler, dessen Unterricht Cicero benutzte. Die Meinung, daß jene Brüder ihr Vaterland mit Rhodus vertauscht hätten, wie Vossius (de Historicis graecis) glaubt, beruht auf einer unrichtigen Lesart einer Stelle im Strabo [3]), die dieses von zwei andern Rednern von Alabanda aussagte.

II. Hierokles, der Verfasser einer Schrift Φιλιστορες betitelt, in welcher er, so weit sich aus einigen Anführungen abnehmen läßt, Nachrichten von seltsamen Dingen, Menschen und Thieren, in der Form einer Reisebeschreibung zusammen getragen hatte [4]). Weder sein Vaterland, noch die Zeit seines Lebens ist bekannt. Daß er nach Strabo gelebt habe, nimmt man aus Tzetza's Chiliad. VII. c. 144. vers. 716—724. ab, wo es aber keineswegs gewiß ist, daß es nicht Tzetza, sondern Hierokles sei, der des Strabo Erwähnung thue.

III. Hierokles, der Stoiker, der dem Zeitalter Hadrians oder seines Nachfolgers anzugehören scheint. Gellius [5]) führt einen Ausspruch von ihm an, welchen Taurus, ein Philosoph jener Zeit, öfters im Munde geführt habe. Stephanus von Byzanz [6]) erwähnt einen Hierokles aus Hyllarima, der aus einem Athleten ein Philosoph geworden; von diesem vermuthet man, daß er der Stoiker gewesen sei [7]). Diese Vermuthung ist ungewiß. Ganz irrig aber ist die Meinung derer, die den Stoiker für den Verfasser des Commentars zu den goldnen Sprüchen des Pythagoras halten.

IV. Hierokles, der Rechtsgelehrte, Verfasser eines Buches von Heilung der Pferde an Cassianus Bassus gerichtet, in zwei Büchern, und eines Briefes an Titus über die Zeichen der Pferde. Aus dem erstern Werke sind drei Kapitel in den Geoponica ausgezogen [8]). Es ist der von dem Kaiser Constantinus Porphyr. veranstalteten Sammlung der Hippiatrica eingewebt, übersetzt von *J. Ruelle* Paris. 1530. fol. und von *Jean Massé* L'Art vétérinaire ou grande marechallerie d'Hiéroclès, en trois livres. Paris. 1563. 4.

V. Hierokles, der Grammatiker, Verfasser des Συνέκδημος (des Reisegefährten), eines Verzeichnisses der Eparchien und Städte des römischen Reiches, welches Reisenden zum Führer dienen möchte. Es ist wahrscheinlich, daß es im Anfang des 6ten Jahrh. abgefaßt sei. Constantinus Porphyrog. thut desselben Erwähnung [9]). Eine unvollständige Ausgabe schaltete *Carol. a S. Paulo* seiner Geographia sacra ein (wieder aufge-

---

19) *Joseph.* Ant. Jud. II, 5. §. 4. 20) Das hebr. Wort ist unstreitig von חָרַט, Griffel, abzuleiten, führt aber nur auf den Begriff Schreiber. Man wählte gerade diese Form, weil man zugleich das ägyptische Wort (Ersom, Erthom, d. i. Wunderthäter, oder Kasehtom, d. i. Hüter der Geheimnisse) im Laute nachbilden wollte. Vgl. auch Gesenius (Hebr. Handw. S. 291. 3te Ausg.) 21) Jahn Archäol. Bd. 2. S. 463.

*) Tacit. Annal. II, 47. III, 62., Paus. V, 27., Ptolem., Euseb. im chron., Nicephorus Hist. eccl. I, 17.

1) S. *Fabricius* Bibl. Gr. Tom. I. p. 791. not. xx. ed. *Harl.* *Jo. Pearson* Prolegomena ad *Hieroclis* Comment. in Carmina aurea. — *Jonsius* de Scriptt. Historiae philosophicae L. III. 18. 2., welcher sich von Irrthümern nicht frei erhalten hat. 2) *Cicero* de Orat. II, 23. Brutus c. 95, 2. Genera Asiaticae dictionis duo sunt: unum sententiosum et argutum, sententiis non tam gravibus et severis, quam concinnis et venustis; qualis in historia Timaeus, in dicendo autem pueris nobis Hierocles Alabandeus, magis etiam Menecles, frater ejus fuit; quorum utriusque orationes sunt inprimis, ut Asiatico in genere, laudabiles. Orator. c. 69. fratres illi, Asiaticorum rhetorum principes, Hierocles et Menecles, minime mea sententia contemnendi.

3) *Strabo* XIV. p. 661. (Tom. V. p. 640. ed. *Siebenk.*) Vgl. Ib. p. 655 (611). *Pearson* a. a. O. p. V sq. 4) S. *Stephan. Byz.* in Ἠραχλεῖαι und Ταρκυνία. *Tzetz.* Chil. l. c. Vielleicht auch Scholia *Pindari* Pyth. IV, 11. 5) *Gellius* IX, 5. Taurus noster, quoticns facta mentio Epicuri esset, in ore atque in lingua habebat verba haec Hieroclis Stoici, viri sancti et gravis: ἡδονὴ τέλος, πόρρῳ δόγμα· οὐκ ἐστι πρόσω, οὐδὲ πόρρω δόγμα, wie *Rich. Bentlei* die im gewöhnlichen Texte verunstalteten Worte (bei *Needham* p. X. not. 13.) wieder hergestellt hat. 6) *Steph.* in Ὑλλάριμα. 7) *Pearson* a. a. O. p. X. Vergl. *Harles* ad *Fabric.* Bibl. Gr. T. I. p. 793. not. bbb. 8) Geopon. XVI. c. 9. 10. 11. S. *Pearson* Prolegg. p. XII. *Needham* Prolegg. in Geop. p. LIX. 9) Die Zeit der Abfassung dieser Schrift ist mit möglichster Genauigkeit untersucht von *Wesseling* in Vetera Romanorum Itineraria p. 621 ff.

legt Amstelod. 1703. fol.); dann *Schelstraten* Antiquitas Eccles. illustr. Romae. 1697. fol., *Banduri* im Imper. Oriental. Tom. I. Am sorgfältigsten, mit zahlreichen gelehrten Anmerkungen von *P. Wesseling* in den Vetera Romanor. Itineraria. p. 631—734. Amstelaedami. 1735. 4.

VI. Hierokles, der Verfasser der Ἀστεῖα (facetiae), einer Sammlung lächerlicher Handlungen und ungereimter Reden (balourdisen) von Pedanten (hier Scholastici [10]) genannt), ähnlich den facéties de Mr. Goulart, unter denen, bei vielem Abgeschmackten, manches Belustigende ist. Man hat sie wegen der Namensgleichheit dem Philosophen Hierokles beigelegt [11]). Die erste Ausgabe derselben ist erschienen Lugduni. 1605. 8. von Goldastus, wie man glaubt. Dann öfters, auch in Verbindung mit dem Commentar zu den goldnen Sprüchen (von *Needham.* Cantabrig. 1709. 8.) vermehrt von *Jacob de Rhoer* in Observatt. philol. Groeningae 1768 u. folgende Jahre. 4. Übersetzt sind sie in mehrere Sprachen.

VII. Hierokles, der Sohn des Alypius, ein Schüler des Libanius, ein Jüngling von Talent und Tugend [12]), wurde unter dem Kaiser Valens zugleich mit seinem Vater der Giftmischerei oder Zauberei (venefícii) angeklagt, und vergebens gefoltert, um das, was man von ihm zu hören wünschte, heraus zu pressen. Als er zum Tode geführt wurde, rettete ihn ein glücklicher Zufall, oder, wie man glaubt, ein Aufstand der Einwohner von Antiochia [13]). Die Vermuthung, daß er im Jahr 358 bei dem Erdbeben von Nikomedien umgekommen sei, beruht vielleicht nur auf der Übereinstimmung der Namen [14]). (*F. Jacobs.*)

VIII. Hierokles, der römische Statthalter am Ende des 3ten und zu Anfange des 4ten Jahrh. unter dem Kaiser Diocletian, erst von Bithynien, später von Alexandrien; er hat vorzüglich dadurch geschichtliche Bedeutung erhalten, daß er als hauptsächlicher Urheber der unter Diocletian über die Christen verhängten Verfolgung angesehen wurde [1]), und durch Schriften der Ausbreitung des Christenthums Abbruch zu thun suchte. Es darf daher nicht befremden, wenn die christlichen Schriftsteller damaliger Zeit seinen Charakter mit den gräßlichsten Farben schildern, und ihm die größten Unmenschlichkeiten gegen die Christen in den ihm untergebenen Provinzen Schuld geben [2]). Nicht ohne philosophische Bildung faßte er das Heidenthum vernünftiger auf, als es nach dem Aberglauben des Volkes erschien; er mißbilligte die Mißbräuche desselben, und wollte die Verehrung der heidnischen Götter so beschränkt wissen, daß dabei nur der einzige, höchste Gott als Herrscher, Erhalter und Wohlthäter alles Vorhandenen gepriesen würde [3]). Man siehet daraus, wie die erhabenen Lehren des Christenthums nicht ohne Einfluß auf die religiöse Überzeugung gebildeter Heiden bleiben konnten und geblieben waren. Als Richter mochte jedoch H. zuweilen verderbliche Schwärmerei einzelner Christen bemerkt haben; die kirchlichen Schriftsteller klagen selbst, daß vor der Diocletianischen Verfolgung die Sitten der Christen sehr in Verfall gerathen wären [4]). So wurden bekanntlich damals die Christen des Verbrechens beschuldigt, den kaiserlichen Palast zu Nikomedien zwei Mal in Brand gesteckt, und einen angeschlagenen kaiserlichen Befehl abgerissen zu haben. — Als kaiserlicher Rath, mithin als Statsmann, befolgte H., wie sich aus den gegen die Christen erlassenen Edikten des Maximianus, an deren Erlassung er Antheil haben mochte, mit Gewißheit folgern läßt, — den in politischer Hinsicht allerdings nicht gleichgiltigen Grundsatz, daß die immer mehr zunehmende Ausbreitung des Christenthums der bestehenden Statsverfassung gefährlich werden müsse, indem die neue Religion von den Instituta majorum ganz abweiche, den Statskörper in einzelne Sekten und Gemeinheiten zersplittere, und zu vielen Unordnungen Anlaß gebe [5]). Es war also gewiß nicht bloßer Haß und Verfolgungssucht, was ihn zu einem Gegner der Christen machte, wie ihm noch neuere Kirchenhistoriker Schuld geben [6]). Die Grausamkeiten, welche er sich bei Verfolgung der Christen erlaubt haben soll, mögen theils auf Übertreibungen der christlichen Schriftsteller beruhen, theils aber auch durch das halsstarrige und empörende Benehmen mancher Christen, die sich selbst zum Martyrertode drängten, veranlaßt seyn: denn die von den Kaisern befohlene so genannte Verfolgung der Christen bezweckte wenigstens nach dem Willen des gemäßigten

---

10) Scholastici sunt, qui in pulvere literario degunt vitam, nec ullos ambiunt honores, sed in umbris scholarum, veluti vulpes in cavernis latitant: unde a vulgo scholastici vulpes jure ac merito suo audiunt, et a nonnullis calamysii (Kalmeuser) i. e. μύες καλαμόρρωγες, quod instar murium in antris scholarum suarum calamos arrodunt. (Editor ed. Lugdunensis. 1605. 8.)

11) Schier, der diese Sammlung unter dem Titel: *Hieroclis*, philosophi apud Alexandrinos quondam celeberrimi, Ἀστεῖα, gr. et lat. Lipsiae. 1750 u. 1768. 8. herausgegeben hat, versprach den Beweis zu führen, daß der Philosoph H. der wirkliche Verfasser oder Sammler dieser Geschichten sei. 12) *Libanii* Epist. CCCXXVII. p. 158. vergl. mit Epist. MLIV. p. 498. 13) *Ammianus* XXIX. 2. p. 430. ed. Gron., wo *Valesius* mit der Erzählung des lat. Historikers eine Nachricht von einem Aufstande in Antiochia beim *Jo. Chrysost.* de incomprehensibili natura Dei. Or. III. Tom. I. p. 470. B., wo doch der Name des Hierokles nicht genannt ist, in Verbindung bringt. 14) *Liban.* Epist. XXV. p. 11. S. *Burmann* ad *Valesii* Emendatt. I. 5. p. 11.

1) *Lactantius* de mort. Persecutor. cap. 16. p. 952. ed. *Heum.* nennt ihn auctorem et consiliarium ad faciendam persecutionem. Eben so in den Instit. divin. lib. V. c. 2: inprimis auctorem faciendae persecutionis.

2) Beispiele schrecklicher Grausamkeit erzählt *Eusebius* de Martyr. Palaest. c. 5. 3) *Lactantius* l. l. gesteht dieß selbst in Beziehung auf die Schrift des Hierokles an die Christen zu, wenn er bemerkt: Prosecutus es summi Dei laudes, quem Regem, quem Maximum, quem opificem rerum, quem fontem bonorum, quem parentem omnium, quem factorem altoremque viventium confessus es. 4) *Euseb.* hist. eccles. VIII, 1. schildert die Lage der Christen als sehr günstig, zugleich aber, wie dieß zu mancherlei Verderbniß geführt habe, z. B. zu Zänkereien, Streitigkeiten u. s. w. — die dem Hierokles nicht unbekannt bleiben konnten. 5) *Euseb.* hist. eccles. VIII, 17. 6) z. B. Schröckh Kirch. Gesch. V. Thl. S. 201. *Mosheim.* comment. de rebus Christian. ante Constant. p. 921. und Andere.

und klugen Diocletian [7]), nicht eine Vertilgung der Christen durch Feuer und Schwert, sondern nur eine Beschränkung der zu schnell im Volke, unter der Armee und selbst am kaiserlichen Hofe um sich greifenden und dem State gefährlichen neuen Religion. Darauf gingen überhaupt die Befehle der Imperatoren, z. B. daß die Kleriker die heiligen Schriften ausliefern sollten, ihr Streben, die Zahl und das Ansehen der Bischöfe zu vermindern, welches Alles große Klugheit und genaue Bekanntschaft mit dem Wesen der christlichen Religion und Kirche voraussetzt, und wohl vom Hierokles, dem selbst seine Gegner eine solche Bekanntschaft mit dem Christenthume beilegen, am meisten unterstützt worden seyn mochte [8]). Die leider verloren gegangene Schrift des H. führte den Titel: λόγοι φιλαλήθεις πρὸς τοὺς Χριστιανούς (d. i. wahrheitsliebende Reden an die Christen), und war, wie schon dieser Titel zeigt, und Lactantius selbst zugesteht [9]), nicht sowohl aus feindseliger, gehässiger Gesinnung gegen die Christen, als vielmehr aus dem, nach ihres Verfassers Überzeugung, vielleicht wirklich gutgemeinten Bestreben hervorgegangen, die Christen auf mehrere vermeintliche auffallende Widersprüche in ihren heiligen Schriften aufmerksam zu machen, sie zu einem ruhigeren Urtheile über den vernünftiger aufgefaßten und dargestellten heidnischen Polytheismus, mit welchem der Monotheismus recht wohl bestehen könne, zu leiten [10]), und auf diese Weise dem Eifer derselben in der Unterdrückung des Heidenthums und für die Ausbreitung ihrer Religion Einhalt zu thun. Etwas näher lernen wir diese Schrift des Hierokles aus der Schrift des Eusebius kennen, welche dieser ihm entgegen setzte [11]), und in welcher einige Fragmente erhalten sind. Darnach wies H. vorzüglich mehrere Widersprüche in den heiligen Schriften der Christen nach, suchte das Ansehen derselben theils dadurch, theils durch die Bemerkung zu entkräften, daß er die Apostel, vorzüglich die Verfasser jener Schriften, als ungelehrte, gemeine Leute darstellte, welche sich der Lügen und Betriegereien verdächtig und schuldig gemacht hätten, und ergoß seinen Tadel hauptsächlich über die Apostel Petrus und Paulus, von denen er wohl wissen mochte, daß sie bei den Christen im höchsten Ansehen standen. Diese Beschuldigungen entlehnte er zum Theil wörtlich aus ähnlichen Schriften, welche früher von heidnischen Verfassern gegen das Christenthum erschienen waren; vorzüglich benutzte er wohl die Schrift des Celsus, da Eusebius ausdrücklich bemerkt, Origenes habe in seinen Büchern gegen Celsus den größten Theil der ungegründeten Beschuldigungen des H. bereits befriedigend widerlegt. Um zu zeigen, daß im Heidenthume es eben so große, ja noch wunderthätigere Männer gegeben habe, als Jesus, verglich Hierokles mit dem Leben desselben das des Apollonius von Tyana, welcher weit mehr und größere Wunder als Jesus gethan habe, und dessen Geschichte nicht von gemeinen Leuten, sondern von gebildeten, glaubwürdigen Männern, z. B. dem Maximus von Ägä, dem Philosophen Damis und dem Athenienser Philostratus, aufgezeichnet worden sei. Dennoch sei dieser Apollonius nur ein Mensch gewesen, während die Christen den Stifter ihrer Religion für einen Gott hielten. Zuletzt bemühte er sich das Heidenthum, nach Art der damaligen philosophirenden Heiden, in seiner vernünftigeren Bedeutung darzustellen und zu empfehlen. Die Schrift war also recht statsklug darauf berechnet, nicht sowohl feindselig die Christen zu verdächtigen oder das Christenthum auszurotten, als vielmehr dessen weiterer Ausbreitung entgegen zu wirken.

(*Lobegott Lange.*)

IX. Hierokles, der alexandrinische Philosoph scheint von dem Vorhergehenden eine verschiedene Person gewesen zu seyn; er wird gewöhnlich in die Mitte des 5ten Jahrh. nach Chr. gesetzt, und soll mit großem Beifall in Alexandrien gelehrt haben. Ihm wird ein Kommentar des so genannten goldenen Gedichts der Pythagoräer beigelegt, in welchem er eine Übersicht der (spätern) pythagorischen Lehren geben wollte; ferner 7 Bücher von der Vorsehung und dem Fatum (περὶ προνοίας καὶ εἱμαρμένης) und von der Übereinstimmung des freien Willens mit der göttlichen Weltregirung, wovon sich Auszüge aus 3 Büchern bei Photius (Coll. 214 u. 215.) finden *); dann ein Buch unter dem Titel οἰκονομικός, welches Pearson nur für einen Theil eines größern Werkes φιλοσοφούμενα hält, und wovon Stobäus in seinen Eklogen mehrere Bruchstücke, die Pflichten gegen die Götter, Vaterland und Verwandte betreffend, mittheilt. Auch soll Hierokles Platons Dialog Gorgias erklärt haben, welchen Kommentar einer seiner Schüler Theosebios nachgeschrieben haben soll. Die unter dem Namen Hierokles bekannten scherzhaften Anekdoten, ἀστεῖα, gehören wahrscheinlich einem noch spätern Verfasser **). Vgl. Nr. VI. In der Schrift über Vorsehung und Schicksal bemüht sich Hierokles, wie mehrere alexandrinische Neuplatoniker des Plato und Aristoteles Lehren als übereinstimmend darzustellen und bestreitet alle diejenigen, welche eine Vorsehung läugnen. Alle diese hier angeführten Schriften und Bruchstücke, die

7) S. *Lactant.* de mort. Persecut. c. 11. 8) Lactantius bemerkt wenigstens in Beziehung auf dessen an die Christen gerichtete Schrift: — adeo multa, adeo intima enumerans, ut aliquando ex eadem disciplina fuisse videatur. Instit. div. lib. V. c. 2. 9) Er äußert sich a. a. O. über Inhalt und Zweck folgendermaßen: Composuit libellos duos, non contra Christianos, ne inimico insectari videretur, sed ad Christianos, ut humane ac benigne consulere putaretur: in quibus ita falsitatem scripturae sacrae arguere conatus est, tamquam sibi tota esset contraria; nam quaedam capita, quae repugnare sibi videbantur, exposuit etc. 10) Ademisti, wirft ihm Lactanz a. a. O. in Beziehung auf seine Schrift vor, Jovi tuo regnum, eumque summa potestate depulsum in ministrorum (Dei) numerum redegisti. — Affirmas Deos esse et illos tamen subjicis et mancipas ei Deo, cujus religionem conaris evertere. Also erschien Hierokles selbst seinem Gegner als Vertheidiger des christlichen Monotheismus. 11) Des *Euseb.* lib. ad Hierocl. ist der Ausgabe der praepar. Evangel. Paris. 1628. beigedruckt; auch von *Olearius* in die Ausg. der Op. *Philostrati.* (Lips. 1709.) aufgenommen.

*) Aus welchen die von Fr. Morellus, Paris 1597 herausgegebene Schrift ein geordneter Auszug zu seyn scheint. **) S. J. *de Rhoer* observationes philol. Groning. 1768. p. 61 sq.

noch unter dem Namen des neuplatonischen Philosophen aufbehalten sind, hat Jos. Pearson unter dem Titel: *Hierocles* de providentia et fato, una cum fragmentis *ejusdem* etc. Lond. 1655. 8. herausgegeben. Der Kommentar über die goldenen Gedichte (*ὑπόμνημα εἰς τὰ τῶν Πυθαγορείων ἔπη τὰ χρυσᾶ*) ist von Joh. Curterius (Par. 1583. 12.), von Needham (Cantabr. 1709. 8.) und sonst mehrmals edirt worden. (*Wendt.*)

HIEROKRATIE, wird gewöhnlich mit Hierarchie identisch gebraucht, ist aber genau genommen davon noch verschieden; denn es bezeichnet die geistliche Regierungsform, während Hierarchie die Gestalt der geistlichen Herrschaft ausdrückt. Wenn man also von Hierokratie spricht, so hat man die Art und Weise im Auge, wie die geistliche Macht (bei den Christen also die Kirchengewalt) ausgeübt und angewendet wird; redet man dagegen von Hierarchie, so versteht man die Gestalt, in welcher die geistliche Macht sich darstellt. Hierokratie bezieht sich also eigentlich auf die innere, Hierarchie auf die äußere Form einer Religionsgesellschaft. Die Vermischung beider Begriffe ist wohl mit Krug †) davon herzuleiten, daß diejenigen Personen, welche die geistliche Macht äußerlich darstellen, die Hierarchen also, gewöhnlich auch die alleinigen Inhaber derselben sind und die Religionsgesellschaft, der sie zugehören, nach Lust und Belieben leiten. Als eine besondere Art von Hierokratie ist die Theokratie (s. den Art.) anzusehen. (*A. G. Hoffmann.*)

HIEROLOGIE, bezeichnet im Allgemeinen jede Rede von heiligen Dingen, also nicht bloß die Predigt, sondern auch jeden einzelnen Ausspruch religiösen Inhalts, z. B. Segenssprüche des Geistlichen bei der Confirmation, der Copulation u. s. w. Vorzugsweise heißt aber so die Einsegnung der Ehe; s. den Art. Copuliren (1ste Sect. XXII. Bd.) (*A. G. Hoffmann.*)

HIEROLOPHIENSES, nennt Plinius die Bewohner einer kleinasiatischen Stadt, welche zu Lydien oder Carien gehört haben muß. (*R.*)

Hieromantie, s. Hieroskopie.

Hieromax } , Flüßchen in Palästina, s. Jermuk.
Hieromiace }

HIEROMNEME (*Ἱερομνήμη*), eine Tochter des Flußgottes Simois, Gemahlinn des Assarakos und Mutter des Kapys, welcher mit Themis, einer Tochter des Ilos, Anchises zeugte [1]). Die Namen lassen kaum eine weitere Deutung der Mythe zu. (*Schincke.*)

HIEROMNEMON, hieß der eine der 2 Gesandten, welche jeder griechische, an den Versammlungen der Amphiktyonen Theil nehmende Stat sendete, die Angelegenheiten des States selbst und des ganzen Griechenlands zu betreiben. Er wurde durchs Los gewählt und hatte die Religionssachen zu besorgen. In Sachen, die den ganzen griechischen Statenverein betrafen, hatte wohl der Hieromnemon den Vorrang, obgleich die Stimme des andern, Pylagoras genannt, gleiche Geltung hatte; denn jener sammelte die Stimmen, auch wurden nach ihm die Jahre der Versammlung gezählt. Bei der Rückkehr in ihren Stat hatte er sich eben so gut, als der andre einer strengen Prüfung zu unterwerfen.

(*Carl Wilhelm Müller.*)

HIEROMONACHUS, bezeichnet einen Mönch, der Priester war im Gegensatz des Laienbruders, oder des gemeinen Mönchs, der zwar auch durch ein feierliches Gelübde zu den ursprünglichen Vorschriften der Klosterregel, nur nicht zum Predigen, Unterrichten und anderen geistlichen Functionen, wozu die Ordination befähigte, verpflichtet war [1]). Bis zum Ende des 4ten Jahrh. gehörten die Mönche zu den Laien, und nicht zur Geistlichkeit. Sie hatten bei ihren Cönobien, deren Presbyter gewöhnlich die Äbte waren [2]), überhaupt nur so viel Geistliche, als zu den Verrichtungen ihres gemeinschaftlichen Gottesdienstes erforderlich waren [3]). Nur die ausgezeichnetsten unter ihnen wurden zu den Weihen zugelassen [4]). Da man aber in dem Mönchthum das vollkommenste Christenthum erblickte, so lag die Idee nicht fern, das Mönchthum so viel als möglich, ganz auf den Klerus überzutragen. Und so sehr auch die strengeren Mönche Anfangs damit unzufrieden waren [5]), so wurde es doch mit der Zeit ziemlich gewöhnlich, daß diejenigen, die sich dem geistlichen Stande widmeten, in den Mönchsstand traten, weil er als die Pflanzschule für den Klerus, besonders für die Bischöfe, schon am Ende des 4ten Jahrh. betrachtet wurde [6]), vorzüglich im Abendlande. Seit dem 10ten Jahrh., und jemehr in der Folge, besonders in den päpstlichen Fehden des 13ten Jahrh., als die Päpste in den Mönchen die geeigneten Werkzeuge fanden, um durch sie auf die Völker in Masse zu wirken, waren die Mönche meistens auch Kleriker. Die historische Bedeutung von jenen alten nicht geistlichen Mönchen hat sich jedoch in jenen Laienbrüdern [7]) erhalten, die in den Klöstern bloß deßhalb Aufnahme fanden, um von ihnen die gewöhnlichen Dienste und Handarbeiten vollziehen zu

†) Allgem. Handwörterb. der philos. Wissenschaften. 2r Bd. S. 371.

1) *Apollodor.* III, 12, 2. 4.

1) s. *Dufresne* Glossarium h. v. und Adelungs Glossar. manuale. T. IV. p. 57. 2) s. *Alteserra* Ascetic. II, 2. III, 8. VII, 2. 3) So hatten z. B. in der nitrischen Wüste 5000 Mönche nur 8 Priester. *Pallad.* Hist. Lausiac. 33. 4) c. 2. 3. c. XVIII. q. 2. (*Gregor.* I. a. 595.), c. 5. eod. (*Idem* a. 601.), c. 42. X. de elect. (1. 6.), c. 32. §. 1. c. 43. eod. in VI. (1. 6.). 5) *Cassian.* de instit. coenob. XI, 17.: Quapropter haec est antiquitas patrum permanens nunc usque sententia, quam proferre sine mea confusione non potero, qui nec germanam vitare potui, nec episcopi evadere manus, *omnimodo monachum fugere debere mulieres et episcopos.* Neuter enim sinit eum, quem semel suae familiaritati devinxerit, vel quieti cellulae ulterius operam dare, vel divinae theoriae per sanctarum rerum intuitum purissimis oculis inhaerere. Daher nicht selten Mönche wider ihren Willen erdinirt wurden. *Epiphan.* ep. ad *Joh. Hierosol. Theodoret.* hist. relig. c. 13 cf. *Bingham* Lib IV. c. 7. (vol. II. p. 189 ss.). 7) *Hieron. Ep.* 95. *ad Rusticum*: Ita age et vive in monasterio, ut clericus esse merearis. Des Arkadius Gesetz v. J. 398. (Cod. Theod. XVI, 2, 32.): Si quos forte Episcopi deesse sibi clericos arbitrantur, ex Monachorum numero rectius ordinabunt.

lassen. Der Ausdruck Hieromonachus ist übrigens nur in der griechischen Kirche gebräuchlich. (*Al. Müller.*)

Hieron (*ἱερὸν* sc. *ὄστεον*) oder sacrum (Anatom.), s. Kreuzbein, Kreuzknochen.

Hieron (Alt. Geogr.), s. Dios Sacra, Hieron oros und Hieron promontorium.

HIERON I., König von Syracusá, Bruder Gelo's aus Gela, des berühmten Selbstherrschers (Tyrannen) über Syracusá, während dessen Herrschaft er Statthalter von Gela, dem Geburts- und Hauptanhangsorte des Autokrators, gewesen war und seinen Erbfolgevorzug wahrscheinlich durch die Treue und Umsicht verdient hatte, welche er in den Faktionskämpfen mit den Hippokratiden (der von Gelo verdrängten Familie seines Vorfahrs in der Herrschaft über Gela) daselbst bewiesen. Er bestieg den Thron von Syracusá 478 v. Chr., und fand sich vom ersten Augenblick an allen den Übeln gegenüber, welche jeden neuen Fürsten (in Machiavelli's tiefem Sinne) bedrohen, der einem Reiche vorstehen soll, dessen Bande durch nichts als durch die Furcht und Ehrfurcht vor der Person und dem Geiste des Vorfahrs zusammen gehalten werden. Die Faktionen vernichten, der Meuterei steuern, dabei der eignen Familie nicht schonen, durch Furcht endlich Gehorsam erzwingen, waren seine ersten Aufgaben, deren Lösung ihm den Ruf eines Zwinghern (Despoten) zuzog. Er umgab sich mit Ausländern und bildete den Kern seiner Kriegsmacht aus fremden Söldlingen, weil ein Versuch, seinen Bruder Polyzelus als Anführer eines Hilfsheers für die Sybariten gegen die Krotoniaten anzustellen, durch dessen Flucht an den Hof des Königs Thero von Agrigent und die hieraus entstandene Auflösung der Truppen fehl geschlagen war. Dieser Abfall ward Veranlassung eines langen Krieges zwischen Syracusá und Agrigent, wo Polyzelus Schutz, Anhang und Unterstützung gegen den zürnenden Bruder gefunden hatte. Als die Fehde zu keinem Ergebnisse führte, fand endlich Hiero eine Gelegenheit, sie mit Vortheil und zugleich auf eine Art zu enden, die wohl geeignet war, ihn in der Meinung der Fürsten und Völker Siciliens vom Verdachte des Despotismus zu befreien. Die Stadt Himera nämlich, unzufrieden mit ihrem Befehlshaber Thrasydäus, Thero's Sohne, bot dem Hiero an, ihm ihre Thore zu öffnen und sich seiner Herrschaft zu untergeben. Hiero, statt aus solchem Verrathe Vortheil zu ziehen, gab dem Thero Nachricht davon und dieser — um nicht minder hochsinnig zu erscheinen — schloß mit jenem einen redlichen Frieden, gab ihm seine Schwester zur Gemahlinn und versöhnte die feindlichen Brüder. Hiero griff hierauf die ihm feindlich gesinnten Städte Naxos und Katana an, vertrieb ihre Einwohner und bevölkerte beide mit seinen Unterthanen; wobei er, um den Ruhm eines Städtegründers und einen Anspruch auf die Ehre der Heroenschaft zu gewinnen, der größten dieser Städte, Katana, den Namen Ätna, sich selbst den Beinamen Ätnäus zulegte. Kurz darauf starb Thero; sein Nachfolger Thrasydäus, dem Hiero vergebens rieth, durch gerechte und milde Regirung das Mißtrauen seiner Unterthanen wegen der früher in Himera von ihm verübten Härte zu tilgen, wandelte das gute Verhältniß zwischen den Staten Syracus und Agrigent in offene Feindschaft, brach plötzlich in Hiero's Gebiet ein und näherte sich bereits der Hauptstadt, als sein gewandter Gegner ihm unerwartet mit einer überlegnen Heeresmacht entgegen trat, und ihn in einer blutigen Schlacht so vollständig besiegte, daß Thrasydäus, von den zerstreuten Resten seiner Truppen verlassen, nur durch freiwilligen Tod sich vor der Gefangenschaft erretten konnte. Die von ihrem Zwinghern befreiten Agrigentiner schlossen nun, auf die Bedingung der Selbstständigkeit, einen Bund mit dem Hiero, der hiedurch, wie durch den uneigennützigen Beistand, den er gleichzeitig den Kumäern gegen die Tyrrhener leistete, von da an für einen hochsinnigen Fürsten und einen Beschützer der Schwachen gegen Übermacht bei allen Völkern Siciliens und Unteritaliens galt. Seinen höchsten Ruhm indeß verdankt er dem Schutze, welchen er der Kunst und Wissenschaft, wie den Pflegern derselben gewährte. In Folge der Anstrengungen in seinen ersten Regirungsjahren vielfach am Körper geschwächt, suchte er eifrig den Frieden zu erhalten, vertraute die Leitung der Statsgeschäfte kundigen und getreuen Männern an, und sammelte um sich einen Kreis von berühmten Dichtern und Künstlern, mit dem er eifrig Alles trieb, was den Geist bildet und das Leben veredelt und verschönt. Pindar und Simonides wurden seine treuesten und thätigsten Gesellschafter [1]). Bakchylides, des letztern Neffe und Epicharmus, der regelrechteste Lustspieldichter, aber auch der keckste Witzling seiner Zeit, gehörten Jahre lang jenem Kreise an; Äschylus, der brave Kämpfer für sein Vaterland im ersten Perserkriege, den, als er längst die Waffen mit dem Griffel vertauscht hatte, Priesterfanatismus und Pöbelwuth zu Athen des Aufdeckens der eleusinischen Geheimnisse in einem seiner Bühnenspiele anklagten, den bald darauf der schrankenlose Beifall der Tragödien des jungen Sophokles aus dem Vaterlande vertrieben, fand an Hiero's Hofe Belohnung und Anerkennung, und starb (456 v. Chr.) 11 Jahre nach seinem königlichen Wohlthäter in hohem Alter und Ruhm [2]). Vor allen hatte der Dichter Simonides auf Hiero's Entschlüsse den größten Einfluß und benutzte denselben redlich zum Aufrechthalten echt fürstlicher Gesinnung in seinem Thun bei jeder Gelegenheit (vergl. *Xenoph. Ἱέρων*); obgleich schwerlich zu läugnen seyn dürfte, daß der Ruf von des Königs Freigebigkeit den geldliebenden Sänger zuerst an dessen Hof gezogen haben möchte.

Mit seinen Brüdern lebte Hiero seit seiner Versöhnung mit dem Polyzelus in dauernder Eintracht

1) Vergl. *Synes.* ad Theot. ep. 49. pag. 187. Schol. Pind. in Olymp. 2, v. 29. *Aelian.* var. hist. lib. 4. c. 15. *Xenoph.* in Hieron. p. 901. 2) Vergl. *Aristot.* de mor. l. 3. c. 2. *Aelian.* var. hist. l. 5. c. 19. *Plutarch.* in Cim. t. 1. p. 483. *Id.* de exil. t. 2. pag. 604. *Paus.* lib. . c. 14.

(vergl. *Aelian* l. c.). Seine Siege in den Wett- und Wagenkämpfen zu Olympia besingt Pindar (l. c.). Hiero starb im 12ten Jahre seiner Regirung (467) in der von ihm gegründeten Stadt Ätna (Katana), und erhielt dort göttliche Verehrung als Heros. Den Thron hinterließ er seinem Bruder Thrasybulus [5]). (*Benicken.*)

HIERON II., zuerst Feldherr, dann König zu Syracusá (v. 269 — 215 v. Chr.), Sohn des Hierokles, der sein Geschlecht vom Gelo (s. diesen Art.) ableitete, den vielversprechenden Sohn sorgfältig erziehen und unter dem Könige Pyrrhus von Epirus (dem kriegskundigsten Fürsten seiner Zeit) zum Heerführer sich ausbilden ließ. Nach des Pyrrhus Rückzuge aus Sicilien (275 v. Chr.) war in Syracusá Zwietracht und Gesetzlosigkeit um so allgemeiner geworden, als Faktionen unter Kriegern und Bürgern, Werkzeuge einzelner Ehrsüchtiger, um die Herrschaft über den Stat mit einander rangen, während einer Seits die Mamertiner (Söhne des Mamers [Mars] d. i. abenteuernde Krieger; campanische Eindringlinge zu Messana), andern Seits die in Rhegium eingenisteten Römer dessen Gränzen beunruhigten. Ein solcher Faktionsaufstand fand 270 v. Chr. während eines Auszugs des syrakusischen Kriegsheeres gegen die Mamertiner zu Gunsten der Demokraten Statt, worauf das bei Megara (Hybla) vereinigt lagernde Soldheer den Artemidorus und den Hieron — nach des Polybius (B. I.) Zeugniß ein Jüngling nur, doch mit allen Anlagen zu einem tüchtigen Kriegs- und Statsmann reichlich begabt — zu Feldherrn wählte. Er rechtfertigte auch sofort das Vertrauen, begab sich mit Hilfe der befreundeten Partei (der Aristokraten) heimlich in die Stadt, dämpfte durch eine unerwartete Volksbewegung die Empörer, und bewies bei der neuen Ordnung des Regirungswesens so viel Mäßigung und Geistesgröße, daß die Syrakuser, ungeachtet sie das Wahlrecht der Krieger verwarfen, ihn einstimmig zu ihrem Oberfeldherrn erhoben. Schon sein erstes Auftreten in dieser Würde ließ in ihm einen Mann erkennen, der nach etwas Höherem, als nach dem Kriegsbefehle, strebte. Um nämlich der Pöbelfaktion, die jedes Mal, wenn das Heer mit ihm Syrakus verlassen hatte, Aufruhr erregte, eine stäte Macht innerhalb der Stadt entgegen zu stellen, zugleich auch eine wahrhafte Nationalpartei als Gegengewicht wider die anspruchsvollen und jeder Vereinigung abholden Söldner zu schaffen, suchte er die Verwandtschaft des durch Reichthum und Redlichkeit bei dem bessern Theile der Bürger hoch angesehenen Leptines, vermählte sich mit dessen Tochter, bildete aus den gemeinschaftlichen Freunden und Verwandten ein treues und zuverlässiges Heergefolge, und zog sodann (269 v. Chr.) mit der gesammten Kriegsmacht wider die Mamertiner aus.

Ihr plünderndes Heer fand er bei Centuripa, nahm eine Stellung am Cyamosorus, theilte, — als wolle er den Feind von zwei Seiten angreifen, seine Streitkräfte so, daß die Soldkrieger, von den Nationaltruppen sorgfältig geschieden, dem Gegner zunächst standen, und warf jene, indem er diese zurück hielt — den übermächtigen Mamertinern allein entgegen. Der Unterstützung des Rückhalttreffens vertrauend ließen die Söldner sich unbedenklich an den Feind bringen, der sie indeß bald umzingelte und aufrieb, während Hieron seine Bürgerschaaren ungefährdet nach Syrakus heim führte. Kaum aber war in dieser Weise das Heer von Aufrührern und Widerspänstigen gereinigt, auch durch wohl geleitete Werbungen die Zahl ergänzt und Hieron im ungestörten Besitze der Kriegs- und Friedensgewalt zu Syrakusá, als die durch ihren Sieg über die Söldner dreist gewordenen Mamertiner die Gränzen des Statgebietes aufs Neue beunruhigten; worauf der Feldherr mit dem indeß wohl bewaffneten und sorgfältig geübten Heere den Plünderern entgegen ging, sie am Longanus in der Ebene von Mylá aufs Haupt schlug, ihren Anführer gefangen nahm und den Kern ihrer Heerschar vernichtete. Bei seiner Rückkehr nach Syrakusá begrüßte das unterdeß vom Leptines bearbeitete Volk ihn einstimmig als König (268 v. Chr. vergl. *Polyb.* I.).

Von Hiero's Erhebung auf den Thron datirt sich der Anlaß zum ersten punischen Kriege. Bei den durch ihn in obgedachter Art sehr geschwächten Mamertinern erhoben sich nach Heimkunft der versprengten Heertrümmer zwei Parteien, die, von der gemeinsamen Ansicht ihrer Hilfsbedürftigkeit geleitet, im Suchen nach Beistand feindselig sich trennten. Die eine übergab Stadt und Herrschaft den Karthagern, die andre schickte hilfeflehende Botschaft zu den bereits in Unteritalien obmächtigen Römern, die mit der ihnen eigenen Gewandtheit die zwieträchtigen Parteien dahin zu vereinigen wußten, daß die schon eingerückte Besatzung der Karthager von ihnen selbst aus Messana entfernt und dem Konsul Appius Claudius dessen Besitznahme durch einen Volksbeschluß aufgetragen wurde. Als indeß, bevor die Römer anlangen konnten, die Karthager Messana zu Land einschlossen und ihre Flotte an der Meerenge vor Anker legten, verband Hieron, in der Meinung bei diesem Stande der Sache die Mamertiner mit leichter Mühe ganz aus Sicilien vertreiben zu können, sich mit den Karthagern, rückte mit Heeresmacht gegen die Stadt und sperrte den Belagerten von seiner Stellung auf den so genannten chalcidischen Höhen aus den einzigen ihnen noch übrigen Ausweg nach der Landseite. Appius Claudius indeß, der bei Nacht einen höchst kühnen Übergang von Rhegium her gewagt, die karthagische Flotte glücklich getäuscht hatte und in Messana eingerückt war, griff nach einem mißlungenen Unterhandlungsversuche den König plötzlich und so nachdrücklich an, daß dieser das Schlachtfeld räumen mußte und — aus Furcht vor einem zweiten entscheidendern Zusammentreffen — es gerathen hielt, durch einen Nachtmarsch in seine Hauptstadt heim zu kehren. Als hierauf die von ihm verlassenen Karthager eine völlige Niederlage erlitten, und Appius gegen Syrakus vorrückte, sandte Hieron Botschafter mit der Friedensbitte an den Konsul, und war

5) Vergl. *Diod. Sic.* XI. c. 48, 49, 51, 53, 66.

glücklich genug — in Betracht des für die fernern Plane der Römer auf Sicilien wichtigen Punktes der Verpflegung — ein festes Freundschaftsbündniß mit diesem Volke zu Stande zu bringen, unter dessen Schirm er von nun an ruhig und friedlich zu Syrakus waltete, den verheißenen Beistand jederzeit nach Möglichkeit leistete, und nur nach Ehre und Ruhm durch Beförderung der Wohlfahrt seiner Unterthanen strebte (*Polyb.* l. c.). Wenn aber Hieron durch eben jene Treue den Sieg der Römer im ersten punischen Kriege nicht wenig förderte, so war er den Karthagern in ihrer nach dem Friedensschlusse entstandenen Fehde (241 — 239 v. Chr.) mit den entlassenen Soldkriegern (*Polyb.* I. zu Ende) nicht minder behilflich und erhielt sich dadurch die für seinen Vortheil höchst wichtige Freundschaft beider Nationen. Den ziemlich langen Friedenszustand zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege (241 — 218 v. Ch.) benutzte Hieron sorgsam für die Wohlfahrt seiner Unterthanen. Weise Gesetze sicherten das Volksglück und treffliche Maßregeln zur Verbesserung des Feldbaues und der Gewerbe bereicherten das Land und verdoppelten die Statseinnahme, während prachtvolle Tempel und Paläste vom Gedeihen in Kunst und Geschmack zeugten. Unter ihm gründete Archimedes seinen Ruhm als Mathematiker und Mechaniker. Dabei jedoch stets auf Abwehr gegen feindlichen Angriff bedacht, befestigte der König die Stadt und kräftigte deren Vertheidigungssystem durch zahlreiche Kriegsgeschütze und Wehrmittel von Archimedes Erfindung. Von Hiero's Prachtliebe hat der Grammatiker Athenäus in seinem Tischgespräche ein Zeugniß durch die Beschreibung des großen und prachtvollen Schiffes aufbehalten, welches der König dem Ptolemäus Philadelphus zum Geschenk machte. (s. den Art. Hiero's Schiff.)

Auch beim Ausbruche des 2ten punischen Krieges hielt Hieron der Römer Partei mit Aufrichtigkeit und Treue. Als nach der Niederlage am Trasimenus (217 v. Chr.) Rom in nicht geringe Bestürzung gerieth, sandte er unaufgefordert eine Flotte mit Lebensmitteln, Kriegsbedarf und leichten Truppen nach Ostia (*Liv.* XXII, 37.); seine Botschafter mußten dem Senate des Königs Beileid zu erkennen geben und eine schwere goldne Bildsäule der Siegsgöttinn als Ehrengeschenk überreichen. Vergebens boten die Karthager Alles auf, um Hiero's Treue gegen Rom zu erschüttern, fruchtlos bedrohte eine Flotte sein Reich (*Liv.* XXII, 56.); selbst als nach dem unglücklichen Tage bei Cannä fast sämmtliche Völker Italiens dem Sieger zufielen, opferte er noch seinen von Karthago's Macht und Golde geblendeten Sohn Gelo (*Liv.* XXIII, 30.) der einmal gelobten Treue und dämpfte — ein fast 90jähriger Greis — mit Waffengewalt den schon regen Aufstand im Volke. Bald nachher (214 v. Chr.) starb er nach 54jähriger Regirung. Mit ihm sank die Herrlichkeit von Syrakusä. Als sein unmündiger Enkel Hieronymus, verderblichem Rathe folgend, sich gegen Rom mit Karthago verbündete, erhob sich das Volk, ermordete den König und uneingedenk der Größe und Tugend Hiero's, unerbittlich dessen ganzes Geschlecht. Ein Jahr später eroberte, — angeblich um Rache zu nehmen für solche Unthat — Marcellus nach langer und denkwürdiger Belagerung die Hauptstadt, ward ganz Sicilien römische Provinz.

(*Benicken.*)

HIERON aus Athen, ein Sohn des Dionysios, mit dem Zunamen Chalkos oder der Eherne, hat sich als Dichter bekannt gemacht, dann aber eine Kolonie nach Italien geführt und Thurium gegründet. Er wurde in dem Hause des berühmten atheniſchen Feldherrn Nikias erzogen und von diesem selbst in den Wissenschaften und in der Tonkunst unterrichtet. Dankbar zeigte er sich ihm dadurch, daß er den Athenern unaufhörlich die große Thätigkeit und Sorge des Nikias für ihr Wohl anrühmte, und seinen Gönner als ein Muster von Tugend und Vaterlandsliebe darstellte. So gewann dieser das Zutrauen des Volks und einen großen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Auch war H. der Unterhändler in den geheimen Angelegenheiten des Nikias, besonders mit den Wahrsagern, die durch ihre Deutungen auf das Volk wirkten *). (*Rauschnick.*)

HIERON (St.), aus Kappadokien, war zu Tyana von christlichen Ältern geboren. Als er Kriegsdienste thun sollte, flohe er nach Melitene, weil er keinem Tyrannen dienen wollte. Damals begann die große, von Diokletian gebotene Christenverfolgung; die Legende erzählt nun, daß H. auf seiner Flucht durch ein Gesicht auf seinen Martyrertod vorbereitet worden sei, was ihn veranlaßte, sich in Melitene öffentlich zum Christenthum zu bekennen. Die Folge davon war, daß er, nebst 31 andern Christen, worunter die Heiligen Nikander und Hesychios, eingekerkert wurde. Bei den Martern, welche ihn zum Abfall vom Christenthume zwingen sollten, blieb er standhaft und wurde daher im J. 290 enthauptet. Sein Haupt kaufte ein vornehmer Bürger aus Melitene und baute ihm zu Ehren eine Kirche vor der Stadt. Die Kirche feiert sein Andenken den 7. November †).

(*Rauschnick.*)

HIERON, ein Maler aus Kibyrrha in Kleinasien, der nebst seinem Bruder Ptoleмos in den Verdacht gekommen war, einen Tempel des Apollon in seiner Vaterstadt beraubt zu haben, weßwegen Beide sich flüchtig machen mußten, und an den ihnen schon vorher bekannten Verres wandten, der sie mit sich nach Sicilien nahm, und ihre Kunstkenntniß sowohl als ihre Gewandtheit im Aufsuchen und zur Stelle Bringen von Kunstwerken ganz nach seiner Art zu benutzen wußte. Cicero nennt sie Spürhunde des Räubers, der, da es ihm gänzlich an wahrem Kunstsinn gebrach, sich überall an sie halten mußte. *Cic.* in Verrem Act. II. Lib. IV. c. 13 et seq. (*J. Horner.*)

HIERONESUS, hieß bei den Alten eine Insel des Mittelmeers zwischen Sicilien und Afrika. (*R.*)

---

*) S. *Plutarch.* im Leben des Nikias. *Athenaeus* Deipn. Lib. X.

†) Antony de Ribadeneira's Leben der Heiligen, übers. von P. Cochem. Uhlich's Lebensgeschichte der Heiligen. Bd. 4.

Hieron etos (heiliges Jahr), ſ. Jahr.

HIERONICA LEX, ein von Hiero II. († 510 ab U. c.), dem Beherrſcher Siciliens, gegebenes Geſetz, wodurch die Verhältniſſe zwiſchen den Pächtern der öffentlichen Abgaben (Decumani) und den Ackerbau Treibenden (Aratores), von welchen jene die Abgaben zu erheben hatten, genau regulirt und die gegenſeitigen Betriegereien möglichſt verhütet werden ſollten; daher wird es auch zu den leges frumentariae, Ackerbaugeſetzen gerechnet [1]). Nachdem im Jahre 513 der Stadt Rom (241 v. Chr.) Sicilien römiſche Provinz geworden war, behielt der Prätor Rupilius, welcher zuerſt Sicilien als ſolcher verwaltete, jenes Geſetz bei. Es muß überhaupt als wohlthätig betrachtet worden ſeyn; denn Cicero [2]) nimmt bei ſeiner Anklage des Prätor Verres einen Hauptanklagepunkt davon her, daß er jenes hieron'ſche Geſetz abgeſchafft habe. Da nur 7 Stadtgebiete (wie Cicero a. a. O. ſagt) in Sicilien von allem Zehnten frei waren, nämlich die civitas Mamertina, Tauromenitana, Centuripina, Halesina, Segestana, Halyciensis und Panormitana, das übrige Land aber Zehnten entrichten mußte, der jährlich in Sicilien ſelbſt zu einer ein für alle Mal beſtimmten Zeit verpachtet ward, ſo war das Geſetz, welches den Zehnten normirte, unſtreitig von großer Wichtigkeit. (*Adolph Martin.*)

Hieronices, ſ. Hieronikae.

Hieron Jovis Urii, ſ. Dios Sacra.

HIERONIKAE, HIERONICES (Ἱερονῖκαι), Sieger in den heiligen Spielen der Griechen. Zur Zeit der Blühte Griechenlands beſtand die Belohnung derſelben nur in einem einfachen Kranze; früherhin aber mögen Gegenſtände, welche auch einen innern Werth hatten, dazu gebraucht worden ſeyn, wie ſich wenigſtens aus den homeriſchen Gedichten folgern läßt. Denn bei Homer gibt Achilles in den Leichenſpielen, die er ſeinem Freunde Patroklus zu Ehren anſtellt, nicht etwa Kränze — wie denn überhaupt Homer den Kranz nicht kennt, weder als Kampfpreis noch als Zierde bei Gaſtmahlen — ſondern Gegenſtände von Werth, wie ſie ſich im Lager fanden: Gefäße, Pferde, Sklavinnen. Ja bei Spielen in Elis ſelbſt, bei denen man jedoch vielleicht noch nicht an die olympiſchen zu denken hat, wird ein Dreifuß ertheilt (Iliad. λ', 699.). Bei fortſchreitender Kultur ſcheint man, zufrieden mit der Ehre des Sieges, jedes andre Geſchenk verſchmäht und daher bloß das Zeichen des Sieges — einen Kranz — beibehalten zu haben. In den Hauptſpielen, den olympiſchen, wurde der Sieger mit einem Kranz vom wilden Ölbaume belohnt. Dieſe Kronen waren in Olympia auf Dreifüßen oder auf Tiſchen aus Gold und Elfenbein ausgeſtellt, welche wohl mitten in der Rennbahn ſtanden, ſo daß ſie von Jedermann geſehen werden konnten. War von den Hellanodiken anerkannt, daß Jemand den Sieg davon getragen habe, ſo ging dieſer, wie es ſcheint, ſelbſt hin und holte ſich den Kranz von dem Orte der Ausſtellung; denn es kommen faſt immer die Ausdrücke: den Kranz nehmen, rauben (λαμβάνειν, ἁρπάζειν, καταλαμβάνειν) vor. Aufgeſetzt wurde er ihm wohl vom Herolde [1]). Einige meinen [2]), daß die Kränze in Olympia auch von Gold geweſen, allein ihre Behauptung iſt zu wenig begründet. Der Ölbaum, von welchem die Kränze genommen wurden, hieß καλλιστέφανος, und ſtand hinter dem Tempel des olympiſchen Zeus. Von dieſem Ölbaume und ſeinen Nachkommen wurden die Kränze ſeit der Zeit des Iphitos genommen; denn man erzählt: als Iphitos die Kampfſpiele wieder einrichtete, verfuhren die Eleer eine Zeit ſo, daß keiner als Sieger bezeichnet werden konnte. Endlich ging er zum Orakel, und Pythia antwortete, man ſollte künftig die Sieger nicht mit Äpfeln, ſondern mit wildem Ölbaum bekränzen [3]); nach ſeiner Rückkehr fand er in Olympia den bezeichneten Ölbaum, umgab ihn mit einer Mauer und beſtimmte ſeine Zweige zu den Kränzen. Zuerſt wurde mit Ölkranz bekränzt Daikles aus Meſſene, der in der 7ten Olympiade ſiegte. Dieſe Erzählung des Phlegon Trallianus (de Olymp.) hat Vieles, was mit Andern im Widerſpruch ſteht, namentlich wird nach ihr in der 4ten Olympiade Niemand als Sieger erklärt, während nach Pauſanias (Messeniac.) in der 4ten Olympiade Polychares Sieger im Wettlauf war. In den iſthmiſchen Spielen erhielt Anfangs der Sieger einen Kranz aus Fichtenzweigen, dann aber änderte ſich die Sitte, und man gab einen Kranz aus Eppich (σέλινον); endlich kam aber der Fichtenkranz wieder in Gebrauch, wie Plutarch erzählt [4]). In den pythiſchen ſcheinen Anfangs Geſchenke von Werth gegeben zu ſeyn, doch in der 2ten Pythiade kamen die Belohnungen ab, ſo daß nur ein Kranz aus Lorber ertheilt wurde. (*Pausan.* Phocic.). Allein man behielt die Sitte nicht ſtets bei, denn ſpäter kamen wieder Geſchenke von Geldeswerth auf, aber doch nur für einige Zeit [5]). Überdieß führen die alten Schriftſteller noch andere Kränze an, welche in den pythiſchen Spielen gegeben worden, als aus Gold, aus Äpfeln, aus Hageichen. (Aesculus *Ovid.* met. I.). Überdieß erhielten die Sieger in allen Wettkämpfen einen Palmenzweig als Zeichen des Sieges. Die Sieger in den Spielen, welche nicht ganz Griechenland betrafen, empfingen fortwährend werthvollere Belohnungen, z. B. in den ſcirrhiſchen Spielen zu Athen Becher ꝛc. Auch die Sieger in den Hauptſpielen gingen nicht ganz leer aus. Denn war der Kranz ihnen aufgeſetzt, ſo führte ſie der Herold unter dem Zujauchzen der verſammelten Menge durch das Stadium, und man warf ihnen dann nicht

1) Vgl. z. B. *Joa. Rosinus* antiquitat. Roman. edit. *Thom. Dempsteri*, Colon. Agripp. 1662. in 4. pag. 1360. 2) In Verrem act. II. lib. 2. c. 13. lib. 3. c. 6—8 u. 10.

1) *Cic.* epist. ad famil. V, 12. fin. 2) *Muret.* lib. XV. c. 7. und *Fabri* agon. II, 22.

3) Iphitos! gib nicht mehr die Frucht des Apfels dem Sieger,
Sondern umwind' ihm das Haupt mit wildem und fruchtbarem Ölbaum,
Welcher jetzt iſt umſchlungen vom zarten Gewebe der Spinne.

4) Sympos. quaest. lib. V. qu. II. cf. *Pindar.* Isthm. 2. 5) *Plutarch.* quaestiones Sympos. 5, 7.

nur Zweige, Kränze, sondern auch Gürtel, Hüte und dergleichen zu. Doch von bedeutendem Werth waren wohl alle diese Gegenstände nicht, da Galenus (protreptic. ad art. et scientias) bemerkt, daß die Athleten nicht nur arm wären, wenn sie ihre Kunst übten, sondern auch wenn sie sie aufgegeben hätten. Das Herumführen der Sieger in der Rennbahn vom Herolde wird ἀναχήρυξις oder ἀνάρρησις oder ἀγόρευσις genannt [6]). Außer den angeführten Ehren wurden den Siegern noch andere zu Theil. Namentlich wurden sie festlich auf einem Wagen, wie die römischen Triumphatoren mit einem besondern blumigen Kleide (ἐσθῆτι ἀνθινῇ) angethan, unter dem Zulauf der Menge in ihre Vaterstadt eingeführt. Bei dieser Gelegenheit fanden viele Übertreibungen Statt, die manche Schriftsteller fälschlich als Sitte ansehen. Denn wenn Diodor (XIII, 82.) erzählt, die Agrigentiner hätten ihren Landsmann Exänetos, der in der 91sten u. 92sten Olympiade siegte, auf einem mit weißen Pferden bespannten Wagen eingeholt, und ihn mit 300 andern auf gleiche Weise bespannten Wagen begleitet, so ist dieß ein Probebeispiel von dem Luxus der Agrigentiner, und als solches will es Diodor auch angesehen haben. Was sich aber Nero in seinem Hohne gegen die Menschheit erlaubte, das kann vollends nicht als Sitte angesehen werden. Daß die Mauern der Städte niedergerissen wurden, wenigstens zum Theil, um die Sieger auf ungewöhnliche Weise einzuführen, oder wie Plutarch sagt [7]), um zu bezeichnen, daß eine Stadt, welche solche tapfre Männer habe, keine Mauern bedürfe, ist nur eine Übertreibung und ihrer wird nicht oft gedacht, nämlich nur bei Suetonius und bei Plutarch [8]). Nach dem Einzuge in ihre Vaterstadt wurden die Hieroniken von ihren Freunden und Verwandten gewöhnlich bewirthet; und gaben auch zur Erwiederung ein Gastmahl. Alkibiades, welcher in Olympia mit dem ersten, zweiten und dritten Wagen gesiegt hatte, bewirthete die ganze olympische Versammlung (*Plutarch.* vit. Alcibiadis). Die Sieger wurden nicht nur in ihrer Stadt, sondern auch in ganz Griechenland den alten Heroen gleich geschätzt, und man betrachtete sie allgemein als ausgezeichnete Männer [9]). In Athen wurden sie zu Sokrates's Zeit in dem Prytaneion gespeist (*Plato* sympos.), und durch ein solonisches Gesetz war bestimmt, daß der Sieger in Olympia 500, die Sieger in den andern heiligen Spielen 100 Drachmen erhalten sollten [10]). Die Spartaner ehrten die Sieger in den Kampfspielen noch besonders dadurch, daß sie ihnen in der Schlachtreihe ihre Stelle zunächst bei dem Könige anwiesen; obgleich in Sparta wie Athen, nicht Alle gleich hoch von diesen Spielen dachten; denn eine Spartanerinn, welche ihren Sohn in der Schlacht verloren hatte, sagte, sie wolle lieber, daß ihr Sohn als Sieger in der Schlacht umkäme, als siegend aus den olympischen Kämpfen zurück kehre. Überdieß wurden die Sieger von den lyrischen Dichtern besungen und ihre Namen wurden an dem Orte, wo sie gekämpft hatten, in ein Verzeichniß eingetragen. Anfangs trug man in Olympia wohl nur diejenigen ein, welche im Wettlauf siegten, doch später auch die, welche in andern Gattungen der Spiele Sieger, ja sogar auch die, welche Überwundene waren [11]). Auch durch einen besondern Sitz bei öffentlichen Spielen (προεδρία) und Befreiung von öffentlichen Abgaben (ἀτελεία) zeichnete man die Sieger aus. Ferner wurden ihnen an der Stelle, wo sie gesiegt hatten, Statuen errichtet. Die erste Bildsäule in Olympia in dem Haine Altis, sollen die Kreter Olymp. LIX. aus Cypressenholz aufgestellt haben; später wurden die Säulen aus Erz gefertigt, durften aber nicht größer oder kleiner seyn, als die Gestalt des Hieroniken selbst und die Hellanodiken wachten darüber, daß dieses Gesetz genau beobachtet wurde. Plinius [12]) bemerkt noch, daß die Bildsäulen derer, welche drei Mal gesiegt hatten, selbst in den einzelnen Gliedern die größte Ähnlichkeit hatten. Denen, welche im Wagenrennen siegten, errichtete man auch Bildsäulen, welche Zweigespanne vorstellten; sogar ihre Pferde erhielten Ehrenbezeigungen, vorzüglich wenn sie mehrere Male in Olympia gesiegt hatten. Der Name der Hieroniken wurde ihnen aber nicht gegeben, obgleich sie Kränze und Statuen erhielten, ja, ob sie gleich an einem öffentlichen Orte (in Athen im Keramikus) begraben wurden, wenn sie öfter gesiegt hatten. (*Carl Wilhelm Müller.*)

HIERON OROS (mons sacer), Hieron, der heilige Berg wird 1) von Ptolemäos in den südlichen Theil Kreta's gesetzt, wo Strabo den Berg Dikte (jetzt Sitia) anführt. Nach der Mythologie war Zeus auf dem Berge Dikte geboren und von ihm an demselben eine Stadt, die ebenfalls Dikte hieß, erbauet worden. Der Berg ward daher für heilig gehalten. (*Diodor* V, 70. *Athenaeus* IX. p. 375). (*Kanngiesser.*)

2) Ein Berg in Pontus zwischen Erzerum und Trapezus zum moschischen Gebirge gehörig (*Plin.* VI, 4.); wahrscheinlich ist damit einerlei der bei Xenophon erwähnte Berg Teches, und der nördlich von Erzerum liegende mit 2 Burgen versehene Berg Tekman morgenländischer Schriftsteller. (*R.*)

HIERON (sacrum) Promontorium, ein Vorgebirge im südöstlichen Theile Hibernias (nach Ptolem.), wahrscheinlich das heutige Kap Corusore in der Provinz Leinster. (*R.*)

HIERON'S SCHIFF. Der Tyrann Hieron ließ mehrere sehr große Schiffe erbauen, von denen vorzüglich das berühmt ist, welches unter der Aufsicht des Archimedes mit großer Pracht ausgeführt wurde; Moschion beschrieb dieses Schiff ausführlich, einen Auszug davon liefert Athenäus (deipnosoph. V. c. 40. pag. 207), welcher jedoch zu kurz ist, um ein ganz deutliches Bild von der innern Einrichtung geben zu können. Das

6) *Pollux.* onom. lib. 3, 30. 7) Sympos. problem. 2, 5. 8) a. a. O. τὸ τοῖς νικηφόροις ἁλίσκεσθαι τῶν τειχῶν ἱκανὸν μέρος δεικνὺς καὶ καταβαλλόν. 9) δακτυλοδεικτεῖσθαι *Lucian.* Anachars. 10) *Diog. Laert.* et *Plutarch.* in vit. Solon.

11) *Plutarch.* vit. Agesilai. 12) Histor. nat. 34, 4.

Wesentlichste ist dieses. Hiero ließ vom Ätna so viel Holz, daß man daraus bequem 30 Triremen hätte erbauen können, und außerdem zu den Rippen und vorzüglicheren Theilen des Schiffs aus anderen Gegenden Siciliens und Italiens Holz herbei schaffen, wie z. B. einen von den ungeheuer großen und starken Masten aus den bruttischen Gebirgen. Stoffe zu den Tauen wurden aus Spanien und von der Rhone geholt, aus letzterer Gegend brachte man auch das Pech. Geschickte Arbeiter wurden dem Baumeister Archias von Korinth untergeben, 300 Mann, jeder mit einer bedeutenden Anzahl Handlanger versehen, vollendeten in 6 Monaten die Hälfte des Schiffes und hatten es mit bleiernen Platten belegt. Das fernere Ausbauen dieses Theiles sollte im Wasser geschehen; man konnte ihn aber wegen seiner bedeutenden Schwere nicht gut dahin bringen. Archimedes erfand zu diesem Zweck die Helix (s. den Art. und Archimedes). Nach 6 Monaten weiterer Arbeit wurde das Schiff fertig. Zuerst beschlug man es mit ehernen Nägeln, von welchen die meisten 10 Minen wogen, andre noch um die Hälfte größer waren, um die Rippen noch besser zusammen zu halten. Nach Vollendung des Äußeren wurde zur innern Einrichtung und Ausbauung geschritten. Das Schiff hatte 20 Reihen Ruder; da es eine große Anzahl von Menschen fassen sollte, wurden, um Störungen zu vermeiden, drei Zugänge gemacht. Der eine führte auf vielen Treppen zu dem Warenlager, der zweite zu den Wohnzimmern und der dritte war für die Schiffssoldaten. An jeder Seite des mittleren Ganges waren 15 Zimmer mit je 4 Lagern. Die Wohnung des Schiffkapitäns hatte 15 Lager und überdieß noch 3 Schlafzimmer mit je 3 Lagern. Zu der Wohnung des Kapitäns gehörte auch noch die Küche am Hintertheile. Alle diese Zimmer hatten Fußböden, welche mit Mosaiktafeln, den Inhalt der Iliade darstellend, ausgelegt waren. Auch an den Decken, Thüren und Geräthschaften war Alles mit der größten Sorgsamkeit gearbeitet. An dem zuletzt genannten Schiffszugange waren ein Übungsplatz und Spaziergänge, und bei denselben Gärten mit Pflanzungen, zu welchem Ende der Boden mit Blei oder irdenen Platten belegt und dann mit Erde überschüttet worden war. Auch Lauben aus Epheu und Weinranken hatte man angebracht, die dazu erforderlichen Gewächse standen in Fässern mit Erde. Hierauf folgte nach Athenäus Angabe das der Aphrodite geweihte Gemach, welches also auf dem Verdeck gewesen wäre, was sich nicht wohl annehmen läßt. In diesem Gemach waren 3 Lager; der Fußboden war aus Achat und andern schönen Steinen, welche man auf der Insel findet; die Wände und die Decke aus Cypressenholz, die Thüren aber aus Elfenbein und einem wohlriechenden Holze (Thyon). Köstlich war dieses Gemach mit Gemälden, Bildsäulen und verschiedenen Arten von Bechern ausgeschmückt; daran schloß sich das Studirzimmer mit der Bibliothek. Die Wände und Thüren in diesem Zimmer bestanden aus Burus; an der Decke war der Polos, ein Instrument zur Bezeichnung des Wechsels der Jahreszeiten angebracht. Darauf folgte das Bad mit 3 Lagern und 3 ehernen Dampfbädern und eine Badewanne aus tauromenischen Steinen zusammen gesetzt, welche 5 Metreten faßte. Für die Schiffssoldaten und ähnliche Leute gab es außerdem viele Gemächer. Bei der Schwere und dem Umfange des Schiffes ließ sich fürchten, daß sich in dem untern Raume viel Wasser ansammeln werde; allein Archimedes traf eine Einrichtung, daß es durch einen Menschen ausgeschöpft werden konnte. (Vergl. den Art. Archimedes und Archimedische Schnecke). Auf beiden Seiten der Wände gab es je zehn Pferdeställe und daneben ein Behältniß für das Pferdefutter und für das Zeug der Reiter und Sklaven. Am Vordertheil war ein Wasserbehältniß, das verschlossen werden konnte; es faßte 2000 Metreten Wasser, und bestand aus Bretern, die mit Leinwand beschlagen und mit Pech bestrichen waren. Neben diesem Behältniß war ein Fischteich von Bretern und Bleiplatten mit Seewasser angebracht, um Seefische darin aufzubewahren. Auf beiden Seiten ragten aus den Wänden des Schiffes Balken in einer mäßigen Entfernung hervor, auf welchen das Holz, die Küchengeräthe, die Mühlen und Anderes, was zum Handwerkszeuge gehörte, liegen konnte. Außen um das Schiff gingen in schicklicher Entfernung von einander 6 Ellen hohe, als Atlanten ausgeschnitzte Träger, um die obere Last und den Dreischlitz (τὸ τρίγλυφον) zu tragen. Das ganze Schiff war mit passenden Gemälden ausgeschmückt. Es gab auf demselben 8 Thürme, von angemessener Last und Größe; 2 auf dem Vordertheil, 2 auf dem Hintertheil und die übrigen 4 in der Mitte. In jedem derselben hatte man zwei Wurfmaschinen (χειρόβαι) und daneben Schießlöcher angebracht, um auf die heranschiffenden Feinde Steine werfen zu können. Auf jeden der Thürme wurden 4 Hopliten und 2 Bogenschützen postirt; das ganze Innere derselben war voll Steine und Wurfgeschosse. Die äußere Wand des Schiffes hatte eine Brustwehr, und auf dem Verdeck selbst stand eine Katapulte, welche 3 Talente schwere Steine und 12 Ellen lange Balken in die Entfernung eines Stadiums schloß. Diese Maschine war ebenfalls ein Werk des Archimedes. An jedem der drei Masten waren zwei Wurfmaschinen befestigt, um mit denselben eiserne Haken und Bleistücken auf die Feinde zu werfen. Ferner gingen noch rings um das Schiff eiserne Pallisaden. Auf jeder Seite des Schiffes standen 60 ganz bewaffnete Jünglinge, eben so viele um die Masten und Wurfmaschinen. Auch in den Mastkörben, die aus Eisen gemacht waren, standen Bewaffnete, in dem ersten 3, in dem zweiten 2, in dem dritten 1. Das Schiff hatte 4 hölzerne und 8 eiserne Anker. Außer dem standen immer 600 auf dem Vordertheile, der Befehle gewärtig. Richter waren der Schiffskapitän, der Steuermann und der Aufseher des Vordertheils. Das Schiff trug 60,000 Medimnen Getreide und 10,000 Gefäße mit sicilischen eingemachten Gegenständen, 20,000 Talente Wolle und 20,000 Talente andere Waren, außer dem Proviant für die Mannschaft. Archimelos dichtete ein Epigramm auf dieses Schiff, das noch bei Athenäus zu lesen ist und erhielt

dafür von Hiero 10,000 Medimnen Weizen zum Geschenk, welche dieser auf eigne Kosten nach Athen schaffen ließ. Anfangs hieß dieses Riesenschiff Syrakusa; da aber nur wenig sicilische Häfen es fassen konnten, verschenkte es Hieron an Ptolemäus in Alexandrien und legte ihm daher den Namen Alexandria bei.

(*Carl Wilhelm Müller.*)

HIERONYMITEN oder Einsiedler des heil. Hieronymus, und Hieronymitinnen. Unter diesem Namen sind hauptsächlich vier Orden bekannt, die nach Art und Sinn geistlicher Verbrüderungen auf große Verschiedenheit und Selbstständigkeit Ansprüche machen und auch in der That völlig von einander verschieden sind, wenn wir die Sache im Geiste solcher Vereine ansehen. Es hat nicht Wenige gegeben, die aus allen vier Hauptcongregationen nur eine einzige haben machen wollen, unter welchen *Hermant* histoire des Ordres religieux. Bd. II. S. 352 der vorzüglichste ist, dessen Irrungen bereits hinlänglich von Helyot im 3ten Bande der teutschen Übersetzung seiner Mönchsgeschichte S. 503 — 6 widerlegt worden sind. Alle Hieronymiten-Verbrüderungen haben ihre Sitze in Spanien, Portugall und Italien, einige wenige Häuser in Tirol und Baiern dazu gerechnet; alle sind zugleich uneigentliche Eremiten, die ihren Ursprung, wie viele andere religiöse Vereine, meist dem mächtigen Orden des heil. Franciskus, namentlich dem dritten Orden desselben zu danken haben.

Gewöhnlich wird der selige Thomas von Siena, auch Thomasuccio genannt, d. i. der kleine Thomas, aus christlicher Bescheidenheit so geheißen, als Gründer der ersten Congregation derselben angegeben: allein der gewissenhafte Helyot weiß mit siegreichen Gründen diese Ehre den Schülern des seligen Mannes zu gewinnen, die aber doch immer erst durch die entzückten und weissagungsvollen Reden ihres Meisters auf den Entschluß gebracht wurden, die schönen Alpenländer zu verlassen und sich nach Spanien zu wenden, von welchem Lande der begeisterte Seher oft verkündete, er habe den heil. Geist auf Hispania hernieder fahren gesehen. Durch diese frommen Gesichte des heil. Mannes waren 7 oder 8 Brüder mit einander einig geworden, die Reise im Jahre 1367 oder 68 zu beginnen. Unter diesen wird besonders der Bruder Vasco, ein Portugiese, namhaft gemacht, der bereits 30 Jahre im Vereine mit Thomasuccio verlebt hatte. Glücklich in Spanien angelangt, suchten sich die frommen Männer für ihr Vorhaben schickliche Wüsteneien und trennten sich in 2 Theile aus Liebe zur Einsamkeit. Ein Theil siedelte sich bei Drusco, am Flusse Tàruña an, und der andere im Gebirge von Toledo, etwa 1368. Sie machten Aufsehen und reizten mehrere Einsamkeitsliebhaber zur Nacheiferung, unter welchen sich auch bürgerlich angesehene Leute befanden.

Unter diesen war Pater Ferdinand Pecha, Kammerherr des kastil. Königs Don Pedro, des Grausamen, der eifrigste. Er hatte sich in die Einsiedelei zu U. L. Fr. von Villaescua in der Nähe von Drusco begeben und suchte gleich Anfangs die fromme Anstalt auf alle Weise in die Höhe zu bringen. Ausgezeichnete Strenge und deßhalb allerlei neue Einrichtungen waren sein erstes, aber nicht sein ausschließliches Augenmerk; seine Kenntniß der Welt ließ ihn auch die äußerlichen Mittel nicht hintansetzen, die durch Glanz den Ruhm schaffen und durch Auffallendes die Bewunderung der Menge erregen. Seine angesehenen und reichen Verwandten machten ihm die Ausführung seines Vorhabens nicht zu schwer. Ferdinands Bruder, der Bischof von Jaen, legte sein Amt nieder, um durch sein Beispiel die Einsamkeit in der Einsamkeit vertreiben zu helfen und nicht Wenige folgten dem Vorbilde des bischöflichen Eremiten. Ein reicher Oheim der Familie Pecha, Didacus Martinez hatte bereits vor 40 Jahren nicht sehr fern von den Klausen der Neuverbrüderten eine Kirche erbaut, die der Stadt Lupiana gehörte. Diese Kirche mit allen ihren Einkünften wußte Pecha für die Einsiedler zu gewinnen (1370), und ließ nun um dieselbe eine Menge abgesonderter Einsiedlerzellen erbauen, damit sie, wie er sagte, dem heil. Hieronymus in Palästina nachahmeten, ob dieser gleich niemals Einsiedler gewesen ist. Die Gesellschaft gewann also in den Augen Vieler immer größeres Ansehn, was den Neid Anderer reizte, der sich nicht selten auch in geistliche Anstalten zu schleichen weiß. Man nannte sie zusammen gelaufene Leute, die nicht einmal vom Papste bestätigt wären und machte sie der Ketzerei der Begharden verdächtig (s. den Art. Beguinen). Ferd. Pecha, mit Recht gegen solche Beschuldigungen nicht gleichgiltig, brachte unter den Seinen den Entschluß hervor, ihre einsiedlerische Lebensart in eine klösterliche zu verwandeln, die sowohl den Gefahren der Welt, als auch der üblen Nachrede weniger ausgesetzt sei, und bei dem heil. Vater um eine förmliche Bestätigung ihrer Brüderschaft anzuhalten. Zum vorzüglichsten Abgesandten an den Papst wurde einstimmig der thätige Pater Ferd. Pecha erwählt, der auch sogleich mit seinem Gehilfen Peter von Rom die Reise nach Avignon antrat, wo damals Gregor XI. seinen Sitz hatte. Ihr Gesuch wurde genehmigt und die Bestätigung des neuen Ordens erfolgte durch die Bulle vom 18. Okt. 1373. Der Papst hatte sie der Regel des heil. Augustin unterworfen, welcher noch die besondern Satzungen des Augustinerklosters zu St. Maria vom Grabe bei Florenz hinzu gethan wurden. Gregor hatte ihnen auch eine eigene Kleidung vorgeschrieben, die in einem unscheinbaren Rocke von weißem oder ungefärbtem groben Zeuge, einem lohfarbenen Scapulier, einer kleinen Kapuze und einem Mantel, Alles ungefärbt und tannenfarbig bestand. Sie erhielten die Kirche zu St. Bartholomäus von Lupiana, die mit den Einsiedeleien ein Kloster ausmachen sollte. Nachdem die beiden Abgesandten dem Papste feierlich das Gelübde abgelegt hatten, wurde Ferdinand Pecha zum ersten Prior der neuen Congregation erwählt, der nun seinen Familiennamen in Ferd. v. Guadalarara (nach seinem Geburtsorte) umwandelte, was auch in diesem Orden, wie in vielen anderen, Sitte geblieben ist. Noch hatte ihnen Gregor XI. bewilligt, daß die

übrigen Einsiedler ihrer Art zu dieser Congregation gezogen und noch vier Klöster für sie erbaut werden sollten.

Der neue Prior beeiferte sich nun, dieß Alles zu Stande zu bringen und versäumte nicht, bei allen weltlich geistlichen Einrichtungen im J. 1374 eine Regel für seine Untergebenen aufzusetzen, die auch angenommen und stets von ihnen befolgt worden ist. Die angesehene Familie der Pecha fand ihre Ehre darin, dem Orden ihres Ferdinand äußerlich aufzuhelfen und so war die ganze Einrichtung seines Klosters in einem Jahre völlig zu Stande gekommen. Damit darauf die übrigen, ihnen vom Papste zugestandenen Klöster gleichfalls erwirklicht würden, legte der eifrige Ferdinand sein Priorat des Hauptklosters in die Hände eines Andern und erbaute das Kloster U. L. Fr. von Sysla bei Toledo, nach dessen Vollendung die 3 übrigen von ihm besorgt wurden. — Die zweite Abtheilung dieser Einsiedler, die vorzüglich in Valencia sich niedergelassen hatten, wollte nicht zurück stehen, suchte beim Papste um gleiche Erlaubniß nach, die sie erhielt und erbaute ihr erstes Kloster zu Gardia, was sie bald mit einem andern zu Catalua vertauschte. Von jetzt an wuchs die neue Congregation an Mitgliedern und an Reichthum sehr bedeutend. 1389 wurde dem zweiten Prior des Hauptklosters zu Lupiana, dem Ferd. Yanez von Carceres das überaus wichtige Kloster U. L. Fr. von Guadalupe im spanischen Estremadura übergeben, welches durch sein berühmtes wunderthätiges Marienbild große Scharen Pilger herbei lockte, wodurch es zu solchem Reichthum gelangte, daß es an Besitzthümern alle andern des ganzen Ordens übertraf, was ihm auch den zweiten Rang gewann, der dem Alter der Stiftung nach manchem andern gebührt hätte. Das Kloster zu Guadalupe gehört nicht allein zu den geräumigsten, sondern seine Sacristei wird auch für die reichste der Welt gehalten, was allerdings Etwas sagen will. Daher wurde es ihm dann sehr leicht, sich durch sehr bedeutende Armenspenden einen Namen unter dem Volke zu machen und sogar Ansehn am königlichen Hofe zu gewinnen, da es im Stande war, die Könige in bedenklichen Lagen mit ansehnlichen Geldsummen zu erfreuen.

Daher kam es aber auch, daß mehrere Mitglieder dieses Ordens in der Folge mit der einfachen und gewöhnlichen Geschichte der Congregation nicht zufrieden seyn und sich mit mönchischer Klugheit eine viel höhere Ehre erkünsteln wollten. Namentlich war Crescenzi in seinem Presid. romano Th. I. S. 363 vom gewandten Geiste der Eitelkeit ergriffen worden, der den Hieronymiten die höchste Ehre des mönchischen Altertums zu sichern und sie bis unter die Propheten des alten Testaments hinauf zu dichten sich unterwand, zum Verdruß der Carmeliter, die sich gefallen lassen sollten, unter die Hieronymiten in den frühesten Zeiten gehört zu haben. Nur von ihnen, zeigt er, sei das echte Mönchswesen ausgegangen, und wenn dieß Manchen nicht so schiene, so liege es nur daran, daß man nicht beachte, wie sich die Hieronymiten unter andern Namen zuweilen verborgen gehalten, stets aber ihrer uralten Regel nachgelebt hätten. In demselben Sinn suchte auch der P. Hermenegild von St. Paul zu beweisen, daß das Kloster St. Maria vom Grabe bei Florenz schon längst den Hieronymiten gehört, daß also der Papst sie nur in ihre alten Rechte durch Übergabe dieses Klosters wieder eingesetzt habe. — Abermalige Zeugnisse, daß auch unter den Mönchen die Eitelkeit nicht ertödtet ist, vielmehr von Geißel und Kutte sich nicht minder nähre, als von üppiger Pracht.

Durch den Bruder Vasco, der sich nicht lange nach seiner Ankunft in Spanien nach seinem Vaterlande Portugall begeben und sich daselbst mit einigen Gleichgesinnten die Einsiedelei Penalonga erbaut hatte, wurde das Klosterleben nach der Regel seiner spanischen Brüder auch dort eingeführt, wozu der Gegenpapst Bonifaz IX. die Erlaubniß ertheilt hatte. Auch breitete sich der Orden in Catalonien und Arragonien aus. Ferdinand von Guadalarara (Pecha) legte in den letzten Jahren seines, durch Strenge sehr hinfälligen Lebens sein Priorat nieder und begab sich aus Liebe zu seiner Schwester Ferdinanda, der Witwe des Don Gonsalva von Voldes, nach Guadalupe, wo er 1402 starb. Seine Schwester folgte ihm bald nach.

Im J. 1415 zählte der Orden bereits 25 Klöster in Spanien und Portugall. In diesem Jahre wurde auch das erste Generalkapitel gehalten, wo man sich vereinigte, ein einziges Haupt anzuerkennen, damit der Zersplitterung des Ordens durch abweichende Gebräuche einzelner Klöster, die sich schon zeigten, vorgebaut würde. Man hatte sich deßhalb an den Gegenpapst Benedict XIII. gewendet, der in Castilien und Arragonien anerkannt wurde und dieser hatte sie zugleich von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe frei gesprochen, indem er ihnen Guadalupe als den Ort ihrer ersten Generalversammlung anwies. Hier wurde der Prior des Klosters St. Bartholomäus von Lupiana, Didacus von Alcaron zum ersten General ernannt und seit der Zeit sind die Prioren dieses Klosters auch stets die Generale des Ordens geblieben. Nachdem 1417 Benedict XIII. mit den übrigen Gegenpäpsten auf dem Concil von Constanz abgesetzt und Martin V. erwählt worden war, erhielten sie auf ihr Ansuchen die Bestätigung des Verwilligten von dem neuen Papste, die Innocenz VIII. bald darauf wiederholte. Vom J. 1418 an wurden die Generalkapitel alle 3 Jahre gehalten.

Weil nun nach und nach mehrere Brüderschaften entstanden, die sich unter den Schutz des heil. Hieronymus begeben hatten, so beabsichtigte Nikolaus V. 1447 eine Vereinigung Aller zu einer großen Congregation, wovon auch die Jesuaten des heil. Hieronymus nicht ausgenommen seyn sollten. Sämmtliche Hieronymiten wurden deßhalb 1448 auf das Pfingstfest nach Rom zu einem allgemeinen Kapitel berufen. Die spanische Congregation hatte aber ihren 12 Abgeordneten den gemessensten Auftrag ertheilt, dieser Vereinigung aus allen Kräften entgegen zu arbeiten, was sie auch durchsetzten. Eine Zeit lang hatten sich sogar die spanischen und por-

tugiesischen Hieronymiten gesondert, welche Trennung Philipp II. mit Hinzuziehung Clemens VIII. 1595 wieder beseitigte. Derselbe Philipp hatte 1557 den Bau des berühmten Hieronymitenklosters St. Lorenzo el Escurial begonnen (in Form eines Rostes), was zugleich als Begräbnißort der spanischen Könige merkwürdig ist. In neuern Geographien, z. B. von Cannabich, 8te Auflage, wird der Bau desselben von 1563 — 1584 angegeben; es werden 5000 Fenster, 160 Mönche u. s. w. genannt; Alles ohne Angabe der Quellen und nicht mit Helyot übereinstimmend, der sonst in solchen Dingen größten Theils zuverlässig ist. Helyot erzählt, daß der Bau von 1557 bis zum Tode Philipp des II. 1598 fortgesetzt wurde, daß es bis dahin, Maler- und Bildhauerarbeit mitgerechnet, 5,270,000 Dukaten und 1 Mill. für Kirchenschmuck gekostet, wofür es denn auch das prachtvollste Kloster der ganzen Christenheit geworden ist. Erst von den nachfolgenden Königen ist es mit vielen Kosten vollendet worden. Philipp IV. ließ die Grabstätte der Könige nach dem Vorbilde des Pantheon oder der Rotunda in Rom zu dem Kloster hinzu fügen, weßhalb auch diese Ruhestätte Pantheon genannt wird, dessen Inneres ganz von schwarzem Marmor ist mit einigen Verzierungen von rothem Marmor, Jaspis und vergoldetem Erz. Die schön gebaute Kirche ist reich an köstlichen Bildern und der Altar allein wird auf eine Million geschätzt. Ausgezeichnet prachtvoll ist das Tabernakel von Gold und den reinsten Edelsteinen, so daß man das heil. Sakrament durchschimmern sieht, das in einem Gefäß von Achat ruht, über 2 Millionen an Werth; der obere Theil der Decke ist mit einem Smaragd von der Größe eines Eies besetzt, ganz unschätzbar. Eben so gehört die Sacristei zu den reichsten der Christenheit. Ganz besonders zeichnen sich 2 Gefäße aus, das heil. Sakrament zu tragen. Eins ist von einem einzigen Sapphir, der mit Perlen und dem köstlichsten Gestein geschmückt ist, in deren Mitte ein sehr großer und herrlicher Rubin prangt. Das andere ist gegossen und gleichfalls mit den schönsten Edelsteinen besetzt; es soll eigenhändig vom Kaiser Maximilian II. verfertigt worden seyn. Das Bauwerk der Orgeln kostete 27,000 Dukaten. Das Kloster, die Wohnung des Königs und das Seminar, worin 180 junge Geistliche auch in den schönen Wissenschaften unterrichtet werden, enthält 22 Höfe, 11,000 Fenster, 800 Säulen, eine Klosterbibliothek von mehr als 100,000 Bänden, worunter viele Mspte, von denen leider ein Theil in der Feuersbrunst von 1671 verbrannt ist. Die 120 Mönche (zuweilen mehrere) haben über 40,000 Thaler jährlicher Einkünfte.

Alle Hieronymitenklöster Spaniens zeichnen sich durch Wohlthätigkeit aus, die sie den Armen erweisen. Am meisten rühmt Helyot deßhalb das Kloster zu St. Hieronymus von Juste (auch St. Juste genannt), welches auch durch Karl V. bekannt ist, der nach Niederlegung seiner Würden daselbst, oder vielmehr in der Nähe dieses Klosters in einem eigenen Hause seine beiden letzten Lebensjahre traurig verlebte; so auch das Kloster zu Madrid, zu Sevilla u. s. w. — In Portugall sind die Klöster der Hieronymiten nicht minder wichtig, am meisten das Kloster zu Belem, Begräbnißort der Könige von Portugall, 1479 vom K. Don Emanuel in Gestalt eines Kreuzes erbaut. Es unterscheidet sich von der gewöhnlichen Bauart portugiesischer Klöster durch seine vielen Fenster. Die nähere Beschreibung desselben findet man im Helyot III. B. S. 523 u. 24. Seit dem großen Erdbeben in Lissabon 1755 wohnte die königl. Familie daselbst bis 1794, wo das Wohngebäude abbrannte.

Der dritte Ordensgeneral der Einsiedler des heil. Hieronymus, P. Lope von Olmedo, Stifter der Mönche des heil. Hieronymus, wurde beauftragt, die Constitution für die weltlichen Chorherren von St. Johannes, dem Evangelisten, in Portugall zu bearbeiten, welche auch 1465 dieselben Vorrechte der Hieronymiten vom Papste erhielten. Überhaupt bediente man sich dieses angesehenen Ordens zu vielen Verbesserungen geistlicher Vereine und Ritterorden, unter andern auch der Prämonstratenser unter der Regirung Philipps II. Zur Zeit der Eroberung Mexiko's von Cortez wurden die Hieronymiten zu Statthaltern von St. Domingo ernannt.

Ihre Kleidung haben sie nur durch ein schmales, schwarzes Scapulier nebst dergleichen Kapuze verändert. Beim Ausgehen zeigen sie sich in einer langen, sehr faltigen schwarzen Kappe, die bis zur Erde reicht. Um Mitternacht halten sie die Metten, beten eine halbe Stunde vor der Vesper und nach dem Completorium. Alle kirchlichen Fasten werden streng gehalten, außerdem noch die ganze Adventzeit, alle Freitage, Montags und Dinstags nach Quinquagesimä und essen Mittwochs nie Fleisch. Den dritten Sonntag nach Ostern wird alle 3 Jahre Generalkapitel gehalten in Gegenwart aller Prioren und eines Abgeordneten jeden Klosters, wobei General und Superioren jederzeit um Entlassung von ihren Ämtern bitten.

Die Klosterfrauen des heil. Hieronymus haben sich außerhalb der pyrenäischen Halbinsel gar nicht verbreitet und sind dem oben beschriebenen Orden stets unterworfen gewesen. Ihre Stifterinn ist Maria Garcias, Tochter des Don Didacus Garcias von Toledo und der Constantia von Toledo, die sie, ihrer Weltverachtung wegen, schon in früher Jugend für den heil. Stand bestimmten. Sie begab sich in das Kloster St. Paul de las Dueñas, dessen Priorinn ihre Schwester war. Ob sie nun gleich daselbst das Ordenskleid nicht nahm, so war doch ihre Strenge bereits so musterhaft, daß sich die Klosterfrauen zu St. Clara von Tordesillas davon so gerührt fühlten, daß sie bewundernd ihr die Würde einer Superiorinn antrugen, was sie demuthsvoll abschlug. Nach einem Jahre begab sie sich wieder zu ihren Ältern, wo sich bald eine fromme Witwe Mayor Gomez zu ihr fand; beide wurden einig, ihre Ehre im Niedrigen zu suchen und sammelten, von Haus zu Haus bettelnd, milde Gaben für Gefangene und verschämte Arme, was die Anfangs widerstrebenden Ältern Mariens auch bald billigten. Mariens Schönheit und Don Pedro's unge-

zügelte Sinnenlust, der die schöne Bettlerinn nicht entgangen war, machten eine schnelle Änderung ihrer Lebensweise nothwendig. Die beiden Freundinnen entwichen in die Einöde von Sysla, wo sie sich bis zum Tode des viel gefürchteten Königs 1369 aufhielten, in allerlei Büßungen nach dem Himmel ringend. Als sie vernahmen, daß der Feind ihrer Frömmigkeit gestorben war, gingen sie nach Toledo zurück, wo sich unterdessen ein Verein frommer Frauen gebildet hatte, dem sie sich anschlossen. Kurz darauf starben Mariens Ältern und die reiche Erbinn verwendete ihr Vermögen zum Ankauf eines großen Hauses, das sie klösterlich einrichtete. Sie und ihre Gesellschaft entschlossen sich nun, dieses Asyl vor der argen Welt nicht wieder zu verlassen und die Kleidung der Hieronymiten anzunehmen. Sie gaben dem Hause den Namen St. Paul von Toledo und ernannten die Maria Garcias zur ersten Priorinn des neuen Klosters. Sie unterwarfen sich dem Pater Ferd. Pecha, der fast um dieselbe Zeit in Sysla seine Einrichtungen machte. Das Kloster der Hieronymitinnen wuchs zusehends, denn die Strenge ihrer Vorsteherinn machte es der Welt bewundernswerth. Marie starb als berühmte Büßerinn am 10. Febr. 1426 und wurde, ihrem Wunsche gemäß, im Kloster von Sysla begraben, wobei es die Brüder nicht an heiligem Pomp fehlen ließen. Eigentliche Klosterfrauen waren sie jedoch noch nicht, sondern so genannte Beaten, d. i. andächtige Frauen in Ordenskleidern, die noch nicht das feierliche Klostergelübde abgelegt haben. Das geschahe erst 1510, nach welcher festlichen Handlung sie ihre Unterwerfung unter Sysla der Ordnung gemäß wiederholten. Ein zweites Kloster der Hieronymitinnen stiftete Anna von Santilla aus Sevilla 1473. Die Klöster mehrten sich und der Lebenswandel ihrer Bewohnerinnen war so exemplarisch, daß sie eine nicht geringe Zahl heiliger Frauen aufzuführen hatten, von denen Anna Zuniga, aus dem Kloster zu Toledo, 74 Lebensbeschreibungen geliefert hat zur Erbauung Vieler.

Außer diesen spanischen und portugiesischen Hieronymiten, die eine eigene Congregation bilden, gab es noch dreierlei Orden der Einsiedlermönche des heil. Hieronymus in Italien.

1) Die verbesserten Hieronymiten, oder nach Einigen die Congregation von St. Isidor, gestiftet von Lope von Olmedo (Lupo d'Olmedo). Er wurde in Olmedo, in der Diöces von Avila 1370 geboren, entweder aus der Familie von Gonzalez oder Ferrari von Valencia, was sich nicht ausmitteln läßt. Seine Studien machte er zu Perusa, wo er in Freundschaft mit dem jungen Odon Colonna lebte, dem nachmaligen Papste Martin V. Darauf brauchte ihn Ferdinand von Arragonien zu mancherlei wichtigen Geschäften, welchen Ehren er sich bald entzog, das Ordenskleid der Hieronymiten von Guadalupe dem Werk der Welt vorziehend. Hier theilte er seine Zeit zwischen Gebet und Studien und erwarb sich so großen geistlichen Ruhm, daß man ihn 1422 zum General des Ordens erhob. Jetzt sorgte er nun mit allem Eifer für eine strengere Observanz, die vor Allem auf ein einfacheres Leben und auf Entsagung alles Fleischessens hinaus lief. Die Brüder fanden das nicht nach ihrem Sinne und widersetzten sich. Er legte sein Amt nieder und ging zu den Karthäusern, wo er sich in seinem strengen Vorhaben nur noch mehr befestigte. 1424 unternahm er eine Reise nach Rom zu Martin V., von deren Ausgang die Hieronymiten allerdings zu fürchten Ursache hatten. Sie hatten daher Abgeordnete an den Papst gesendet, daß ihre Klöster mit einer Änderung der Lebensweise verschont bleiben möchten, was ihnen Martin auch zugestand. Dafür ertheilte er aber dem Freunde seiner Jugend die Erlaubniß, im Gebirge Cazalla bei Sevilla einen gesonderten Orden der Einsiedlermönche des heil. Hieronymus zu stiften, wozu er ihm die nöthigen Privilegien ertheilte. Dort legte nun Lope den Grund zu dem neuen Kloster Acella und fügte zum Besten des neuen Instituts der Regel des heil. Augustin noch mancherlei schärfere Satzungen bei, die meist den Einrichtungen der Karthäuser entnommen waren. Hauptgegenstand blieb das Fleischverbot und daß seine Mönche nicht studiren sollten, weil das Wissen aufbläht. Auch wurde zur äußerlichen Unterscheidung der Seinigen die Kleidung in eine Art Benediktinerkutte verändert. Schnell hinter einander waren auf demselben Gebirge noch 5 andere Klöster der Art zu Stande gebracht worden und im J. 1426 schenkte der Papst seinem alten Freunde auch noch das bisherige Prämonstratenserkloster St. Aleris auf dem aventinischen Berge. Alles dieß war dem frühern Orden der spanischen Hieronymiten sehr unlieb und beide verwandte Verbrüderungen lebten in Unfrieden. Mehr Glück machte Lope in Italien. Er erhielt das Kloster Castellaccio bei Mailand und in Genua bekannte sich gleichfalls ein Kloster zu seinen Observanzen. Eifrig arbeitete jetzt unser Reformator an einer neuen Regel für seine Klöster, da ihm die Regel des heil. Augustin für Mönche nicht passend schien. Er bemühete sich, die seine ganz den Schriften des heil. Hieronymus zu entnehmen. Der Papst fand seines Freundes Arbeit trefflich und bestätigte sie 1429. Helyot hält das Lobenswerthe dieser Regel hauptsächlich dadurch für beglaubigt, daß sie von Siguenza selbst gelobt wird, der doch sonst unserm Verbesserer nicht sonderlich günstig ist. Jetzt schienen Lope's Angelegenheiten auch in Spanien eine glücklichere Wendung zu nehmen, denn der Papst hatte ihn noch in demselben Jahre zum Erzbischof von Sevilla ernannt an die Stelle des Didacus Maldonat von Annaya, der ein Anhänger des Gegenpapstes Benedikt XIII. gewesen war, weßhalb er abgesetzt wurde. Lope benahm sich in seinem neuen Amte mit Klugheit, stellte die Einigkeit unter den Bischöfen her und wußte seine strenge Lebensweise so geltend zu machen, daß man ihm das in guten Sitten herunter gekommene Kloster der Cisterzienser St. Isidor del Campo zur Verbesserung und zum Eigenthum übergab. Aus diesem Grunde wird seine Congregation besonders von spanischen Schriftstellern auch von St. Isidor genannt. Die mancherlei

Unannehmlichkeiten, in welche er durch Widerstrebungen der früheren Hieronymiten und der Abneigung seines Herzens gegen erzbischöfliche Verhältnisse sich versetzt sah, bewogen ihn endlich zur Niederlegung seiner Würde. Nach Rom in sein Kloster St. Alexis zurück gekehrt, wurde er so streng gegen sich selbst, daß er wenigstens die Hälfte des Jahres fastete, was die zunehmende Schwäche seines Körpers nicht änderte und seinen Wunsch zu sterben beschleunigte. Er entschlief am 15. April 1483 im 63sten Jahre seines Alters. — In Spanien kam seine Congregation nicht empor, doch erhielt sie sich bis auf Philipp II., der die 7 Klöster der verbesserten Hieronymiten 1595 mit dem ersten Orden des heil. Hieronymus wieder vereinte. In Italien hingegen blieben den Hieronymiten von der Observanz 17 Klöster, unter welchen das vornehmste das Kloster St. Peter von Hospitaletto bei Lodi ist. Alle 17 Häuser findet man von Helyot im III. B. S. 540 der teutschen Übersetzung verzeichnet. Der General führt den Titel eines Grafen von Hospitaletto, trägt den Bischofsmantel u. s. w. und erhielt von Urban VIII. die Erlaubniß, seinen Mönchen die kleineren Weihen zu ertheilen. Aber auch diese Klöster bewahrten Lope's neue Regel nicht lange, sondern gingen wieder zu St. Augustins Regel über. Sie haben fratres conversi, commissi und donati, aber keine Klosterfrauen, was ihre Satzungen ausdrücklich untersagen. Das Studiren wurde ihnen dagegen wieder erlaubt: Fleischessen blieb aber streng verboten, ausgenommen im Kloster zu St. Alexis in Rom, seiner ungesunden Lage wegen. Alle 3 Jahre wird Generalkapitel gehalten, wie im spanischen Orden der Hieronymiten. Sie tragen einen weißen Rock mit ledernem Gürtel, ein lohfarbiges Scapulier, eine viereckige Mütze, ausgehend und im Chor einen runden breitkrampigen Hut und eine weite Kutte. Barfuß aber oder in Holzschuhen gehen sie nicht, ob es gleich von Hermant behauptet wird. *Pietro Rossi* schrieb Vit. di Lup. d'Olmedo. Phil. Bergm. Statut. et Ord. monarchor. Erm. Congreg. St. Jeronimi.

2) Congregation Peters Gambacorti oder (gewöhnlich) Peters von Pisa. Anfangs war sie unter den Namen „der armen Brüder um der Liebe Christi willen" bekannt, darauf auch unter den Namen „der armen Einsiedler des heil. Hieronymus." Ihr Stifter wurde zu Pisa 1355 am 15. Februar geboren. Sein Vater, Peter Gambacorti war Herr von Pisa und Lukka, wurde aber kurz nach der Geburt unsers Heiligen vertrieben. Der Knabe wurde seinem Stande gemäß erzogen, blieb auch in demselben bis in sein 25stes Jahr, wo ihm seine Mutter, Nieve Gualandi starb. Nach ihrem Tode verließ er die Welt, 1375 oder 77, obgleich sein Vater unterdessen wieder zur Regirung bei der Republiken gelangt war. Er begab sich nach Umbrien auf Monte bello, bettelte sich seinen Unterhalt und erhielt so viel, daß er an Erbauung einer Kirche denken konnte, die zu Ehren der heil. Dreieinigkeit 1380 vollendet war. Gleich Anfangs hatte er an diese Kirche mehrere Zellen für künftige Schüler und Mitgenossen bauen lassen, die er auch bald, wie man sagt, in 12 Räubern fand, die er so weit bekehrte, daß einige derselben sogar wunderthätige Heilige geworden sind. Weil Peter nichts mehr floh als Ehre und Güter, so wäre er wahrscheinlich, wie es heißt, untergegangen, wenn ihm nicht oft die Engel ausgeholfen und ihm das Nothwendige gebracht hätten. Der Teufel selbst versuchte ihn nicht selten, konnte aber Nichts gegen ihn ausrichten. Den härtesten Kampf mit Beelzebub hatte er auszustehen, als der Secretär seines Vaters Jakob Appiani Peters Vater und seine beiden Brüder ermordet hatte 1393. Aus diesem Allen geht schon von selbst hervor, daß Peter ein sehr strenges Leben führte. Darum wuchs auch sein Ansehn und der Seinen wurden immer mehr, so streng er sie auch hielt. An allen Festtagen, deren sie viele hatten, mußten sie sich geißeln und außerdem noch jeden Montag, Mittewochs und Freitags. Dabei aßen sie nur Brot und etwas gekochte Früchte, mußten täglich ihre Fehler bekennen, die persönliche Armuth auf das genaueste halten und viel und lange beten. Je frömmer sie aber waren, desto mehr gerade erzürnte sich die böse Welt über sie, verleumdete sie schwer und überall und scheute sich nicht, sie Wölfe in Schafskleidern zu heißen. Und das trieb sie so lange, bis ihr Geschrei bis zu den Ohren der Ketzerrichter drang, die auch sehr aufmerksam auf die neue Brüderschaft wurden und in derselben Heiligkeit einige Zweifel setzten und ihre Sache untersuchten. Da begab sich Peter zu Martin V., setzte dem Papst Alles aus einander und der Papst gab ihm eine Bulle 1421, wodurch er von der lästigen Gerichtsbarkeit der Ketzerrichter befreit war, so daß also die Verfolgungen aufhörten, die Klöster dagegen sich ansehnlich vermehrten. In Venedig wurde sogar ihr Kloster bald viel zu klein und die Gemahlinn Heinrich Delphino's, der ein Schüler Peters gewesen war, schenkte ihnen das Hospital zu St. Hiob. Peters ausnehmende Frömmigkeit hatte aber auch jenen Welttact, den er durch seine Erziehung und durch die wechselnden Schicksale seines durch Glück und Unglück merkwürdigen Hauses erlangt hatte, der ihm auch in seinem neuen Stande eines Heiligen viele Vortheile brachte. Mit klugem Geschick wußte er bei jeder Gelegenheit die Zahl einflußreicher Freunde zu vermehren. So gewann er bei seiner Anwesenheit in Rom 1425 die Freundschaft des seligen Nikolaus von Fourque-Palene, eines damals nicht unwichtigen Vorstehers einer Einsiedler-Verbrüderung. Nikolaus brachte es endlich bei den Seinen dahin, daß sie sich sämmtlich der Congregation Peters unterwarfen 1446. Fourque-Palene war zu der Zeit ein Greis von 98 Jahren, der 2 Jahre darauf diese Erde segnete im Rufe großer Heiligkeit, so daß auf seinem Grabe viele Wunder geschahen. Schon früher hatte Peter das Glück gehabt, den Angelus von Korsika, einen andern Vorsteher von 4 selbst errichteten Klöstern zu gewinnen, der ihm das Vergnügen machte, die 4 Klöster unter Peters persönliche Leitung zu stellen. Angelus hatte seine Einsiedlerklöster etwa 1393 zu la Scuica erbaut. Auch er war dem Tode nicht mehr fern, als er sein Werk Petern

anvertrauete (Angelus starb etwa 1432), der dafür sorgte, daß Eugen IV. die Schenkung bestätigte, damit die Franziskaner keine Ansprüche darauf machen könnten. Angelus und Nikolaus hatten nämlich Beide zu dem dritten Orden der Franziskaner gehört, von denen mehrere den Hieronymiten bedeutenden Vortheil brachten. Peter von Pisa erreichte trotz seiner Abtödtungen ein Alter von 80 Jahren und hatte die Freude, seinen neuen Orden in der schönsten Mönchsblüthe und mit noch schöneren Hoffnungen zu sehen, die sich zum Theil bald nach seinem Abschied aus diesem Jammerthal verwirklichten. Er starb in Venedig 1435. Es erhob sich aber in der Folge ein großer Streit unter seinen Brüdern, ob sein Leichnam im Hospital oder in der St. Markuskirche ruhe. Einer seiner ersten Schüler, also ein gewesener, aber sehr bekehrter Räuber, Bartholomäus Malerba von Cesena, gelangte zu der Ehre, Peters Nachfolger zu werden. Auch dieser zweite Ordensgeneral handelte ganz in seines Meisters Geist und Sinn, errichtete viel neue Klöster, am meisten zu Mantua und Vicenza und wußte sich von Eugen IV. viel schöne Privilegien zu verschaffen. Unter ihm wurden auch 1444 die ersten schriftlichen Satzungen des Ordens entworfen, die 1488 lateinisch und italienisch zu Venedig gedruckt wurden. In der Folge sind sie mannichfach umgeändert worden, wie das auch von andern wichtigen Ordensgegenständen, z. B. von Generalkapiteln und Amtswahlen, auch wohl von den Sitten der frommen Brüder zu sagen ist. Zum letzten Male sind ihre Ordensregeln 1641 und mit Erläuterungen 1644 zu Pesaro in lateinischer Sprache herausgegeben worden. Unterdessen war ihnen noch manches Erfreuliche begegnet. So hatte sich ein gewisser Einsiedlervorsteher, Peter von Malerba, ein Mann, von dem sogar Helyot Nichts zu erzählen weiß, 1531 mit Genehmigung des Papstes unserm Orden zugesellt. 1567 waren sie so glücklich, von Pius V. nicht nur alle Vorrechte der Bettelmönche zu erhalten, sondern 1571 sogar auch einen Ablaß. Nicht weniger gewogen zeigte sich ihnen Gregor XIII. und 1579 verband sich noch ein frommer Einsiedler mit allen Angehörigen mit dem beliebten Orden. Man weiß nicht viel mehr von ihm als seinen Namen Mont-Segestre, und daß er sein Kloster in der Gegend Genua's hatte. Wohl kamen auch zuweilen einige Stürme über sie, vorzüglich unter den Päpsten Paul V. und Innocenz X., die nichts weniger, als ihre Freunde waren. Der letzte hatte ihnen sogar verboten, Novizen anzunehmen 1650. Das Ungewitter zog jedoch bald genug wieder vorüber und ihr Freund, der Kardinal Fagnani wußte es bei Alexander VII. 1659 dahin zu bringen, daß dieser tödtliche Befehl aufgehoben wurde. Dennoch lebten die frommen Leute der etwas antimönchischen Zeiten wegen noch in mancher Furcht; denn man hatte bereits gesehen, daß manche kleine Congregationen auch in Italien aufgehoben worden waren. Um einem solchen Mißgeschick möglichst vorzubeugen, bemühete sich der wackere P. Euseb. Jordan von Vicenza, Dr. der Universität zu Padua und Rath des dortigen Ketzergerichts, und schrieb eine preiswürdige Chronologie dieses Ordens, Spicileg. histor., gedruckt zu Venedig 1656, woraus vorzüglich erhellen sollte, wie genau sie stets nach der Observanz gelebt und daß sie gar nicht zu den kleinen Orden zu zählen wären, ob sie gleich nur 2 Provinzen hätten. Das Werk mag auch wohl, wie Helyot rühmt, gute Früchte getragen haben, denn in der Bulle Clemens IX. 1668 waren sie nicht mit unter den aufgehobenen Congregationen, im Gegentheil erhielten sie manchen Zuwachs an Privilegien. Wie hätten sie das nützliche Spicilegium nicht weiter fortsetzen lassen sollen? 1692 sahe man es verbessert und vermehrt. An abermaligen Fortsetzungen ihrer Geschichte ist gearbeitet worden, wir haben jedoch nirgend gefunden, daß sie gedruckt worden wären. Daß sie sich aber damals wieder neue Freunde gewannen, ist gewiß. Namentlich begehrten mehrere Einsiedler in Tirol nach Vereinigung mit ihnen, die ihres strengeren Lebens wegen gerühmt werden. Der Kaiser Leopold I. empfahl die dürftigen, barfußgehenden Männer dem Cardinal Casanate, dem Beschützer dieses Ordens, durch dessen Gesuch Innocenz XII. ihren Wunsch 1695 bestätigte. Auch in Baiern gehörten mehrere Einsiedler von jetzt an zu ihnen. — Die beiden Hauptprovinzen des Ordens sind Ancona und Trevigi. Rock und Kapuze sind lohfarben, sie gürten sich mit Leder, tragen daheim eine viereckige Mütze, ausgehend einen runden Hut, fast wie die Quäker. Sonst haben ihre Einrichtungen vor den übrigen Hieronymiten nichts besonders Merkwürdiges. Der Orden rühmt sich viel heiliger Männer und in seinem Kloster des heil. Onuphrius auf dem Berge Janus sind Torquato Tasso und Wilh. Barclai begraben worden.

3) Die Einsiedler des heiligen Hieronymus von Fiesoli bei Florenz sind von Karl von Montegraneli gestiftet worden. Er stammte aus gräflicher Familie, nahm den dritten Orden des heil. Franziskus und begab sich mit dem gleichgesinnten Bruder Walther von Marzo in die Einsamkeit nach den schönen Ruinen von Fiesoli 1360. Der Ort war bereits durch den Neid der Florentiner 1060 zerstört worden. Sogleich wurde hier eine kleine Kirche U. L. Fr. des heil. Grabes erbaut, wo sie eifrig beteten und fast nur von Brot und Wasser lebten. Dazu waren sie erfindsam in allerlei Abtödtungen. Das machte, wie gewöhnlich, Aufsehen und die Anhänger ihres Eifers blieben nicht lange aus. Cosmus von Medici ließ ihnen ihr erstes Kloster daselbst bauen. Dem folgten mehrere Klöster zu Verona, zu Venedig, Padua ꝛc. 1406 suchte und erhielt der fromme Karl die Bestätigung des Papstes Innocenz VII., welcher jedoch vor der Ausfertigung starb. Erst Gregor XII. bestätigte 1415 schriftlich den Wunsch und zwar von 1406 an gerechnet. Ob nun gleich Gregor mit zu den 3 vom costnitzer Concil abgesetzten Päpsten gehört, so hatte dieß doch keinen Einfluß auf das Rechtmäßige des neuen Ordens, denn die Synode hatte Alles bestätigt, was Gregor gethan hatte bis auf den Tag, wo seine Entsagung bekannt gemacht seyn würde.

Nachdem Karl von M. seine Einsiedler-Congregation hinlänglich befestigt sahe, verlangte den alten schwachen

Mann noch nach Jerusalem, weßhalb er sich nach Venedig begab, wo er aber, statt nach dem irdischen Jerusalem zu pilgern, die Wanderung nach dem himmlischen antrat 1417.

Eugen IV. gab dem Orden 1441 die Regel des heil. Augustin, ernannte Fiesoli zum Hauptkloster, wo jährlich Generalkapitel gehalten werden sollte. Der Stifter hatte aus Anhänglichkeit an die Franziskaner die Kleidung des dritten Ordens des heil. Franz beibehalten. 1460 hatte man doch den Einfall, sich lieber durch ein eigenes Gewand zu unterscheiden, und Pius II. erlaubte das. Es gab aber Streit darüber, und Viele wollten die alten Kleider nicht ablegen, besonders die Brüder zu Padua und Vicenza. Der Papst stellte es ihnen frei und verordnete nur, die mit den alten Kleidern sollten sich Brüder des heil. Hieronymus von der Congregation des Bruders Karl von Montegranelli nennen. Die neuen Kleider gewannen endlich die Oberhand und nahmen auch jene Klöster ein. Die Zahl ihrer Häuser belief sich auf 40, verminderte sich aber bald, und Clemens IX. hob den Orden auf 1668, zugleich mit den Jesuaten ꝛc. Ihre Kleidung war grau. Vor dem Ende des 16ten Jahrh. trugen sie hölzerne Sandalen, die sie dann ablegten. Hauptgewährsmann ist Helyot. Wer eine weitläufige Lebensbeschreibung Peters von Pisa und zugleich eine genaue Darstellung seiner Ordensregeln lesen will, findet sie, prachtvoll gedruckt zu Rom 1716 (4.) in: Istoria della vita e miracoli del B. Pietro Gambacorti, fondatore della Congregazione de' Romiti di San Girolamo, descritta dal Padre Anton Maria Bonucci, della Compagnia di Gesu. Ferner: Silvano Razzi Vite de Santi da Toscana. — Wadding Annal. Minor. T. V. etc. (*G. W. Fink.*)

HIERONYMO (Florianus a S.), ein polnischer Piarist aus dem 18ten Jahrh., dessen Familienname Garwasky war, bekannt durch seinen laurus poeticus s. elegiae in praecipua b. Mariae festa (Warsch. 1701. 16.), welcher von Stanisl. Chroscinki ins Polnische übersetzt und in beiden Sprachen wieder herausgegeben wurde (das. 1706. 16.)*). (*R.*)

HIERONYMO (Heinrich a S.), blühend um 1550, ein Dominikanermönch in Portugall, lebte zu Evora und an andern Orten des Königreichs, wo er sich als ein geschickter Maler zeigte†). Vasari erwähnt im Leben des da Carpi eines Frater Hieronymus des Dominikanerordens, von welchem in der Kirche St. Benedictus zu Mantua sich eine schöne Copie des Abendmahls von Leonardo da Vinci befinde*). (*A. Weise.*)

HIERONYMOS, HIERONYMUS. I. Könige, Helden und Gelehrte aus vorchristlicher Zeit.

1) HIERONYMOS, König von Syrakusá, Enkel und Nachfolger Hiero's II. (Sohn Gelo's und der Nereis, der Tochter des Königs Pyrrhos von Epirus) bestieg den Thron des unter seines Großvaters langer und weiser Regirung ruhig, mächtig und reich gewordenen States im 13. Lebensjahre (214 v. Chr.), mehr dem Vater gleich an Sinnesart (s. d. Art. Gelo), als dem Großvater, überall (vgl. *Liv.* XXIV, 4.) Anlagen zeigend, welche fürchten ließen, daß er kaum in seiner Freiheit, geschweige denn in der Oberherrschaft sich mäßigen würde. Auch soll Hiero, dieß voraussehend, noch in seinen letzten Tagen Willens gewesen seyn, dem Stat eine freie Verfassung zu geben und das Königthum abzuschaffen, damit die von ihm durch Weisheit und Mäßigung begründete Volkswohlfahrt nicht dem Machtgebot eines charakterlosen Kindes Preis gegeben würde. Daß dieser Vorsatz an den Bitten und Schmeicheleien seiner beiden, nach der Leitung des Reichs durch ihre Männer lüsternen Töchter vereitelt worden, entschuldigt Livius (a. a. O.) mit der Schwierigkeit für den neunzigjährigen König, — „Tag und Nacht von liebkosenden Töchtern umlagert, sich eine freie Stimmung zu geben und statt des Besten seines Hauses das des States zu beherzigen." Zur Hemmung des drohenden Unheils geschah indeß doch so viel, daß Hiero vor seinem Tode funfzehn Vormünder für den Nachfolger bestätigte und diesen sterbend noch das Gelöbniß abnahm, die treue, von ihm funfzig Jahre lang gehaltene Freundschaft mit den Römern unverbrüchlich beizubehalten, überhaupt aber den jungen König seinen Fußtapfen und derjenigen Zucht genau folgen zu lassen, in welcher derselbe bisher gehalten sei. Aber auch hier bewährte sich die Wahrheit: daß, wenn ein Mensch, oder ein Stat zum Umsturze seiner bisherigen Verhältnisse ein Mal reif ist, alle menschliche Weisheit und Kraft in dem Streben nach Erhaltung zu Schanden wird. Mit Hilfe seiner Oheime entledigte Hieronymus bald nach der Thronbesteigung sich der Vormünder, ergriff die Zügel der Regirung selbst, und brachte — nicht bedenkend, daß sogar einem weisen und gemäßigten Fürsten es schwer geworden seyn dürfte, als Nachfolger des so hoch geliebten Hiero die Herzen der Syrakuser zu gewinnen — durch die Annahme eines bisher sorgfältig vermiedenen königlichen Prunkes das ohnehin zur Demokratie geneigte Volk gegen sich auf. Dieß und sein Übergang von der Partei der Römer auf die Seite der Karthager veranlaßten eine Verschwörung gegen ihn, die zwar das erste Mal entdeckt, aber trotz der grausamen Bestrafung einiger Verschwornen, fortgesetzt wurde. Im funfzehnten Monate seiner Regirung fiel Hieronymus durch Meuchelmord bei seinem Zuge gegen die von den Römern besetzten Städte. Auf den Freiheitsruf der Verschwornen

*) Abelung Ergänz. von Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. 1998. nach Bibl. Poetar. polon. p. 5.

†) Sein Familienname war de Tavora, im J. 1560 wurde er bei dem Erzbischof zu Braga Rath, wohnte dem Concil zu Trient bei und hielt auf demselben eine sehr geschätzte Rede de calamitatibus ecclesiae, wurde 1567 Bischof von Cochin, 1578 Erzbischof von Goa, wurde aber 1582 von einigen Klerikern, die er ihrer Unsittlichkeit wegen hart bestraft hatte, vergiftet. Geschrieben hat er de praestand. a perito in confessario audientia confessionum. (Vgl. Jöcher's Gelehrtenl. 4r Th., 1026—27. nach *Antonii* biblioth. Hisp. und Echard de scriptt. ordin. dominicanorum.) (*R.*)

*) *Füssli* T. I. p. 320.

erhob sich die Volkswuth bis zur höchsten Unbändigkeit; das ganze Geschlecht des Königs wurde erwürgt, ein kaum eingeleiteter Friede mit Rom gebrochen. Folge davon war das Erscheinen eines Römerheers vor den Mauern von Syrakusä unter dem Befehle des Marcellus, der — wie sehr auch Archimedes Kunst und der Bürger verzweiflungsvolle Bravheit ihn aufhielten — endlich dem Reiche Hiero's und Dionysios ein Ende machte. Im J. 212 v. Chr. ward Syrakus erstürmt, Sicilien römische Provinz. (*Benicken.*)

2) HIERONYMOS aus Kardia auf der thrakischen Halbinsel, ums J. 320—300 blühend, war ein Anhänger des königlichen Hauses Alexanders des Gr. und im Gefolge des Eumenes, der ihn hochachtete. Als dieser von den treulosen Argyraspiden an Antigonus ausgeliefert wurde, gerieth auch Hieronymos verwundet in die Gewalt desselben. Antigonus fügte ihm aber kein Leid zu, sondern schützte ihn und behandelte ihn großmüthig. Wegen der Wohlthaten dieses seines zweiten Gönners soll Hieronymus eine zu vortheilhafte Darstellung der Handlungen und Thaten des Antigonus gegeben haben. Er schrieb nämlich eine Geschichte der Kriegszüge Alexanders und der Thaten seiner Nachfolger. In dieser äußerte er, wie Pausanias bemerkt, seinen Haß gegen alle damals in dem Reiche und in den Eroberungen Alexanders eigenmächtig erhobenen Könige, insonderheit gegen Lysimachus, auf den er wegen mancherlei Ursachen, besonders weil er seine Vaterstadt Kardia zerstört hatte, erbittert war. Dagegen schmeichelte er dem Antigonus auf ungebührliche Weise. Diodorus hat seine Geschichte, die verloren gegangen, wahrscheinlich benutzt. (*Diodor.* XIX, 44. *Pausan.* I, 9. *Athenaeus* V. p. 206.) (*Pet. Fr. Kanngiesser.*)

Hieronymus aus Kardia wird von Moschion bei Athenäos (V, 9.) als Verfertiger oder nach einer andern Auslegung, als Beschreiber des kunstreichen Prachtwagens angeführt, in welchem der Leichnam Alexanders des Großen von Babylon nach Ägypten gebracht wurde. Diodoros von Sicilien hat XVIII, 19. eine ausführliche Beschreibung desselben hinterlassen, über die der Graf Caylus einen weitläufigen Commentar verfaßt hat in den Mém. de l'Acad. des Inscript. T. XXXI. p. 86. Die Unvollkommenheiten dieser Abhandlung hat indessen *Quatremère de Quincy* in den Mém. de l'institut de France T. IV. p. 315. aufgedeckt und mit neuen Zeichnungen die wahre Beschaffenheit dieses für die Mechanik sowohl als die Dekorationskunst so bedeutende Werk erläutert. (*J. Horner.*)

3) HIERONYMUS von Rhodus, ein peripatetischer Philosoph des 3ten Jahrh. vor Chr., dessen Schriften im Alterthume sehr geschätzt waren, aber jetzt nicht mehr vorhanden sind. Ungeachtet zu seiner Zeit ein andrer Philosoph, Namens Lyko, der peripatetischen Schule vorstand, fanden seine philosophischen Vorträge solchen Beifall, daß selbst der damals in der Akademie mit großem Ruhme lehrende Arkesilas sich veranlaßt sahe, einen seiner Schüler der Schule des Hieronymus zuzuführen, wie Diogenes Laert. (IV, 42) erzählt. Hieraus ist begreiflich, warum nach dem Zeugnisse desselben Schriftstellers (V, 68) Lyko und Hieronymus, ungeachtet Beide Peripatetiker waren, nicht im besten Vernehmen standen. Von besondern Philosophemen des H. ist Nichts bekannt, als daß er eine eigenthümliche Vorstellung vom höchsten Gute hatte, weßhalb ihn auch Cicero (de fin. V, 5) nicht für einen echten Peripatetiker gelten lassen will. Nach dieser und einer andern Stelle desselben Buches (II, 3) behauptete nämlich H., das Vergnügen, welches andre Philosophenschulen für das höchste Gut erklärten, sei gar nichts an sich oder um sein selbst willen zu Begehrendes. Man müsse unterscheiden, vergnügt seyn oder sich freuen, und frei vom Schmerze seyn. Nicht jenes, sondern dieses habe einen selbstständigen und unveränderlichen Werth für jedes lebende und empfindende Wesen. Also bestehe das höchste Gut nicht im Vergnügen, sondern in der Schmerzlosigkeit, d. h. in der Abwesenheit jedes unangenehmen und beunruhigenden Gefühls. Ob er aber dabei bloß an das physische Gefühl dachte oder auch das moralische mit einschloß, so daß er eigentlich die Idee einer absoluten Gemüthsruhe oder durchgängigen Selbstzufriedenheit, mithin einer gottähnlichen Seligkeit, wie sie in der Brust des Weisen herrschen sollte, in Gedanken hatte, läßt sich bei der Unzulänglichkeit der Nachrichten über die Philosophie des H. nicht bestimmen. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß H. seine Schmerzlosigkeit in diesem höhern Sinne nahm; und dann wäre seine Meinung nicht so ungereimt gewesen, als sie beim ersten Anblicke scheinen mag. (*W. Tr. Krug.*)

4) einer von den Hauptleuten des Lysias, Vormundes und Vetters des Königs Antiochus Eupator (s. d. Art.), welche nach dem geschlossenen Vertrage in Judäa zurück gelassen wurden, um die Juden unter der Herrschaft des Antiochus zu erhalten. Er sowohl als seine Amtsgenossen übten die schrecklichsten Gewaltthätigkeiten, und besonders ließen sie zu Joppe eine große Menge Juden ersäufen. Dadurch veranlaßten sie aber einen Aufstand, welcher durch Judas Makkabi geleitet und in welchem eine große Menge Syrer erschlagen wurde. (2 Makkab. XII.) (*Rauschnick.*)

II. Christliche Gelehrte, Schriftsteller und Geistliche.

1) HIERONYMUS, DER HEILIGE (Eusebius Hieronymus, Eusebius Hieronymus Sophronius in HdSchr.), Sohn des Eusebius, wurde zu Stridon, an den Gränzen von Dalmatien und Pannonien (Stridova, Strigova in der ungarnschen Gespanschaft Szalad, an der Gränze von Steiermark?), einer später (377) von den Gothen zerstörten [1]) Stadt, im J. 331 [2]) von christlichen, rechtgläubigen, wohlhabenden Ältern geboren, und

1) *Hieron.* de viris illustr. c. 135. Vgl. *Ammianus Marc.* XXXI, 10. *Zosimus* Hist. IV, 24. 2) *Prosperi* Chron. ad a. 331 bei *Canisius* Lectt. ant. ed. *Basnage* T. I. p. 290. Wenn derselbe ad a. 420 ihn im 91sten Lebensjahre sterben läßt, so ist dort wahrscheinlich ein Fehler der Abschreiber (XCI für nonagesimo) eingeschlichen.

genoß frühzeitig schon sorgfältiger, mit strenger Zucht verbundener Schulbildung [3]), welche er mit Bonosus, einem Sohne reicher Ältern, theilte. Da der Wohnort seiner Ältern nicht die Mittel zur höheren Bildung gewährte, wurde er frühzeitig nach Rom, dem Mittelpunkte der Gelehrsamkeit und feineren Sitte, gesandt, um dort weiter ausgebildet zu werden. Hier wurden der bekannte Älius Donatus in der Grammatik [4]), Victorinus in der Rhetorik seine Lehrer [5]), und mit Eifer lag er dort den allgemeinen Wissenschaften ob, indem er sich zugleich eine ansehnliche Bibliothek, welche die classischen Dichter, Philosophen und Redner, deren Studium ihn ausschließlich beschäftigte, in sich vereinigte, mit großen Unkosten anlegte [6]). Nur an den Sonntagen pflegte er mit seinen Freunden die Gräber der Martyrer in den Katakomben der Stadt zu besuchen, um dort einer schwärmerischen Andacht nachzuhängen [7]), durch welche jedoch die Reizungen der Sinnlichkeit so wenig unterdrückt werden konnten, daß er zu wiederholten Malen den Lockungen der Wollust unterlag [8]). Von Rom aus wandte er sich, begleitet von seinem Freunde Bonosus, nach Gallien, verweilte eine Zeit lang zu Trier, an den „halbbarbarischen" Ufern des Rheines, und überließ sich hier zuerst einer ernstlicheren Beschäftigung mit theologischen Studien [9]) und strengeren Andachtsübungen, um die Sünden der Jugend durch Büßung zu sühnen [10]). Von dort scheint er sich zunächst nach Rom und dann nach Aquileja zu seinen Freunden Rufinus und Chromatius, Presbyter der dortigen Kirche, begeben zu haben. Dort verfaßte er das Schreiben an Innocentius, in welchem er als leichtglaubiger Vertheidiger einer abenteuerlichen Wundergeschichte, welche sich zu Vercelli sollte ereignet haben, zuerst öffentlich auftrat [11]). Ein plötzlicher Wirbel [12]) entführte ihn den Armen seiner Freunde zu Aquileja, und begleitet von mehrern derselben, Innocentius, Euagrius, Heliodorus, reiste er, ohne bestimmten Plan, doch wahrscheinlich in der Absicht Jerusalem zu besuchen [13]), durch Thrakien, Pontus, Bithynien, Galatien, Kappadokien nach Antiochia, wo ihn eine heftige Krankheit überfiel, während sein Freund Innocentius vom Fieber getödtet wurde [14]), Heliodorus aber, den er vergebens zur Weltentsagung zu bereden gesucht hatte, ihn verließ, um sich dem Dienste der Kirche als Priester zu widmen [15]). Als er unter diesen Leiden, welche durch das Bewußtseyn früherer Sünden noch bitterer wurden, vergebens Trost gesucht hatte in den heidnischen Dichtern und Weisen [16]), bildete sich ihm jenes berühmte Traumgesicht, in welchem er, vom göttlichen Richter selbst als Ciceronianer gegeißelt, den Strafen der zukünftigen Welt nur durch das Gelübde entging, den profanen Schriftstellern gänzlich zu entsagen [17]). Das schreckende Traum-

3) *Apolog. adv. Ruff.* I. p. 486. ed. *Vall.* Meminī me puerum ad Orbilium saevientem de aviae sinu esse tractum. 4) a. a. O. p. 472 A. Puto, quod puer legeris — Commentarios — in Terentii comoedias praeceptoris mei Donati, aeque in Virgilium. 5) *Cajus Marius Victorinus*, qui Romae pueros Rhetoricam docuit (Praef. comm. in Gal.), blühte unter Constantius (de viris illustr. c. 101.) 6) Cum — Hierosolymam militaturus pergerem, bibliotheca, quam mihi Romae summo studio ac labore confeceram, carere non poteram. Itaque miser ego lecturus *Tullium* jejunabam etc. Ep. XXII ad *Eustochium*. 7) *Comment. in Ezech. C. XL.* Dum essem Romae puer, et liberalibus studiis erudirer, solebam cum caeteris ejusdem aetatis et propositi diebus Dominicis sepulcra Apostolorum et Martyrum circuire, crebroque *cryptas* ingredi, quae in terrarum profunda defossae, ex utraque parte ingredientium per parietes habent corpora sepultorum. 8) Verschämte Selbstbekenntnisse. Ep. XLVIII, 20. p. 252. D. Virginitatem in coelum fero, non quia habeam, sed quia magis mirer, quod non habeo. Ingenua et verecunda confessio est: quo ipse careas, id in aliis praedicare. Ep. CVII *ad Laetam* §. 10. Experimento didici, asellum in via cum lassus fuerit, diverticula quaerere. Ep. IV *ad Florentium* §. 2: Ille (Ruffinus) mundus est; ego cunctis peccatorum sordibus inquinatus. Ep. VII, 4 ad *Chromatium:* Scitis ipsi lubricum adolescentiae iter, in quo et ego lapsus sum, et vos non sine timore transistis. Ep. XIV *ad Heliodorum* §. 6. Et hoc ego, non integris rate, vel mercibus, nec quasi ignarus fluctuum doctus nauta praemoneo; sed quasi nuper naufragio ejectus in litus, timida navigaturis voce denuncio. In illo aestu charybdis luxuriae, salutem vorat. Ibi ore virgineo ad pudicitiae perpetrandа naufragia, scyllaeum renidens libido blanditur. 9) Für seinen Freund Ruffinus nahm er zu Trier eine Abschrift von dem weitläufigen Commentar des *Hilarius Pictav.* zu den Psalmen, und von dessen Buch de synodis. Vgl. Ep IV ad Florentium. 10) Ep. III *ad Ruffinum* — post Romana studia, ad Rheni semibarbaras ripas — primus coepi velle Christum colere.

11) Ad *Innocentium* de muliere septies icta Ep. XLIX ed. Francof. XVI Mart. I Vallarsi. Erst der Letztere hat diesem Briefe seine rechte Stelle gegeben. 12) Subitus turbo me a tuo latere convulsit, schreibt er darüber an *Ruffinus* Ep. III, 3. Der dunkle Ausdruck hat die verschiedensten Deutungen erfahren müssen. Die wahrscheinlichste ist, daß dieses Unwetter sich wegen jenes Briefes, durch welchen ein ungenannter vir consularis der Grausamkeit und Ungerechtigkeit beschuldigt wurde, über ihn und seine Freunde zusammen zog. Wenigstens mußten damals auch die in diese Sache verwickelten Freunde Innocentius, Euagrius, selbst Ruffinus, welchen man zunächst in Ägypten vorfindet, Aquileja gleichfalls verlassen. 13) Ep. XXII, 30. 14) Ep. III, 3. Tandem in incerto peregrinationis erranti, quum me Thracia, Pontus atque Bithynia, totumque Galatiae et Cappadociae iter, et fervido Cilicum terra fregisset aestu, Syria mihi velut fidissimus naufrago portus occurrit. Ubi ego quidquid morborum esse poterat expertus, ex duobus oculis unum perdidi, Innocentium enim, partem animae meae, repentinus febrium ardor abstraxit. Nunc uno et toto mihi lumine Euagrio nostro fruor. Der Brief wurde im Anfange des Jahres 374 geschrieben, und die Reise muß in den Sommer des vorher gehenden Jahres gefallen seyn, so daß die Ankunft zu Antiochien gegen den Herbst erfolgte. 15) Ep. VI. p. 17. A. Sanctus frater Heliodorus hic (Antiochiae) adfuit, qui cum mecum eremum vellet incolere, meis sceleribus fugatus abscessit; daß aber nicht dieß, sondern Abneigung gegen die Beschwerden des Mönchslebens der Beweggrund war, zeigt Ep. XIV ad Heliodorum §. 1. 16) Ep. XXII *ad Eustochium* §. 30. Cum ante plurimos annos (der Brief ist v. J. 384) — Hierosolymam pergerem, Bibliotheca, quam mihi Romae summo studio ac labore confeceram, carere omnino non poteram. Itaque miser ego lecturus Tullium jejunabam. Post noctium crebras vigilias, post lacrimas, quas mihi praeteritorum recordatio peccatorum ex imis visceribus eruebat, Plautus sumebatur in manus. Si quando in memet ipsum reversus, Prophetas legere coepissem, sermo horrebat incultus, et quia lumen caecis oculis non videbam, non oculorum putabam culpam esse sed solis. 17) a. a. O. Dum ita me antiquus serpens illuderet, in media ferme Quadragesima medullis infusa febris corpus invasit exhaustum: et sine ulla requie, quod dictu quoque incredibile est, sic infelicia membra depasta est, ut ossibus vix haererem. Interim parantur exsequiae, et vitalis animae calor, toto frigescente jam corpore, in solo tantum tepente pectusculo palpitabat: quum subito rap-

bild, in welchem er damals eine göttliche Warnung verehrte [18]), obwohl er es später als eine Fieberphantasie, welche keine Verbindlichkeit nach sich ziehen könne, darstellte [19]), hatte zur Folge, daß er sich geraume Zeit ganz der heiligen Literatur zuwandte und die Benutzung der profanen Schriftsteller nicht nur selbst ängstlich vermied [20]), sondern auch seinen Freunden nur mit großer Ängstlichkeit gestattete [21]). Zugleich regte sich in ihm immer unwiderstehlicher der Trieb zu einem der Betrachtung des Göttlichen und der Ertödtung des Fleisches gewidmeten Leben in der Einsamkeit [22]), in welche sich der alte Jugendfreund Bonosus schon längst zurück gezogen hatte [23]), und für welches er in dem nahe gelegenen, seinem Freunde Euagrius zugehörigen, Vorwerke Maronia an dem heiligen Malchus, dessen Panegyrist er später wurde, ein glänzendes Vorbild glaubte gefunden zu haben. Gleich nach seiner Wiederherstellung, im Sommer 374, begab er sich, um diese Absicht auszuführen, in die, schon von zahlreichen Mönchen besetzte, Wüste von Chalcis, zwischen Antiochien und dem Euphrat gelegen [24]). In dieser furchtbaren Einöde übte er, neben den Entbehrungen, zu welchen der Aufenthalt nöthigte, von Höllenangst (metu Gehennae) wegen seiner Sünden getrieben, die härtesten Leibeskasteiungen, ohne jedoch durch solche Selbstpeinigungen den Gelüsten des widerstrebenden Fleisches, welche ihm die Üppigkeit des römischen Lebens und Bilder der Wollust vorhielten, entgehen zu können [25]). Besser als durch sie wurden diese Regungen des Geschlechtstriebes unterdrückt durch das Studium der hebräischen Sprache, deren Anfangsgründe er damals, unter Anleitung eines Judenchristen, nicht ohne viele Mühe sich aneignete [26]). Zerstreuung gewährten ihm der Briefwechsel mit Freunden [27]) und literarische Beschäftigungen. Doch verwarf er selbst später einen

---

tus spiritu ad tribunal judicis pertrahor; ubi tantum luminis et tantum erat ex circumstantium claritate fulgoris, ut projectus in terram, sursum adspicere non auderem. Interrogatus de conditione, Christianum me esse respondi. Et ille qui praesidebat: Mentiris, ait, Ciceronianus es non Christianus, ubi enim thesaurus tuus, ibi et cor tuum. Illico obmutui, et inter verbera (nam caedi me jusserat) conscientiae magis igne torquebar, illum mecum versiculum reputans: In inferno quis confitebitur tibi? (Ps. VI, 6). Clamare tandem coepi, et ejulans dicere: Miserere mei, Domine, miserere mei. Haec vox inter flagella resonabat. Tandem ad praesidentis genua provoluti qui adstabant, precabantur, ut veniam tribueret adolescentiae, et errori locum poenitentiae commodaret, exucturus deinde cruciatum, si Gentilium literarum libros aliquando legissem. Ego qui in tanto constrictus articulo, vellem etiam majora promittere, dejerare coepi, et nomen ejus obtestans dicere: Domine, si umquam habuero codices saeculares, si legero, te negavi. In haec sacramenti verba dimissus revertor ad superos. 18) So nämlich stellt er es a. a. O. dar, wo er fortfährt: Et mirantibus cunctis oculos aperio, tanto lacrimarum imbre perfusos, ut etiam incredulis fidem facerem ex dolore. Nec vero sopor ille fuerat aut vana somnia, quibus saepe deludimur. Testis est tribunal illud, ante quod jacui, testis judicium triste, quod timui: ita mihi nunquam contingat in talem incidere quaestionem. Liventes fateor habuisse me scapulas, plagas sensisse post somnum, et tanto dehinc studio divina legisse, quanto non ante mortalia legeram. 19) Gegen Rufinus, welcher ihm mixtum perjurium sacrilegio vorgeworfen, weil er dieser Gelehrsamkeit später wieder eingedenk gewesen, erwidert er Apolog. II. T. II. p. 560. — qui somnium criminatur audiat prophetarum voces, somniis non esse credendum: quia nec adulterium somnii ducit me ad tartarum, nec corona martyrii in coelum levat. — Non tibi sufficiunt, quae de vigilante confingis, nisi et somnia crimineris. Tantam habes curiositatem meorum actuum, ut quid dormiens fecerim dixerimve discutias. — Unbegreiflich bleibt, wenn man dieß Urtheil des zum ruhigen Nachdenken gereiften Vaters erwägt, wie mönchische Ignoranz sich später auf sein Traumbild, zur Beschönigung der Vernachlässigung klassischer Geistesbildung berufen konnte. Über den Traum überhaupt s. *C. A. Heumann* de ecstasi Hieronymi Anti-Ciceroniana in Sylloge Dissertatt. I. p. 655. 20) *Praef. in L. III. comment. in Gal. ad Paulam et Eustochium:* Nostis et ipsae, quod plus quam quindecim anni sunt, ex quo in manus meas nunquam Tullius, nunquam Maro, nunquam gentilium literarum quilibet auctor adscendit, et si quid forte inde dum loquimur obrepit, quasi antiqui per nebulam somnii recordamur. 21) z. B. Ep. XX *ad Damasum* §. 13. 22) Ep. II. *ad Theodosium*, um die Zeit der Genesung geschrieben. 23) Ep. III, 4.

24) Ep. V, 1. In ea parte eremi, quae juxta Syriam Saracenis jungitur. Praef. in Abd. Solitudo Syriae Chalcidis. 25) Daß in psychologischer Hinsicht sehr charakteristische Gemälde dieser berühmten Versuchungen in der Wüste verdient hier zur Beurtheilung des KB. eine Stelle. *Ad Eustochium Ep. XXII*, 7. O, quoties ipse in eremo constitutus, et in illa vasta solitudine, quae exusta solis ardoribus, horridum monachis praestat habitaculum, putabam Romanis interesse deliciis. Sedebam solus, quia amaritudine impletus eram. Horrebant sacco membra deformia, et squalida cutis situm aethiopicae carnis obduxerat. Quotidie lacrimae, quotidie gemitus, et si quando repugnantem somnus imminens oppressisset, nuda humo ossa vix haerentia collidebam. De cibis vero et potu taceo, quum etiam languentes monachi aqua frigida utantur, et coctum aliquid accepisse, luxuria sit. Ille igitur ego, qui ob gehennae metum tali me carcere ipse damnaveram, scorpionum tantum socius et ferarum, saepe choris intereram puellarum. Pallebant ora jejuniis, et mens desideriis aestuabat in frigido corpore, et ante hominem sua jam in carne praemortuum, sola libidinum incendia bulliebant. Itaque omni auxilio destitutus ad Jesu jaciebam pedes, rigabam lacrimis, crine tergebam, et repugnantem carnem hebdomadarum inedia subjugabam. Non erubesco infelicitatis meae miseriam confiteri: quin potius plango me non esse, quod fuerim. Memini me clamantem, diem crebro junxisse cum nocte, nec prius a pectoris cessasse verberibus, quam rediret, Domino increpante, tranquillitas. Ipsam quoque cellulam meam, quasi cogitationum mearum conscium pertimescebam. Et mihimet iratus, et rigidus, solus deserta penetrabam. Sicubi concava vallium, aspera montium, rupium praerupta cernebam, ibi meae orationis locus, ibi illud miserrimae carnis ergastulum, et, ut ipse mihi testis est Dominus, post multas lacrimas, post caelo inhaerentes oculos, non nunquam videbar mihi interesse agminibus Angelorum, et laetus gaudensque cantabam: Post te in odorem unguentorum tuorum curremus (Cant. I, 3). Zur pathologischen Erklärung dieser Schilderung vgl. Zimmermann über die Einsamkeit Th. 2. Kap. 6. 7. 26) *Ep. CXXV*, 12. Dum essem juvenis, et solitudinis me deserta vallarent, incentiva vitiorum ardoremque naturae ferre non poteram, quem cum crebris jejuniis frangerem, mens tamen cogitationibus aestuabat. Ad quam edomandam cuidam fratri, qui ex Hebraeis crediderat, me in disciplinam dedi, ut post Quinctiliani acumina, Ciceronis fluvios, gravitatemque Frontonis et lenitatem Plinii, alphabetum discerem, et stridentia anhelantiaque verba meditarer. Quid ibi laboris insumserim, quid sustinuerim difficultatis, quoties desperaverim, quotiesque cessaverim, et contentione discendi rursus inceperim, testis est conscientia, tam mea qui passus sum, quam eorum qui mecum duxerunt vitam. Et gratias ago Domino, quod de amaro semine literarum dulces fructus carpo. 27) Es gehören dahin nach *Vallarsi* Ep. V—XVII.

damals von ihm verfaßten und gegen seinen Willen ans Licht gezogenen Commentar zum Obadja [28]), welcher sich eben so, wie die damals wahrscheinlich von den Nazaräern in dem benachbarten Berrhöa, zu welchen auch sein Lehrer im Hebräischen scheint gehört zu haben, erhaltene Abschrift des so genannten hebräischen Matthäus, welchen er später übersetzte, verloren hat [29]). Dagegen wird von seinen Schriften aus der Wüste das Lob und Leben des Asketen Paulus Thebanus noch jetzt gelesen [30]) und von den Bewunderern des Mönchthums überaus hoch geachtet. Beunruhigt aber wurde er auch in seiner Zurückgezogenheit durch die kirchlichen Spaltungen zu Antiochia, wo seine Freunde Paullinus und Euagrius in das meletianische Schisma verwickelt waren, und ein neuer nichtiger Wortstreit, über den Gebrauch der Kunstwörter *οὐσία* und *ὑπόστασις* in der Trinitätslehre, sich erhoben hatte, um deßwillen man ihn mit Ablegung eines Glaubensbekenntnisses bedrängte [31]), was ihn bewog, in knechtischer Unterwürfigkeit sich die Entscheidung des römischen Bischofs Damasus über diese Streitfrage zu erbitten [32]), in der Überzeugung, daß ihr auch die morgenländischen Bischöfe sich bereitwillig unterwerfen würden. Der Aufenthalt in der Wüste wurde ihm durch jene Belästigungen verleidet, und im Frühlinge 379 zog er wieder nach Antiochien, wo er von seinem Freunde Paullinus, dem Bischofe der abendländischen Partei daselbst, wider Willen und nur unter der Bedingung, daß er von Verrichtung der priesterlichen Amtsgeschäfte entbunden bleibe, in demselben Jahre die Weihe zum Presbyter erhielt [33]). Dort verfaßte er auch seine „Streitunterredung zwischen einem Luciferianer und Orthodoxen [34])" über die Fragen: ob Bischöfe der Arianer, nach Ablegung eines rechtglaubigen Bekenntnisses, in der Kirche als Bischöfe anzuerkennen seien; und ob man bekehrte Arianer bei ihrer Aufnahme in die Kirche zu taufen habe? Sie zeichnet sich, im Verhältniß zu seinen späteren Streitschriften, durch ungewöhnliche Milde des Urtheils aus, und ist reich an Beiträgen zur Geschichte der mit der arianischen zusammen hangenden Streitigkeiten. Noch in demselben Jahre verließ er Antiochia, um zu Konstantinopel den Unterricht des auf den dortigen Bischoffitz erhobenen Gregorius von Nazianzus in der Auslegung der h. S. zu benutzen. Dankbar werden zwar in seinen späteren Schriften die Belehrungen anerkannt, welche ihm dieser berühmte Theolog ertheilt habe [35]); doch gibt er auch Winke darüber, daß derselbe ihm bei exegetischen Fragen nicht immer zu genügen wußte [36a]). Während seines dortigen Aufenthaltes scheint er sich zuerst mit griechischer Sprache und Literatur beschäftigt zu haben, wie er denn, um sich in der Sprache zu üben, zugleich aber auch um die Abendländer mit den Werken griechischer Kirchenlehrer bekannter zu machen, dort zunächst (380) die Chronik des Eusebius Cäs. lateinisch bearbeitete [36b]), indem er sie bis auf Troja's Zerstörung unverändert wiedergab, dann aber, bis zum zwanzigsten Jahre Konstantins, in der römischen Geschichte aus lateinischen Schriftstellern, besonders aus Suetonius, aber auch aus unreinen Quellen der Überlieferung [37]) erweiterte, und endlich von da an bis zum

28) *Praef. in Abdiam* — in adolescentia mea, provocatus ardore et studio Scripturarum, allegorico interpretatus sum Abdiam prophetam, cujus historiam nesciebam. — — Hoc est illud tempus, — quando ego et Heliodorus carissimus pariter habitare solitudinem Syriae Chalcidis nitebamur. Quod putabam latere vulgatum est. Per vetera vestigia rursus ingrediar, emendans si fieri potest curvos apices literarum. Infans eram, necdum scribere noveram etc. 29) *Comment. in Matth. XII*, 13. In Evangelio, quo utuntur Nazareni et Ebionitae, quod nuper in Graecum de Hebraeo sermone transtulimus, et quod vocatur a plerisque Matthaei authenticum. In seinem eigenen Schriftenverzeichniß (de vir. illustr. c. 135) fehlt diese Übersetzung und vom Matthäus heißt es daselbst c. 3. Evangelium Christi Hebraicis literis verbisque composuit, quod quis postea in Graecum (sic) transtulerit, non satis certum est, obwohl unmittelbar zuvor (c. 2) gesagt war: Evangelium — quod appellatur secundum Hebraeos a me nuper in Graecum Latinumque sermonem translatum est. Daß nicht an zwei verschiedene Evangelien zu denken sei, zeigt sehr deutlich die Stelle c. Pelag. L. III, 2. Sehr unsicher aber sind die Angaben einer von ihm veranstalteten griechischen Übersetzung, da er ja ausdrücklich sagt: er wisse nicht, von wem die griechische Übersetzung herrühre und wenn eine solche bereits vorhanden war, schwerlich sich selbst an eine neue gewagt haben würde, da er dazu des Griechischen nicht mächtig genug war, wie er sich denn auch nicht einmal gegen Rufinus, welchem er alle seine gelehrten Verdienste aufzählt, dessen rühmen kann, daß er auch in griechischer Sprache irgend Etwas geschrieben habe. Hatte er aber wirklich ins Griechische zu übersetzen sich unterfangen, so war dieß wohl nur ein Übungsversuch, welcher niemals ans Licht trat, und den daher auch Keiner außer ihm selbst erwähnt. *Theodorus Mops.* (b. *Photius* Bibl. cod. 177) wußte nur von Hörensagen, daß H. ein fünftes Evangelium eingeführt habe. 30) *Vita S. Pauli Eremitae.* Opp. ed. *Vallarsi* T. II. p. 1 ff. In gleichem Geiste ist die gleichfalls aus der Wüste erlassene Ep. XVI ad *Heliodorum* geschrieben, in welcher er den zum thätigen Leben zurück gekehrten Freund wieder für die Freuden der Einsamkeit zu gewinnen sucht. 31) Vgl. bsd. Ep. XVII *ad Marcum.* 32) Epp. XV. XVI *ad Damasum.* Beide reden im Tone einer bisher unerhörten kriechenden Schmeichelei, durch welche sich H. den Weg zu der ausgezeichneten Gunst bahnte, in welcher er später bei Damasus stand.

33) *l. c. Jo. Hieros.* §. 41. *Opp. T. II. p.* 451. *E.* a me misello homine s. m. Eps. Paullinus audivit: Num rogavi te, ut ordinarer? Si sic presbyterium tribuis, ut monachum mihi non auferas: tu videris de judicio tuo. Si autem sub nomine presbyteri tollis mihi, propter quod saeculum dereliqui; ego habeo, quod semper habui: nullum dispendium in ordinatione passus es. Noch im J. 394 wollte H. nach dem Berichte des Epiphanius nicht debita exercere sacrificia, et laborare in hac parte ministerii, quae Christianorum praecipua salus est. *Epiphanii ad Jo. Hieron.* Ep. LI. ed. *Vallarsi.* Ganz ungegründet ist übrigens das Vorgeben, daß H. die Weihe als presbyter cardinalis der römischen Kirche erhalten habe. 34) *Altercatio Luciferiani et Orthodoxi* Opp. T. II. p. 171. ed. *Vallarsi.* 35) *Lib. de vir. illustr.* cap. 117. Ep. L *ad Domnionem* §. 1. *Comment. in Ephes.* V, 32. Opp. T. VII. p. 661. A. 36a) Ep. LII, 8. Praeceptor quondam meus Gregorius Nazianzenus, rogatus a me quid sibi vellet in Luca (VI, 1) sabbathum *δευτεροπρωτον*, id est secundo-primum, eleganter lusit, docebo te, inquiens, de hac re in Ecclesia: in qua mihi omni populo acclamante, cogeris invitus scire, quod nescis. Aut certe si solus tacueris, solus ab omnibus stultitiae condemnaberis. Nihil tam facile, quam vilem plebeculam et indoctam concionem linguae volubilitate decipere, quae quidquid non intelligit, plus miratur. 36b) Über die Abfassungszeit vgl. Ep. LVII, 6. 37) Dahin gehört besonders die später de vir. illustr. c. 1. wiederholte Angabe, daß Petrus 25 Jahre hindurch als Bischof der römischen Gemeinde vorgestanden habe p. 660 *Vall.*

sechsten Konsulate des Valens, dem zweiten des Valentinianus (378) mit einer Fortsetzung vermehrte, die jüngsten Zeiten aber, weil unter den Verheerungen der Barbaren Alles unsicher sei, einem ausführlicheren Geschichtswerke vorbehielt [38]). Das Verhältniß dieses wichtigen chronologischen Werkes zu der verlorenen Urschrift wird sich erst jetzt, nachdem die letzte in einer armenischen Übersetzung wieder aufgefunden worden, richtig beurtheilen lassen [39]). Doch ist auch der, in den Abschriften vielfach durch Interpolationen entstellte, Text der hieronymianischen Bearbeitung noch nicht hinlänglich durch die Kritik sicher gestellt [40]).

Zunächst folgten vierzehn von den Homilien des Origenes, welcher ihm damals für den zweiten Lehrer nach den Aposteln galt, zu dem Propheten Jeremias und eben so viel zum Ezechiel in lateinischer Übersetzung [41]), mit der in der Vorrede [42]) ausgesprochenen Absicht, wenn auch nicht alle, doch die meisten Schriften desselben den Lateinern zu deuten. Daß er aber schon damals nicht blindlings dem Ansehen des Origenes folgte, gab eine mystisch-allegorische Auslegung der Vision Jesaja's (K. VI) zu erkennen [43]), welche er 381 auf der Freunde Bitten und zu eigener Übung ausarbeitete [44]), und worin er es wagte, die origenische Deutung der Seraphim zu bestreiten [45]), ohne jedoch den Sinn richtiger zu treffen.

Im J. 381 starb zu Antiochien Meletius, aber die durch ihn entstandene Spaltung wurde dadurch nicht gehoben, da seine Partei sofort einen neuen Bischof Flavianus ernannte. Die Partei der Abendländer bestand darauf, den erneuerten Streit durch eine römische Synode schlichten zu lassen, welche darauf Damasus ausschrieb. Diesem Rufe folgend begab sich Paullinus, begleitet von seinen Freunden Epiphanius und Hieronymus, nach Rom, wo die Synode (382) ihn zwar als Bischof bestätigte, aber die Meletianer, welche sich gar nicht zur Synode eingefunden hatten, vergebens für seine Anerkennung zu gewinnen suchte. Bei dieser Synode war Hieronymus, welcher durch seinen Aufenthalt zu Antiochien mit den Verhältnissen der beiden Parteien bekannt geworden war, dem Damasus bei Anordnung und Nachweisung der Akten des Streites behilflich [46]), weßhalb man ihn zum Archivar oder Bibliothekar desselben hat machen wollen [47]). Zugleich wurde er von Damasus, welcher seine Gelehrsamkeit und sein Talent überaus hochschätzte, zu neuen literarischen Arbeiten veranlaßt. Oft legte ihm derselbe exegetische Fragen zur Auflösung vor [48]), und auf seinen Wunsch scheint auch die lateinische ziemlich freie [49]) Übersetzung der Bücher des alexandrinischen Katecheten Didymus aus der Schule des Origenes über den h. Geist angefangen zu seyn [50]), welche aber wegen der Anfechtungen, welche der Übersetzer in Rom zu erdulden hatte, erst zu Jerusalem vollendet wurde [51]). Seine große Verehrung des Origenes legte er zu gleicher Zeit an den Tag durch die an Damasus gerichtete Vorrede, mit welcher er eine lateinische Übersetzung von zwei Homilien des Origenes zum Hohenliede [52]) begleitete [53]).

Von der größten Wichtigkeit wurde aber eine kritische Arbeit, welche er zu Rom unternahm. Von den Schriften des N. T. hatte das Abendland keine öffentlich auctorisirte und eingeführte lateinische Kirchenübersetzung, sondern man bediente sich zahlreicher unbeglaubigter Dolmetschungen derselben von unbekannten Personen, welche in der Auffassung des Sinnes eben so wenig als im wörtlichen Ausdrucke harmonirten, und dann auch noch unter den Händen der Abschreiber die mannichfachsten Entstellungen erlitten hatten. Die Abweichungen dieser Exemplare mußten bei öffentlichen Verhandlungen der Geistlichkeit, bei Streitigkeiten mit den Häretikern, beim liturgischen Gebrauche Irrungen und Störungen der verdrießlichsten Art nach sich ziehen. Um diesen Übelständen zu begegnen, beabsichtigte Damasus die Veranstaltung einer nach dem griechischen Original berichtigten Übersetzung zur Einführung in den öffentlichen Gebrauch der Kirche. Das Geschäft sie auszuarbeiten übertrug er aber dem Hieronymus, welcher demnächst die vier Evangelien der gewünschten Revision unterwarf und sie dem Damasus mit einer Zuschrift übergab, in welcher er sich über sein Verfahren genauer erklärte. Die verschiedenen lateinischen Übersetzungen, welche er vorfand, hatte er unter einander und mit dem griechischen Original verglichen, den in ihnen herrschenden Sinn und Ausdruck aber, um nicht den Lateinern durch

38) *Hieronymi* Praef. ad Vincentium et Gallienum. 39) *Eusebii* Chronicorum Canonum L. II ex cod. Haican. edd. *A. Majus* et *J. Zohrabus*. Mediol. 1818. 4. op. *J. B. Aucher*. Ven. 1819. 2 Voll. 4. 40) Bearbeitungen von *Arnald Pontac* Bardig. 1604 f. *Joseph Scaliger* Thesaurus temporum L. B. 1606. Amstel. 1658. 1676. fol. *Domin. Vallarsi* Opp. *Hieronymi* T. VIII. mit den Noten von *Pontac*. 41) Opp. T. V. p. 742 ss. 42) Gerichtet an denselben Vincentius, welchem das Chronicon gewidmet wurde. 43) In den Handschriften unter der Aufschrift *Ep. ad Damasum de Seraphim*, bei *Vallarsi* Ep. XVIII. Aber der Aufsatz gibt sich weder als ein Briefschreiben, noch als an Damasus gerichtet zu erkennen. 44) *Comment. in Jes.* c. VI. Opp. T. IV. p. 89. B. De hac visione ante annos circiter triginta, cum essem Constantinopoli, et apud virum eloquentissimum Gregorium Nazianzenum, tunc ejusdem urbis Episcopum Sanctarum Scripturarum studiis erudirer, scio me brevem dictasse subitumque tractatum, ut et experimentum caperem ingenioli mei, et amicis jubentibus obedirem. 45) Ep. XVIII *ad Damasum* §. 4.

46) Ep. CXXVII, 7 — me Romam cum sanctis Pontificibus Paullino et Epiphanio (quorum alter Antiochenam Syriae, alter Salaminiam Cypri rexit Ecclesiam) Ecclesiastica traxit necessitas. Ep. CXXIII, 3. Ante annos plurimos cum in chartis Ecclesiasticis juvarem Damasum Romanae urbis episcopum, et Orientis atque Occidentis Synodicis consultationibus responderem. 47) So z. B. *Anastasius* Bibl. vgl. *Mabillon* Musaeum Ital. T. I. p. 82. 48) Vgl. Epp. XIX—XXL XXXV. XXXVI. 49) Vgl. *Basnage* in *Canisii* Lectt. ant. T. I. p. 202. 50) Ep. XXXVI, 1. 51) Vgl. die Vorrede an seinen Bruder Paulinianus Opp. T. II. p. 105., welche zeigt, daß die Übersetzung zu Rom (Babylone) auf Antrieb des Damasus angefangen, aber erst nach dem Tode des Damasus († 384 gegen Ende des Jahres) zu Jerusalem vollendet wurde. 52) Opp. T. III. 501. 53) Sie ist an Damasus gerichtet und beginnt gleich mit den Worten: Origenes, quum in caeteris libris omnes vicerit, in Cantico Canticorum ipse se vicit.

eine ganz ungewöhnliche Bibelsprache anstößig zu werden, möglichst beibehalten und nur dann verbessert, wenn der griechische Originaltext einen andern Sinn gab. Bei dem letzteren aber hatte er die von Lucianus und Hesychius vorgeblich emendirten, aber nur bei Wenigen geltenden (Codices - quos - paucorum hominum asserit perversa contentio) Exemplare zu gebrauchen vermieden und sich an den nicht recensirten Text gehalten. Endlich um die Synopse der parallelen Abschnitte zu erleichtern, hatte er die zehn synoptischen Tafeln oder so genannten Canones des Eusebius Cäs. vorangestellt und am Rande der Übersetzung die zum Gebrauche dieser Tafeln nothwendigen Perikopeneintheilungen und Nachweisungen der Tafel, in welche die Perikope gehöre, beigeschrieben [54]). Obwohl aber die Zuschrift an Damasus nur die vier Evangelien verspricht [55]), muß doch später auch der apostolische Theil des N. T. von ihm auf ähnliche Weise in der lateinischen Übersetzung verbessert worden seyn, da er in seinen späteren Schriften sich eine Verbesserung des N. T. nach dem griechischen Originale ausdrücklich beilegt [56]). Noch ehe er Rom verließ, war er auch schon bis zu den paulinischen Briefen vorgerückt; denn in einem noch zu Rom geschriebenen Briefe konnte er seine Freundinn Marcella schon auf die verbesserte Übersetzung des Paulus verweisen [57]). Das neue Werk mußte zwar, wie er es voraus gesehen hatte [58]), zu Rom manchen Tadel erfahren [59]), doch scheint es sich bald Eingang in die Kirchen verschafft zu haben, und in der afrikanischen Kirche, wo Augustinus dasselbe empfahl und Hieronymus keine Neider hatte, wurde es mit Beifall aufgenommen [60]). Daher ließ er sich durch diese Anfeindungen auch nicht davon abschrekken, das A. T. den Lateinern gleichfalls in verbesserter Gestalt zu geben, indem er noch zu Rom [61]) die alte lateinische Übersetzung des Psalters nach dem gewöhnlichen Text der LXX berichtigte [62]). — Zugleich beschäftigte ihn eine Collation der griechischen Übersetzung des Aquila mit dem hebräischen Texte, vornehmlich in der Absicht, um den allenfallsigen Verdrehungen des Grundtextes, welche sich der Jude aus Haß gegen die Christen erlaubt haben könnte, auf die Spur zu kommen. Aber er fand auch bei diesem Übersetzer nur neue Beweise für die Wahrheit des christlichen Glaubens [63]).

Mit diesem Eifer in den Studien und einer so vielfachen und glücklichen literarischen Thätigkeit verband er so inbrünstige Andachtsübungen und so strenge mönchische Kasteiungen, daß ihm neben dem Rufe der umfassendsten theologischen Gelehrsamkeit und der tiefsten Schriftkunde auch die Verehrung zu Theil wurde, welche der äußern Demuth und Heiligkeit zuzufallen pflegte. Damasus selbst war ganz von seinen Rathschlägen abhängig, so daß man schon überzeugt war, Hieronymus sey zu dessen Nachfolger ersehen. Aber nicht zufrieden damit, durch Entsagungen, fortgesetzte Büßungen und den Schein der Weltentsagung die Augen der Welt auf sich zu ziehen, suchte er auch die weltlich gesinnten Römer, zumal den Klerus, für das contemplative Leben und die mönchischen Einrichtungen zu bekehren, indem er ihre schwelgerischen Sitten und beim Klerus die Einmischung in weltliche Dinge rügte. Aber dadurch weckte er nur eine Erbitterung, welche um so mehr zunahm, da es ihm gelungen war, angesehene und vermögende Römerinnen zum jungfräulichen Leben, zur Zurückziehung von der Gesellschaft, zum Forschen in der Schrift, zu Fasten und andern Askesen zu bereden. Solche reiche und schöne Neophytinnen des jungfräulichen Lebens schlossen sich als Freundinnen und Schülerinnen an ihn an, hörten seine biblischen Vorträge, wechselten Briefe mit ihm, übten sich mit ihm im Beten und Psalmensingen, und die kleine, von einem früheren Verführer der Jungfrauen geleitete, weibliche Gemeinde mehrte sich täglich. Vertrauteste Freundinnen wurden die Schwestern Marcella und Paula, Töchter der Albina, und die beiden Töchter der Paula, Blässilla und Eustochium. Marcella, schon vor seiner Ankunft frommen Askesen geneigt, schloß sich zuerst an ihn an, und ihrem Beispiele folgten zunächst Lea und Asella. Die an Marcella gerichteten Briefe sind größten Theils exegetischer Art und erläutern Wörter und Stellen im A. T. aus dem Hebräischen [64]). Inniger noch wurde das Verhältniß zu der frommen Witwe Paula und deren zwei in jugendlicher Frische und Schönheit blühenden Töchtern, von welchen er die

54) *Praef. ad Damasum* Opp. T. X. p. 660. Martianay und Vallarsi haben aus den ältesten Handschriften den hieronymianischen Text der lateinischen Evangelien wieder gegeben. 55) a. a. O. p. 661 — haec praesens praefatio pollicetur quatuor tantum Evangelia. 56) *L. de vir. illustr.* c. 135. Novum Testamentum Graecae fidei reddidi cf. Ep. LXXI, 5. 57) Ep. XXVII, 3. wo er verbesserte Stellen aus 1 Timoth. anführt. 58) *Praef. ad Damasum* p. 660. periculosa praesumtio ..... senis mutare linguam et canescentem mundum ad initia retrahere parvulorum. Quis enim doctus pariter vel indoctus, cum in manus volumen assumserit, et a saliva, quam semel imbibit, viderit discrepare quod lectitat, non statim erumpat in vocem, me falsarium, me clamans esse sacrilegum, qui audeam aliquid in veteribus libris addere, mutare, corrigere. 59) Ep. XXVII, 1. 60) Ep. CIV *Augustini ad Hieron.* (geschr. 403) §. 6. non parvas Deo gratias agimus de opere tuo, quo Evangelium ex Graeco interpretatus es (ob Augustinus auch die Übersetzung des Apostels gekannt habe, ist zweifelhaft): quia paene in omnibus nulla offensio est, quum Scripturam Graecam contulerimus. Unde si quisquam veteri falsitati contentiosus fuerit, prolatis collatisque codicibus, vel docetur facillime, vel refellitur. 61) *Praef. in Psalterium ad Paulam et Eustochium* Opp. T. X. p. 106. Psalterium Romae dudum positus emendaram, et juxta Septuaginta Interpretes, licet cursim, magna illud ex parte correxeram. 62) Gewöhnlich Psalterium Romanum genannt, weil die römische Kirche es beibehielt. c. *Ruff.* L. II, 30. Psalterium — quod certe emendatissimum juxta LXX Interpretes nostro labore dudum Roma suscepit. Vgl. die von *Vallarsi* in *Hieron.* Opp. T. X. p. 103. gesammelten Belegstellen. 63) *Ep. XXXII ad Marcellam* (geschr. 384). Jam pridem cum voluminibus Hebraeorum Editionem Aquilae confero, ne quid forsitan propter odium Christi Synagoga mutaverit: et ut amicae menti fatear, quae ad nostram fidem pertineant roborandam, plura invenio. Nunc a Prophetis, Salomone, Psalterio, Regnorumque libris examussim recensitis, Exodum teneo, quem illi ELLE SMOTH vocant, ad Leviticum transiturus. 64) Es gehören dahin die Briefe XXIII — XXIX. XXXII. XXXIV. XXXVII. XXXVIII. XL — XLIV. nach Vallarsi's Anordnung. Über die frühere Geschichte der h. Jungfrauen in Rom vgl. Ep. CXXVII, 5.

noch unverheirathete Eustochium durch ein Schreiben zum jungfräulichen Leben bestimmte, welches, indem es zugleich das grellste Gemälde von dem Sittenverfall unter den römischen Jungfrauen und Klerikern aufstellte, ihm viele Feinde weckte [65]). — Die zweite, schon verheirathete Tochter Blästilla vermochte er, nachdem sie im zwanzigsten Jahre Witwe geworden war, gegen die dringenden Wünsche der Verwandten, zu dem Entschluß, keine zweite Heirath einzugehen, und trieb sie dann zu so harten Askesen an, daß der zarte Körper unterliegen mußte und die reizende Witwe einem frühzeitigen Tode anheim fiel. Die Klagen der tief betrübten Mutter Paula, welche ihm zum Vorwurfe gereichten, wußte er damals leichter zu beschwichtigen, als den Unwillen des Volkes über diese mönchischen Umtriebe, welcher bis zum Tumulte zu steigen drohte [66]). Er selbst wies die Gegner des jungfräulichen Lebens mehr mit Spott und herben Schmähungen zurück, als daß er sie gründlich zu widerlegen gewußt hätte. Helvidius [67]), welcher gewagt hatte, die Jungfräulichkeit der Mutter Jesu nach dessen Geburt zu bezweifeln und das eheliche Leben dem jungfräulichen gleich zu stellen, erhielt eine Antwort voller Schmähungen, in welcher die Behauptung, daß Maria nach wie vor der Geburt Jesu in jungfräulicher Beschaffenheit geblieben sei, aufgestellt, die Ehe aber wie eine anständige Unzucht beschrieben wurde [68]). Bonosus oder Onasus, ein Kleriker, welcher sich wegen der Ausfälle des Hieronymus gegen den Klerus durch Spöttereien über die frommen Jungfrauen gerächt hatte, wurde in einem Schreiben an Marcella mit skurrilem Nasenwitz abgefertigt [69]). Auf diese Weise mußte das Ansehen des Eiferers in Rom immer mehr sinken, und als er gegen Ende des J. 384 durch den Tod des Damasus seine wichtigste Stütze daselbst verloren hatte, fand er es am gerathensten, dieß römische „Babel" nach einem Aufenthalte von drei Jahren zu verlassen und sich den Nachstellungen der dortigen „Pharisäer," welche jedoch vergebens durch Verleumdung sein Verhältniß zu den heiligen Jungfrauen verdächtig zu machen gesucht hatten [70]), dadurch zu entziehen, daß er sich, begleitet von seinem jüngeren Bruder Paulinianus, von dem Presbyter Vincentius und mehrern Mönchen im August 385 nach Palästina einschiffte. Die Fahrt ging über Rhegium durch die Kykladen nach Cyprus, wo Epiphanius, Bischof von Salamis (Constantia), ein alter Freund, besucht wurde, und dann nach Antiochia in Syrien, wo Paullinus, der Bischof, ihm entgegen harrte [71]). Die römische Freundinn Paula, schon längst von dem Wunsche beseelt nach den heiligen Orten zu wallfahrten, folgte, taub gegen die Bitten der Kinder und Verwandten, begleitet von Eustochium, dem heiligen Kinde, noch in demselben Herbste nach. Auch sie wurde während der Reise zu Salamis geistlich und leiblich erquickt durch den Bischof Epiphanius, welcher während der Synode zu Rom ihre Gastfreundschaft genossen hatte, und eilte dann, getrieben von dem Verlangen ihren Hieronymus wieder zu sehen, nach Antiochien, wo sie wieder mit ihm zusammen traf. Aber auch dort ließ sie der Glaubenseifer nicht rasten. Geführt von Paulinus und Hieronymus, begleitet von Eustochium und einer Schar heiliger Jungfrauen, zog die adelige Frau im kalten Winter nach dem gelobten Lande, reitend auf einem Esel. Allenthalben wurden auf der Reise die heiligen Stätten aufgesucht und in heißer Andacht verehrt. Als sie zu Jerusalem anlangte, hatte der Proconsul Palästina's, ein Bekannter ihrer Familie, eine stattliche Herberge im Prätorium bereiten lassen, aber sie gab einer niedrigen Halle den Vorzug. Heiße Thränen der Andacht wurden hier an den Stätten geweint, wo der Erlöser gelitten hatte, auferstanden war und sein Geist auf die Schüler herab kam. Noch mehr aber fühlte sich die fromme Schwärmerinn ergriffen, als sie das nahe Bethlehem besuchte und die Höhle erblickte, in welcher, nach der kirchlichen Sage, die Geburt des Jungfrauensohnes erfolgt war. „Dieß, sprach sie, sei meine Ruhestätte, weil es meines Herren Vaterland ist. Hier will ich wohnen, weil mein Erlöser diesen Ort erwählte." Bevor sie jedoch diesen Entschluß ausführte, wollte sie auch noch das in der heiligen Geschichte so bedeutsame Land Ägypten sehen. Nachdem sie daher in den ersten Monaten des Jahres 386 Palästina nach verschiedenen Richtungen hin durchzogen hatte, wandte sie sich nach Ägypten, besuchte Alexandria, brachte den Mönchen der nitrischen Wüste, unter welchen sie sich gern mit ihren Jungfrauen niedergelassen hätte, wäre nicht die Liebe zum heiligen Lande überwiegend gewesen, ihre Verehrung dar, und schiffte dann im Sommer von Pelusium aus nach Palästina zurück, um zu Bethlehem Zellen zu beziehen, statt deren sie drei Jahre später größere Monasterien erbaute [72]). Hieronymus, ihr Reisegefährte, obwohl nicht minder empfänglich für schwärmerische Regungen der Andacht, ließ sich doch nicht so sehr von denselben beherrschen, daß er nicht zugleich auch wissenschaftliche Zwecke auf der Reise verfolgt hätte. In Palästina suchte er sich, mit Beihilfe sachkundiger

65) Ep. XXII *ad Eustochium de custodia virginitatis.* Vgl. *Ruffini* Apol. L. II, 5. *Vallarsi* T. II. p. 630. In einem zweiten Briefe an sie, Ep. XXXI, dankt er für zarte Angebinde, Armgeschmeide, Tauben, ein Körbchen mit Kirschen, welche sie ihm, von einem Briefchen begleitet, am Tage des h. Petrus zugesandt hatte. 66) Ep. XXXIX *ad Paulam* §. 5. Als die trostlose Paula ohnmächtig vom Leichenzuge zurück gebracht werden mußte, murrte das Volk: Quousque genus detestabile Monachorum non urbe pellitur? non lapidibus obruitur? non praecipitatur in fluctus? Matronam miserabilem seduxerunt etc. Die übrigen Briefe an Paula XXX. XXXIII. verbreiten sich über das hebräische Alphabet und die Schriften des Origenes. 67) Vgl. über ihn *Gennadius* de scriptoribus eccl. c. 32. 68) *Adv. Helvidium de perpetua virginitate beatae Mariae* Opp. T. II. p. 205. Geschrieben 383 vor dem Briefe ad Eustochium (Ep. XXII), worin dieses Tractates schon Erwähnung geschieht. 69) Ep. XL *ad Marcellam, de Onaso.* 70) Ep. XLV *ad Asellam* enthält die zusammen hangendsten Nachrichten über seine römischen Verhältnisse und zugleich eine Widerlegung der Verleumdungen, welche er sich dadurch zugezogen hatte.

71) c. *Ruffinum* L. III, 21. Opp. T. II. p. 551. 72) Das ganze Hodoporicon der wallfahrtenden Gesellschaft wird von Hieronymus umständlich beschrieben in einem Briefe an die Eustochium. Ep. CVIII, 7—15. *Vall.* vom J. 404.

Juden, genaue Kenntniſſe von der Topographie und der natürlichen Beſchaffenheit des Landes, der Sitte, Lebensart und Beſchäftigung der Bewohner zu verſchaffen, welche ihm ſpäter bei ſeiner Auslegung der h. Schrift trefflich zu Statten kamen[73]). Nach Alexandria zog ihn vornehmlich die Liebe zu den bibliſchen Studien[74]), und er ſcheute ſich nicht mit ſeinen grauen Haaren dort die Schule des großen Katecheten und Origeniſten Didymus zu beſuchen[75]), wenn er gleich deſſen Unterricht nur kurze Zeit[76]) benutzen konnte. Damals ſchreckte ihn noch nicht des Lehrers Origenismus zurück, wie ſpäter; er ſelbſt rühmt ſich, ihn veranlaßt zu haben, nach Origenes Muſter Commentarien zum Hoſea zu ſchreiben[77]), und auch bei den origeniſtiſchen Mönchen Nitriens fand er damals noch nicht, wie ſpäter, „hinter den Chören der Heiligen die Schlange verſteckt[78])."

Nach der Niederlaſſung zu Bethlehem wurde anfänglich das beſchauliche Leben, zu welchem man auch die in Rom gebliebene Freundinn Marcella vergebens hinüber zu locken ſuchte[79]), nur durch die Sorgen für kloſterliche Behauſungen, zu deren Errichtung Paula, welche auch Herbergen für die zahlreichen Pilger ſtiftete, die Unkoſten hergab, unterbrochen. So entſtanden im J. 389 zwei gemeinſchaftliche Wohnungen, ein Jungfrauenſtift, welchem Paula und nach deren Tode (404) Euſtochium vorſtand, und eine Mönchswohnung, welcher Hieronymus vorgeſetzt war[80]). Dann aber wurden wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen wiederum eifrigſt betrieben. Die hebräiſche Sprache, deren Anfangsgründe in der chalcidiſchen Wüſte unzüchtige Gedanken vertrieben hatten, wurde mit Hilfe eines Juden Baranina[81]), welcher aus Furcht vor den Glaubensgenoſſen nur zur Nachtzeit heran geſchlichen kam, um den Unterricht zu ertheilen[82]), gründlicher erlernt und die heilige Schrift des alten Bundes mit demſelben in der Urſprache geleſen. Vor den unermüdlichen Schülerinnen Paula und Euſtochium, vor den h. Jungfrauen und Mönchen und den immer zahlreich zuſtrömenden Wallfahrern wurden die Schriften ausgelegt[83]). Selbſt die Benutzung der claſſiſchen Literatur wurde, trotz der im Traumgeſichte empfangenen Züchtigung, wieder hervor gezogen und der wißbegierigen Jugend Unterricht in der Grammatik ertheilt[84]).

Zur Erneuerung des Briefwechſels und der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit gaben vornehmlich die entfernten Freundinnen Anlaß, indem ſie über die Dunkelheiten und Bedenken, welche ihnen beim Leſen der Schrift aufgeſtoßen waren, Aufſchlüſſe, oder auch über ganze bibliſche Bücher Auslegungen begehrten. Die nächſten Anſprüche hatte wegen früherer Vertraulichkeit, größerer Emſigkeit und weiterer Fortſchritte in den bibliſchen Studien die Römerinn Marcella. Nachdem er zuerſt das Pauliniſche Briefchen an Philemon für Paula und Euſtochium ausgelegt hatte[85]), ſandte er an dieſe Freundinn, um ſie über den Tod ihrer Mutter Albina aus den heiligen Schriften zu tröſten, einen Commentar zu dem Briefe an die Galater[86]). Dieſes erſte Geſchenk weckte bei den Freundinnen die Sehnſucht nach mehreren, und ſo folgten, auf die Bitten derſelben, in kurzer Zeit die Commentarien zu dem Briefe an die Epheſer[87]) und dem an den Titus[88]). Die Arbeit war ſo flüchtig, daß oft an einem Tage tauſend Zeilen niedergeſchrieben wurden. Der Stil iſt daher in dieſen Commentarien vernachläſſigt[89]), und ſtatt eines ſelbſtſtändigen Urtheils findet man die Erklärungen der älteren Interpreten, zumeiſt des ſpäter von dem Commentator ſo hart angefeindeten Origenes, benutzt[90]).

---

73) *Praef. ad Paralip. juxta LXX.* Opp. T. X. p. 431. Quomodo Graecorum historiam magis intelligunt, qui Athenas viderint, et tertium Virgilii librum, qui a Troade ad Leucaten, et Acroceraunia ad Siciliam, et inde ad ostia. Tiberis navigaverint: ita sanctam Scripturam lucidius intuebitur, qui Judaeam oculis contemplatus est, et antiquarum urbium memorias, locorumque vel eadem vocabula vel mutata cognoverit. Unde et nobis curae fuit cum eruditissimis Hebraeis hunc laborem subire, et circumiremus provinciam, quam universae Christi Ecclesiae sonant. 74) *Praef. comment. in Ep. ad Ephes.* Opp. T. VII. p. 539. 75) *Ep. LXXXIV*, 4. vgl. *L*, 1. 76) Nach *Ruffinus Invect. II*, 12. Opp. *Hieron.* T. II. p. 639. nur einen Monat. 77) *Praef. Comment. in Hos.* Opp. T. VI. p. XXIII. 78) *c. Ruffinum L. III*, 22. *Opp. T. II. p.* 551. lustravi monasteria Nitriae, et inter Sanctorum choros aspides latere perspexi. 79) *Ep. XLVI Paulae et Eustochii ad Marcellam.* Der Brief ſcheint im Namen des ganzen Kleeblatts verfaßt zu ſeyn, doch Hieronymus darin die Feder geführt zu haben. 80) Ep. CVIII, 14. 19. *Palladii Hist. Laus.* p. 115. ed. Meursii. 81) *C. Ruff.* I, 13. Opp. T. II. p. 469. A. Vgl. *Ruffini Invect.* L. II, 12. l. c. p. 640. C. 641. A. Ruffinus nennt dieſen Juden nach einer Wortverdrehung Barrabas. Aus des Hieronymus Antwort aber ſieht man, daß er Baranina hieß. Wahrſcheinlich derſelbe, welchen er Praef. in Job juxta Hebr. Opp. T. IX. p. 1099. Lyddaeum quendam praeceptorem, qui apud Hebraeos primus haberi putabatur, nennt. 82) Ep. LXXXIV, 4. p. 524. A. Quo labore, quo pretio Baraninam nocturnum habui doctorem; timebat enim Judaeos, et mihi alterum exhibebat Nicodemum.

83) Ep. CVIII, 27. p. 720. A—C. Paula ſowohl als Euſtochium hatten das Hebräiſche zu Bethlehem erlernt und ſangen die Pſalmen in ihrer urſprünglichen Sprache. 84) *Ruffini Invect. L. II.* 8. *l. c. p.* 636. *E.* in monasterio positus in Bethleem — partes Grammatices exsecutus est, et Maronem suum, Comicosque ac Lyricos et Historicos Auctores traditis sibi ad discendum Dei timorem pueulis exponebat. 85) *Commentarii in Ep. ad Philemonem* Opp. T. VII. p. 742 ss. 86) *Comment. in Ep. ad Galatas* l. c. p. 867. Über die Veranlaſſung ſiehe die Praefatio. 87) *Commentariorum in Ep. ad Ephesios* L. III. Opp. T. VII. p. 538 ss. 88) *Comment. in Ep. ad Titum* l. c. p. 685 ss. 89) Praef. in L. II. Comment. in Ep. ad Eph. p. 585. 586—sciatis me non cogitatum diu limatumque proferre sermonem, sed ad revelanda mysteria Scripturarum uti verbis paene de trivio, et interdum per singulos dies usque ad numerum mille versuum pervenire. *Praef. ad L. III. Comment. ad Gal.* l. c. p. 485. 86 — omnem sermonis elegantiam, et Latini sermonis venustatem stridor Hebraicae lectionis sordidavit. — — Accedit ad hoc, quia propter oculorum et totius corpusculi infirmitatem, manu mea ipse non scribo, nec labore et diligentia compensare queo eloquii tarditatem — verum accito notario, aut statim dictoquodcunque in buccam venerit: aut si paulo voluerim cogitare, melius aliquid prolaturus, tunc me tacitus ille reprehendit, manum contrahit, frontem rugat, et se frustra adesse toto gestu corporis contestatur. 90) Er ſelbſt nennt (Praef. in L. I. Comment. ad Ephes. p. 543. 44.) Origenes, Apollinaris und Didymus als ſeine Führer. Vgl. c. *Ruff.* L. I, 16. Opp. T. II, 471. *Praef. Libri I. Comment. ad Jeremiam* Opp. T. IV. p. 834 ss. Namentlich gegen die Commentarien zum Briefe an die Epheſer wurden von Ruffinus und Pelagius ſpäter ſolche und ähnliche Ausſtellungen gerichtet.

Von diesen Versuchen in der Exegese des N. T. wandte er sich bald wiederum zu seiner Lieblingsbeschäftigung mit dem A. T., für dessen genaueres Verständniß ihn inzwischen die Anschauung des Schauplatzes und die gründlichere Kenntniß der Sprache geschickter gemacht hatten. Ecclesiastes, der Mönche Lieblingsbuch, fesselte zuerst den Ausleger [91]); dann erschienen die Schriften über die hebräischen Eigennamen [92]), über Namen und Lage der biblischen Ortschaften [93]), über die Genesis Lösungen einzelner schwierigen Fragen [94]), wahrscheinlich sämmtlich im J. 390. An diese Arbeit schlossen sich wieder Übersetzungen einzelner Werke der griechischen Kirchenlehrer ins Lateinische an. Die Schrift des Didymus über den heiligen Geist, deren Übersetzung er schon zu Rom begonnen hatte, wurde nun erst in der lateinischen Bearbeitung vollendet [95]); dann folgte eine Übersetzung von 39 Homilieen des Origenes zum Evangelium des Lukas [96]), mit einer Vorrede an Paula und Eustochium versehen, worin Ausfälle gegen Ambrosius, B. von Mailand, vorkommen, welche ihm später harte Vorwürfe von Ruffinus zuzogen [97]). Zu einem Theile der Psalmen (Ps. X — XVI.) verfaßte er darauf sieben Traktatus [98a]), wahrscheinlich nur Bearbeitung einer Erklärungsschrift des Origenes, welche sich mit den übrigen exegetischen Arbeiten des Hieronymus zum Psalter verloren hat. Erholung nach diesen gelehrten Studien gewährte die Darstellung des Lebens ausgezeichneter Asketen und Mönche; namentlich wurden dem heil. Hilarion [98b]) und Malchus [99]) kleine biographische Denkmale, in denen sich die höchste Bewunderung mönchischer Tugenden ausspricht, errichtet. Diese Beschäftigungen führten auf den Plan, die allgemeine Geschichte der christlichen Kirche zu bearbeiten [100]), wofür durch die Herausgabe der eusebiani-

91) *Comment. ad Ecclesiasten Opp. T. III.* p. 383. Nach der Vorrede an Paula und Eustochium (p. 381) fünf Jahre nach dem Aufenthalte zu Rom, wo er schon der seligen Blässilla, um sie in der Weltentsagung zu stärken, das Buch erklärt hatte, während des Lebens zu Bethlehem geschrieben. Über die Beschaffenheit der Auslegung wird dort gesagt: nullius auctoritatem sequutus sum; sed de Hebraeo transferens, magis me Septuaginta Interpretum consuetudini coaptavi in his duntaxat, quae non multum ab Hebraicis discrepabant. Interdum Aquilae quoque et Theodotionis recordatus sum. 92) *De nominibus Hebraeorum* Opp. T. III. p. 1 — 120, nicht bloß die Eigennamen des A., sondern auch die des N. T. in alphabetischer Ordnung umfassend. Nach der Vorrede, an zwei Klosterbrüder Lupuluanus und Valerianus gerichtet, hatte schon Philo ein ähnliches Werk zum A. T., Origenes zum N. T. ausgearbeitet; und Hieronymus hatte zu gleicher Zeit die Quaestiones in Genesin und die Topographie Palästina's (librum locorum) in der Arbeit, in welchen beiden Tractaten Manches, was in diesem ausgelassen oder kurz berührt war, ergänzt werden sollte. Das Werk selbst ist reich an Fehlern, Widersprüchen, falschen und gesuchten Etymologieen. So werden z. B. griechische Namen, wie Archelaus, Andreas u. a., lateinische, wie Codrans (Quadrans) aus dem Hebräischen abgeleitet. 93) *De situ et nominibus locorum Hebraicorum.* Lateinische Bearbeitung einer griechischen Schrift des Eusebius Cäs. unter dem Titel *περὶ τῶν τοπικῶν ὀνομάτων τῶν ἐν τῇ Θείᾳ γραφῇ*, in zwei Büchern, deren erstes eine Chorographie des Landes Juda, die Gränzbestimmungen der Stammtheile, die Beschreibung Jerusalems und des Tempels, das zweite, noch vorhandene, eine Topographie der biblischen Städte, Ortschaften, Berge und Flüsse enthielt. Das ganze Werk hatte schon vor Hieronymus Jemand in linguam Latinam non Latine übertragen. H. bearbeitete nur das zweite Buch, zwar der Ordnung des Eusebius folgend, aber auslassend, was ihm minder wichtig zu seyn schien, Manches verändernd, Anderes aus eigner Anschauung und Ortskenntniß hinzu fügend. Mit dem griechischen Originaltext nach einem Pariser Cod. zusammen gestellt, geographischen Anmerkungen und einer Karte Palästina's versehen, aber mit willkürlicher Änderung der Folge der Artikel von Jac. Bonfrerius. Paris 1631. 1659 fol., welchem *Martianay* Opp. Hieronymi T. II. mit geringen Veränderungen folgte. Am reichsten ausgestattet von J. Clericus, welcher Bonfrere's Apparat noch mit *Brocard's* descriptio terrae sanctae vermehrte. Amstel. 1707. gr. fol.; darnach abgedruckt bei *Ugolini* Thesaurus Antiquitt. ss. T. V. Venetiis 1746. fol. Vallarsi hat in seiner Ausgabe (Opp. T. III. p. 121) besonders den griechischen Text des Eusebius nach einem bessern Cod. Vaticanus berichtigt. 94) *Quaestiones in Genesin* Opp. T. VII. p. 302. Es sind einzelne kritische Anmerkungen zu schwierigen Stellen, in denen die alte lateinische Übersetzung nach dem griechischen und hebräischen Urtexte verglichen und emendirt wird. Die Arbeit war schon vor ihrer Erscheinung (Praef. ad l. de nominibus Hebr.) als ein opus novum, et tam Graecis quam Latinis usque ad id locorum (temporum?) inauditum angekündigt worden und behält für den biblischen Kritiker bleibenden Werth, obwohl falsche Auffassungen des Sinnes der griechischen, nur zu hart beurtheilten, Interpreten, gezwungene Namensdeutungen und Etymologieen, allegorische Spielereien und Leichtgläubigkeit gegen rabbinische Legenden darin nicht unbeachtet bleiben dürfen. In der Vorrede verspricht er ähnliche Quaestiones zu den übrigen Büchern A. T's., welche aber nicht erschienen, und vertheidigt er sich gegen die Mißgunst, welche ihn besonders wegen seiner Geringschätzung der LXX verfolgte. Sein Verfahren rechtfertigt er durch das Beispiel des Origenes (Adamantius, cujus nomen meo nomine invidiosius est), welcher in seinen Homilieen vor dem Volke die griechische Kirchenversion zwar beibehalten habe, in den Tomis aber, den Auslegungsschriften für Gebildetere, zu dem Urtexte zurück gegangen sei. Er wünscht sich seine Kenntniß der h. Schrift, selbst wenn er dafür die Schmach seines Namens zugleich tragen müßte. 95) Vgl. N. 51. 96) Opp. T. VII. p. 245. 97) Die Worte: a sinistro oscinem corvum audio crocitantem, et mirum in modum de cunctarum avium ridere coloribus, quum totus ipse tenebrosus sit — sollten nach *Ruffinus* Invect. L. II, 23. p. 649 sich auf Ambrosius beziehen, welcher von H. um dieselbe Zeit, in der Vorrede zu Didymus de Sp. S., als informis cornicula alienis coloribus adornata war bezeichnet und dann beschuldigt worden, daß ein glatter, weichlicher Stil sein einziges Verdienst sei, während er seine Gedanken aus den griechischen Theologen, namentlich dem Didymus, entlehnen müsse. Die Vergleichung dieser Stelle, bei welcher nur des Ambrosius compilatorischer Tractat de Sp. S. kann gemeint gewesen seyn, zeigt überzeugend, daß der Vorwurf des Ruffinus, wenn er als solcher gelten kann, guten Grund hatte. Übrigens mögen auch die Anfangsworte der Vorrede, in welchen ein lateinischer Commentar zum Lukas erwähnt wird, welcher in verbis luderet, in sententiis dormitaret, den des Ambrosius meinen, dessen Charakter wenigstens in diesen Worten ganz treffend bezeichnet worden. Daß Origenis Homiliae in Lucam bald nach den Quaestiones in Genesin folgten, sagt diese Vorrede ausdrücklich. 98a) In Psalmos a decimo usque ad decimum sextum tractatus septem werden de vir. illustr. c. 135. in dieser Ordnung genannt. Daß sich dieselben in dem Breviarium in Psalmos, welches fälschlich des Hieronymus Namen trägt, erhalten hätten, ist eine ganz ungegründete Vermuthung. 98b) Vita S. Hilarionis Opp. T. II. p. 13 s. 99) Vita S. Malchi l. c. p. 41 s. Die Ordnung, in welche Vallarsi beide vitas gestellt hat, läßt sich aber schwerlich vertheidigen, da die Vorrede zu der letztern sowohl, als die von Hieronymus selbst (Catal. c. 135) angegebene Folge seiner Schriften die umgekehrte Ordnung fordern. 100) V. *Malchi* in prol. p. 641 B. Scribere — disposui — ab adventu Salvatoris usque ad nostram aetatem, id est, ab Apostolis usque ad nostri temporis faciem, quomodo et per quos Christi Ecclesia nata sit et adulta, persecutionibus creverit, et martyriis coronata sit, et postquam ad Christianos principes venerit, potentia quidem et divitiis major, sed virtutibus minor facta sit.

ſchen Chronik ſchon war geſammelt worden. Doch unterblieb das Unternehmen, indem das Bedürfniß der Kirche bibliſche Auslegung dringender zu fordern ſchien.

Die ſchon früher zu Rom begonnene Verbeſſerung der lateiniſchen Verſionen des A. T. nach den LXX., aus welchen ſie gefloſſen waren, fortzuſetzen lag ihm nämlich jetzt um ſo näher, da er inzwiſchen zu Cäſarea das hexaplariſche Werk des Origenes, durch welches die griechiſche Kirchenverſion mit Beihilfe der übrigen griechiſchen Überſetzungen dem Grundtexte näher war angepaßt worden, kennen gelernt und ſich eine Abſchrift desſelben verſchafft hatte [101]). Er begann damit ſeinen römiſchen Pſalter nach dem hexaplariſchen Texte umzuarbeiten [102]). In dieſer Form fand derſelbe in der gallicaniſchen Liturgie Eingang und erhielt den Namen Psalterium Gallicanum [103]). Raſch folgte dann eine gleiche Emendation der übrigen kanoniſchen Bücher [104]), von welcher ſich außer dem vollſtändigen Hiob [105]) nur die Vorreden zu den einzelnen Büchern erhalten haben, welche wirklich ans Licht traten [106]). Der größte Theil der Handſchrift war, noch ehe ſie ausgegeben wurde, treulos entwendet worden [107]).

Unmittelbar nach dieſer Emendation der lateiniſchen Kirchenverſionen muß er die Ausführung einer ganz neuen lateiniſchen Überſetzung und Erklärung des A. T. aus dem Hebräiſchen begonnen haben, denn in dem Verzeichniß der kirchlichen Schriftſteller, welches 392 verfaßt wurde, gedenkt er dieſer Arbeit ſchon im Allgemeinen [108]), und aus einem im J. 393 geſchriebenen Briefe erſieht man beſtimmter, daß damals bereits die Bücher Samuels, der Könige, Hiob und die ſämmtlichen Propheten vollendet waren [109]). Die Zeitordnung, nach welcher ſich die einzelnen Bücher in dieſer neuen Überſetzung folgten, läßt ſich nach den Andeutungen in den Vorreden mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit beſtimmen [110]). Aber auch der Pſalter war ſchon 392 von ihm aus dem Hebräiſchen, und dann von ſeinem Freunde und Kloſterbruder Sophronius nebſt den Propheten aus der neuen lateiniſchen Überſetzung ins Griechiſche übergetragen worden [111]). Auch die Überſetzung der drei ſalomoniſchen Schriften, welche nach einer Krankheit, auf dringendes Anliegen der Biſchöfe Chromatius und Heliodorus, in ſehr kurzer Zeit verfaßt und ihnen gewidmet wurde [112]), ſcheint ſchnell darauf, mindeſtens 393 gefolgt zu ſeyn, da die Vorrede

---

101) Wenigſtens quintam et sextam et septimam editionem beſaß er im J. 392 ex Origenis bibliotheca Catal. c. 54, wo er übrigens (c. 135) ſeine lat. Überſ. nach den hexaplariſchen LXX gar nicht mehr der Erwähnung werth achtet, weil er ſchon mit der Überſetzung des A. T. aus dem Grundtexte beſchäftigt war, durch welche nach ſeiner Anſicht die ältere, unvollkommnere Arbeit gänzlich ſollte verdrängt werden. 102) Er wurde, ſo wie dieſe neue Bearbeitung überhaupt, mit den kritiſchen Zeichen des Origenes (Aſteriſken und Obelen) verſehen, die dann aber durch die Abſchreiber, weil man lieber ſchöne und zierliche, als kritiſch genaue Handſchriften kaufte, weg gelaſſen wurden. Vgl. die Praefatt. ad Psalterium et Jobum juxta Graecos. 103) Beide Ausgaben neben einander in den Werken bei *Martianay* (T. I.) und *Vallarsi* (T. X.). 104) Vgl. Praef. in libb. Salomonis (Proverbia, Ecclesiasten, Canticum Canticorum) juxta LXX interpretes Opp. T. X. p. 435: in eo libro, qui a plerisque Sapientia Salomonis inscribitur, et in Ecclesiastico, quem esse Jesu filii Sirach, nullus ignorat, calamo temperavi: tantummodo Canonicas Scripturas vobis emendare desiderans, et studium meum certis magis quam dubiis commendare. 105) Opp. T. X. p. 47 ss. vgl. Ep. CIV, 3. *Augustini* ad Hieronymum. Bei Auguſtins Annotationes in Job. liegt dieſe Ausgabe zu Grunde. 106) Nämlich ad libros Samuelis tres und ad Paralipomena; doch iſt von der letzteren zweifelhaft, ob ſie nicht vor der Überſetzung aus dem Hebräiſchen ſtehen ſollte. Die Bücher ſelbſt, auf welche ſich dieſe Vorreden beziehen, ſind verloren gegangen. 107) *Ep. CXXXIV*, 2. *ad Augustinum*. Grandem Latini sermonis in ista provincia notariorum patimur penuriam, et idcirco praeceptis tuis parere non possumus, maxime in editione Septuaginta, quae asteriscis verubusque distincta est. Pleraque enim prioris laboris fraude cujusdam amisimus. 108) *L. de vir. illustr.* c. 135 folgen, nachdem das Leben des Malchus und das des Hilarion erwähnt worden, unmittelbar die Worte: Novum Testamentum Graecae fidei reddidi: vetus juxta Hebraicum transtuli. Die Ausdrücke ſind hier überhaupt unbeſtimmt; denn auch nicht das ganze N. T. hatte er nach dem griechiſchen Original in der lat. Überſ. verbeſſert, ſondern nur einen Theil desſelben. 109) Ep. XLIX, 4 (LII) *ad Pammachium*: Libros sedecim Prophetarum, quos in Latinum de Hebraeo sermone verti, si legeris, et delectari te hoc opere comperero, provocabis nos etiam caetera clausa armario non tenere. Transtuli nuper Job in linguam nostram, cujus exemplar a sancta Marcella consobrina tua poteris mutuari. Lege eundem Graecum et Latinum; et veterem Editionem nostrae Translationi compara: et liquidum pervidebis quantum distet inter veritatem et mendacium. Misi ram quaedam *τῶν ὑπομνημάτων* (einige von den Commentarien ſ. Anm. 113) in Prophetas duodecim sancto patri Domnioni, Samuelem quoque et Malachim, id est, quattuor Regum libros. Quae si legere volueris, probabis quantae difficultatis sit divinam Scripturam et maxime Prophetas intelligere. 110) Der ſo genannte Prologus galeatus in Samuel. et Malachim ad Paulam et Eustochium Opp. T. IX. p. 453 ss. gibt nämlich zuerſt eine Art von allgemeiner Einleitung in die hebräiſche Schrift und Literatur des A. T. und dann wird erklärt: Hic Prologus Scripturarum quasi galeatum principium omnibus libris, quos de Hebraeo vertimus in Latinum, convenire potest. — — Lege ergo primum Samuel. et Malachim meum, inquam, meum. Quidquid enim crebrius vertendo et emendando solicitius et didicimus et tenemus, nostrum est. Zu der *Praef. in l. Job.* l. c. p. 1097 s. heißt es dann ſchon in Beziehung auf dieſe neue Überſ. Cogor per singulos Scripturae divinae libros adversariorum respondere maledictis und die Einleitung iſt eine ganz ſpecielle. Die Vorreden zu den einzelnen Propheten geben keine nähern Andeutungen der Abfaſſungszeit und ſind ſämmtlich an Paula und Euſtochium gerichtet. 111) *L. de vir. illustr. c.* 134. *Sophronius* — de virginitate ad Eustochium et vitam Hilarionis monachi, opuscula mea, in Graecum eleganti sermone transtulit. Psalterium quoque et Prophetas, quos nos de Hebraeo in Latinum vertimus. An ihn iſt die Vorrede zu der Überſ. des Pſalters aus dem Hebräiſchen Opp. T. IX. p. 1153 sq. gerichtet, welche er veranlaßt hatte. Quia, heißt es nämlich dort, nuper cum Hebraeo disputans, quaedam pro Domino Salvatore de Psalmis testimonia protulisti, volensque ille te illudere, per sermones fere singulos asserebat, non ita haberi in Hebraeo, ut tu de Septuaginta Interpretibus opponebas, studiosissime postulasti, ut — novum editionem Latino sermone transferrem. (Vgl. Praef. in l. Isaiae p. 685 (Dominus) scit me ob hoc in linguae peregrinae eruditione sudasse; ne Judaei de falsitate Scripturarum Ecclesiis ejus diutius insultarent.) übrigens zeigt die Vorrede, daß Sophronius ſchon verſprochen hatte, den neuen lateiniſchen Pſalter ins Griechiſche zu überſetzen. 112) *In Praef. l. c. p.* 1293. longa aegrotatione fractus (vgl. *Praef.* ad L. III. *Comment. in Amos.*) ne penitus hoc anno (393) reticerem, et apud vos mutus essem, tridui opus (was wohl ſchwerlich eigentlich zu verſtehen iſt) nomini vestro consecravi, interpretationem videlicet trium Salomonis voluminum.

zeigt, daß damals die begehrten Commentarien zu Hoseas, Amos, Zacharias und Malachias noch nicht geschrieben waren. Während er nämlich die neue Übersetzung der Propheten ausarbeitete, erklärte er auch schon fünf der kleineren Propheten, Micha, Zephania, Nahum, Habakuk, Haggai, und als er sein Schriftenverzeichniß gab, hatte er auch schon an der Erklärung der Übrigen gearbeitet [113]). Ohne Anfechtungen blieben auch diese verdienstlichen Arbeiten nicht, und die Neider spotteten bald darüber, daß der alte Presbyter die Mehrzahl seiner Schriften an Weiber richte, bald über die nachlässige Schreibart [114]). Die letztere ist, wie Hieronymus selbst eingesteht, allerdings um Vieles schlechter, als in den Briefen und Traktaten; was aber durch die Natur des Gegenstandes leichter Entschuldigung erlangen kann, als die gesuchten Etymologien und die allegorischen Abschweifungen, durch welche diese, an Notizen für Kritik, Wort- und Sacherklärung sonst überaus reichhaltigen, Commentarien entstellt werden.

Eine Aufforderung des römischen Praefectus praetorio *Dexter*, die kirchlichen Schriftsteller auf ähnliche Weise zu behandeln, wie es bei den Griechen und Lateinern, bei den Letzteren von Varro, Nepos, Tranquillus (Suetonius), mit berühmten Vorfahren geschehen sei, bestimmte ihn zunächst ein solches literarisches Verzeichniß [115]) im 14ten Jahre des Theodosius M. (392 u. 93 n. Chr.) [116]) folgen zu lassen, an dessen Schlusse er von sich selbst und seinen bisherigen Schriften handelte. Es war dieß die erste Schrift ihrer Art, wenn gleich Eusebius in seiner Kirchengeschichte schon viele Literarnotizen über die kirchlichen Schriftsteller gesammelt hatte. Aus ihm wurde denn auch Vieles entlehnt, zum Theil wörtlich excerpirt [117]), und nur hinsichtlich der lateinischen Kirchenväter und der griechischen nach Eusebius findet man dessen Nachrichten wesentlich ergänzt und vermehrt. Mangel an Vollständigkeit konnte bei einem solchen ersten Versuche auf die Nachsicht wohl Anspruch machen, welche schon der Verfasser deßhalb in Anspruch nahm. Manchen der von Hieronymus ausgelassenen Väter findet man nachgetragen in der Ergänzung und Fortsetzung dieses Verzeichnisses, welche Gennadius, Presbyter von Massilien, ein Jahrhundert später folgen ließ [118]). Übler aber wurde schon von Augustinus [119]) vermerkt, daß auch häretische Schriftsteller hier einen Ehrenplatz und zwar, was noch bedenklicher schien, ohne Tadel und Widerlegung ihrer irrigen Meinungen gefunden hatten. Man hat eine griechische Übersetzung dieses Traktates unter dem Namen des Sophronius, die aber wegen ihrer schlechteren Gräcität und Andeutungen späterer Zeitumstände nicht von dem gleichnamigen Freunde des Verf. und Übersetzer seiner Schriften herrühren kann, wenn sich gleich zeigen läßt, daß schon Photius (Saec. IX.) sie müsse gekannt haben. Die Urschrift des H. ist, wegen ihrer großen Wichtigkeit in der historischen Theologie öfters besonders bearbeitet worden, am besten von J. A. Fabricius [120]) und Dom. Vallarsi [121]).

Zu Rom, wo seine Freunde und seine noch zahlreicheren Freundinnen für das Fasten und eheloſe Leben zu eifern fortfuhren, hatte indeß die Opposition gegen mönchischen Aberglauben seit 388 ein neues Organ gefunden an Jovinianus, welcher, obwohl selbst einer contemplativen Lebensweise ergeben, und, um den Studien ungestörter obliegen zu können, unverheirathet, dennoch die Vorurtheile, daß das eheloſe Leben schon an sich verdienstlich und dem ehelichen vorzuziehen sei, und daß Enthaltung von den Speisen der Gottheit angenehmer sei, als Genuß derselben unter Danksagung, nicht nur in kleinen Traktaten (commentarioli), sondern auch mündlich und durch sein ganzes Benehmen freimüthigst bestritten. Seine Behauptungen „daß Allen, welche den Taufbund bewahrten, gleiche Vergeltung im Himmelreiche bevorstehe" und „der Teufel diejenigen nicht zu stürzen vermöge, welche durch völligen Glauben die Wiedergeburt in der Taufe erlangt hätten," standen damit in genauem Zusammenhange, indem durch sie den Vorstellungen begegnet werden sollte, daß die regeneratio monastica zu Vorzügen im Himmelreiche führe, und allein gegen diabolische Anfechtungen eine unverletzliche Waffenrüstung gewähre [122]). Über solche Behauptungen gerieth die römische Schule des Hieronymus in die leidenschaftlichste Bewegung, und alle Mittel wurden von

---

115) Die Commentare zu diesen fünf Propheten werden in dieser Ordnung als schon vollendet aufgeführt im J. 393 de vir. illustr. c. 135. Dann nennt er: multa alia de opere prophetali, quae nunc habeo in manibus, et necdum expleta sunt. *In praef. Comment. in Jonam* T. VI. p. 387 ist die Folge etwas verschieden. Triennium circiter fluxit postquam quinque Prophetas interpretatus sum, Michaeam, Naum, Abacuc, Sophoniam, Aggaeum. Vgl. *Praef. in L. III. Comment. ad Amos l. c. p. 309.* Praeposterο ordine atque confuso duodecim Prophetarum opus et cepimus, et Christo adjuvante complebimus. Non enim a primo usque ad novissimum juxta ordinem, quo leguntur, sed ut potuimus, et ut rogati sumus, ita eos disseruimus. Naum, Michaeam, Sophoniam et Aggaeum primo φιλοπονοτάτοις Paulae ejusque filiae Eustochio προσφώνησα: secundo in Abacuc duos libros Chromatio Aquilejensi Episcopo delegavi etc. 114) Vgl. Comment. in Mich. c. I, 1.; in Hagg. fin. Praef. in Comment. in Sophon. 115) Einen bestimmten Namen scheint dasselbe anfänglich nicht getragen zu haben, wenigstens hatte es keinen solchen in dem Exemplar, welches Augustinus erhielt, dem man gesagt hatte, es heiße Epitaphium. H. belehrt ihn darauf, daß es rühtiger de viris illustribus oder de scriptoribus ecclesiasticis genannt werde. Ep. CXII, 3 *ad Augustinum.* Den ersteren Namen wählt H. gewöhnlich zur Bezeichnung, und ihn haben die meisten Handschriften festgehalten. 116) Es sollte a Christi passione usque ad decimum quartum Theodosii annum omnes, qui de Scripturis sanctis memoriae aliquid prodiderunt, umfassen. 117) Die Stellen des Eusebius, welche in wörtlicher Übersetzung gegeben sind, gibt Vallarsi nach dem griechischen Original in parallel laufenden Columnen.

118) *Gennadii Massilienſis* de viris illustribus um 495, in den Ausgaben gewöhnlich mit dem Verzeichniß des Hieronymus verbunden. Manche Schriftst., z. B. Ruffinus, waren übrigens gewiß nicht ohne Absicht von H. übergangen worden. 119) Ep. LXVII, 9 *Augustini ad Hieron.* 120) *Bibliotheca ecclesiastica* Hamburgi 1718. fol. Sie enthält zugleich die verschiedenen Fortsetzungen dieses Verzeichnisses von Gennadius bis zum 17ten Jahrh. Unter den früheren Ausgaben besonders die von Ernst Salomo Cyprianus, Frankf. u. Lpz. (1703. 1722.) 4. 121) Opp. *Hieronymi* T. II. p. 815. 122) Vgl. *ad Jovinian.* L. I, 3. p. 241. Es sind nur diejenigen Propositionen Jovinians berücksichtigt worden, welche Hieronymus aus seinen Schriften kannte und bestritt.

den mönchischen Pietisten, welche ihre vermeinte Heiligkeit durch diesen Freidenker gefährdet sahen, zu seinem Sturze aufgeboten. Pammachius, der angesehenste unter ihnen, setzte es bei dem römischen Bischofe Siricius durch, daß Jovinianus aus der Gemeinschaft der römischen Kirche ausgeschlossen wurde, und Gleiches widerfuhr ihm zu Mailand, als er dorthin, wo Ambrosius, eine Hauptstütze der Mönchspartei, regirte, seine Zuflucht zu nehmen wagte. Indessen hatte seine Entfernung den Eindruck, welchen seine Schriften unter den, mönchischer Strenge überhaupt abgeneigten, Römern hervorbrachten, nicht unterdrücken können. Manche heilige Jungfrauen, welche sich schon dem klösterlichen Leben gewidmet hatten, verließen ihre Zellen, kehrten in die Gesellschaft zurück und traten in den ehelichen Stand. Dadurch wurde Pammachius bewogen, die Traktätchen des Jovinianus dem Meister Hieronymus mit der Bitte zu übermachen, durch eine kräftige Gegenschrift die in ihnen enthaltene giftige Lehre zu vernichten. Diese folgte (393) in zwei Büchern [123]), worin von allen Fechterstreichen der Polemik der gewandteste Gebrauch gemacht, der Vorzug des jungfräulichen Lebens aber so stark hervor gehoben wurde, daß das eheliche nur wie ein nothwendiges Übel erschien. Diese Schrift, leidenschaftliche Befangenheit und Übertreibung verrathend, bot den Gegnern zu viele Blößen dar, als daß sie nicht zu neuen Ausfällen und Spöttereien hätte Anlaß geben sollen. Auch den Freunden waren die Stellen anstößig, welche, indem sie die eheliche Verbindung herabwürdigten, nach Gnosticismus und Manichäismus zu schmecken schienen [124]). Pammachius wünschte daher, daß Hieronymus entweder die früheren Äußerungen retractiren, mindestens beruhigendere Erklärungen ausstellen, oder die Exemplare der Streitschrift unterdrücken möge. Das Letztere hatte schon Pammachius selbst, aber vergeblich, zu bewirken versucht, da die Abschriften in großer Zahl verbreitet waren [125]). Zu dem Ersteren konnte sich Hieronymus zwar nicht entschließen, doch lieferte er ein Rechtfertigungsschreiben, in welchem er gegen Mißverständnisse sich durch die Erklärung schützte, daß er das eheliche Leben zwar dem jungfräulichen unterordne, dasselbe aber keines Wegs mit den Häretikern für unfruchtbar an guten Werken und verwerflich halte [126]).

An diese polemisch-apologetischen Schreiben schließt sich in nächster Zeitfolge (394) ein freundschaftlicher Briefwechsel. Er beginnt mit einem Schreiben an Nepotianus, Schwestersohn des Jugendfreundes, nun Bischofs Heliodorus, durch welchen er zum Presbyter war geweiht worden. Indem darin über die Pflichten und die Lebensweise eines Klerikers Anweisungen gegeben werden, erhält man zugleich merkwürdige Gemälde von dem Leben und Treiben der Kleriker jener Zeiten [127]). Wie würdig aber Nepotianus solcher Belehrungen und wie empfänglich er für sie war, ergibt sich aus dem Denkmal, welches ihm Hieronymus nach seinem frühen Tode in einem Trostschreiben an Heliodorus (895) errichtete [128]). Die Briefe an Paulinus, Mönch und Presbyter, später (409) Bischof zu Nola in Campanien [129]), enthalten ähnliche Unterweisungen in Mönchstugenden, lösen exegetische Knoten, und beantworten kirchliche Streitfragen [130]); Furia, eine angesehene römische Freundinn wurde zur Beharrung im Witwenstande und zur Erwählung freiwilliger Armuth ermahnt [131]); Amandus, Presbyter zu Burdigala (später Bischof), erhielt in einem Schreiben den gewünschten Aufschluß über drei dunkle Schriftstellen [132]). Langsam rückte inzwischen die neue Übersetzung des A. T. fort. Das Buch Esra wurde bald nach den Propheten auf die Bitte der römischen Presbyter Domnion und Rogatianus gebollmetscht und ihnen zugeschrieben [133]); dann erschien die Genesis, dem Desiderius [134]) gewidmet [135]). Neue kirchliche Mißhelligkeiten, Unglücksfälle und Leiden von mancherlei Art unterbrachen für lange Zeit den Fortgang dieser Arbeit. Epiphanius hatte den jüngeren Bruder des Hieronymus zum Presbyter geweiht, weil es den Klöstern zu Bethlehem an solchen Presbyters fehlte, welche die Sacramente zu vollziehen geneigt waren. Er gerieth in Streit mit Johannes B. von Jerusalem, in dessen Sprengel er dadurch eingegriffen hatte,

123) *L. II. adversus Jovinianum. Opp. T. II.* p. 231 *sqq.* 124) Vgl. Ep. L *ad Domnionem.* 125) Ep. XLIX *ad Pammachium.* De opusculis meis contra Jovinianum, quod et prudenter et amanter feceris, exemplaria subtrahendo, optime novi. Sed nihil profuit ista diligentia, quum aliquanti ex urbe venientes, mihi eadem lectitarent, quae se Romae excepisse referebant. In hac quoque provincia jam libri fuerant divulgati: et ut ipse legisti: nescit vox missa reverti. Non sum tantae felicitatis, quantae plerique hujus temporis Tractatores, ut nugas meas quando volnerim emendare possim. Statim ut aliquid scripsero, aut amatores mei, aut invidi, diverso quidem studio, sed pari certamine in vulgus nostra disseminant: et vel in laude, vel in vituperatione nimii sunt: non meritum stili, sed suum stomachum sequentes. Itaque quod solum facere potui ἀπολογητικὸν ipsius operis tibi προσεφώνησα. Dieser Apologeticus, welcher dem Schreiben beilag, wird bei Vallarsi als Ep. XLVIII aufgeführt. 126) Er stützt sich besonders darauf, daß er die Parabel vom Säemann weit günstiger für das eheliche Leben, als die griechischen Ausleger gedeutet habe; denn diese wollten das fruchtbringende Land gar nicht auf das eheliche Verhältniß bezogen wissen, aus welchem er die dreißigfältige Frucht hervor gehen lasse. Auch in der Auslegung des Abschnittes 1 Kor. 7 zeige er sich gemäßigter als jene, unter welchen Pierius dort u. A. die Anmerkung mache: ταῦτα λέγων ὁ Παῦλος ἀπειρόκακος ἀγαπᾶν παρῄνεσε. — Die beiden Briefe XLVIII. L werden als Grundfesten der Dogmen de voto castitatis und de perpetua virginitate b. Mariae unter den Katholiken benutzt. 127) Ep. LII *ad Nepotianum de vita Clericorum et Monachorum.* Seorsim ed. *Erdm. Rud. Fischer.* Coburgi 1759. 8. 128) Ep. LX *ad Heliodorum. Epitaphium Nepotiani.* 129) Den Hymnendichter und Epistolographen. Vgl. *Gennadius* de vir. illustr. C. 48. 130) *Ep. LIII* (394) de studio Scripturarum, besonders wichtig in der biblischen Kritik. LVIII (geschr. 395). LXXXV (v. J. 400 und bezüglich auf den Origenismus). 131) Ep. LIV *ad Furiam. De viduitate servanda.* 132) *Ep. LV* ad Amandum. 133) Vgl. Praef. ad Domnionem et Rogatianum Opp. T. IX. p. 1521. Die Freunde hatten ihn drei Jahre hindurch mit Bitten deßhalb bestürmt. Zur Zeit des Schreibens ad Pammachium (XLIX, 4. v. J. 393) war die Übersetzung Esra's noch nicht erschienen. 134) Wahrscheinlich derselbe, an welchen Ep. XLVII v. J. 893 gerichtet wurde. 135) *Praef. ad Desiderium Opp. T. IX. p. 2 sqq.* Sie muß früher geschrieben seyn, als Ep. LVII *ad Pammachium.*

und entschuldigte sich in einem, von Hieronymus ins Lateinische übersetzten, Schreiben [136]) damit, daß diese von Pilgern bewohnten Klöster der Diöces nicht angehörten, indem er zugleich höchst anmaßliche Ermahnungen beifügte, die Ketzereien des Origenes zu melden. Da man die lateinische Übersetzung dieses Briefes, welche heimlich nach Rom war gebracht worden, als eine ungetreue verschrieen hatte, so nahm Hieronymus davon Anlaß, gegen Pammachius nicht nur diese Übersetzung sondern auch die Grundsätze überhaupt, von welchen er sich als Übersetzer, auch in den heil. Schriften, leiten lasse, zu rechtfertigen [137]). Eben diesen Freund erfreute er im J. 395 durch neue Proben seiner Auslegungskunst, indem er ihm bald nach einander die Kommentarien zu den Propheten Jonah und Obadja (Abdias) zueignete. Bei dem Ersteren erkannte er richtig, wie schwierig es sei, die typische Beziehung auf Christus durchzuführen [138]), den Letzteren aber glaubte er jetzt um Vieles gründlicher zu verstehen, als in seiner Jugend, wo er die ersten Versuche in der Auslegung desselben gewagt hatte [139]). Bald nachher wurde die Ruhe der bethlehemitischen Klöster gestört durch einen feindlichen Einfall der Hunnen, welche Antiochien belagerten, Tyrus und Jerusalem bedrohten. Die Mönche und die, mehr für ihre Keuschheit als für ihr Leben besorgten Jungfrauen, verließen, um den Barbaren zu entgehen, Bethlehem und suchten einen Hafen auf, um sich bei herannahender Gefahr sofort einschiffen und nach dem Abendlande flüchten zu können [140]). Nur eine jedoch, die Römerin Fabiola, welcher Hieronymus mehrere Briefe geschrieben hat [141]), schiffte nach Rom zurück, wo sie bald darauf, nachdem sie in ihrem Witwenstande sich dem klösterlichen Leben und ihr reiches Vermögen den Armen überlassen hatte, starb, und von Hieronymus durch ein Denkmal beehrt wurde [142]). Zu solchen äußeren Bedrängnissen durch die Barbaren traten innere Zwistigkeiten hinzu und Kränkungen von vermeinten Freunden. Vigilantius, welcher von Paulinus empfohlen, die Gastfreundschaft des Hieronymus zu Bethlehem genossen hatte [143]), war von dort nach Rom gereiset und hatte daselbst die Anhänglichkeit des Hieronymus an den Irrlehrer Origenes gerügt. Er erhielt eine derbe Zurechtweisung, in welcher zwar die Verdienste des Origenes noch immer anerkannt wurden, aber zugleich auch eine ängstliche Ablehnung der vermeintlichen Irrlehren desselben schon das veränderte Urtheil über einen Lehrer verrieth, welcher früher als der erste nach den Aposteln gelten sollte [144]). Mehrere andere Briefe aus dieser Zeit (396) athmeten gleichen Geist, ja in einem wurde der alexandrinische Theophilus schon zu schärferen Maßregeln gegen die Sekte der Origenisten aufgereizt [145]). Im Laufe des J. 397, während die Bedrängnisse der Zeit die Fortsetzung der Studien hinderten, gereichte der Briefwechsel mit Freunden und Freundinnen zum Troste. Eine Deutung des 45sten (44sten) Psalms von mystischen Liebesverhältnissen erhielt die römische Jungfrau Principia [146]). Pammachius, der Paula Schwiegersohn, welcher nach dem Tode seiner Gattinn Paulina den Entschluß gefaßt hatte, die Habe den Armen zu überlassen und ein contemplatives Leben zu führen, wurde in einem die Tugenden der Verstorbenen preisenden Trostschreiben in seinem Vorsatze bestärkt [147]). Andere Schreiben dienten zur Belehrung oder Erweckung entfernter Freunde [148]), oder zur eigenen Rechtfertigung [149]). Im J. 398, kaum nach Bethlehem zurück gekehrt, wurde er von einem heftigen Fieber überfallen, welches ihn fast ein Jahr hindurch ans Krankenlager fesselte, während er seinen Bruder, den Presbyter Paulinianus zu seiner von den Barbaren verheerten Vaterstadt gesandt hatte, um die Überreste des väterlichen Vermögens zu retten, da er sich selbst, damals noch gesund, nicht den Scharen der Rath Fragenden, welche nun nach Bethlehem strömten, entziehen und dadurch zu neuen Lästerungen der Verleumder Anlaß geben wollte [150]). Aus den Briefen, welche er in dieser Krankheit schrieb [151]), ergibt sich, daß er während derselben an der Übersetzung des Octateuch und an einer Erklärung des Matthäus arbeitete [152]). Die letztere wurde noch während der

136) *Ep. LI Epiphanii ad Joannem Ep. Jerosolymorum.* 137) Ep. LVII *ad Pammachium de optimo genere interpretandi.* 138) Über die Abfassungszeit erklärt sich die Praef. ad Pammachium Opp. T. VI. p. 387. — Triennium circiter fluxit, postquam quinque Prophetas interpretatus sum, Michaeam, Naum, Abacuc, Sophoniam, Aggaeum; et alio opere detentus, non potui implere quod ceperam; scripsi enim Librum de illustribus Viris, et adversum Jovinianum duo volumina, et de optimo genere interpretandi ad Pammachium, et Ad Nepotianum vel De Nepotiano duos libros (i. e. Ep. LII. LX), et alia quae enumerare longum est. Igitur tanto post tempore, quasi quodam postliminio a Jona interpretandi sumens principium etc. Vgl. Praef. L. III Comment. in Amos l. c. p. 887. 139) Praef. ad Comment. in Abdiam. Vgl. N. 28. 140) Ep. LXXVII *ad Oceanum* §. 8. Consonus inter omnes rumor petere eos (Hunnorum examina) Jerosolymam, et ob nimiam auri cupiditatem ad hanc urbem percurrere. Muri neglecti pacis injuria, sarciebantur. Antiochia obsidebatur. Tyrus se volens a terra abrumpere, insulam quaerebat antiquam. Tunc et nos compulsi sumus parare naves, esse in litore, adventum hostium praecavere, et saevientibus ventis magis barbaros metuere, quam naufragium, non tam propriae saluti quam Virginum castimoniae providentes. Vgl. Ep. CXIV. 141) Ep. LXIV. *De veste sacerdotali*, eine Erklärung der hohenpriesterlichen Kleidung. LXXVIII. *De XLII mansionibus Israelitarum in deserto* (Num. 33.). Eine der abgeschmacktesten mystisch-etymologisirenden Auslegungen dieser Namensliste. 142) Ep. LXXVII *ad Oceanum de morte Fabiolae* geschr. 399 bald nach dem Tode der Fabiola. 143) Ep. LVIII. 11 *ad Paulinum.* Vgl. Ep. CIX, 2. 144) Ep. LVI *ad Vigilantium* geschr. 396. 145) Epp. LXII. LXIII. 146) *Ep. LXV. Ad Principiam. Sive explanatio Psalmi XLIV.* 147) Ep. LXVI. *Ad Pammachium*, geschr. nach erfolgter Rückkehr des H. nach Bethlehem. (Vergl. LXVI, 14.). 148) Ep. LXVIII. *Ad Castruttium.* LXIX. *Ad Oceanum.* 149) Ep. LXX. *Ad Oceanum, oratorem urbis Romae.* Eine Rechtfertigung seines Gebrauchs der heidnischen Literatur, wofür er sich auf den Vorgang früherer Kirchenlehrer beruft. 150) Ep. LXVI, 14. LXXIII, 10. LXXIV, 6. 151) Epp. LXXI—LXXIV. 152) Ep. LXXI, 4 *ad Lucinium*: Canonem Hebraicae veritatis, excepto Octateucho, quem nunc in manibus habeo, pueris tuis et notariis dedi describendum. LXXIII, 10 *ad Euangelum*: Ego post longam aegrotationem, vix in Quadragesimae diebus febri carere potui, et quum alteri me operi praepararem, pancos dies qui supererant in Matthaei expositione consumsi.

Krankheit, oder gleich nach derſelben, in der kurzen Zeitfriſt von 14 Tagen, auf dringendes Bitten des Presbyter Euſebius [153]) vollendet und nach Rom geſandt [154]). Nach der Wiederherſtellung folgten im Laufe des Jahres 399 wieder allerlei Briefe an Freunde und Freundinnen, ſehr vermiſchten Inhalts, bald exegetiſch-kritiſch, bald Troſt- und Ermunterungsſchreiben [155]). Daß auch polemiſche ſich anſchloſſen, dazu gab Ruffinus die Veranlaſſung. Schon unter den kirchlichen Differenzen zwiſchen Johannes von Jeruſalem und Epiphanius hatte Ruffinus die Partei des Erſteren, Hieronymus die des Letzteren ergriffen und die alte Freundſchaft war dadurch geſtört worden. Eine Annäherung hatte bei der Abreiſe des Ruffinus nach Rom (398), wohin ihm ein freundlicher Brief des Hieronymus vom Krankenlager aus folgte [156]), Statt gefunden [157]). Zu Rom angelangt hatte dann Ruffinus die 2 erſten Bücher des Origenes περὶ ἀρχῶν auf die Bitte ſeines Freundes Makarius überſetzt und mit einer Vorrede verſehen, in welcher er ſein Wagniß, einen verketzerten Lehrer bei den Lateinern einzuführen, durch Berufung auf das Beiſpiel des vielfach belobten Hieronymus zu rechtfertigen ſuchte [158]). Dieſe Lobſprüche nahm Hieronymus übel, weil ſie ihn des Origenismus verdächtig zu machen ſchienen, und er bat daher bei der wieder hergeſtellten Freundſchaft, ſich derſelben fernerhin zu enthalten [159]). Den römiſchen Freunden Pammachius und Oceanus [160]), welche ihm das Beginnen des Ruffinus hinterbracht und ſich über deſſen freie Bearbeitung der Schrift des Origenes, durch welche die Ketzereien desſelben ſeien verwiſcht worden, beſchwert hatten, ſandte er aber auf ihre Bitte eine getreuere Überſetzung mit einem Begleitſchreiben [161]), worin er ſich von allem Verdachte des Origenismus zu reinigen ſuchte und bittere Beſchwerde führte über die heimtückiſchen Lobſprüche, mit welchen ihn Ruffinus bedacht habe. Auf dieſes gefliſſentlich zu Rom verbreitete Schreiben konnte Ruffinus, welcher darin des Verrathes an der erneuerten Freundſchaft beſchuldigt wurde, unmöglich ſchweigen, und er antwortete in einer Rechtfertigungsſchrift, durch welche er aller Welt die Augen zu öffnen ſuchte über die Wankelmüthigkeit, Charakterloſigkeit und Achſelträgerei des Hieronymus bei ſeinen Urtheilen über die Lehre und die Schriften des Origenes [162]). Darauf erfolgte im J. 402 eine leidenſchaftliche Antwort des Hieronymus, in welcher alle früheren Freundſchaftsverhältniſſe mit Füßen getreten wurden, und als Ruffinus auf die 2 erſten Bücher dieſer Invectiven eine kurze, ruhige Erwiederung erlaſſen hatte, noch ein drittes Buch voll Invectiven [163]), zu welchen Ruffinus ſchwieg, indem er in ſo unwürdigem Streite dem zweideutigen Freunde das letzte Wort gönnte. Inzwiſchen wurde die langjährige Zwiſtigkeit mit Johannes B. von Jeruſalem, welche über die Ordination des Paulinianus zum Presbyter durch Epiphanius entſtanden war, und die Aufhebung der Kirchengemeinſchaft mit den Klöſtern zu Bethlehem von Seiten des Biſchofs zu Jeruſalem zur Folge gehabt hatte, durch Vermittelung des Epiphanius im J. 399, wie es ſcheint, wieder ausgeglichen [164]).

---

153) Über dieſen Euſebius vgl. Ep. VIII. p. 21. D. LXI, 3. p. 350. A. CXLIII, 2. p. 1067. B. 154) *Praef. ad Eusebium Comment. in Evang. Matthaei* Opp. T. VII. p. 7. — tu in duabus hebdomadibus, imminente jam Pascha, et spirantibus ventis, dictare me cogis: ut quando notarii excipiant, quando scribantur schedulae, quando emendentur, quo spatio digerantur ad purum [parum attendas], maxime cum scias me ita tribus mensibus langwisse, ut vix nunc ingredi incipiam, nec possim laboris magnitudinem brevitate temporis compensare. Igitur, omissa auctoritate Veterum, quos nec legendi, nec sequendi mihi facultas data est, historicam interpretationem, quam praecipue postulasti, digessi breviter, et interdum spiritualis intelligentiae flores miscui, perfectum opus reservans in posterum. — Certe nosti quod praesens opusculum tanta celeritate dictaverim, ut aliena magis legere, quam mea condere me putares. — Unde obsecro, ut si incomtior sermo est, et non solito lapsu fertur oratio, festinationi hoc tribuas, non imperitiae. 155) Epp. LXXV — LXXIX. 156) Ep. LXXIV *ad Ruffinum.* 157) *Ruffini* Invect. L. II, 37. Opp. T. II. p. 666. C. Nach Hieron. Apol. c. Ruff. L. III, 33. wäre der Freundſchaftsbund feierlich in der Kirche der Auferſtehung zu Jeruſalem, unter der Abendmahlsfeier geſchehen. Dieß nämlich ſcheint der Sinn der Worte: in Anastasi immolato agno dexteras jauximus. Vgl. *Vallarsi* daſelbſt. 158) Ep. LXXX. Praefatio Ruffini in libros περὶ ἀρχῶν Origenis. 159) *Ep. LXXXI ad Ruffinum.* Er ſchließt mit den Worten: Jam tuae moderationis est, et tuorum, nullam occasionem impatientibus dare, ne non omnes similes mei invenias, qui possint figuratis laudibus delectari. Vgl. über dieſen Brief Apol. adv. Ruff. L. III, 58., wonach ihn R. gar nicht empfangen hatte. 160) Ep. LXXXIII. *Pammachii et Oceani ad Hieronymum.*

161) Ep. LXXXIV. *Hieronymi ad Pammachium et Oceanum* vom J. 400. Die hieronymianiſche Überſetzung des Buches περὶ ἀρχῶν iſt bis auf Bruchſtücke verloren gegangen. 162) *Apologiae Ruffini Aquil. Presbyt. in S. Hieronymum.* L. II. Opp. T. II. p. 573 sqq. Gewöhnlich Invectivae Ruffini genannt. Den Namen verdiente aber weit eher die Antwort des Hieronymus. Auch bei dem römiſchen B. Anaſtaſius hatte die hieronymianiſche Partei den Ruffinus als Origeniſten verketzert, doch wurde derſelbe durch ein rechtfertigendes Schreiben des Beklagten (Opp. T. II. p. 477 sqq.) dahin beſtimmt, gegen Johannes Hier. zu erklären, daß Ruffinus nur dann verworfen zu werden verdiene, wenn er den Origenes nicht bloß überſetze, ſondern auch ſeine Dogmen vertheidige. Ep. Anastasii ad Joannem Hieros. super nomine Ruffini in *Hieronymi* Opp. T. II. p. 683 sqq. Vgl. *Hieron.* Apol. adv. Ruff. L. III, 23. 163) Apologia Hieronymi adversus libros Ruffini, missa ad Pammachium et Marcellam. Opp. T. II. p. 457 — 572. Die Abfaſſungszeit ergibt ſich aus L. II, 23. p. 516 D., wonach zehn Jahr früher d. i. 392 die Schrift de viris illustribus erſchienen war. Das dritte Buch, geraume Zeit ſpäter geſchrieben, richtet ſich an Ruffinus, und bezieht ſich auf ein Schreiben des Ruffinus, in welchem er drohte, daß er die gehäſſige Streitigkeit den bürgerlichen Gerichten übergeben wolle (accusationem non jam ecclesiasticam sed tribunalium comminaris), auch, wenn H. nicht ſchweige, abſcheuliche Dinge von ihm bekannt machen werde, welche ihm allein ſeien anvertraut worden (scire te jactas crimina, quae tibi soli amicissimo sim confessus, et haec in medium prolaturum §. 41.). 164) Ep. LXXXII *ad Theophilum. Adversus Joannem Hierosolymitanum.* Der Brief ſchließt mit dem Wunſche: Tribuat autem orationibus tuis Christus Deus Omnipotens, ut pacis non ficto nomine, sed vero et fideli amore sociemur (nämlich H. und Johannes): ne mordentes invicem, consumamur ab invicem. Dieß mag in Erfüllung gegangen ſeyn; denn in den ſpäteren Schriften iſt von dieſem Streite nicht weiter die Rede. Die Schrift *c. Joannem Hierosolymitanum ad Pammachium* Opp.

Länger dauerte der origenistische Streit, in welchem Hieronymus mit Theophilus, Patriarchen von Alexandrien und Epiphanius B. von Salamis sich zum Sturze der Origenisten verbündete, während zu Rom vorzüglich Pammachius und Marcella gegen den Origenismus wirksam waren. Diese unerfreulichen Händel ziehen sich durch die Jahre 399 — 404 hindurch und über die einzelnen Auftritte in denselben belehrt ein kirchlicher Briefwechsel der genannten Personen [165]). An den Streitigkeiten mit Chrysostomus nahm aber Hier. keinen weiteren Antheil, als daß er ein Libell des Theophilus gegen denselben, welches ihn wegen Begünstigung der Origenisten verketzerte, aus Gefälligkeit gegen seinen Freund ins Lateinische übersetzte [166]).

Mitten in diese Streitigkeiten fällt das erste, nicht sehr offene und freundschaftliche Zusammentreffen des H. mit Augustinus. Der Letztere hatte von einem aus Palästina kommenden Kleriker Alypius nähere Kunde von Hieronymus und dessen Bemühungen um die Auslegung der heil. Schrift erlangt. Dadurch wurde er schon im J. 394 bewogen ein Schreiben an denselben zu richten, worin er sein Bedenken über die neue Übers. des A. T. aus dem Hebräischen und über die Auslegung der Stelle Gal. 2, 11. aussprach [167]). Dieser Brief, welcher einem reisenden Kleriker Profuturus zur Bestellung übermacht wurde, war nicht in die Hände des Hieronymus gelangt [168]). Jedoch hatte dieser auf eine erhaltene schriftliche Begrüßung 3 Jahre später ein kurzes Schreiben an Augustinus gerichtet [169]). Darauf folgte nun eine Antwort [170]), in welcher die früheren Bedenken wegen der Stelle Gal. 2, 11. wiederholt geäußert und außerdem Anfragen wegen der Schrift de viris illustribus und der Irrlehren des Origenes erhoben wurden. Auch dieß Schreiben hatte das Unglück nicht an die Behörde zu gelangen, während es in Rom verbreitet wurde. Von dort wurde endlich eine Abschrift desselben durch die Freunde an H. befördert, welcher dieselbe während Paula's Krankheit (402) empfing. Er mußte, da ihm der intrigante Charakter des A. nicht unbekannt geblieben seyn konnte, um so mehr Verdacht schöpfen, daß es bei dieser geheimen Verbreitung eines vorgeblich an ihn gerichteten, mancherlei Tadel und vermeintliche bessere Belehrung enthaltenden, Schreibens nur darauf abgesehen sei, seinen Ruhm zu schmälern, oder den des Briefstellers auf Kosten seines eignen zu erhöhen. In diesem Geiste rescribirte er, nachdem er eine beschwichtigende Zuschrift von A. erhalten hatte [170]), an denselben [171]), daß er den auf solchen Wegen empfangenen tadelsüchtigen Brief nicht für echt halten könne, bis die Echtheit durch den vorgeblichen Briefsteller bestätigt sei; im folgenden Jahre aber erließ er ein ganz freundliches Zettelchen an A., um einen Kleriker zu empfehlen [172]). Darauf erfolgte dann erst eine Antwort des A., worin er sich über die früher in seinen Briefen geäußerten Bedenklichkeiten in einem ehrerbietigen Tone erklärte, so als sei es ihm nur darum zu thun gewesen, Belehrung zu empfangen, nicht aber Tadel auszusprechen wider einen ihm an Jahren, Kenntnissen und Verdiensten so sehr überlegenen Mann. H. antwortete darauf etwas befriedigter, doch mit vornehmer Kälte und verhaltener Warnung, ihn, den Veteranen im Kampfe für die Kirche, nicht zu reizen. Zugleich rechtfertigte er die gegebene Erklärung von Gal. 2, 11. unter verächtlichen Seitenblicken auf den Gegner [173]). Nun schrieb A. noch untergebener und demüthiger, und darauf erhielt er denn endlich eine Antwort, welche ihm völligen Aufschluß gab über die fraglichen Punkte, aber auf eine Weise, daß ihm seine Unerfahrenheit in solchen exegetischen Fragen recht fühlbar gemacht wurde. Der Brief schließt sich wieder mit der Bitte, ihn mit solchen Fragen zu verschonen [174]). Dieß erste Zusammentreffen der beiden Kirchenlichter charakterisirt sogleich ihr ganzes späteres Verhältniß. Beide bedurften einander, da der Eine ersetzen konnte, was dem Andern fehlte. H. ragte über alle seine Zeitgenossen hervor in der Kenntniß der biblischen Grundtexte, hatte aber kein philosophisches Talent. Dieß dagegen besaß A., der erste Dialektiker unter den Kirchenlehrern seiner Zeit, in hohem Grade; und wenn gleich H. ihm an beredter Sprache, an klassischer Bildung, an sarkastischem Witz und leidenschaftlicher Heftigkeit bei Weitem überlegen war: so wußte doch A. durch die dialektischen Spinngewebe, mit welchen er die, nach schlechten Übersetzungen benutzten, und bald durch Festhaltung des Buchstabens, bald durch spielende Allegorie auf seine Meinungen gezogenen, Schriftstellen umgab, durch sophistische Argumentationen, hämische Insinuationen, endlich durch den Schein der Demuth und Milde, welchen er sich auch bei den boshaftesten Verleumdungen erhielt, den Streit mit wirklichen und ver-

---

T. II. p. 403 — 454, welche den Gang des Streites und die Streitpunkte am vollständigsten darlegt, war durch die Verbreitung einer Rechtfertigungsschrift des Johannes in Rom veranlaßt worden, und fällt ungefähr in dieselben Zeiten mit diesem Schreiben an Theophilus. Nach §. 41. p. 451. C. hatte er vor dreizehn Jahren (nämlich mit der Paula im J. 386) Antiochien verlassen, und nach §. 17. p. 424. A. hatte er vor zehn Jahren seine Commentarien zum Ecclesiastes und dem Briefe an die Epheser verfaßt. (Vgl. N. 87. 91.). Beide Data führen auf das Jahr 399 herab. 165) In der Briefsammlung des Hieronymus Ep. LXXXVI — C. Er enthält auch die Fastenschreiben des Theophilus von 401. 402, in welchen die Origenisten als Ketzer bezeichnet werden. Über den Gang des origenistischen Streites zu Rom vgl. Ep. CXXVII, 9 — 11. 166) Vgl. CXIII. CXIV. Unter den spätern Briefen steht nur einer ad Avitum Ep. CXXIV v. J. 410, in welchem von den Irrlehren in der Schrift περὶ ἀρχῶν gehandelt wird, in entfernter Beziehung zu diesen Streitigkeiten. Jene lateinische Übersetzung aber hat sich verloren. 167) Ep. LVI. *Augustini ad Hieronymum.* 168) Ep. LXVII, 8. *Augustini ad H.* v. J. 397: Scripseram jam hinc aliquando ad te Epistolam, quae non perlata est, quia nec is perrexit, cui perferendam tradideram. 169) Ep. LXVII, 1. Habeo gratiam, quod pro subscripta salutatione plenam mihi Epistolam reddidisti, sed breviorem multo, quam ex te vellem suscipere, tali viro, a quo, quantalibet tempora occupet, nullus sermo prolixus est. 170) Ep. CI. *Augustini ad H.*

171) Ep. CII. *Hieronymi ad Augustinum.* 172) Ep. CIII *ad Augustinum.* 173) Epp. CIV. CV. 174) Epp. CX — CXII. CXV. CXVI.

meinten Häretikern nicht minder gewandt und erfolgreich zu führen. Beide hatten, als sie an einander geriethen, schon Lorbern in diesem Kampfe davon getragen; Beide sahen voraus, daß neue Kämpfe ihnen bevorständen; Beide fühlten, daß sie in diesem Fall durch Vereinigung ihre Kräfte bedeutend vermehren würden; Beide argwöhnten aber auch wechselseitig, daß der Eine auf Unkosten des Andern seinen Ruhm zu vergrößern suchen werde, und sie bewachten sich daher, auch als Verbündete, gegenseitig mit eifersüchtigen Blicken, bis endlich das gemeinsame Parteiinteresse jede Rücksicht vergessen ließ. Die Lehrsätze, für welche A. stritt, lagen so gänzlich außer dem Interesse des H., daß er sie gar nicht einmal zu fassen wußte, ja in seinen bisherigen Schriften eine so durchaus abweichende Ansicht vertheidigt hatte, daß unkritische Abschreiber manche Denkmäler des Pelagius (dessen Glaubensbekenntniß, sein Schreiben an die Demetrias, seine Auslegung der paulinischen Briefe) unbedenklich auf ihn, den erbitterten Gegner des Pelagius, zurück führten. Aber P. hatte ihn beleidigt, hatte gewagt seine Meisterschaft in der Schriftauslegung anzutasten; dadurch war ihm die Person dieses Mönches verhaßt geworden, und um ihn und seinen Anhang stürzen zu können, mußte er Gemeinschaft mit A. in der Bekämpfung einer Lehre machen, welche er in dem Munde eines Freundes nicht nur würde geduldet, sondern auch empfohlen haben. Denn ihm standen die Verdienste, welche sich der Christ durch freiwillige Entsagungen, Selbstpeinigungen und Ertödtungen erwirbt, zu hoch, als daß er einer Lehre, welche allen Werken das Verdienst abspricht, um es Christo zuzuwenden, von Herzen hätte Beifall schenken können. Dieß zeigte sich wieder sehr deutlich zu derselben Zeit, als die Verbindung mit A. geknüpft wurde. Denn als im J. 404 der Presbyter Vigilantius, mit welchem sich H. schon 395 gezankt hatte, einen Traktat ans Licht stellte, worin unter mancherlei anderem Aberglauben hinsichtlich der Objekte des Kultus (Heilige, Martyrer und deren Überbleibseln), auch das vermeinte Verdienst der freiwilligen Armuth und Ehelosigkeit angefochten wurde, gerieth H. in eine solche Wuth, daß er dergleichen Behauptungen für die ärgste Ketzerei, das scheuslichste Verbrechen, und deren Urheber für der Todesstrafe würdig erklärte [175]).

Nicht entschuldigen, wohl aber psychologisch erklären läßt sich die ungeheure Heftigkeit, mit welcher der Veteran auf diesen Gegner einstürmte, aus dem tiefem Schmerz, welcher ihn über den kurz zuvor erfolgten Tod der treuen Lebensgefährtinn Paula († 404) ergriffen hatte. Denn kaum hatte er ihr ein Denkmal errichtet, welches ihr die Verehrung einer Heiligen zu sichern schien [176]), als durch einen solchen Angriff all das übermenschliche Verdienst, welches an der verstorbenen Freundinn sollte bewundert werden, über den Haufen geworfen, ja sein eignes Verhältniß zu ihr manchen nachtheiligen Urtheilen ausgesetzt wurde.

Unter diesen Leiden und Kämpfen wandte er sich wieder zu den biblischen Studien, theils um die angefangenen wichtigen Arbeiten zu vollenden, theils um wißbegierigen Freunden ihre Fragen und Zweifel zu lösen. Das Letztere geschah in Sendschreiben, unter welchen ein im J. 403 an Sunnia und Fretela, zwei gothische Kleriker, verfaßtes zum Beweise dienen kann, wie weit sich damals bereits sein Ruf ausgebreitet hatte. Den beiden Rath Fragenden wird darin Belehrung ertheilt über die Entstehung der griechischen und lateinischen Bibelübersetzungen, worauf dann die Erklärung schwieriger Stellen des Psalters folgt [177]).

Die Übersetzung des A. T. aus dem Hebräischen war nach mehrjähriger Unterbrechung, um d. J. 396 mit den beiden BB. der Chronik, an Chromatius B. von Aquileja gerichtet, fortgesetzt worden [178]); dann folgten die 4 letzten Bücher des Pentateuch, welche um die Zeit, als Paula starb, (26. Januar 404) vollendet waren, und daran schlossen sich endlich die Bücher Josua, Judicum, Ruth und Esther [179]).

Erst nach Vollendung dieser Übersetzung wurden die Commentarien zu den Propheten wieder aufgenommen. Die frommen Gaben und Geschenke, welche Eruperius B. von Toulouse durch Sisinnius an die bethlehemitischen Mönche übersandt hatte, gaben Anlaß, dem Letzte-

175) Zu dem Letzteren führen Äußerungen, wie: Miror S. Episcopum, in cujus parochia esse Presbyter dicitur, acquiescere furori ejus: et non virga Apostolica, virgaque ferrea confringere vas inutile, et tradere in interitum carnis, ut spiritus salvus fiat (1 Cor. 5, 5.), die sich jedoch auch in milderem Sinne von der Ausschließung aus der Gemeinschaft der Kirche deuten lassen. Als er dieß Schreiben an den Riparius (Ep. CIX.) erließ, hatte er übrigens nur durch diesen einen Bericht über den Inhalt der Traktate des Vigilantius erhalten. Nachdem er die Traktate selbst gelesen, zwei Jahre später, folgte dann der Liber adv. Vigilantium Opp. T. II. p. 385 sq., welcher rasch (unius noctis lucubratione §. 18.) ausgearbeitet und dem schon reisefertigen Sisinnius zugleich mit dem im J. 406 verfaßten (vgl. die Vorrede) Commentar zum Propheten Zacharias an Eruperius mitgegeben wurde. Mit diesem Buche hatte dann die Polemik gegen V., welcher, wie der Inhalt desselben zeigt, schon in Rom aus der Kirchengemeinschaft verstoßen war, sein Ende erreicht. 176) Ep. CVIII *ad Eustochium. Epitaphium Paulae matris.* Besonders für die Lebensgeschichte des H. von Wichtigkeit. 177) Ep. CVI *ad Sunniam et Fretelam* (Fridel?). Exegetisch-kritischen Inhaltes sind aus den späteren Jahren CXIX *ad Minervium et Alexandrum*, CXX *ad Hedibiam* (beide v. J. 406); CXXI *ad Algasiam* v. J. 407; CXXVII *ad Dardanum* v. J. 414, sämmtlich in Gallien lebende h. Jungfrauen, Mönche und Kleriker. 178) Aus der Praef. ad Chromatium Opp. T. IX. p. 1405 ergibt sich, daß sie bald nach dem Traktat de optimo genere interpretandi oder Ep. LVII ad Pammachium, geschrieben am Ende d. J. 395, abgesandt wurden. 179) *Praef. in l. Josue ben Nun.* Opp. T. IX. p. 355. Tandem finito Pentateucho, velut grandi fenore liberati, ad Jesum filium Nave manum mittimus — et ad Judicum librum — ad Ruth quoquo et Esther. Später wird dann dormitio S. Paulae erwähnt. Wenn aber die Vorrede zum B. Esther l. c. p. 1465 sich an Paula und Eustochium richtet, so ist nach Ballarsi an die jüngere Paula, die Tochter der Läta, Schwestertochter der Eustochium, zu denken, und der Name wurde dem der Eustochium nur durch die Gedankenlosigkeit der Librarien vorgesetzt. Übrigens hatte er nach Ep. LXXI, 8. *ad Lucinium* schon im J. 398 den Octateuch oder nach anderer Lesart den Heptateuch unter Händen.

ren bei seiner Abreise als Gegengeschenk den erklärten Zacharias in drei Büchern, und an zwei Mönche zu Toulouse eine Auslegung des Malachias mitzugeben. Dann wurden Hosea in drei, Joel in einem, Amos in 3 Büchern für Pammachius bearbeitet [180]).

Im Jahre darauf (407) sandte er seine Auslegung der schwierigeren Stellen des Daniel dem Pammachius und der Marcella nach Rom. Gegen die Kritik des Porphyrius, welcher schon entdeckt hatte, daß dieses Buch erst zu des Antiochus Epiphanes Zeiten erschienen sei, wird die Echtheit in der Vorrede vertheidigt und in den Noten zur historischen Erklärung Manches auch aus solchen Geschichtschreibern der Griechen und Römer beigebracht, welche sich nicht auf unsere Zeiten herab fortgepflanzt haben. In den Beziehungen einzelner Stellen des Propheten auf die Verhältnisse der Gegenwart fand sich aber manches Anzügliche und Beleidigende, was zu Rom neue und gefährlichere Feinde erzeugte [181]). Dann wurde in ununterbrochener Folge, der Eustochium zu Liebe, die Erklärung des Jesaja angefangen und nach manchen Unterbrechungen, besonders durch Kränklichkeit, in achtzehn Büchern während der Jahre 408 — 410 zu Ende geführt [182]). Im J. 410 eroberten und plünderten die Gothen unter Alarich Rom; Pammachius und Marcella starben in Folge der Mißhandlungen durch die Barbaren; nach allen Provinzen strömten die Flüchtlinge aus Rom im traurigsten und hilflosesten Zustande. Hieronymus, tief erschüttert durch so gewaltige Schläge des Schicksals und durch den Verlust der nächsten Freunde, täglich von den Scharen der unglücklichen Flüchtlinge umlagert, konnte nicht die Sammlung des Geistes zur Fortsetzung seiner biblischen Arbeiten, so bald wieder gewinnen [183]).

Erst nach einer langen Pause entschloß er sich die Commentarien zum Ezechiel zu beginnen, welche aber im J. 411 noch nicht weiter als bis zum dritten Buche gediehen waren, da Verheerungen der Barbaren auch die friedlichen Klosterbewohner aus ihrer Ruhe aufgescheucht hatten und geraume Zeit an Fortsetzung der Studien nicht zu denken war [184]). Auch die späteren Bücher konnten nur langsam folgen, da zunehmende Augenschwäche, welche das Lesen der kleinen hebräischen Schriftzüge bei Licht verbot, den Fortgang hemmte [185]), und vollendet wurden die vierzehn Bücher (Volumina) zu diesem Propheten wahrscheinlich erst im J. 415. Nun aber wünschte der mehr als 80jährige Greis nichts mehr, als auch noch den einzigen Propheten, welcher ihm übrig blieb, Jeremia, gleichfalls zu erläutern, wie er dieß schon beim Ezechiel versprochen hatte [186]). Ohne Säumniß und in Hoffnung der glücklichsten Vollendung begann er daher auch noch diese Arbeit, welche er dem B. von Cremona, Eusebius widmete [187]). Aber der pelagianische Streit, in welchen er um diese Zeit verwickelt wurde, die Gewaltthätigkeiten, welche er in demselben erdulden mußte, endlich die immer größere Hinfälligkeit des Alters ließen ihn nicht so rasch in der Ausarbeitung fortschreiten, als es sein anfänglicher Vorsatz gewesen war [188]). Sechs Bücher, in welchem die ersten

180) Diese Notizen über die Entstehung jener Commentarien ergeben sich aus den, den einzelnen Büchern derselben voraus gehenden Vorreden. Die gepaukte Zeitbestimmung hat Praef. ad L. III. Comment. in Amos. Opp. T. VI. p. 309 sq. praesenti anno, qui sexti Consulatus Arcadii Augusti, et Anitii Probi fastis nomen imposuit (d. i. 406 n. Ch.). Exuperio Tolosanae Ecclesiae Pontifici Zachariam, et ejusdem urbis Minervio et Alexandro Monachis (denselben, an welche Ep. CXIX gerichtet war und an welche der Commentar zugleich mit diesem Briefe durch Sisinnius geschickt wurde. Vgl. Praef. ad Malachiam) Malachiam Prophetam interpretatus sum. Statimque recurrens ad principium voluminis, Oseae et Joel, et Amos tibi negare non potui. übrigens klagt er, besonders im Amos, über zunehmende Beschwerden des Alters und beständige Kränklichkeit. Die Commentare zu den zwölf Propheten stehen bei *Vallarsi* T. VI. 181) Zu Dan. 2, 40. Opp. T. V. p. 634. B. schrieb er u. a. Sicut enim in principio nihil Romano imperio fortius et durius fuit, ita in fine rerum nihil imbecillius: quando et in bellis civilibus et adversum diversas nationes *aliarum gentium barbararum indigemus auxilio*. Diese Äußerungen scheinen dem Stilicho hinterbracht zu sein, welcher darüber dem H. den Tod drohte; doch entging er der drohenden Gefahr durch Stilicho's schnelles und tragisches Ende (August 408). Vgl. Praef. in L. X et XI Comment. in Isajam. Ep. CIX *ad Ageruchiam* (409). §. 18. 182) Vgl. die Vorreden zu L. I. IX. XIII. XIV. des Commentars Opp. T. IV. 183) *Prologus in Ezech. Opp. T. V.* Finitis in Isaiam de cem et octo Explanationum voluminibus, ad Ezechiel — transire cupiebam et extremam, ut dicitur, manum operi imponere prophetali: et ecce subito mors mihi Pammachii atque Marcellae, Romanae urbis obsidio, multorumque fratrum et sororum dormitio nuntiata est. Atque ita consternatus obstupui, ut nihil aliud diebus ac noctibus nisi de salute omnium cogitarem: meque in captivitate Sanctorum putarem esse captivum, nec possem prius ora reserare, nisi aliquid certius discerem, dum inter spem et desperationem sollicitus pendeo, aliorumque malis me crucio. Vgl. *Praef. L. III.* Quis crederet ut totius orbis exstructa victoriis Roma corrueret? ut ipsa suis populis et mater fieret et sepulcrum: ut tota Orientis, Aegypti, Africae litora olim dominatricis urbis, servorum et ancillarum numero complerentur: ut quotidie sancta Bethleem nobiles quondam utriusque sexus, atque omnibus divitiis affluentes, susciperet mendicantes? *Ep. CXXVI*, 2. und über Marcella's Leben und letzte Schicksale bei Roms Eroberung Ep. CXXVII *ad Principiam.* 184) *Ep. CXXVI* (*scr. a.* 411.) §. 2. Ezechielis volumen olim aggredi volui — sed in ipso dictandi exordio ita animus meus Occidentalium provinciarum, et maxime urbis Romae vastatione confusus est, ut juxta vulgare proverbium, proprium quoque ignorarem vocabulum: diuque tacui, sciens tempus esse lacrimarum. Hoc autem anno cum tres explicassem libros, subitus impetus barbarorum — sic Aegypti limitem, Palaestinae, Phoenicis, Syriae percurrit ad instar torrentis cuncta secum trahens, ut vix manus eorum misericordia Christi potuerimus evadere. Quodsi juxta inclytum oratorem *silent inter arma leges*: quanto magis studia Scripturarum? quae et librorum multitudine, et silentio, ac librariorum sedulitate, quodque proprium est, securitate et otio dictantium indigent. 185) *Praef. L. VII. Comment. in Ezech.* Opp. T. V. p. 239. Accedit ad dictandi difficultatem, quod caligantibus oculis senectute, et aliquid sustinentibus beati Isaac, ad nocturnum lumen nequaquam valeamus Hebraeorum voluminа relegere, quae etiam ad solis dieique fulgorem *literarum nobis parvitate* caecantur. 186) *Praef. L. XIV. Comment. in Ezech.* transibo ad Jeremiam, qui unus nobis remanet Prophetarum. 187) Demselben, welchem er vor 18 Jahren die Erklärung des Matthäus zugesandt hatte. Vgl. Prol. in Jeremiam Opp. T. IV. p. 833. 188) In den Vorreden zu den einzelnen Büchern werden diese Hindernisse, besonders der Verdruß, welchen der pelagianische Streit für den alten Mann mit sich führte, vielfach angedeutet.

32 Kap. des Propheten erklärt werden, hatte er geschrieben, als ihn der Tod übereilte.

Erholung und Abwechselung gewährten unter diesen ernsteren Studien freundschaftliche Sendschreiben, in welchen er trauernden Freunden Trost einsprach, abgeschiedenen ein Denkmal errichtete, zur Zurückziehung von der Welt und zum frommen Leben in der Einsamkeit mit dem Eifer der Begeisterung besonders die von harten Leiden getroffenen Freunde ermunterte, Anweisungen ertheilte, wie die Gemüther schon in zartester Jugend zu einer solchen Weltentsagung gebildet werden könnten, und Vorsichtsmaßregeln für diejenigen anempfahl, welche bereits die Welt verlassen hatten[189]).

Noch Einmal betrat der Alte den Schauplatz des Streites, als Pelagius verketzert werden sollte. Mag er nun dazu bestimmt worden seyn durch beleidigte Eitelkeit (denn Pelagius hatte es gewagt seine Übersetzung des A. T. aus dem Hebräischen zu tadeln)[190]), oder aus altem Groll gegen Russinus, welchen er für den Lehrer desselben hielt[191]), gegen Johannes, bei welchem derselbe in großem Ansehen stand[192]), oder durch die Furcht mit Pelagius zugleich verketzert zu werden, wohin Augustinus schon zu deuten schien[193]), oder war es die alte Lust an Ketzerkriegen, welche in ihm erwachte — auf keinen Fall scheinen es die Propositionen des Pelagius gewesen zu seyn, welche ihn in Harnisch brachten. Ersten Anlaß hervorzutreten gab eine Aufforderung des Ktesiphon. Die Antwort (Ep. CXXXIII.) zeigt, daß es nur die zwei Sätze: posse hominem sine peccato esse, si velit, und: facilia esse Dei praecepta waren, welche er an Pelagius verwarf. Das größere Werk wider die Pelagianer, welches er dort verspricht, erschien (nachdem Pelagius auf der Synode zu Jerusalem (im Julius 415) sich gegen seinen Ankläger, den von Augustinus nach Palästina gesandten spanischen Presbyter Orosius, vollkommen zu rechtfertigen gewußt hatte) unter dem Namen eines Dialoges[194]), in welchem aber Atticus, der Verfechter der Rechtgläubigkeit, gegen Kristobolus, den Repräsentanten der Pelagianer, so wenig seine Sache zu führen weiß, daß man ungewiß wird, ob der Erstere sich auch nur eines dialektischen Sieges über den Gegner rühmen durfte. Denn vom freien Willen und seinem Verhältnisse zur Gnade urtheilt er eben so wie der Letztere[195]), gegen welchen er dann die Allgemeinheit der Sündhaftigkeit darthut, statt daß er, um ihn zu widerlegen, die Unmöglichkeit des Nichtsündigens hätte beweisen müssen. Die Präscienz, wo er sie beiläufig berührt, wird nicht als prädestinirend gedacht[196]); die Erbsünde im Sinne des Augustinus wird weder dem Namen noch auch dem Begriffe nach behauptet; das Übel, welches Adams Übertretung dem Geschlechte brachte, findet er nur in der Sterblichkeit gegeben[197]), während sein Creatianismus in der Selenlehre ihn an einen tradux peccati auch nicht einmal denken läßt. Über den Ursprung der Sele zwar hatte schon ein durch Orosius überbrachtes Schreiben des Augustinus auf gar verfängliche Art angefragt; aber in der Antwort wurde vorsichtig jede Entscheidung darüber gemieden[198]). Sein Angriff selbst hatte aber auch Folgen, welche ihn einschüchtern mußten. Denn als die Augustinianer auf der Synode zu Diospolis (Joppe) neue verleumderische Klagen wider Pelagius erhoben, wußte dieser sich nicht allein zu rechtfertigen, sondern auch die morgenländischen Bischöfe so sehr auf seine Seite zu bringen, daß der Haß auf die Kläger zurück fiel und in Folge des lebhaft erwachten Unwillens die fromme Gesellschaft zu Bethlehem grobe Gewaltthätigkeiten zu erdulden hatte, ja für eine Zeit aus den Klöstern vertrieben wurde. Das Eingreifen des Innocentius I. scheint die Ruhe hergestellt zu haben, da auch Pelagius aus Palästina weichen mußte[199]). Aber sein Anhang und seine Lehre erhielten sich unter den palästinensischen Klerikern und Mönchen, und die letztere wurde nicht nur von einem obscuren Diakonus Annianus[200]), sondern auch von dem berühmten B. von Mopsuestia, Theodorus mit solchem Eifer vertheidigt, daß H. als

189) Es gehören dahin folgende, meist nach Gallien, dann auch nach Rom und Afrika gerichtete Schreiben CXVII. CXVIII. CXXII. CXXIII. CXXV. CXXVII. (ad Principiam Marcellae epitaphium. Sie starb 410 wenige Tage nach Eroberung der Stadt durch die Gothen) CXXVIII. CXXIX ad Demetriadem (unacum Pelagii et Augustini epp. ad eandem ed. et illustr. *Jo. Sal. Semler.* Halae 1775. 8.). Bloß zur Übung erdichtet ist das Ermahnungsschreiben CXVII ad matrem et filiam in Gallia commorantes. Vgl. adv. Vigilantium §. 3. Die sämmtlichen genannten Briefe fallen in die Jahre 403 — 414. 190) *Praef. Dial. c. Pelag.* Opp. T. II. p. 695. C. — conatus est novam translationis Hebraicae mihi calumniam struere. Auch den Commentar zu dem Briefe an die Epheser hatte er angegriffen. Vgl. Prol. comment. in Jerem. Opp. T. IV. p. 833. 191) a. a. O., wo Russinus bezeichnet wird als praecursor ejus Grunnius. 192) Am deutlichsten geht dieß hervor aus dem Apologeticus des *Orosius* bei *Mansi* Conc. T. IV. p. 307 — 11. 193) Vgl. die Insinuationen Ep. CXXXI. *Augustini ad H.* §. 6. 194) *Dialogi adversus Pelagianos L. III.* Opp. T. II. p. 697—806.

195) l. c. I, 5. — nostrum quidem esse velle et currere, sed ut voluntas nostra compleatur et cursus ad Dei misericordiam pertinere, atque ita fieri, ut in voluntate nostra et in cursu liberum servetur arbitrium, et in consummatione voluntatis et cursus Dei cuncta potentiae relinquantur. 196) l. c. I. II, 6. Deus praesentia judicat, non futura. Nec condemnat ex praescientia, quem noverit talem fore, qui sibi postea displiceat: sed tantae bonitatis est et ineffabilis clementiae, ut eligat eum, quem interim bonum cernit, et scit malum futurum, dans ei potestatem conversionis et poenitentiae. Nec enim ideo peccavit Adam, quia Deus hoc futurum noverat; sed praescivit Deus, quasi Deus, quod ille erat propria voluntate facturus. 197) l. c. I. III, 18. eignet er sich ganz ohne Bedenken die Worte Cyprians an: infans — recens natus nihil peccavit, nisi quod secundum Adam carnaliter natus contagium mortis antiquae prima nativitate contraxit. In diesem Sinne sagt er auch: Qui parvulus est parentis in baptismo vinculo solvitur. 198) Ep. CXXXIV vgl. mit Augustins Briefe n. CXXXI. 199) Hieronymus selbst äußert sich über diese Vorfälle nur unbestimmt; deutlicher sprechen die Schreiben des Innocentius Ep. CXXXV — CXXXVII. Daß die Pelagianer sie veranlaßt hätten, sagt zwar Augustinus (de gestis Pelagii Opp. T. X. p. 266. n. 66), aber weder Innocentius noch Hieronymus wagen dieß bestimmt zu behaupten. 200) Vgl. CXLIII, 2. Wahrscheinlich war Pelagius der eigentliche Verfasser der den Namen des Anianus tragenden Schrift.

Ketzer erschien [201]). Lebensmüde, nachdem er auch noch die fromme Eustochium hatte scheiden sehen, wollte er jedoch keine neue Streitschrift mehr übernehmen, und bald nachdem er dieß dem Augustinus erklärt hatte, ging er selbst hinüber in das Land des Friedens, im Jahre 420 n. Chr. (30. September), dem 89sten seines vielbewegten, unruhvollen Lebens [202]). Sein Grab fand er zu Bethlehem, später aber zierten sich Rom und andere Städte mit den zerstreuten und wunderbar vervielfältigten Gebeinen des Heiligen [203]).

In seinem Charakter bilden Sinnlichkeit und Eitelkeit mit Aberglauben verbunden die hervorstechendsten Züge. Die Macht des sinnlichen Triebes hatte ihn früher in große Verirrungen gerathen lassen, welche er dann durch Zurückziehen von den Anlässen zur Versuchung, durch unausgesetzte Kasteiungen und den beharrlichsten Fleiß in den Studien glaubte zugleich büßen und für die Folge vermeiden zu müssen, obwohl mitten in dieser Zurückgezogenheit Anfangs eine lebhafte Phantasie die Scenen der Wollust erneuerte, später weibliche Gesellschaft sich einfand, für welche er ganz zu leben schien. Die heiligen Askesen selbst, welchen er die Überwindung des Triebes und den wieder gewonnenen Frieden des Lebens glaubte verdanken zu müssen, erlangten nun eine solche Wichtigkeit und einen solchen Werth in seinen Augen, daß er sie allgemein als den sichersten Weg zur Vollkommenheit und das Mönchsleben als ein Leben der Engel, als die Quelle des höchsten Friedens, als den ruhigen Hafen, welcher aus allen Stürmen der Welt rette, als einen Vorschmack der himmlischen Seligkeit hienieden anempfahl; wider die Gegner aller Arten von mönchischen Abstinenzen aber, welche ihm als Weltkinder und Epikuräer erschienen, in heftigsten Unwillen ausbrach. Bei einem Manne, welchen klassische Studien gebildet hatten, welcher einen großen Reichthum von Sprach- und Sachkenntnissen in sich vereinigte, welcher mit bewunderungswürdiger Ausdauer der wissenschaftlichen Forschung oblag, würde diese Erscheinung auffallen, wollte man nicht zugleich in Erwägung ziehn, daß das klösterliche Leben damals Geist tödtenden Beschränkungen noch nicht unterworfen war, daß der freie Gang der Contemplation, die wissenschaftliche Thätigkeit der Klosterbewohner damals noch nicht durch geregelte und in mechanischer Eintönigkeit wiederkehrende Andachtsübungen unterbrochen wurde, daß das Zusammenleben mit Gleichgesinnten, die Freiheit von allen weltlichen Sorgen und Geschäften, deren man sich in solchen Verbindungen erfreute, die Studien wesentlich förderte. Aber auch die Eitelkeit spielte bei seiner Vorliebe für das Mönchswesen eine große Rolle. Das neue Leben des früheren Sünders erregte die Aufmerksamkeit und Bewunderung des großen Haufens, gewährte den Heiligenschein und größeren Ruhm, als durch bloß schriftstellerische Verdienste zu erlangen war. Diese Eitelkeit war, bei ihrer vorherrschenden Gewalt über sein Gemüth, auch sehr leicht zu reizen und äußerte sich, einmal gereizt, in leidenschaftlichster Erbitterung und tödtlichen Ausbrüchen des Hasses. Das mußten Johannes, Ruffinus, Jovinianus, Vigilantius und zuletzt noch Pelagius erfahren, als sie nicht Alles billigen wollten, was H. gesagt und gethan hatte. Selbst ein Augustinus mußte sich sorgfältig hüten, auch nur den leisesten Tadel wider ihn fallen zu lassen, wenn es nicht sofort zum Bruche der immer nur lockeren Freundschaft kommen sollte. Auch seine zahlreichen, zum Theil sehr verdienstvollen Arbeiten sind durch die Schmeicheleien und Lobsprüche, die unaufhörlichen Bitten und Aufforderungen geneigter Schüler und geliebter Schülerinnen, welche ganz an seinem Munde hingen, weit mehr gefördert worden, als durch den eigenen Trieb und den Wunsch nützlich zu werden. Daß aber endlich, wenn diese Eitelkeit sich einmal verletzt fand, auch die erprobteste Freundschaft nicht geschont wurde, zumal wenn noch die Gefahr hinzu trat, die eigene Rechtgläubigkeit verdächtigt zu sehen, gibt jene gehässige, seinen Charakter im nachtheiligsten Lichte darstellende, Streitigkeit mit Ruffinus und sein Verfahren im origenistischen Streite überhaupt zu erkennen. Die Inconsequenz, deren er sich in diesen Streitigkeiten schuldig machte, haftet seiner theologischen Denkart überhaupt an. Seine leidenschaftliche Erregbarkeit läßt ihn niemals zur ruhig fortschreitenden wissenschaftlichen Untersuchung kommen, ein reicher Strom von Witz, eine seltene Mannichfaltigkeit von Kenntnissen, eine große Gewandtheit im Gebrauche der rhetorischen Wendungen und eine unverkennbare Gewalt über die Sprache müssen die Schwächen seiner Logik und Dialektik bedecken, welche jedoch in seinen pelagianischen Streitschriften, den einzigen, in welchen er subtilere dogmatische Fragen zu berühren wagt, offen zu Tage liegen [204]). Er ist der beredteste unter den lateinischen Vätern; seine Sprache bewegt sich in großer Fülle und Mannichfaltigkeit; sein Vortrag ist witzig, bilderreich, lebendig, ergreifend, voll Energie und Nachdruck. Er hat die besten Schriftsteller Roms sich ganz zum Eigenthum gemacht, er kennt den ganzen Vorrath von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten des Volkes und benutzt sie aufs Schlagendste. Spitzige und beißende Ausdrücke stehen ihm jederzeit zu Gebote, er kann in dieser Beziehung plautinisch genannt werden. Aus den

201) Bei *Photius Bibl. cod.* 177. Er bezeichnet Hieronymus spöttisch mit dem Namen Ἀμῶμ, und läßt ihn die Irrlehre vortragen φύσει καὶ οὐ γνώμῃ πταίειν τοὺς ἀνθρώπους. 202) Ep. CXLIII ad Augustinum v. J. 419. *Prosperi* Chronicon. in *Canisii* Lectt. ant. ed. *Basnage* Vol. I. p. 300. 203) Vgl. Schröckh KG. Th. XI. S. 214 ff.

204) Luther's Urtheil in den Tischreden (Walch XXII, 2070 f.): „Er redet von Christo Nichts, denn daß er nur den Namen im Munde geführt hat. — Wenn er doch auf die Werke des Glaubens dränge, so wäre es Etwas; aber er lehret Nichts, weder vom Glauben, noch von der Hoffnung, weder von der Liebe, noch von Werken des Glaubens" — ist zwar nur vom Standpunkte des Augustinismus aus ganz treffend, aber im Allgemeinen ist es richtig, daß H. kein eigentlich theologisches Talent hatte, und weder als Dogmatiker noch auch als Moralist wissenschaftliche Bedeutung hat.

Geschichtschreibern, Dichtern, Rednern und Philosophen, aus allen Wissenschaften holt er die Belege für seine Sätze [205]). Aber diese weiß er nicht zu verbinden, sie stehen aphoristisch, sie lassen sich nicht aus einander ableiten und erklären. Am geistreichsten und beredtesten zeigt er sich in seinen Briefen, besonders in denen, welche der Empfehlung des contemplativen Lebens gewidmet sind, oder trauernden Freunden und Freundinnen Trost gewähren; am wichtigsten und leidenschaftlichsten in den Streitschriften. Seinen exegetisch-kritischen Arbeiten konnte er nach eigenem Geständniß nicht dieselbe Vollendung des Stiles geben, da sie flüchtig, in rascher Folge dictirt wurden und die Sachen zu sehr die Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, als daß dieselbe sich zugleich auch dem Vortrage hätte zuwenden können. Seine Übersetzungen der biblischen Schriften sind durch ängstliche Treue steif, unrömisch, oft unverständlich, obwohl er dessen ungeachtet sich wegen seiner freien Übersetzungsmanier entschuldigen mußte. Seine Kenntniß der hebräischen Sprache ist abhängig von jüdischen Traditionen und beruht nicht auf gründlichen grammatisch-philologischen Forschungen, deren Stelle spielende, oft ins Lächerliche fallende Etymologieen ersetzen müssen. Das Chaldäische lernte er spät, lernte er nur, um Daniel und Esra aus dem Grundtexte übersetzen zu können, und von den übrigen Mundarten weiß er zwar, daß die arabische Einfluß auf den Sprachcharakter des Buches Hiob geübt hat, ohne jedoch selbst auf eine eigentliche Kenntniß derselben Ansprüche zu machen. Ähnliches gilt auch von seiner Kenntniß des Griechischen, welche in den Bearbeitungen der Bücher des N. T. keine philologische Bildung verräth, und in den Übersetzungen griechischer Kirchenschriftsteller, besonders in denen des Eusebius, ihn nicht vor Mißverständnissen und auffallenden Übersetzerfehlern sicher stellen konnte. Schätzbar sind besonders seine Commentarien zu den Propheten, seine exegetisch-kritischen Briefe, seine Vorreden zu den übersetzten biblischen Büchern. Sie enthalten reiche Beiträge für die kritische Geschichte der heil. Schriften, für die hebräische Sprache und Schrift, für die Realkenntnisse, welche der Ausleger der Bibel bedarf. Seine Interpretation selbst beruht zwar auf der Grundlage grammatisch-kritischer Forschung, verliert sich dann aber, von dieser Grundlage aus, in das Gebiet der Allegorie und Mystik, durch welche er erst den eigentlichen Kern des heil. Wortes zu erschließen glaubt. Bei allen diesen Mängeln aber bleibt er, sieht man auf Methode, Kritik, Sprach- und Sachkenntniß, der Erste und Verdienstvolle unter den Schriftauslegern der älteren Kirche [206]).

Die Folge und Beschaffenheit, die Veranlassung, der Inhalt, die Herausgabe und Bearbeitung seiner einzelnen Schriften wurden in der Darstellung seines Lebens bereits bemerklich gemacht. Die Sammlungen derselben beginnen mit den Anfängen der Typographie zugleich. Aber in den ersten Ausgaben stehen die echten Schriften mit den unechten in buntester Ordnung vermischt und ihren Text schöpfen sie aus jüngeren werthlosen Handschriften. Erasmus war der Erste, welcher die echten Werke nach einer scharfen Kritik von den unechten unterschied, den Text derselben nach besseren Handschriften herstellte, antiquarische und historische Erläuterungen, verbunden mit freimüthigen Äußerungen über allerlei Gattungen herrschenden Aberglaubens und grober Mißbräuche in der Kirche, beifügte [207]). Den nachtheiligen Wirkungen der letzteren zu begegnen, veranstaltete Marianus Victorius eine neue Textesrecension, welche, auf dem Grunde von 20 verglichenen Handschriften, bedeutende Verbesserungen gab, aber in den Anmerkungen die Verdienste des Erasmus aus Devotion gegen die römische Kurie ungebührlichst herab würdigte. Diese Ausgabe gelangte zum legitimsten Ansehen in der römischen Kirche, wurde öfter wiederholt, und schwoll allmälig an durch die nach und nach hinzu tretenden Anmerkungen von Morel, Grave und le Duc [208]). Der Protestant Adam Tribbechovius suchte dann die Vorzüge beider Ausgaben zu vereinigen [209]). Die Ausgabe der beiden Benediktiner Joh. Martianay und Anton Pouget vermehrte den kritischen Apparat und machte sich um Wiederherstellung der echten hieronymianischen Bibelübersetzungen verdient, litt aber zugleich an großen Mängeln, da Martianay, welcher den größten Theil der Ausgabe besorgte, nicht jenen großen Umfang von antiquarischen, kritischen und linguistischen Kenntnissen besaß, welche von einem Herausgeber des H. ge-

205) *Erasmus Ep. ad Genebrardum:* quantum in illo antiquitatis, quantum Graecarum literarum, quantum historiarum? Tum quae phrasis, quod dicendi artificium, quae non Christianos modo omnes longo post se intervallo reliquit, verum tamen etiam cum ipso Cicerone certare videtur? Ego certe, nisi me sanctissimi viri fallit amor, cum Hieronymianam orationem cum Ciceroniana confero, videor mihi nescio quid in ipso eloquentiae principe desiderare. Dagegen *Clericus Quaest. I. Hieron.:* Si seponas multam Graecorum et praesertim Latinorum lectionem, conjunctam cum facultate aeriter declamandi, aut declamatorie scribendi, pro ejus aevi palato; caetera omnia sunt mediocria. Non modo Hebraicae, sed et Graecae Linguae modica cognitione fuit tinctus. Theologiam caeterasque disciplinas degustaverat potius quam exhauserat. In inventione quidem, nihil propemodum habet exquisiti; in ordine, nihil ferme accurati. In ratiocinatione vero et collectione consectariorum plus multo pompae rhetoricae atque exaggerationis invenias, quam roboris et judicii, nisi velis Dialecticae valedicere. Beide übertreiben in ihrem Parteieifer; aber ihre Urtheile, neben einander gehalten, können zur richtigen Schätzung leiten.

206) Eine Reihe von einzelnen Belegen für diese Urtheile geben *Clerici* Quaestiones Hieronymianae; für seine Sprachfehler in der Übersetzung des eusebianischen Chronicon insbesondre *Scaliger* in den Noten; für seine Schwächen in der Schriftauslegung *J. G. Rosenmüller* Historia interpretationis librorum ss. T. III. p. 329 sq.

207) Basileae in aedibus Jo. Frobenii, impendio Brunonis, Basilii et Bonifacii Amerbachianorum, ac Joannis Frobenii Chalcographi et Jacobi Rechburgii civium Basilecensium, mense Majo, An. M. D. XVI. IX Voll. fol. 208) Opera D. *Hieronymi* Stridonensis - per *Martianum Victorium Reatinum.* Romae 1566—71. 72. IX Voll. fol. c. notis *Henr. Gravii* Par. 1608. IV Voll. fol., c. n. *Gravii* et aliorum et emend. *Andr. Schotti.* Par. 1624. III Voll. fol. 1643. IX Voll. fol. 209) Francof. ad Moenum et Lipsiae apud Christianum Genschium 1684. XII Voll. fol.

fordert werden müssen [210]). Durch sie wurde Clericus zu einer Kritik veranlaßt, welche zugleich die gründlichsten Forschungen über den schriftstellerischen und gelehrten Charakter des H. gewährt [211]). Endlich gab Dominicus Vallarsi zu Verona, unterstützt von Scipio Maffei, eine Bearbeitung des Textes, welche den kritischen Anforderungen vollständiger entsprach, und begleitete dieselbe mit historisch-kritischen Einleitungen, welche, wenn man von dogmatisch-hierarchischen Vorurtheilen zu abstrahiren weiß, die Geschichte der einzelnen Traktate zweckmäßig erläutern. Er hat das Verdienst, die Briefe zuerst chronologisch genau untersucht und geordnet, zugleich mit manchen, für die Lebensverhältnisse des H. wichtigen Aktenstücken vermehrt zu haben [212]). Aber auch bei ihm vermißt man den Umfang von Sprachkenntnissen und die Bekanntschaft mit den Fortschritten der klassischen Philologie, der biblischen Kritik, Linguistik und Auslegung, durch welche noch so Manches zum besseren Verständniß und zur richtigeren Beurtheilung dieser, für jeden gelehrten Bibelforscher so überaus wichtigen, Schriften könnte gewonnen werden, wenn ein mit diesen Erfordernissen ausgerüsteter, von keinem kirchlichen Vorurtheile irgend einer Art befangener Herausgeber sich in unseren Zeiten an das große Werk machte [213]).

Die Lebensbeschreibungen, welche die Herausgeber den Werken voraus sandten, sind durchgängig Lobreden auf den Heiligen, und geben kein getreues Bild von dem merkwürdigen Charakter desselben, auch wenn sie, wie die des Erasmus, durch kunstvolle Composition und Beredsamkeit sich empfehlen. Die meisten biographischen Materialien geben *Martianay* (La vie de St. Jérôme. Paris 1706. 4.), *Sebastian Dolci* (Maximus Hieronymus vitae suae scriptor. Anconae 1750. 4.), *Joh. Stilting* (Acta Sanctorum Septembris T. VIII. p. 418 — 688. Antverp. 1762. f.), am besten *Vallarsi* T. XI. seiner Ausgabe der Werke. Sicherer aber werden sie geschöpft aus den an Lebensnotizen und Zeichnungen des eignen Charakters sehr reichhaltigen Werken selbst. Aus dem Gesichtspunkte des Augustinismus, und eben daher freimüthiger, bearbeitete sie der Jansenist *Seb. le Nain de Tillemont* (Mémoires T. XIII. p. 1 — 856), und für die Charakterzeichnung gab Zimmermann's Schrift: Über die Einsamkeit. Leipz. 1784. 8. Bd. 1. S. 261 — 326 nicht zu übersehende Beiträge. Schröckh (Kirchenq. Bd. XI. S. 1 — 244) sammelt mit Fleiß, gibt gut ausgewählte Excerpte, richtige, besonnene Urtheile; aber kein lebendiges Gemälde, keine erschöpfende Charakteristik. L. Engelstoft, indem er einen Abriß des Lebens, der Denkart und Sitten, des Stils und Vortrags, der theologischen Kenntnisse und Geistesrichtungen des Hieronymus in wohlgeordneter Darstellung entwarf, verließ sich zu sehr auf die Hilfsmittel und schöpfte nicht genug aus der Quelle selbst. Sein Versuch dient mehr dazu, den Wunsch nach einem umfassenderen Gemälde des Hieronymus und seiner Zeiten zu wecken, als zu befriedigen [214]). (*v. Cölln.*)

2) HIERONYMUS, ein Presbyter zu Jerusalem, dessen Zeitalter sich jedoch nicht genau bestimmen läßt, verfaßte einen Dialog zwischen einem Juden und Christen über die heil. Trinität, welchen Fed. Morelli 1612 und Christ. Daum 1677 griech. und lat. edirten, und einen ähnlichen, *φιλοπονία* betitelt, über die göttliche Gnade. Fabricius hat beide in seine Biblioth. graec. (lib. VIII. p. 384 ff.) aufgenommen [1]). (*A. G. Hoffmann.*)

3) Hieronymus (Alexander), s. Lando (Hortensius).

4) Hieronymus Aemiliani, s. Somasker.

5) Hieronymus ab Angelo Forti, s. Hermant (Godefroi).

6) Hieronymus Asculanus, s. Nicolaus IV. (Papst).

7) HIERONYMUS ASCULANUS, ein Franziskaner, welcher 1274 zum General seines Ordens erhoben wurde, ging im Auftrage des Papstes Gregor X. nach Konstantinopel, um die Griechen zur Theilnahme an dem Concilium zu Lyon zu bewegen und starb 1292. Als Schriftsteller versuchte er sich durch eine Postille in varios S. Script. libros, durch einen Comment. in IV. libros sententiarum, sermones und Briefe [2]). (*A. G. Hoffmann.*)

8) HIERONYMUS ATESTINUS, gest. um 1530, Priester in seiner Vaterstadt Este, gebildet zu Padua, verfaßte ein Gedicht de laudibus Atestinorum und eine historia de origine urbis patavinae [3]). (*R.*)

9) Hieronymus Balbus, s. Balbi.

10) HIER. DE BONONIA, oder H. Albertucci de Borsellis, ein Dominikaner aus Bologna, gest. am 25. Nov. 1497, galt bei seinen Zeitgenossen für einen guten Kanzelredner und machte sich durch mehrere historische Werke verdient, als Annales Ordinis praedica-

---

210) Parisiis apud Ludovicum Roulland et Jo. Anisson. 1693. 99. 1704. 1706. Tomis V. Nur bei dem ersten, welcher die Bibliotheca divina enthält, hatte Pouget mitgearbeitet; die übrigen Bände wurden, nach dessen Tode, von Martianay allein besorgt. 211) Quaestiones Hieronymianae, in quibus expenditur *Hieronymi* nupera editio Parisina, multaque ad Criticam Sacram et Profanam pertinentia agitantur. Amstelodami apud J. Lud. de Lorme. 1700. 8. 212) Veronae apud Petrum Antonium Bernum et Jacobum Vallarsium 1734 — 42. XI Tomis. fol. max. Mit einzelnen Verbesserungen Venetiis ap. Guilielm. Zerletti 1762 — 72. XI Tomis 4. Auf diese Ausgabe beziehen sich die Citate im gegenwärtigen Artikel. 213) Die Ausgaben der sämmtlichen Werke und einzelner Traktate sind am genauesten angegeben und beurtheilt von *C. Traug. Schoenemann* Bibliotheca historico-literaria Patrum Latinorum. Lips. 1792. 8. T. I. p. 443 — 536.

214) (*L. Engelstoft*) Hieronymus Stridonensis Interpres, Criticus, Exegeta, Apologeta, Historicus, Doctor, Monachus. Hauniae 1797. 8. Vgl. Hieronymus selbst *Apol. adv. Ruff.* L. II. Opp. T. II. p. 537. A. Ego Philosophus, Rhetor, Grammaticus, Dialecticus, Hebraeus, Graecus, Latinus, Trilinguis.

1) Vgl. Fabricius a. a. O. Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. 1589 und Adelung's Ergänz. desselben 2r Bd. 1989. 90.

2) *Fabric.* bibl. lat. Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. 1591.

3) Jöcher a. a. O. nach Papadopoli histor. gymnasii patavini.

torum, ferner ein Chronicon von Erschaffung der Welt bis zum Jahre seines Todes, eine Geschichte der röm. Päpste bis auf Alexander VI., Chronicon s. descriptio plurium Italiae civitatum, annales coenobii bononiensis, Verzeichnisse (tabulas genannt) von ausgezeichneten Männern seines Ordens, sermones u. s. w. Alles dieß ist aber ungedruckt geblieben; nur seine Annales Bononienses von 1418 — 97 sind von Muratori in das Corpus Scriptt. Italic. rer. T. XXV. aufgenommen [4]). Adelung [5]) legt ihm auch die Annales Forolivii von 1397 — 1433 bei, welche Andre einem gleichnamigen Dominikaner aus Forli zuschreiben. S. Nr. 15. (*R.*)

11) HIER. BRUNSVICENSIS, so genannt von seiner Vaterstadt, ein geschickter Chirurg zu Strasburg am Schluß des 15ten und im Anfange des 16ten Jahrhunderts, schrieb eine Chirurgie in teutscher Sprache, ein Schriftchen von der wahren Kunst zu destilliren, welches mehrere Male aufgelegt, auch mit Cuba's und Rhodion's Kräuterbüchern zusammen herauskam. Conring bezeichnet ihn als den ersten Teutschen, welcher die chemischen Operationen in unsrer Muttersprache darzustellen und durch beigefügte Figuren zu erläutern versuchte [6]). (*R.*)

12) Hier. Emiliani, s. Somasker.

13) Hier. Faulfisch, s. Faulfisch.

14) Hier. Ferrariensis, s. Ferrari und Savonarola.

15) HIER. VON FORLI (Foriliviensis), ein Dominikaner des 15ten Jahrh. (gest. vor 1476), wird nicht bloß als Verfasser von Predigten, sondern auch der Annales forolivienses von 1397 — 1438 angegeben, welche aus des Grafen Brandolini Bibliothek durch Phil. Argelati in *Muratori's* Corp. scriptt. Italic. rer. T. XXI. gekommen sind [7]). (*R.*)

16) Hier. Monopolitanus, s. Hippolyto (Hieronymus de).

17) Hier. Narniensis, s. Mautinus.

18) Hier. de Padua, s. Hieronymus Vallis.

19) H. PAULUS, Kanonikus zu Barcelona in Spanien am Ende des 15ten Jahrh., schrieb außer seiner sententia de donatione Constantini magni, die beiden Abhandlungen de fluminibus et montibus Hispaniae und de urbe Barcinonensi, welche in *Andr. Schotti* Hispania illustrata T. II. stehen, und Provinciale ecclesiarum orbis christiani, welches *A. Miraeus* Par. 1610. mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben hat [8]). (*R.*)

20) HIER. VON PISTOJA, ein Kapuziner, welcher sich bis zur Stelle des Definitor generalis in seinem Orden aufschwang, lehrte in verschiedenen Städten Italiens, war auf dem Concilium zu Trient gegenwärtig, hielt dort auch mehrere Predigten und stand bei Papst Sixtus V. als dessen Gewissensrath in großer Gunst. Auf sein Ansuchen wurde er seines Dienstes entlassen, ging mit 30 Mönchen seines Ordens nach Kreta, um der dort gegen die Türken stationirten Flotte mit geistlicher Hilfe beizustehen und starb daselbst am 29. Nov. 1570. Außer Predigten schrieb er nur de quantitatibus rerumque distinctionibus et formalitatibus Scoti (Rom. 1570. 8.), und besorgte die Herausgabe von Bonaventura's Werken, welche Papst Sixtus V. drucken ließ [9]). (*A. G. Hoffmann.*)

21) Hier. Pragensis, H. von Prag, s. Faulfisch (Hieron.)

22) HIER. von Prag, Zeitgenosse des bekannten gleichnamigen Freundes von Joh. Huß, war ein aus Prag gebürtiger Mönch des Ordens von Camaldoli, welcher gegen 20 Jahre als Einsiedler zu Camaldoli in Italien lebte, dann in seine Vaterstadt zurück kehrte, sie aber wegen der damals dort vorherrschenden religiösen Richtung bald wieder verließ und sich nach Polen und Lithauen begab. In dem letzt genannten Lande bemühte er sich, die dort noch befindlichen Heiden zu bekehren. Auf dem bekannten Concilium zu Basel (1431) war er gegenwärtig, kämpfte gegen den Papst Eugen IV., welcher das Concil aufheben wollte, mit aller Kraft, verfaßte aber auch eine polemische Schrift gegen die Hussiten und starb zu Venedig 1440 [10]). (*A. G. Hoffmann.*)

23) HIER. RADIOLENSIS, Mönch vom Orden Vallombrosa im 15ten Jahrh., bekannt als Verfasser einer in den Actis Sanctorum unter dem 12. Jul. abgedruckten Schrift de miraculis S. Jo. Gualberti, des Stifters seines Ordens [11]). (*A. G. Hoffmann.*)

24) Hier. Romanus, s. Higuera.

25) HIER. RHAMNUSIUS oder RAMUSIUS, ein Venetianer aus dem 15ten Jahrh., hielt sich als Arzt einige Jahre im Orient auf, um das Arabische gründlich zu lernen und übersetzte zu Damaskus den Ibn Sina (Avicenna) ins Lat. im J. 1484. Diese seine Arbeit ist benutzt in der lat. Übers. jenes arabischen Schriftstellers, welche Venet. 1608 in fol. erschien [12]). (*A. G. Hoffmann.*)

26) Hier. ad Sacrum fontem, s. Razzi (Silvan.)

27) Hieronymus, Erzbischof von Salzburg, s. Salzburg.

28) Hier. Savonarola, s. Savonarola.

29) Hier. Stridonensis, H. von Stridon, s. Hieronymus der Heilige.

---

4) Jöcher's Gelehrtenler. 1r Bd. col. 199. u. 1263. 64. *Mazzuchelli* scrittori d'Italia u. d. W. *Albertucci*, *Echard* de scriptt. ord. dominic. und *Fabric.* bibl. med. et inf. latin. u. d. W. Hieronymus und die bei ihm angeführten Schriften. 5) Forts. zu Jöcher. 1r Bd. col. 450.

6) Jöcher a. a. O. 2r Bd. col. 1591. Kestner med. Gelehrtenler.

7) Jöcher a. a. O. Fabric. a. a. O. und die von ihm angegebenen Schriften.

8) Fabric. a. a. O.

9) Adelung's Forts. zu Jöcher 2r Bd. col. 1999 nach Bern. a Bononia biblioth. Capuc.

10) Fabric. a. a. O. Jöcher a. a. O. col. 1593.

11) Fabric. und Jöcher a. a. O.

12) Vgl. Fabric. a. a. O. und die bei ihm gegebenen nähern Nachweisungen.

80) HIER. TEUTONICUS, ein Dominikaner des 16ten Jahrh., welcher aus Teutschland gebürtig war, aber in Paris lebte; bekannt durch seinen Auszug aus der Summa theol. des Thomas, welchen er Par. 1585 in 2 Bden 8. herausgab [13]). (*A. G. Hoffmann.*)

81) Hier. Torrensis, s. Torres (Hieron.)

32) HIER. VALLIS, VALLENSIS od. DE VALLIBUS, ausgezeichneter Arzt und Dichter aus Padua, welcher nach Vossius bereits 1443 starb, nach Trithemius dagegen noch 1494 gelebt haben soll. Er schrieb eine Jesuide d. i. ein Heldengedicht, worin das Leiden Jesu besungen wird; es ist im 16ten Jahrh. öfters gedruckt, zuerst Wien 1510. 4., dann zu Leipzig in mehrern Ausgaben, zu Antwerpen und zu Basel. Außerdem hinterließ er noch andre Gedichte, welche aber nicht gedruckt sind [14]). (*R.*)

HIERONYMUS DE WERDEA, d. i. von Donauwörth, wo er in der ersten Hälfte des 15ten Jahrh. geboren war. Er studirte zu Wien, erhielt daselbst die Würde eines Magisters der Weltweisheit, und lehrte eine Zeit lang daselbst diese Wissenschaft mit vielem Beifall. Er begab sich darauf in das Benediktinerkloster Mannsee in Oberöstreich, legte daselbst 1452 die Gelübde ab, wurde 1463 Prior, und starb 1475. Ein Polygraph, von dem ein handschriftlicher Codex im Kloster Kremsmünster sagt, sechs Pferde wären nicht im Stande gewesen wegzuführen, was er geschrieben habe. Es ist aber nur Wenig von ihm gedruckt worden, dagegen werden in verschiedenen Bibliotheken viele Schriften von ihm aufbewahrt. Eine Recension derselben bearbeitete P. Honorius Khohalter, Benediktiner zu Mannsee, unter dem Titel: Poma Septembria h. e. acta literaria ven. Hieronymi de Werdea, wie Pez in der Vorrede zum 3ten Bde seiner Biblioth. ascet. anführt *). (*Baur.*)

Hieronymus (Heinr. von S.), s. Hieronymo.

Hieronymus (Astron.), s. Fuhrmann.

HIEROPHANT (*Ἱεροφάντης*) [1]), Lehrer der heiligen Gebräuche, Offenbarer der Geheimnisse, stand an der Spitze der im Tempel der Demeter zu Eleusis waltenden und den Geheimdienst der Göttinn bewahrenden Priester. Seine Würde war in dem Geschlechte des Eumolpos, welcher den Geheimdienst der Sage zu Folge angeordnet, erblich. Durch ihn wurde der Ahnherr repräsentirt [2]), so daß dieser gleichsam noch immer die Weihe verrichtete. Die Stellung des Hierophanten, wie die Erblichkeit seiner Würde scheint von den Ägyptern entlehnt [3]); denn auch die thebaische Priesterschaft kennt einen *ἀρχιερεύς* [4]). Wie der Pontifex Maximus zu Rom, war der H. erster Priester in Attika [5]). Man nannte ihn nach seinen Verrichtungen auch *μυσταγωγός*, weil er die Einzuweihenden — *μύσται*, Novizen — bei der Feier der kleineren Eleusinien in den Tempel führte, und *προφήτης*, welcher die tiefste Kenntniß von Allem besaß, weil er die hinreichend Geprüften und für den höchsten Grad geheimer Wissenschaft Gereiften (*ἐπόπτας*) zum Anschauen des Göttlichen bei den größeren Eleusinien weihete [6]). Da man ihn als Demiurg, wie den Daduchos als Sonne, den Epibomios als Mond und den Hierokeryx als Hermes [7]), darstellte, so hatte er auch große, äußere Auszeichnung. Denn er saß auf einem Throne und trug ein Diadem [8]); dieß und sein Alter, zu welchem er hinaufgerückt seyn mußte, gaben ihm ein ehrwürdiges Ansehen. Das Ernste und Feierliche in seinen Mienen, das vom Haupte herabwallende Haar, der allgemeine Glaube an seine tiefe Wissenschaft und sein keusches, strenges Leben flößten Hochachtung ein [9]). Nur durch treue Verwaltung mehrerer Priesterstellen konnte man sich des Hierophantenamtes würdig machen. Unsträflichen Wandel und Keuschheit forderte seine Amtspflicht; ob er aber das Gelübde der Keuschheit ablegen mußte, ist zweifelhaft. Früher eingegangene eheliche Verbindung scheint kein Hinderniß gewesen zu seyn; wahrscheinlich aber war ehelicher Genuß dem H. verboten [10]). Pausanias [11]) meldet von dem H. zu Phlius, daß seine Würde mit jeder Festfeier wechsele und er heirathen könne, wenn er wolle, was in Eleusis, wie er selber bemerkt, nicht Sitte war. Denn hier war die Würde eine lebenslängliche. Um der Enthaltsamkeit willen wusch der Hier. sich, wie alle Demeterpriester, mit Schierlingssaft [12]), doch trank er ihn gewiß nicht, wie Origenes glaubt [13]). Bei der Feier der Eleusinien sang er mit dem Daduchos das Lob der Demeter und ihrer Tochter im Namen des Volks [14]); beide wurden desto höher geachtet, je angenehmer und sangreicher ihre Stimme war [15]). (*Schincke.*)

HIEROPHANTIDEN (*Ἱεροφαντίδες*), auch Prophantiden (*Προφαντίδες*) [1]), Lehrerinnen der gottesdienstlichen Gebräuche, hießen die Vorsteherinnen der eleusinischen Mysterien, die Priesterinnen der Demeter und Kore [2]), sie hatten entweder eine Oberpriesterinn, welche

---

13) Jöcher a. a. O. col. 1593. 94. nach *Echard* de scriptt. ord. dominicanorum.

14) Fabric. a. a. O. und die bei ihm citirten Schriften.

*) *Pez* dissertat. isagog. in T. I. thes. anecd. *Ziegelbauer* hist. lit. ord. S. Bened. T. IV. Koboltz bair. Gel. Lex. 328 und Ergänz. 157.

1) *Hesych.* ὁ φαίνων τὰ ἱερά. *μυσταγωγός*, *ἱερεύς*, ὁ τὰ *μυστήρια δεικνύων*; auch *ἱερομνήμων*, *ἐξηγητὴς τῶν ἱερῶν*, wie *Dionys. Hal.* 56 die Pontifices Max. nennt. 2) *Plutarch.* de exil. T. VIII. p. 657. p. 445. ed. *Wyttenb.* 3) *Diodor. Sic.* I, 29. 4) *Herodot.* II, 49. 5) *Plutarch.* Num. T. I. p. 148. *Wytt. van Dale* diss. ant. p. 587. *Spanheim* de usu et praest. N. p. 84. 6) *Diogen. Laert.* VII, 186. *Photius* Lex. gr. p. 80 ff. *Zonaras* p. 1092. *Herodot.* VIII, 37. 7) *Euseb.* Praep. ev. III. p. 117. A. 8) *Sct. Croix* Mystère p. 223 ff. ed. *Silvestre de Sacy.* 9) *Philostrat.* vit. Philos. II, 20. 10) *Sct. Croix* l. l. Tom. I. p. 222. 11) II, 14, 1. 12) Schol. *Pers.* Sat. V, 145. Serv. ad *Aen.* VI, 661. 13) a. v. Celsum VII, 729. 14) *Suidas* u. d. W. *Δαδοῦχος*. 15) *Sct. Croix.* Tom. I. p. 224 und dazu *Silvestre de Sacy.*

1) Schol. *Sophocl.* Oedip. Col. 673. Cf. *Photius* p. 80 ed. *Hermann.* *Pollux* Onom. I, 14., wo *μυστικῶν ἔργων* hinzu gefügt ist. 2) Sie zu unterscheiden nennt man die Priesterinnen der Kore Thysiaden, die der Demeter Melissen, auch Mitropolen. *Spanheim* ad *Callim.* Tom. II. p. 152. 153. *Hesych.* *μητροτοί.*

aus dem alten atheniſchen Geſchlechte der Philliden [3]) ſtammte, oder ſie ſelbſt ſtammten aus demſelben und waren mit der Familie des Königs Keleos, deſſen Töchter eigentlich Dienerinnen der Demeter waren [4]), verwandt. An Würde, wie an Geſchäften war die Hierophantis dem Hierophant bei der Feier der eleuſiniſchen Myſterien gleich. Sie weihete die Geprüften und Gereiften ihres Geſchlechts [5]) in die Geheimniſſe, begleitete den Hierophant allenthalben, und blieb mit ihm allein, wenn die Lichter ausgelöſcht wurden und die unzählbare Volksmenge in banger Erwartung harrete [6]). Auch mußte ſie beſondere Opfer an einem Feſttage der Göttinn darbringen [7]). Der heilige Eifer der Kirchenväter hat den erwähnten Verſtoß gegen den Anſtand an dieſer Oberprieſterinn hart getadelt, aber wohl nur aus Unkunde. Denn beide, Hierophant und Hierophantide, bekleideten ihre Stellen lebenslänglich, ſtanden ſchon in ziemlich hohem Alter und waren zur ſtrengſten Keuſchheit verpflichtet. Auch genoſſen die Hierophantiden beim Volke wegen ihrer Frömmigkeit ſo große Achtung, daß man ihnen Denkmale errichtete [8]). Hätte ſie auch wohl den Läſterern der Myſterien fluchen dürfen, wenn ſie dieſe ſelbſt zum Vorwande einer ſchändlichen pflichtwidrigen Lebensweiſe mißbrauchte [9])? Öffentliche Begebenheiten und Verhandlungen, welche auf den Dienſt der Demeter und Kore ſich bezogen, bezeichnete man nach dem Jahre des Prieſterthumes der Hierophantiden [10]). Sie mußten wohl nicht unverehlicht ſeyn, hatten aber während ihres Prieſterthumes ſich der ehelichen Umarmung ſtreng zu enthalten [11]). Lebte alſo der Mann derſelben noch, wann ſie zu dieſer Würde erhoben wurden, ſo erfolgte durch freundliche Übereinkunft eine Scheidung von demſelben [12]). Auf einer Inſchrift, welche Hadrians Einweihung verewigt, wird die H. Mutter des Makrianus genannt. Äußerlich zeichnete ſich dieſe Oberprieſterinn durch einen Myrtenkranz auf dem Haupte aus [13]), und durch das Tragen eines Schlüſſels [14]). Ein purpurnes Gewand ſchmückte ſie, wie den Hierophant, weil dieſe Farbe den eleuſiniſchen Gottheiten heilig war [15]). (*Schincke.*)

Hierophantis, ſ. Hierophantiden.

HIEROPHILOS, ein atheniſcher Arzt, bekannt als Lehrer der erſten athen. Hebamme Agnodike, vergl. den Art. Hebamme (2te Sect. III, 284.). Ein griechiſcher Arzt und Sophiſt dieſes Namens verfaßte eine Schrift über die Nahrungsmittel, welche noch handſchriftlich vorhanden ſeyn ſoll †). (*R.*)

HIEROPHYLACIUM, ſ. d. folg. Art.

HIEROPHYLAX, hieß in der griech. Kirche der Küſter (sacrista, custos, auch Thesaurarius), oder derjenige, der die Kirche und Sakriſtei auf- und zuſchloß, dem die Sorge für die Reinlichhaltung und Lüftung der Kirche, ſo wie die Bewahrung der heiligen Gefäße und jeglichen Kirchenſchmucks oblag *). Hierophylacium iſt ſo viel als Sacrarium **), oder Sacratorium. (*Alex. Müller.*)

Hierophyle, die cumäiſche Sibylle, ſ. Sibylla.

HIEROPOIOI, können genau genommen alle Opferprieſter genannt werden; vorzugsweiſe aber gebrauchte man in Athen das Wort von ſolchen Prieſtern, welche verpflichtet waren, die Untadelhaftigkeit des Opferthiers zu prüfen. (*R.*)

Ferner hießen ſo zehn Männer in Athen, die bei verſchiedenen Feſten auf Ordnung zu ſehen hatten, als bei den eleuſiniſchen Myſterien, bei dem Feſt der brauroniſchen Artemis und andern. (*Pollux.* onom. 8, 9, 107.). (*C. W. Müller.*)

Hieropoios, ſ. d. vorh. Art.

HIEROPOLIS iſt 1) einerlei mit Balbeck oder Heliopolis in Syrien; ſ. alſo 2te Sect. V, 122. 2) ſo viel als Augusta Tiberii oder Regensburg (ſ. d.). (*R.*)

Hieropotamos, ſ. Hieros u. Hierus.

HIEROPYR (*ἱερὸν πῦρ, πῦρ ἅγριον*, Ignis sacer; Ignis brunus; Ignis St. Antonii, Feu sacré, feu de St. Antoine; St. Antony's fire, Anthonis Vaur; Helig eld; heiliges Feuer, Antoniusfeuer, auch Hieronsfeuer u. ſ. w.), eine bald mit Roſe im Allgemeinen, bald mit Blatterroſe, mit Gürtel

---

3) *Suid.* Tom. III. p. 599. ed. Cantabrig. 1705. 4) *Pausan.* I, 18. *Ruhnken* zu *Hom.* Hymn. in Cer. v. 480 und Voß zu d. St. S. 138 ff. 5) *Suidas* a. a. O. *Photius* Lex. gr. p. 472 und *Visconti* Pio-Clement. Tom. IV. p. 170, wo eine Inſchrift an dem Fuſe der Statue jener Hierophantis gedenkt, unter welcher Kaiſer Hadrian eingeweiht wurde. 6) *Sct. Croix* Myſtère. Tom. I. p. 245 u. 360. 7) *Demosthenes* in Neair. Tom. II. p. 606. ed. *Taylor.* 8) *Spon* u. *Wheler* Voyage Tom. I. p. 124. *Adrian* Prieſterinnen der Griechen. S. 67 ſind ſie abgedruckt. 9) *Sct. Croix* Myſtère. p. 245 u. Not. *Creuzer* Symbolik. 4r Bd. S. 438. 10) Inscriptions antiques apart. au voyage de *Spon* et *Wheler*. Lyon 1698. Tom. III. p. 125. 104. 105. Inscriptiones antiquae. Exscripsit *R. Chandler* Oxon. 1774. p. 78. Inscript. CXX. 11) *Tertullian.* ad Uxor. I, 6. Ceterum viduas Africanae Cereri adsistere scimus, duriſſima quidem oblivione matrimonii adlectas. Nam manentibus in aeternum viris non modo toro decedunt, sed et alias eis utique virentibus loco suo insinuant, ademto omni contactu, usque ad osculum filiorum: et tamen durante usu perseverant in tali viduitatis disciplina, quae pietatis etiam sancta solatia excludit. 12) *Tertullian* de exhortat. c. 13. 13) *Spanheim* ad *Callimach.* Hymn. in Cerer. v. 45. Myrto coronatos Cereris sacerdotes ex utroque sexu (in Eleusiniis). *Böttiger* Aldobrand. Hochzeit S. 81 und Sabina Th. 1. S. 127. 14) *Sct. Croix* Myſtère. Tom. I. p. 132. *Sophocl.* Oed. Col. 1044—1046. 15) *Creuzer* Dionys. p. 196. Symbolik. Bd. 2. S. 359.

†) *Fabric.* Bibl. Graec. VI, 8. p. 781. (ältre Ausg.)

*) Vergl. *Concilium Toletan. in Lib. 1. Decret.* tit. 26. c. 1. Ut sciat se Sacrista subjectum Archidiacono, et ad ejus curam pertinere custodiam sacrorum vasorum, vestimentorum ecclesiasticorum, seu totius Thesauri Ecclesiae, nec non quae ad luminaria pertinent, sive in Cera, sive in Oleo. *Liber ordinis S. Victoris parisiensis MS.* cap. 20. Ad Officium Sacristae pertinent omnia, quae in thesauro sunt, custodire, reliquias et omnia ornamenta altaris et Sanctuarii, ac totius Ecclesiae, sive in auro, sive in argento, sive in ostro, et palliis, et tapetibus, et Cortinis: sacras quoque vestes, et pallas, et manutergia, calices et textus, et cruces et thuribula et candelabra, et caetera vasa, quae vel ad ministerium, vel ad ornamentum altaris et Sanctuarii totiusque Ecclesiae pertinent. **) Vgl. *Dufresne* glossarium s. h. v.

und selbst mit Flechte gleichbedeutend genommene Benennung. — Gewöhnlich versteht man darunter eine Blatterrose mit fauligem Fieber, welche nach drei oder vier Tagen des heftigsten Fiebers mit unerträglich brennenden Schmerzen, Entkräftung, Irrereden u. s. w. unter den Achseln, in den Weichen, am Rücken oder andern Theilen mit tiefer Röthe (wie Feuer) ausbricht, sich allmälig weiter, selbst bis zu den Händen und Füßen verbreitet und Blasen bildet, die sich in brandige Geschwüre verwandeln *). C. G. Schmalz (Versuch einer med. chir. Diagnostik in Tabellen) führt das heilige Feuer unter den pustulösen Hautkrankheiten als eignes, einzelne Stellen des Körpers, mitunter selbst mehrmals, befallendes, höchst selten epidemisches, noch seltner ansteckendes, Kindern nicht eigenes und ohne bestimmte Perioden verlaufendes Übel auf, wobei auf einer entzündeten Grundfläche ein Haufen Bläschen sich erhebt, welche eine scharfe, Anfangs dünne und helle, späterhin trübe, gelbliche oder bräunliche, klebrige oder eiterartige Feuchtigkeit enthalten, meist heftig brennen, in Schorfen oder Schuppen abheilen und keine Narben hinterlassen, wofern nicht Hautgeschwüre hinzu kommen. Unter diesem, von den Kinderblattern mithin sehr deutlich unterschiedenen Hautübel gedenkt er dann der bösartigen Rose, des Gürtels und der Flechten. (S. Herpes und Rose). Über die Geschichte dieser Krankheit s. den Art. Heilige Feuer (das) 2te Sect. IV. S. 142.

(*Wiegand.*)

HIEROS wird 1) ein Fluß, der von dem Gebirge Ida in Troas fließt, genannt. *Plin.* V, 32.

(*Kannglesser.*)

2) Eine Stadt in Sarmatia Asiatica in Osten der Palus Maeotis. (*R.*)

HIEROSCHIPOS, HIEROCHIPE, das alte Hierocepia (s. d.) auf der Insel Cypern, jetzt nur ein Dorf; die zum Tempel der Artemis gehörenden Gärten sind jetzt als Tabaksfelder benutzt. (*R.*)

Hieroscopia, s. Hieroskopie.

Hieros Gamos, s. Hochzeitsgebräuche.

HIEROSKOPIE (*ἱεροσκοπία*) und Hieromantie (*ἱερομαντεία*). Wie die Griechen und Römer glaubten, daß die Götter überhaupt durch viele äußere Umstände die Zukunft andeuteten, so meinten sie auch, daß diese durch eine Handlung eröffnet würde, die ganz besonders sich auf die Götter bezöge, nämlich durch die Opfer. Jeder einzelne Theil der Handlung des Opfers wurde daher scharf beobachtet, um durch den Schleier der Zukunft bevorstehende Ereignisse zu entdecken. Zuerst beobachtete man das Opferthier bis zu seinem wirklichen Tode, und dieser Theil der Wahrsagung hieß *Θυτική*. Wie es für unglückliche Anzeigen gehalten wurden, wenn das Opferthier entfloh, mit Gewalt zum Altare geschleppt werden mußte, dem tödtenden Beile des Priesters auswich, oder auch von selbst niederfiel, ohne geschlagen zu werden, wenn es nach erhaltenem Schlage nicht ruhig niederfiel, sondern noch zappelte, brüllte, überhaupt sich lange quälte und nicht viel Blut gab; so galt es für Glück, wenn das Gegentheil von Allem diesem geschah. Man sah es noch besonders gern, wenn das zum Opferaltar geführte Thier mit dem Kopfe nickte, und dadurch gleichsam seine Bereitwilligkeit, geopfert zu werden, beurkundete. Um zu dieser Bewegung das Thier zu zwingen, goß man ihm auch wohl Wasser in die Ohren. Vorzüglich glaubte man auch, daß durch den Schwanz des Thieres die Zukunft angedeutet würde: wenn dieser gerade herab hing, also das Thier furchtsam oder muthlos war, so glaubte man auf Unglück in der Sache schließen zu können, für welche geopfert wurde; war hingegen der Schwanz steif empor gerichtet, so schloß man auf Glück. War das Opferthier getödtet, so wurden zunächst die Eingeweide untersucht, um die Zukunft zu erforschen; diesen Theil der Wahrsagung nennt man *ἡ δι' ἐμπύρων μαντεία*. Für eine glückliche Vorbedeutung galt es, wenn die Eingeweide in gesundem Zustande, in ihrer natürlichen Lage, Farbe und im gewöhnlichen Verhältniß an Größe zu einander angetroffen wurden. Zuerst wurde die Leber beschaut, daher diese auch *τρίπους τῆς μαντικῆς* genannt wird; dann schritt man zur Betrachtung des Herzens. War gar kein Herz da, so galt es für ein großes Unglück; fand sich nur ein kleines Herz, oder zitterte es stark, war es zusammen geschrumpft und ohne Fett, so galt dieses ebenfalls für ein Unglück. War die Galle sehr angeschwollen, so bezeichnete dieses zwar große Mühe, aber am Ende doch Glück. Noch mehr glaubte man auf Schwierigkeiten schließen zu können, wenn sich 2 Gallen fanden. War die Lunge gespalten, so glaubte man das Geschäft verschieben zu müssen, hingegen eine gesunde Lunge rieth schnelle Betreibung eines Geschäftes. Bei der Milz war es Unglück bedeutend, wenn sie Blasen, Runzeln oder Verhärtungen hatte. Auch die Häute, welche die Eingeweide umgaben, wurden betrachtet. Es galt auch für ein Unglück, wenn die Eingeweide den Händen der Priester entschlüpften. Überhaupt aber war es bei Untersuchung der Eingeweide Regel, daß, wenn schon ein wichtiger Theil Aufschluß gab, man nicht zur Untersuchung des unwichtigeren schritt; also, wenn die Leber schon ganz genügende Abzeichen enthielt, wurde das Herz nicht betrachtet u. s. w. Man glaubte nach Klemens (Stromat. I. p. 304), daß die Wahrsagung aus den Eingeweiden durch den Tod der delphischen Sibylle vervollkommnet worden sei. Nämlich der Körper derselben, welcher sich in Staub aufgelöst hatte, ging in Pflanzen über. Da diese nun von den Thieren gefressen wurden, so erhielten dieselben die Vorempfindung der Zukunft. Der dritte Theil des Opfers war die Verbrennung des Opferthieres. Die Wahrsagung aus der Verbrennung hieß *πυρομαντεία*. Fanden sich bei der Zerlegung des Opferthieres keine bedeutende Zeichen vor, so wurde nun vorzüglich auf das Verbrennen der Opfer geachtet. Man hielt es hierbei für glückandeutend, wenn die Flamme das Opfer sogleich ergriff und alle Theile

*) Mémoires de la Société royale de Médecine à Paris 1776. Volum. I. p. 260. Vogel's Handbuch. Bd. III. S. 299.

zugleich verzehrte. Um die Flamme hierbei zu unterhalten, nahm man sehr trocknes Holz zu dem Opfer. Ferner wurde es für ein Glück gehalten, wenn das Feuer nicht eher verlosch, als bis Alles zu Asche verbrannt war. Die Flamme, welche rein und ohne Rauch, hellglänzend und pyramidenförmig ohne Geräusch empor stieg, wurde für vorzüglich günstig gehalten. Hingegen schloß man auf Unglück, wenn das Holz schwer anbrannte, das Feuer nicht alle Theile des Opfers zugleich ergriff, wenn die Flamme sich theilte, sich in einem Wirbel drehte, niederwärts oder seitwärts sich wandte, vom Winde oder Regen verlöscht wurde, viel Geräusch machte, Rauch oder Funken aufstiegen. Bei der Verbrennung der einzelnen Theile galt es für ein Vorzeichen von Mühseligkeiten, wenn der Schwanz sich krümmte. Vorzüglich machte man noch Versuche mit der Harnblase. Nämlich man umwickelte den Hals derselben fest mit Wolle, legte sie in das Feuer und beobachtete, welcher Theil zerplatzte und nach welcher Gegend der Harn spritzte. Flog die Feuchtigkeit dem Oberpriester gerade entgegen, welches man ὑγρότης ἐναντία nannte, so galt es für ein gutes Zeichen. War die Flamme mit Rauch umgeben, wie das mehr oder weniger stets der Fall ist, so wurde es für gutes Vorzeichen gehalten, wenn der Rauch in gerader Linie mit dem Feuer hoch empor stieg und nach dem verbranntem Fleische roch; drehte er sich, oder wirbelte er, ging er in schiefer Linie, oder roch er nach andern Dingen: so deutete er Unglück an. Auch bei den Juden war dieser Gebrauch, wie Theophylaktos (in Oseae cap. 4.) und Pictorius (lib. de Magia cap. 11.) erzählen. Wenn das Opfer in Weihrauch bestand, so wurden ebenfalls Anzeichen der Zukunft davon hergenommen. Dieses nannte man λιβανομαντεία. Brannte der Weihrauch schnell und verbreitete einen angenehmen Geruch, so galt es für glückverkündend; das Gegentheil bedeutete Unglück. Nicht bloß bei den Brandopfern, sondern auch bei den Trankopfern suchte man die Zukunft zu erforschen. So achtete man vorzüglich bei Ausgießung des Weins auf Vorzeichen und dieses wurde Οἰνομαντεία genannt. Die größere oder geringere Helligkeit der Farbe, und die Bewegung und das Geräusch des Weines wurden beobachtet, und so gilt es z. B. für Dido (*Virgil.* Aen. IV, 453.) als ein schlimmes Vorzeichen, daß der Wein dunkle blutrothe Farbe hat. (*C. W. Müller.*)

Hieroskopos, s. d. vorherg. Artikel und Haruspex.

Hieros limen (ἱερὸς λιμήν), heiliger Hafen, s. Delphinion im Art. Hafen (2te Sect. I, 131.).

Hierosolyma, s. Jerusalem.

Hierosolymitana solitudo, Wüste Juda, s. Quarantania.

Hieros potamos, s. Hieros u. Hierus.

Hiero's Schiff, s. Hieron's Schiff.

Hierosylia, s. Tempelraub.

HIEROTHECA heißt die Büchse oder das Kästchen, worin die Reliquien, d. i. die Glieder, Kleidungsstücke oder sonstige Überreste der Martyrer und anderer für heilig gehaltener Personen der Christen aufbewahrt zu werden pflegen *). Diese Kapseln waren häufig äußerst kostbar, von Gold und Silber, mit Edelsteinen besetzt u. s. w. Doch bestimmte sich ihr Werth vorzüglich nach dem Ansehen, in welchem die darin aufbewahrte Reliquie stand. Ehemals waren sie sammt ihrem Inhalte ein in der katholischen Kirche besonders beliebter und gesuchter Gegenstand, und selbst in unsern Tagen fehlt es nicht an Beispielen von Freunden derselben. Vgl. die Art. Heiligen-Verehrung, Reliquien, Wunderglaube. (*Alex. Müller.*)

HIEROTHEUS CONFLUENTINUS, P. — einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller der rheinischen Kapuzinerprovinz, ehelicher Sohn von Philipp Eberhard Stammel, Bürger in Koblenz und Zolldiener bei dem Zolle von Kunostein-Engers, der in Koblenz erhoben wurde († d. 4. Oktbr. 1709), und von Katharina Räter († d. 6. Febr. 1739). Hierotheus, in der Welt Johann Michael Stammel genannt, geb. den 7., getauft den 9. Septbr. 1682, trat, als der älteste Sohn unter 6 Kindern, unter dem Namen Hierotheus Confluentinus, in den Kapuzinerorden, wurde 1716 von dem Landcomthur zu Alten-Biesen, dem Kardinal und nachmaligen Fürstbischof von Speier (seit 1719), Grafen Damian Hugo von Schönborn, zu seinem Beichtvater erwählt, folgte ihm nach Mastricht und Alten-Biesen, dann 1721 zur Wahl von Innocentius XIII. nach Rom, mußte aber nach 8 Jahren die einflußreiche Stelle aufgeben, indem er von dem 37sten Provinzialkapitel, Mainz, 1. Septbr. 1724, zum Custos für das Generalkapitel erwählt wurde. Ein Jahr früher, den 18. Jun. 1723, hatte er bereits als Definitor das 34ste Provinzialkapitel besucht. Von dem 36sten Provinzialkapitel, Mainz, 29. August 1727, wurde er zum Provinzial erwählt, auch als solcher von dem 37sten Kapitel, Mainz, 6. Mai 1729, bestätigt. Im J. 1731 wurde er von dem Ordensgeneral zum Commissarius und Visitator der in große Unordnung gerathenen polnischen Provinz ernannt, ohne jedoch, bei dem Widerspruche der Nuntiatur in Warschau, diesen Auftrag ausführen zu können. Der Nuntius wollte nämlich selbst die Untersuchung vornehmen. Dagegen wurde Hierotheus von dem 38sten Kapitel, Mainz, 9. Mai 1732, damals zum Provinzial und zugleich zum Custos für das Generalkapitel, welches sich im J. 1733 in Rom versammeln sollte, von dessen Besuche aber die rheinische Provinz dispensirt wurde, erwählt. Eben so wurde er von dem 39sten Kapitel, Mainz, 6. Mai 1735, zum Provinzial, von dem 40sten Kapitel, Mainz, 4. Julius 1738, zum Custos für das Generalkapitel, von dem 41sten Kapitel, Mainz, 21. Julius 1741, zum Provinzial, und nochmals zum Beschlusse von dem 43sten Kapitel, Mainz, 25. August 1757, zum Provinzial ernannt. Hiermit schließt sich auch sein öffentliches Leben; die späteren

*) S. *Dufresne* glossarium voce *Theca*, et *Capsa*. *Hugo flaviniacensis in Chronico p.* 270: mitto autem vobis capsam argenteam sepulcri Salvatoris et S. Jacobi reliquias continentem. *Chronic. fontanell. cap.* 8: capsam auro et gemmis decoratam continentem pignora diversorum Sanctorum.

Jahre widmete Hierotheus ausschließlich den Studien und Andachtübungen. Bereits 1735 hatte er zu Mainz heraus gegeben: Provincia Rhenana fratrum Minorum Capucinorum, a fundationis suae primordiis usque ad annum 1735. 4. Jetzt erschien seine Epitome historica, in qua ab a. 1208 usque ad a. 1525. res Franciscanae generatim, dein vero solae Minorum Capucinorum usque ad a. 1747. in Chronologica serie repraesentantur. Heidelb. 1750; ferner eine vermehrte Ausgabe der Provincia Rhenana, usque ad a. 1750. in V LL. Heidelb. 1770. 4. mit einer Karte. Später erschien: Manipulus Confluentinarum memorabilium rerum ex Honthemianis ac Browerianis potissimum arvis sedula et attenta manu congestus. Luxemb. 1753. 8. (gleich wie die Provincia Rhenana ein höchst verdienstliches, noch heute brauchbares Werk), und endlich eine Abhandlung, de Missae sacrificio, Mogunt. 1759. 4. — Der P. Hierotheus, ein grundgelehrter, frommer, heiliger Mann, wie ihn der Novize, selbst schon längst ein ehrwürdiger Greis, der das Glück hatte, sein Alter zu pflegen, bezeichnet, starb, hochbejahrt, zu Trier in dem Kapuzinerkloster, im J. 1763 oder 1764.
(*v. Stramberg.*)

HJERPE, ein Dorf am Undersäkers-Elf im gleichnamigen Pastorate Jämtelands, nebst Schule, wo arme Kinder freien Unterricht und freie Wohnung genießen, sich aber die Kost verdienen müssen; die Schule ist Stiftung des 1802 in Trondhjem verstorbenen, aus Hjerpe gebürtigen reichen Kaufmannes Olof Hansen Racklöv, der auch in Norwegen milde Stiftungen machte. ¼ M. unterhalb des Ortes trifft man, in reizender Gegend, 2 Schanzen, die eine hart am Flusse, die andere in einiger Entfernung von da, beide durch unterirdische Gänge verbunden; sie beherrschen die beiden einzigen Fahrwege, welche es hier gibt, nach Kall und nach Undersäker, und damit die Straße, welche durch Jämteland nach Norwegen führt. Ein von Kall herabkommender Seenzug vereinigt sich hier mit dem Undersäkers-Elf, über welchen hier eine Fähre führt zur nahen Kirche Undersäker. Die Hjerpe-Schanzen wurden in den Feldzügen 1808 und 1809 von den Norwegern zerstört, aber theilweise von den Schweden wieder hergestellt. — Die erste Anlage geschah 1659 durch Claes Stjernsköld; diese ward ¼ Meile von da, 20 Jahre später durch oben erwähnte beide Schanzen ersetzt, von deren früherer Beschaffenheit die festen Mauern eines alten Blockhauses, Kronan, zeugen.
(*v. Schubert.*)

HIERRE, Fluß in Frankreich. Entspringt am Mont Menebre im Depart. Côtes du Nord, tritt oberhalb Carhair ins Depart. Finisterre über, und ergießt sich oberhalb Chateauneuf in die Aulne.
(*Benicken.*)

HIERTING, ein Marktflecken des königl. dän. Amtes und Stiftes Ribe, an der Hoebucht des teutschen Meeres, mit 200 Einw. in 56 Häusern, mit Zollhause und kleinem Hafen, welcher Landungsplatz für die Stadt Barde ist*).
(*R.*)

*) Weim. Handb. 3e Abth. 1r Bd. S. 141.

HIERUS, Namen einiger Flüsse, 1) eines im westlichen Theile der Insel Sardinien; 2) eines im westlichen Theile Corsika's, vollständig Hieros potamos, jetzt aber Orbo genannt, Vgl. auch Hieros.
(*R.*)

Hies (Nord. Myth.), s. Hesus.

Hiesel (der baiersche), s. Klostermeyer.

HIESSEN, HEISSEN, AUFHIESSEN (Vergl. Taf. I. Fig. II. Darstellungen von Schiffen und ihren Geräthen) heißt ein Boot, eine Stange, eine Raa oder überhaupt eine Last mit Hilfe eines Tackels oder Flaschenzugs in die Höhe ziehen. Den Anker vor den Krahn hießen oder aufkatten, heißt den Anker am Ringe vermittels eines Tackels, der Katlooper genannt, unter den Krahnbalken aufziehen.
(*C. H. Müller.*)

HIETANIEMI, Filialkirchspiel des von Finnen bewohnten norrbottenschen Pastorats Ofver Torneå; die Kirche liegt in einer der fruchtbarsten und reizendsten Landschaften am schwedischen Ufer des Torneåflusses, wo die üppige Vegetation an südliche Zonen erinnert; es herrscht große Wohlhabenheit, ins Besondere durch die treffliche Viehzucht.
(*v. Schubert.*)

Hishorn, s. Hief.

HIFLAU, ein kleiner Ort des Brucker Kreises von 99 Häusern an der Ens im östreich. Herzogthume Steiermark, bemerkenswerth wegen seiner herrlichen Lage und trefflichen Mühlsteine und reichen Steinkohlenbrüche*)
(*R.*)

Hift, s. Hief.

Hiften, s. Hagebutten (2te Sect. I, 150.).

HIFTENBERG, Berg im Amte Schalkau des sächsischen Herzogthums Meiningen, nahe beim Weiler gl. N., sonst vorzüglich berühmt wegen der trefflichen Wetzsteinbrüche, die seit mehrern Jahrhunderten benutzt worden sind.
(*G. F. Winkler.*)

Hiftenberger Steine, s. Hiftenberg u. Wetzsteine.

Hifthorn, s. Hief, Hieshorn.

HIGA DE MONREAL, ein hoher Berg in der spanischen Provinz Navarra, zu den Vorbergen der Pyrenäen gehörend.
(*Stein.*)

HIGANQUET, Stadt auf der Insel Mindanao oder Magindanao, s. d. Art.
(*R.*)

HIGDEN, HYGDEN, HYKEDEN, auch Monachus Cestrensis genannt (Ranulph), ein englándischer Benedictinermönch zu St. Werborg in der Grafschaft Chester, lebte 64 Jahre im Kloster, und starb 1363 fast 100 Jahre alt. Man hat von ihm eine in England sehr geschätzte, ums J. 1360 in lateinischer Sprache abgefaßte, von Johann von Treviso (Priester in Cornwall) 1367 ins Englándische übersetzte, und von Wilh. Caxton überarbeitete und mit einem achten Buche oder einer Fortsetzung von 1357 bis 1460 vermehrte Chronik: Polycronycon, conteynyng the heryinges and dedes of many tymes, in eyght books. (Westmiuster) 1482. fol.; nachgedruckt, eben das. 1495. fol. Was England zunächst angeht, hat Th. Gale aus dieser

*) Weim. Handb. 1e Abth. 2r Bd. S. 241.

Chronik ausgezogen, und in seinen Quindecim scriptoribus historiae saxo-anglicae abdrucken lassen*). Higdens, mit der Erschaffung der Welt beginnende, Chronik ist (das 7te Buch ausgenommen) eine bloße Compilation, aber der Sammler zeigt so gute Ansichten und eine so richtige Beurtheilung, daß er von den engländischen Geschichtforschern fleißig benutzt, und als Gewährsmann angeführt wird. Handschriftlich hinterließ Higden eine Expositio super Cantica Canticorum; in Jobum; sermones per annum u. a. m.**). (*Baur.*)

HIGFORD (William), ein gewandter engl. Schriftsteller, geb. 1580 in Glocestershire, gebildet zu Oxford und gest. im J. 1657, bekannt durch die Schrift Institutions or Advice to his grandson, in 3 Abtheilungen, welche Barksdale in verkürzter Gestalt heraus gab (Lond. 1658. 8. u. 1660. 12.). Was er sonst noch verfaßte, ist ungedruckt geblieben***). (*R.*)

HIGGINS oder HIGINS (John), ein thätiger engl. Schriftsteller des 16ten Jahrh., erlangte seine wissenschaftliche Bildung zu Oxford, war Geistlicher zu Winsham in Somersetshire und starb nach dem J. 1602. Die 4te Ausgabe des Mirror of Magistrates, welche er besorgte, enthält Vieles von ihm†); auch veranstaltete er eine neue vermehrte und verbesserte Ausgabe des engl. latein. Wörterbuchs von Rich. Huloet (Lond. 1572. fol.), bereicherte die Sammlung der schönsten lateinischen Wendungen, welche Nicolas Udall aus 3 Komödien des Terenz gemacht hatte, aus den übrigen noch nicht benutzten Stücken dieses Komikers (Flowers or eloquent phrases of the latine speech. Lond. 1581. 8.); übersetzte den Nomenclator omnium rerum von Hadr. Junius ins Engl. (Lond. 1585. 2 Bde. 8.). Seine letzte Schrift von 1602 ist gegen William Perkins gerichtet und betrifft die Höllenfahrt Christi††). (*R.*)

Higgins (Theophilus), s. Higgons.

HIGGONS, 1) Bevil, s. unter Nr. 3.

2) Theophilus, den man auch Higgins genannt findet, geb. ums J. 1578 zu Chilton, Anfangs übertrieben strenger Puritaner, so lange er mit seinen Predigten vielen Beifall in London fand, trat zur katholischen Kirche über, als er durch einen Fehltritt die Liebe des Volks verloren und sein Vermögen eingebüßt hatte. Auf diesen Übertritt bezieht sich die Schrift The first motive to suspect the integrity of his religion und Apology for turning Catholique (beide 1609). Nicht lange nachher ging er zur anglikanischen Kirche über. Im J. 1624 gab er Mystical Babylon (Abhandlung über Apok. 18, 2.) heraus*). (*R.*)

3) Thomas, ein Engländer, ist eben so wie sein Sohn Bevil, als eifriger Anhänger des Hauses Stuart bekannt. Er war in Shropshire um 1624 geboren, seit 1658 im Parlament, diente Karl II. als Abgesandter in Venedig, Sachsen und Wien, und starb den 24. November 1691. Man hat einige, wenig erhebliche Schriften von ihm. Sein jüngerer Sohn Bevil, geboren zu Rezo 1670, gebildet auf der Universität Oxford, begleitete 1688 den flüchtigen König Jakob II. nach Frankreich, kehrte nach dessen Tode 1701 in sein Vaterland zurück, wurde Professor zu Oxford, dann zu Cambridge, und starb 1735. Außer einer Tragödie (the generous conqueror. Lond. 1702.) und wenigen andern Gedichten, hat man von ihm beachtenswerthe Historical and critical remarks on Bish. Burnet's history of his own times. Lond. 1725, edit. II. 1727. 8.; und einen Abriß der engländischen Geschichte (A short view of the english history. 1727. 8. Franz. à la Haye 1729. 8.) mit politischen und historischen Anmerkungen, die besonders über den Fall des Hauses Stuart, aus vorher unbekannten Handschriften, manche nicht unerhebliche Aufschlüsse geben**). (*Baur.*)

HIGGS (Griffin oder Griffith), geb. 1589 in Oxfordshire, war 12 Jahre lang Kaplan bei der Königinn Elisabeth von Böhmen im Haag, dann beim König Karl I., Decan zu Lichfield, mußte aber wegen der seinen Gönner, den König, betreffenden Verfolgung Alles aufgeben, und starb am 16. Dec. 1659. Er schrieb problemata theologica und Miscellaneae theses theologg., beides Lugd. Bat. 1630***). (*R.*)

HIGH (hoch) findet man in mehrern aus dem Engl. entlehnten zusammen gesetzten Wörtern; in der Encykl. hat man sie in der Regel unter dem Worte zu suchen, welchem High vorgesetzt ist, nur wenige bedurften einer Berücksichtigung in ihrer ursprünglichen Gestalt oder unter Hoch. (*R.*)

HIGHAM (John), ein engl. Mönch, wahrscheinlich Franziskaner des 17ten Jahrh., lebte meist außerhalb seiner Heimath und übersetzte meistentheils ascetische Schriften ins Engl. aus dem Spanischen†). (*R.*)

---

*) Der vollständige Titel dieses Werkes ist: Historiae Britannicae, Saxonicae, Anglo-Danicae Scriptores XV; nec non Historiae Anglicanae Scriptores V, ex vetustis Codd. MSS. editi, et in unum collecti operâ et studio *Th. G.* Oxon. e theatr. Sheldon. 1691 et 1687. 2 Voll. fol. Der 2te Theil dieses Werkes erschien früher, als der erste; aber der Herausgeber machte deswegen jenen zum 2ten, weil spätere Schriftsteller in denselben aufgenommen waren. Im 1sten Theile dieser Sammlung nun ist unter Nr. 5. obiges Werk enthalten mit dem Titel: *Ranulphi Higdeni* polychronicon, sive de rebus Britannicis et Hibernicis usque ad Conquestum. (*St.*)

**) *Vossius* de hist. lat. III. *Wharton* et *Gerius* in append. ad *Cave* hist. lit. *Oudin.* de script. eccles. T. III. *Balaeus* de script. Britan. Eberts bibliogr. Lex. s. v. Polycronycon.

***) *Crabb* Univers. histor. diction. Vol. II. unt. d. W. u. *Watt's* bibl. Brit. Vol. I. 495.

†) Lond. 1575 u. 1578. 2 Tle. 4. (nach *Watt's* bibl. Brit. I, 495.; Crabb unt. d. W. hat 1587.) Die frühern Ausgaben des Mirror erschienen 1563, 1571 u. 1574. ††) *Crabb* u. *Watt* a. a. O. Vgl. auch Adelung Forts. zu Jöchers Gelehrtenl. 2r Bd., 2000.

*) *Watt* a. a. O. unt. d. W. *Higgins*. *Wood* Athen. Oxon. u. Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. 1594.

**) Biogr. univ. T. XX. (von Lefebvre Cauchy u. Aimé Guillon).

***) *Crabb* univers. hist. diction. Vol. II. u. d. W., *Watt's* bibl. brit. I, 495., *Wood* Athen. Oxon. u. Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. 1594.

†) *Watt's* bibl. Brit. I, 495, *Granger's* Biogr. Hist. I, 377. u. Adelung's Forts. zu Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. 2000.

HIGHAM-FERRERS, Burgflecken (Borough) in England, in Northamptonshire, mit dem Wahlrecht für 1 Parlamentsmitglied *). (*Benicken.*)

Highchurch (hohe Kirche), s. England.

HIGHGATE, Hafen auf der Ostseite des Champlain-See im Kanton Franklin, eine teutsche Meile von der Nordgränze des States Vermont (vereinigte Staten von Nordamerika), 1374 Einwohner, starker Schleichhandel mit dem nahen britischen Nieder-Canada. (*C. N. Röding.*)

Highgate Harz (Mineral.), s. Copal (fossil.) 1ste Sect. XIX. S. 247.

HIGH-ISLAND, eine der südlichen Inseln des Gesellschafts-Archipels, unter 23° 42′ südl. Br. und 230° 18′ östl. Länge von Ferro, von dem Briten Broughton 1791 entdeckt und also benannt, 1797 vom Briten Baß besucht und Vavitao genannt, 1823 auch vom Russen Lasarew aufgefunden. Ihr einheimischer Name soll Rayvovai seyn, sie ist hoch gelegen, bewaldet, und bewohnt vom Abkömmlingen der Malaienrasse, deren Sprache der von Tahiti gleich ist. (*Benicken.*)

HIGH KNOLL, Berg auf der Insel St. Helena, von 1903 Fuß Höhe. (*R.*)

HIGHLAND, Kanton im State Ohio (vereinigte Staten von Nordamerika), nördlich vom Ohio-Flusse, nur durch den Kanton Brown davon getrennt, 1820: 12,308 Einwohner. Ein hoch liegendes, gesundes, waldiges Land, trefflich für Viehzucht und Obstbau. Der Hauptort Hillborough, Postamt mit 90 Häusern und einer Akademie, 11 teutsche Meilen östlich von Cincinnati und 7 teutsche Meilen südwestlich von Chellicothe. (*C. N. Röding.*)

Highlands (Hochlande), s. Scotland.

HIGHMORE, 1) Joseph, ein engl. Bildnißmaler, welcher durch die Vollkommenheit seiner Bildnisse sich einen berühmten Namen erworben hat. Er lebte unter der Regirung Königs Georg II., dessen Bildniß er im großen Ornat 1727 malte. Auch hat er für das große Findelhaus zu London Hagar und Ismael in einem großen Gemälde dargestellt. Er starb 1780 nach einer 46jährigen Thätigkeit in seiner Kunst. Übrigens haben nach ihm Bertue, Faber u. A. gestochen; von ersterem ist besonders das zwar kleine Bildniß des William Baxter zart vollendet **). (*Frenzel.*)

2) Nathaniel, ein engl. Arzt, geb. den 6. Febr. 1613 zu Fordingbridge in Hampshire, bildete sich zu Oxford, promovirte 1642, ließ sich zu Sherborne in Dorsetshire nieder, wo er in seiner Praxis viel Ruf erlangte, und starb am 21. März 1684. Obschon für ihn die Gelegenheit zu Sectionen sehr beschränkt war, beschäftigte er sich doch fleißig mit der Anatomie und machte einige Entdeckungen, welche seinen Namen verewigen (s. d. Art. Highmore'scher Körper und Highmore's Höhle). Die Ergebnisse seiner Studien legte er in einigen Schriften nieder. Die wichtigste ist Corporis humani disquisitio anatomica (Hag. 1651. fol.); doch sind seine Beschreibungen darin zu kurz, die Zeichnungen von Vesalius entlehnt. Seine exercitationes duae, quarum prior de passione hysterica, altera de affectione hypochondriaca (Oxon. 1660. 12. u. Lond. 1670. 4.) enthalten viele physiologische Hypothesen, welche von Dr. Willis angegriffen, aber von Highmore in einer Antwort: de hysterica et hypochondriaca passione (Lond. 1670. 4.) vertheidigt wurden. In seiner History of generation (Lond. 1651. 8. u. 12.) beurtheilt er die verschiedenen Ansichten über die Erzeugung, besonders aber die Meinung von D. Kenelm Digby *). (*R.*)

HIGHMORE'SCHER KÖRPER (Highmore'sches Hauptausführungsgefäß des Samens, Kern des Hodens, Hodenkern, Samengefäßnetz, Corpus Highmori, s. Highmorianum, Radix epididymidis, Nucleus testiculi, Corpus nervosum in medio testis, Ductus in medio testis corpore, Ductus Highmori, s. Highmorianus, s. nervosus, firmamentum vasorum testiculi, Corpus olorinum, Meatus seminarius, Textus albens, Membrana connectens testem et epididymidem), ein länglicher häutiger Kanal an der dem Nebenhoden zunächst gelegenen Seite des Hodens der Thiere. Daß dieser von Highmore (disquisit. anatom. in corp. human. Hag. 1651. lib. I. p. 4. c. 2.) zuerst, jedoch unvollständig, beschriebene Körper sich nicht im Menschen vorfinde, wie früher angenommen wurde, hat Regner de Graaf im J. 1668 zuerst gezeigt. (*Wiegand.*)

HIGHMORE'S HÖHLE (Maxillar- oder Oberkiefer-, oder Kiefer- oder Kinnbackenhöhle, Höhle des Kinnbackenbeins, Schleimhöhle des Oberkiefers, Antrum Highmori, s. maxillare, s. Highmorianum, s. genae, Sinus maxillaris, s. spongioso-palatino-ethmoideo-maxillaris, Sinuositas maxillaris, Sinus ossis maxillaris, Caverna s. cavernula ossis quarti maxillaris), die geräumige Höhle im Körper jedes Oberkiefers. Diese schon vor Nathaniel Highmore bekannte **) Höhle erhielt jenen Beinamen, weil dieser shaftesbury'sche Arzt sie zuerst genauer beschrieb und auf mehrere regelwidrige Vorgänge in derselben aufmerksam machte (Highmori in corp. human. disquis. anatom. Hag. 1651. lib. V. part. 2. cap. 1.). Vgl. Kiefer. (*Wiegand.*)

HIGH PEAK, eine 3019 rheinl. Fuß über der Meeresfläche ragende Spitze des romantischen Katskile-

*) Ausführl. Beschreib. gibt *Rees* Cyclop. Vol. XVIII. (*R.*)

**) Sehr ausführlich verbreitet sich über ihn *Rees* Cyclop. Vol. XVIII. unt. d. W., wo auch seine Schriften aufgezählt werden, welche außerdem *Watt* (Bibl. brit. Vol. I, 495.) verzeichnet. (*R.*)

*) *Rees* u. *Watt* a. a. O. *Crabb* univers. histor. diction. Vol. II. unt. d. Art. Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. 1445. unt. d. W. Heighmore.

**) So z. B. erwähnen schon dieser Höhle *Vesal* (de corp. human. fabric. I, 9.), *Eustachius* (tab. anat. tab. 46. f. 6. 7.), *Fallopia* u. A.

Gebirges an der Westseite des Hudsonstroms im State New York der vereinigten Staten von Nordamerika. (*C. N. Röding.*)

High pressure engine (Hochdruckwerk), s. Dampfmaschine.

HIGH-ROCKS, eine hohe schwarze Felsenmasse auf der Westküste von Vandiemensinsel, unter 42° 48′ südl. Br., und 195° 12′ östl. L. v. Ferro. (*Benicken.*)

Highstreet, s. Edinburgh.

HIGH-WAYMAN heißt in England der Straßenräuber von Highway, Landstraße. Für Einheimische sowohl, als Fremde, besonders um London herum, sind diese H. sehr beschwerlich; denn beim anbrechenden Abend ist man vor ihrem Überfalle nicht sicher. Dem Unwesen könnte vielleicht durch strengere Polizei gesteuert werden, obgleich es in einer so volkreichen Stadt, wie London ist, seine Schwierigkeiten haben mag. Unterscheidet man die Räuber in reitende und gehende, so wird nur den erstern der Name Highwaymen beigelegt, während diese Foot-pads, Räuber zu Fuße heißen. Der H. ist allezeit beritten, und treibt sein Gewerbe nicht nur auf den Heerstraßen, sondern auch in den Hauptstraßen der Stadt; gewöhnlich ist er gut gekleidet, greift meist nur die Fahrenden an, indem er dicht an den Schlag des Wagens reitet, dem darin Sitzenden eine Pistole vor die Brust hält, und ihm das Compliment macht: Money or death — Geld oder Tod. Gibt ihm der Reisende seine Börse ohne Weigerung und allenfalls noch die Uhr dazu, oder einen Ring, der ihm in die Augen fällt, so bedankt er sich und reitet mit der Beute davon. Macht er aber auch nur die kleinste Miene nach einem Gewehr zu seiner Vertheidigung zu greifen, so muß er gewärtig seyn, daß der Räuber augenblicklich losdrückt. Eben so ist auch das Leben des Angegriffenen in Gefahr, so bald einer seiner Bedienten, welche zu Pferde folgen, nur die geringste Bewegung machte. Daher pflegen viele Herrschaften ihren Bedienten, von denen sie sich beim Ausfahren begleiten lassen, gemessene Befehle zu geben, daß sie auf keinen H. schießen sollen, so bald er dem Wagen bereits zu nahe gekommen ist. Manchmal fallen auch zwei oder drei einen wohl bedeckten Wagen zu gleicher Zeit an; es pflegt dann gemeiniglich der eine den Kutscher und die andern die Bedienten in Ordnung zu halten, während ein Kamerad die Beute in Empfang nimmt. Man muß, um sich vor ihnen zu wahren, die Bedienten so dichte am Schlag der Kutsche zu beiden Seiten halten lassen, daß kein Räuber sich demselben nähern kann. Wer einen solchen Räuber zu erlegen Muth und Glück hat, erhält auf geschehene Anzeige eine Prämie von 40 Pf. St. (*Rotermund.*)

HIGHWORTH, Marktflecken mit 1500 Einw. in der engl. Grafschaft Wilts auf einem Berge; etwa 3 engl. Meilen westlich davon ist ein römisches Lager, welches von einer Anhöhe Castle Hill genannt wird, und in dessen Nähe eine römische Straße von Spinä nach Corinium führte *). (*R.*)

*) *Rees* Cyclop. Vol. XVIII. unt. d. W.

HIGH-WYCOMB, Burgflecken in England, an der Wick in Buckinghamshire, mit 1000 Einw. und dem Wahlrechte für 2 Parlamentsglieder, Papierfabrikation. (*Benicken.*)

Higins, s. Higgins.

HIGUER, Vorgebirge der Pyrenäen, mit dem sie am Ocean auslaufen. (*Stein.*)

HIGUERA (Hieronymus Romanus de la), ein spanischer Jesuit, zu Toledo 1538 geboren, erhielt daselbst, nach Vollendung seiner theologischen Studien, den philosophischen Lehrstuhl, und zeichnete sich so rühmlich aus, daß die Jesuiten ihn in ihre Gesellschaft zu bekommen wünschten. Nach langem Widerstreben trat er 1590 in den Orden, und starb den 13. September 1611 in seiner Vaterstadt. Als gelehrter Sprach- und Alterthumsforscher hat er sich bekannt gemacht durch seine Anmerkungen zu Luitprands Chronik und sein Dypticon Toletanum seu tabula Toletanae episcoporum ejusdem sedis. Antw. 1640. fol. Er mißbrauchte aber seine Talente und wurde als literarischer Falsarius berüchtigt, indem er unter des Flavius, Lucilius, Dexter und Anderer Namen Chroniken heraus gab, die, wo nicht ganz, doch größten Theils sein eignes Machwerk sind *). (*Baur.*)

HIGUERA (La), Villa der spanischen Provinz Estremadura, Partido de Trurillo, an der Ortya. (*Stein.*)

HIGUERA DE BARGOS, Villa der spanischen Provinz Estremadura, Partido de Badajoz. (*Stein.*)

HIGUERETA, Villa der spanischen Provinz und Tesoreria Sevilla, am Meer, mit Fischerei. (*Stein.*)

HIGUEY, ein Fluß, welcher in die Südseite der Samana-Bai an der Ostküste der westindischen Insel Haïti (S. Domingo) einfließt. (*C. N. Röding.*)

HIHIFO, Norddistrikt der Insel Tonga im Tonga-Archipel. S. d. Art. Tonga. (*Benicken.*)

HIHO, heißt auf d'Anville's Karte ein chinesischer Fluß, welcher bei Sanhe sich in das gelbe Meer (Hoanhai) ergießt. (*R.*)

Hijali, s. Hidjellee.

HIJAR oder IXAR, 16° 27′ L. 41° 17′ B. Villa in der spanischen Provinz Aragon, Corregimiento de Alcañiz am S. Martin, der nicht allzu weit von da, unterhalb des durch seine spukhaften Glocken so berühmten Velilla de Ebro in den Ebro fällt, mit 2500 Einw., Pfarrkirche, Kloster, Hospital und 3 Armenhäusern; Hauptort eines der wichtigsten Herzogthümer des Königreichs, welches jetzt dem Hause Pignatelli gehört, und nach dessen Abgang an das Haus Silva fällt, das vormals im Besitz desselben war. (*Stein.*)

Von diesem Orte führte in frühern Zeiten eine berühmte Familie den Namen. Ihr Ahnherr, Peter Fernandez de Aragon, des Königs Jakob I. von Arago-

*) *Fabricii* bibl. lat. lib. IV. c. 13. de scriptor. suppositis §. VI. p. 884. Tom. I. it. lib. IV. c. 3. p. 442. u. lib. IV. c. 13. p. 890. Tomo III. Einen mißlungenen Versuch, die Echtheit des von Higuera untergeschobenen Dexter zu retten, enthält: F. L. Dextro o novedades antiguas de Espana defendidas por *Th. Tamayo de Vargas*. Madr. 1624. 4. Vgl. *Meusel* bibl. hist. Vol. I. T. I. 62. *Alegambe* bibl. scriptor. societat. Jesu.

nien und der Berengaria Fernandez natürlicher Sohn, erhielt von seinem Vater das weitläufige Gebiet von Hijar als eine Baronie, übte unter der Regirung der Könige Alfons III. und Jakob II. den größten Einfluß auf die Reichsverwaltung, und war in zweiter Ehe mit der Stifterinn des Klosters der Sepulchrinerinnen zu Saragossa, mit Marchesia von Navarra, einer natürlichen Tochter Theobalds I. von Navarra und der Marchesia Lopez de Ruda, verheirathet, daher auch seine Nachkommen dem Wappen von Aragonien jenes von Navarra beifügten. Seinem Sohne, Peter Fernandez de Hijar, vertraute König Jakob II. von Aragonien in dem heiligen Kriege, oder in dem Kriege von Almeria, gegen die Mauren, 1309, das große Panier der Kirche an. Dieses zweiten Peter Enkel, Peter, der vierte Herr von Hijar, hielt es in dem Bürgerkriege, nach König Alfons IV. Ableben, mit dem rechtmäßigen Thronfolger, mit König Peter IV. gegen die verwittwete Königinn, trat aber später, im J. 1347, der Union von Saragossa bei, welche das Erbfolgerecht der Brüder des Königs gegen das seiner Tochter zu behaupten suchte, wurde in dem Treffen bei Epila, 1348, gefangen, und konnte nur durch ein Lösegeld von 80,000 Solz seine Freiheit wieder erlangen. Sein jüngerer Sohn, Peter Fernandez de Hijar, war einer der Anführer der aragonischen Truppen, die Heinrich von Trastamare in Sold genommen, um sich gegen seinen Bruder, Peter den Grausamen und den schwarzen Prinzen zu behaupten (1367), erhielt später die Großcomthurei Montalvan, und wurde in seiner Ehe mit Isabella de Meria der Stammvater der Hijar in dem Königreiche Valencia, der Grafen von Alcudia und Villanueva del Soto, der Barone von Falon und Gata. Des vierten Herren von Hijar älterer Sohn, Alfons, machte sich vornehmlich durch seine immerwährenden Fehden und Zwistigkeiten mit Martin de Luna bekannt; das ganze Königreich wurde durch sie ein Schauplatz der Unordnung und des Blutvergießens. Alfons starb den 3. Junius 1400; sein einziger Sohn, Johann I. verrichtete 1414 eine Gesandtschaft an dem Hofe Kaiser Sigmunds, und wurde 1421 als Vicekönig nach Calabrien geschickt, wo er Mileto mit Gewalt, Nicastro durch Kapitulation einnahm, und nach verschiedenen glücklichen Gefechten den Markgrafen von Cotrone, den Statthalter des Herzogs von Anjou und das Oberhaupt des in Calabrien so übermächtigen Russo, zwang, die Provinz zu räumen. Auch Johann hinterließ nur einen Sohn, Johann II. den siebenten Herren von Hijar, der sich in den Unruhen um den Prinzen Karl von Viana als einer seiner eifrigsten Anhänger auszeichnete, auch nach des Prinzen Verhaftung im J. 1461, wie König Heinrich V. von Castilien, dem sich eben die Catalonier unterworfen hatten, ein Bündniß zum Besten des erlauchten Gefangnen abschloß. Sein Beistand vornehmlich machte es den Castilianern möglich, Catalonien zu erreichen, gleich wie er hinwiederum sich ihrer bediente, um sich einen großen Theil des südwestlichen Aragoniens zu unterwerfen; nachdem er Castelotte mit stürmender Hand, Alcagniz und Aliaga nach kurzer Belagerung, Rubielos und Sarrion durch Schrecken gewonnen, konnte er seine Streifereien bis an die Thore von Tortosa ausdehnen (1462). Da er indessen bald entdeckte, daß auf den König von Castilien nicht zu bauen, daß die Catalonier allein zu schwach seien, suchte er allgemach wieder einzulenken: diese Gesinnung blieb dem Könige von Aragonien nicht verborgen, und der staatskluge Johann hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als einen Vasallen, der zu mächtig war, um überwältigt zu werden, durch Gnadenbezeigungen zu gewinnen, welchen der von Hijar keines Wegs zu widerstehen wußte. So wurde er denn 1464 mit dem Könige ausgesöhnt, aus dessen Hand er auch 1474 Aliaga, südöstlich von Hijar, als eine Grafschaft empfing, so wie 9 Jahre später, 1483, von König Ferdinand dem Katholischen die herzogliche Würde erhielt, während die Baronie Hijar in ein Herzogthum umgewandelt wurde. Sein jüngerer Sohn, Jakob von Hijar, blieb in dem Treffen bei St. Aubin-du-Cormier, 1488, indem er für die Franzosen stritt; der Ältere, Ludwig I. Fernandez, ließ Belchite, nordöstlich von Hijar, im J. 1498 zu einer Grafschaft erheben, und starb, 89 Jahr alt, den 27. April 1717, daß er also seinen einzigen Sohn, Johann, überlebte, und zum Nachfolger im Majorat seinen Enkel, Ludwig II., den dritten Grafen von Belchite (denn des herzoglichen Titels bediente sich dieser niemals) hatte. Ludwigs Sohn, Johann Franz Christoph Ludwig Fernandez de Hijar, ließ Hijar neuerdings von König Philipp II. zu einem Herzogthum erheben, war in erster Ehe mit Anna de Mendoza, der zweiten Gräfinn von Galve, in anderer Ehe mit Francisca de Castro y Sinos, Gräfinn von Wolfogona, verheirathet, und starb den 13. April 1614, wiewohl er durch Cervantes gewissermaßen unsterblich gemacht worden. Denn allem Anscheine nach, ist dieser Herzog von Hijar der ungenannte Herzog, an dessen Hofe Don Quixote einige seiner anmuthigsten und wundersamsten Abenteuer bestand, und von dem Sancho die Statthalterschaft Barataria (vermuthlich ist Belchite gemeint) empfing. Des Herzogs zwei Kinder erster Ehe, Martin, dritter Graf von Galve, der mit Francisca de Luna in kinderloser Ehe gelebt, und Hieronyma, vierter Gräfinn von Galve, die mit dem ersten Markgrafen von Elisesda, mit Roderich Gomez de Silva verheirathet, waren ihm in die Ewigkeit vorausgegangen, die älteste Tochter der zweiten Ehe, Maria Stephanie, blieb unverheirathet, die sämmtlichen Besitzungen des Hauses Hijar, Lezara oder Lecera, zwischen Hijar und Belchite, Aliaga, Belchite, Wolfogona fielen daher an die jüngste Tochter, Isabella Margaretha, die sich im J. 1622 mit Roderich Sarmiento de Silva Villandrando, achtem Grafen von Salinas und Ribadeo, zweitem Markgrafen von Abenquer, verehelichte. Roderich, der durch diese Ehe, und als Herzog von Hijar, den ersten Großen der Monarchie gleich gestellt worden, strebte nach höhern Dingen, ihn gelüstete nach dem Posten eines Premier-Ministers, und daß ihm dazu Ludwig von Haro vorgezogen worden, konnte er so wenig diesem glücklichen Mitbewerber, als dem Könige selbst verzeihen,

auch hatte ihn Philipp IV. noch außerdem schwer gekränkt, indem er sich mit Abscheu weg gewendet, als der Herzog eines Tages die abscheulichen Künste eines seiner Diener gerühmt, und vorgeschlagen, durch diesen Menschen, der ein Portugiese von Geburt, den rebellischen Herzog von Braganza vergiften zu lassen: so warf sich denn Roderich in des kühnen Verschwörers, Karl von Padilla, Arme. Es wurde unter ihnen beschlossen, die Monarchie zu theilen: Catalonien und Navarra sollte der König von Frankreich, den man auf diese Art für das Unternehmen interessiren wollte, haben, mit Aragonien wollte der Herzog von Hijar sich begnügen; Castilien wurde dem Herzoge von Braganza zugedacht. Der König sollte ermordet, die Infantinn Maria Theresia, die nächste Thronerbinn, indem kein Prinz vorhanden, entführt, und mit des Herzogs von Braganza ältestem Sohne verheirathet werden. Das Geheimniß wurde durch einen Brief Padilla's an seinen Bruder in Mailand verrathen, der Hof ließ die Verschwornen, in so fern sie darin bezeichnet, und demnach auch den Herzog einziehen. Er wurde auf das Schrecklichste gefoltert, um die Namen anderer Mitschuldigen zu erpressen, so schrecklich und anhaltend, daß selbst die Henker ermüdeten; aber er widerstand der Marter. Nach spanischen Gesetzen mußte man ihm also das Leben lassen, dagegen wurde er zu ewigem Gefängnisse in dem Schlosse von Leon, wo er auch in hohem Alter verstarb, verurtheilt. Sein ältester Sohn, Jakob Franz Victor, folgte ihm als vierter Herzog von Hijar, Lezara und Aliaga, als neunter Graf von Salinas, Ribadeo, Belchite, Castellos und Wolfogona, erhielt von dem Könige den Orden des goldenen Vließes, ferner am 10. Jan. 1655 das Großkämmereramt von Aragonien, welches lange in dem Hause der Grafen von Sastago gewesen, ums J. 1681 das Amt eines Vicekönigs und General-Kapitäns von Aragonien, war in erster Ehe mit Anna Henriquez, in der andern mit Marianna Pignatelli, in der dritten mit Theresia Pimentel verheirathet, überlebte aber beinahe alle seine Kinder, so daß ihm nur eine Tochter aus der zweiten Ehe verblieb. Diese, Johanna Petronella de Silva Aragon Sarmiento y Villandrando, siebente Herzoginn von Hijar, zehnte Gräfinn von Salinas, Ribadeo, in Galizien, Belchite, Wolfogona und Guimara, Vizcondessa von Illa, Canet und Ebol, vermählte sich den 7. Dec. 1688 mit ihrem Vetter, dem dritten Markgrafen von Orani, Friedrich von Silva y Portugal, von dem eine zahlreiche Nachkommenschaft, schritt aber nach dessen Ableben zur zweiten Ehe mit Ferdinand Pignatelli, des Fürsten von Montecorvino jüngerem Sohne. Aus dieser zweiten Ehe sind die neueren Herzoge von Hijar entsprossen. (*v. Stramberg.*)

Hiisi, s. Hyse.

HIKANOS, wird unter einer Reihe von 26 Künstlern, welche Statuen von Athleten, Kriegern, Jägern und Opfernden aus Erz verfertigt haben, aber ohne Zeitbestimmung oder anderweitige nähere Bezeichnung angeführt. (*Plin.* Hist. Nat. Lib. XXXIV. 19. u. 34.) (*J. Horner.*)

HIKARKOR, Hauptstadt im Reiche des Burb-Jalof (s. d. Art.) (*R.*)

Hikerynussbaum, 1) Bot. s. Hicorius; 2) Waren k. s. Wallnuss.

HIKESIA, HICESIA (*ἱκεσία*), ein, besonders von den griechischen Ärzten, sehr gerühmtes, jetzt obsoletes Pflaster wider Kröpfe, Geschwüre, Affektionen der Milz, so wie wider Glieder- und Kreuzschmerzen. Es bestand aus Silberglätte, Öl, Essig, Grünspan, Tannenrinde, Eberwurzel (Radix Chamaeleontis), Euphorbium, Hypocistensaft, Nebenwachs, Ingwer, Bertram, Alant und Wachs. (*Wiegand.*)

HIKESIA, HICESIA, ist ein von Ptolemäus III, 4. erwähntes Eiland, das nahe bei den sieben äolischen Inseln zwischen Sicilien und Italien liegt und jetzt Panaria genannt wird. (*Kanngiesser.*)

HIKESIOS, HICESIUS, auch ICESIUS, ums J. 50 vor Chr. blühend, stand in Smyrna an der Spitze einer medicinischen Schule, der so genannten Erasistrateer, so genannt, weil sie sich an die Grundsätze des berühmten Arztes Erasistratus hielten, über welchen J. Matter in Essai Historique sur l'école d'Alexandrie Tom. I. p. 116. berichtet. S. d. Art. Erasistratus. Hikesios war, nach Plinius Ausdruck, ein Arzt von nicht geringem Ansehen. Nach dem, was Dioskorides und Plinius von ihm anführen, hatte er über die Heilkräfte und Eigenschaften der Kräuter und der Medicamente überhaupt Untersuchungen angestellt und die Ergebnisse, wahrscheinlich in dem von Athenäus angeführten Werke *περὶ ὕλης*, de materia medica, nieder gelegt. Auch über die Behandlung und Zubereitung des Weines hatte er eine Anweisung hinterlassen. Seine Schriften sind verloren gegangen*). (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

HIKETAON (*Ἱκετάων*), ein Sohn des kinderreichen Laomedon und der Strymo, einer Tochter des Flußgottes Skamander im troischen Gebiet, ein tapferer Held, *ὄζος Ἄρηος***). Er lebte zur Zeit des troischen Krieges, und begleitete als erfahrener Greis Priamos nach der skäischen Warte. (*Schincke.*)

HIKETAS oder ICETES (bei Cicero Acad. Qu. II, 39., in einigen Handschriften Nicetas) von Syrakus, der gewöhnlichen Angabe nach, einer der ältern Pythagoreer, welchem Cicero in der angeführten Stelle nach Theophrast die Lehre von der schnellen Bewegung der Erde um ihre Axe beilegt, da er hingegen alle andern Gestirne am Himmel für ruhend gehalten haben soll. Unbestimmter schreibt ihm *Diog. Laert.* (VIII, 85.) die Kreisbewegung der Erde zu, welche Lehre aber von Böckh dem Philolaus zugeeignet wird***). (*Wendt.*)

Hiksos, Hicsos, s. Hyksos.

HIKSSPITZE, Vorgebirge auf der Ostseite von Neuholland (s. d. Art.) (*R.*)

*) Vgl. *Dioscorides* III. c. 167. *Strabo* XII am Ende. *Plin.* XIV, 24. XX, 17. XXII, 18. XXVII, 14. *Tertullian.* de anima 25.

**) *Apollodor.* III, 12. 4. *Hom.* Il. XX, 237.

***) Philol. S. 115 ff. vgl. S. 122 u. de Plat. syst. coel. glob. et astron. Philol. p. XI.

HILA nennt Benjamin von Tudela eine Stadt Babyloniens, südlich von Babel auf der Straße von Bagdad nach dem Flusse Chobar (Chaboras). (*A. G. Hoffmann.*)

Hila, s. Amboina.

Hilaea, s. Eleia.

HILADES (HELADES), Inseln im kaspischen See, die nur Ptolemäus (Geogr. I.) nennt, und als an der Westseite zwischen den Mündungen des Rha (Wolga) und des Cyrus (Kur) gelegen beschreibt. Wahrscheinlich die Inselgruppe, die der Mündung des Terek gegenüber liegt, und außer den beiden Inseln Tschetschen und Utscha noch einige kleine namenlose Eilande zählt. (*Benicken.*)

Hilaeira, s. Leukippiden u. Dioskuren.

Hilahoun, s. Lahoun (el).

Hilaira, s. Leukippiden u. Dioskuren.

HILAIRE, 1) François Xavier Bou de St. Hil., s. Bon.

2) de St. Hil., franz. Arzt in der ersten Hälfte des 18ten Jahrh., bekannt durch seine Anatomie du corps humain avec les maladies in 2 Bden. 8., welche mehrere Auflagen erlebte (die 3te 1698) und einen neuen Versuch, das Eisen zu bereiten, Neige de Mars betitelt *).

3) de la Rivière (Isaac Hil.), aus Rouen gebürtig, im Anfange des 17ten Jahrh., bekannt durch seinen in Utrecht 1613. 4. erschienenen Speculum heroicum — — *Homeri* i. e. argumenta XXIV LL. Iliados, in quibus veri principis imago poetice exprimitur in lateinischen und französischen Versen mit Kupfern von Crespin de Passe **). (*R.*)

HILAIRE (St.) DU HARCOURT, Marktflecken in Frankreich, am Derow, im Dep. de la Manche, mit 2500 Einw. und bedeutenden Gärbereien. (*Benicken.*)

HILAL, HELAL, BENI HILAL (بني هلال), wofür man auch beni Halal geschrieben findet, ein schon von Edrisi erwähnter merkwürdiger, ehemals glorreicher, freier, jetzt verarmter und räuberischer Stamm der Araber von der Gränze von Hedschaz und Jemen, also zwischen 17 u. 18 Gr. nördl. Br. ***). Aus Niebuhrs Erzählungen †) sieht man, daß diese Araber zu den von Mohammed nicht besiegten Ureinwohnern gehören. Sie gelten für arabische Heiden, und haben eine eigene schmerzhafte Art von Beschneidung im Gebrauch, welche darin besteht, daß sie, außer der Beschneidung der Vorhaut, noch einen Schnitt der Länge nach vornehmen; ja selbst einen Theil der Haut des Unterleibes abnehmen. Sie rühmen sich ihrer Pein, und erzählen, daß derjenige, welcher beschnitten werden solle, eine Lanze auf dem Fuße halten, und deren Spitze so lange unverwandten Blickes ansehen müsse, bis die schmerzhafte Operation vollendet sei. Vgl. d. Art. Alilaei, von denen die Halal oder Hilal abgeleitet werden müssen. (*Rommel.*)

Hilal, s. Helal.

HILALI, HELALI, 1) Beinamen des Abu Ajas ben Korrah el Basri, eines arabischen Gelehrten zur Zeit des Hedschadsch, des bekannten Feldherrn der ommajjidischen Khalifen Abdolmalek und Walid. Sein Vater, welcher Zeitgenosse des Muhammed gewesen, wurde sein Lehrer, wie auch Ans ben Malek. Ibn Korrah's Gedächtniß war so ausgezeichnet, daß es bei den Arabern zum Sprichwort geworden ist. Hedschadsch ließ ihn hinrichten [1]).

2) hieß so ein persischer Dichter, welcher von einer tschagataischen Familie stammte, zu Astrabad erzogen wurde und sich zu Herat in Chorasan niederließ, bekannt als Verfasser von 3 Mesnewi (s. d. Art.), nämlich: der Schah und der Derwisch, Eigenschaften der Liebenden (Sifatol aschikin) und Leila und Medschnun. Das erste, dessen Gegenstand eine sentimentale Liebe zwischen dem Schah und dem Derwisch ist, wird am meisten geschätzt; Zartheit der Empfindung, Achtung des Sittlichen, reiche und prachtvolle Schilderungen, einfache und zarte Darstellung sind die hervorstechendsten Eigenschaften. Dieselbe Idee war zwar schon früher von Ibn Attar behandelt worden, allein Hilali ließ sein Vorbild unendlich weit hinter sich. Eine kurze Inhaltsangabe und einige interessante Bruchstücke dieses romantischen Gedichts gibt Jos. v. Hammer [2]). In seinem zweiten Werke bezieht der Dichter alle Tugenden auf die Liebe; die Erklärer deuten es mystisch von der göttlichen Liebe [3]). Sonderbar ist's, daß Hilali in seinem Glauben weder Sunniten noch Schiiten genügte; der Fürst der Usbegen ließ ihn sogar im J. 936 d. Hedsch. (1529 n. Chr.) als einen Schiiten hinrichten [4]). (*A. G. Hoffmann.*)

HILARA (Insecta) *Meigen.* Tanzfliege. Eine Mückengattung unter Meigens Familie Empidiae gehörig, und von Latreille *) in die Familie Tanystoma unter die Hauptgattung Empis *Linné's* (Empides *Latreille*) eingeordnet. Die Kennzeichen sind nach Meigen **): Fühler vorgestreckt, dreigliederig; erstes Glied walzenförmig; zweites napfförmig; drittes pfriemenförmig, zusammen gedrückt, an der Spitze mit zweigliederigem Griffel; Rüssel vorstehend, senkrecht, dick, kürzer als der Kopf; Flügel parallel aufliegend, an der Spitze mit einer schiefen Querader. Die Netzaugen sind im Leben grün, und stehen bei dem Weibchen weiter aus einander. Auf dem Scheitel sitzen drei Punktaugen. Der Mittelleib (Thorax) ist eirund, mit Schulterbeulen, hinten mit aufgeworfenem Seitenrande, das Schildchen ist schmal. Der Hin-

*) Adelung's Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. 2000.
**) Adelung a. a. O.
***) Vgl. außer Geogr. Nubiensis Clim. II. p. 5. *Bochart* Phaleg et Canaan lib. II. c. 19. †) Beschr. von Arabien S. 279.

1) D'Herbelot Orient. Bibl. 2r Bd. S. 168. unt. d. Art. Corrah und S. 712. unt. d. W. Helali. 2) Gesch. der schön. Redek. Persiens. S. 370—2. D'Herbelot a. a. O. S. 713. 4) Jos. v. Hammer a. a. O. S. 363—72. u. D'Herbelot a. a. O.
*) Règne animal. éd. 2. V. p. 460. **) Systematische Beschreibung der bekannten europäischen zweiflügeligen Insekten. III. S. 1. Taf. 22. f. 1—5.

terleib besteht aus 7 Ringen, ist bei den Männchen walzenförmig, bei den Weibchen hinten spitzig; die Schwinger (Schwingkölbchen) sind unbedeckt. Die Beine sind fast gleich lang, das erste Tarsenglied der Männchen ist bei den meisten Arten mehr oder weniger verdickt. — Diese Fliegen leben vom Raube anderer kleiner Insekten, haben die Gewohnheit, des Abends bei heiterem Wetter scharenweise über dem Wasser oder in seiner Nähe in der Luft tanzar g zu schwärmen, worauf der Name anspielt. Die Larven leben vermuthlich im Wasser.

Die Arten zerfallen in zwei Abtheilungen: *A*) das erste Tarsenglied der Männchen kolbig, oder *B*) einfach. Von den 21 Arten führen wir nur folgende an:

A) H. globulipes. *Hoffmannsegg.* (Empis Maura *Fabricius*, *Fallen*, Bibio senilis, *Panzer* Fauna LIV. 3.) Glänzend schwarz; das Rückenschild (Thorax) aschgrau schillernd, mit 3 schwarzen, breiten Striemen. Die Schwinger sind braun, die Flügel fast wasserhell, mit brauner Randlinie. Das erste Tarsenglied der Vorderfüße bei dem Männchen ist fast kugelig; alle Beine feinhaarig. — An Ufern überall in Teutschland häufig. Zwei Linien lang.

B) H. flavipes. (Empis acephala, *Panzer* Fauna LIV. 24.) Glänzend schwarz; der Bauch blaßgelb, hinten bräunlich. Die blaßgelben Beine haben braune Tarsen. Die Flügel sind fast wasserhell mit blaßbraunem Randstriche. In der Gegend von Aachen, auch in Östreich. Anderthalb Linien lang. (*D. Thon.*)

HILARIA nannten die Römer jeden Tag, der entweder häuslichen oder öffentlichen Festlichkeiten gewidmet war. Von ersteren gehörten dahin vorzüglich Hochzeiten und die Geburt eines Sohnes; von letzteren aber der Regirungsantritt eines neuen Kaisers. An solchen Tagen war es nicht erlaubt, ein Zeichen der Trauer an sich sehen zu lassen, Alle mußten mit Heiterkeit an den öffentlichen Schauspielen und Opfern Theil nehmen *). Gewöhnlicher aber bezeichnet der Name ein bestimmtes Fest zu Ehren der Mater Deüm, welches die Römer im Frühlinge zu der Zeit feierten, wo man schon deutlich die Zunahme der Tage spürte, nämlich vom 22. bis 26. März. An dem ersten Festtage wurde eine abgehauene Fichte, deren Stamm mit Fellen, deren Zweige und Äste mit violetten Bändern und Kränzen umwunden waren, in den Tempel der Mater Deüm gebracht. Den folgenden Tag beschäftigten sich die Priester mit den mystischen und blutigen Cärimonien; es war ein Trauertag, ein dies sanguinis, bei den Griechen Katabasis genannt. An ihm ruhten alle öffentlichen Geschäfte, namentlich versammelte sich an demselben der Senat nicht. Endlich an dem dritten Tage, den 24. März (VIII Kalend. April.), wurden die eigentlichen Hilaria gefeiert. Als Entweihung derselben galt nicht bloß Trauer, sondern auch einsames für sich Bleiben; dagegen zeigte sich die Feier vorzüglich in gegenseitiger Bewirthung, Ausstellung aller Pracht, des Reichthums und der Kunstwerke, und Belustigung durch Scherz und Lachen. Es war sogar erlaubt, Verkleidungen öffentlich vorzunehmen und Jedermann, selbst die Obrigkeiten nachzuahmen, so daß man oft die falschen von den wahren nicht unterscheiden konnte **). (*C. W. Müller.*)

HILARIA *Humb.* Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gräser und der zweiten Ordnung der dritten Linnéschen Klasse, ist so genannt nach dem franz. Botaniker *Auguste de St. Hilaire*, welcher eine Flora brasiliensis heraus gibt. Der Charakter der Gattung Hilaria ist: Eine Ähre; eine sechsgetheilte, gegrannt-androgynische Blumenhülle; sechszählige, seitliche männliche Kelche, und ein einzeln in der Mitte stehender weiblicher Kelch; keine Corolle. Die einzige bekannte Art dieser Gattung, H. cenchroides (*Humb.* et *Bonpl.* nov. gen. l. t. 37.), welche in Mexiko wächst, ist ein Gras mit niedergestreckten, wurzelschlagenden Halmen, krummhaarigen Knoten der Halme, fein gesägten Blättern, und an der Mündung gewimperten Blattscheiden. — S. *Spr.* Syst. I, 304. (*Sprengel.*)

HILARION, einer der ersten und eifrigsten Beförderer des Mönchthums im 4ten Jahrh. nach Chr. Geboren im J. 291 von heidnischen Ältern zu Tabatha, unweit Gaza in Paläſtina, wurde er nach Alexandrien geschickt, um in der dasigen grammatischen Schule sich in den Wissenschaften unterrichten zu lassen. In den ersten Jünglingsjahren nahm er hier den christlichen Glauben an, und mit ihm jene Neigung zur Schwärmerei, welche in Ägypten ihre erste und bleibende Nahrung gefunden hatte. Allgemein erscholl damals der Ruf von Antonius, der sich in die Einsamkeit begeben, und schon seit mehreren Jahren, entfernt von allem Umgange mit der Welt, für das Muster eines vollkommenen, heiligen Christen gehalten wurde. Hilarion, noch nicht 15 Jahre alt, eilte zu ihm, um hier die Regeln des mönchischen Lebens zu erlernen, hielt sich mehrere Monate bei ihm auf, und kehrte dann in sein Vaterland im J. 306 zurück, wo unterdessen seine Ältern gestorben waren. Das ererbte Vermögen theilte er theils unter die Mönche, theils unter die Armen aus, und um dem Antonius in dem heiligen beschaulichen Leben nachzuahmen, begab er sich in die Wüste zwischen Gaza und Ägypten, einer Gegend, wo er nicht einmal vor den Räubern gesichert war. Hier lebte er anfänglich in einer elenden Hütte, baute sich dann eine so kleine Zelle, daß er kaum aufrecht in derselben stehen konnte, nährte sich meist von angefeuchteten Linsen, trocknem Brot mit Wasser, Kräutern und Wurzeln u. s. w., konnte aber bei allem dem den Reizungen zur Wollust, oder in der Sprache der Mönche, den Versuchungen der bösen Geister, nicht entgehen. Durch Hunger und Durst suchte er den Esel (seinen Körper), wie er sich ausdrückte, zu bändigen. Beten und Singen, Graben der Erde, Flechten von Körben u. s. w. waren seine Beschäftigungen. Nachdem er 22 Jahre so zugebracht hatte, verbreitete sich der Ruf

*) *Maximus* in Dionys. epist. VIII.

**) *Herodian.* I, 10. *Macrob.* Sat. I, 21. *Casaubon.* in *Aelium Lamprid.* p. 167. Moritz Anthusa. I. p. 69.

seiner Heiligkeit in Palästina und dem benachbarten Syrien; Kranke kamen zu ihm, um wunderthätig geheilt zu werden, und mehrere Tausende wurden bewogen, das Mönchsleben nach seinem Beispiele zu ergreifen und sich nach ihm zu bilden. In Menge strömten die Menschen, selbst Bischöfe und angesehene Personen, zu ihm in die Wüste, gesegnetes Brot oder Öl zu empfangen. Weinend sagte er deßhalb zu seinen Brüdern: „Ach! ich bin wieder ein Weltkind geworden, und habe meinen Lohn empfangen, da die Leute in Palästina mich so hoch ehren!" Es konnte nicht fehlen, daß ein so heiliger Mann im Munde des Volkes zu einem Wunderthäter erhoben wurde: durch das Zeichen des Kreuzes brachte er das stürmende Meer zum Stillschweigen, trieb die bösen Geister aus Menschen und Vieh, und erkannte schon an dem Geruche einer Sache, von welchem bösen Geiste sie besessen oder welchem lasterhaften Besitzer sie angehörte. Dieß und Anderes erzählt sein Zeitgenosse, der gelehrte, aber in gleicher Schwärmerei befangene Hieronymus, der sein Leben beschrieben hat [1]). Auch hatte nach ihm Hilarion göttliche Offenbarungen, und nach seinem Tode geschahen noch bei seinem Grabe und seiner Zelle täglich Wunder, deren Wahrheit Hieronymus durch Zeugen zu beglaubigen sucht. Hilarion begab sich später auf kurze Zeit nach Ägypten, und brachte eine Nacht in der Einöde des kurz zuvor gestorbenen Antonius zu. Auch hier war der Zudrang der Volksmenge zu ihm so groß, daß er demselben auszuweichen beschloß, sich daher einige Zeit in Sicilien und Dalmatien aufhielt und zuletzt auf die Insel Cypern begab, wo sein alter Freund Epiphanius 367 Bischof von Constantia geworden war. Er setzte hier sein einsames Leben fort und starb endlich im J. 371. Seinen Leichnam soll ein anderer Heiliger, Namens Hesychius, gestohlen und in sein Vaterland Palästina gebracht haben, wodurch ein Streit zwischen den Palästinensern und Cypriern über den Besitz dieses Kleinodes entstand; an beiden Orten that er jedoch Wunder.

Wichtiger als dieses ist es, daß Hilarion durch sein Beispiel und den Ruf seiner Heiligkeit der Begründer des Mönchswesens in Palästina und Syrien wurde: in Palästina vorzüglich begaben sich eine Menge Christen in die Einsamkeit, bauten sich Zellen und lebten unter der Aufsicht des Hilarion, der sie zuweilen besuchte, und sie wiederholt an die strenge Beobachtung des Grundsatzes erinnerte, nicht den mindesten Vorrath an Nahrungsmitteln u. s. w. aus Sorge für den kommenden Tag aufzubewahren. Er selbst soll seit dem Anfange seines asketischen Lebens nie Etwas von einem Thiere genossen, nur einmal Jerusalem besucht (ein Beweis, daß er entweder den vermeintlichen Nutzen der Wallfahrten an heilige Orte noch nicht kannte, oder keinen Werth darauf legte) [2]), und selbst Heiden und Saracenen zum Christenthume bekehrt haben [3]). (*Lobegott Lange.*)

1) Vita S. Hilarion. Tom. IV, Opp. P. II. ed. Bened. 2) *Hieronym.* ep. XLIX. 3) Ausführlich schildert das Leben dieses Heiligen, außer Hieronymus und *Sozomen.* hist. eccles. lib. III. c. 14. lib. V. c. 15., unter den Neueren *Tillemont.* Mémoir. Tom. VII. P. III. Vergl. Schröckh Kirch. Gesch. V. Th. S. 157 fg.

HILARION, ist der Name zweier, durch literarische Arbeiten bekannt gewordener Kapuziner. Der ältere, aus Mailand gebürtig, lebte in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrh. und schrieb: Elogia et icones plurium virorum, qui in ordine Minoritano, ante reassumptam a Capuccinis veriorem habitus formam, eodem induti floruerunt. Milan. 1664. fol. — Der jüngere, aus Nolai in Burgund, mit seinem Familiennamen Carnos, starb in seinem 82sten Jahre, den 20. Sept. 1719 zu Dijon. Von ihm hat man: La gloire du tiérs-ordre de S. François, ou l'histoire de son établissement et de son progrès. Lyon. 1694. 4. *). (*Baur.*)

Hilarios, s. Hilarius.

HILARITAS (Heiterkeit, Fröhlichkeit), wird auf römischen Münzen als ein weibliches Wesen und zwar stehend mit einem langen Palmzweige in der rechten und dem Horne des Überflusses in der linken Hand dargestellt. Auf den Münzen der Julia, Gemahlinn des Septimius Severus, ist außerdem auf jeder Seite der Hilaritas ein Kind angebracht, auf denen der Faustina dagegen und des Markus Aurelius nicht. (*R.*)

HILARIUS, ein Maler aus Bithynien, der unter dem Kaiser Valens (Jahr 364—379) zu Athen nicht nur als Künstler, sondern auch als Gelehrter berühmt war und mit seiner Familie auf dem Lande von Barbaren ermordet wurde. Wenn Eunapios †) den Hilarios dem berühmten Euphranor gleich stellt, so mag wohl darin einige Übertreibung liegen. (*J. Horner.*)

HILARIUS (Papst) aus Sardinien gebürtig, wohnte im J. 449 als Diakonus und Abgeordneter des röm. Bischofs Leo I. oder des Großen dem Concilium zu Ephesus bei, gelangte dann zur Würde des Archidiakonus der röm. Kirche und nach Leo I. Tod im J. 461 zum röm. Bischofsstuhle, den er bis zum J. 468 besaß. Schon unter seinem Vorgänger durch thätige Theilnahme an den Verhältnissen der abendländischen Kirche in ihrer Stellung zur römischen in die Richtung aller Bestrebungen der letztern hingeleitet, durch welche sie sich den Vorrang unter allen Kirchen des Abendlandes zu erringen suchte, verfolgte er mit demselben festen Blicke auf das vorstehende Ziel die Bahn seines Vorgängers. Vor Allem strebte er den Grundsatz festzuhalten und in den Verhältnissen der Kirche geltend zu machen, daß es der röm. Kirche zukomme, auf die Rechtgläubigkeit in der Lehre und auf die Aufrechthaltung und strenge Beobachtung der von den Vätern überlieferten Gesetze der Kirche mit wachsamem Auge zu halten. Daher suchte er auch in allen Fällen jede Veränderung in kirchlichen Angelegenheiten von dem Willen und wenigstens der Zustimmung des röm. Stuhles abhängig zu

*) *Bernardi a Bononia* Bibl. Capuccin. Adelungs Zus. z. Jöcher.

†) De vitis sophistarum in vita Prisci. p. 94.

machen, wie er z. B. bewies, als Rustikus, Metropolitan von Narbonne, seinen Archidiakonus Hermes zu seinem Nachfolger ernannte und dieser nach jenes Tod wirklich in dessen Würde eintrat, ohne daß des röm. Bischofs Einwilligung für nöthig befunden ward, weßhalb Hilarius die Erhebung dieses Bischofs als den Kirchengesetzen zuwider und für unkanonisch erklärte, obgleich er endlich für angemessen fand, ihn in seinem bischöflichen Amte anzuerkennen, doch mit Beraubung seiner Metropolitanwürde; denn diese Bestrafung kraft der Auctorität der röm. Kirche über den „durch eine verdammungswürdige Vermegenheit" erhobenen Bischof verfügt und bewirkt zu haben, schien schon ein hinlänglicher Gewinn für die Vermehrung der Macht und des Einflusses des röm. Bischofs, zumal da die Zwistigkeiten vieler andern Bischöfe Galliens z. B. von Vienne, Arles u. a. noch vielfache Gelegenheiten darboten, die Sprache eines obersten Richters und die Gebote eines über Kirchenzucht und Kirchengesetz wachenden Obergebieters von Rom aus geltend zu machen. Meistens fügten sich die Bischöfe Galliens auch mit demüthiger Bereitwilligkeit in die Entscheidungen des röm. Bischofs und wo Widerspruch Statt fand, wußte Hilarius die Auctorität und Vollmacht seines Stuhles durch Berufung auf kaiserl. Edikte zu befestigen. Noch weiter ging er in der Behauptung seiner kirchlichen Obermacht in Spanien, dessen Bischöfe ihm ohne dieß auch mit noch ungleich größerer Ehrfurcht und fast sklavischer Untergebenheit namentlich bei Besetzung neuer Bischofsstellen entgegen kamen und um seine Bestätigung und Genehmigung baten. Und je erniedrigender die Schmeichelei und je knechtischer die Unterwürfigkeit war, welche diese Bischöfe, namentlich der Metropolitanbischof Askanius zu Tarragona, in ihren Briefen an den röm. Bischof aussprachen, um so mehr glaubte dieser den ihm von jenen Bischöfen allgemein zuerkannten Primat und die ihm zugestandene Obergewalt in kirchlichen Dingen gegen sie in Wirksamkeit treten lassen zu können. Auch hier setzte sich Hilarius mit allem Nachdrucke dem Rechte entgegen, nach welchem ein Bischof seinen Nachfolger in der bischöflichen Würde ernennen könne [1]), wie dieß vom Bischofe Nundinarius zu Barcellona geschehen war. Nicht minder eifrig zeigte sich Hilarius kurz vor seinem Tode in dem Bemühen, den Kaiser Anthemius, der durch einen seiner Günstlinge Philotheus, von der Sekte der Macedonianer (welche die Gottheit des heil. Geistes läugneten) zur Duldung und freien Religionsübung aller christlichen Sekten in Rom bewogen worden war, zum Widerruf dieser Religionsfreiheit zu bewegen, was ihm wirklich auch gelang. Schriften hat Hilarius nicht hinterlassen, außer daß eines Briefes de fide catholica erwähnt wird, worin er die nicänische, ephesinische und chalcedonische Synoden bestätigt und den Eutyches, Nestorius und Dioskurus verdammt [2]). Er that Manches für Bibliotheken und verwandte ansehnliche Summen auf den Ausschmuck und für Geschenke an die Kirchen zu Rom. (*Voigt.*)

1) *Platina* p. 60. 2) *Idem* l. c.

HILARIUS, Bischof von Arelate (Arles) im südlichen Frankreich, geboren um 401, ein sowohl durch Mönchsfrömmigkeit, als durch redlichen Eifer in seinem geistlichen Berufe und durch standhafte Vertheidigung seiner geistlichen Gerechtsame gegen die Eingriffe des römischen Stuhls ausgezeichneter Kleriker des 5ten Jahrhunderts. Auf Zureden seines Verwandten, des Abtes Honoratus auf der Insel Lerina (jetzt von jenem Abte St. Honorat genannt), entschloß er sich im J. 426 zu dem einsamen Leben und bildete sich darin unter Anleitung des Honoratus in dessen Kloster. Letzterer ward bald darauf Bischof von Arelate, starb jedoch schon 429 und empfahl den Hilarius zu seinem Nachfolger, der auch, obschon nach langem Weigern, und erst durch ein göttliches Zeichen bewogen (wie sein alter Biograph erzählt), sich die Weihe ertheilen ließ. Er lebte als Bischof, wie früher, nach den Regeln mönchischer Enthaltsamkeit, stiftete eine Vereinigung von Lehrern seines Sprengels, welche hierin seinem Beispiele folgten, und verwaltete mit dem gewissenhaftesten Eifer das Predigtamt und die Aufsicht über die Kleriker seines Sprengels. Seinen Eifer für die Erhaltung der kirchlichen Disciplin bestätigen die Beschlüsse mehrerer Synoden, die unter seinem Vorsitze als Metropoliten gehalten wurden. Auf einer Synode zu Riez im J. 439 wurde der Bischof Armentarius von Ebrodunum abgesetzt, weil er gegen die kirchlichen Gesetze gewählt und geweiht worden war. Auf einer anderen Versammlung zu Arausio (jetzt Orange) im J. 441 wurden 30, theils die Kirchengebräuche, theils das Verhalten der Kleriker betreffende Verordnungen festgesetzt, welche auf einer Synode zu Arles im J. 443 wiederholt bestätiget wurden [1]).

Noch merkwürdiger aber, als durch diesen, damals schon seltener gewordenen Eifer für die Erhaltung und Beförderung der Kirchenzucht, ist Hilarius durch den Streit geworden, in welchen er mit dem römischen Papste Leo wegen der Metropolitanrechte seines bischöflichen Sprengels verwickelt wurde. Die römischen Bischöfe, welche damals daran arbeiteten, als Nachfolger Peter's und Pauls die Grundpfeiler einer monokratischen Hierarchie zu legen und zu befestigen, suchten seit Bischof Patroklus von Arles, der sich an den Zosimus (von 417—19) gewendet hatte, ihre geistliche Macht auf die benachbarten Diöcesen Galliens auszudehnen, ohne jedoch ihren Zweck zu erreichen [2]). Eine neue Gelegenheit zu einem solchen Versuche bot sich dem Papste Leo dar, welche für die römische Politik weit erfolgreicher hätte werden können, wenn nicht Hilarius durch Klugheit, Mäßigung und Standhaftigkeit seine Gerechtsame zu wahren verstanden hätte. Dieser hatte es nämlich auf einer Kirchenversammlung zu Vesontio (dem heutigen Besançon) dahin gebracht, daß Celidonius, wahrscheinlich Bischof dieser Stadt, abgesetzt wurde. Celidonius begibt sich nach Rom, um sich bei Leo darüber zu beklagen, und

1) Man s. *Harduin.* Act. Concil. T. I. p. 1747 sq. 1783 sq.
2) S. Bower's Gesch. d. röm. Päpste, übers. von Rambach. II. Th. S. 37 fg.

gegen den Beschluß der Synode zu appelliren. Er fand williges Gehör; Leo nahm ihn, wie der Erfolg schließen läßt, sogleich in die Kirchengemeinschaft wieder auf, und vernichtete also den Beschluß der gallischen Synode, was, ganz gegen die Gesetze der kirchlichen Disciplin war, da dem römischen Bischofe weder ein Recht, über die Angelegenheiten auswärtiger Sprengel zu richten, zustand, noch durch ein Privaturtheil desselben ein Synodalbeschluß aufgehoben werden konnte. Hilarius, in der Meinung, daß das, was absichtliche Politik Roms war, nur eine Folge der Überredung oder Übereilung seyn möge, reiste selbst zu Fuße und zwar bei kaltem Winter nach Rom, um den Papst in aller Ehrerbietung eines Besseren zu belehren, ihn zur Zurücknahme seines Beschlusses zu bewegen, und so allem weiteren Streite vorzubeugen. Natürlich war der Erfolg dieser Reise vergeblich: Leo erkannte in der Vertheidigung des Rechtes, welches H. auf seiner Seite hatte, nur Stolz und Anmaßung, sprach den Celidonius von den Beschuldigungen, die seine Absetzung veranlaßt hatten, frei, und setzte ihn in sein Bisthum wieder ein. Diese Gelegenheit benutzten mehrere gallische Bischöfe, deren Feindschaft sich H. durch die Strenge, womit er sie beaufsichtigte, zugezogen hatte; sie brachten förmliche Klagen bei dem römischen Bischofe gegen ihn an, und dieser erließ nun im J. 445 eines der heftigsten Schreiben [3]) gegen ihn an die Bischöfe der Provinz Vienne, in welchem er sie an die hohe Macht des apostolischen Stuhles, als des Stuhls Petri, des ersten der Apostel, erinnert, das Recht behauptet, Appellationen von auswärtigen Gemeinden anzunehmen und darüber zu erkennen, den Hilarius, als mehrerer Verbrechen schuldig, und wegen seiner Anmaßung gegen das Ansehen des allerseligsten Petrus, von der Kirchengemeinschaft des apostolischen Stuhls ausschloß, ihn des Rechtes verlustig erklärte, Bischöfe zu weihen, Synoden zu berufen, und die kirchliche Aufsicht über die Provinz Vienne zu führen. Damit nicht zufrieden, wirkte Leo in demselben Jahre bei dem Kaiser Valentinian III. jene merkwürdige Verordnung an die gallischen Bischöfe aus, durch welche er vermöge des Primates des apostolischen Stuhles als Rezent der ganzen Kirche anerkannt werden sollte und allen Bischöfen des römischen Reiches die Pflicht auferlegt wurde, nichts wider die alten kirchlichen Gewohnheiten, ohne Bewilligung des römischen Bischofs, zu unternehmen, und wenn sie aufgefordert würden, vor dem Richterstuhle desselben zu erscheinen. Das Urtheil, welches Leo gegen den Hilarius ausgesprochen, wurde aufs Neue bestätigt [4]).

Hilarius hatte nichts unversucht gelassen, um den Papst zur Billigkeit und Anerkennung der bestehenden Kirchengesetze zu bewegen, und noch zuvor die drei Ältesten, Ravennius, Nectarius und Constantius, deßhalb nach Rom gesandt. Leo beharrte auf seinen Entscheidungen, und eben so fuhr nun Hilarius fort, seine Rechte in jeder Hinsicht zu behaupten, bis er im Jahre 449 mit Tode abging [5]).

Daß Hilarius wegen dieses Benehmens gegen den römischen Stuhl bei den Vertheidigern der Rechte desselben immer heftigem Tadel Preis gegeben blieb, kann nicht befremden, obschon sein Gegner Leo selbst nach dessen Tode ihm das Lob eines heiligen und rechtschaffenen Mannes zu ertheilen kein Bedenken trägt [6]). Paschasius Quesnel fand sich deßhalb veranlaßt, eine ausführliche Schutzschrift für den Hilarius zu schreiben, und es konnte nicht schwer fallen, bei einer freieren Ansicht von der Disciplin der alten Kirche und den Rechten der Bischöfe, wie sie sich immer in der Mitte der gallikanischen Kirche erhalten hat, die Ehre und das Verdienst des Bischofs von Arles zu retten [7]).

Als Quellen für die Geschichte des H. dienen die, zwar mit Wundern und Mährchen ausgestattete, aber sehr alte Vita S. Hilarii Episc. Arelat., die oben Not. 1. genannten Synodalakten und die Briefe des Papstes Leo [8]). Unter mehreren Schriften, welche diesem H. fälschlich beigelegt werden [9]), verdient Auszeichnung der von ihm wirklich gehaltene Sermo de Vita S. Honorati Episc., seines Lehrers und Vorgängers im bischöflichen Amte, in welchem er zwar die Mönchsfrömmigkeit nicht genug zu preisen weiß, dabei jedoch in der Beredsamkeit sich vor den sonstigen Leistungen seines Zeitalters auszeichnet [10]). Andere Schriften desselben, als Predigten auf alle Festtage des Jahres, die Erklärung des Symbolum u. s. w., sind verloren gegangen.

(*Lobegott Lange.*)

HILARIUS, ein römischer Diakonus nach der Mitte des 4ten Jahrh., und Anhänger des Lucifer von Calaris, wurde von dem römischen Bischofe Liberius im J. 354, nebst anderen Abgeordneten, an den Kaiser Constantius geschickt, um sich gegen die Partei der Arianer zu erklären, von diesem aber sehr übel aufgenommen, und, wie die Gegner der Arianer erzählen, sogar gemißhandelt; im folgenden Jahre wurde er, da er den Athanasius nicht verdammen wollte, nebst Liberius und Anderen des Landes verwiesen. Als Anhänger des Lucifer ging er sogar so weit, zu behaupten, daß die Taufe der Arianer, so wie aller Ketzer, ganz ungiltig sei, und daß daher die von ihnen Getauften, wenn sie sich zur rechtgläubigen Partei wendeten, erst von dieser die wahre Taufe erhalten müßten. Er hatte diese Meinung in einer verloren gegangenen Schrift de haereticis rebaptizandis vertheidigt, und Hieronymus nennt ihn deßhalb

3) *Leonis* epist. X. p. 632. ed. *Baller.* 4) Die Widerrechtlichkeit dieses Verfahrens haben selbst katholische Gelehrte erwiesen. S. *du Pin* de antiqua Eccles. discipl. p. 206 sq. *Tillemont* Mémoires T. XV. p. 83.

5) S. *Bower* a. a. O. S. 140 fg. 6) In der Epist. Leon. 106. 7) Dissertat. V. seu Apologia pro S. Hilario, Arelat. Episcopo, im Tom. II. Opp. *Leon. M.* ed *Baller.* 8) S. dessen Opp. T. I., wo auch jene Vita steht. 9) Sie stehen in der Biblioth. Patr. Tom VII. p. 1228 fg. 10) Besonders herausg. von *Genebrard.* Paris. 1578. Abgedruckt in den Act. Sanct. bei *Holland.* unter dem 15. Jan. und in d. Tom. I. der Opp. *Leonis.*

den Deucalion Orbis [1]). Es werden ihm mehrere Schriften exegetischen Inhaltes beigelegt, wiewohl sich nicht beweisen läßt, ob sie ihn, und nicht vielleicht einen Anderen gleiches Namens zum Verfasser haben. So die Commentarii in epistolas Pauli tredecim, welche früher fälschlich dem Ambrosius von Mailand beigelegt und auch in dessen Werken abgedruckt worden sind [2]). Dieses, nicht ganz übel gelungene Werk ist allerdings zu Rom unter dem Bischofe Damasus verfaßt, wie aus einer Bemerkung desselben zu 1 Tim. 3. hervorgeht; auch führt Augustinus eine Stelle aus demselben unter dem Namen des heil. Hilarius an [3]): allein der Umstand, daß in demselben das Wiedertaufen der Ketzer verworfen wird, beweist, daß der Diakonus Hilarius dessen Verfasser nicht seyn könne; er müßte denn späterhin die Partei der Luciferianer verlassen haben. Auch wurden ihm früher die Quaestiones in Vetus et Nov. Testamentum als Verfasser zugeschrieben, welche unter den Werken Augustins [4]) stehen. Sie sind zwar zu Rom geschrieben um 370, wie aus der Quaest. 44. hervorgeht, scheinen aber eine Compilation mehrerer Verfasser zu seyn [5]). (*Lobegott Lange.*)

HILARIUS, ein Gallier, Mönch oder Kleriker, vielleicht ein Schüler oder Freund des Hilarius von Arles, in dem ersten Drittel des 5ten Jahrh.; von ihm ist nur ein ausführlicher Brief bekannt, welchen er an den Augustinus schrieb [6]), um ihn über die eigentliche Meinung der massilischen Mönche und anderer Kleriker Galliens von der Erbsünde und Gnade zu belehren; über den Inhalt des Briefes s. den Artikel Semipelagianer. (*Lobegott Lange.*)

HILARIUS, Bischof von Pictavium (Poitiers), im 4ten Jahrh., einer der eifrigsten Anhänger und Vertheidiger des athanasianischen Lehrbegriffs, der auch fast ein gleiches Schicksal mit dem Athanasius theilte. Geboren von heidnischen Ältern aus einer angesehenen Familie, scheint er eine sorgfältige Erziehung genossen, und sich besonders auf die Beredsamkeit gelegt zu haben. Ersteres erhellet daraus, daß er selbst, was damals im Abendlande schon seltener wurde, etwas Griechisch verstand. Höchst wahrscheinlich nahm er erst bei reiferen Jahren die christliche Religion an, und verheirathete sich. Gegen die Mitte des 4ten Jahrh. (denn genauer läßt sich die Zeit nicht bestimmen) wurde er zum Bischof seiner Vaterstadt erwählt; und es ist zweifelhaft, ob er als Bischof noch in ehelichem Verhältnisse mit seiner Frau gelebt habe. Bald aber verwickelte ihn sein neues Amt in die trübseligen Streitigkeiten, welche damals noch das ganze römische Reich beunruhigten, und endlich Ursache seiner Verbannung wurden. Unter dem Kaiser Constans genossen die Anhänger des Athanasius und die Vertheidiger der nicänischen Glaubensformel in Gallien den kaiserlichen Schutz und behaupteten die Oberhand. Als aber dieser im J. 350 ermordet und sein Bruder Constantius Beherrscher des Occidentes geworden war, veranstaltete dieser sofort mehrere Synoden, auf welchen Athanasius für einen Ketzer erklärt, und diejenigen Bischöfe, welche sich weigerten, dieses Urtheil zu unterschreiben, abgesetzt oder verbannt wurden. Hilarius, nächst dem bereits ins Exil geschickten Bischof Paulinus von Trier, eine der letzten Stützen der katholischen Partei in Gallien, fand es nun an der Zeit, sich der Vertheidigung der nicänischen Lehre zu unterziehen, und er scheint in dieser Zeit seine Bittschrift an den Kaiser Constantius [1]) geschrieben zu haben, um diesen von der Verfolgung der katholischen Partei abzumahnen, das Schädliche der arianischen Lehre darzustellen und ihn zur Zurückberufung der verwiesenen Bischöfe zu bewegen. Zugleich ward er Ursache, daß sich die katholischen Bischöfe in Gallien gänzlich von der Gemeinschaft der Arianischen trennten. Am Hofe des Kaisers, wo die arianisch gesinnten Bischöfe Saturninus von Arles, Ursacius und Valens das meiste Ansehen behaupteten, konnte Beides keinen günstigen Eindruck machen, und bewirkte den Entschluß, auch den H. außer Wirksamkeit zu setzen. Auf Veranstaltung jener Bischöfe wurde daher eine Kirchenversammlung nach Biterrä (jetzt Beziers) im J. 356 berufen, auf welcher Saturninus, wenn nicht den Vorsitz gehabt, doch das meiste Ansehen behauptet zu haben scheint. Vergebens bemühte sich hier H. den Athanasius zu vertheidigen; kaum fanden seine Beschuldigungen gegen die arianische Partei noch einiges Gehör. Da er hierdurch aufs Neue bewiesen hatte, wie wenig er auf eine andere Sinnesart zu bringen sei, so wurde endlich der Hof durch den Bericht seiner Gegner bewogen, ihn und den Bischof Rhodanus von Toulouse nach Phrygien ins Exil zu verweisen. In seinem Exil setzte er den Briefwechsel mit den ihm ergebenen Bischöfen Gallien's fort, und verfaßte seine Schrift de synodis s. de fide Orientalium [2]), um die streitenden Parteien zur Versöhnlichkeit zu ermuntern, sein eigenes Glaubensbekenntniß darzulegen, vor Mißverständnissen des katholischen Lehrbegriffs zu warnen, und die Vereinbarkeit der arianischen, auf so vielen Synoden festgesetzten Glaubensformeln in der wesentlichen Lehre von Vater und Sohn darzuthun. Wegen der Glimpflichkeit, womit er in diesem Schreiben die Lehren der Gegner dargestellt hatte, zog er sich selbst von den Anhängern seiner Partei Vorwürfe zu, und hielt es für nöthig, dagegen sich zu vertheidigen; dieß geschah in den Apologetica ad reprehensores libri de Synodis responsa [3]). In derselben Zeit schrieb er seine Libri XII de Trinitate s de Fide, eines seiner wichtigsten und ausführlichsten Werke, in welchem er die Lehre vom Vater, Sohn und Geist in

1) Im Dialog. adv. Luciferian. p. 305 in Opp. Tom. IV. ed. Bened. 2) Tom. V. p. 170. ed. Basil. 3) Contra duas Pelagian. epistol. libr. IV. c. 7. 4) Tom. III. Append. ed. Antwerp. 5) M. s. *du Pin* Nouv. Biblioth. des auteurs Eccl. Tom. II. p. 239 sq. *Oudin.* de scriptoribus eccl. antiq. Tom. I. p. 480 sq.

6) Epist. 226 inter Epist. August.

1) Liber primus ad Constantium Imper. in der Benediktiner Ausg. s. Werke p. 1217 fg. 2) In der ed. Benedict. p. 1149 fg. 3) Ibid. p. 1205.

den meisten Beziehungen, geschichtlich, exegetisch und dogmatisch, wie sie der kirchliche Glaube erforderte, darzustellen und gegen die Einwürfe der Arianer zu rechtfertigen sucht. Er nahm in seinem Exil Antheil an der Kirchenversammlung zu Seleucia im J. 359, wo jedoch die Partei der Anomöer durch die Gunst des Hofes die Oberhand behauptete; leitete eine Verbindung zwischen den gallischen und morgenländischen Bischöfen ein, deren Einige noch dem katholischen Lehrbegriffe treu geblieben waren, drang wiederholt auf eine Unterredung mit den arianischen Bischöfen, um zu sehen, wer siegen würde; und sprach dieß in einem zweiten Schreiben an den Kaiser Constantius im J. 360 (ad Constantium Aug. lib. II.) offen aus, worin er zugleich verlangte, der Kaiser möchte ihn seinen Gegnern, insbesondere dem Saturnin, gegenüber stellen, um zu erfahren, ob er eines Verbrechens beschuldigt und überwiesen werden könne. Man fand es daher für gerathener, einen so kühnen und selbst in seinem Exil für die Sache seiner Partei unermüdet thätigen Mann aus jenen Gegenden und aus der Nähe des Hofes wieder zu entfernen; so erhielt er die Erlaubniß, in sein Vaterland zurück zu kehren. Hier ward er von den Anhängern seiner Partei und vorzüglich in seiner Vaterstadt mit Jubel empfangen, obwohl er mit großer Betrübniß bemerkte, wie sehr der Arianismus in Gallien um sich gegriffen hatte. Seine freiere Lage benutzte er ungesäumt, um eine der heftigsten Schriften wider den Kaiser Constantius (contra Constantium Imperat. liber) bekannt zu machen, den er mit den bittersten Vorwürfen und Schimpfreden überhäuft, mit dem Nero, Herodes, dem Antichrist u. s. w. vergleicht. Nachdem er sich in seinem Vaterlande sicher glaubte, und auch die Verhältnisse der neuen Statsregirung eine freiere Thätigkeit gestatteten, suchte er theils durch Kirchenversammlungen in den verschiedenen Diöcesen, theils durch Streitschriften gegen die Gegner, den Arianismus nach und nach auszurotten, und erstreckte diese seine Bemühungen bis auf Italien, wo er sich mit dem Bischofe Eusebius von Vercellä zu diesem Endzwecke vereinigte. Ein Hauptaugenmerk richtete er später auf den des Arianismus verdächtigen Bischof Aurentius von Mailand, wo sich damals der Kaiser Valentinian aufhielt. Aurentius, der bei dem kaiserl. Hofe in großem Ansehen stand, war nicht ohne Grund des Arianismus angeklagt worden, und hatte sich gegen den den Frieden störenden Bekehrungseifer des H. und Eusebius erklärt. Valentinian ließ eine Unterredung zwischen Aurentius, Hilarius und anderen Bischöfen zu Mailand veranstalten, und der erste stellte hier seine Erklärung über den streitigen Lehrpunkt auf eine Weise, daß man an seiner Rechtgläubigkeit unmöglich zweifeln konnte. Dessen ungeachtet blieben die meisten Kirchen in den Händen der Arianer, und der Kaiser fand es nicht für gut, mit Gewalt einzugreifen. Um aber seinen Zweck vollkommen zu erreichen, suchte H., weil er von Aurentius hintergangen zu seyn glaubte, die Bürger Mailands gegen ihren Bischof aufzuwiegeln: der Kaiser, dem Alles an Erhaltung der öffentlichen Ruhe gelegen war, gab ihm daher Befehl, die Stadt zu verlassen. Dadurch aufgebracht, fiel er in einem Schreiben an alle katholischen Bischöfe und Gemeinden (liber contra Auxentium) mit der größten Erbitterung über den Aurentius her, verglich ihn mit dem Antichrist u. s. w. Aurentius blieb jedoch bis an seinen Tod im ruhigen Besitze seines Bisthums. Hilarius selbst starb bald darauf am 13. Jan. 368, und hatte noch zuvor einige ruhigere Jahre seines Lebens auf Bearbeitung exegetischer Schriften verwendet; seine tractatus super Psalmos hatte er mit Benutzung griechischer Väter, vorzüglich des Origenes, verfaßt, und sie erlangten durch den Ruf der Rechtgläubigkeit und Heiligkeit ihres Verfassers, so wie durch die Empfehlung des Hieronymus, ein größeres Ansehen, als sie ihres Inhaltes wegen verdienten. Seine Erklärung des Buches Hiob ist, nebst einigen anderen Schriften, verloren gegangen. Sein Commentarius in Evangel. Matthaei, der sich erhalten hat, ist voll von allegorischen Spielereien, auch manchen irrigen und sonderbaren Ansichten und Behauptungen, ohne eigentlichen Werth für das Verständniß des biblischen Buchs.

Daß Hilarius, ein so eifriger Vertheidiger der Rechtgläubigkeit, der selbst für seinen Glauben die Verbannung erduldet hatte, bald nach seinem Tode in den Ruf außerordentlicher Heiligkeit kommen mußte, lag ganz im Geiste des Zeitalters. Schon Fortunatus, sein alter Biograph, und Gregor von Tours erzählen, daß noch bei seinem Leben eine Menge Wunder von ihm geschehen sei, und bei seinem Grabe sollten noch weit mehrere gesehen werden. Es wurden ihm daher bald Kirchen geweiht; seine Fürbitte bei Gott als besonders wirksam angesehen; seine Reliquien ausgestellt und verehrt, und so gelangte er, den man Anfangs als Bekenner (Confessor) geehrt hatte, in den folgenden Jahrh. zu der Ehre eines der ersten Heiligen. Man ist jedoch in Frankreich noch in der neueren Zeit streitig, wo sein Leichnam begraben liege, indem Einige behaupten zu Poitiers, wo die Reformirten denselben im J. 1562 verbrannt haben sollen, Andere im Kloster St. Denys. — Quellen über das Leben desselben sind theils seine eigenen, bereits angeführten Schriften, theils einzelne Bücher des Hieronymus, die Geschichte des Sulpicius Severus (vorzüglich lib. III.), des Gregor von Tours, und vorzüglich die Vita S. Hilarii des Fortunatus [4]), die in der Mitte des 6ten Jahrh. verfaßt zu seyn scheint; ob von dem Bischof von Poitiers, Venantius Fortunatus, ist zweifelhaft [5]). — Des H. Schriften sammelte zuerst Erasmus und gab sie kritisch berichtigt heraus: Basil. 1523; diese Ausgabe ist 4 Mal (1526. 1535. 1550 u. 1570) wiederholt worden. Seltener ist die Ausg. des *Ludov. Miraeus.* Paris. 1544. fol. Eine andere, sehr

4) In d. Acta Sanct. M. Jan. Tom. I. In den Opp. *Hilar.* p. CXXVII. 5) Man sehe außerdem mehr über s. Leben in der Vita S. Hilarii von *Coutant* in der ed. Bened. s. Werke. *Tillemont.* Mémoir. Tom. VII. und die histoire littéraire de la France Tom. I. Part. II. p. 139 sq. Schröckh Kirch. Gesch. Th. XII. S. 271 — 368.

fehlerhafte beſorgte *Joh. Gillot.* Paris. 1572. Eben daſ. erſchien eine neue Ausgabe 1605, welche 1617 zu Cöln nachgedruckt und zu Paris 1631. 1652 wieder aufgelegt wurde. Die beſte Ausg. iſt die Benediktiner, vorzüglich durch *Pet. Coutant* beſorgte, Paris. 1693; die ſchönſte die zu Verona 1630 erſchienene und von Scipio Maffei kritiſch berichtigte; dieſen Vorgängern folgte Oberthür in ſ. Ausg. Würzburg 1785 fg. 8. Auszüge aus des Hilarius Schriften gibt Rößler in d. Biblioth. d. Kirchenv. 9r Th. (*Lobegott Lange.*)

HILARIUS (Georg), aus Seeland, geſt. am 22. Sept. 1656 im 70ſten Jahre, Rektor der Schule zu Kopenhagen, dann Profeſſor und Conſiſtorialaſſeſſor, hat ſich durch mehrere philoſophiſche, mathematiſche und chronologiſche Schriften zu ſeiner Zeit verdient gemacht *), und gab die Rhetorik des Reſenius heraus. (*R.*)

Hilarotragoedia, ſ. Komoedia und Tragoedia.

Hilary (St.), ſ. Hellier (St.)

Hilasmos, ſ. Hilastica, Opfer u. Verſöhnung.

HILASTICA, auch DIALLACTICA genannt, ſind Sühnopfer, welche die Griechen irgend einer beleidigten Gottheit darbrachten, um den Zorn derſelben abzuwenden. Auch die Reinigungsopfer wurden unter die Hilastica gerechnet, und die römiſche lustratio heißt bei den Griechen Hilasmos. S. übrigens die Art. Opfer und Verſöhnung. (*C. W. Müller.*)

HILAZUN PIRA, Nebenfluß des Amur in der Mandſchurei. (*R.*)

HILCHEN VON LORCH, dem Wappen nach zu urtheilen, gleich den Hertwichen, Heiden, Leyen, Schetzel und Borngaß von Lorch, ein Zweig des alten, reich begüterten und weit verbreiteten, urſprünglich zu Lorch, im Rheingau, anſäſſigen Geſchlechtes von Lorch. Hermann Hilchen von Lorch, Ritter, ſtarb im April 1358; Ude, Knecht von Lorche, dem Erzbiſchof Heinrich III. von Mainz, wegen in ſeinem Dienſte erlittenen, auf 100 Pfund Häller berechneten Schadens jährlich 10 Pfund Häller auf den Weinmarkt zu Geiſenheim anwies (am 22. Aug. 1343), war allem Anſehen nach dieſes Hermann Sohn. Philipp, Hermanns Urenkel, kommt 1434 als Schultheiß zu Lorch und Niederheimbach vor. Deſſen Sohn, Johann, wurde in ſeiner Ehe mit Agnes von Diez, um 1450, Vater von fünf Kindern. Eine Tochter, Margaretha, ſtarb 1518 als Äbtiſſinn des Kloſters Marienkron, zu Oppenheim, dem ſie ſeit dem J. 1497 vorgeſtanden hatte. Ein Sohn, Philipp, war der letzte Prior des ſäculariſirten Kloſters Bleidenſtatt, und der erſte Dechant des daraus gebildeten Ritterſtiftes. Der älteſte Sohn endlich, Hans, Schultheiß zu Lorch, vermählte ſich 1488 mit Eliſabeth von Walderdorf, und ſtarb 1512, einen Sohn und eine Tochter hinterlaſſend. Die Tochter, Margaretha genannt, wie ihre Tante, folgte derſelben im J. 1518 als Äbtiſſinn des Kloſters Marienkron, und ſtarb 1547. Der Sohn, jener berühmte Hans Hilchen von Lorch, der ſo viele Jahre, im Verein mit andern Rittern, einen großen Theil der Rheinlande, auch ſelbſt das ferne Lothringen und Heſſen, durch ſeine Reisfahrten und Streifzüge beunruhigt hatte, gerieth 1515 auch mit dem Kurfürſten Richard von Trier in Fehde. Der größere Theil des Erzſtiftes wurde durch ſeine Scharen ausgeplündert, und damit nicht zufrieden, entführte er aus mehreren Orten Geißel, die für die richtige Bezahlung ausgeſchriebener Brandſchatzungen einſtehen ſollten. Dergleichen waren z. B. Richard, der Schultheiß von Senheim, und ein angeſehener Bürger aus Zell, die in Berncaſtel aufgehoben, nach der Burg Thann, im Wasgau, gebracht wurden, und dort ganzer 5 Monate in den ſchrecklichſten Verließen ſchmachten mußten, bis der Kurfürſt ſich unter Franzens von Sickingen Bürgſchaft, zu einem Löſegelde von 5000 Gulden verſtand. Sie wurden alſo entlaſſen, die 5000 Gulden blieben aber unbezahlt, welches für den von Sickingen eine der nächſten Veranlaſſungen zu ſeinem verderblichen Zuge gegen die Stadt Trier wurde. Hans, der nach Kräften ſeine und ſeines Freundes Sache verfochten hatte, diente ſpäter dem Könige von Frankreich und dem Kaiſer, ſtarb, 64 Jahre alt, den 15. April 1548, und wurde in der Pfarrkirche zu Lorch begraben, wo ſein noch vorhandenes, einen geharniſchten Ritter vorſtellendes Denkmal ihn als kaiſerl. oberſten Feldmarſchall „in den Zügen gegen den Erbfeindt den Dürcken vnd den König zu Frankreich in den Jahren MDXXXXII. III. vnd IIII." bezeichnet und von ihm ausſagt, daß er „ſonſt noch VII Züg helffen dun." Seine Gemahlinn, Dorothea von Rüdesheim († 1512), hatte ihm nur eine Tochter, Maria, geboren, die an Adam Vogt von Hunolſtein verheirathet wurde, und mit welcher die von Hermann, mit dem unſere Genealogie anfängt, abſtammende Linie gänzlich erloſchen iſt. Noch beſtand aber eine jüngere, von dieſes Hermann Bruder Fritſcho abſtammende Linie. Fritſcho's Enkel, Friedrich, vermählte ſich um 1400 mit Liebmuth von Rheinberg. Ein Enkel dieſes Friedrichs, ebenfalls Friedrich genannt, kommt 1453 und 1469 als Schultheiß zu Lorch vor, und wurde in ſeiner Ehe mit einer Weyer von Nikenich der Vater des jüngeren Friedrich, der durch ſeine Heirath mit Adelheid von Grenzau Haus und Hof zu Dernbach, bei Montabaur, zur Hälfte erwarb, auch, nachdem er ſolche neuerdings der trier'ſchen Kirche zu Lehen aufgetragen, von Erzbiſchof Otto am 21. Jan. 1426 damit, ſo wie mit den grenzau'ſchen Gütern zu Boppard (neben welchen Lehenſtücken in einem ſpätern Lehenbriefe, vom J. 1457, auch das Patronatrecht der Pfarrkirchen zu Engers und Bendorf vorkommt) belehnt wurde, am 10. Mai 1456 den großen Bundesbrief der trierſchen Edeln und Städte unterzeichnete, und am 11. März 1484 das Zeitliche ſegnete. Von dieſes jüngern Friedrich Töchtern kommt Dorothea 1496 und 1519 als Äbtiſſinn zu Chumb, Katharina 1503 als Äbtiſſinn zu Aulenhauſen vor, ſein einziger Sohn, Philipp, aber ſtarb im J. 1517, nachdem er Schultheiß, ſodann Amtmann zu Lorch geweſen, auch in ſeiner Ehe mit Eliſabeth von

*) Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd., 1597 nach *Witte's* diar. biograph.

Bicken Vater mehrerer Kinder geworden, unter welchen doch nur Diether, Amtmann zu Lorch im J. 1517, als der Stammvater der beiden, zuletzt blühenden Linien, zu bemerken ist. Die jüngere, von Diethers Sohne Adam abstammend, erlosch mit dessen Enkel, Johann Adam, der unverehlicht blieb, und am 2. Febr. 1606 die Welt verließ. Diethers älterer Sohn, Friedrich, wurde in seiner Ehe mit Agnes Boos von Waldeck ein Vater von 8 Kindern. Zwei Töchter, Klara und Anna, starben als Äbtissinnen auf dem Rupertsberge, Klara den 7. Mai 1571, Anna den 25. Nov. 1596, Maria Johanna war Priorinn zu Engelport, der älteste Sohn, Friedrich, Gem. Anna von Boetzelaer, wurde der Vater von Johann Wilhelm, auf Dernbach, der sich am 23. Jan. 1615 mit Maria Elisabeth von Stein verheirathete, und der Großvater von Johann Wilhelm II. Dieser, des Kantons Mittelrhein erbetener Ritterrath († um 1681), war mit Sophia Margaretha Geldrichen von Sigmarshofen verheirathet, und durch sie Vater von 4 (oder 5) Kindern. Eine Tochter, Anna Elisabeth, wurde des Johann Burkard von Carben Hausfrau, eine andere Eleonora Charlotta, blieb ledig, nachdem ihr Bräutigam, Johann Philipp Rüdt von Bödigheim kurz vor der Hochzeit gestorben, und beerbte noch zum Theile ihre beiden Brüder. Der jüngere, Friedrich Christoph, kurtrierscher Hauptmann und Hofcavalier im J. 1682, ging später in holländische Dienste über, und war Brigadier, als er am 14. Jul. 1711 in des Fürsten Johann Wilhelm Friso von Nassau-Dietz Gefolge bei Moerdyk über das Hollands-Diep setzen wollte, und sammt dem Fürsten ertrinken mußte. Der ältere, Philipp Ludwig, kurtrierscher Major im J. 1687, später Oberster über ein Regiment zu Fuß und Gouverneur der Festungen Cöblenz und Ehrenbreitstein, auch, im J. 1707, adeliger Bürgermeister zu Coblenz, legte seine Stellen kurz vor dem 2. Mai 1719 nieder, starb, in hohem Alter, zu Dernbach, den 14. Febr. 1722 und wurde in seiner Familiengruft, in der Pfarrkirche zu Montabaur beigesetzt. Er war, wie seine Brüder, unverehlicht geblieben, mithin der letzte Mann des Hauses, weßhalb auch, nach vollendeter Begräbnißfeierlichkeit seine Wappenschilder umgestürzt wurden. In den trierschen Lehen, Haus, Hof und Mühle zu Dernbach, Dorf Winterborn, den Zehnten zu Bachem, Haus, Hof und Gut zu Boppard, und Gut zu Bendorf, folgten ihm seine Schwester Eleonora Charlotta und eine Sophia Maria von Erffa, die vermuthlich seine Nichte war.

(*v. Stramberg.*)

Aus der Familie Hilchen von Lorch bildete sich die Familie von Hilchen und zwar auf folgende Art. Philipp IX. H. v. L., welcher nach Humbracht am 25. Jul. 1581 starb, heirathete, wie es heißt, außer seinen Stand. Sein Sohn Johann Philipp wurde aus der Mitbelehnschaft der Güter gelassen, weßhalb er sich nicht mehr von Lorch nannte, trat in hessen-rotenburg'sche Dienste, wurde Oberschultheiß zu Langenschwalbach, und hinterließ einen einzigen Sohn Johann Christoph Hilchen (geb. 1646, † 1702). Dieser Sohn war bei den Landgrafen Ernst Leopold von Hessen-Rotenburg Kanzleirath und Amtmann zu Sontra und hatte 8 Söhne und 3 Töchter. Georg Leo Hilchen, der älteste, Sohn von Joh. Christoph, bekleidete dieselbe Stelle, welche sein Vater gehabt hatte; sein Sohn dagegen, Johann Friedrich wurde fürstl. Hessen-Kassel'scher Oberkammerrath und Oberamtmann zu Rauheim. Auch hatte dieser das Glück, von seinem Schwiegervater, dem hessischen ersten Statsminister Freiherrn Sigismund Waitz von Eschen im J. 1768 adoptirt zu werden, worauf er den Namen Waitz von Eschen, genannt von Hilchen annahm. Er starb 1781. Seine 5 Söhne traten in hessische oder preußische Statsdienste, gelangten durch ihre Kenntnisse zu hohen Stellen und erwarben ansehnliche Besitzungen. Vgl. den Art. Waitz*).

(*Albert Frh. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HILCHENBACH, Amt, im Kreise Siegen des königl. preuß. Reg. Bez. Arnsberg. Nördlich gränzt es an das köllnische Süder- oder Sauerland und östlich an das Fürstenthum Witgenstein. Hohe Gebirge, die einen Theil des alten Rothars ausmachen, durchstreichen es nach allen Seiten. An ihren höchsten Gipfeln entspringen hier bei dem Dorfe Lützeln die Eder, und nicht sehr fern davon die Sieg. Der Bach Ferndorf durchfließt das Amt, und ergießt sich in die Sieg. Der Boden an den Abhängen der Berge ist meist mager und unergiebig, aus verwitterter Grauwacke und Thonschiefer bestehend, darum der Ackerbau gering und seine Produktion bei Weitem nicht zureichend für die Zahl der Einwohner. Dagegen finden sich in allen Thälern die trefflichsten Wiesen, deren Bau hier wie im ganzen Siegerland kunstmäßig und mit solchem Eifer betrieben wird, daß er den höchsten Ertrag gibt, und vielen Gegenden Teutschlands als Muster empfohlen werden kann. Auch hat die Natur, was am Ackerbau abgehet, auf andere Weise reichlich ersetzt. Alle Berge sind mit Holz bedeckt, das größten Theils in den schönsten Hochwaldungen, theils in Niederwaldung und Haubergen besteht, die neben dem Brandholz die zum Hütten- und Hammerbetrieb nöthigen Kohlen hergeben. Viele hundert Menschen finden hier das ganze Jahr durch im Holzmachen, Kohlenbrennen und Fahren Beschäftigung und Verdienst. Die Köhler bilden kleine Waldkolonien, sie ziehen im Frühlinge aus, und Manche sehen erst im Spätherbste die Heimath wieder. Die Niederwaldungen werden alle 16 bis 18 Jahre abgetrieben, liefern außer dem Holz viel Lohe für die Gärber, und der Boden wird umgehackt und gebrannt, das erste Jahr mit Korn, das zweite mit Buchweizen besäet. Sie werden mit vieler Schonung behandelt, und ihre Bewirthschaftung ist musterhaft. Die Einwohner des Dorfes Helberhausen finden in dem Ahorn- und Birkenbaume eine gute Quelle für Nahrung und Bereicherung, indem sie aus ihrem Holze Eßlöffel schnitzen. Man gibt an, daß sie sonst in einem Jahre 1 Million solcher Löffel gefertigt, und damit 8000 Gulden verdient hätten. Aber seitdem auch unter

*) Strieder hess. Gel. Gesch. 16r Bd. S. 409.

den Landleuten der Luxus höher gestiegen, ist dieser Erwerb herab gekommen. — Doch den reichsten Segen Gottes findet dieses Amt in seinen Bergwerken. Sie liefern Silber, Kupfer, Stahlstein, Brauneisenstein und Blei und stehen zum Theil in guter Ausbeute. Vor Allem aber ist die Grube an der Martinshard in dem Dorfe Müsen sehens- und bewundernswerth. Hier bricht der beste Stahlstein in reichem Maße. Ein zum Theile gewölbter Grundstollen führt in ihr Inneres, das so regelmäßig ausgebaut ist, daß es 10 Etagen oder Stockwerke bildet, zu welchen von unten aus eine Treppe von mehreren hundert meistens in den Stahlstein gehauenen Stufen führet. Ihre Befahrung ist dadurch so gemächlich und sicher, wie vielleicht die keiner andern Grube in Teutschland. Schon 1313 wird ihrer in Urkunden gedacht, aber vermuthlich war sie schon früher da und seit dem stehet sie in ununterbrochenem Bau. Im J. 1826 wurde ein neuer tieferer Grundstollen für sie angefangen, dessen dereinstiger Durchschlag auf 100 Jahre berechnet ist. — Auf diese Bergwerke gründet sich hier der Betrieb von 2 Silber-, 6 Stahl-, 1 Eisenhütten, 6 Stahl-, 4 Eisen- und 3 Reckhämmern. — Das Amt umschließt in den 4 Kirchspielen Hilchenbach, Müsen, Crombach und Ferndorf 38 Dörfer und 3 Höfe, mit einer Seelenzahl, die sich ungefähr auf 7000 beläuft. Die Einwohner bekennen sich fast ausschließlich zur evangelischen Kirche. Der Aufenthalt in den tiefen und engen Gebirgsthälern, die tägliche Beschäftigung in den Wäldern, Gruben und beim Hütten- und Hammerbetrieb haben ihnen einen eigenthümlich-schönen Charakter eingeprägt, in dem neben Geradheit, Biedersinn und Festhalten an alterthümlicher Sitte ein besonderes Aufgelegtseyn für ernste, geistige Thätigkeit hervortritt. Der bekannte Johann Henrich Jung, genannt Stilling, ist unter ihnen im Dörflein Grund (er selbst führt es pseudonym Tiefenbach an) 1740, am 12. Sept. geboren. — Die Gegend gehörte in der Vorzeit zum Oberlohngau, und stand unter der geistlichen Aufsicht des Erzbischofs von Mainz und des Archidiakons zum heil. Stephan. Ihre Urgeschichte ist sonst durchaus dunkel, und wann sie an die Grafen von Nassau gekommen, unbestimmt. Vermuthlich erfolgte das Letztere am Ablaufe des 12ten Jahrh.; im folgenden legte Graf Heinrich der Reiche von Nassau auf einer einsamen waldigen Berghöhe die Burg Ginsberg an, welche Graf Johann I. von Nassau-Dillenburg 1389 mit kaiserl. Bewilligung zum Sitze eines Freistuhles des heimlichen westphälischen oder Fehmgerichts machte, dessen Gerichtsbezirk sich von den Gränzen der westphälischen Herrschaft Bilstein bis zur Grafschaft Sayn erstreckte. Sie liegt schon lange in Ruinen. Auch errichtete der Ritter Friedrich vom Haine hier 1239 das Jungfrauenkloster Keppel, Prämonstratenser Ordens, das 1538 evangelisch, um 1594 in ein weltliches Damenstift verwandelt, und in den neuesten Zeiten aufgehoben wurde. — Zum Siegerlande gehörig hat dieses Amt mit diesem seit 1255 zum Nassau-Otto'schen Landestheile gehört und gleiche Schicksale mit diesem erfahren. Nach dem 1623 erfolgten Tode des Grafen Johann des Mittleren von Nassau, des Stifters der Siegen'schen Linie, kam es an dessen zweiten Sohn Wilhelm, und bildete einen eignen Landestheil, der aber mit dessen Tode 1642 wieder aufhörte. In dem langjährigen Streite zwischen der Siegener reformirten und katholischen Fürstenlinie hat es manche Bedrängnisse erduldet, ist aber immer bei der ersten geblieben, bis es an Oranien-Nassau überging. 1806 kam es zum Großherzogthum Berg; 1814 wieder an Oranien-Nassau, und 1815 an die Krone Preußen. — Die adeligen Familien von der Hese, die ihren Burgsitz zu Hees jetzt Junkernhees, seit 1372 von Nassau zu Lehen trugen, von Holdinghausen, Wischel von Langenau mit dem gleichnamigen Burgsitze, und die Selbach von Lohe waren ehemals hier heimisch, sind aber alle ausgestorben.

(*C. D. Vogel.*)

HILCHENBACH, Flecken, und Amtssitz im königl. preuß. Kreise Siegen an dem Bache Ferndorf gelegen, hat 135 Häuser und etwas über 1000 Selen. Außer geringem Ackerbau werden hier einige Lohgärbereien betrieben. Ehemals hatte er auch einige Wollenmanufakturen. Die St. Veits-Pfarrkirche war sonst dem Kloster Keppel einverleibt, kam aber 1495 an die Grafen von Nassau. Der Fürst Wilhelm Moritz von Nassau-Siegen erhob 1687, 1. Mai das damalige Dorf zu einem Flecken und ertheilte ihm bürgerliche Privilegien, Rechte und Freiheiten. Damals zählte es 77, hundert Jahre später aber 144 Bürger. (*C. D. Vogel.*)

HILDA, HILDE, Äbtissinn des Klosters Streaneshalh, war eine Anglinn aus edlem Geschlecht im Reiche Northumberland, Tochter Hererich's, des Neffen des Königs Edwin, und Bregoswith's. Als Edwin und seine Angeln im J. 627 vom Bischof Paulinus den christlichen Glauben annahmen, und die Taufe empfingen, war auch Hilda darunter, damals noch nicht 7 Jahre alt; 23 Jahre nachher beschloß sie, die Welt zu verlassen, und dem Heiland allein zu dienen; und begab sich in das Land der Ostangeln, deren König ihr Verwandter war, um von da, wenn sie irgend könnte, Heimath und alle Habe verlassend, nach Gallien zu gelangen, und dort im fremden Lande im Kloster Cala (Chelles) für den Herrn zu leben; denn in demselben Kloster erwartete zu jener Zeit ihre Schwester Heresswith, die Mutter des ost-anglischen Königs Adulf die ewige Krone. Diesen Vorsatz auszuführen brachte Hilda ein ganzes Jahr in Ost-Angeln zu, aber vom Bischof Aidan in ihr Vaterland zurück gerufen, erhielt sie einen Ort mit einer Familie (d. h. ein Stück Land eine Leibeigen-Familie zu ernähren ausreichend) an der nördlichen Seite des Flusses Wire (Wear), wo sie ein Jahr mit wenigen Genossen ein Nonnenleben führte. Dann wurde sie Äbtissinn des Klosters Heortheu, welches von der Nonne Heru nicht lange vorher errichtet, aber, da diese kurz nach der Stiftung sich Calcaceſter zur Wohnstätte gewählt hatte, von Hilda nach der Klosterregel geordnet ward. Nachdem so Hererich's Tochter hier einige Jahre thätig gewesen, errichtete sie auch das Kloster Streaneshalh, stand als Äbtissinn diesen beiden Anstalten eifrig vor, und

machte sie zur Pflanzschule der geistlichen Gelehrsamkeit. Unter ihren Zöglingen waren die nachmaligen Bischöfe Bosa, Ätla, Östfor, Johann und Wilfrid. Den trefflichen Dichter Cädmon veranlaßte sie, Mönch zu werden, und zwar in ihrem Kloster, und wies ihm als Stoff seines Gesanges die Genesis und die andern Hauptschriften der Bibel an. So entstand die berühmte Paraphrasis. Doch nicht bloß ihren Klöstern leuchtete Hilda als Beispiel geistlicher Thätigkeit (sie schrieb und hinterließ geistliche Betrachtungen) und als Muster eines gottesfürchtigen Lebens vor, sondern auch in die Ferne wirkte sie, wie schon ihre hinterlassenen Briefe bezeugen würden, wenn es der Geschichtschreiber auch nicht hervorgehoben hätte. Selbst Fürsten und Könige befragten sie um ihren Rath. Als sie während ihrer 6 letzten Lebensjahre von Fiebern hart heimgesucht ward, minderte sie dennoch so wenig als möglich ihre Thätigkeit, und ertrug, um als Dulderinn voran zu leuchten, ihre Leiden mit Dank und Geduld. Kein Wunder daher, daß sie nicht bloß im Leben unter ihren Zeitgenossen berühmt ward, sondern daß man auch glaubte und erzählte, ihr Tod sei von Erscheinungen begleitet, und sie habe noch nach demselben Wunder gewirkt. Sie starb 60 Jahre alt den 17. Nov. 680 *). (*Ferdinand Wachter.*)

HILDA, bezeichnet in ältern pommernschen Urkunden bald den Rikfluß bald das Kloster Eldena bei Greifswald; daher man in den Studentenliedern noch wohl bisweilen Hildathen statt Rikathen findet.

(*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

HILDAFR oder HILDOFR, 1) Genius des Krieges, ein Freund der Hildur, soll sehr klug gewesen seyn und im Busen der Insel Radsey gewohnt haben †). Der Name dieser Insel, imperium insulae, deutet seinen Einfluß auf den Krieg an, unter welchem immer die durch den Kampf der Elemente bewirkte Veränderung der Witterung bezeichnet wird. Hildafr ist deßwegen dem nordischen Dichter ein hoher, die Witterung leitender Genius.

2) Sohn Odins, welcher in der nord. Mythe die höchste Aufsicht über die Folge der Naturveränderungen darstellt. Vgl. Odin. (*Schincke.*)

Hildanus (Wilhelm Fabricius), s. Fabricius.

HILDBURGHAUSEN, das Herzogthum. Durch den Theilungsvertrag der Söhne des Herzogs Ernst des Frommen, des Stifters der herzogl. gotha'schen Hauptlinie, im J. 1680, erhielt Herzog Ernst, der sechste Sohn, die Ämter und Städte Hildburghausen, Eisfeld, Heldburg, das Amt Veitsdorf und die Hälfte des Amtes Schalkau, welches letztere aber 1723 durch Tausch und Kauf an das Herzogthum Meiningen kam. Durch einen neuen Vertrag vom 16. Febr. 1683 kam auch das Amt Königsberg an Hildburghausen, und nachdem die koburg'sche Nebenlinie des gotha'schen Hauses mit ihrem Stifter, dem Herzog Albrecht 1699 ausgestorben, erhielt es für seine Erbansprüche das Amt Sonnenfeld und Behrungen, 1705. Die politischen Bestandtheile des Herzogthums waren also in Theil der Pflege oder des Fürstenthums Koburg, die Kellerei Behrungen in der Grafschaft Henneberg, und das Pfandamt Königsberg im Würzburg'schen. Sonnenfeld, Königsberg und Behrungen liegen von dem Hauptlande abgetrennt; ersteres westlich und nördlich von koburg'schem und östlich und südlich von baiernschem Gebiete umgeben; Königsberg liegt ganz im baiernschen, ehemals würzburgschen Lande zwischen Königshofen an der fränkischen Saale und Haßfurth am Main; Behrungen wird nördlich von dem meiningenschen Amte Maßfeld, östlich von dem Amte Römhild, und westlich von Baiern begränzt. Der Flächeninhalt des Gesammtlandes wird auf 12 □Meilen angegeben. Das Herzogthum liegt zwischen dem 28° 8′ bis 29° 57′ östl. L. von Ferro, und zwischen 50° 61′ bis 50° 38′ nördl. Br. und gränzt mit seinem Hauptlande gegen Nordosten an das Schwarzburg'sche, gegen Osten an das meiningensche Oberland, im Südosten an das Koburg'sche, im Süden an Baiern, im Westen an Römhild, gegen Nordwesten an den Kreis Schleusingen und im Norden an das großherz. weimarsche Amt Ilmenau. Der nördliche Theil der Hauptlande gehört zum Thüringer Wald und erstreckt sich bis auf den Rücken desselben, wo die Quellen der Schleuse und Werra sind. Diese Gegend ist mit Fichtenwaldungen bedeckt und ziemlich rauh. Hier erhebt sich des Landes höchster Berg, der, wie das meiste umliegende Gebirg aus Thonschiefer bestehende Bleß, 2699 F. über der Meeresfläche. Bei Eisfeld erweitert sich das Werrathal, das Klima wird milder, der Boden fruchtbarer, gute Äcker und schöne Wiesen zeigen sich. Der Boden ist größten Theils sandig und die niedern Theile der Gebirge bestehen aus Flötzsandstein und Flötzkalkstein, aus denen einzelne Berge von Basalt und Porphyrschiefer hervor ragen, wie der Festungsberg bei Heldburg, der Straufhain und andere. Dieser südliche niedere, von vielen kleinen Thälern durchschnittene Theil gehört zum Maingebiete, und wird von zwei Flüßchen der kleinen Rodach und Creek durchströmt, die vereiniget bei Koburg in die Itz fallen. — Da durch den letzten Theilungsvertrag nach dem Aussterben der gotha'schen Linie, im Nov. 1826, das Herzogthum Hildburghausen als solches zu bestehen aufgehört hat, zwei Ämter, Königsberg und Sonnenfeld an Koburg, die übrigen Theile desselben sämmtlich an Meiningen gefallen sind und eine neue Organisation erhalten haben, so gehört eine weitläufigere Darstellung des Landes, seiner Einwohner, Produkte u. s. w. unter den Art. Herzogthum Meiningen.

(*Herzog*)

Zunächst dem Landesherrn stand bei der Landesverwaltung ein Geheime-Raths-Collegium; die Angelegenheiten des Innern leitete eine Landesregirung mit verschiedenen, der öffentlichen Verwaltung angemessenen Departements, das Land selbst war in 6 Ämter, eben so viel Ephorien und Forstämter getheilt. Das Land

*) Beda Venerabilis, Historia Ecclesiastica, L. II. c. 14. Lib. III. c. 24. Lib. IV. c. 23. c. 24.

†) Harbardsl. 7.

wird bewässert von der Werra, welche die meisten Gewässer des Landes abführt, die Schleuße, Rodach, Naßlach, Steinau, von denen einige dem Main zufließen. Die Berge und Bergzüge gehören zum Thüringer Waldgebirge; zu den ausgezeichnetsten gehören außer dem Bleß der Arolsberg, Kirchberg u. a., doch keiner von bedeutender Höhe. Das Land bringt in den flächern Gegenden Getreide, in den höhern Walderzeugnisse, ferner Thon, Salz, etwas Wein, Obst und dergl.; zeichnet sich aber, wenn auch durch angenehme Gegenden, doch nicht durch vorzügliche Fruchtbarkeit aus. Eine Landkarte über H. ist von Homann in Folio, eine von Schreiber auf einem halben Bogen erschienen; außerdem ist es ziemlich vollständig auf der weimar'schen großen Karte von Teutschland, so wie auf der zu Berlin erschienenen. (*G. F. Winkler.*)

Es folgen nun noch biographische Nachrichten von den Herzogen und Prinzen von Hildburghausen.

Ernst, der Stifter der hildburghausenschen Linie, trat nach dem Tode seines Vaters in Kriegsdienste und befand sich unter den kursächsischen Hilfstruppen bei der Entsetzung der Stadt Wien im J. 1683; zwei Jahre darauf war er bei dem Entsatze von Gran und der Eroberung von Neuhäusel; später trat er in holländische Kriegsdienste. Er vermählte sich, den 30. Nov. 1680 mit Sophie Henriette, der Tochter des Fürsten Georg Friedrich zu Waldeck, erzeugte mit ihr 3 Söhne und 2 Töchter, von denen ein Sohn und eine Tochter in frühem Alter starben, und führte in seinem Hause das Recht der Erstgeburt ein. Er starb als Senior der Ernestinischen Linie im 60sten Jahre, den 17. Oktober 1715.

Ernst Friedrich I., geb. den 21. Aug. 1681, folgte seinem Vater in der Regirung. Er war zu Anfange des spanischen Erbfolgekrieges in holländischen und dann in kaiserl. Kriegsdiensten und trug in der Schlacht bei Höchstädt eine Armwunde davon. Er verheirathete sich den 4. Febr. 1704, mit Sophie Albertine, einer Tochter des Grafen Georg Ludwig von Erbach und der Prinzessinn Luise Anna von Waldeck, welche ihm die geldernsche Grafschaft Cuylenburg als Heirathsgut zubrachte, die er aber, 1720, mit Einwilligung seiner Gattinn an die Staten von Geldern verkaufte. Er starb, 42 Jahre alt, den 9. März 1724 und hinterließ zwei Söhne Ernst Friedrich II., der ihm in der Regirung folgte, und Ludwig Friedrich, der in holländische Dienste trat, General der Infanterie wurde, und 1759 als Gouverneur zu Nimwegen starb.

Ernsts zweiter Sohn, Ernst Friedrichs I. Bruder, Joseph Maria Friedrich Wilhelm Hollandinus, geb. den 8. Okt. 1702, trat im J. 1719 in kaiserl. Dienste, wurde katholisch und gelangte bald zu den höchsten militärischen Ehrenstellen. Als Generalfeldzeugmeister kommandirte er von 1737 bis zum Belgrader Frieden ein besonders Armeecorps gegen die Türken, und wurde darauf zum Reichsgeneral-Feldzeugmeister ernannt. Er stand bei der Kaiserinn Maria Theresia sehr in Gnaden und erhielt im Anfang des 7jährigen Krieges den Oberbefehl über die Reichsarmee; aber nachdem sie mit den Franzosen vereint bei Roßbach, 1757, von den Preußen bis zur Vernichtung geschlagen worden, trat er vom Kriegsschauplatz ab. Er starb zu Hildburghausen, als Senior des Ernestinischen Hauses, den 4. Jan. 1787. Er war mit Anna Victoria von Soissons aus dem Hause Savoyen vermählt, hinterließ aber keine Kinder.

Ernst Friedrich II., geb. den 17. Dec. 1707, war bei seines Vaters Tode minderjährig und stand unter der Vormundschaft der Mutter, welche bis zu seiner Mündigkeit auch der Landesregirung vorstand. Im J. 1726 vermählte er sich mit der Gräfinn Karoline von Erbach-Fürstenau, übernahm 1728 die Regirung und starb 1745. Sein erstgeborner Sohn

Ernst Friedrich Karl, geb. den 10. Jun. 1727, stand bis zu seiner Volljährigkeit unter der Vormundschaft seiner Mutter. Während seiner Regirung wurde er durch ein ergiebiges Bergwerk veranloßt, von dem Münzregal Gebrauch zu machen, was ihm eine reichsfiskalische Klage und viele Unannehmlichkeiten zuzog. Der Statshaushalt des Herzogthums Hildburghausen war durch den Reichskrieg und andere Umstände in die größte Zerrüttung gerathen. Der Herzog, welcher die Prachtliebe und Verschwendungssucht seines Großvaters geerbt, verstand sich nicht einzuschränken. Fremde Komödianten und Hofsänger wurden in Dienst und Sold genommen, offene Tafel und prangende Hoffeste gehalten, während weder Kaufleute und Handwerker, noch die Beamteten bezahlt wurden. Schulden wurden auf Schulden gehäuft und der Herzog gerieth in solche Verlegenheit, daß der Kaiser sich im J. 1769 genöthigt sah, unter der Direktion der verwitweten Herzoginn von Meiningen und des Prinzen Joseph Friedrich, des Oheims des Herzogs, eine Debitcommission in Hildburghausen zu errichten, welche die Forderungen der Gläubiger untersuchen und Einnahmen und Ausgaben regeln sollte. Die sämmtlichen Schulden überstiegen die Summe von 4 Millionen Gulden fränk.; die jährlichen Revenuen des Herzogthums beliefen sich auf 71,827 Gulden und 56,643 Gulden mußten davon für Besoldungen, die Statsverwaltung und die Hofhaltung verwandt werden; die Civilliste des Herzogs betrug nur 12,000 Gulden. Die Kosten der Erziehung der fürstl. Kinder mußte das Land tragen. — Der Herzog Ernst Friedrich Karl starb den 22. Sept. 1780 zu Seidingstadt, wohin er sich begeben, um der Ruhe auf dem Lande zu genießen, und die Schutthaufen seiner Residenz, deren schönster Theil durch einen Brand, 1779, eingeäschert worden, nicht immer vor Augen zu haben. Er war dreimal verheirathet; seine erste Gemahlinn war Louise, eine Tochter Christians VI. von Dänemark, starb den 8. Aug. 1756; seine zweite war Christiane Sophia Charlotte, die einzige Tochter des Markgrafen Friedrich Christian von Brandenburg-Baireuth, die 4 Tage nach ihrer ersten Entbindung, den 8. Okt. 1757 starb; die dritte Gattinn war Erneſtine Auguſte Sophia, die Tochter des Herzogs Ernst August von Sachsen-Weimar. Von dieser hinterließ er eine Prinzessinn Karoline Erneſtine Friederike,

welche ihrem väterlichen Oheim, dem Prinzen Friedrich Wilhelm Eugen, der meistens zu Öringen bei seiner mit dem Fürsten von Hohenlohe-Neuenstein-Öringen verheiratheten Schwester lebte, vermählt wurde, und einen Prinzen, der ihm in der Regirung folgte.

Friedrich, geb. den 29. April 1763, war bei seines Vaters Tode noch minderjährig und sein Großoheim, der kaiserl. Feldmarschall Prinz Joseph, durch das Testament des verstorbenen Herzogs zum Vormund und Regent bestellt. Erst nach dem Tode des Großoheims, den 4. Jan. 1787, ergriff der junge Herzog die Zügel der Regirung selbst; schon hatte er sich mit Charlotte Georgine Louise Friederike, der ältesten Tochter des damaligen präsumtiven Erbprinzen, hernach Herzogs, zuletzt Großherzogs von Meklenburg-Strelitz, den 3. Sept. 1785 vermählt. Bald nach seinem Regirungsantritt brach die franz. Revolution aus und schon 1796 erfuhr das Land die ersten Folgen der kriegerischen Stellung, welche die teutschen Staten gegen Frankreich zu Gunsten der Monarchie angenommen, indem der General Lefebre einen Einfall ins Amt Königsberg machte. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena trat der Herzog Friedrich, den 15. Dec. 1806 dem Rheinbunde bei und schloß 1807 mit dem neuen Großherzog von Würzburg einen Vertrag über die ganerbschaftlichen Dörfer ab. Bis zum Sturze Napoleons erfüllte er treu alle Pflichten eines Gliedes des Rheinbundes; nach der Schlacht bei Leipzig trat er zu den Alliirten und stellte sein Bundeskontingent. Nach dem Abschlusse und der Befestigung des Friedens gab er unter den sächsischen Fürsten Einer der ersten dem Herzogthume, dem 13ten Bundesartikel gemäß, eine landständische Verfassung. Nach dem Theilungsvertrag des herzogl. gotha-altenburg'schen Erbes, vom Nov. 1826, trat er sein angestammtes Herzogthum Hildburghausen an den Herzog von Sachsen-Meiningen ab, und erhielt das Herzogthum Altenburg, mit Ausnahme der Grafschaft Kamburg, wo er, als der Begründer einer neuen Speziallinie der Herzoge von Altenburg, gegenwärtig regirt *). (*Herzog.*)

HILDBURGHAUSEN, das herzogl. sachsen-meiningensche Verwaltungsamt, besteht aus der Stadt, von der es den Namen erhalten hat, und 29 Gemeinden, die zusammen 1674 Häuser, 10,235 Einw. und 2437 Familien zählen, und 262 Pferde, 4498 Stücke Rindvieh, 9321 Schafe, 677 Ziegen und 2661 Schweine besitzen. Es liegt an beiden Ufern der Werra und wird von den meiningenschen Verwaltungsämtern Römhild, Heldburg, Eisfeld und dem koburg'schen Gebiete begränzt. Sein Umfang wird auf 2¼ □St. gerechnet. Ackerbau und Viehzucht bilden die Hauptnahrungszweige der Bewohner; der Boden ist fruchtbar und der Wiesenbau an mehreren Orten vortrefflich; der Ernteertrag ist im Durchschnitt in einem mittlern Jahre 18,000 Achtel Weizen, 36,000 Achtel Korn, 15,000 Achtel Gerste, 20,000 Achtel Hafer und über 100,000 Säcke Kartoffeln. Auch die Obstzucht ist in vielen Gemeinden sehr gepflegt [1]). (*Herzog.*)

HILDBURGHAUSEN, die Stadt, in Urkunden Hiltpershusia, Villa Hilperti, mit 362 Häusern, 3427 Einw. und 917 Familien, liegt auf dem rechten Ufer der Werra, und war bis 1826 die Residenz der Herzoge des Fürstenthums Hildburghausen; jetzt ist sie der Sitz des nach ihr benannten meining. Verwaltungsamtes und eines Stadt- und Kreisgerichtes, des Oberlandesgerichtes und des Ober-Consistoriums für das ganze Herzogthum Meiningen. Bis zum 14ten Jahrh. war Hildburghausen ein offener Ort und erhielt von dem Grafen Berchtold von Henneberg, 1323, Mauern. Als Landgraf Balthasar sich mit Katharina, Tochter des Burggrafen von Nürnberg und der Tochter des Fürsten Berthold von Henneberg vermählte, erhielt er Hildburghausen, Eisfeld und Heldburg zum Brautschatz, welche von dieser Zeit an immer bei dem Hause der Landgrafen von Thüringen und Herzoge von Sachsen verblieben. Erst als Hildburghausen die Hauptstadt des Fürstenthums und die Residenz des Herzogs wurde, gewann die Stadt an Umfang und Häuserzahl. Das Residenzschloß an der Südseite der Stadt wurde von dem ersten Herzog, Ernst, in den Jahren 1685 bis 1695 erbaut, und ist auf der einen Seite von einem großen Garten umgeben. Die ganz regelmäßig erbaute Neustadt wurde unter Ernst Friedrich I. größten Theils von französischen reformirten Flüchtlingen angelegt. Die Stadt litt mehrere Male durchs Feuer, vorzüglich 1779, wo das Schloß sammt einem großen Theil der Häuser in Asche verwandelt wurde [2]). Hildburghausen hat drei Kirchen, ein Rathhaus, ein wohl eingerichtetes Gymnasium, ein Landschullehrerseminarium für das ganze Herzogthum, ein Zucht- und ein Waisenhaus, ein Zeughaus, zwei Druckereien, eine Buchhandlung und mehrere gut eingerichtete Gasthöfe [3]). Jährlich werden in der Stadt 6 Jahrmärkte gehalten. (*Herzog.*)

Hilde, 1) Biogr. s. Hilda. 2) Landr. s. Raufe.

HILDEBALD, ILDEBALD, König der Ostgothen in Italien von 540—541 n. Chr., früher ein Stammfürst dieser Nation und reicher Grundbesitzer in der Umgegend von Verona, — nach der Eroberung der Reichshauptstadt Ravenna und der Gefangennehmung seines Vorfahrs, Vitiges, durch den Byzantiner Feldherrn Belisarius, erwählt zu Pavia von etwa 1000 waffenfähigen Gothen, dem Überreste der furchtbaren, bei Perusium geschlagenen Heermacht, nachdem Braja, des Vitiges Neffe, die bereits wankende Krone ausgeschlagen hatte. Sein erstes Herrschergeschäft war ein Friedensantrag an den

*) Die ausführlichste und ziemlich ins Einzelne gehende Biographie des Herzogs Friedrich findet sich im II. Jahrg. des Regentenalmanachs, S. 411 — 458. Ilmenau 1827.

1) In dem frühern Zustande enthielt es 1 Stadt, 1 Marktflecken, 25 Dörfer und 5 Höfe; Sitz des Amtes war und ist die Stadt Hildburghausen. (*G. F. Winkler.*)

2) Das Schloß ist nach den Feuersbrünsten von 1725 u. 1779 schöner wieder aufgebaut; und der wohl eingerichtete Garten ist mit einem Wassergraben umgeben. 3) Sonst war Hildburghausen Sitz der obern Landesbehörden, welche aber seit dem Anfalle an Meiningen zum Theil aufgelöst und versetzt wurden. (*G. F. Winkler.*)

Belisarius, welcher ihn jedoch verwarf, die Rücklieferung der gefangenen Familie des neuen Königs weigerte und sich zu neuem Kampfe bereitete, als ein Befehl des Kaisers Justinian ihn plötzlich aus Italien nach Konstantinopel abrief, wohin er den gefangenen Vitiges mitführte. Die von ihm in Italien zurück gelassenen Feldherrn, nicht mehr vom strengen Heerfürsten gezügelt, fingen an planlos zugleich und grausam gegen die Gothen zu verfahren; die Härte, mit welcher der vom Kaiser nach Ravenna gesandte Logothet Alexander die rückständigen Steuern eintrieb, regte den Geist der Unzufriedenheit bei den Völkern Italiens noch mehr an, und so gelang es dem Hildebald leicht, die Gothen aus Ligurien und Venetien um sich zu sammeln. Mit dieser Heermacht schlug er den ihm über den Po hinaus entgegen gerückten Byzantiner Feldherrn, Vitalius, bei Treviso, und stand im Begriff, in einem entscheidenden Feldzuge sein Reich zu befreien, als eine durch die Mißgunst und Habsucht der Führer, wie durch die Zuchtlosigkeit der Streiter im Heer erregte Meuterei seine Schritte hemmte und den kaum begonnenen Aufschwung des Volkes zu vernichten drohte. Hildebald glaubte ein Beispiel geben zu müssen; in Vraja's Benehmen gefährliche Umtriebe erkennend, ließ er ihn durch Meuchelmord tödten, vermehrte aber so den bereits durch Strenge erregten Haß seiner Krieger, wie die Furcht des Volkes vor Tyrannei, und ward bald darauf — ob in Folge einer politischen Verschwörung oder als Opfer geschworener Blutrache, ist ungewiß — von dem Gepiden Vilas, einem Anführer seiner Leibwache, an der Tafel erschlagen. Sein Tod veranlaßte eine Spaltung zwischen den Gothen und den ihnen verbündeten Rugiern; jene wählten den Totilas, Hildebalds Neffen zum Könige, die Rugier ihren Feldherrn Erarich (Ehrenreich). Indeß nach des Letztern, seines Einverständnisses mit den Byzantinern wegen, bereits im fünften Monat erfolgter Ermordung vereinigten sich beide Völker aufs Neue unter dem Totilas gegen den gemeinschaftlichen Feind *). (*Benicken.*)

Hildebald, Erzbisch. zu Köln, s. Hildebold.

Hildebert, fränkische Könige, s. Childebert.

HILDEBERT, HILPERT, (XII) Erzbischof und Kurfürst zu Mainz, geboren in Franken, war früher Benediktiner, und lebte im Kloster zu Fulde, zu dessen Abt er erhoben wurde. Von hier kam er 927 auf den erzbischöflichen Stuhl. Seinen kirchlichen Eifer erprobte er 932 auf der Synode zu Erfurt. 955 versetzte er die Gebeine seiner 10 Vorgänger aus der Kirche des h. Hilars in die des h. Alban, und wohnte 936 der Erhebung des römischen Königs Otto I. zum Kaiser in Aachen bei, hing das Schwert an dessen Seite, legte den Mantel um dessen Schultern, salbte ihn auch in Gegenwart der Erzbischöfe von Trier und Köln und anderer Großen des Reichs, und setzte ihm die Krone auf das Haupt. Er starb bereits am 24. oder 31. Mai 937 im höchsten Ruhme *). (*Jäck.*)

Hildebert von Mans, s. den folg. Art. Hildebert von Tours.

HILDEBERT, unrichtig zuweilen Hydalbert, Gildebert und Aldebert, (Hildebertus de Lavardino, H. Cenomanensis, H. Turonensis), Erzbischof von Tours, war 1057 von bürgerlichen Ältern auf dem Schlosse Lavardin in Vermandois geboren. Unter des berühmten Berengars von Tours Leitung machte er früh in Sprachen und Wissenschaften ungemeine Fortschritte, und im Kloster Cluny, wo er die Theologie studirte, zeichnete er sich so rühmlich aus, daß er als Lehrer an die Stiftsschule zu Mans berufen wurde, der er 18 Jahre mit erfolgreichem Eifer vorstand. Er wurde daselbst 1092 (nach Einigen 1094) Archidiakonus, und 1097 erhoben ihn die Geistlichen auf den erledigten bischöflichen Stuhl [1]). Kirchliche Unruhen und politische Streitigkeiten mit dem Könige Wilhelm II. von England, der sich der Stadt Mans bemächtigte, trübten seine Tage, gaben ihm aber auch Gelegenheit, seine Weisheit und Standhaftigkeit in Vertheidigung der Gerechtsame der Kirche gegen die Angriffe der weltlichen Macht zu zeigen [2]). Eine Folge davon war, daß ihm 1125 (nach Einigen 1129), wider seine Neigung, das Erzbisthum von Tours übertragen wurde [3]). Einzig seinem Berufe lebend, sorgte er für das geistliche und leibliche Wohl der ihm untergebenen Provinz, suchte die Sitten der Geistlichkeit zu verbessern, präsidirte auf dem Concilium zu Nantes, wo sehr gute Statuten gegeben wurden, um herrschenden Mißbräuchen und Unordnungen zu steuern, und setzte seine Bemühungen so lange fort, bis ihn am

*) *Jornandes* de regn. success. p. 145 et 146; Rehms Gesch. d. Mittelalt. Bd. I. §. 5. S. 258 u. f.

*) *Trithemii* chronicon Hirsaug. ab a. 927 ad 937. — *Ditmari* Merseb. L. II. p. 331 et 358. — *Alberti Stadensis* p. 213. — *Broweri* antiquit. Fuld. L. II. C. XII. 154. — *Gundling* de Henrico I Aucupe §. 30. p. 211. — Necrologium Fuldense. — *Serarii* rer. Mogunt. cura *Joannis* T. I. 424—427.

1) Nach einem Briefe des Ivo, Bischof von Chartres (Epist. 277.), worin der Archidiakonus Adalbert beschuldigt wird, mehrere uneheliche Kinder gezeugt zu haben, und den Rath erhält, der Wahl zu entsagen, im Falle er sich dieses von mehreren Mitgliedern seiner Kirche ihm Schuld gegebenen Verbrechens wirklich bewußt seyn sollte, — hat man geschlossen, daß Hildebert früher ein ausschweifendes Leben geführt haben müsse (*Baronii* Annal. ad a. 1088.), und es dürfte sich wohl dieser Vorwurf nicht gänzlich zurück weisen lassen, da weder die Echtheit des Briefes oder die Identität der Namen Adalbert und Hildebert zu bezweifeln ist, noch eine bloße Verleumdung der Anklage zu Grunde gelegen zu haben scheint, wie *Beaugendre* in der Vita Hildebert. pag. XIX. der Vorr. der Ausg. s. Werke meinte. 2) Die Händel mit K. Wilhelm von England hatten vielleicht darin ihren Grund, daß dieser ihn als Anhänger seiner Feinde in der Normandie ansahe, oder Hildebert sich seinen Gelderpressungen von geistlichen Gütern widersetzte. Letzterer sahe sich endlich genöthiget, nach Rom zu reisen, um bei dem Papste Hilfe zu suchen. Kaum zurück gekehrt, wurde er gefangen gesetzt, nach England abgeführt, und ihm auferlegt, sich wegen mehrerer Verbrechen, deren er angeschuldigt worden, durch die Feuerprobe zu reinigen. Er lehnte dieß jedoch auf den Rath des Ivo von Chartres ab. 3) Auch hier kam er in Streitigkeiten mit dem Könige von Frankreich, Ludwig dem Dicken. Nach diesen Händeln mit der weltlichen Macht, und seiner Reise nach Rom, und einzelnen Äußerungen in seinen Schriften zu schließen, scheint er ein eifriger Vertheidiger der Rechte und Ansprüche seines Standes gewesen zu seyn. (*L. Lange.*)

18. Dec. 1134 der Tod abrief. Betrachtet man diesen Kirchenvorsteher von Seiten seines Charakters, seiner Sorge für das Wohl der Kirche und seiner Gelehrsamkeit, so erscheint er in jeder Beziehung als ein Mann, der seinem Zeitalter Ehre machte, und der den Beinamen des Heiligen oder Ehrwürdigen verdiente, den ihm einige Schriftsteller beilegen, wiewohl er in keinem Martyrologium aufgeführt wird. Sanftmuth, Demuth, Uneigennützigkeit, Mildthätigkeit waren Tugenden, die er in jedem Verhältniß und unter allen Umständen übte. Mit einem nie rastenden, erleuchteten Eifer sorgte er für Verbesserung und Bewahrung der Kirchenzucht, so wie für die Belehrung der Geistlichkeit und des Volks. Von Natur furchtsam, bewies er, wenn es Noth that, einen wahrhaft apostolischen Eifer, und weder Versprechungen noch Drohungen konnten ihn verleiten, seiner Überzeugung untreu zu werden. Den besten Beweis von seiner vielseitigen gelehrten Ausbildung geben seine Schriften, die ehemals in so hohem Ansehen standen, daß sie als classische Werke in den Schulen Frankreichs und Italiens gelesen wurden. Als Theolog hat er sich für immer dadurch merkwürdig gemacht, daß er im Occident es zuerst versuchte ein System der Dogmatik zu entwerfen, welches der Form nach die Grundlage aller späteren Systeme war, und in dieser Hinsicht für die Geschichte der Dogmatik eine besondere Bedeutung hat [1]). Sein Versuch dient gleichsam als Norm, die ferneren Ausbildungen und Fortschritte der Wissenschaft zu berechnen. Die Methode, deren er sich bediente, bestand darin, daß er zuerst gewisse Dogmen festsetzte, die er theils aus Stellen der Bibel, theils aus Zeugnissen der älteren Kirchenväter bewies, und die Schwierigkeiten und Einwürfe, die gemacht werden könnten, durch philosophische Demonstrationen zu entfernen suchte. So sehr er sich aber das Ansehen eines biblischen Theologen gab, so war doch Augustinus sein Hauptführer, und die Bibel, die er aus der Vulgata citirte, erklärte er im Geiste seines Zeitalters, enthielt sich aber mehr, als andere scholastische Theologen, unfruchtbarer Spitzfindigkeiten. Auffallend ist es, daß er die wichtigen Lehren von der Erlösung, vom Glauben an Jesus, von der Besserung und den großen Hoffnungen der Christen unberührt ließ. Er war der Erste, der sich des Wortes Transsubstantiation bediente [2]), um damit des Brotes Verwandlung im Abendmahl in den Leib Christi zu bezeichnen. Dieses Wort wurde im Anfange des 12ten Jahrh. auf der vierten lateranischen Kirchenversammlung, wo die Lehre von der Transsubstantiation zum Range eines wesentlichen Glaubensartikels erhoben ward, zum ersten Male von einem Concilium angenommen. Seine zahlreichen Predigten [3]) enthalten viel Lehrreiches und Erweckliches, aber der Stil ist allzu sehr mit Bildern und Stellen der heil. Schrift überladen, denen der Verfasser, im Geschmacke seines Jahrhunderts, einen allegorischen Sinn beilegt, und in den Predigten an den Marien- und Heiligentagen erhebt er die Himmelskönigin über alle Maßen. Als Philosoph zeichnet er sich als origineller Selbstdenker durch sinnreiche Kürze, Deutlichkeit und Gründlichkeit vor vielen nachfolgenden Scholastikern aus, auf deren Ansichten und Urtheile seine Vorstellungen einen bedeutenden Einfluß hatten. Bemerkenswerth ist besonders sein Tractatus de querimonia s. conflictu carnis et animae, eine Nachahmung der Boethischen Consolatio philosophica, und seine Moralis philosophia s. tractatus de utili et honesto, eine seltene Erscheinung für jene Zeit, im Geiste des Seneka geschrieben, und mit Stellen aus diesem, aus Cicero, Horaz und Juvenal durchwebt [4]). Hildebert hinterließ auch 129 Briefe in 3 Büchern, wovon das erste die moralischen und asketischen, das zweite die dogmatischen und disciplinarischen, und das dritte die freundschaftlichen enthält. Aus ihnen erkennt man besonders, daß ihr Verfasser mehr als die gemeine Gelehrsamkeit seiner Zeit, und besonders eine vertraute Bekanntschaft mit der classischen römischen Literatur besaß. Sie sind in einem eleganten, edeln Stile geschrieben, klar und lakonisch, und wurden in den Schulen als Muster gelesen [5]). Endlich war Hildebert auch ein sehr fruchtbarer lateinischer Dichter, und seinen, ebenfalls zum Schulunterricht häufig benutzten Gedichten dürften, in Hinsicht auf Inhalt und Redebau, nur wenige gleichzeitige an die Seite gesetzt werden können. Sie sind, nach dem Geschmacke des Zeitalters, größten Theils gereimt, öfters dem Ovid nachgeahmt, nicht frei von Verstößen gegen das Metrum und die Reinheit des Stils, und verbreiten sich über sehr mannichfaltige Gegenstände [6]). Man hat ihm verschiedene Schriften beigelegt, die nicht von ihm herrühren; andere findet man noch ungedruckt in Bibliotheken. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke hat den Titel: Ve-

1) Tractatus theologicus, zum ersten Mal abgedruckt, in der unten anzuführenden Ausgabe seiner Werke p. 1006—1102. Einen äußerst magern Auszug daraus gibt Cramer in seiner Fortsetzung des Bossuet Th. 5. Bd. 2. S. 595—99, u. die hist. lit. de la France T. XI. 362 sq. Besser und vollständiger Ziegler in seinem Beitrag zur Geschichte des Glaubens an das Daseyn Gottes. Nebst einem Auszug aus der ersten abendländ. systemat. Dogmatik Hildeberts. Gött. 1792. 8. S. 70—108. Der Verfasser gibt die Summe des Buchs in lat. Sprache, mit fortlaufenden räsonnirenden Erläuterungen. 2) In seinem Sermon in coena domini u. a. a. O. Opp. p. 422 u. 689; ausführlicher in seinem Tract. de sacram. altaris p. 1403.

3) Sermones de tempore, de sanctis, de diversis, ad pastores, ad monachos et sanctimoniales, u. v. a., an der Zahl 140, von denen vor der Ausgabe seiner Werke nur 3 gedruckt waren. Opp. p. 211—880. 4) Von seinen philosophischen Ansichten und Meinungen s. *Bruckeri* hist. crit. philos. T. III. 670. Tiedemanns Geist der spekulat. Philosophie, 4r Bd. 471., und Tennemanns Gesch. d. Philos. 8r Bd. 1ste Hälfte. 106. 5) *Crevier* hist. de l'univ. de Paris T. I. 227. 6) Die Zahl der größern Gedichte beläuft sich auf 19; die übrigen sind Epigramme und Grabschriften. Unter den erstern sind zu bemerken die Carmina de ornatu mundi, de operibus sex dierum, versus de S. Susanna, Mathematicus, de exilio suo, de vera et falsa amicitia epistola; ferner: Epigrammata in laudem Angliae, epigramma in Hermaphroditum u. a. m. Verschiedene seiner Gedichte findet man, außer der Ausgabe seiner Werke, in *Leyseri* hist. poetar. med. aevi p. 389, u. in *Wernsdorfii* poet. latin. min. T. V. P. I. p. 203. Vgl. Lessings Kollektaneen, Bd. I, 375. Briefe an Penzel, Bd. I, 311.

nerabilis Hildeberti opera tam edita quam non edita. Accesserunt Marbodi opuscula. Quae ad Mss. codd. recensita, notis passim illustrantur. Labore et studio D. *Ant. Beaugendre.* Par. 1708. fol.; auch in *Gallandi* bibl. PP. T. XIV. 337, womit noch einige Nachträge zu verbinden sind, die von Baluze und Muratori bekannt gemacht wurden [7]). (*Baur.*)

Hildebertus, s. Hildebert.

Hildebod, s. den folg. Art.

HILDEBOLD, HILDEBALD, HILDEBOD, HILDIVAD, (VI) Erzbischof zu Köln, begleitete König Karl den Großen aus Italien nach Teutschland in der Eigenschaft eines Gesandten P. Hadrian's I., um dem Könige in geistlichen Angelegenheiten beizustehen. In Sachsen war er an der Seite K. Karls, als dieser es in die 8 Bisthümer: Bremen, Halberstadt, Hildesheim, Verden, Paderborn, Minden, Münster und Osnabrück theilte. Er begleitete 782 den K. Karl nach Frankreich, dann nach Köln, wo er bei einer zahlreichen Versammlung von Bischöfen den erledigten erzbischöflichen Stuhl erhielt. Sobald der Herzog Wittekind von Sachsen 785 sich hatte taufen lassen, unterzeichnete er zu Mainz in einer Kirchenversammlung die Urkunde für die Errichtung des Bisthumes Verden, wie später zu Speier jene für Bremen. Im J. 794 war er zu Frankfurt an der Seite K. Karls, als eine zahlreiche Versammlung von Bischöfen Teutschlands, Italiens und Frankreichs die Lehre der Felicianer (s. d. Art. Adoption) verdammte. Eben daselbst wurde er an die Stelle des gestorbenen B. Angilram von Metz zum päpstlichen Gesandten am Hofe des Kaisers ernannt; weßhalb er von da an als Erz-Kaplan in öffentlichen Urkunden erscheint, z. B. in Karls Schreiben vom J. 797 an den engländischen König Offa. Nachdem P. Leo III. 799 von den Römern mißhandelt worden, und sich nach Teutschland zum K. Karl begab, wurde ihm Hildebold, mit Karls Sohne, Pipin, entgegen geschickt, um ihn nach Paderborn zum K. Karl zu geleiten. Er erhielt nach dem Ausspruche der Großen des Reichs den Auftrag, den Papst in seine Würde wieder einzusetzen, und diejenigen zu züchtigen, welche sich an ihm vergangen hätten. Er reiste daher am Ende des Sommers mit Leo nach Rom, wo sie mit ungemeiner Freude empfangen wurden. Als der König von der bekannten Reise nach Rom, wo ihm die Kaiserkrone aufgesetzt wurde, zurück kehrte, erhielt Hildebold das Kloster Mondsee in Baiern; 803 übertrug er dem B. Ludger das Bisthum Münster, segnete ihn ein, und beauftragte ihn, den Friesen die christliche Religion zu predigen, und die Kirche des Klosters Werden einzuweihen; 805 wohnte er dem Reichstage zu Thionville bei, auf welchem K. Karl die unter seine Söhne zu vertheilende Erbschaft der Reiche durch einen letzten Willen bestimmte, Achen als Sitz des teutschen Reiches wählte, und dem Erzbischofe von Köln, mit Einwilligung P. Leo III., das Recht verlieh, jeden König zu krönen. Im J. 808 brachte er Gebeine einiger Heiligen aus der Nähe von Paris nach Malmedy in Achens Bezirke, und 811 wird er als der zweite der Bischöfe genannt, vor welchen K. Karl d. Gr. sein Testament niederschrieb. Als der Kaiser seines Alters wegen, 813, die Regirung seinem Sohne Ludwig übergeben wollte, und einen Reichstag zu Mainz veranstaltete, rieth ihm Hildebold eine Veränderung der geistlichen und weltlichen Stats-Verhältnisse, begleitete Vater und Sohn nach Achen, und krönte Ludwig zum Mitregenten. Kaum war Karl 814 vom Fieber ergriffen, als man Hildebold herbei rief, um ihm das Abendmahl zu reichen, und ihn zum Tode vorzubereiten, welcher auch 28. Jan. 814 erfolgte. Den Schatz, welchen K. Karl ihm vermachte, verwendete er zum Bau einer neuen Kölner Domkirche. 816 wurde er nebst den Bischöfen von Arles und Lyon vom K. Ludwig beauftragt, dem Papst Stephan V. entgegen zu reisen; und begleitete diesen nach Rheims, begab sich später mit dem Kaiser nach Achen zu der im Oktober veranstalteten Versammlung der Bischöfe, auf welcher er den Vorsitz führte, und Gesetze für die Klosterbewohner vorschlug. 817 krönte er den erstgebornen Prinzen Lothar des K. Ludwig zum römischen König und Mitregenten; 819 vermachte er seine Bücher, welche P. Leo III. aus Rom an K. Karl gesendet, und er durch den B. Werlo von Laon hatte abschreiben lassen, der Dom-Bibliothek zu Köln, starb am 3. Nov. 819, und wurde in die Kirche der h. Helena begraben, weil vielleicht die von ihm angefangene Domkirche noch nicht vollendet war *). (*Jäck.*)

HILDEBRAND, CHILDEBRAND, geb. 737, Bruder Karl Martell's und Sohn von Pipin dem Dicken, soll angeblich Stammvater der Capetinger gewesen seyn; vgl. 1ste Sect. XV, 126. (*R.*)

Hildebrand (der alte), Hauptheld der germanischen Sage, s. Heldenbuch.

Hildebrand, s. Gregor VII.

HILDEBRAND, Zuname mehrerer Gelehrten; die wichtigeren derselben sind:

1) Andreas, praktischer Arzt aus Stettin in Pommern, gest. 1637, früherhin Leibmedikus bei dem Grafen von Stolberg, schrieb epistolae medicae de haemorrhagia, de generatione calculi, de cornu cervino, de gutta Gamandra, welche man in *Greg. Horst's*

---

7) Vita, ex ejus scriptis et veterum monumentis adornata, bei s. Werken von Beaugendre. *Trithem.* de scriptor. eccles. c. 350. *Vossius* de hist. lat. 281. 378. *Ej.* de poetis lat. 73. *Cave* hist. lit. T. II. 164. *Oudin* de scriptor. eccles. antiq. T. II. 993. Hist. lit. de la France T. X. 358. *Fabricii* bibl. lat. med. et inf. T. III. 255. *Ej.* bibl. lat. T. III. 315. *Bayle* Dict. Hamb. zuv. Nachr. 4 Th. 115. Auszug 1439. *Teillier* hist. des aut. sacrés T. XXII. 12. Unschuld. Nachr. 1723. 6. 19. Schröckhs Kirchengesch. 24r Th. 357, 28r Th. 401, 29r Th. 315. Henke's Kirchengesch. 2r Th. 197. Fuhrmanns Handwörterb. d. Kirchengesch. 2r Bd. 300.

*) Godeau's Kirchengeschichte Th. XVII. S. 68. — *Moerckens* conat. chron. ad catal. archiep. Colon. 1745. 4. p. 58—61. — *Merssaeus* de origine archiep. Col. 1736. 8. p. 36. — *Opmer* catal. arch. et ep. omn. Col. 1596. 8. p. 149. — *Hartzheim* concil. Germ. I. 215, 247, 288.

observatt. medicc. findet, und übersetzte des Evangelista Quatramnus Abhandlung von der Pest aus dem Italienischen ins Lateinische; außerdem hat man von ihm ein Diarium pomeranicum und Genealogie der Herzoge von Pommern*). (*R.*)

2) Friedrich, des Müllers Joachim Hildebrand zu Blankenburg Sohn, geb. daselbst den 29. Jan. 1579, studirte zu Würzburg, Königsberg, Rostock, Helmstädt und Jena Philosophie, Theologie und bürgerliches Recht. Zu Würzburg ertheilte ihm Adrianus Romanus die Magisterwürde. Nachdem H. eine Zeit lang zu Wolfenbüttel als Gerichtsadvokat gelebt hatte, reiste er nach Prag, wo er Einiges aus dem Griech. in das Lat. übersetzte und dadurch die Gunst des kaiserl. Vice-Kanzlers Carabucius sich erwarb. Hierauf erhielt er das Rektorat an der Schule zu Wolfenbüttel und verwaltete dasselbe 12 Jahre. Im 43sten Jahre seines Alters, den 8. Mai 1622, wurde er nach Heinrich Eckstorms Tode zum Prior, Pastor [1]) und Rektor im Kloster Walckenried ernannt. Die Stürme des dreißigjährigen Krieges und die 1629 erfolgte Einnahme des Stiftes durch die katholischen Cistercienser Mönche [2]) zwangen ihn mehr als ein Mal zur Flucht. Erst im J. 1631 konnte er nach Entfernung der Cistercienser sein Kloster wieder in Besitz nehmen. Zum Behuf des hier wieder eröffneten Schulunterrichts gab er Praecepta logica und arithmetica heraus. Aber nochmals wurde das Kloster in den Jahren 1636 und 1637 von schwedischen und kaiserlichen Kriegsvölkern ausgeplündert und Hildebrand selbst seiner gesammten Habe beraubt. Er starb nach so vielem Ungemach den 26. Febr. 1641 im 62sten Jahre, und wurde in dem Kreuzgange vor der kleinen Kirche begraben. Die dort vorhandene Grabschrift [3]) hat sein gleichnamiger Sohn aufgesetzt. (*G. Rathgeber.*)

3) Friedrich, Magister, gekrönter Dichter [4]) und Schulmann, war der Sohn des unmittelbar vorher gehenden Friedrich H. in Walckenried. Er wurde 1645 Konrektor in der Klosterschule in Ilefeld [5]) und von hier, den 15. April 1651, als Konrektor nach Nordhausen berufen, welche Stelle vor ihm M. Kasp. Detschel bekleidet hatte [6]). Seine Verdienste als Dichter, Redner und Schulmann verschafften ihm im J. 1663 das Rektorat. Streitigkeiten mit Konr. Georg Dilfeld, Diakonus zu S. Nikolaus in Nordhausen, der auch mit Spenern Händel hatte, nöthigten ihn im J. 1679 die Stelle eines Direktors des merseburg'schen Gymnasiums anzunehmen [7]). Hildebrand starb am 21. Dec. 1687, im 61sten Jahre [8]). — Schriften: Compendium Geographiae Cluverianae. — Synopsis historiae universalis, conscripta bono discentium. Jen. 1671. 12. ed. 2. auct. et corr. Northus. 1672. 12. 276 pag. Die Weltgeschichte ist in 10 Perioden abgehandelt, deren letzte mit dem J. 1671 schließt. Fast immer wird des Wahlspruches der in dem Buche aufgeführten Kaiser, Könige und anderer berühmten Personen gedacht, welcher meistens die Stelle einer ausführlicheren Charakterschilderung vertreten muß, da solche mit den engen Gränzen des Büchleins sich nicht vertragen hätte. Mnemonische Verse, die am Anhang und Ende desselben stehn, sollen den Überblick und die Auffassung der Namen und Begebenheiten erleichtern. Das Buch wurde, wie die vielen Auflagen desselben beweisen, sehr gebraucht. In jeder wiederholten Ausgabe auch nach Hildebrands Tode ward die Geschichte bis auf die neueste Zeit fortgeführt. — cum continuatione ad ann. 1689. North. 1689. 12. [9]) — ad annum usque 1685. continuata, em. et indice aucta. Ed. 8. Osterod. Ziekler. 1702. 325. p. et Ind. 12mo. (Continuatio supplementi cont. hist. ab anno 1689. ad ann. 1701. ib. 1701. 630 p.) — ad ann. 1708 contin. Ed. 6. Francof. et Lips., Ziekler, 1703. 855 p. 12mo. In dieser sechsten Ausgabe, die auf dem Titel und überall höchst fehlerhaft ist, füllen die nach Hildebrands Tode von Andern hinzu gefügten Nachträge die 198. bis 555. Seite. — Epist. centuriae quinque. Lips. 1715. 12. — Antiquitates potissimum Romanae. Jen. 1657. 8. ib. 1663. 8. Ed. auct. Gerae. 1671. 8. Jen. 1671. 8. ib. 1677. 12. Ed. 5. auctior et corr. Francof. et Lips., Fleischer. 1683. 598 p. Angeschlossen ist als ein besonderes Buch *Fr. Hildebrandi* Compendium compendii antiquitatum Romanarum seu antiquitates Romanae una cum formulis memoriae juvandae gratia versibus non adeo multis juxta ordinem alphabeti comprehensae. Jen. 1682. 62 p. — Jen. 1693. 8. ib. 1701. 12. [9a]) — Acc. *Ott. Aicherii* libri de comitiis Romanorum. Francq. 1701. 12. — Ed. 9. c. fig. Ultraj. 1713. 12. [10]). Der bessere Gehalt des Buches ist aus Rosinus entnommen [11]) und die Anordnung alphabetisch. Ungeachtet seiner Unvollständigkeit und Fehlerhaftigkeit wurde das Büchlein, so lange Christoph Cellarius und Hieronymus Freyers Abriß der römischen Alterthümer noch nicht erschienen war, in Schulen sehr gebraucht. Für unser Zeitalter ist es völlig veraltet und ohne allen Werth. — *Ciceronis* de officiis LL. cum notis *Frid. Hildebrandi*. Lips. 1669. 12. [12]) — Carmina. — De usu globi terrestris et mapparum geographicarum libellus. — Discursus oratorii LXVII. — Programmata et Antiloquia, cum oratione gemina [13]). (*G. Rathgeber.*)

4) Heinrich, geb. zu Zörbig im Anhalt'schen am 13. März 1668, verdankte seine wissenschaftliche Bildung hauptsächlich dem Professor Heinrich Link zu Altorf, welcher in seiner ersten Ehe kinderlos geblieben

---

*) *Witte* diar. biographic. Jöchers Gelehrtenler. 2r Bd. 1598.

1) J. G. Leuckfeld Antiqu. Walckenred. 2. Th. Leipz. u. Nordh. 1705. 4. p. 134. 2) ib. 2. Th. p. 486. 3) ib. 2. Th. p. 154. 4) *Henn. Witte*, Diar. biogr. Dantisci. 1688. 21 Dec. 1687. 5) J. G. Leuckfeld's Antiqait. Ilfeldenses. Quedlinb. 1709. 4. p. 205. 209. 6) Hist. Nachr. v. Nordhausen. Leipz. u. Nordh. 1740. 4. p. 80. 7) Leuckfeld l. l. p. 209. 205. 8) *Witte* l. l. Jöchers Allg. Gel. Lex. 2. Th. L. 1750. p. 1598.

9) *Meusel* Bibl. hist. Vol. I. P. I. p. 185. 9a) *Fabric.* Bibliogr. ant. Hamb. et L. 1713. p. 58. 10) *Weigel* App. lit. L. 1821. p. 108. n. 2901. 11) *B. G. Struvii* Ant. Rom. synt. Jenae. 1701. p. 5. 12) *Fabric.* Bibl. Lat. Hamb. 1721. p. 123. — T. I. p. 194. ed. *Ern.* 13) *Witte* Diar. biogr. l. l.

war, und daher den 18jährigen H., seinen nahen Vetter und Landsmann, zu sich berief und wie seinen Sohn behandelte. Schon 1691 wurde H. Notarius und Sekretär der Universität Altdorf, erlangte dann 1693 die juristische Licentiaten- und 1697 die Doktorwürde, zugleich mit dem Amte eines ordentlichen Professors der Institutionen. Im J. 1703 rückte er in die Professur der Pandekten und 1717 in die des Codex und des Lehnrechtes ein; endlich wurde ihm nicht lange vor seinem Tode, 1719, der Titel eines pfalz-sulzbach'schen Rathes ertheilt. Er zeichnete sich eben so sehr durch unermüdete Thätigkeit in seinem Berufe als durch gründliche Kenntnisse nicht nur des römischen, sondern vorzüglich auch des teutschen Privat- und Lehnrechtes aus, und er würde noch mehr geleistet haben, wenn er nicht durch allzu angestrengtes Arbeiten seine Gesundheit untergraben hätte; denn er starb bereits am 27. Jun. 1720 zu Altdorf. Seine Schriften bezeugen die Vielseitigkeit seiner literarischen Beschäftigungen*); zu bedauern ist es, daß seine vielen Abhandlungen nicht gesammelt worden sind, da nur auf diese Weise ihr allmäliges Verschwinden hätte verhindert werden können**). (*Ad. Martin.*)

5) Joachim, ein angesehener Theolog, ist geb. den 10. Nov. 1623 in dem Kloster Walkenried in der Grafschaft Hohenstein, wo sein Vater, Friedrich H. Prior und Viceadministrator war. Unter der Leitung desselben machte er in den alten Sprachen so rasche Fortschritte, daß er schon im 14ten Jahre über jeden beliebigen Gegenstand mit ungemeiner Leichtigkeit griechische und lateinische Verse komponirte, daher ihm J. Klefeker in seiner Bibliotheca eruditorum puerorum eine Stelle einräumte. Von der Schule zu Nordhausen kam er nach Jena und Leipzig, und als er daselbst in seinem 19ten Jahre dem Christoph Preibisius ein Gedicht in fünf Sprachen überreichte, erhielt er von demselben den poetischen Lorber. Er begab sich darauf nach Helmstädt, verwaltete ein Jahr lang das Konrektorat in Wolfenbüttel, hielt seit 1646 in Helmstädt mit Beifall Vorlesungen, und wurde daselbst 1652 Professor der Theologie und der kirchlichen Alterthümer. Einen Ruf nach Kopenhagen als teutscher Prediger lehnte er ab, aber 1662 ging er als Generalsuperintendent nach Celle, und starb daselbst den 25. Oktober 1691. Er war einer der vorzüglichsten Schüler des verdienstvollen Calixtus, in dessen humanem und liberalem Geiste auch er wirkte und schrieb; ein freimüthiger Bekämpfer eines unfruchtbaren Formelglaubens, aber eben deßwegen von den orthodoxen Eiferern verketzert, und des Verraths an der Wahrheit unverdient beschuldigt. Als Schriftsteller machte er sich besonders um die historische Theologie und kirchlichen Alterthümer verdient, und seine gründlichen Erläuterungen vieler alten gottesdienstlichen Gebräuche und gesellschaftlichen Einrichtungen haben einen bleibenden Werth: Enchiridion de primitivae ecclesiae sacris publicis, templis et diebus festis. Helmst. 1652; 1702; 1718. 4. Sacra publica veteris ecclesiae in compendium redacta. Ib. 1702. 4. De diebus festis libellus. Ib. 1706. 4. De veterum concionibus. Ib. 1661. 4. Sacrarum antiquitatum de precibus veterum christianorum libellus. Ib. 1701. 4. Rituale orantium. Ib. 1656. 4. Rituale baptismi veteris. Ib. 1699. 4. Rituale eucharistiae veteris ecclesiae. Ib. 1712. 4. Primitivae ecclesiae offertorium pro defunctis. Ib. 1707. 4. De nuptiis veterum christianorum libellus. Ib. 1714. 4. Historia conciliorum a N. C. ad saec. XVII annum XLV. habitorum. Ib. 1707. 4. Libellus de haeresibus a N. C. ad saec. XVI. Ib. 1710. 4. Veteris ecclesiae, martyrum inprimis et S. Patrum ars bene moriendi, cum tota veterum circa moribundos praxi. Ib. 1719. 4. Teutsch, eb. 1744. 4. Institutiones sacrae, disputatt. XX. ib. 1660; 1672 u. unter der Aufschrift: Theologia dogmatica etc. Ib. 1692. 4. Bemerkenswerth ist endlich seine Oratio de fundatione academiae Juliae. Ib. 1658. 4.; wieder abgedruckt in Meiboms Scriptt. rer. germ. T. III. und in Keuffels Historia scholar. Helmst. 1743. 4. Da er in mehrern der angeführten Monographien mit großer Achtung von den Gebräuchen der alten Kirche sprach, und z. B. das Beten für Verstorbene rühmte, so beschuldigte man ihn ungerecht einer Hinneigung zum Katholicismus*). (*Baur.*)

6) Johann Friedrich, geb. 20. Jan. 1755 zu Halberstadt, nach vollendeter Schul- und Universitätsbildung erst Subrektor an der dortigen Stadtschule, seit 1786 aber Prediger an der Moritzkirche, und gest. 17. Jan. 1800, hat sich durch einige Schriften prakt. u. asket. Inhalt bekannt gemacht, nämlich: Das Buch für

*) De processu conventionali, 1698; de denegatae et protractae justitiae promotione, eod.; de mandatis secretis 1699; de augmento culpae, 1701; de refutatione emphyteuseos, 1703; de quarta decimationis, 1705; de concursu domini Vogtheiae et emphyteuseos circa unum idemque praedium, eod.; de conservatione ferarum nociva, 1709. Nova edit. 1717; de jure regali in alieno territorio superioritatem non inferente, 1709; Introductio in juris principia sec. ord. institut., 1717, welche zuerst in 4 Abtheil. 1712 bis 1714 erschien. Diss. cont. jurisdictionem universam secundum mores hodiernos compendiose consideratam, 1714, nova edit. 1738; Periculum academicum de territorio clauso et non clauso seu mixto, 1715, neue Aufl. 1718, 1731 u. 1751; Collegium feudale, 1715; de visitatione finium provincialium atque publicorum, 1716. Neue Aufl. 1749; de jure Wildfangiatus, 1723; de equo sequelae et ad alia servitia destinato, atque de equo equestri et feudali, 1718; de feudo clypeario, 1719; de resignatione homagii et jurisdict. imperata, 1723; de variis retractus concurrentis praelatione, 1725, nova edit. 1741; de usu et non usu juris circa feloniam Domini extantis, 1728. **) Vgl. Programma funebre in obitum H. Hildebrand. fol. Altd. 1729. Acta francon. Samml. 18. S. 499. Will u. Noptsch Nürnb. Gel. Lex. B. II. S. 120 bis 125. u. Bd. VI. S. 91. Will Gesch. d. Univ. Altdorf S. 42, 138 u. 345. *Zeidleri* Vitae Prof. jur. Altd. cur. J. *A. Colmar* B. III. S. 21—38. Jöchers Gel. Lexik. Bd. II. S. 1599. Kadpocats Handwörterbuch Bd. II. S. 1902. Baader Lexik. verst. baier. Schriftst. B. I. Th. 1. S. 236.

*) *Pipping* Memor. Theolog. Dec. III. 398. *Bytemeister* de vita, script. et merit. supremor. praesul. in ducatu Luneb. 49. *Chrysander* diptych. theolog. Helmst. 13 et *J. J. von Einem* comment. de vita et script. Hild. Helmst. 1742. 4. *Fabricii* hist. biblioth. P. IV. 336. P. V. 802. Niceron IV. Th. 302—355. Catal. bibl. Bunav. T. I. Vol. II. 1318.

Religionslehrer in Schulen (Lpz. 1784. 8.); Unterhaltungen für Freunde der populären Philosophie (Hall. 1788. 8. anonym); Für Bekenner und Freunde Jesu Christi (Lpz. 1790. 8.); Paulus oder Beiträge zur Vertheidigung der Apostel (1—2r Th. Quedlinb. 1792—94. 8.); Wie können teutsche und insonderheit preuß. Unterthanen für die franz. Revol. seyn? (das. 1793. 8.); auch mehrere Aufsätze in den halberstädtischen gemeinnütz. Blätt. 1785 u. 86.*). (*A. G. Hoffmann.*)

7) Johann Gottfried, s. unt. Nr. 10.

8) Johann Ulrich, s. Hildenbrand.

9) Wolfgang, kaiserl. geschworner Notar von Gebesee in der ersten Hälfte des 17ten Jahrh., bekannt durch seine Magia naturalis oder Kunst und Wunderbuch; seine Goëtia vel Theurgia. Auch schrieb er eine Geschichte Alexanders d. G. (Erf. 1618. 4.)**). (*R.*)

10) Zacharias und Johann Gottfried, Vater und Sohn, zwei hoch gerühmte Orgelbauer, deren Geburts- und Sterbejahr nicht mit Gewißheit angegeben werden kann. Eben so wenig ist der Ort ihrer Geburt bekannt. Der Vater, Zacharias H., war ein Sachse, der beste Schüler des als Orgel-, Clavier- und Pianoforte-Bauers hoch geehrten Gottfr. Silbermann, der ihn bei mehrern bedeutenden Orgelwerken als Gehilfen gebrauchte. Dieß war namentlich der Fall, als Silbermann den Auftrag erhielt, die Orgel der katholischen Kirche zu Dresden zu erbauen. Seines hohen Alters wegen übernahm Silbermann das Werk in Gemeinschaft mit Zacharias H., dem auch die Beendigung desselben allein blieb, als sein Freund und Lehrer gestorben war. Das Werk wird sehr gerühmt und hat 45 Stimmen. Die Disposition desselben liest man in Adlungs musica mechanica Organoedi, Berlin 1768, 1r Th. S. 210 u. 211. Die schöne Naumburger Orgel zu St. Wenzel wurde von Zacharias H. 1743 völlig neu gebaut; denn von der ältern, sehr theuern, aber schlecht gerathenen, war Nichts als das Gehäuse zu gebrauchen. Sie hat 52 Stimmen, und Adlung handelt von ihr S. 264 des 1n Thls., beschreibt auch die ganze Einrichtung: „Es ist ein wohl gerathenes Werk, das wegen des schönen Klanges seines Gleichen sucht." Ferner erbauete H. in Gemeinschaft mit seinem eben so ausgezeichneten Sohne die Orgel in der Dresdner Neustadt mit 38 Stimmen. Auch wird eines vortrefflichen Lautenclavicymbels gedacht, das er nach Angabe J. Seb. Bachs überaus meisterlich zu Stande brachte. Das Instrument hatte eine etwas kürzere Mensur als die gewöhnlichen Clavicymbel zu haben pflegten; im Übrigen war es diesen völlig gleich. Es hatte 2 Chöre Darmsaiten und ein so genanntes Octävchen von Messingdraht-Saiten. Wurde der Lautenzug mit dem Cornet gezogen, so konnte man sogar Lautenspieler damit täuschen. Die Thätigkeit dieses vortrefflichen Orgelbauers fällt also zwischen 1730 bis 1755, höchstens 1760.

Sein nicht weniger gerühmter Sohn, Joh. Gottfried, war ungefähr bis 1780 in Thätigkeit; 1770 hielt er sich in Berlin auf. Sein Hauptwerk ist die viel gerühmte Orgel in der St. Michaelis-Kirche in Hamburg, die etwa 1760 vollendet wurde. Der viel genannte Legationsrath Joh. v. Mattheson hat die Kosten zur Erbauung dieser Orgel vermacht und im Voraus bar ausgezahlt. Der Ton und die ganze innere Einrichtung dieses Werkes wird von Allen, die dessen gedenken, überaus bewundert. Eine vollständige Darlegung des Hauptwerks, Oberwerks, Brustwerks, des Pedals und der Nebenregister ist zu finden bei Adlung a. a. O. 1r Th. S. 241 u. 42, woraus Folgendes zu erwähnen: „Unter andern Besonderheiten der Disposition dieses vortrefflichen Werkes, ist mit Ruhme anzumerken, daß der Hr. Verfertiger immer in jedes Clavier Flöten von einerlei Art (so weit nämlich deren von verschiedener Größe gemacht werden können) gesetzt hat. Z. Ex. ins Hauptwerk: Gemshorn 8 u. 4 Fuß; ins Oberwerk: Spitzflöte 8 u. 4 Fuß; ins Brustwerk: Rohrflöte 16, 8 u. 4 Fuß. Diese Einrichtung ist einem Organisten, der mit abwechselnden Clavieren recht zu spielen weiß, von Beträchtlichkeit — und macht in diesem Falle eine viel merklichere und folglich schönere Verschiedenheit, als wenn auf jedem Claviere die Flöten unter einander gemischt sind. — Noch zeigen wir an, daß der Orgelbauer aus freiem Willen, den vorher nicht so hoch angeordneten Discant der ganzen Orgel bis ins f versetzt hat." (*G. W. Fink.*)

Hildebrandismus, s. Hierarchie u. Gregor VII.

Hildebrandslied, s. im Art. Heldenbuch (2e Sect. V. S. 61.).

HILDEBRANDSTON, das Versmaß und die Sangweise des berühmten Hildebrandslieds, besteht aus vierreimigen Stanzen von 6, meist jambischen, Füßen, in der Mitte mit einem weiblichen Abschnitte. Um sich einen deutlichen Begriff von dieser metrischen Form zu machen, vergleiche man die erste Strophe jenes Liedes:

Ich wolt zu lannd inriten sprach Meister Hiltebrand,
Der mich die weg wolt wisen gein Bern wenn in die lant,
So sint mir unkunt geweſen vil manchen lieben tag,
In zwey und dryßig joren frauw Otten ich nie geſah.

welche nach dem Drucke des 16ten Jahrhunderts so umgestaltet ist:

Ich will zu Land ausreiten
Sprach sich Meister Hildebrand,
Der mir den Weg thut weisen
Gen Bern wol in die Land,
Die sind mir unkund gewesen
Viel manchen lieben Tag,
Ja in zwei und dreißig Jahren
Frau Utten ich nie gesach.

Vor der alten zu Nürnberg durch Georg Wachter gedruckten Ausgabe des hörnen Siegfried steht die als Empfehlung voraus geschickte Nachricht:

„Gesangweiß.
„Hierinn findt ir ein schönes Lied
Von dem hürnen Seyfrid
Und ist in des Hildebrandes thon u. s. w.

*) Meusel gelehrt. Teutschl. 3r Bd. S. 323 (5te Ausg.) u. 9r Bd. S. 589.

**) Jöcher's Gelehrtenlex. 2r Bd. 1601.

Daß hier dasselbe Versmaß gemeint sei, kann man schon aus Vergleichung der ersten Strophe dieses Liedes mit dem des Hildebrandsliedes sehen. Sie lautet nämlich:

Es saß im Niderlande
Ein König so wol bekandt
Mit großer macht und gewalte
Sigmund was er genannt
Der hett mit seyner frawen
Ein sun der hieß Seyfrid
Des wesen werdt ir horen
Alhie in diesem Lied.

Im Hildebrandston, nur in einem etwas regelloserem Versmaß, indem ausnahmsweise manche Reimzeile, vorzüglich die vierte (letzte), 7 Füße, und manchmal eine wieder nur ihrer 5 hat, auch die Anapästen häufiger sich finden, sind die wichtigsten Lieder im Sagenkreise des Heldenbuches: das Nibelungenlied, die Rosengartenlieder, Alphart's Tod, Otnit, Hug- und Wolfdietrich, Gudrun gedichtet. Dieses Versmaß ist aus den sechsfüßigen Zeilen des Stabreimes entstanden, indem je 2 und 2 durch den Ausreim (den vorzugsweise so genannten Reim) verbunden wurden. Seine Einfachheit mit nur 4 Reimen genügte nach und nach der Versekünstlei nicht mehr, so daß sich schon in Handschriften des Nibelungenliedes achtreimige Strophen eingeschoben finden, und endlich in den alten Drucken des Heldenbuches Otnit, Hug- und Wolfdietrich und das Rosengartenlied ganz in die achtreimige Stanze umgeschmolzen erschienen, so wie auch in den abgekürzten Bearbeitungen in Kaspars von der Roen Heldenbuche. Auch das Hildebrandslied entging der Umgießung in die achtreimige Strophe nicht, und es beginnt hier:

„Ich solt zu land ausreiten,"
Sprach Meister Hildevrant
„Das mir vor langen zeiten
Die weg warn unbekant,
Zu Pern in landen waren
Wil manchen lieben tag,
Das ich in dreißig jaren
Fraw Gut ich nie en pflag."

Warum jene Versart, in der doch auch so viele andre berühmte Gedichte sich fanden, den Namen Hildebrandston erhielt, findet in der zum Volksgesange sich vorzüglich eignenden Behandlungsweise des Stoffes im Hildebrandsliede, das wegen seines geringen Umfanges leicht in aller Munde wohnen konnte, die gnügendste Erklärung. (*Ferdinand Wachter.*)

HILDEBRANDT (Georg Friedrich), Doktor und ordentl. öffentl. Professor der Medicin, Physik und Chemie auf der königl. baiern. Friederich-Alexander-Universität zu Erlangen, geheimer Hofrath, der kaiserl. Leopold. Akademie der Naturforscher Adjunkt, der königl. baiern. Akademie der Wissenschaften zu München, der Akademie nützlicher Wissensch. zu Erfurt, der königl. preuß. Akademie der Wissensch. zu Berlin u. m. a. gelehrten Vereine Mitglied, gleich hochachtbar, als Anatom, Physiolog, Chemiker und Physiker, wie als akademischer Lehrer, Gelehrter, Schriftsteller, Arzt und Mensch, wurde zu Hanover am 5. Junius 1764 geboren. Sein Vater, Johann Georg, königl. großbritan. Leibchirurgus, und seine Mutter, eine geborne Hartmann, starben ihm sehr früh, und er, an sich schwächlich von Geburt, würde, ohne die sorgsame Pflege seiner Stiefmutter, Johanna Augusta Brandes, seine Ältern nicht lange überlebt haben. Eben so väterlich nahm sich der damalige Hofmedicus Mensching des Knaben an, und brachte ihn bei dessen guter natürlicher Fassungskraft, unter Mitwirkung zweier Hauslehrer, bald so weit, daß derselbe, 12 Jahre alt, in der obersten Klasse seines vaterstädtischen Gymnasiums aufgenommen werden konnte. Hier genoß er den trefflichen Unterricht des Direktors Schumann, und des Rektors, nachmaligen Abtes Sextro zu Helmstädt, und zeichnete sich unter seinen Mitschülern so vortheilhaft aus, daß er schon in seinem 16ten Jahre die Universität zu Göttingen besuchen konnte. — Weniger eigene Neigung, die mehr dem Soldatenstande sich zukehrte, als der Wunsch seiner zweiten Mutter, und die Aufmunterung des berühmten Zimmermann, seines mehrjährigen Hausgenossen, und väterlichen Freundes, bewogen den Jüngling, Arzneikunde zu studiren, worin Wrisberg, Murray, Richter der Vater, Blumenbach u. A. seine Lehrer waren.

Als er in 3 Jahren, oft mit Mangel kämpfend, die Anfangsgründe der Arzneikunde erlernt, und den 9. August 1783 in Göttingen, nach Vertheidigung seiner Inauguraldisertation: de pulmonibus, die Doktorwürde angenommen hatte, wollte er sich zu einer Erholungsreise anschicken, erkrankte aber lebensgefährlich an einem hitzigen Fieber, das sich mit einer Metastase auf das ganze Gefäßsystem seines schon früher durch einen Sturz vom Pferde geschwächten linken Fußes endigte. Mit noch nicht ganz gehobenem Übel reiste er durch einen Theil Teutschlands nach Paris ꝛc., und kehrte über Berlin zurück. Hier benutzte er besonders Walters, des Vaters, anatomische Lehrvorträge und Sammlungen, Klaproths Unterricht in der Chemie und Mineralogie u. s. w. auf das emsigste, verschlimmerte aber durch das viele Stehen und Gehen, beim Besuch der Harzer ꝛc. Bergwerke, der Fabriken, Spitäler u. s. w. seine Fußadergeschwulst so sehr, daß sie nachher allen Heilmitteln widerstand, und ihn durch sein ganzes Leben begleitete. — Nach Göttingen (1785) zurück gekehrt, ward er daselbst Privatdocent, und in demselben Jahre noch von dem damals braunschweig'schen Staatsminister von Hardenberg, auf Empfehlung des Ritters von Zimmermann in Hanover, zum Professor der Anatomie an das anatomisch-chirurgische Institut zu Braunschweig berufen, und nachher daselbst auch zum Assessor des Ober-Sanitäts-Collegiums ernannt. Mit welchem Eifer und Glück er sich damals mit der Zergliederungskunde beschäftigte, zeigt sein noch jetzt mit vollem Rechte geschätztes Lehrbuch der Anatomie des Menschen, dessen erste Ausgabe in 4 Bänden zu Braunschweig 1789 — 92. 8., die zweite 1798 — 1800, die dritte 1803. 4. erschien, und eine vierte vermehrte vom Prof. Ernst Weber in Leipzig 1830. 31 besorgte. — Im J. 1785 vermählte sich

Hildebrandt mit S. J. Charl. Schrader, einer geist- und gemüthvollen Hanoveranerinn, die ihm schon drei Jahre zuvor verlobt war. — Acht Jahre lebte er in Braunschweig ganz angenehm, und lehrte mit Beifall Anatomie, Physiologie, Chemie, wiewohl die Beschwerden seines anatomischen Lehramts, noch mehr einer starken ärztlichen Praxis seine früher schon gestörte Gesundheit immer mehr erschütterten.

Im J. 1793 wurde er durch den damals in preuß. Dienste getretenen Statsminister Freiherrn von Hardenberg als ordentlicher Professor der Arzneikunde in Erlangen angestellt, ein Rückruf aber im darauf folgenden Jahre nach Braunschweig, zur Übernahme einer Professur der Chemie, von ihm abgelehnt. Dagegen nahm er, nach vorausgeschickter Diss. pro loco: dulcis mercurii laudes, zu Erlangen 1796 ein Lehramt der Philosophie, nämlich das der Chemie, und 1799, nach dem Abgang Mayers nach Göttingen, auch jenes der Physik an. — Durch seine lehrreichen, klaren und faßlichen, meist freien Vorträge über Chemie, Physik, Physiologie, Pathologie, Therapeutik, Diätetik und Volksarzneikunde ꝛc. ꝛc. machte er sich, als Lehrer, so wie durch seine glücklichen Kuren, als Arzt in und außer Erlangen überaus beliebt und verdient, aber leider! oft auf Kosten seiner Gesundheit! Auch ich verehre dankbar in dem theuern zu früh Heimgegangenen einen meiner vorzüglichsten Lehrer, Gönner und Freunde, der mir, gleich seinen übrigen Schülern, unvergeßlich bleiben wird.

In Erlangen gleichsam eingebürgert, durch mehrere Auszeichnungen seiner Obern nach Verdienst begünstiget, von Allen hochgefeiert, vermochte er es, zugleich bei seiner Kränklichkeit, nicht über sich, zwei sehr ehrenvolle Einladungen nach Heidelberg (1803 und 1812) anzunehmen.

Trotz der vielen und schweren Leiden, die den selenstarken, männlichen Dulder von allen Seiten abwechselnd bestürmten, arbeitete er rastlos und gewissenhaft in seinem gemeinnützigen Berufe fort, erlag aber endlich den langwierigen und wiederholten Krankheitsangriffen durch einen sanften Erschöpfungstod, in der Morgendämmerung am 23. März 1816.

Bereits war ihm seine erste Gattinn vorangegangen, und er hatte in einer zweiten eine treue Pflegerinn gefunden. Eilf Wochen nach ihm starb auch sein ältester Sohn, nach einem lange dauernden und schmerzhaften Krankenlager, an der eiternden Lungenschwindsucht, in der Blühte seiner Jahre, welchem Mißgeschick der Vater nur durch strenges diätetisches Verhalten, und durch eine kluge Wahl der jedem Krankheitsanfalle entsprechenden Heilmittel so lange hatte entgehen können.

Noch leben drei Töchter und ein Sohn des Entschlafenen, die, nebst zwei Schwiegersöhnen, Dessen Andenken kindlich segnen.

Sein Eidam, der würdige Hohnbaum zu Hildburghausen, charakterisirt ihn auf das Treffendste so: „der Verstorbene, abgerechnet dessen angeborne Anlage zu Krankheiten des venösen Systems und zu Lungenkrankheiten, zeichnete sich durch eine besondere Stärke seines Muskelsystems aus. Er war groß, breit von Schultern, und sein ganzes Äußeres, seine Haltung, sein Gang ꝛc. waren ein treuer Abdruck der Festigkeit und Beharrlichkeit seines Innern. Aus seinen Mienen sprach eine gewisse Nachdenklichkeit, ein tiefes Sinnen, und eine scharfe Beobachtung dessen, was zunächst sich seinem Blicke darbot, Eigenschaften, die ihm wohl das Ansehen des Ernstes und der Strenge gaben, aber einer Strenge, welche Niemanden vor ihm zurück scheuchte, sondern die, vermöge eines Zuges von Gutmüthigkeit und Menschenliebe, mit der sie gepart war, nur um so stärker anzog, auch Jene, die ihn vorher weder persönlich, noch durch seinen Ruf gekannt hatten. Dabei that er von seiner Seite nichts, was etwa künstlich diese Aufmerksamkeit erregen konnte; vielmehr haßte er allen äußerlichen Prunk und alle Ziererei, er blieb sich unter allen Lebensverhältnissen gleich, immer der besonnene, ruhige Mann. Genau überlegend das, was er sagte, sprach er meist nur wenig, aber dann mit zunehmender Wärme und mit sichtbar wachsendem Ausdruck in seinen Gesichtszügen, wenn ihn der Gegenstand des Gesprächs lebhaft interessirte, und wenn es Vertheidigung der Wahrheit galt. Ja dieser Eifer für Recht und Wahrheit entzündete sich oft schnell in ihm, und riß ihn dann zu Handlungen hin, die er in der Folge zu bereuen Ursache hatte. Selbst mit zunehmendem Alter und bei abnehmenden Körperkräften schien diese Anlage zu schnellen Aufwallungen seines Gemüthes eher zu- als abzunehmen. — Aber dessen ungeachtet war er frei von allem Hasse, und von aller Leidenschaftlichkeit gegen irgend einen Einzelnen, und nie hatte er wohl die Absicht, Jemand vorsätzlich zu beleidigen. Vielmehr schmerzte es ihn, wenn er Manchen durch eine zu rasche Handlung, oder durch eine hitzige Rede glaubte gekränkt zu haben. Aus Allem dem, was er that und sprach, leuchtete dann auffallend das Bestreben hervor, Alles wieder gut zu machen, was er in der ersten Aufwallung verdorben hatte. In seinem Herzen wohnte kein Falsch; er war ein ausgezeichnet frommer und edler Mann, der das Gute übte nicht allein aus einer natürlichen und angebornen Neigung dazu, sondern aus Grundsatz und der festen Überzeugung, daß es dem Menschen Pflicht sei, das Rechte zu thun und das Laster zu fliehen. Er war ein trefflicher Gatte und Vater, der nie müde wurde, durch Beispiel und Lehre für die Vervollkommnung der Seinigen zu wirken, der sich selbst oft die ihm, besonders in seiner Krankheit, so nöthigen Lebensbedürfnisse versagte, um es ihnen an Nichts fehlen zu lassen, und dem die Sorge um sie leider, oft manche kummervolle Stunde machte, und nicht wenig zur Vermehrung seiner eigenen Leiden beitrug. Er war ein gefälliger und verträglicher College, ein warmer Freund seiner Freunde, in hohem Grade wohlthätig, ja oft verschwenderisch gegen Nothleidende, und Wenige erfuhren, was er im Stillen zu ihrer Unterstützung that und aufopferte. Gegen Studirende war er eben so leutselig als zuvorkommend, und selbst da, wo er von Manchem nicht gerade schonend behandelt wurde, wußte er sein heftiges Temperament

zu zügeln, und trug jede Behelligung seiner kostbaren Zeit durch öftere Fragen, Bitten und Besuche mit Geduld, weil er fest glaubte, der Lehrer müsse Alles thun, was nur irgend zur Vervollkommnung und Befriedigung seiner Schüler beitragen könne. Fand er nun vollens bei ihnen besondere Lust und Liebe zu den Studien oder hervorstechende Talente; bemerkte er, daß sie seine Vorträge wirklich mit Aufmerksamkeit und Nutzen anhörten: dann war er ihr wahrer Freund und sie durften nur verlangen; er that dann Alles, was sie zur Befriedigung ihrer Wißbegierde nur irgend von ihm fordern mochten. Nicht minder gefällig war er auch gegen Andere, die sich in irgend einer Angelegenheit an ihn wendeten, und diesem seinem guten Willen, allen Menschen nach seinen Kräften zu dienen, war es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß er unaufhörlich mit den verschiedenartigsten, ja oft mit ganz sonderbaren Aufträgen beheliget wurde, worüber er bisweilen in gerechten Unwillen ausbrach, ohne sie doch unerfüllt zurück zu weisen. — Er war ein guter Christ, dem sein kindlicher Glaube die mancherlei harten Prüfungen im Leben muthig und standhaft ertragen half. Er war mäßig in allen Sinnengenüssen, treu und gewissenhaft in Erfüllung seiner Berufspflichten, gerecht als Richter, strenge im Worthalten, durchaus wahr, und unbescholten in seinem Wandel. — Ungeachtet seines körperlichen Ungemachs, hatte er doch eine heitere Ansicht vom Leben, und, wiewohl ihn eine angeborne Abneigung von allen geräuschvollen Lustbarkeiten zurück hielt, so konnte er doch, besonders in früheren Jahren, im engeren Kreise seiner Familie und vertrauter Freunde, selenvergnügt seyn. Doch in der letzten Zeit seines Lebens zog er sich mehr auf die stillen Freuden seiner Familie zurück. Mit dieser verlebte er meist die ihm vergönnten Abendstunden, war munter, gesprächig, reich an witzigen Bemerkungen, und besonders in kleinen Geschichtchen und Anekdoten auf das angenehmste unterhaltend. Mehrere Stunden saß er oft so unter seinen Lieben, bis ein ernsterer Gedankenverkehr ihn nachsinnend und still machte, und er sich unvermerkt davon schlich. — Selbst in den letzten Schmerzensjahren seines Lebens verließ ihn die Heiterkeit der Sele nicht, ja es schien, als wenn sich zu Zeiten das Talent des Witzes in ihm gesteigert habe, und begierig den Stoff ergreife, an welchem es sich üben könne, wie man bei mehreren Lungensüchtigen wahrnimmt. — In solchen Anwandelungen von guter Laune, warf er dann bisweilen auch ein Epigramm, eine Charade und dergl. aufs Papier, die er dann anonym drucken ließ, und nur einem Freunde zur Belustigung mittheilte. — Auch war er nichts weniger als unempfindlich für die poetischen Erzeugnisse der teutschen Literatur. Ihm gefielen besonders Haller, Kleist, Lessing, zumal dessen Nathan, und unter den neuern Dichtern Schiller; überhaupt sprach ihn das Schöne in allen Formen an. — Diese Ausbildung aller seiner intellectuellen Kräfte machte ihn aber auch so anziehend, und verschaffte ihm die Liebe und Zuneigung so vieler Menschen. Dabei war er so bescheiden und der Reichthum seiner Sele und seines Gemüthes entwickelte sich erst so unvermerkt, daß er immer mehr in der Achtung Derjenigen stieg, die ihn kennen lernten. — So mußte er auch, als praktischer Arzt, das Vertrauen seiner Kranken im hohen Grade gewinnen, und wer ihn Einmal zum Arzt gewählt hatte, blieb ihm auch stets treu, und suchte ihn, ungeachtet seiner öftern Kränklichkeit, trotz seines Sträubens, und der öftern Anzeigen in öffentlichen Blättern, daß er keine Kranke annehme, sich doch zu erhalten. Die einmal von ihm übernommenen Patienten, Reiche oder Arme, besorgte er aber auch mit gleicher Theilnahme und Gewissenhaftigkeit." — Eben so beharrlich, wie in seinen Entschlüssen und Beschäftigungen, war er es auch in seinen wissenschaftlichen Ansichten, ohne doch ein Verächter des Neuen zu seyn. Dagegen zeugen seine Lehren, zeugen seine Schriften.

Welchen Ehrenplatz er als wissenschaftlicher Arzt, und als Naturforscher überhaupt einnahm, beweisen seine hinterlassenen Geistesprodukte. Außer dem oben genannten Lehrbuche der Anatomie, und vielen gediegenen Beiträgen zu teutschen Zeit- und Societätsschriften, außer manchen sinnreich von ihm verbesserten, oder neu erfundenen chemikalischen Apparaten, (s. unter andern Fr. Hildebrandt's Vorrede zu meiner Beschreibung der chemischen Geräthschaften älterer und neuerer Zeit. 3 Bde mit Kupfern. Fürth 1802. gr. 8.), u. a. besonders chemischen Entdeckungen, haben wir von ihm folgende literarische Vermächtnisse, deren Werth allgemein anerkannt ist: Dissert. inauguralis: De pulmonibus. Gottingae 1783. 4. — De motu iridis. Brunsv. 1786. 8. — Bemerkungen über die Pocken in der Epidemie von 1782. Braunschw. 1787. 8. — Versuch einer philosophischen Pharmakologie. Braunsch. 1787. 8. — Geschichte der Unreinigkeiten in dem Magen u. i. d. Gedärmen. Braunsch. 1789. 90. 3 Bde. gr. 8. — Über die Ergießung des Samens im Schlafe. Braunschw. 1792. 8. — De alcali minerali sangu. hum. Erl. 1793. 4. — Chemische und mineralog. Geschichte des Queckſilbers. Braunschw. 1793. 4. — Dulcis mercurii laudes. Erl. 1794. gr. 8. — Anfangsgründe der Chemie ꝛc. III Bde. Erl. 1794. 8. — Über die blinden Hämorrhoiden. Erl. 1795. 8. — Über die Arzneiwissenschaft. Erl. 1795. 8. — Chemische Betrachtungen der Lohgärberei. Erl. 1795. 8. — Primae lineae pathologiae generalis. Erl. 1796. 8., teutsch daselbst 1797. 8. — De metallor. nobilium puritate arte paranda. Erl. 1796. 8. — Lehrb. d. Physiologie des menschl. Körpers. Erl. 1796. 8. 4te Aufl. 1809. 8. 5te verb. u. mit des Verfassers Leben und letzter Krankheit verm. Ausgabe ꝛc., nach dem Tode des Verf. herausgeg. von Dr. C. Hohnbaum. Erl. 1817. gr. 8. — Encyklopädie der gesammten Chemie. Erl. 1799—1818, nebst Abbild. chemischer Werkzeuge dazu in Fol. — Taschenbuch für die Gesundheit. Eben das. 1801. kl. 8. 6te Aufl. 1820. kl. 8. — Physikal. Untersuchung des Mineralwassers im Alexanderbade bei Sichersreuth in Franken; m. Bemerk. über die Heilkräfte kohlensaurer Wasser. Erl. 1803. kl. 8. — Anfangsgründe der dynamischen Naturlehre.

2 Thle. Erl. 1807. 2te Aufl. 1821. gr. 8. — Lehrbuch der Chemie als Wissenschaft und Kunst, mit Kupf. und vollst. Register. Erl. 1816. 8.; nebst Anhang dazu von Bischof. 1819. gr. 8. — (Vergl. d. Literatur der Medicin ꝛc. von J. S. Ersch, neue fortgesetzte Ausg. von F. A. B. Puchelt. Leipz. 1822. gr. 8.)

Hildebrandt's Leben s. in Fickenscher's Gelehrtenlexikon der Universität Erlangen. III.; ausführlicher von C. Hohnbaum i. d. 5ten Ausg. von Hildebrandt's Lehrb. d. Physiol. 1817. — Vergl. auch Meusel's gelehrtes Teutschland ꝛc. ꝛc. (*Th. Schreger.*)

HILDEGAR, auch HILDIGER und CHILDEGAR genannt, III. Erzbischof zu Köln, wurde als Kanzler des Königs Pipin von Frankreich, im J. 750 auf den bischöflichen Stuhl zu Köln erhoben. 753 erhielt er vom K. Pipin die Weisung, mit einem großen Heere nach Sachsen zu ziehen, und den abgöttischen Bewohnern Frieden anzutragen, wurde aber von ihnen während des Meßopfers in einem Schlosse am 28. Junius 753 getödtet. Sein Leichnam wurde am 8. Jul. nach Köln in die Kirche des heil. Gereon gebracht *). (*Jäck.*)

Hildegard, s. Karl der Grosse.

HILDEGARD, die Heilige, ist durch ihre vorgeblichen göttlichen Offenbarungen und Weissagungen voll mystischer Phantasien in der Geschichte des Mysticismus im Mittelalter sehr bemerkenswerth. Denn ungeachtet man ihr, bloß in Ansehung des Gehaltes ihrer Weissagungen selbst, nicht eben einen hohen Werth zugestehen kann, so erhält sie doch dadurch eine gewisse historische Bedeutsamkeit, daß ihr die ungetheilteste und lebhafteste Anerkennung von ihren Zeitgenossen geschenkt wurde. Da dieser ungetheilte Beifall nur möglich war unter der Voraussetzung, daß sie ganz im Sinne ihrer Zeit dachte und sprach, so hat man folglich ihre Weissagungen als ein treues Zeugniß des Geistes ihrer Zeit zu betrachten. Aber auch abgesehen von diesem historischen Interesse, erhält die Betrachtung solcher schwärmenden, von dem Wahne einer höheren Gemeinschaft mit dem Übersinnlichen ergriffenen Frauen, ein näheres Zeitinteresse, in so fern ähnliche Erscheinungen, die man vor einiger Zeit nur als jenen finsteren Zeiten angehörig betrachten zu dürfen glaubte, auch unter uns von Neuem hervor getreten sind und — was noch mehr sagen will — Glauben und wissenschaftliche Vertheidigung gefunden haben. In sofern also diese Seherinn zu Bingen aus dem 12ten Jahrh. unter andern mit der Seherinn zu Prevorst aus dem 19ten Jahrh. in eine Parallele gestellt werden könnte, wird die nähere Betrachtung der ersteren vielleicht als ein Beitrag zur Beurtheilung der letztern und damit zugleich so mancher andern verwandten neuern Inspirirten oder Prophetinn gelten können.

*) Annales Fuldenses, *Tiliani*, *Loiseliani*, *Bertiniani* et alii. — *Moerckens* conatus chronol. ad catal. archiep. Colon. 1745. 4. p. 54. — *Kolb* series archiep. Col. p. 157.

Die heil. Hildegard [1]) stammte aus einem adeligen Geschlecht in der ehemaligen Pfalz. Ihr Vater, Hildebert, war ein Edelmann, der an dem Hofe des Grafen von Sponheim lebte, und in Kriegsdiensten stand; ihre Mutter hieß Mechtilde. Sie wurde im J. 1098 oder 99 in Böckelheim in der damaligen Grafschaft Sponheim in der Diöces von Mainz geboren. Schon von ihrem achten Jahre [2]) an lebte sie im Kloster, und ward so schon von ihrer frühen Jugend an für die Ideale der mönchischen Heiligkeit herangebildet. Sie wurde nämlich von ihren Ältern dem Kloster Disibodenberg (in monte Disibodi), einem Benediktinerkloster im ehemaligen Fürstenthum Zweibrücken, das damals ebenfalls zu der Grafschaft Sponheim gehörte, dargebracht, und daselbst hauptsächlich einer gewissen Jutta, der damaligen Äbtissinn des Klosters, der Schwester des Grafen Meinhard von Sponheim, einer im Rufe hoher Heiligkeit stehenden Frau, zum Unterricht in der Religion, übergeben. Nach dem Tode der Jutta erhielt Hildegard selbst ein Vorsteheramt über einige Nonnen und ward später Äbtissinn dieses Klosters. Im J. 1148 aber, als, vorzüglich durch den Ruf ihrer Heiligkeit, die Anzahl der Nonnen in Disibodenberg so sehr anwuchs, daß das Kloster sie nicht mehr fassen konnte, gründete sie selbst mit 18 Nonnen ein neues Kloster auf dem Rupertsberg bei Bingen [3]), dem sie, bis an ihren Tod im J. 1179, also in ihrem 82sten Jahre, als Äbtissinn vorstand.

Schon von ihrer frühsten Kindheit scheint sich in ihr eine überspannte Reizbarkeit für übersinnliche Gegenstände gezeigt zu haben, welche Phantasien von besonderer Gemeinschaft mit dem Göttlichen in ihr erzeugte. „Schon in meinem dritten Jahre, so erzählt sie selbst von sich, sah ich ein so großes himmlisches Licht, daß meine Sele bis in das Innerste erzitterte; aber ich war noch zu sehr Kind, so daß ich Nichts davon aussprechen

1) Ihr Leben wurde gleich nach ihrem Tode von zwei Mönchen, Godefridus und Theodoricus, die mit ihr selbst in persönlichem Umgange gestanden hatten, beschrieben, aber, nach Mönchsweise, in der Art einer Heiligenlegende, durch eine Anzahl von Wundern entstellt. Es erschien zuerst zu Cöln 1566 im Druck, und ist dann auch in den Acta SS. Antw. unter dem Namen der heil. Hildegard mit abgedruckt. Über ihr Leben ist ferner zu vgl. *Trithem.* Chron. Hirsaug. p. 133. Acta SS. Antw. ad 17. Sept., *Alberici* chron. ad a. 1141, in *Leibnitz* access. histor. Hanov. 1698. T. II. p. 288 sq. — Tersteegen, Leben heiliger Seelen. Bd. 3. S. 475. — *Arnold.* hist. theol. myst. p. 280. — Schröckh K. G. Th. 28. S. 15 fg. — Neander der heil. Bernhard. S. 210 fg. u. S. 300 fg. Umherschweifungen in den Labyrinthen schwärmerischer und myst. Frauen. S. 189 fg. — *Meiners* progr. de S. Hildegardis vita, scriptis et meritis. Goett. 1793. Auszug daraus in: Gött. gel. Anz. 1794. S. 1849—51. und Meiners neues gött. hist. Mag. Bd. 3. St. 4. S. 649—52. — Fuhrmann, Handwörterb. der Relig. und K. G. h. v. Th. 2. — Schmid Mystic. d. Mittelalters. S. 83 fg. 2) Acta SS. l. l. p. 631. Unrichtig nach Schröckh S. 17 im 5ten Jahre. 3) Es wurde das Kloster des heil. Ruprecht oder Robert (in monte S. Roberti de Pingoia) genannt, weil daselbst das Grab des heil. Ruprecht, des Fürsten der Bingionen zur Zeit Pipins, seyn sollte. Es ist schon längst zerstört, und an seiner Stelle steht jetzt — ein preuß. Zollhaus.

konnte. Die Fähigkeit für religiöse Geheimnisse aber und die Kraft zu verborgenen, wunderbaren Visionen, hatte ich schon seit dem 5ten Jahre, auf eine wundervolle Weise eben so in mir gefühlt, wie ich sie noch jetzt in mir trage; doch habe ich sie Niemanden, einige Wenige, die mit mir im Kloster in genauerem Umgang lebten, ausgenommen, offenbart." Diese frühe Anlage zu religiöser Schwärmerei mußte natürlich durch die frühe klösterliche Erziehung, und besonders durch den Einfluß jener durch überspannte Mönchsheiligkeit in hohem Ruf stehenden Jutta, der sie ihre ganze religiöse Bildung zu verdanken scheint, mächtig geweckt, genährt und entwickelt werden. Der starke Eindruck, den das Klosterleben und die Lehren der Jutta auf ihr religiös-reizbares Gemüth gerade in der für ihre Ausbildung wichtigsten Periode der zum Bewußtseyn erwachenden Kindheit machte, zeigte sich auch sehr sichtbar darin, daß gerade damals ihre religiöse Überreizung besonders stark hervortrat und sich vollständiger zu dem Wahn von göttlichen Visionen ausbildete. „In dem 8ten Jahre, fährt sie zu erzählen fort, wo ich der heiligen Gemeinschaft des geistlichen (d. i. klösterlichen) Lebens übergeben wurde, bis zum 15ten Jahre, hatte ich oft göttliche Erscheinungen und sprach sie mehrmals aus, so daß diejenigen, welche es hörten, sich verwunderten, woher ich es erhielt. Ich selbst wunderte mich darüber, weßhalb ich von großer Furcht ergriffen wurde, und Niemand mehr Etwas von meinem innern Lichte mitzutheilen wagte." Je mehr sie im Alter vorrückte, desto stärker wurden ihre Visionen, desto mehr aber nahm auch die Scheu zu, sie Andern mitzutheilen, und desto sorgfältiger verschloß sie sie in sich. Eben durch dieses gewaltsame Unterdrücken ihrer inneren Bewegungen und durch dieses Verschließen in ihr Inneres, scheint sich die Gewalt der Phantasie nur immer mehr verstärkt zu haben, und der Drang, sich mitzutheilen immer mächtiger geworden zu seyn, bis sie in diesem Drang einen unmittelbaren göttlichen Befehl zur Mittheilung zu hören glaubte, und diesem endlich, nach langem Widerstande, nachgab. Zugleich aber bemerkt man deutlich, daß die ursprüngliche Reizbarkeit des Gemüths durch gewisse körperliche krankhafte Zustände erhöht wurde, die, vorzüglich bei Frauen, insbesondere in der Periode der beginnenden Reife, in welcher Hildegard sich damals befand, oft bekanntlich die außerordentlichsten Zustände des Gemüths hervorbringen. Jener innere Kampf zwischen dem Drang und göttlichen Befehl, ihre Erscheinungen und Offenbarungen mitzutheilen, und der Scheu und Furcht dagegen, den die heil. Hildegard sehr ausführlich beschreibt, und der gerade in der Zeit der ersten heranreifenden Jugend, nämlich in der Zeit nach ihrem 15ten Jahre beginnt, scheint die Regung jenes dunkeln Gefühls von etwas Höherem, Unbekanntem anzudeuten, wozu dieses Lebensalter besonders geneigt ist, und das sich bei ihr, mit dem durch Naturanlage und frühzeitige Klostererziehung vorherrschenden Gefühl für übersinnliche, geheimnißvolle Verhältnisse am natürlichsten verband, und eben in jenen ahnungsvollen Gemüthserhebungen zu dem Göttlichen seine beste Befriedigung fand. Daß aber zu diesem psychischen Kampfe auch physisch krankhafte Zustände hinzu kamen, welche bis in ihr höheres Alter fortdauerten, erzählt sie selbst, und daß auch diese wieder auf jene krankhafte psychische Reizbarkeit zurück wirken mochten, läßt sich leicht denken. Diesen psychisch und physisch zugleich krankhaften Zustand beschreibt sie ungefähr in folgender Weise: Als sie, nach Vollendung der Kinderzeit (puelluri meta transacta) zu dem Alter der vollkommenen Kraft gekommen war, hörte sie eine Stimme vom Himmel, welche sagte: ich, das lebendige Licht, welches das Dunkle erleuchtet, habe dich unter Allen erwählt ꝛc. Sie aber empfand in dem Innersten der Eingeweide und Adern ihres Körpers heftige Schmerzen, und war zugleich von niedergebeugtem Muth und Gefühle, so daß in ihr keine Sicherheit wohnte und sie sich in allen Dingen für sündhaft hielt. (Wer sieht hier nicht das auf körperlicher und geistiger Krankheit beruhende Schuldgefühl unserer neueren Mystiker?) Als sie aber, ungeachtet des wiederholten göttlichen Befehls, dennoch in ihrem Schweigen verharrte, verfiel sie endlich in eine bedeutendere Krankheit, die sie mit immer heftigern Schmerzen an das Bett fesselte, und die erst dann wich, als sie sich zum Aussprechen und Niederschreiben ihrer Visionen entschloß. In ihrer Noth hatte sie sich nämlich einem vertrauten Mönche entdeckt, und dieser, so wie eine andre Nonne, vermochten sie durch ihren Rath, die Weissagungen und Erscheinungen ihres Innern auszusprechen und niederzuschreiben. Sie war im 43sten Jahre ihres Alters, als sie sich dazu entschloß.

Ihre Visionen und Offenbarungen beschreibt sie gewöhnlich als ein Licht, das vom Himmel in ihre Sele einströmt. Bisweilen unterscheidet sie ein allgemeineres Licht, das sie mit einer von der Sonne erleuchteten Wolke ohne Sterne vergleicht, und von dem lebendigen, höhern Licht, das sie in jenem sieht, und das stärker in ihr Gemüth eindringt, unterscheidet. „Ich sah, sagt sie insbesondere von der im J. 1141 empfangenen Offenbarung, durch die sie zum Niederschreiben zuerst getrieben wurde, ein feuriges, unbeschreiblich funkelndes Licht, das vom offnen Himmel kam, mein ganzes Gehirn und mein ganzes Herz und meine Brust durchdrang, gleich einer Flamme, jedoch nicht brennend, sondern nur erwärmend, so wie die Sonne einen Gegenstand erwärmt, über welchen sie ihre Strahlen ausbreitet." Psychologisch bemerkenswerth ist es ferner, was sie in Rücksicht der Art, wie ihr diese Visionen zu Theil wurden, erwähnt: „Die Erscheinungen, die ich sah, empfing ich nicht im Traume oder Schlafe oder in Geistesabwesenheit, noch mit den körperlichen Augen und äußeren Ohren, oder an verborgenen Orten, sondern wachend, umherschauend, an öffentlichen Orten, vernahm ich sie in dem reinen Sinn des inneren Menschen. Wie dieß möglich sei, setzt sie hinzu, ist für den irdischen Menschen schwer zu begreifen." Wir müssen also hiernach die heil. Hildegard als wirkliche Visionärinn anerkennen. Von den Wirkungen ihrer Visionen aber berichtet sie ferner: „Plötzlich verstand ich nun den Sinn

der Bibel, nämlich der Psalmen, der Evangelien und anderer Schriften des A. und N. T.; dennoch kannte ich nicht die Auslegung der Textesworte, die Eintheilung der Sylben und den Gebrauch der Casus und Tempora." Den wundergläubigen Zeitgenossen war dieß vollgiltiger Beweis, daß ihre Offenbarungen göttlich waren, aber ein Blick auf den Inhalt ihrer Offenbarungen zeigt, daß sie recht wohl ohne Kenntniß der Bibel bloß aus der Phantasie einer überspannten Frau hervorgehen konnten. Sie begann nun, fährt sie zu erzählen fort, ihre Offenbarungen niederzuschreiben, und fühlte sich dabei von ihrer Kränklichkeit wieder aufgerichtet. Ungeachtet sie aber die lateinische Sprache nicht kannte, und außer einem bloßen Psalmen von einem Menschen nichts gelernt hatte, so schrieb sie dennoch ihre Offenbarungen großen Theils in lateinischer Sprache nieder, ja sie fing an zu schreiben, als sie kaum die Kenntniß der Buchstaben hatte: denn sie sprach und schrieb Nichts aus eigenem Geiste, sondern nur die Worte, die sie aus dem himmlischen Lichte vernahm. Doch auch dieses Wunder löst sich bald, wenn man weiter vernimmt, daß sie bei der Ausarbeitung ihrer Schriften, sich der Hilfe jenes ihr vertrauten Mönchs bediente, dem sie theils dictirte, oder der das von ihr Geschriebene besserte und anordnete. Wahrscheinlich also war es der Mönch, der das Wunder vollbrachte, indem er ihre vielleicht in sehr roher Form ausgesprochenen Orakelsprüche lateinisch und wohlgeordnet niederschrieb. Es war ihr Hauptwerk, die Scivias, dessen Ausarbeitung sie zuerst unternahm, und das sie binnen 10 Jahren vollendete.

Der Ruf von der neuen Prophetinn fing jetzt allmälig an sich zu verbreiten. Eine Folge davon war zunächst der große Zuwachs der Zahl der Nonnen in ihrem Kloster Disibodenberg und die dadurch veranlaßte Gründung des neuen Klosters auf dem Rupertsberg bei Bingen. Die vollständige Begründung ihrer allgemeinen Anerkennung kam aber erst durch einen besondern Umstand zu Stande. Um diese Zeit (1147) nämlich kam der heil. Bernhard von Clairveaux, auf seiner Reise nach Teutschland, um daselbst das Kreuz zu predigen, nach Bingen, er hörte von den Offenbarungen der Hildegard; der Propst des dortigen Klosters erklärte sie, auf sein Befragen, für Eingebungen böser Geister oder leere Einbildungen des Gehirns, aber eigene Prüfung einiger derselben ließ den nach Wundern und Heiligen begierigen Bernhard hohe göttliche Wahrheit darin erkennen. Er schrieb selbst an die heil. Hildegard, erklärte sie für eine wahre göttliche Prophetinn, und sein Zeugniß reichte hin, allen Zweifel gegen sie bei ihren Zeitgenossen niederzuschlagen [4]). Bald aber fand sie noch eine höhere Auctorität für sich. Der Papst Eugen III. hielt (1148) zu Trier eine Kirchenversammlung, und der Erzbischof von Mainz erzählte ihm von der in seiner Diöces erstandenen neuen Prophetinn; Bernhard von Clairveaux, der ebenfalls zugegen war, drang in ihn, eine so ausgezeichnete Leuchte nicht durch Bösgesinnte unterdrücken zu lassen, sondern durch seine Auctorität die an ihr sichtbare göttliche Gnade zu bestätigen. Eugen sandte mehrere glaubwürdige Männer, worunter der Bischof von Verdun, an die Hildegard, um sie zu prüfen; diese brachten einige ihrer Schriften mit, welche auf seinen Befehl in der Versammlung der Bischöfe vorgelesen wurden und durch ihren Inhalt allgemeine Bewunderung und Preis Gottes erregten. Der Papst selbst schrieb deßhalb an die Prophetinn, bezeugt ihr mit Wärme ihre wahrhaft göttliche Berufung, und ermahnt sie, standhaft in ihrem Werke zu beharren. Hildegard antwortete ihm darauf in einem Briefe, der selbst göttlich geoffenbart war, und legte ihm dabei einige starke Wahrheiten an das Herz [5]).

Hiermit ward der Ruhm ihrer Heiligkeit und die Göttlichkeit ihrer Offenbarungen durch die ganze Kirche verbreitet. Von allen Seiten her drängte man sich zu ihr, um von der ihr zu Theil gewordenen hohen göttlichen Gnade berührt zu werden. Geistliche und Weltliche, Hohe und Geringe, Gelehrte und Ungelehrte, von nahen und fernen Gegenden wendeten sich zu ihr, Rath, Belehrung, Trost, Ermahnung, Fürbitte bei Gott von ihr bittend, und nach allen Seiten ertheilte sie hierauf aus der reichen Quelle ihrer göttlichen Offenbarung die gebetene Hilfe. Eine große Anzahl von Briefen an sie von Päpsten, Bischöfen und Erzbischöfen und andern Geistlichen, Kaisern, Königen, Fürsten, ja selbst von Magistern und Lehrern an Universitäten mit den Antworten darauf bezeugen es, daß man die wichtigsten geistlichen und weltlichen Angelegenheiten ihrem Rath und göttlichen Beistand vorlegte, und ihre Antworten wurden allgemein mit Ehrfurcht und Demuth als unbezweifelbare Aussprüche der Gottheit hingenommen [6]). In der That beweisen auch diese ihre Antworten häufig eine bewundernswürdige Einsicht, Klugheit und Klarheit, immer aber eine achtungswürdige Freimüthigkeit, wozu sie durch ihre göttliche Auctorität berechtigt war. Die Päpste Anastasius IV. und Hadrian IV. schrieben an sie, ihre Freude und Bewunderung über sie ausdrückend, und sich ihrer Fürbitte empfehlend. Hildegard antwortete ihnen, straft sie ernst wegen mannichfacher Versäumung ihrer Pflichten, und ermahnt sie kräftig, im Namen Gottes zur Besserung. Auch der Kaiser Konrad III. schrieb an sie, ja selbst der freidenkende, dem Übermuth der Kirche kräftig widerstrebende Kaiser Friedrich I., beugte sich vor ihr, indem er in einem Schreiben ihre erhabene göttliche Würde anerkannte; und auch ihnen erwiederte sie mit der gewohnten Freimüthigkeit, ihr gottloses und ungerechtes Leben hart angreifend [7]). Am merkwürdigsten aber erscheint es, daß sie selbst in rein wissenschaftlichen Angelegenheiten befragt wurde und Entscheidungen gab; wie dieß hauptsächlich die ausführliche

4) Bernhard's Brief und die Antwort der Hildegard s. Bibl. PP. max. T. XXIII. p. 552. 53.

5) Eben das. p. 537. 6) S. diese Briefe größten Theils in der Bibl. PP. l. l. 7) Bibl. PP. l. l. p. 551.

Beantwortung der von dem Abt Wibert von Gembloux ihr vorgelegten 38 Fragen aus dem A. und N. T. und der Kirchengeschichte [8]), und viele andere Entscheidungen über dogmatische Gegenstände beweisen [9]).

Der Ruf ihrer Heiligkeit wurde noch dadurch vermehrt, daß sie mehrere, zum Theil weitere Reisen machte, auf denen sie auch mündlich prophezeite, predigte und ihre Offenbarungen verkündigte. Ihre Biographien erzählen von ihren Reisen an dem Rhein herab bis Köln, nach Lothringen und Elsaß, nach Franken, Schwaben, nach Paris und Tours. Allgemein wurde sie daher von ihren Zeitgenossen als göttliche Prophetinn anerkannt; die folgenden Jahrhunderte stimmten diesem Urtheil nicht allein bei, sondern sie vermehrten ihren Heiligengeruch durch eine große Anzahl von Wundern, die sie von ihr berichten. Ihre Gebeine wurden in dem Kloster zu Bingen, wo sie starb, heilig aufbewahrt und nach dessen Zerstörung nach Eibingen gebracht. Mehrmals wurde der Versuch gemacht, ihre Kanonisation zu bewirken, aber die deßhalb über ihre Heiligkeit angestellten Untersuchungen müssen doch nicht genügt haben, denn sie wurde nie vollendet. Dessen ungeachtet wurde sie mit dem 15ten Jahrh. in das römische Martyrologium aufgenommen.

Was nun den Inhalt der Offenbarungen der h. Hildegard betrifft, so spricht sich darin jenes seltsame Gemisch von Wahrheit und Irrwahn und jener Kampf eines innerlich und unmittelbar gewaltig angeregten Sinnes für das Göttliche und Wahre, mit dem verjährten Aberglauben und dem Mangel an Ausbildung und äußerer, geordneter Darstellung aus, den wir als Charakter der meisten Schwärmer kennen [10]). Indessen zeugt es doch für einen nicht gemeinen Geist der h. Hildegard, daß sie, ungeachtet ihrer so sehr geringen Bildung und starken Neigung zur Schwärmerei, sich doch in gewissen Gränzen der Mäßigung hielt und einen kräftigen Kern von echt religiöser und sittlicher Wahrheit enthielt. Um diesen anzuerkennen, muß man freilich die oft sehr phantastische Einkleidung ihrer Offenbarungen von dem eigentlichen Gehalt derselben trennen. Wenn man sie erzählen hört, wie sie das Reich Gottes als einen großen eisenfarbenen Berg und auf demselben Gott selbst sitzend, ferner den Geist des Menschen als ein Bild voll Augen, und die Tugenden als Funken gesehen habe; oder wenn sie die Unbegreiflichkeit Gottes in der Gestalt eines großen Ei's mit Feuer umgeben schaut; oder die göttliche Dreieinigkeit als ein glänzendes Licht, und in demselben eine sapphirfarbene Gestalt eines Menschen, welche ganz in einem überaus anmuthigen Feuer brennt, so daß das Licht dieses Feuer und das Feuer jenes Licht und beide die ganze Gestalt des Menschen überschritten; oder wenn sie dann die christliche Kirche sieht als eine Frau in der Größe einer Stadt, mit einem Bauche ohne Beine, der gleich einem Netze viele Löcher hat, und durch welche eine Menge Menschen hinein kriechen; dann wieder die Kirche, wie sie als eine Frau mit dem am Kreuze hängenden Erlöser verlobt wird, und Ähnliches, so vernimmt man deutlich genug die Stimme der Schwärmerei und Phantasterei [11]). Sieht man hingegen auf den eigentlichen Gehalt ihrer Schriften, so findet man nur Wenig von diesem Excentrischen, ja selbst wenig Originelles. Bei allem Feuer des Gemüths hält sie sich doch immer in den Schranken der kirchlichen Rechtgläubigkeit; wie hätte sie auch sonst bei ihren Zeitgenossen und selbst bei den Verfechtern der Orthodoxie und den Häuptern der Kirche so großen Beifall einernten können? Sehr oft spricht sie sich über dogmatische Gegenstände aus, — z. B. in den Antworten auf die zahlreichen Anfragen — aber selten zeigt sie sich hier schwärmerisch oder phantastisch, und meist äußert sie sich ruhig, besonnen, obgleich oft abergläubisch, doch bisweilen selbst mit Scharfsinn. Mit der kühnsten Freimüthigkeit und mit heiligem Feuereifer griff sie zwar das Verderben und die Mißbräuche der Kirche und die Laster des Klerus an, aber dieß galt damals nicht als Ketzerei, selbst ein heil. Bernhard sprach eben so, und viele der besonnensten und angesehensten Kirchenlehrer deuteten schon damals sehr bestimmt auf eine nothwendige Umgestaltung des ganzen Kirchenwesens hin. Es war also nur ein Ausdruck des Geistes ihrer Zeit, wenn sie mit großer Bestimmtheit die Zeiten der Rache der Laster der Geistlichkeit, Zeiten der Anfeindung der Geistlichkeit, der Verfolgung der Kirche, und durch diese eine Läuterung der Kirche und eine reinere, allgemein herrschende Frömmigkeit voraus sagt. Gegen die verderbten Bettelorden insbesondere richtete sie sehr heftige Ermahnungen und schloß daran Weissagungen ihres Untergangs [12]). Als das vorherrschende Element aber darf man wohl einen ernsten und feurigen Sinn für Sittlichkeit und einfache Frömmigkeit betrachten. Strafreden gegen die Sittenlosigkeit und den Unglauben ihrer Zeit, Ermahnungen zur Buße, zur Besserung, zum Gebet, zu reinem Glauben, woran sich sehr allgemeine Vorhersagungen besserer Zeiten schließen, machen den Hauptinhalt ihrer Schriften aus [13]). Jene besseren geweissagten Zeiten nennt sie gewöhnlich die männlichen Zeiten, oder Zeiten der männlichen Stärke, die gegenwärtigen schlechtern die weiblichen oder schwachen [14]). Daß ihre weissagungssüchtige, in die Zukunft blickende Sele auch an den Lehren des Chiliasmus Nahrung fand, daß ihre Weissagungen auch die Erscheinung

8) Bibl. PP. l. l. p. 583. 9) Eben das. an mehreren Stellen und Acta SS. l. l. p. 644 sqq. 10) Man vgl. die etwas zu günstige Charakteristik ihrer Offenbarungen, bei Neander der heil. Bernhard. S. 210 fg.

11) Vgl. die Auszüge aus ihren Visionen b. Schröckh Th. 28. S. 25 fg. 12) Vgl. *Fabricii* bibl. lat. med. et inf. ed. *Mansi*. p. 261. 13) Begierig wurden diese Weissagungen der Hildegard von einer bevorstehenden Reformation der Kirche, später von den Reformatoren ergriffen und als göttliche Zeugnisse der Wahrheit aufgestellt. Vergl. die Centur. Magdeb. sec. XII. c. 10. p. 1700 sq. Schon früher wurden ihre Weissagungen von Wilh. v. S. Amour (saec. 13. med.) bei der Darstellung der die Kirche, besonders durch die ausgearteten Bettelmönche bedrohenden Gefahren in den letzten Zeiten mit als Zeugnisse benutzt. Vgl. Opp. *G. a S. Amore*, Const. 1632. p. 126. 14) Vgl. den Brief an den Kaiser Konrad, in Bibl. PP. l. l. p. 551.

des Antichrist auf Erden, den Untergang desselben, den darauf folgenden Glanz der Kirche, die Reinigung der Welt durchs Feuer, das jüngste Gericht und die letzten Zeiten der Herrlichkeit und der Verwandelung des Zeitlichen in das Ewige, wo alle Elemente im hellsten Lichte strahlen werden, gleich als wäre ihnen eine schwarze Haut abgezogen [15]), — nicht allein verkündigten, sondern auch sehr ausführlich und lebhaft aus eigener Anschauung schilderten, läßt sich leicht denken. Merkwürdig möchte es scheinen, daß sich Hildegard neben diesen religiösen und sittlichen Gegenständen sehr viel auch mit naturwissenschaftlichen und medicinischen Betrachtungen beschäftigte und selbst auf sie häufig ihre Offenbarungen und Weissagungen bezog; wenn sich dieß nicht aus dem damaligen dunkeln Zustande dieser Wissenschaften erklärte, der einem geheimnißsüchtigen Gemüth viel Nahrung darbot und die Vermischung mit religiösen Phantasien sehr begünstigte.

Ihre Schriften sind sehr zahlreich. Ihr Hauptwerk, worin sie ihre Visionen und Offenbarungen beschreibt, führt den Titel: Scivias (wahrscheinlich aus sciens vias) s. visionum et revelationum lib. III. [16]). Von ähnlichem Inhalt war das in ihrem spätern Alter geschriebene, aber nicht vollendete Werk: Lib. divinorum operum simplicis hominis, worin ihre spätern Visionen und Offenbarungen, die mehr physikalischen, physiologischen und medicinischen Inhalts waren, z. B. über das ganze Weltsystem, von dem äußern Menschen, von der innern physischen Beschaffenheit des Menschen, von den Wechselwirkungen der Luft, von den Krankheiten der Menschen ꝛc., dargestellt werden [17]). Zu ihren wichtigeren Werken gehören auch die vitae meritorum [18]); denn dieses mit den beiden vorher gehenden übergab sie als die bedeutendsten den Pariser Doktoren zur Prüfung. Ihre kleineren Schriften sind: vita S. Roberti s. Ruperti [19]), vita S. Disibodi [20]), expositio regulae S. Benedicti, expositio symboli Athanasiani, Briefe an sie mit ihren Antworten, 38 Fragen des Abt Wibert von Gembloux mit ihren Entscheidungen [21]), zwei medicinische Schriften: lib. simplicis medicinae und lib. compositae medicinae [22]), zwei Schriften an die Geistlichen zu Trier und zu Köln de futuris ecclesiae calamitatibus, und eine an die Geistlichkeit zu Mainz propter divina per illos interdicta [23]), exhortatio ad sorores suas, ad griseos monachos [24]). Theils entschieden unechte, theils wenigstens zweifelhafte Schriften, welche der Hildegard zugeschrieben werden, sind: exhortatorium saecularium, homiliae LVIII in evangelia dominica, homiliae ad ignotam linguam, de sacramento altaris, speculum temporum oder pentachronon, auch de novis religionibus, coelestis harmonia, und verschiedene Gedichte. (*H. Schmid.*)

Hildegard (Stift), s. Kempten.

Hildegard, Gemahlinn Karls d. Gr., s. Karl d. Grosse.

HILDEGAULTER, HILDEGOLTER (nordische Myth.), von dem altnordischen Hildur (angelsächs. Hilde), Kriegsgöttinn, Krieg, Kampf, und gaullter, Eber, also wörtlich Kampf-Eber, heißt ein kostbarer Helm, welcher nebst zwei andern Kostbarkeiten, dem Panzer Findsleif, der jedem Eisen widerstand, und dem Goldring Sviagrys, den die Ahnen des Königs Adil von Upsal gehabt hatten, von den 12 (eigentlich nur 11) dänischen Berserkern für ihren König Hrolf Krali erlesen, nachdem sie Adil'n im Kampfe gegen den König Ali von Norwegen siegreich beigestanden, und letztrer gefallen war. Adil aber verweigerte die Kostbarkeiten und den Lohn, wofür Hrolf sich schrecklich rächte *). (*Ferdinand Wachter.*)

Hildegolter, s. d. vorherg. Art.

HILDEGUNDE, HILDEGUNDIS (die Heilige), aus dem Cölnischen gebürtig, Tochter vornehmer und reicher Ältern, wurde mit ihrer Zwillingsschwester Agnes in einem Kloster zu Neuße erzogen; sie unternahm mit ihrem Vater nach dem Tode der Mutter eine Wallfahrt nach Palästina und ließ sich durch das unterwegs erfolgende Abscheiden desselben nicht abschrecken, die Reise fortzusetzen, zumal sie diese in Männerkleidung und unter dem Namen Joseph angetreten hatte. Sie besuchte die heiligen Orte, wurde auf der Rückreise zu Akko von dem Diener, dem sie vom Vater anvertraut worden war, rein ausgeplündert, kehrte daher durch Unterstützung eines Einsiedlers nach Jerusalem zurück, wo sie von Almosen lebte, bis einer ihrer Verwandten sie in ihrem Elende entdeckte. Auf dem Wege in die Heimath starb zwar auch dieser ihr Beistand, hatte sie aber doch in den Stand gesetzt, nach Cölln zu kommen. Ohne sich und ihr Geschlecht zu erkennen zu geben, trat sie in die Dienste eines Kanonikus, reiste mit ihm nach Rom, wo sie ihre Schwester wieder sehen wollte, hatte aber unterweges mit vielen Hindernissen zu kämpfen, aus welchen sie, wie man erzählt, auf wunderbare Weise befreit wurde. Nach Vollendung der Reise hielt sie sich einige Zeit in einer Recluſa bei Speier auf, trat aber dann auf den Rath eines gewissen Berthold in das Cistercienserkloster zu Schönau bei Heidelberg, wo sie aber bereits nach 2 Jahren 1188 starb. Erst nach ihrem Tode beim Abwaschen des Leichnams wurde ihr Ge-

15) Scivias L. III. vis. 12. 16) Zuerst edirt in dem Liber trium spiritualium virorum Hermae, Ugnetini et Fr. Liberti, et trium spirit. virginum Hildegardis, Elisabethae et Mechtildis, ed. *J. Faber*, Stap. Par. 1513. fol. Dann: Revelationis s. s. virginum Hildegardis et Elisabethae Schoenaug. Col. Agr. 1628. fol. 17) Eine Beschreibung dieser Schrift und Auszüge daraus s. in *Fabric.* bibl. lat. med. et inf. ed. *Mansi* T. III. p. 263. Sie ist noch ungedruckt. 18) Ebenfalls ungedruckt. 19) ed. *Busaeus*, Moguat. 1602. 4. mit andern Schriften und *Surii* act. SS. 15. Mai. 20) *Surii* act. SS. 8. Jul. 21) Diese, mit einem gr. Theil der Briefe und den beiden vorher genannten Schriften ed. *Blankwalt*, Col. 1566. 4. und Bibl. PP. max. T. XXIII. p. 587 sq. 22) Eine andere physik. Schr.: libri IV Physices, sind von einer andern Hildegard, ed. Arg. 1533. fol.

23) Bibl. PP. l. l. 24) Ibid.

*) Jüngere Edda, Dämesaga 64.

ſchlecht kund; ſie ſoll nach dieſer Zeit vielen erſchienen ſeyn und noch Wunder gethan haben. Obſchon nicht förmlich canoniſirt, wird ihr Andenken doch am 20. April gefeiert. Man hat ihr auch, aber mit Unrecht, einige Schriften beigelegt †). (*A. G. Hoffmann.*)

HILDEHOI (langob. Geſch.), von Hilde (Kampf) und Hok (Hügel), Hügel des Kampfes, der vierte König der Langobarden, war Leth's Sohn und Nachfolger, hatte ſeinen Sohn Godehok zum Nachfolger [1]); über ſeine Thaten iſt nichts bekannt. (*Ferdinand Wachter.*)

HILDEN, Dorf im königl. preuß. Reg. Bez. Düſſeldorf, 3 Stunden von Düſſeldorf entfernt, hatte 1817 779 katholiſche, 60 lutheriſche, 1217 reformirte Einw. Es ſind hier Siamoiſenfabriken. (*Rauschenbusch.*)

Hilden (Fabricius von), Hildanus, ſ. Fabricius (Wilhelm).

HILDEN, 1) Heinrich, ein Dominikaner aus Köln, war daſelbſt Doktor und Profeſſor der Theologie, auch Generalvikar des Biſchofs von Straßburg, Wilhelm von Fürſtenberg, und ſtarb am 2. Nov. 1682. Er ſchrieb: Selecta in S. Thomae summam commentaria; XV principia thomistica; Orationes sacr. de Sanctis ord. praedicatorii u. m. A. [*]). (*Baur.*)

2) Wilhelm, Sohn eines Bürgers in Berlin, wurde daſelbſt im J. 1551 geboren. Schon in ſeinem 15ten Jahre bezog er die Univerſität zu Frankfurt an der Oder. Später ſtudirte er zu Leipzig und erhielt hier im 24ſten Lebensjahre die Profeſſur der Ethik und des ariſtoteliſchen Organon. Sechs Jahre nachher legte er dieſe Stelle nieder und kehrte nach Berlin zurück, wo er im J. 1581 zum Rektor am grauen Kloſter erwählt wurde. Hilden übernahm die Druckerei, welche der bekannte Alchemiſt Leonhard Thurnheuſer zum Thurm im grauen Kloſter angelegt und an ſeinen Setzer Michael Hentzken verkauft hatte [1]). Aus dieſer Druckerei gingen die Schriften Hildens hervor; 1586 wurde dieſer als ordentlicher Profeſſor der griechiſchen Sprache und Mathematik nach Frankfurt a. d. Oder berufen, wo er aber ſchon am 19. September 1587 im 36ſten Lebensjahre ſtarb [2]). — Schriften: *Emanuel. Chrysolorae* Erotemata (Quaestion. grammaticae). Gr. et Lat. Cur. *G. Hildenio.* Berol. 1584. 4. [3]). — Quaestiones ethicae. Berol. 1585. 8. [4]). — Oration. de praestantia linguae graecae. — Comment. in polit. et oecon. Aristotelis. — Quaestionum et commentariorum in Organon Aristotelis partes quinque; textus Graecus integer quaestionibus accommodatus, et tum verborum tum sententiae habita ratione in Lat. ling. conversus est; industria et studio *Gull. H.* Vol. I. II. III. Berol., auf eigne Koſten 1585. 86. 4. Nach der Vorrede und einem lat. Epigramm von Joannes Major auf Hildens Arbeit folgen: Prolegomena de inscriptione, numero et ordine librorum Aristotelicorum organicorum und Porphyrii Isagoge. Dem griech. Text fügte H. eine gelungene lat. Überſetzung und einen an guten Bemerkungen reichen Commentar bei. Joachim Perionius Überſ. der Topik iſt beibehalten [5]). Den erſten Theil dieſes Werkes, welches unter den übrigen am meiſten H. Ruhm begründete, eignete er dem Kaiſer Rudolph II., den zweiten dem Kurf. Auguſt von Sachſen, den dritten dem Kurf. von Brandenburg Johann Georg zu. Bibliographen loben den Druck, vermiſſen aber Regiſter über Sachen und Worte. — Resolutio Paradox. Ciceron. — Ein Bildniß Hildens ſteht in *Mart. Frid. Seidel's*: Icones et Elogia virorum aliquot praestantium, qui multum studiis suis consiliisque Marchiam olim nostram juverunt ac illustrarunt. tab. 46. (*G. Rathgeber.*)

HILDENBRAND, 1) Joh. Ulrich, Prediger in Augsburg, Sohn eines Schuhmachers zu Ulm, wo er den 22. März 1696 geboren war. Er ſtudirte zu Jena, war daſelbſt Privatdocent, kam 1727 als Pfarrer nach Rietheim im Ulm'ſchen, 1729 als Diakonus nach Augsburg, wurde 1749 Pfarrer an der Barfüßerkirche, und ſtarb den 6. Dec. 1756. Ein Schüler des berühmten Joh. Franz Buddeus, bei dem er 6 Jahre in Jena wohnte, ſchrieb er auf deſſen Ermunterung eine: Abfertigung des chriſt-katholiſchen Katechismi. Jena 1724. 8., eines Buchs, das den Jeſuiten Siegm. Ehrenhöffer zum Verfaſſer haben ſoll, zuerſt zu Mainz 1587, und ſeitdem oft, gedruckt und von Mehreren widerlegt wurde. Unter ſeinen übrigen Schriften, meiſt asketiſchen Inhalts, bemerken wir die: Tugendſpiegel chriſtlicher Jungfrauen, aufgeſetzt von P. J. Spener, aus dem Mſcpt herausg. mit nützlichen Anmerk. Augsb. 1757. 8., und öfter, auch im 1 Th. der vom Abte Steinmetz herausgegebenen kleinen geiſtlichen Schriften [1]). (*Baur.*)

2) Valentin Johann Edler von H., k. k. öſtreich. Regirungsrath, Direktor des allgemeinen Krankenhauſes, des Findelhauſes und der Bezirksanſtalten und Profeſſor der prakt. Heilkunde an der Univerſität zu Wien, iſt ge-

---

†) Ihr Leben hat beſchrieben außer Cäſarius, Mönch zu Heiſterbach, ein unbekanntes Mitglied des Kloſters zu Schönau, aber voll Fabeln. Letztere Biographie ſteht in Raderi Viridarium und in den Actis Sanctorum Tom. II. des Aprils. Vergl. auch *Leibnit.* Scriptor. rer. brunsvic. Tom. II. p 1111. Biogr. Univ. T. XX. p. 381. 82. (Art. von *Weiss*).

1) *Rotharis* Leges, prologus in edictum ap. *Georgisch* p. 946. *Paulus Diaconus*, de Gestis Langobardorum Lib. I. c. 18. p. 21.

*) *Echard* de scriptor. ord. dominicanor. Jöcher's Gel. Ler.

1) Der ſo nöthig als nützl. Buchdruckerkunſt. 3r Th. Leipzig b. Chr. Fr. Geßner. 1741. 8. p. 233. 2) *Schulz* de claris Marchicis. Jöcher, allg. Gelehrtenler. 2r Th. Leipz. 1750. p. 1602. 3) *Schoell* Hist. de la litt. Gr. T. VII. Par. 1825. p. 293. *Ebert* bibl. Lex. 1. B. p. 325. n. 4189.

4) *J. Chrph. Beemanni* Catal. bibl. publ. Univ. Francof. p. 237 in dem Werke Memoranda Francof. notit. univ. Francof. ad Od. 1676. 4. 5) Nachr. v. d. Büch. in d. Stoll. Bibl. 1r Th. Jena 1733. 4. p. 345 f. *Aristot.* Op. ed. Bubio. Vol. I. p. 238. *Fabr.* Bibl. gr. ed. *Harl.* III. 334. *Weigel* App. lit. p. 247. n. 6168.

1) Neubauer's Theol. 610. Meyermann's Nachr. von alm. Gel. 320. Meuſel's Ler. verſt. Schriftſt. 5r Bd.

boren 1763 zu Wien und gestorben am 31. Mai 1818. Er assistirte nach vollendeter Schul- und Universitätsbildung und erhaltener Doktorwürde den Ärzten Mertens und Humburg in seiner Vaterstadt, erhielt dann ein Physikat an der böhmischen Gränze in Östreich, hierauf zu Lemberg, trat dann als Leibarzt in die Dienste eines polnischen Magnaten, nahm aber bereits 1793 als kaiserl. Hofrath und Professor der Klinik an der Universität zu Lemberg wiederum eine Anstellung im Vaterlande an und wurde 1807 an die Wiener Universität versetzt, später geadelt und zu den erwähnten Stellen befördert. Seine älteren Schriften: das Buch für die Wundärzte in den östr. Staten (Lpz. u. Warsch. 1789. 8.); über die Macht der Fürsten und über die bürgerl. Freiheit (Wien 1793. 8.) wurden nicht so beachtet und geschätzt, wie die spätern: Ein Wink zur nähern Kenntniß und sichern Heilart der Hundswuth (Wien 1797. 8.); über die Pest, ein Handb. für Ärzte und Wundärzte, welche sich dem Pestdienste widmen (das. 1798. 8.); ratio medendi in schola practica vindobonensi (ib. 1804—9.); über den ansteckenden Typhus (das. 1810. 8. 2te Ausg. 1815, ins Franz. übers. von J. C. Gasc. Par. 1811, auch ins ital. übersetzt) und meditationes practico-medicae (ib. 1817 u. 1820). Für Studirende berechnet sind die initia institutt. clinicarum (ib. 1807. 8.) und die institutiones pharmacologiae (ib. 1802. 8.). Er übersetzte Wolstein's Schrift von den Seuchen und Krankheiten des Hornviehes, der Schafe und Schweine ins polnische (Warsch. 1792. 8.) und legte in Hartenkeil's medicinisch-chirurgischer Zeitung und Hufeland's Journ. der prakt. Heilk. einige interessante Aufsätze nieder *). (*R.*)

Hildenius, s. Fabricius (Wilhelm).

Hildensemius, s. Hildesheim (Franz).

HILDERICH, König der Wandalen, Geiserichs Enkel, Sohn Heinrichs und der von dessen Vater Geiserich gefangenen Tochter des Kaisers Valentinian, hielt sich lange Zeit bei seinen mütterlichen Anverwandten zu Konstantinopel auf, wo er auch sein ihm nachher so verderbliches Freundschaftsbündniß mit dem damals schon viel im oströmischen Reiche geltenden Justinian schloß. Er hegte gegen die von den arianischen Wandalen verfolgten Katholiken so wohlwollende Gesinnungen, daß Nicephorus (L. XVII. c. 11.), wiewohl ohne Grund [1]), erzählt, er sei kein Arianer gewesen. Sein Vetter und Vorgänger Thrasamund kannte seine für die Einheit des wandalischen Reiches verderbliche Neigung, und ließ ihn schwören, den Katholiken in seinem Reiche weder Kirchen zu eröffnen, noch ihnen die Freiheiten wieder zu erstatten. Aber H. glaubte die Verbindlichkeit des Eides dadurch umgehen zu können, daß er, bevor er die Regirung nach Thrasamund's Tode im J. 523 förmlich antrat, die katholischen Priester aus der Verbannung zurück bringen ließ, und ihnen die Kirchen wieder eröffnete; namentlich setzte er den eifrigen Katholiken Bonifacius zum Bischof der karthaginiensischen Kirche. Da verbanden sich Thrasamund's Witwe, die Königinn Amalafrid, und die Ostgothen, die mit ihr nach Afrika gekommen waren, mit den Mauren, erlitten aber bei Capsa in der byzacenischen Provinz eine tödtliche Niederlage, und Amalafrid ward gefangen, starb auch in der Haft. Doch legen die Ostgothen in Italien ihren Tod den Wandalen bei, wie aus dem Briefe (Cassiodori Variar. Lib. IX. ep. 1.) erhellt, den der ostgothische König Athalarich an Hilderich sandte. In demselben fordert er ihn auf, Rechenschaft zu geben, und kündigt im entgegen gesetzten Falle das Freundschaftsbündniß auf; aber die Ostgothen hielten nicht für räthlich, etwas Weiteres gegen die mit einer Flotte wohl ausgerüsteten Wandalen zu unternehmen. Der fein gebildete Hilderich selbst war ganz zur Leutseligkeit und Milde geboren, und so unkriegerisch, daß er vom Kriegswesen nicht einmal gern hörte. Sein Neffe Hoamer leitete für ihn die Heerfahrten der Wandalen, und auf eine so ausgezeichnete Weise, daß er ihr Achilles genannt ward. Aber doch war ihnen einmal das Kriegsglück gegen die byzacenischen Mauren nicht hold. Diese Niederlage und Hilderich's große Freundschaft zum Kaiser Justinian, mit welchem er in gegenseitigen Geldgeschenken und Gesandtschaften wetteiferte, benutzte Gelimer, Geiserich's Urenkel, Genzo's Enkel, Gelarid's Sohn zu Hilderich's Verderben. Gelimer war schon alt, und nur Hilderich betagter, und Gelarid's Sohn hoffte nach dem von Geiserich gegebenen Hausgesetze, nach welchem alle Mal der Älteste von seinen Nachkommen den Thron besteigen sollte, täglich König zu werden. Da er aber die Erfüllung dieser Hoffnung sich verzögern sah, vermochte er sein Streben nach der Krone nicht mehr zu bekämpfen; um so leichter konnte er sein Vorhaben ausführen, je nachsichtiger und unbekümmerter Hilderich war. Gelarid's Sohn zog die tapfersten Wandalen auf seine Seite, und überredete sie, ihm das Reich zu übergeben, und H. abzusetzen, unter dem sie die Niederlage von den Mauren erlitten, und der damit umgehe, die Macht der Wandalen an den Kaiser Justinian zu verrathen, damit er (Gelimer) aus einem andern Zweige des königl. Geschlechtes geboren, das Reich nicht erhalte; hierhin ziele die nach Byzanz von H. gesandte Botschaft. So ward also H. nach 8 Jahr und 4 Monate geführter Herrschaft 530 seines Thrones beraubt, und nebst seinen Söhnen und seinem Neffen Homer zu Karthago in Haft gehalten. Aus ihr befreite ihn nur der Tod, als Gelimer bei Annäherung des oströmischen Heeres unter Belisar im J. 533 die Gefangenen umbringen ließ [2]). Eine silberne Münze,

*) Meusel's gelehrt. Teutschl. 3r Bd. S. 326. 27. (5te Ausg.) 9r Bd. S. 590. 91. 14r Bd. S. 139 u. 18r Bd. S. 169. 70. Vgl. auch Pierer's encykl. Wörterb. 9r Bd. S. 468. 64. (Art. von Pierer).

1) Denn weder die andern Geschichtschreiber, namentlich der Verfasser der für die damaligen Kirchenhändel wichtigen Vita S. Fulgentii, noch auch die Akten des unter Hilderich im J. 525 zu Karthago gehaltenen Concilium (T. II. Conciliorum p. 1071) enthalten einen Wink, daß Hilderich Katholik gewesen.

2) *Procopius* de bello Vandalico, Lib. I. c. 9 e. s., Vita Fulgentii ad I. Januar. *Victor Tunensis* in Chron. *Isidori* Chron. Wand.

die auf der einen Seite sein Bildniß, mit der Inschrift: DN. HILDERIK REX, auf der andern Afrika's Sinnbild, eine in beiden Händen Kornähren haltende weibliche Figur mit der Inschrift: FELIX KART., ist auf uns gekommen [8]). (*Ferdinand Wachter.*)

Hilderich, fränk. Könige, s. Childerich (1ste Sect. 16r Bd. S. 319).

HILDERICH, HULDERICH, HILDERICUS (Edo), Professor der Theologie in Altdorf, hieß eigentlich von Barel, und stammte aus einem adeligen friesländischen Geschlechte dieses Namens. Von der neuen evangelischen Schule zu Jever, wo er 1533 geboren war, kam er nach Wittenberg, und hatte in der Theologie Melanchthon, in der Mathematik Kaspar Peucer zu Lehrern. Nach Vollendung seiner akademischen Studien hielt er Privatvorlesungen, wurde Adjunct der philosophischen Fakultät, ging 1564 als Professor der Mathematik nach Jena, kehrte aber 1567 nach Wittenberg zurück, und setzte daselbst seine Vorlesungen bis 1573 fort, in welchem Jahre er einem Rufe zum Rektorat des Gymnasiums zu Magdeburg folgte. Schon 1575 ging er nach Frankfurt an der Oder, und hielt daselbst Privatvorlesungen, bis ihm 1577 das Lehramt der orientalischen Sprachen und Geschichte übertragen wurde. Als von der Hochschule zu Heidelberg die reformirten Theologen entfernt wurden, kam er 1578 dahin als Professor der orientalischen Sprachen und Theologie, mußte aber 1580 seine Stelle niederlegen, weil er sich nicht entschließen konnte, die Concordienformel zu unterschreiben *). Bald darauf wurde er als erster Professor der Theologie nach Altdorf berufen, übernahm 1584 zugleich das Lehramt der morgenländischen Sprachen, hielt einige Zeit auch Vorlesungen über philosophische Moral und griechische Literatur, und starb den 12. Mai 1599. In Sprachen, Geschichte, Mathematik, besonders der Astronomie, besaß er viele gründliche Kenntnisse, und wenn er gleich als Theolog von Luthers Sinn durchaus nicht abwich, so war er doch gegen Andersdenkende billig, sanftmüthig und friedliebend. In dem Colloquium, welches 1585 zu Altdorf, wegen der Flacianischen Unruhen unter den evangelischen Geistlichen in Östreich, gehalten wurde, hat er die Lehre von der Erbsünde wider die Flacianer entschieden, und an der Ausfertigung des Responsum den größten Antheil gehabt. Er hat zuerst des griechischen Mathematikers Geminus Rhodius Isagoge in phaenomena oder Elementa astronomica aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt, und mit dem Urtext 1590 zu Altdorf in 8. drucken lassen; nachher öfter einzeln, und in *Petavii* Uranolog. Amst. 1703. fol. Ferner schrieb er: Oratio de vita Demosthenis. Witt. 1562. 8. Logistice astronomica. Ib. 1568. 8. Or. de politia et hierarchia populi judaici. Ib. 1570. 4. Carmen de P. Melanchthone. Basil. 1580. 4. Propositiones de veritate et certitudine rel. christ. Alt. 1582. 4. Dissertat., Theses, Briefe, z. B. in Hummels Epist. ined. p. 7 u. 78. Sein Sohn Friedrich, geh. Rath und Kanzler in Baireuth, ist Verfasser einiger juristischen Abhandlungen **). (*Baur.*)

Hildericus von Varel, s. den vorherg. Art.

Hilders, s. Hilters.

HILDERSHAM (Arthur), ein ausgezeichneter puritan. Geistlicher des 16ten und 17ten Jahrh., Sohn von Thomas Hildersham, aus einer altadeligen, mit der königl. verwandten Familie, war geb. 1563 zu Stechworth in Cambridgeshire, bildete sich zu Cambridge und starb 1631. Bekannt hat er sich gemacht durch seine Lectures on John IV. (Lond. 1629. fol.; vermehrt 1632); lectures on Ps. XXXIV. (ib. 1632. 4.); lectures upon Ps. II. (ib. 1635. fol.); paraphrase upon the Canticles of Solomon (ib. 1672. 8.); treatise on the Lord's Supper; treatise on the Ministry of the church of England. Einige seiner Schriften sind auch holländ. (Utrecht 1659. 4. über Ps. 51; Rotterd. 1679. 4. Lehre von Fasten, Beten und Buße) und teutsch (Prophetenehre. Marb. 1674. 12.) erschienen †). (*A. G. Hoffmann.*)

HILDESHEIM (Bisthum — Fürstenthum und Stadt). A. Geschichte.

Gränzen. Nach zweien, Hinsichts der Form zweifelhaften, Hinsichts der Materie echten Urkunden Ludwigs des Teutschen und Heinrichs II. wird die Diöcese Hildesheim östlich von der Ocker begränzt von da an, wo die Schunter in jenen Fluß mündet, bis zu einem Punkte südlich von Goslar. Hier wendet sich die Schnede westlich und scheidet über Mönchehof, südlich von Gandersheim laufend, bei Hilbrechtshausen die Leine, dann den Hils, dann den Forstbach erreichend, die Mainzer Diöcese gegen Süden ab. Amelungsborn, Hildesheim lassend, wendet sie sich über den Vogler und Idt, diesem bis Coppenbrüge folgend, nördlich; eben so von letzterem Orte bis Springe fortlaufend, geht sie dann mit der Haller westlich in die Leine, in diesem Flusse hinunter bis in die Gegend von Hanover, läßt diese Stadt Minden, schließt als Gränzörter Bothfeld, Fehrberg, Celle, Rebberlah und Loh ein, womit die Gränze gegen die mindensche Diöcese gezogen ist; läßt gegen Verden die Ortschaften Boteln, Weyhausen, Wierstorf der hildesheim'schen Diöcese, wendet sich nun, der Ise folgend, südlich, und kommt, indem sie vom Einflusse der Ise in die Aller auf die Schunter fortgeht, wieder auf den Ausgangspunkt zurück, gegen Osten die halberstädtische Diöcese abscheidend. — Der Umfang des Fürstenthums, wie es zur Zeit der Säcularisation bestand, mochte etwa ein Drittheil der Ausdehnung der Diöcese betragen;

8) *Banduri* Numism. T. II.

*) Ausführlich handelt von seinen Schicksalen in der Pfalz Wundt in s. Magaz. für die pfälz. Kirchen- und Gel. Gesch. 2r Bd. 91. 99.

**) Doppelmayr's Nachr. v. nürnb. Mathem. 81. *Zeumeri* vitae Prof. Jenens. Will und Nopitsch nürnb. Gel. Ler. 2 u. 6r Th. Will's Gesch. d. Univ. Altdorf, 2te Ausg. 71. 75. 116. 317. 390.

†) *Crabb* univers. histor. diction. Vol. II. unt. d. W. *Watt's* biblioth. Brit. I, 496. Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd., 1603.

die Welfen hatten von allen Seiten innerhalb der Diöcesangränzen ihre weltliche Herrschaft begründet, und nur die Leine und Ocker sich zum Theil als Gränzflüsse erhalten. Außer den geistlichen Gränzen war die Landeshoheit dagegen im Osten über die Ocker ausgedehnt, wo das Amt Vienenburg, und im Süden, wo das Amt Hunnesrück nur dem Fürsten, nicht dem Bischofe gehorchte.

Geographische Eintheilung. Die Diöcese umfaßte 12 Gaue, fast jeder mehrere Archidiakonate: 1) Muthwide mit den Arch. Müden und Leisserde. 2) Flutwide mit den Arch. Wienhausen und Sieversshausen. 3) Ostfalen mit den Arch. Sarstedt, Lühnde, Hohenhameln, Solschen, Schmedenstedt, Hildesheim, Nettlingen und Lengede. 4) Scotelingen entspricht dem Baonus veteris monasterii. 5) Gudingon mit den Arch. Eldagsen, Elze, Oldendorf und Wallensen. 6) u. 7) Die Gaue Valothungon und Aringun müssen sich in die Banne Rehden und Alfeld theilen, ohne daß die Gränzen zusammen fielen. 8) Flenithi umfaßt die Arch. Detfurt, Adenstedt, Wetteborn. 9) Der Ambergau die Banne Holle, Bokenem, Seebusen und Haringen. 10) Der Salzgau den Bann Ringelheim und Salzgitter. 11) Leri: Denstorf, Stocheim, Bahrum, Neuenkirchen, Goslar. 12) Wikinafelde scheint sich nicht in die Archidiakonat- und selbst nicht in die Diöcesangränzen zu fügen. — Die jetzige Eintheilung in Ämter wird unten angegeben werden.

Das Land gehörte zu Sachsen und zwar zu Ostfalen, umfaßte dieses vielleicht ganz. Im W. waren die Diöcesangränzen auch die Gränzen zwischen Ostfalen und Engern; im N. möchte der Bardengau mehr eine eigene Provinz seyn, als ein ostfälischer Gau; jenseits der Ocker war gewiß kein echtes Sachsenland und südlich fallen nur die Distrikte aus, welche sich die mainzische Diöcese durch Verbreitung des Christenthums vor Karl dem Großen unterworfen hatte. Von der heidnischen Zeit haben wir keine Nachrichten, nur wenige Denkmale. Graburnen sind bei Beteln, kürzlich bei Haverlah gefunden. Ein Ort wird genannt Horaheim, Ohrum an der Ocker (747); er auch bei den Feldzügen Karls des Großen, sonst keiner. Der älteste Schriftsteller, welcher der Errichtung des Bisthums gedenkt, ist der sächsische Annalist, und nach ihm war von Karl die Kathedrale zu Aulica, wie Elze noch lange hieß, zu gründen beschlossen, von Ludewig dem Frommen aber der Entschluß zu Hildesheim ausgeführt. Als das Jahr jenes Beschlusses nimmt man 796, als das Jahr der Ausführung 818 an.

I. Geschichte des Bisthums bis zu entschiedener Reichsunmittelbarkeit des Bischofs (796—1221) [1]. Richtung auf das Geistliche.

1) Gunthar, der erste Bischof, soll von Rheims nach Elze berufen, dann nach Hildesheim versetzt seyn, und hier Anfangs eine Kapelle, dann eine Kirche der heil. Cäcilie erbauet haben. Die penuria praediorum zu Elze, die Möglichkeit, die curtis Hildenesheim., wahrscheinlich ein Allode mit einer Anzahl Lathufen — von einer freien Gemeinde ist keine Spur — zu erwerben, mochte die Verlegung des bischöflichen Sitzes veranlassen. † 5. Jul. 835.

2) Rembertus soll schon am 12. Febr. 836 oder gar 835 gestorben seyn [2]).

4) Ebbo, früher Erzbischof zu Rheims, dann durch Ludwig den Teutschen, Bischof zu Hildesheim. † 20. März 851.

4) Altfried, von Corvei hieher berufen, in Reichsgeschäften gebraucht, dennoch auch für Beförderung des Kirchlichen sehr thätig. Er bauete das Dommünster (im Nov. 872), gründete die Klöster Essen und Seligenstadt, und sah, wenn nicht etwa Brunshausen älter ist und selbst in die Zeit Karls des Großen reicht, die beiden ersten Klöster in seiner Diöcese entstehen. Herzog Ludolf gründete 852 ein Kloster zu Brunshausen, welches 856 nach Gandersheim verlegt wurde, und 872 soll dieser Bischof die Stiftung des Klosters Lamspringe durch den Grafen Ricdag bestätigt haben. † 15. Aug. 874. Der von Corvei berufene Mönch Ludolf kam nicht zum Besitze der bischöflichen Würde.

5) Marquard. Ihm wird der Verlust der in einer Art von Abhängigkeit zu dem bischöflichen Stuhle von Hildesheim stehenden Abteien Seligenstadt und Essen Schuld gegeben. Er ist 880 am 2. Febr. von den Normännern erschlagen.

6) Wigbert, unter dem Namen Agius, Biograph der gandersheimschen Äbtissinn Hathumoda, Kenner der griechischen Sprache, in der Medicin sehr erfahren, sammelte eine Bibliothek, und bereitete die Trennung der bischöflichen und Kapitelsgüter vor. Er erwarb seiner Kirche einen päpstlichen Schutzbrief, den ältesten, welcher bekannt ist. Noch 895 war er auf der Synode zu Tribur, und ist vielleicht erst 903 am 1. Nov. gestorben.

7) Walbert, aus dem Geschlechte der Albatiner, soll von Corvei berufen seyn. Er vollführte die Theilung der Güter, wodurch ein Propst nöthig wurde. † am 8. Nov. 919.

8) Sehard beschäftigte sich mit Ausschmückung des Doms, und starb am 11. Okt. 928. Heinrich I. schenkte dem Kapitel Bokharden, einen Hof in Leithe mit 25 Mansen und Meßgewänder.

9) Thiethard, Abt zu Hersfeld. Im J. 940 soll Graf Ymmat das Kloster Ringelheim gestiftet und

1) Hauptquelle für die ältere Zeit überhaupt der höchst glaubwürdige hildesheim'sche Chronist bei *Leibnitz* S. R. Br. I., sodann die übrigen dort mitgetheilten Nachrichten; endlich sind benutzt eine große Zahl gedr. und ungedr. Urkunden. Viele finden sich in den Beitr. zur hildesh. Gesch. 3r Th. 1829. 1830.

2) Einige, wie *Hartzheim* Conc. Germ. II. 134 Not., schalten einen Bischof Theotgrim ein. Wenn Ebbo nach seiner Absetzung 835 hildesh. Bischof geworden wäre, so würde er mit 10 Amtsjahren die Lücke füllen. Er könnte dessen ungeachtet andere Würden bekleidet haben. Wahrscheinlicher bleibt seine Ernennung erst 847. S. Beitr. I, 19.

Kaiser Otto es zu einem königl. erhoben haben. † am 13. Sept. 944.

10) Othwin, Mönch zu Reichenau, dann Abt des Klosters Bergen zu Magdeburg, sammelte Bücher, vermehrte die Kostbarkeiten und Güter der Kirche, so daß den Domherrn an sechszehn Tagen Wein gereicht werden konnte, war 962 mit dem Kaiser in Rom, brachte aus Pavia die Gebeine des heil. Epiphanius zurück, und starb den 1. Dec. 984.

11) Osdag erwarb aus seinem Vermögen der Kirche den Hof zu Gr. Algermissen mit 30 Hufen. † den 8. Nov. 988.

12) Gerdag vergrößerte die Besitzungen seiner Kirche, welche um diese Zeit vom Grafen Ekbert auch Bultum mit 60 Mansen erwarb, um 40 Hufen, und starb am 7. Dec. 992 auf der Rückreise von Rom.

13) Bernward, der erste Lichtpunkt in der hildesheimschen Geschichte. Er war von vornehmem, jedoch unbekanntem Geschlechte, um die Mitte des 10ten Jahrh. geboren, in der hildesheimschen Schule gebildet, und vom Notarius des Stifts Tangmar früh in weltlichen Geschäften geübt; Lehrer des Kaisers Otto III., dann kaiserl. Kanzler und am 15. Jan. 993 zum hildesheimschen Bischofe geweiht. Durch die Gunst, welche er am kaiserl. Hofe genoß, durch ererbten und erworbenen Reichthum war es ihm möglich, das Besitzthum der Domkirche zu vermehren, ihr Privilegien zu erwerben, sie mit Gemälden und Kostbarkeiten zu zieren, Wissenschaft und Kunst zu fördern. Die unter seiner Leitung hervorgegangenen Metallarbeiten sind noch jetzt rühmliche Beweise seiner Bestrebungen; die Handschriften zerstörte leider ein Brand des Münsters (1013). Er ummauerte seinen Bischofssitz, der Grund zum Aufblühen städtischen Lebens; er schlug plündernde Normannen oder Slaven zurück, sicherte seine Diöcese durch Schutzburgen, Veranlassung zum Hasse benachbarter Fürsten, namentlich Bruno's von Braunschweig, aber auch dankbarer Liebe der ihm Anbefohlenen; er kämpfte standhaft gegen die mainz'schen Erzbischöfe wegen der Rechte über Gandersheim, reiste dieserhalb im J. 1000 nach Italien, wo er dem Kaiser bei der Belagerung Tiburs und gegen die aufrührerischen Römer Hilfe leistete, und behauptete sich im Besitze der Diöcesanrechte über jenes Kloster. Er beförderte die Stiftung der Klöster Heiningen und Steterburg, übergab dem von ihm errichteten und am 29. Sept. 1022 eingeweihten Michaeliskloster zu Hildesheim laut der noch im Original vorhandenen, in mehrerer Hinsicht höchst wichtigen Stiftungsurkunde 13 Kirchen, 10 Zehnten, 10 Mühlen und 466 Hufen Landes, und starb am 20. Nov. desselben Jahrs. Am 8. Jan. 1193 sprach ihn Papst Cölestin III. heilig.

14) Godehard, 959 oder 960 in Baiern geboren, niedern Standes, in der Schule zu Niederaltaich gebildet, den Studien ganz ergeben, 989 Mönch, 997 Abt, voll eifrigen Bestrebens für sein Kloster, 1005 in Hersfeld, 1012 in Tegernsee und Chiemsee Reformator, und nach Bernward's Tode von Heinrich II. zum hildesheimschen Bischofe bestimmt. Am 2. Dec. 1022 geweiht, ging seine Hauptthätigkeit auf das Kirchliche. An der Stelle des von Otwin erbaueten errichtete er im Süden des Doms ein neues Münster; im O. und W. der Stadt Befestigungen, dort eine Klosterkirche zu Ehren des heil. Mauritius (1028), hier eine Kapelle, dann eine Kirche des heil. Bartholomäus (1034); er weihete mehr als 30, zum Theil von ihm gegründete Kirchen, und versetzte die Mönche des Michaelisklosters auf das Land, wobei er ihnen die von Bernward gewidmeten Güter entzog. Der allgemeine Unwille zwang ihn zur vollständigen Wiedereinsetzung der Mönche (29. Sept. 1033). Auch er hatte gegen die Anmaßungen der mainz'schen Erzbischöfe zu kämpfen; erst Pfingsten 1030 gab Aribo seine Ansprüche auf Gandersheim auf. Godehard starb den 5. Mai 1038, und wurde im Sept. 1131 auf Betreiben Bischofs Bernhard, welcher ihm ein Kloster erbauete, kanonisirt. Die Stadt Hildesheim führte sein Bildniß im großen, später noch im kleinen Siegel.

15) Diethmar, königl. Kapellan, von geringer Gelehrsamkeit, gütig gegen Geistlichkeit und Volk. Auch er beeinträchtigte das Michaeliskloster, welches, dem Domkapitel an Gütern vielleicht gleich oder gar überlegen, Neid erregte, und entzog dem Kloster Gandersheim die ihm von der hildesheimschen Kirche überwiesenen Zehnten, gab sie indeß darauf unter den von Bernward bestimmten Bedingungen zurück, war 1043 zu Schleswig bei der Verhandlung mit König Magnus von Dänemark, und starb plötzlich den 14. Nov. 1044.

16) Azelin, königl. Kapellan, beim Kaiser und am Hofe im höchsten Ansehn, ließ das Münster, welches am 23. März 1046 nebst fast der ganzen Burg und dem größten Theile der Stadt niedergebrannt war, obgleich es noch wieder herzustellen, ganz abbrechen, vermochte aber den zu groß unternommenen Neubau nicht auszuführen. Er erlaubte sich Ungerechtigkeiten, und sah sie Andern nach; verehrte jedoch dem Dome einige Kostbarkeiten, und starb den 8. März 1053. Wulfhilt, Herzogs Magnus Tochter, schenkte dem Domhospital Dindinberg.

17) Hezelo, Propst zu Goslar, königl. Kapellan und Kanzler, beschäftigte sich vor Allem mit Herstellung der Kirche (15. Mai 1061), schloß sich dabei an Altfried's Bau an, und versah den Dom wieder mit Kostbarkeiten und Büchern. Die Zahl der Domherrn bestimmte er auf 50, und wies jedem eine gleich große Präbende an, kürzte jedoch den Gottesdienst ab, erlaubte Pracht in den Kleidungen, und ließ die Zucht im Münster erschlaffen. Im Kloster zum heil. Moritz, wo sich Nonnen befanden, setzte er 20 Canonici ein, verwandelte eine Burg im Osten der Stadt in das Stift zum heil. Kreuz mit 15 Canonici, und gab die dem Kapitel entzogenen Güter zu Wennerde, Emmerke und Poppenburg endlich zurück, beschwor auch die Geistlichen zur alten Zucht zurück zu kehren, verdammte, als er die Verurtheilung Gregors VII. unterschrieb, was er geschrieben, durch ein hinzu gefügtes Zeichen, und bewirkte, als Heinrich IV. ganz Sachsen mit Raub und Brand

verwüstete, durch Zahlung großer Geldsummen, daß auch nicht ein Haus in seinem Bisthume niedergebrannt wurde. Bekannt ist sein Rangstreit mit dem fulda'schen Abt Widerad zu Goslar. Durch das kaiserl. Hoflager war diese villa regia unter Heinrich II. und Konrad II. heran geblüht; Heinrich III. und seine Gemahlinn Agnes hatten das von Konrad begonnene Münster vollendet und den heil. Simon und Judas geweiht, auch das Stift auf dem Petersberge als capella reginae gegründet, welches Heinrich IV. im J. 1064 der hildesheimschen Kirche schenkte. Er starb den 4. August 1079. Die Äbtissinn Alberat schenkte unter ihm der Domkirche mehrere Güter im Lüneburgschen, und empfing Einkünfte zu Rössing und Arkergen als Precarei.

18) Udo, aus dem Geschlechte der Grafen von Gleichen, führte durch seine unwandelbare Anhänglichkeit an Heinrich IV. große Drangsale über sein Stift. Nur Hildesheim widerstand (1089). Die Noth zwang zu Begünstigung der Dienstleute, Verleihung der bis dahin fast durchaus der Kirche verbliebenen Zehnten und anderer Besitzungen, zur Erlassung der Geldbußen für Verbrechen. Der Kaiser lohnte die Treue durch Übertragung der alten, um des aufblühenden Goslars willen verlassenen Kaiserburg Werla (1086), und nachdem Udo sich nach 25jähriger Verstoßung mit der Kirche ausgesöhnt hatte, suchte er seine Reue durch eigene Gaben und dadurch, daß er seine Nichten Eilika und Adelheid zur Darbringung ihrer Güter im Göttingenschen, namentlich zu Hevensee (1106) veranlaßte, zu beweisen. Im J. 1110 erwarb er seiner Kirche bedeutende Güter von Eicho von Dorstadt, mußte ihm aber dafür das Schloß Schladen als Lehn einräumen. Schon 1099 erhielt das von Konrad II. begonnene, aber nicht vollendete Georgskloster vor, nachher bei Goslar (Grauhof), welches Heinrich V. im J. 1108 der hildesheimschen Kirche übergab, kaiserliche Privilegien. Udo starb 1114 den 28. Jun.

Bruning, Dechant zu Goslar, wollte, zum Bischofe bestimmt, von dem mainz'schen Erzbischofe die Weihe nicht annehmen, und zog sich nach 4 Jahren in das von ihm bereicherte Stift zur Sülte zurück. Unter ihm ward der Bau des Klosters Riechenberg begonnen.

19) Bertold, Dompropst, 1119 von Papst Calixtus auf dem Concil zu Rheims bestätigt, verschönerte die Domkirche, schloß zuerst die Jungfrauenklöster, namentlich Lamspringe, führte die regulirten Chorherrn ein, und stiftete für sie (30. Mai 1125) das Kloster Bakenrode, nachher Betzingerode, jetzt Marienrode. Er starb 1130 am 14. März.

20) Bernhard, Dompropst, einer der thätigsten hildesheimschen Bischöfe. Außer manchen geringern Verwilligungen für Klöster und Kirchen, bestätigte er schon 1131 das von einem gewissen Peter gegründete, jetzt vollendete Kloster Riechenberg, 1154 die Reform der Klöster Clus und Brunshausen, 1141 das von dem Grafen Siegfried gestiftete Kloster Amelungsborn, errichtete 1143 auf dem von dem Grafen Hermann von Asleburg (Winzenburg) und seinem Bruder, dem Grafen Heinrich der hildesheimschen Kirche dargebrachten Gute (curia) Derneburg auf den Wunsch jener Fürsten (principum) ein Stift für Augustiner, hatte 1146 das, von ihm dem auf seinen Betrieb heilig gesprochenen Godehard erbaute Kloster so weit vollendet, daß er den Stiftungsbrief ausfertigen konnte, ertheilte 1147 der Augustiner-Congregation, welche der Elect Bruning bei der von Godehard erbaueten Bartholomäuskapelle versammelt, und ihre Güter eben so wie Berthold vermehrt, letzterer auch das Kloster geweiht hatte, unter Hinzufügung neuer Güter den Bestätigungsbrief, sicherte 1148 dem Kloster Lamspringe seine Güter und Rechte, erwirkte 1150, daß König Konrad die königliche, aber verfallene Abtei Ringelheim ihm übergab, ließ sich von Heinrich dem Löwen den diesem zustehenden Theil der Propstei Olsburg abtreten, verfügte 1151 eine neue Ordnung im Moritzstift, und gründete 1152 auf dem von einem Dienstmanne Heinrichs des Löwen, Liemmar, zu Bökla der hildesheimschen Kirche übergebenen Grunde nach jenes Wunsch ein Kloster. Er verschönerte und bereicherte die Domkirche, theilte mit dem Kapitel die von den Nichten des Bischofs Udo dargebrachten Güter, überwies jenem 1146 die Gaben am Grabe Godehards, und erwirkte 1152 von Kaiser Friedrich I. die Erlaubniß zum Abkaufe der Vogteien.

Die bedeutendste weltliche Angelegenheit, welche zu seiner Zeit vorkam, war die Erwerbung des Schlosses Winzenburg. Hermann der jüngere, Graf von Winzenburg, tödtete 1129 Burchard von Luken, wurde seiner Würde entsetzt, seine Burg, welche seit Bischof Bruning vom Stifte zu Lehn ging, eingenommen und zerstört. Sie nahm Bischof Bernhard als geöffnetes Lehn in Besitz, bebauete sie, und ließ sich die Veräußerung 1135 und 1149 durch päpstliche Befehle verbieten. Als Hermann indeß beim neuen Kaiser zu Gnaden kam, mußte Bernhard sich dazu verstehn, ihn wiederum mit dem Schlosse zu beleihen, wogegen jener Homburg mit 200 Mansen zu Lehn auftrug (1150). Schon 1152 indeß am 27. Febr. wurde der Graf von seinen eigenen Leuten und des Bischofs Dienstmannen — Heinrich von Bodenburg, ein Schwager des Bischofs, war darunter — ermordet, und nun nahm Bernhard, dem noch in derselben Nacht der Kobold Hödeke, die Winzenburg sei los, gemeldet hatte, die Burg, welche lange des Stifts Hauptschloß hieß und die Grafschaft und zwar für immer ein [3]).

Bernhard erblindete, legte 1153 sein Amt nieder und starb noch in demselben Jahre am 20 Jul.

21) Bruno, Dechant, wandte seine Thätigkeit besonders auf den Bau der Domkirche, des Bischofshofes und der Winzenburg. Unter ihm erfreuete sich das Kloster Riechenberg vieler Begünstigungen des Kaisers, Heinrichs des Löwen, der Markgrafen von Brandenburg, und vieler Privatleute. Er entfernte die Nonnen aus

3) Vgl. den Art. Hermann 2te Sect. VI. S. 253, wobei zu bemerken, daß Hermann's Bruder Heinrich nicht Graf von Dassel hieß.

Ringelheim und setzte Mönche dahin (1154), und vermachte, als er im Begriffe war, die Wallfahrt nach Jerusalem anzutreten, dem Stifte über 60 Bücher, Ländereien zu Eilstringe (bei Rosenthal) und Solschen, 8 Leibeigene und einen Becher (1163). Es scheint, daß er seinem Amte entsagt hatte, da er nur Bruno sacerdos heißt, und schon 1161 Bischof Hermann vorkommt, aber auch, daß die Reise nicht angetreten ist, da er den 18. Okt. 1164 starb, und sein Leichnam im Dome begraben wurde. Mit seiner Genehmigung verlegte der Dompropst Rainald, Graf von Dassel, des Kaisers Kanzler und nachher Erzbischof von Köln, das Domspital vom Münster weg an die steinerne Brücke über die Innerste, begabte es mit 18 Mansen und 234 Morgen, auch Kaufläden auf dem Markte, und unterwarf die Anstalt der Aufsicht des Dombechants. — In die Zeit Bruno's fällt auch wohl ein Rescript des Kaisers Friedrichs I., daß der Anspruch der Vögte auf den Nachlaß der Geistlichen unbegründet sei.

22) Hermann, Propst zum heil. Kreuze, empfing die Regalien bei Pavia vom Kaiser, übte die Diöcesanrechte zu Goslar und Gandersheim ohne Widerspruch. Er nahm Theil an der Verbindung gegen Heinrich den Löwen (1165—67), da auch ihm ein solcher Herzog zu schwer werden mochte, und kaufte sich von dem Zuge nach der Lombardei um 400 Mark los (1166). Der Krieg führte die Verwüstung von zweien Dritttheilen des Stifts und die Befestigung der Stadt Hildesheim durch die Bürger herbei. Nach Wiederherstellung der Ruhe unternahm er eine unglückliche Reise nach Jerusalem, wovon zurückkehrend er in Italien starb 1169 den 9. Julius.

24) Adelog, Propst des Münsters und des Peterstiftes in Goslar. Auch unter ihm gediehen die Klöster, besonders Stederburg durch seinen tüchtigen Propst Gerhard und Lamspringe. Die Brüder Ludolf, Hoger und Burchard, Grafen von Wöltingerode schufen diesen ihren Stammsitz in ein Benediktinerkloster um, und Adelog gab 1174 den 19. Oktober den Bestätigungsbrief. Am 28. März 1179 ordnete er die Verhältnisse des Bischofs zum Domkapitel, und bestimmte namentlich, daß jener ohne den Beirath dieses bedeutende Angelegenheiten nicht abmachen, bischöfliche Tafelgüter nicht verpfänden oder veräußern sollte. Zugleich entfernte er die Advokaten von den Obedienzien gänzlich, sicherte den Archidiakonen die Synodalrechte, versprach, die Testamente der Domherrn und das ihnen in Anderer Testamenten Vermachte aufrecht zu erhalten, und bestimmte, daß zu Hildesheim nicht mehr als 24 Schillinge aus der Mark geschlagen werden sollten.

Das bedeutendste, auch für das Bisthum einflußreichste Ereigniß war der Sturz Heinrichs des Löwen. Der Zug des Erzbischofs Philipp von Köln (1179), so wie des Königs Heinrich (1189), verwüstete die hiesige Gegend auf das Entsetzlichste, und die dazu gestellte hildesheimsche Mannschaft soll beim Plündern sich ausgezeichnet haben; indeß gewann der Bischof das Schloß Homburg, nachdem er einen mehr als 30jährigen Besitz bewiesen hatte (1181), und verlieh es halb an Ludolf von Dassel und seinen Bruder Adolf, und halb an die Brüder Bodo und Bertold von Homburg, welche zusammen dafür 112 Mark zahlten und 32 Mansen zu Lehn auftrugen; jedoch war der Besitz von keinem Bestande. Außerdem erwarb Adelog Asle und fast die ganze Erbschaft des Grafen Otto von Asle von der Witwe desselben Salome; endlich ein Pfandrecht an dem von ihm zu Lehn gehenden Schlosse Hallermund, indem er den mit dem Kaiser nach dem gelobten Lande ziehenden Grafen Ludolf und Wulbrand 60 Mark vorstreckte. Er starb am 20. Sept. 1190.

25) Berno, Domscholaster, dann Dombechant, mußte gleichfalls an der Bekämpfung Heinrichs des Löwen Theil nehmen, verlieh die ihm durch den Tod der Grafen und die Acht Heinrichs heimgefallenen hallermundschen Güter mit einigen Ausnahmen an den Grafen von Kefernburg, löste die verpfändeten Güter ein und brachte das verfallene Peterstift zu Goslar wieder in Aufnahme. Er starb den 29. Okt. 1193.

26) Konrad I., kaiserl. Kanzler, noch 1193 erwählt, sicherte 1195 der Pfarrkirche zum heil. Andreas ihre Güter, sorgte für kirchliche Gewänder und löste die Stadtvogtei, scheint sich aber übrigens wenig um sein Bisthum bekümmert zu haben, da er schon 1197 sich dem Kreuzzuge anschloß, worauf er den König von Cypern krönte, und 1198 den bischöflichen Stuhl von Würzburg einnahm, was Innocenz III. veranlaßte, ihm beide Würden zu entziehen, und ihn bei fortdauernder Hartnäckigkeit mit dem Banne zu belegen. 1203 wurde er zu Würzburg ermordet. Im J. 1196 siedelte das Kapitel zum heil. Moritz eine flandrische Colonie an der Nordseite des Weges, welcher vom Bergflecken nach der Stadt führt, an, und gab jedem Anbauer eine Baustelle von 12 Ruthen in der Länge und 6 in der Breite, verwies sie wegen der Rechtsverhältnisse theils auf die Rechte anderer flandrischen Anbauer zu Braunschweig und an der Elbe, theils auf das commune jus civitatis, und stellte sie unter den Vogt des Stifts und einen von ihnen zu wählenden magister civilis.

27) Hartbert aus der hildesheimschen Familie von Dalem, Kantor, dann Propst im Dome, wurde auf die Gebote Innocenz III. wohl nur von einem kleinen Theile der Geistlichkeit und unter dem Widerstande aller Laien gewählt. Dieser Umstand und die Verwickelungen zwischen Otto IV. und Philipp, denen er nicht fremd bleiben konnte, machten den Beginn seiner Regirung sehr stürmisch. Er fand die gütigste Aufnahme und den kräftigsten Schutz bei dem Grafen Bernhard von Welpe. Nachdem er zum ruhigen Besitze seiner Würde gelangt war, ließ er es sich angelegen seyn, die Wunden, welche die vorüber gegangenen Stürme dem Stifte geschlagen hatten, zu heilen, den Unordnungen zu steuern und die von Bischof Konrad verpfändeten Güter einzulösen. Unglücklich war er in dem Kampfe gegen die gandersheimsche Kirche; Innocenz III. sprach 1208 ihre Unmittelbarkeit unter dem päpstlichen Stuhle aus, und verurtheilte die hildesheimsche Kirche in die bedeu-

tenden Kosten. Übrigens erfreute sich das Geistliche des besten Gedeihens. Johannes Gallicus machte es möglich, daß bei der Pfarrkirche zum heil. Andreas ein Collegium von 12 Canonicis unter einem Dechanten errichtet und 1200 von Hartbert konnte bestätigt werden. Im J. 1203 confirmirte er die Stiftung des Jungfrauenklosters Escherde durch den Dienstmann Luppold von Escherde, gab im J. 1204 den Geistlichen beim Johannesspital die Einrichtung einer Genossenschaft regulirter Geistlicher, im J. 1211 derselben Kirche Synodal- und Pfarrrechte, und verlegte im J. 1213 das Nonnenkloster zu Holle, was bis dahin anscheinend die Stelle der Stiftung der Grafen von Asleburg vom J. 1143 hatte vertreten sollen, nach Derneburg, und räumte ihm den dortigen Hof und die Kirche ein. So viel bekannt, ist Hartbert der einzige hildesheimsche Bischof, welcher sich eines Rücksiegels bedient hat. Er starb am 21. März 1216 oder 17.

28) Siegfried I. Auf den Grund eines neuen Privilegiums Friedrichs II. wurde thätig mit Ablösung der Vogteien verfahren; Otto IV. gelobte, der hildesheimschen Kirche, alles von ihm und seinen Vorfahren Entzogene zu ersetzen, und Siegfried traf einige Anordnungen zum Besten des Domkapitels. Dennoch scheint seine Amtsführung manchem Tadel unterlegen zu haben. Schon am 26. Jan. 1221 gab Papst Honorius III. seinem Pönitentiar und Kaplan Konrad und zweien Andern den Auftrag, Siegfried, warum dieser wegen seines hohen Alters gebeten habe, seines Amtes zu entheben, und ihm aus den Gütern der hildesheimschen Kirche einen genügenden Unterhalt auszusetzen, dem Domkapitel aber die Wahl eines neuen Bischofs aufzugeben. Siegfried stellte in demselben Jahre eine Urkunde aus, worin er eine lange Reihe von Verpfändungen, Verleihungen und Veräußerungen aufzählt, welche er nicht vorgenommen habe. Seine Schwäche scheint Anmaßungen des Adels hervor gerufen zu haben. Er starb am 11. oder 12. Nov. 1227. Die Neustadt, welche durch die Verwüstungen des Markgrafen Eckhard entstanden seyn soll, wird zuerst unter Siegfried als civitas orientalis nova, endlich auch die villa Alvelde, vielleicht das alte Ala des Grafen Eckbert, erwähnt.

Wir stellen am Schlusse dieser ersten Periode zusammen, was in ihr anders geworden ist. Die Bischöfe, Anfangs Prediger des Christenthums in einem unwirthbaren Lande, dann angesehene Geistliche, jedoch von den Kaisern willkürlich ernannt und abhängig, gingen jetzt aus freier Wahl der Domkapitel hervor, und waren fast zu unabhängigen Reichsfürsten geworden. Principes hießen sie freilich schon lange, indeß die Macht Heinrichs des Löwen bedrohte dennoch ihre Reichsunmittelbarkeit. War er auch selbst Vasall des hildesheimschen Bischofs, und nannte er auch Hildesheim nie seine Stadt: so war ein solcher Herzog dennoch wohl im Stande, blieb er mit dem Kaiser in Frieden, Reichsbischöfe zu seinen Bischöfen zu erniedrigen. Sein Sturz entfernte die Gefahr. Dachten seine nächsten Nachfolger an Ähnliches; so fehlte dennoch der Absicht die Kraft und es bedurfte nur der feierlichen Erklärung, wie sie der nächste Bischof abgab, um die Frage ganz zu beseitigen, dem Bischofe volle Reichsunmittelbarkeit und in einem Theile der Diöcese das Mannichfaltige zu sichern, woraus sich die Landeshoheit bilden sollte. Als Reichsfürst war der Bischof schon nicht ohne Bedeutung. Bertold stellte zu Lothars unglücklichem Zuge gegen die Böhmen 50 Krieger, welche sämmtlich fielen; Hermann kaufte sich vom Zuge nach der Lombardei mit 400 Mark los. — Von einer Schirmvogtei über die Kirche findet sich keine bestimmte Spur. Möglich wäre es, daß dem welfischen Hause solche Rechte in einer seiner Erbschaften zugefallen wären. Es sollen wenigstens die hildesheimschen Vicedomini von ihm abhängig gewesen seyn, und sein Vogt den Blutbann in der Stadt Hildesheim gehabt haben. Schon 1189 war indeß das Geschlecht der alten Vicedomini ausgestorben, und wenn 1204 noch ein Vicedom Albert vorkommt, so hatte dieser doch schwerlich die alte Bedeutung. Dieß und der zugleich eintretende Sturz Heinrichs des Löwen wird ein solches Verhältniß, hat es bestanden, ganz aufgelöst haben. — Zwischen benachbarten Fürsten bestanden beschworene Verbindungen zur Erhaltung des Friedens. — Neben dem Bischofe hatte sich aus einigen, seine Mühen und Gefahren theilenden Priestern ein Kapitel entwickelt mit eigenen Beamten, großem Grundbesitz und Theilnahme an den Regirungsrechten. Das Privilegium Adelogs hatte den in den Capitulationen immer mehr entwickelten Grundsatz, daß der Bischof wichtige Angelegenheiten nicht erledigen, namentlich Veräußerungen nicht vornehmen dürfe ohne Zuziehung des Kapitels, festgestellt. Die Adelfreien nahmen gern Plätze im Kapitel an, doch auch die untern Stände waren nicht ausgeschlossen; Frömmigkeit und Gelehrsamkeit hatten noch gleichen Werth wie hohe Geburt. — Der Bischof konnte wenig thun, ohne Klostergeistlichkeit, Adel und Ministerialen um Rath zu fragen, sie um ihren Beistand zu bitten. Landständische Corporationen gab es noch nicht, und die Formen der Verhandlung waren wohl willkürlich. Auch eine Statsdienerschaft fehlte noch, wenn man sie nicht in dem die Urkunden ausfertigenden Notarius des Bischofs finden will, wozu denn etwa die über die Burgen und Genossenschaften der Unfreien gesetzten Vögte kämen. Letztere besorgten gerichtliche und Verwaltungsgeschäfte, die übrigen wurden vor den Grafen in den Grafendingen, in den Godingen und in den zahlreichen Dingen der Unfreien verhandelt und erledigt; die geistlichen Angelegenheiten und Vergehen aber in den Senden der Archidiakonen. Ansehnlicher war die Hofdienerschaft, welche schon früh durch die Kapellane des Bischofs und die bekannten vier Hofämter gebildet wurde.

Unter den Bewohnern des Stifts hatte sich die Geistlichkeit sehr vermehrt. Godehard allein weihete 30 neue Kirchen und seitdem wurde die Erbauung von Kirchen auf dem Lande und die Entstehung neuer Pfarrgemeinden immer häufiger. Bedeutender waren die Klöster und Stifter. Brunshausen und Gandersheim (856), nebst der Clus, Lamspringe (872?), Ringelheim (940),

Olsburg (1003), Steterburg (1007), das Kloster des heil. Michael (1022), das Stift St. Simonis und Judä und das Stift auf dem Petersberge (c. 1050), das Moritzstift (1028 und c. 1060), das Stift zum h. Kreuz (c. 1060), das Kloster des h. Georg (1099), Marienrode (1125), Riechenberg (1131), Amelungsborn (1141), Derneburg (1143 und 1213), das Kloster des h. Godehard (1146), das Stift des h. Bartholomäus zur Sulte (1034 und 1147), Bökla (1152), Wöltingerode (1174), das Stift bei der Andreaskirche (1200), beim Johannesspital (1200), und das Kloster Escherde (1203), wahrscheinlich auch Dorstadt (?), waren im Laufe von viertehalb Jahrhunderten entstanden, und hatten einen bedeutenden Grundbesitz erworben. Das Domkapitel bildete mit 50 Präbenden würdig den Schlußstein dieser geistlichen Institute.

Unter den Freien treten zuerst die Grafen und Dynasten hervor. Das mächtigste Geschlecht unter ihnen, die Grafen von Winzenburg, waren, kaum aus Baiern übersiedelt, im J. 1152 durch die Ermordung Hermanns II. erloschen, und sein Nachlaß hatte die Kirche bereichert. An Ansehn und Macht ihm zunächst mochten stehen die Grafen von Wöltingerode, welche sich, seitdem ihr Stammsitz 1174 in ein Kloster umgewandelt war, von Woldenberg schrieben, und seit dem Anfang des 12ten Jahrh. vorkommen. Der Ambergau, wo Graf Ekbert († 994) die Grafschaft gehabt hatte, stand ihnen zu. Von weit geringerer Bedeutung waren die Grafen von Poppenburg, welche sich wohl nur wegen des lehnbaren Besitzes dieses von Heinrich III. der Kirche geschenkten Schlosses Grafen schrieben, eben so wie die Grafen von Schladen, welche bis 1110 nur Freie waren und sich von Dorstadt nannten. Ähnlich wird es sich mit Ludolf von Peine, dessen Sohn sich gleichfalls Graf schrieb, welchem indeß Gunzelin von Wolfenbüttel in dem Besitze des Schlosses folgte, verhalten. Das Geschlecht der Grafen von Bodenburg, welche eine Grafschaft unter sich hatten, starb in dieser Zeit aus, und außer ihnen sind etwa noch die von Burgdorf, welche Reichsvasallen, und vielleicht einst Grafen waren, zu bemerken. Die übrigen freien Geschlechter und noch mehr die Ministerialen müssen hier übergangen werden.

Nicht alle eigentliche Freie und eben so wenig alle Ministerialen schlossen sich indeß dem Ritterstande an, und traten damit zur großen Masse der Bauern, wozu denn außerdem die Godingsgenossen und die große Zahl der unfreien Laten gehörten. War diesen Klassen auch nicht versagt, ihre eigenen Angelegenheiten zu ordnen, so nahmen sie dennoch an den Berathungen über Landesangelegenheiten überall keinen Theil; und wie in dieser Beziehung Pfarrer und Mönche den Prälaten gegen über standen und von ihnen vertreten wurden: so auch die Bauern von den Kriegern. Die mehr und mehr zunehmenden Kriege und Fehden ließen an ein Aufblühen dieses schutzlosen Standes nicht denken.

Volksleben und Volksfreiheit erhielt sich nur hinter den Mauern der Städte. Um die Burgstadt Hildesheim, welche vielleicht erst Bernward ummauerte, hatte sich bald eine villa gebildet, welche wenigstens zum Theil von der Bürgerschaft erst 1167 mit Wällen umgeben wurde. Sie hob sich nun schnell durch Handel und Gewerbe, und erlangte, wenn gleich in Ansehung der Gerichtsbarkeit dem bischöflichen Vogt untergeben, dennoch wohl schon im 12ten Jahrh. Gemeindevorsteher. Schon 1195 kommt ein magister sutorum vor, und von 1217 ist die erste bekannte städtische, mit anhängendem Siegel versehene Urkunde T. advocatus et totum commune ejusdem civitatis stellen sie in domo communionis aus. Eine selbstständige Stellung hatte indeß die Stadt noch keines Weges gegen Bischof und Kapitel, und Abgaben erinnerten noch an den abgeleiteten Besitz des Bodens und selbst an Unfreiheit der Person. An der Westseite der Stadt hatten betriebsame flandrische Anbauer ein selbstständiges Gemeinwesen, die Dammstadt, im Osten hatte sich gleichfalls eine Neustadt gebildet.

Von Kunst und Wissenschaft, von Handel und Gewerben, von Landbau und der Viehzucht ist Wenig zu sagen. Die Schule im hildesheimschen Münster war im 10ten und 11ten Jahrh. sehr berühmt, und vielfach wird gemeldet, daß Geistliche die Bibliotheken mit Büchern beschenkten; auch läßt sich nicht bezweifeln, daß unter mehrern Bischöfen, besonders aber unter Bernward, die bildenden Künste hier eifrig getrieben wurden. Dieser Bischof sorgte für Unterricht im Schreiben und Malen, und von seinen Metallarbeiten geben die Christussäule, die Thüren und Leuchter noch jetzt rühmliches Zeugniß. An Bauwerken ist aus dem 11ten Jahrh. der Dom in seinen Haupttheilen, aus dem 12ten die Godehardikirche zu erwähnen. Die eine Übertragung des englandischen Tristran ins Teutsche rührt wahrscheinlich von Eilard von Oberg, einem im Hildesheimschen ansässigen Ministerialen Herzogs Heinrich des Löwen (c. 1189—1207) her.

Für Handel und Gewerbe sind zu bemerken 1161: hallae in foro Hildes.; 1195: magister sutorum, stallum in foro panis und hallones; 1204: XXVI hallae in foro. Diese Einrichtungen werden zum Theil weit älter seyn; es sollte hier nur der ersten bestimmten Erwähnung gedacht werden.

II. Geschichte von der entschiedenen vollen Reichsunmittelbarkeit an bis zur Theilung des Stifts (1221 — 1504). Richtung auf das Weltliche.

29) Konrad II., wahrscheinlich von Reisenberg in der Wetterau, studirte in Paris, wurde Magister in der Theologie, Domscholaster in Mainz, und Dombechant in Speier, Kapellan und Pönitentiar Honorius III. Er scheint der hildesheimschen Kirche aufgedrungen zu seyn, wenigstens achtete man die alten Rechte der Laien bei der Wahl des Bischofs nicht. Sie, namentlich die Ministerialen, reclamirten bei der Reichsversammlung; ihre Ansprüche wurden verworfen; — sie widersetzten sich thätlich; der Bann zwang sie zur Nachgiebigkeit, und so kam Konrad bald zum Besitze seines Bisthums, hatte jedoch noch manchen Kampf mit der Ritterschaft, welche

die verpfändeten und veräußerten Kirchengüter nicht heraus geben wollte, zu bestehen. Seine Thätigkeit war mannichfaltig und außerordentlich. Seinen Eifer für das Kirchliche bewährte er als Kreuzprediger gegen Albigenser und Stedinger, gegen Saracenen und Preußen, als Eiferer gegen Ketzer, als Stifter und Begünstiger geistlicher Institute. Gleich in den ersten Jahren seiner Amtsführung wurde Heinrich Minnike, Propst des Klosters Neuwerk zu Goslar wegen Irrlehren zur Untersuchung gezogen, überführt und seines Amtes entsetzt, auch, da er nicht widerrufen wollte, dem weltlichen Arme übergeben und verbrannt. Konrad sorgte für die Klosterzucht, unterstützte die büßenden Schwestern der h. Maria Magdalena und gründete ihnen, so wie den Franziskanern und den Predigermönchen zu Hildesheim Klöster. Außerdem entstanden zu seiner Zeit die Klöster Frankenberg bei Goslar, Wienhausen bei Celle und Wülfinghausen bei Elze. Das Kloster Escherde wurde nach dem einsamern Orte Bovingehausen verlegt. Er suchte das Geistliche immer mehr der Abhängigkeit vom Weltlichen zu entziehen, erwirkte Befreiung vom jus regaliae et deportus, schränkte die Rechte der Hofämter durch ein Weisthum der Fürsten des Reichs ein, kaufte das Truchsessenamt ab, und löste eine große Zahl Vogteien. Auch die Gränzen seiner Diöcese bewahrte er treulich gegen die Ansprüche des Erzbischofs von Mainz, welcher sich wenigstens einen Theil Goslars aneignen wollte, und sorgte dafür, daß die Äbtissinn von Gandersheim ihre Exemtion nicht mißbräuchlicher Weise ausdehnte. In weltlichen Angelegenheiten war seine mit Beifall der Fürsten des Reichs gegen die Ansprüche des neuen Herzogs von Braunschweig und Lüneburg ausgesprochene Behauptung, daß das Bisthum Hildesheim keiner Herrschaft, keinem Herzogthum als allein dem des Bischofs unterworfen sei, von höchster Bedeutung. Wenn gleich ihn als Kreuzprediger und wegen der Beschwernisse der hildesheimschen Kirche Friedrich II. von den Leistungen an das Reich befreiete; so war er dennoch im Dienste des Kaisers thätig, ging 4 Mal über die Alpen, wurde vom Papste beauftragt, gegen Alle die zu verfahren, welche dem Kreuzzuge des Kaisers Hindernisse in den Weg legen möchten, und belegte in dieser Eigenschaft die Lombarden, welche die Vereinigung Friedrichs mit seinem Sohne nicht zugeben wollten, auf den Rath der ersten geistlichen Fürsten mit dem Banne. Er kaufte vom Grafen Konrad von Lauenrode die kleinere Grafschaft am Nordwalde für 380 Pfund und Ausdehnung der Lehnschaft an der größern auf die Brüder des Grafen. Er erbauete die Burg Rosenthal, zerstörte das Schloß Werder bei Hildesheim und andere Befestigungen, welche zum Rauben benutzt wurden, befreiete die Winzenburg von unrechtmäßigen Besitzern, kaufte das Schloß Depenau bei Burgdorf, dessen Eigenthümer nach Preußen zog, brachte wohl auch die Grafschaft Peine in ein Lehnverhältniß zu Hildesheim, ließ die verfallenen Gebäude wieder herstellen, untersagte der Altstadt, von den Neustädtern, welche der König Heinrich lediglich dem Dompropste unterworfen hatte, Zoll zu nehmen, stellte überhaupt neue Zölle ab und sorgte für die Sicherheit der Straßen. Im J. 1246 legte er seine Würde nieder, begab sich in das Predigerkloster zu Hildesheim, dann nach Schönau, wo er am 18. Dec. 1249 starb.

30) Heinrich I., Propst zu Heiligenstadt, wurde, nachdem die Wahl lange geschwankt hatte, dennoch nur neben Hermann, Propst des Cyriaksstiftes zu Braunschweig, erwählt, und behauptete sich gegen den Verwandten des Herzogs Otto von Braunschweig und von diesem und vielen Fürsten Beschützten nur in der Stadt Hildesheim und der Winzenburg, obgleich er vom Kaiser die Regalien und vom Erzbischofe zu Mainz die Bestätigung erhalten hatte. Nach vielem Bemühen erlangte er vom Papste Innocenz IV. zu Lyon die Zurückweisung des Gegners. Nun beschäftigte sich der Bischof vorzüglich mit Einlösung verpfändeter Stücke des Kirchenguts, worunter die Hälfte des Schlosses Homburg, und mit Ankauf neuer Besitzungen, worunter die Hälfte des Allodium zu Empra und eine Cometie an der Leine. Die treue und thätige Anhänglichkeit der hildesheimschen Bürger belohnte er mit der Erlaubniß der weitern Befestigung der Stadt (1249) und der Aufzeichnung ihres Stadtrechts. Sie erwarben 1249 die ihnen lästige Benneburg in der Nähe der Stadt, und rissen sie nieder. Im J. 1253 gab König Wilhelm dem Herzog Albrecht von Braunschweig eine Anwartschaft auf die Reichslehngüter des Drosten Gunzelin von Peine, und schon 1254 Auftrag zur Einsetzung des Beanwarteten in die Güter, welche Gunzelin, weil er den Eid der Treue zu leisten verweigert, abgesprochen waren. Dieß wird die Veranlassung zu dem Kriege zwischen dem Bischofe, welcher Ansprüche auf die Grafschaft machte, und Albrecht gegeben haben, worin die Stadt Hildesheim dem Herzoge, sich neutral zu halten, versprach, und dieser einen Theil des Hildesheimschen einnahm. Heinrich starb am 25. Mai 1257.

31) Johann, aus dem Geschlechte von Brakel, Propst im Moritzstifte und zu Olsburg, ein tüchtiger Geschäftsmann, fuhr mit Ablösung der Vogteien, Abtragen der Schulden, Erwerbung neuer Güter fort. Zu diesen gehört die Hälfte des Schlosses Depenau und Schloß und Dorf Lutter. Am bedeutendsten und am dunkelsten ist die Erwerbung des Schlosses, der Stadt und der Grafschaft Peine. Der Krieg mit Albrecht, welcher mit den ältern Rechten Hildesheims und der angeblichen Anwartschaft Braunschweigs auf Peine zusammen hängen möchte, und welchem die Erwerbung der Schlösser Depenau und Lutter wohl neue Nahrung gab, dauerte fort oder begann wiederum. Die Beendigung kennen wir nicht, wissen aber, daß Hildesheim am 28. Jun. 1258 die Hälfte der peine'schen Güter besaß, die von Wolfenbüttel Hinsichts der andern Hälfte den Bischof als Lehnsherrn anerkannten, und beide Theile sich ein Verkaufsrecht Hinsichts der andern Hälfte ausbedangen, auch daß Bischof Johann auf Erwerbung des Schlosses Peine eine große Summe verwandte, endlich, daß letzteres seitdem im hildesheimschen Besitze geblieben ist. — Von den geistlichen Handlungen Johanns

ist zu bemerken die Entfernung der entarteten Augustiner aus dem Kloster Bakenrode und die Versetzung der Cisterzienser aus Isenhagen nach jenem, jetzt Marienrode genannten Kloster. Der Bischof starb am 14. Sept. 1261.

32) Otto I., Sohn des Herzogs Otto von Braunschweig-Lüneburg, Kanonikus zu Hildesheim, wurde bereits am 9. Oktober 1260 wegen seines erst 14jährigen Alters vom päpstlichen Stuhle postulirt, 1264 bestätigt und erst 1274 vom Subdiakon zum Diakon, Priester und Bischof geweiht. Es scheint, daß ein großes Vermögen an barem Gelde ihn in den Stand setzte und seine Liebe zu dem ihm anvertrauten Stifte ihn geneigt machte, dessen Macht durch bedeutende Erwerbungen zu vergrößern. Außer einer großen Zahl von Vogteien und geringern Grundstücken kaufte er Grafschaften bei Sarstedt, Nauen, Holle, im Soltgau und beim Ris, ferner die Grafschaft, welche sich von Harlessen bis Gandersheim erstreckte, den vierten Theil der Grafschaft über den Ambergau, eine Grafschaft über 15 Dörfer, wahrscheinlich auch im Ambergau; sodann die Schlösser Hude, Werder und Woldenberg oder brachte sie doch in ein Verhältniß der Abhängigkeit zum Stifte. Er verwandte auf diese Erwerbungen, so weit die Summen angegeben sind, 2628 Mark und 490 Talente, außerdem auch große Summen auf die Baulichkeit der Schlösser und Burgen. Graf Konrad von Wernigerode mußte ihm allein den Aufwand auf das Schloß Sassenhagen mit 300 Mark vergüten. Er erwirkte von König Rudolf, daß dieser 1277 das Stift in seinen Schutz aufnahm, den Bischof zum Kapellan annahm und ihm die Grafschaften bestätigte; er sprach 1268 den Hofbeamten das Recht auf den beweglichen Nachlaß des Bischofs ab, versprach 1270 die Aufrechterhaltung der Testamente der Geistlichen und unter ihm wurde die Unveräußerlichkeit der bischöflichen Tafel- und der Kirchengüter durch ein Statut des Domkapitels 1272 ausgesprochen, endlich auch durch ein gleiches vom J. 1278 für die Rückzahlung der von Otto contrahirten Schulden durch den künftigen Bischof gesorgt. Die Ausbreitung der Macht des Bischofs mochte die Eifersucht seiner Brüder erregen. Zuerst überzog ihn Johann, dann Albrecht mit Krieg; gegen diesen suchte er nun wiederum bei jenem und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg Hilfe, verlor indeß in diesem Kriege, welcher auch mit durch die streitige Wahl eines Erzbischofs von Magdeburg veranlaßt war, Sarstedt und Empne, und starb vielleicht aus Schmerz über die Verwüstung seines Landes, am 4. Julius 1279 im 33sten Jahre seines Alters.

33) Siegfried II., Graf von Querfurt, Dechant zu Magdeburg, am 18. Jul. 1279 erwählt, suchte vor allen Dingen die durch Otto's Kriege entstandenen Verwüstungen zu beseitigen, bei welcher Gelegenheit das Schloß Empne in die Stadt Gronau verwandelt wurde. Leider dauerte indeß der Krieg mit Herzog Alberts Söhnen fort, und die Gefangennahme von 70 hildesheimschen Vasallen und Dienstmannen im Schlosse Campen war ein so schwerer Schlag, daß das Stift sich kaum würde haben von ihm erholen können, wenn es dem Bischofe nicht gelungen wäre, sich mit den Herzogen Albert und Wilhelm gegen ihren Bruder Heinrich zu verbinden, und dieser, nachdem ein Landfrieden zu Stande gekommen war (1291), als Friedensbrecher verurtheilt wäre. Dieß hatte die Eroberung und Zerstörung der Feste Harlingsberg (bei Wöltingerode), durch gemeinschaftliche Anstrengung zur Folge, welche Ereignisse den Bischof wiederum in den Stand setzten, das ihm von den Herzogen Albert und Heinrich entzogene Gericht Bocla (Buchladen) wieder zu erlangen, und ihn veranlaßte, die Liebenburg (1303) zu erbauen. Die Belagerung derselben durch die nun wieder verbundenen Herzoge Heinrich und Albert wurde abgeschlagen, dem von ihnen bei Ölsburg erbaueten Schlosse Löwenthal fast auf Pfeilschußweite die Papenburg entgegen gestellt, und dann beide zerstört. Neue Fehde entbrannte wegen der von Herzog Otto von Lüneburg an der Leine und vom Bischofe an der Leine und Innerste erbaueten Schlösser Calenberg und Ruthe. Otto und die Herzoge Heinrich und Albert, nebst den brandenburgschen Markgrafen standen dem Bischofe entgegen; von beiden Seiten die größten Anstrengungen, von Seiten des Bischofs mit solchem Glücke, daß er sogar Schulden abtragen konnte; endlich Frieden; doch blieb wieder Herzog Heinrich als Feind übrig. Die von ihm angelegte Mosburg wurde zerstört, eben so das Schloß Werder, dessen Besitzer sich gleich den Grafen von Schladen mit dem Herzoge verbunden hatten, das Schloß Wallmoden aber, um den Angriffen von Lutter aus zu begegnen, gemeinschaftlich mit Goslar um 950 Mark erworben (1307). Der nach langem Streite geschlossene Friede gab dem Bischofe erst kurze Zeit vor seinem Ende Ruhe. Trotz aller dieser Fehden und zum Theil durch sie veranlaßt hob der Bischof die Macht des Stifts. Herzog Otto trug ihm, weil er das Schloß Hude zerstört, Hanover und Lauenrode zu Lehn auf und zahlte 100 Mark; Poppenburg sicherte, Harste erwarb der Bischof, eben so die Vogtei in der Stadt, sodann aber das Schloß Westerhof mit seiner Grafschaft für 1020 Mark, und die Grafschaft Dassel mit Hundsrück von dem letzten Grafen von Dassel Simon für 1900 Mark (1310), welche jedoch größten Theils sein Nachfolger zu zahlen hatte, der auch erst die Belehnung vom Reiche erhielt. Es läßt sich dagegen auch erwarten, daß Geldnoth und Schulden den Bischof zu Zeiten werden gedrückt und zu Veräußerungen genöthigt haben. Über jene klagt er schon 1283, und hatte sich schon damals die Veräußerung bischöflicher Güter ohne Genehmigung des Domkapitels erlaubt; 1305 tadelt ihn Heinrich, Erzbischof von Mainz, scharf wegen Veräußerung der Schlösser Woldenberg, Poppenburg, Empne und Huda, und weiset ihn zur Einlösung an, wodurch wohl veranlaßt Siegfried ein dem Veräußern vorbeugendes Statut errichtete und im J. 1306 wegen der großen Schulden eine allgemeine Schatzung, welche halb dem Bischofe, halb dem Kapitel zufallen sollte, ausschrieb. Ein Gleiches war schon 1288 geschehn, und 1303 zur Erbauung der Liebenburg; die Schuldenmasse

war indeß beim Tode Siegfrieds noch immer sehr groß. — Auch des Gottesdienstes wartete er mit Eifer und großer Andacht, erbauete die bischöfliche Hofkapelle neu und errichtete 1300 daselbst ein aus 4 Kanonicis bestehendes Stift, später im Schlüsselkorbe zubenamt. Bedeutend ist die Fortbildung der städtischen Verfassung unter ihm. 1281 bestätigte er der Stadt die erworbenen Gerechtsame, und bestimmte, daß im Zweifel der Eid der 12 Rathmannen entscheiden solle; 1295 brach ein Streit zwischen dem Kapitel und den Bürgern, welche sich Gewaltthätigkeiten auf der Immunität erlaubt hatten, aus; die Stadt wurde mit dem Interdict belegt, alle Zufuhr und Beihilfe untersagt, die zum Landfrieden Verbündeten forderten sie zur Nachgiebigkeit auf, indeß wurde in dem am 24. Dec. d. J. unter Vermittelung des Bischofs abgeschlossenen Vertrage dennoch nur bestimmt: 1) Burgstadt, Kirchen und Kirchengut genießen der Immunität. 2) Zur Buße wird ein ewiges Licht von 20 Pfund Wachs geliefert; der Bischof verpflichtet indeß die Andreaskirche, die Kosten zu bestreiten. 3) Der Bischof erbauet die zerstörte Wohnung des Officials wiederum. 4) Es werden jährlich 2 Männer von Seiten des Raths, 2 von Seiten der Geistlichkeit bestellt, welche zwischen dieser und der Bürgerschaft entstehende Streitigkeiten in Freundschaft oder in Rechte scheiden, und der Rath und der Bischof sorgen dafür, daß dem Spruche gelebt wird. 5) Dieser Vergleich wird in die Jahrbücher der Bürger eingetragen, und von den jährlichen Consuln, ihn zu halten, beschworen. Die Bürger büßten ihre Kühnheit nicht, und erlangten unparteiische Richter im Streite mit der Geistlichkeit. Im J. 1297 errichtete der Rath ein Statut, daß die in der Gerichtsbarkeit der Stadt wohnenden milites und servi nicht nur, sondern auch die domini militares Schoß zahlen und wachen sollten, und nöthigte im J. 1298 den Rath der in 100 Jahren schnell aufgeblüheten Dammstadt zu dem Versprechen, daß daselbst kein Tuch verschnitten (verkauft) werden solle. — Siegfried starb den 27. April 1310.

34) Heinrich II., Graf von Woldenberg, Dechant der hildesheimschen Kirche, hatte wohl wegen seiner friedlichen Gesinnungen, sofort die Widersetzlichkeit der hildesheimschen Bürger zu bekämpfen; erbauete aber das Schloß Steuerwald, entzog ihnen die Weiden und grub die Innerste ab und nöthigte sie so zur Unterwerfung. In dem darüber errichteten Vertrage wurde das Schiedsrichteramt in Streitigkeiten zwischen Geistlichkeit und Bürgerschaft auf die Domherrn übertragen, und jährlicher Eidschwur der Rathmannen wegen Bewahrung der Festungswerke und wegen Vertheidigung der Gerechtsame der Kirche bedungen. Auch stellte der Bischof den Zinswucher unter der Bürgerschaft ab, welche sich indeß 1317 bewogen sah, sich einen auswärtigen Schutzfürsten zu erwählen. Von seinen kriegerischen Unternehmungen ist die Zerstörung des Schlosses Hohenbüchen und seine Fehde mit Herzog Otto von Lüneburg zu erwähnen, welcher sich in Folge derselben zu der Anfangs verweigerten Annahme der Belehnung mit Hanover und Lauenrode verstand. — Der Bischof kaufte die Stadt Bokenem für 1100 Mark, mußte indeß, ungeachtet eine Commission zur Einlösung der verpfändeten Kirchengüter niedergesetzt war, das Domkapitel eine Schatzung bewilligte, und Otto, Propst des Moritzkapitels, Vieles zur Unterstützung des Stiftes that, dennoch zu neuen Verpfändungen namentlich des Woldenberges seine Zuflucht nehmen. Der genannte Propst Otto stiftete im J. 1315 die so genannte goldene Messe oder das goldene Huhn, und im J. 1316 gaben Bischof und Kapitel den zu Wittenburg vereinigten Geistlichen eine bestimmte Regel. Um gegen ihn vorgebrachte Verleumdungen zu widerlegen, reisete Heinrich an den päpstlichen Hof, starb aber zu Avignon am 13. Jul. 1318. Kein würdigerer Nachfolger konnte ihm gegeben werden, als sein um das Stift schon so sehr verdienter Neffe,

35) Otto II., Graf von Woldenberg, Propst des Moritzstiftes. Er wurde im Anfange des März 1319 erwählt. Um der Geldnoth abzuhelfen, verwilligte ihm das Domkapitel, welches 1322 eine Commission zur Abtragung seiner Schulden bestellte, schon 1319 die Einkünfte des ersten Jahrs von allen geistlichen Stellen im Kapitel. Dennoch konnte er Anfangs neue Verpfändungen nicht vermeiden, kam indessen bald in eine glücklichere Lage, so daß er 1322 von Hermann und Gottschalk, Edeln von Plesse, Lindau und Bilshausen für 1400 Mark, 1323 von Ernst Wilhelm und Johann, Herzogen zu Braunschweig, das Haus zu Lutter, die Grafschaft Westerhof, das Gericht Berka und andere Güter für 3060 Mark, 1330 den vierten Theil des Hauses Woldenstein kaufen (Lindau vielleicht nur bezahlen), und allenthalben tüchtige Bauwerke aufführen konnte. Das Geld verschaffte er sich zum Theil durch eifrige Verfolgung der Raubritter, welche sich mit bedeutenden Summen lösen mußten. Zum Schutze der Kirchen und der Kirchhöfe schloß er 1330 eine Vereinigung, namentlich mit der Stadt, und 1331 wurde der Edle von Plesse, der Brenner der Kirchen und Kirchhöfe, verfolgt. Schon 1321 vertrug er sich mit der Stadt wegen des Münzwesens. Aus der Mark sollten 28 Schillinge geschlagen, 2 Schill. 18 Pf. Schlagschatz genommen werden. — Zu Wittenburg führte er Augustiner ein, stiftete das fünfte Kanonikat in der Hofkapelle, und gründete die Annenkapelle auf dem Friedhofe, begann dagegen auch, die Pfarrkirchen den Klöstern zu incorporiren. In Frieden mit den Herzogen Otto von Lüneburg und von Braunschweig erhoben sich seine Unterthanen schnell zu einem in unsern Zeiten ungekannten Wohlstande. Seine Verhältnisse mit der Stadt waren friedlich. Am 28. März 1331 gründete er Memorien für Blutsfreunde und Andere, errichtete am 11. Junius sein Testament, worin er Gläubiger und seine Dienerschaft auf das Sorgfältigste bedachte, und starb am 3. August d. J. Dieser Bischof nahm zuerst apostolicae sedis gratia in seinen Titel und sein Geschlechtswappen in das bischöfliche Siegel auf.

36) Heinrich III., Sohn Albrechts des Feisten, Herzogs zu Braunschweig, wurde am 28. Aug. 1331

von dem Domkapitel gewählt, und beschwor zuerst eine vorzüglich die weltlichen Regirungsrechte und die Theilnahme des Domkapitels daran beziehende Kapitulation und zwar vor und nach der Wahl und nach der Consecration. Der Papst, welcher behauptete, Otto habe ihm das Bisthum resignirt, providirte indeß mit dem Bisthume Erich von Schaumburg, welcher zwar am 4. Junius 1332 in einem Patente dringend und bei Vermeidung der Kirchenstrafen aufforderte, execratum Henricum de Brunswik pseudoepiscopum zu verlassen, indeß sich nur der treuen Anhänglichkeit der Stadt, welche Heinrichs Macht fürchtete, erfreuete, während der übrige Theil des Stifts Heinrich anhing. Die Stadt benutzte diese Gelegenheit, die ihr durch holländische Betriebsamkeit verhaßt gewordene Dammstadt zu zerstören (1331 und 1333), und siegte über den Bischof, als er wie Heinrich II. versuchen wollte, die Innerste abzuleiten. Dagegen mißlang der Versuch Erichs, mit Hilfe der Bürger in die Stadt zu gelangen. Freitags vor Palmsonntag im J. 1333 schieden die Räthe zu Goslar und Braunschweig Heinrich und die Stadt, und sprachen dieser den Damm gegen Zahlung von 1000 Mark zu, dem Bischofe des Gerichts, des Zolls und des Frohnzinses vorbehaltlich. Die Frage zwischen Heinrich und Erich gehörte nicht vor jene Richter und auch aus der so genannten Sona Dammonis erhob Heinrich bald neue Klage, welche indeß die genannten Räthe erledigten, wie denn auch ein 10jähriger Waffenstillstand den weiteren Feindseligkeiten zwischen den beiden Bischöfen Einhalt that. Der Bann schreckte Heinrich nicht, nicht auch sein Unglück in dem wieder ausbrechenden Kriege. Endlich überwand er die Bürger, welche im J. 1343 durch innere Unruhen wegen des Münzwesens gelitten hatten, auf den Wiesen vor Steuerwald gänzlich, Erich, dem zu Gunsten Herzog Erich von Sachsen noch 1344 zu Recht bekannt hatte, daß jeder ihm zu- und Heinrich abfallen möge, von dem indessen fast gar keine von ihm, als Bischofe ausgegangenen Handlungen bekannt sind, scheint ganz ohne Macht gewesen zu seyn, und so kam am Martins-Abende im J. 1346 eine anderweite endliche Einigung zwischen dem Bischofe und der Stadt zu Stande. Amnestie und Herstellung des alten Zustandes sind die Hauptbedingungen; für künftige Streitigkeiten wurden Schiedsrichter, 2 Domherren, 2 Mannen und 4 Bürger, bestimmt. Nicht erwähnt ist die Verpflichtung der Stadt zum Bau der Marienburg, welche an der Innerste oberhalb der Stadt, wie Steuerwald unterhalb, erbauet wurde, wöchentlich 12 Talente herzugeben. Erich starb 1348, Heinrich erlangte die Verzeihung des Papstes, entschädigte das Kloster Marienrode für das ihm zum Bau der Marienburg genommene Dorf Tossum durch Incorporation der Kirchen zu Alfeld und Bokenum und durch die Bischofsmühle (1353. 1355), wurde vom Banne befreit (19. Oktober 1354), und dachte nun auf Einlösung der verpfändeten Güter, auf Herstellung des verwüsteten Stifts. Er kaufte Wiedela von denen von Gowisch, Woldenstein von Siegfried von Homburg und das Schloß Schladen nebst dem Gerichte Bocla von Albert Grafen von Schladen für 1900 Mark (1353), worüber Karl IV. ihm am 30. Jan. 1362 die Bestätigung, so wie die Beleihung mit den Regalien ertheilte. Der Bischof, welcher auch das neu gestiftete Kloster Marienau bestätigt hatte, starb am 6. Februar d. J. und hinterließ seinem Nachfolger 10 schuldenfreie Schlösser. — Das Domkapitel bestellte, da der Papst den bischöflichen Stuhl vergeben wollte, Dinstags nach Invocavit 1363 zur Wahrnehmung der bischöflichen Rechte Gerhard edlen Herrn vom Berge, Bernhard von Meinersem und weil dieser sich zu Avignon um das Bisthum bewarb, an seine Stelle Volkmar von Alten, endlich Wulbrand von Hallermund, zur Regirung des Stifts, welche dieselbe Capitulation wie Heinrich III. beschworen. Innocenz VI. providirte

37) Johann II., Schladeland, Predigermönch, Doktor der Theologie und Ketzerrichter, aus dem Kölnischen gebürtig, welcher den 20. April 1363 den Scholaster Otto von Hallermund zu seinem Generalmandatar bestellte. Dieser, als Vormund des Stiftes, schrieb zur Befriedigung des Papstes und wegen Erwerbung des bald an Herzog Wilhelm zurück gegebenen Schlosses Calenberg sofort eine allgemeine Bede aus, wurde indeß schon am 11. Mai 1365 von Bischof Johann, welcher sagt, daß er lieber betteln, als die beschworene Capitulation verletzen wolle, wegen Veräußerung der Stiftsgüter zur Rechenschaft gezogen. Der Bischof, welcher statt der Bücher die Waffen nicht zur Hand nehmen wollte, resignirte in diesem Jahre († 1. April 1373) und Urban V. gab den erledigten Stuhl

38) Gerhard, Bischof zu Verden, Dechanten zu Hildesheim, edlem Herrn zum Berge. Die schwache Regirung Johanns hinterließ Gerhard Marienburg, Räthe und Woldenstein um 400 Mark verpfändet; daher eine dreijährige Schatzung, allein die beständigen Kriege und Unruhen ließen die Geldnoth nicht aufhören, sie führte zu unaufhörlichen Verpfändungen, so wie zu gewaltsamem Schatzen, namentlich der dompropsteilichen Untersassen und dieß zu einem weitläufigen Rechtsstreite, welcher indeß zu Gunsten des Kapitels entschieden wurde, und Ausstellung eines besondern Reverses wegen Schutzes des Kapitels und der Kirchengüter, Enthaltung von Anforderungen an die Litonen und Meier des Kapitels, getreuer Verwaltung der bischöflichen Güter und Erhaltung der Godinge veranlaßte, zu dessen eidlicher Erhärtung Gerhard indeß noch im J. 1397 vom Papste angehalten werden mußte. Im J. 1367 überfielen Herzog Magnus, der Bischof von Halberstadt mit Unterstützung des Erzbischofs von Magdeburg, Fürst Woldemar von Anhalt, Johann von Hadmersleben und viele Edle das Stift; Gerhard zog ihnen mit einem kleinen, vorzüglich aus hildesheimschen Bürgern bestehenden Heere entgegen, und schlug am 3. September auf dem Streitacker zwischen Dinklar und Farmsen die Feinde entscheidend auf das Haupt. Der Herzog und der Bischof von Halberstadt mußten sich mit 13,000 Mark lösen. Eine neue Fehde entbrannte mit den Herzogen Otto und

Albert von Braunschweig; der Bischof nahm das Schloß Wallmoden durch eine Überschwemmung, die Herzoge Alfeld ein; dafür entschädigte wieder die Gefangennahme vieler Edlen in einem Treffen bei Woldenstein. In dem Frieden wurde Alfeld zurück gegeben. Obgleich der Bischof noch manche Fehde — auch bei der zwischen Herzog Friedrich und den von Reinberg und von Schwicheldt, welche durch das für diese unglückliche Treffen bei Beinum 1393 entschieden wurde, scheint der Bischof interessirt gewesen zu seyn, — zu bestehen hatte; so erwarb er dennoch die Schlösser Coldingen und Vienenburg für Geld, und erbauete Steinbrück. Unter ihm ging der woldenbergsche Mannsstamm mit dem Grafen Gerhard (1383) aus und am 29. Jun. 1384 belieh Wenceslaus den Bischof mit der heimgefallenen Grafschaft, wovon Einzelnes und namentlich das Schloß Woldenburg freilich schon früher erworben war. Der Bischof gründete die Karthaus vor Hildesheim, bestätigte 1396 die von Nikolaus Witte bei Bokenem gegründete Kapelle und geistliche Genossenschaft (1411 zur Collegiatkirche erhoben), gab der Domkirche eine neue Orgel, ihrem Thurme neue Vergoldung, beschäftigte sich auch mit Schriftstellerei, mußte aber endlich, weil er in seinem Alter den überhand nehmenden Gewaltthätigkeiten und Fehden nicht mehr steuern konnte — auch Domkapitel und Stadt lebten fast immer im Streite, — den Bischof Rupert von Paderborn (1395) und nach dessen Tode den Bischof Johann von Paderborn (1396) zum Coadjutor annehmen, welcher dem Unwesen einiger Maßen Einhalt that. Gerhard starb den 15. November 1398.

39) Johann III., Graf von Hoya, der bisherige Coadjutor, wurde noch 1398 erwählt, und ihm vom Kapitel Peine, Winzenburg und Steuerwald eingeantwortet. Er bemühete sich Anfangs ernstlich um Herstellung der Ruhe und Ordnung; zwang Herzog Friedrich von Braunschweig, das Schloß Cramm niederzureißen (1399), und brach mit Hilfe Herzogs Heinrich Breden (1402); indeß gerieth er bald in ein ungeistliches und verschwenderisches Leben, ließ den Dompropst Eggard von Hanensee, welcher ihm Vorstellungen that, vielleicht auch den der Kirche nachtheiligen Handlungen sich widersetzte, unter dem Vorwande eines Landfriedenbruches 1403, auf der Freiheit aufgreifen, und zu Steuerwald gefangen setzen, sahe sich aber genöthigt, seine Unschuld an dem nach fast 2 Jahren im Kerker erfolgten Tode Eggards vor Geistlichkeit, Bürgerschaft und Vasallen zu betheuern und sich zum Reinigungseide zu erbieten, welchen ihm jene erließen. Im J. 1406 schloß er ein Bündniß mit denen von Hardenberg gegen Herzog Otto, im J. 1407 mit den Herzogen Bernhard und Heinrich einen Vertrag wegen Beschützung der Leute in den gegenseitigen Territorien, trat 1408 dem Landfrieden bei, und ging wegen der Streitigkeit über die Herrschaft Homburg, welche Herzog Bernhard sich 1409 vom letzten Besitzer Heinrich hatte zusichern lassen, worauf indeß das Stift Lehnsansprüche machen durfte, 1410 ein Compromiß ein. Zehn Städte sollten mit Rath des Bischofs von Halberstadt entscheiden. Im J. 1414 kam indeß eine Einigung zu Stande, worin der Bischof das Witthum der Schonetta von Nassau, der Witwe jenes Heinrichs und 12,000 Gulden erhielt. Das Witthum bestand in der Grafschaft Hohenbüchen und den Schlössern Grene und Luthardessen; 1421 wurde Schonetta mit 4000 Gulden abgefunden, indeß diese Güter der Kirche noch nicht vollständig erworben. Über die Erwerbung ergrimmte der zweite Gemahl jener Schonetta Otto Herzog von Grubenhagen, und nun brach von allen Seiten das Unwetter über das Stift herein. Gegen die Erzbischöfe von Cöln und Magdeburg, gegen die Herzoge von Braunschweig und Schleswig, gegen viele geringere Verbündete konnte Johann, unterstützt von dem Bischofe von Münster und den Grafen von Hoya, Hohenstein und Spiegelberg nur unglücklich kämpfen. Bei Asseburg, Osterwick (1421) und Grohnde (1422), wurden die Bischöflichen geschlagen. Ein durchaus verwüstetes Stift und der Verlust von Burgdorf, vielleicht auch von Ossen und Grene, waren die Folgen jener Niederlagen. Die Geistlichkeit suchte sich durch Einigungen (1404. 1421. 1423) gegen Unterdrückung und Vergewaltigung zu schützen, konnte indeß weder durch ihre Kirchenstrafen die allgemeine Verwüstung von sich entfernen, noch trotz Gesandtschaft und Appellation, von der vom Kaiser geforderten Decima sich befreien. Ungeachtet es an der Kirche geneigten Männern nicht fehlte, worunter vorzüglich Lippold von Steinberg, Propst zu St. Moritz, zu nennen ist, welcher 1411 von denen von Schwicheldt Zoll und Geleit zu Hildesheim für 160 Mark einlöste, und sie für unveräußerliches Tafelgut erklären ließ, und ungeachtet 1413 eine allgemeine Schatzung zur Einlösung der Schlösser ausgeschrieben wurde: so war dennoch nach dem unglücklichen Kriege die Lage des Bischofs so hilflos, daß kaum noch eine Rettung möglich schien. Nur wenn dem Bischof ein begüterter und mächtiger Nachfolger gegeben wurde, war sie zu hoffen. Johann entschloß sich zu resigniren, und er sowohl als das Domkapitel und der hildesheimsche Rath verwendeten sich dringend bei Martin V., daß er das Bisthum Magnus, Bischof zu Camin übertragen möge. Dieß geschah 1424; er zahlte sofort 14,000 Gulden; mit 8811 Guld. wurde Steuerwald von den Brüdern Moritz und Heinrich und des erstern Sohne Ludolf, Grafen von Spiegelberg, eingelöst, damit der Bischof wenigstens einen Wohnsitz erhielt, und beide Bischöfe schlossen 1424 einen Vertrag mit den Städten Hildesheim, Braunschweig und Hanover zu Abstellung aller Feindseligkeiten und gegenseitigem Schutze auf 5 Jahre. Johann starb noch in demselben Jahre am 12. Mai. Die Bürgerschaft erwarb unter ihm 1418 ein privilegium de non evocando.

40) Magnus, Herzogs Erichs Sohn von Sachsen, beschwor am 26. Dec. 1425 eine erweiterte Capitulation, worin die von Gerhard und Johann besonders beschworenen Punkte aufgenommen sind, außerdem aber auch für Übernahme der durch den letzten Krieg herbei geführten Schulden und möglichste Abwendung der Nachtheile desselben gesorgt ist. Kriegsschulden trug er 1426

und 1429 ab, und erhielt die Mittel dazu theils durch eine, gegen das noch immer übliche Versprechen, keine wieder zu fordern, 1425, auch 1433 verwilligte Bede, theils durch Verkauf des ihm durch die Klöster an Procurationen u. s. w. zu Leistenden an dieselben auf Wiederkauf, theils aber auch durch neue höchst bedeutende Verpfändungen, deren Löse er erst 1445 zum Theil bewirken konnte. Magnus übergab 1425 die Steinbrück dem Kapitel mit dem Rechte eine Stadt dabei anzulegen, und bestätigte den schon von Bischof Johann an das Kapitel geschehenen Verkauf der Goh Eggelsen; fand 1426 Schonette von Nassau wegen ihrer Leibzucht mit dem Dorfe Harsum ab, schloß 1427 ein Bündniß gegen die von Schwicheldt, denen Wiedela abgenommen wurde; ferner einen Vergleich mit den Herzogen Heinrich und Wilhelm wegen Burgdorf an der Aue; erwarb 1430 von dem Knappen Ludolf von Escherte die Schlösser Dachtmissen und Depenau für 3500 Gulden, verpfändete sie ihm wiederum für 3000 Gulden, und entschädigte die Äbtissinn von Quedlinburg wegen des ihm übertragenen oberlehnsherrlichen Eigenthums über die Feste Dachtmissen durch einen Hof zu Otbbergen; sicherte sich 1432 und 1433 durch Bündnisse mit dem Erzbischofe von Magdeburg und dem Bischofe von Halberstadt, mit den Herzogen von Braunschweig und mit dem Grafen von Spiegelberg; erwarb 1433 eine bedeutende Pfandschaft an Erzen, Grohnde, Bodenwerder, halb Eberstein u. s. w. für 30,000 Gulden und die Einräumung von Dachtmissen von den Herzogen Otto und Friedrich, welche Verpfändung indeß Herzog Wilhelm für nichtig erklären ließ; regulirte 1434 mit der Stadt Hildesheim und unter Zustimmung der kleinern Städte das Münzwesen; verglich sich 1435 mit seinen Landständen; privilegirte 1437 den zu erbauenden Flecken Markoldendorf; kaufte 1446 die Grafschaft Wunstorf von den Grafen Julius und Ludolf, verkaufte sie aber wegen des von dem Bischofe zu Minden als Lehnsherrn geschehenen Widerspruchs in demselben Jahre für 10,500 Gulden an Herzog Wilhelm, und ging 1448 wiederum ein Schutzbündniß mit dem Erzbischofe von Magdeburg und dem Bischofe von Halberstadt ein. — Auch für die geistlichen Institute geschah unter seiner Regirung Viel. Johannes Conolvus verbesserte das Stift bei der bischöflichen Hofkapelle und brachte die Zahl der Präbenden auf acht (1425); die Hieronymiten gründeten U. L. F. Leuchtenhof im Brühl; mehrere Klöster schlossen sich der windesheimschen Congregation an. 1443 wurden die unverbesserlichen Augustinernonnen aus Derneburg entfernt, und Nonnen des Cistercienserordens dorthin versetzt; der Domkellner Burchard Steinhof ordnete und besserte das Johanneshospital (1440), bauete das Schlafhaus am Dom (1443), und Johann Busch, Propst zur Sülte, eiferte und wirkte für Zucht und Ordnung unter der Klostergeistlichkeit. Der im J. 1451 zu Hildesheim anwesende Kardinal Nikolaus von Cusa ließ das Vater Unser, den Glauben, die zehn Gebote und den englischen Gruß in teutscher Übersetzung auf Tafeln geschrieben in den Kirchen aufhängen, weil das gemeine Volk diese Stücke nicht gehörig kannte. — Die Stadt Hildesheim schloß 1434 ein Schutz- und Trutzbündniß mit Hanover, welches gegen die beiderseitigen Herren nur so lange nicht gerichtet seyn sollte, als sie die Städte bei aller Gnade und Freiheit ließen, trat in demselben Jahre dem großen Bunde gegen die Grafen von Spiegelberg und ihre Genossen bei, nahm 1436 gegen ihren gewesenen Bürgermeister Albrecht von Mollem die Hilfe der Fehmgerichte in Anspruch, erhielt in demselben Jahre einen Revers vom Bischofe Magnus, daß er nur in der Noth Hilfe von ihr begehren wolle, und daß die Stadt beurtheilen solle, ob Noth vorhanden sei; ferner 1437 einen ähnlichen, daß die dem Bischofe gegebene Beihilfe nicht aus Pflicht gegeben seyn solle, gab der Gemeinheit 1445 mehr Antheil an der Rathswahl, 1446 ihr Vertretung durch den Altermannstand, und ordnete 1449 Bürgermeister an, von denen der erste Hans von Sauingen war. — Der Bischof Magnus, dem in den letzten Jahren seines Lebens schon der folgende Bischof als Coadjutor zur Seite gestanden haben soll, starb den 21. September 1452.

41) Bernhard II., Herzog von Braunschweig-Lüneburg, nannte sich Anfangs Vorständer, Administrator, dann bestätigter Herr und Vorständer des Stifts Hildesheim, nahm die geistlichen Weihen nicht, bekümmerte sich mehr um das ihm als Vormund anvertrauete Lüneburgsche, als um sein Stift, und ließ sich 1450 gegen eine Geldsumme und das Versprechen, den folgenden Bischof zu wählen, zum Zurücktritt bewegen. Unter ihm (1455) schloß das Domkapitel mit der Stadt das Laudum Bernardinum über die auf der Freiheit zu treibenden Gewerbe, die Befestigung u. s. w., und 1457 versprach Bernhard bei Einlösung der der Stadt um 600 Gulden versetzten Juden künftig keine im Stifte zu dulden. († 1464).

42) Ernst I., Graf von Schaumburg, erst 17 Jahre alt, der Jagd und dem Kriege ergeben. Im J. 1459 verhieß er der Landschaft Einschränkung der Jurisdiction des Officials, konnte die Verwüstung seines Stifts durch die benachbarten Fürsten nicht abwehren, und soll aus Schwermuth über das im Kriege mit Herzog Friedrich ihm widerfahrene Unglück am 22. Julius 1471 gestorben seyn. Unter ihm treten zuerst die Sieben Stifter als Theil der Landschaft auf, und unter ihm schloß die Stadt 1469 mit Herzog Otto von Lüneburg ein Schutzbündniß.

43) Henning, von Haus, Domdechant, wurde am Michaelistage 1471 von der geringern Zahl der Domherrn gewählt; die größere, an deren Spitze der Dompropst Eckhard von Wenden stand, postulirte Hermann Landgrafen von Hessen, Domherrn zu Cöln und Propst zu Achen. Henning eilte, sich die päpstliche Bestätigung zu verschaffen, fand indeß bei seiner Rückkehr von Rom das ganze Stift von seinen Gegnern eingenommen; nur die Stadt war ihm ergeben; Berthold, Bischof von Verden, führte ihn in dieselbe ein, und dort wurde er 1472 geweiht. Die Hildesheimer belagerten nun das Schloß Steuerwald und Hermann

trat zurück; indeß postulirten nun seine Anhänger Balthasar, Herzog von Meklenburg und Administrator von Schwerin. Sein Versuch, Steuerwald zu entsetzen, mißlang, er zog ab, das Schloß wurde eingenommen, und nach dreijährigen Kämpfen war Henning im ruhigen Besitze seiner Würde. Er belohnte die treue hildesheimsche Bürgerschaft durch Zollfreiheit im ganzen Stifte, Belassen bei alter Accise und Verstellen aller Fragen über Recht und Gewohnheit der Stadt auf die eidliche Aussage von drei Rathmannen. Seine Regirung war keines Weges eine glückliche. Schon 1474 war Koldingen gegen die Herzoge Wilhelm und Friedrich, die das Schloß brechen wollten, zu vertheidigen; die Stadt half auch hier den Angriff abtreiben. Am 2. Dec. 1475 wurde freilich Friede geschlossen, indeß die meisten streitigen Punkte auf einen künftigen Tag ausgesetzt, und es ergibt das unter Vermittelung von 8 Städten geschlossene Abkommen, wie sehr die öffentliche Sicherheit gefährdet war. Im J. 1476 mußten die Alfelder, welche den bischöflichen Vogt erschlagen hatten, gezüchtigt werden; 1476, wo übrigens ein allgemeiner Landfriede geschlossen wurde, brach wieder eine Fehde mit Herzog Friedrich aus; und 1479 sagte schon wieder Herzog Wilhelm der jüngere wegen feindlicher Überfälle von Seiten des Bischofs diesem ab, so daß Henning beschloß, seine Würde niederzulegen. Er sowohl als die Stadt verwandten sich beim Papste dafür, den bischöflichen Stuhl dem folgenden Bischofe zu verleihen, Henning bekam die Marienburg zum Unterhalte, und starb am 15. April 1488.

44) Berthold II., von Landsberg, Bischof zu Verden, erhielt beim Antritte seiner Regirung 1481 eine Landbede von 12,505 Gulden, bewirkte indeß, daß das Domkapitel ihm eine Accise von 3 Lüb. Schillingen von jedem Fasse Bier übergab, und die Ritterschaft und die kleinen Städte dem beitraten, wogegen dann das Gemäß verkleinert wurde. Die Stadt Hildesheim weigerte die Entrichtung nicht nur, sondern verhinderte auch die Entrichtung im Lande, und nahm im Februar 1482 bischöfliche Vasallen gefangen. Die benachbarten Städte bewogen den Bischof, trotz Bann und Interdict, zur Nachgiebigkeit; die Accise wurde abgeschafft, das alte Maß hergestellt und versprochen, eine ähnliche Abgabe nicht wieder einzuführen. Neue Streitigkeiten erhoben sich über die von den Bürgern geschehene Ausdehnung der Festungswerke der Stadt nach Westen hin; der Bischof verbündete sich 1483 mit den Herzogen Heinrich und Wilhelm, die Stadt nahm Herzog Friedrich zu ihrem Beschützer an, Herzog Heinrich von Grubenhagen führte ihre Truppen, und das 1485 mit vielen benachbarten Fürsten und Städten geschlossene Bündniß gab ihr die zum Widerstande erforderliche Kraft. Es ist geradezu gegen den Bischof und die Herzoge gerichtet, und als Ursache des Absagens angegeben, daß Herzog Friedrich eingesperrt, seiner Gemahlinn das Witthum entzogen, der Graf von Stettberg gefangen, der Stadt Hildesheim die Zufuhr genommen, und die übrigen Städte beeinträchtigt würden. Die Zufuhr hatten Herzog Wilhelm und der Bischof untersagt, und gebrauchte jener als Vorwand außer der Widerspänstigkeit der Hildesheimer gegen ihren Landesfürsten auch einen Rechtsstreit, worin die Stadt mit denen von Hardenberg und von Haus wegen des Schlosses Lutter verwickelt war. Vergeblich war der kaiserliche Befehl, die Thätlichkeiten einzustellen, vergeblich aber auch die dreimalige Berennung von Hildesheim, während die Städter glückliche Streifzüge machten, und von den Braunschweigern mit Lebensmitteln versehen wurden. Der Krieg bietet ein widerliches Bild beständigen Raubens und Brennens dar; die Göttinger waren vorzüglich thätig und glücklich, die Goslarer erlitten eine empfindliche Niederlage von Herzog Heinrich. Am 29. Aug. 1486 wurde zwischen den kriegführenden Fürsten Friede geschlossen; am 15. Dec. erst mit den Städten. Sie retteten ihre alten Freiheiten und Gerechtigkeiten; das Geschehene sollte vergessen, und der Streit wegen des Hauses Lutter beendet seyn. Im J. 1487 wurde die Hämelscheburg gebrochen; im J. 1488 sahen sich die Städte wegen Überfalls und Gewalt schon wieder veranlaßt, ein Schutzbündniß einzugehn; im J. 1489 beschäftigte sich der Bischof mit Wiederherstellung der verfallenen Klöster Ringelheim und Georgenberg; im J. 1492 unterstützte die Stadt Hildesheim Braunschweig gegen seinen Herzog; im J. 1491 und 1493 verpfändete Berthold Grohnde und Lauenstein, und hatte in den letzten Jahren seines Lebens den Versuchen, die homburg-eberstеinschen Güter einzulösen, zu begegnen, welches ihn auch wohl bewog, sich 1492 und 1493 mit den Städten zu verbünden. Im J. 1501 schloß er mit den benachbarten Städten und Fürsten einen Vertrag über die Münze, welcher in der Stadt Hildesheim indeß nicht zur Ausführung kam, und starb 1502 zu Rothenburg im Bisthume Verden.

45) Erich, Herzog von Sachsen-Lauenburg, Domherr zu Cöln, wurde Pfingsten 1503 erwählt, kam auf Weihnachten in seine Hauptstadt, und resignirte nach Empfangnahme ansehnlicher Geschenke das Stift seinem Bruder Johann (1504). Im J. 1507 wurde er Bischof zu Münster, und starb 1522.

Der Bischof hat sich im Verlaufe der 3 Jahrhunderte aus einem mit mancherlei Gerechtigkeiten versehenen Grundeigenthümer fast ganz zum Landesherrn hinauf gebildet, beschränkt durch das sede vacante oder impedita sogar regirende Domkapitel, und in der Verwilligung von Landessteuern durchaus, in manchen andern Gegenständen einiger Maßen abhängig von den außer dem Domkapitel in die Curien der Sieben Stifter, der Ritschaft und der Städte zerfallenden Landstände. Sie bildeten die natürlichen Rathgeber des Fürsten; indeß hatte er sich schon Einzelne als Räthe zugesellt. Steuern sollten auch jetzt noch etwas Vorübergehendes seyn, obgleich sie immer häufiger wiederkehrten, und dennoch der Geldnoth nicht abhalfen. Man hatte außer den Beden nun auch die Accise erfunden. Die Volksgerichte und die Gerichte der Unfreien dauerten fort; doch sah man sich schon veranlaßt, für die Erhaltung der Godinge be-

sonders zu sorgen, und man dachte auf Einsetzung eines Hofgerichts.

Es that sich das Streben kund, der schwelgenden Klostergeistlichkeit Mönchsorden von alter Einfachheit und Armuth entgegen zu setzen, unter Konrad II., und die Klöster von weniger strenger Regel zu reformiren, unter Magnus. So viel für die Ruhe der Selen geopfert wurde, mochten Abgaben, Gewalt und schlechte Wirthschaften wieder hinweg nehmen. Das Recht, Schule zu halten, wurde Gegenstand des Streits unter geistlichen Corporationen.

Dynasten gab es nicht mehr. Die Grafen von Peine, Schladen, Dassel, Woldenberg hatten mit ihren Gütern die Kirche bereichert. Die Ministerialität war verschwunden in der Ritterschaft. Kräftig waren die Städte aufgeblüht; Hildesheim fast selbstständig, sein Beitritt zur einen oder andern Seite von größtem Gewichte. Es war längere Zeit im Besitze des Zolls, des Geleits und der Münze; es erfreuete sich der Zollfreiheit im Lande, und trug zu den Landessteuern nur nach Belieben bei. Auch seine Gerichtsbarkeit bildete sich, Anfangs wohl als compromissarische, aus, womit der bischöfliche Vogt unbedeutender wurde.

Im J. 1290 wird der Mergel erwähnt. — Um 1333 schnitzten die Laienbrüder Elfen einen höchst kunstreichen Altar für die Michaeliskirche.

III. Geschichte der Zerreißung des Stifts und von da an bis zur Restitution (1504 — 1643). Reformation.

46) Johann IV., Herzog von Sachsen-Lauenburg, wurde am 13. Jul. 1504 postulirt und dem Mitbewerber Franz Herzog von Braunschweig vorgezogen, erhielt 1506 in Rom die Confirmation, und wurde 1511 zu Marienrode consecrirt. Er fand allenthalben Eigenmacht und Gewalthandlungen, daneben eine Schuldenmasse von 280,000 Goldgulden, 24 Amthäuser verpfändet und nur das Haus Steuerwald noch frei. Des Bischofs sparsame Haushaltung, sein kräftiges Verfolgen der Übelthäter erregten Verachtung und Haß. Im J. 1514 löfete der Bischof Bokenem von Johann von Saldern; dieser rächte sich durch Brand und Feindseligkeit, starb aber in demselben Jahre. Im J. 1515 kündigte der Bischof den auf Lauenstein stehenden Pfandschilling den Gebrüdern von Saldern, welche, da die Unterhandlungen nicht zum Ziele führten, mit den Herzogen Heinrich und Wilhelm von Braunschweig und 55 Edeln sich verbündeten, der im J. 1517 von der Landschaft abgegebenen Entscheidung nicht nachkamen, und im J. 1518 das Stift durch Brand verwüsten ließen. Am 8. Febr. wählte das Domkapitel Franz, des Herzogs von Lüneburg Sohn zum Coadjutor, und am 14. Febr. schlossen der Herzog, der Bischof und die Grafen von Schaumburg und Lippe, Diepholz und Hoya ein Bündniß gegen Bischof Franz von Minden, welcher sich der Feinde des Stifts annahm. Binnen 14 Tagen war das Bisthum Minden erobert; dann wandte man die Waffen gegen Herzog Erich von Calenberg; inzwischen hatten sich die braunschweigschen Herzoge vereinigt und plünderten das Stift Hildesheim. Die Befehle des Reichsverwesers und der zur Kaiserwahl versammelten Fürsten stellten die Ruhe nicht her. Die Schlacht bei Soltau brachte die braunschweigschen Herzoge in die Gewalt der Verbündeten und gab diesen das entschiedenste Übergewicht. Von kaiserl. Abgeordneten wurde Einstellung der Feindseligkeiten geboten, mehrfache Unterhandlungen waren vergeblich, und erst ein Tag zu Zerbst unter Leitung der Kurfürsten von Mainz, Sachsen und Brandenburg im J. 1520 gab vorläufig Ruhe. Am 26. Aug. erfolgte darauf ein dem Herzoge von Lüneburg und dem Bischofe durchaus widriges Mandat Kaiser Karls V.; die Handlung vor den Compromißrichtern wurde gänzlich eingestellt, und vom Kaiser die Entscheidung an sich genommen, welche am 27. Mai 1521 dahin erfolgte, daß die Eroberungen und Gefangenen zu Handen des Kaisers gestellt, und die Streitpunkte durch 3 Gevollmächtigte entschieden werden sollten, und zwar bei Strafe der Reichsacht. Im Rathe des Bischofs überwog die Meinung, sich nicht zu fügen; auf alle Vorstellungen wurde schon am 24. Jul. die Reichsacht verhängt, und mit der Ausführung Christian, König von Dänemark, und die Herzoge Heinrich und Erich von Braunschweig beauftragt. Johann verzagte nicht; doch konnte sein Widerstand unmöglich Erfolg haben. Das ganze Land gerieth in der Herzoge Gewalt; nur das auf's Ruhmvollste vertheidigte Peine, Steuerwald, Marienburg und Hildesheim, wo besonders die Bürgerschaft die treueste Anhänglichkeit an den Bischof bewies, widerstanden. Das Domkapitel sah das Vergebliche des Kampfes und schloß nebst dem hildesheimschen Rathe am Abend der Himmelfahrt Christi im J. 1523 zu Quedlinburg einen Vertrag, wonach der Kirche nur die Ämter Peine, Steuerwald und Marienburg verblieben, das von den Herzogen Eroberte aber mit der That nicht ferner sollte angegriffen werden. Papst und Kaiser bestätigten den Vertrag. Bischof Johann resignirte 1527 und starb 1547.

47) Balthasar, Merklin, kaiserl. Kanzler, zur Wiederherstellung des Stifts erwählt, verweilte 3 Tage zu Steuerwald, um 8000 Gulden zu empfangen, that Nichts, und starb am 28. Mai 1531.

48) Otto III., Graf von Schaumburg, wurde auf das Fürwort des Kaisers postulirt, suchte indeß die Confirmation nicht nach, weßhalb er 1537 von Paul III. entsetzt, und eine neue Wahl vorgeschrieben wurde.

49) Valentin, von Teteleben, Doktor der Theologie, Propst zu Frankfurt, Kanonikus zu Mainz, Magdeburg und Hildesheim, 1537 erwählt, nahm sich des verwüsteten und zerrissenen Stiftes, dessen noch übrige 8 Ämter sämmtlich verpfändet waren, zuerst wieder kräftig an. Er ließ 1539 Synodalstatute entwerfen und erwirkte schon 1540 die päpstliche Sentenz, welche die Restitution des größern Stifts aufgab; Karl V. weigerte sich indeß, ungeachtet seines anfänglichen Versprechens, sie zu exsequiren, weil der Papst nicht über die kaiserl. Acht habe urtheilen können. Im J. 1538 unterwarf

sich das Kloster Marienrode Herzog Erich bis dahin, daß etwa das größere Stift wieder heraus gegeben würde, und 1542 trat die Stadt Hildesheim zur neuen Lehre über, erließ 1544 eine Kirchenordnung, und reformirte auch das Amt Peine, in dessen Pfandbesitze sie war. Valentin starb am 19. April 1551.

50) Friedrich, Herzog zu Holstein, Kanonikus zu Cöln, am 3. Okt. 1551 postulirt, nicht consecrirt. Er löste Steuerwald und Peine aus eigenen Mitteln ein, und überließ der Stadt gegen Restitution der übrigen geistlichen Güter 7 Kirchen für ihren Kultus. Die Verwüstungen des Grafen von Mansfeld und Albrechts von Brandenburg kamen zu der Verschwendung des Bischofs und der Willkür seiner beiden Räthe Blecker und Möller, um das äußerste Elend zu verbreiten. Der Bischof starb am 27. Sept. 1556.

51) Burchard, von Oberg, Dechant, von Heinrich dem Jüngern besonders begünstigt, am 31. März 1557 erwählt, hatte mit Kapitel und Stadt manche Streitigkeiten zu bestehen, und lebte auf dem ihm von jenem Herzoge eingeräumten Woldenberge, bis er vom 7. auf den 8. Jul. 1559 dem Domkapitel die Marienburg mit Hilfe des Herzogs wegnahm. Er verglich sich mit dem Kapitel 1562 und erkannte dasselbe in der Wahlcapitulation von diesem Jahre als Eigenthümer der Marienburg an, wogegen er 1563 Peine und 1564 Steuerwald, welche Schlösser Graf Adolph von Holstein als Allodialerbe seines Bruders, des vorigen Bischofs, besaß, letzteres für 36,000 Rthlr. einlöste, Peine jedoch am 23. Dec. 1563 dem Domkapitel und der Stadt einantwortete. Die Verhandlungen mit den braunschweigschen Herzogen wegen theilweiser Restitution des großen Stifts führten zu keinem Resultate, und die Streitigkeiten mit der Stadt dauerten fort, namentlich wegen der Bieraccise und des Scheffelschatzes; indeß scheinen sie die Ruhe nicht gestört, und den Bischof in seinen Beschlüssen auch nicht irre gemacht zu haben. Er starb den 23. Febr. 1573. Herzog Adolph hat für die von ihm besessenen Ämter eine Kirchenordnung, 1561 eine Verordnung gegen die Unzucht und gegen das Steigern der Meierzinse erlassen, und Bischof Burchard 1562, jedoch nur als Inhaber des Schlosses Marienburg, eine Ordnung, welche das umfaßte, was später die Polizeiordnungen begriffen, publicirt.

52) Ernst II., Herzog Alberts von Baiern Sohn, Bischof zu Freisingen, wurde am 7. März 1573 zum hildesheimschen Bischofe erwählt, und erhielt 1581 das Bisthum Lüttich, 1583 das Erzbisthum Cöln und 1585 das Bisthum Münster. Ein solcher Bischof mußte nach Außen ganz anders wirken können als ein von niederem Adel stammender und auf das jetzt so unbedeutende Bisthum beschränkter. Im Innern sollten aber tüchtige Prediger und die Jesuiten, denen die Einnahmen der Propstei zum Moritzberg beigelegt wurden, dem Verfalle des Katholicismus entgegen wirken. Der Bischof löste Peine mit einem Aufwande von 60,000 Rthlr. ein, und hatte übrigens vorzüglich mit der Stadt zu kämpfen. Wenn gleich dieselbe 1577 und 1593 gegen Herabsetzung ihres Beitrags zu den Reichsanlagen auf den dritten Theil des auf das Bisthum Gelegten nicht anstand, sich für eine landsässige Stadt zu erklären; so entstanden dennoch 1578, weil die Hildesheimer einen Bewohner des Hauses Marienburg, welcher einen hildesheimschen Bürger zu Tode verwundet, hingerichtet hatten, weit aussehende Streitigkeiten, deren Ausgang nicht bekannt ist. Die Vereinigung der Alt- und der Neustadt zu einer Stadt am 15. Aug. 1583 mußte die Macht jener ansehnlich erhöhen, wenn gleich die Neustadt fortdauernd unter der Hoheit des Dompropstes blieb, welcher am 15. Dec. 1600 für dieselbe und die Dompropstei eine Polizeiordnung publicirte. Der Bischof, welcher am 9. Jun. 1609 eine Reformation, wie mit der Administration der Justiz verfahren werden soll, erließ, starb am 7. Febr. 1612 zu Arnsberg.

53) Ferdinand, gleichfalls aus dem baiernschen Hause, Kurfürst von Cöln, betrieb den Rechtsstreit gegen die Herzöge von Braunschweig eifrig und erwirkte das Urtheil vom $\frac{7}{17}$. December 1629, welches diesen die Zurückgabe alles dem Bischof Johann Abgenommenen mit gezogenen und zu ziehen gewesenen Früchten, auch Erstattung des Schadens auferlegte, und in einer für die katholische Partei so günstigen Zeit gesprochen wurde, daß mit Tilly's Hilfe die Bevollmächtigten des Domkapitels 1629 und 30 Besitz der zuerkannten Ämter ergreifen konnten. Reactionen gegen die im Glauben eingetretenen Veränderungen blieben nun nicht aus; doch gab es unter dem katholischen Theile selbst Zwist. So hatte der Kaiser die Klöster Dorstadt und Heimingen den Jesuiten geschenkt; die Nonnen wollten sich dem aber nicht fügen. Am 16. Okt. 1632 nahm Pappenheim die Stadt Hildesheim. Sie mußte freilich 150,000 Rthlr. zahlen, erhielt indeß Zusicherung der freien Religionsübung. Am 12. Jul. 1634 wurde Hildesheim indeß schon wieder von der protestantischen Partei eingenommen, und wenn gleich den katholischen Geistlichen, mit Ausnahme der Jesuiten, der Aufenthalt gestattet blieb, so wurde doch, während Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg zu Hildesheim residirte, selbst im Dom der luther'sche Gottesdienst gehalten. Nach vielfachen Verhandlungen, und nachdem am 16. Jan. und resp. $\frac{2}{12}$. April 1642 zwischen dem Kaiser und Braunschweig ein Friedensschluß zu Stande gekommen war, worin dieses Herausgabe des kleinern Stifts und der Stadt angelobt hatte, auch der Stadt Hildesheim und dem Amte Peine freie Religionsübung zugesichert war, wurde am $\frac{17}{27}$. April 1643 zwischen dem Kurfürsten und den Herzogen zu Braunschweig die Frage wegen der Restitution in der Hauptsache definitiv erledigt. Bis auf gewisse Exmenda, wegen welcher weiter gehandelt werden sollte, wurde das größere Stift zurück gegeben, und bedungen, daß in die Klöster diejenigen Ordenspersonen, die dazu befugt, wieder eingesetzt, der Adel 70 Jahre, die kleinen Städte und Dörfer 40 Jahre lang bei der augsburgschen Confession geschützt, dann ihnen freier Abzug gestattet, mit den Ämtern Lutter, Westerhof und Koldingen, auch der

Feste Dachtmissen die Herzoge vom Bischofe von Hildesheim beliehen, die Forderung wegen der Nutzungen aufgegeben werden; das größere Stift die braunschweigschen Schulden pro rata übernehmen, durch die Schatzcollecten dieselben abführen, zu welchem Behufe auf dem Landtage von 1645 die Aufnahme einer Landbeschreibung beschlossen, und das Schatzwesen geordnet wurde, und der Kurfürst zu den herzogl. Schulden 25,000 Rthlr. beitragen sollte. Zugleich wurde den beiderseitigen Ansprüchen wegen der homburg-ebersteinschen Güter entsagt. Am 29. Julius 1643 regulirte der Kurfürst die Wiederbesetzung der Klöster, und zielen alle Anordnungen dahin, durch dieselben zur Wiederherstellung der katholischen Religion taugliche Prediger zu erhalten, in welcher Beziehung auch ein Seminar gegründet wurde. Der westfälische Friede vernichtete die Beschränkung der freien Religionsübung der Protestanten. Der Kurfürst starb am 13. Sept. 1650 zu Arnsberg.

Die Begründung des Protestantismus in dem größten Theile des Stifts, die Einführung eines geordneten Schatz- und Schuldenwesens, die gebrochene Macht der Städte, der Beginn der ungeheuern Anforderungen an den Bauernstand bezeichnen diesen Zeitabschnitt.

IV. Von der Wiederherstellung des Stifts bis zum Verluste der Selbstständigkeit (1643 bis 1803). Ausbildung der Verfassung und Verwaltung.

54) Maximilian Heinrich, Herzog von Baiern, Kurfürst von Cöln, des vorigen Bischofs Coadjutor, nahm im Okt. 1650 Besitz. Seine Capitulation dehnte wiederum die Rechte des Domkapitels aus, und nahm den Akatholiken den Zugang zu den Stellen der Regirung und der Dienerschaft des Fürsten; der Consistorialreceß vom 24. März 1651 gab dagegen den augsburgschen Religionsverwandten des größern Stifts ein Consistorium, und die braunschweigsche Kirchenordnung als bindendes Gesetz; die Prediger in den Ämtern Steuerwald und Peine wurden nur in iis, quae sunt ordinis, unter das Consistorium gestellt. Der Bischof ließ sich eben so wohl die Wiederaufnahme des durch den 30jährigen Krieg erschöpften Stifts, als die Erhaltung geistlicher Zucht und Ordnung angelegen seyn. Ersteres war freilich nicht ohne manche Contestationen mit den Landständen, so wie überhaupt nur durch eine Ausdehnung der landesherrlichen Rechte möglich. Steigen der Gewalt der Beamten und der Anforderungen an die lastbaren Unterthanen, besonders die Bauern, welchen freilich Schutz bei ihren Höfen und den hergebrachten gutsherrlichen Abgaben verheißen wurde, stehen damit in Verbindung. Hervorgerufen wurde hierdurch die Vereinigung des Domkapitels, der Sieben Stifter und der neun Feldklöster vom 30. Jun. 1668, welche zwar auch die möglichste Beschränkung des Lutherthums und die Aufrechterhaltung der Sieben Stifter als eigener landständischer Curie, die Aufhebung der von der Stadt Hildesheim der Geistlichkeit angesonnenen Abgaben, eben so sehr aber auch Abwendung der Belastung der Unterthanen mit Steuern und Diensten, Beschränkung der Eigenmacht der Beamten, Erhaltung der Gob-, Frei-, Meier- und Hägerdinge, so wie der Freiheit der Geistlichkeit selbst bezielte. Die Befestigung der Stadt Peine, die Errichtung des seit 1630 in Vorschlag gewesenen Hofgerichts und die Zurückführung der Kapuziner nach Hildesheim, und Gründung ihres Klosters sind sodann noch besonders unter den Regirungshandlungen dieses Fürsten zu erwähnen, unter den von ihm erlassenen Gesetzen aber die Polizeiordnung vom 20. Okt. 1665. Der Bischof starb den 3. Jun. 1688 zu Bonn.

55) Jodocus Edmund, von Brabeck, Dechant zu Hildesheim und Statthalter, am 7. Jul. 1688 erwählt, gerieth so wohl mit der Stadt, als besonders mit den evangelischen Landständen wegen Entziehung der Kirchen und Erweiterung der katholischen Religionsübung in Streitigkeiten, welche Mandate der Reichsgerichte und Einschreiten der kreisausschreibenden Fürsten zur Folge hatten. Der Bischof starb am 13. August 1702. Das Domkapitel hatte schon 1694

56) Joseph Clemens, Herzog zu Baiern, Erzbischof zu Cöln und Bischof von Regensburg und Lüttich, zum Coadjutor postulirt, welcher indeß wegen der über ihn verhängten Reichsacht nicht vor dem J. 1714 zum Besitze des Bisthums gelangte. Am 16. Jan. 1708 vertrug sich die Stadt, weil ihr Gefahr drohe, mit ihrem Schutzfürsten, Herzog Georg Wilhelm zu Celle wegen Einnahme einiger Truppen, wogegen sich das Domkapitel, sede impedita regirend, am 25. d. M. kräftig auflehnte, und ein ernstliches kaiserl. Abmahnungsschreiben vom 5. März erwirkte. Die Streitigkeiten zwischen Rath und Gemeinheit, Ämtern und Gilden, welche zu jener Besatzung den Vorwand hergaben, wurden am 11. Jul. 1703 beigelegt; dagegen nahm sich nun aber Georg Ludewig wiederum der evangelischen Landstände, welche gegen das Domkapitel Religionsbeschwerden erhoben, an und legte am 2. Nov. 1703 auf alle aus seinen Landen dem Domkapitel, den Sieben Stiftern und neun Feldklöstern zukommende Gefälle Beschlag, welchen Georg Wilhelm am 3. Nov. verfügte, so wie die Herzoge Rudolf August und Anton Ulrich am 8. d. M. Im J. 1711 nahm Georg Ludewig am 5. Febr. die Festung Peine weg, und besetzte Hildesheim mit einigen Compagnien Miliz, verlegte auch mehreres Militär in die domkapitularischen Ämter Steinbrück, Marienburg und Wiedelah. Diese Maßregeln führten endlich zum Religionsrecesse vom 11. Jul. 1711, worin das Domkapitel die frühern Recesse zu beobachten, die Ausschließung der Protestanten von den Stellen zu beseitigen versprach, und auch das kleine Stift dem Consistorium in aller Hinsicht untergab, wogegen die evangelischen Landstände das Fortbestehen der neu erbaueten katholischen Kirchen zuließen. In demselben Jahre wurden am $\frac{14}{25}$. Nov. die Irrungen zwischen Domkapitel und Stadt wegen des Brauwesens beigelegt, und so die Ruhe des Stifts, welches der Bischof im J. 1714 in Besitz nahm, begründet. Joseph Clemens starb den 12. Nov. 1723.

57) Clemens August, Herzog zu Baiern, Erzbischof zu Cöln und Bischof zu Paderborn und Münster, wurde am 8. Febr. 1724 postulirt, und ließ durch den Freiherrn von Plettenberg die Capitulation, welche die Klausel wegen Ausschließung der Protestanten von den Regirungsstellen und der Dienerschaft ungeachtet des Religionsrecesses gleichfalls enthält, und das Domkapitel zuerst als Erbgrundherrn in der ganzen Diöcese bezeichnet, unterschreiben. Er ordnete das geheime Raths-Collegium an, erließ die Hofgerichts-, Feuer- und Dienstordnung, auch eine Schulordnung für den katholischen Religionstheil, die Amts- und Untergerichtsordnung, und starb am 6. Febr. 1761.

58) Friedrich Wilhelm, von Westfalen, Domherr zu Hildesheim, trat am 29. April 1763 die Regirung an, lebte in seiner Hauptstadt mit dem seinen Verhältnissen angemessenen Aufwande, suchte die Folgen des 7jährigen Krieges zu lindern, und strebte überhaupt eifrig durch Gesetze und nützliche Institute das Beste des Landes zu befördern. Im J. 1763 erging eine Verordnung wegen des Schulwesens, 1765 wegen Errichtung einer Brandversicherungs-Gesellschaft, 1766, 1773 und 1780 wegen der Feldbesichtigungen, 1770 wegen Errichtung einer Witwenkasse und wegen der Depositen, 1774 wegen der Dienste zu den unter seiner Regirung fast neu geschaffenen Heerstraßen, 1780 wegen der Dienstboten und wegen der Vormundschaften, 1781 wegen der Ablagen und Leibzüchten, welche Verordnung die so lange bestrittene Erblichkeit des Meierrechts voraussetzt, und fast das einzige Gesetz über die Meierverhältnisse überhaupt ist, 1782 eine Medicinalordnung, welche auch den von diesem Fürsten begründeten Unterricht der Hebammen und deren Anstellung umfaßt, 1784 eine Verordnung wegen Verminderung der Festtage, wegen Errichtung eines Leihhauses, 1787 wegen Einführung eines neuen Gesangbuches und neuer Schulbücher, welche Gesetze noch jetzt die bedeutendsten Grundlagen des Provinzialrechts und der Provinzialverfassung sind. Am 7. Junius 1777 ertheilte Pius VI. die Erlaubniß, das Karthäuserkloster aufzuheben, und seine Güter für das Seminarium zu verwenden. Der Fürst starb den 6. Jan. 1789.

59) Franz Egon, Reichsfreiherr von Fürstenberg, seit 1786 Coadjutor des vorigen Bischofs, zugleich Bischof zu Paderborn, Vikarius im Norden, Neuerungen und gesetzgeberischer Thätigkeit abgeneigt, einfachen Sinns und Wandels, in der Freigebigkeit gegen Arme fürstlich. Das bedeutendste Ereigniß unter seiner Regirung war der so genannte Bauernprozeß. Unter Leitung des Kanonikus Goffaux brachte eine große Anzahl Bauern Beschwerden über Regirung und Landstände an die Reichsgerichte. Mochten manche verkehrt aufgestellt, manche unbegründet seyn, mochten die Wortführer nicht immer redlich zu Werke gehen, das erhobene Geschrei hintertrieb die Anschläge kameralistischer Plusmacher, wirkte auf Ordnung des Statshaushalts ein, und führte den Vergleich vom 26. März 1793 herbei, wodurch Landesherr, Geistlichkeit und Ritterschaft von den vorhandenen Schulden 30,000 Rthlr. und außerdem ein Drittheil der Schulden übernahmen. — Den Genuß der von den Reichsverhandlungen zu erwartenden Entschädigung anticipirend rückten preußische Truppen am 1. Aug. 1802 in das Amt Schladen und besetzten am 3. d. M. die Stadt Hildesheim. Der Reichsdeputationsabschied vom 25. Febr. 1803 §. 3. erhob den Besitz zu einem rechtmäßigen, wies dem abtretenden Fürsten eine Pension von 50,000 Rthlr. an, und wollte (§. 60.) die Aufrechterhaltung der politischen Verfassung des Landes.

Verfassung und Verwaltung war folgende. Der Wahlfürst, wesentlich beschränkt durch das Domkapitel, war hinsichts der öffentlichen Abgaben an die Bewilligung der Stände gebunden, und holte hinsichts der Gesetzgebung ihr rathsames Gutachten ein. Die Stände vertheilten sich in die 4 Curien des Domkapitels, der Sieben Stifter, der Ritterschaft und der Städte. Die neun Feldklöster deputirten zum Ausschusse und zum Schatz-Collegium. Die beiden ersten Curien waren katholischen, die beiden letztern in der Majorität oder resp. ganz protestantischen Glaubens. Die höchsten Behörden waren das geheime Raths-Collegium, die Hofkammer, die Regirung, das Hofgericht, das Officialatgericht, das Consistorium Augsb. Conf., das Medicinal- und Sanitäts-Collegium. Das Fürstenthum zerfiel in 12 fürstliche, in 3 domkapitularische Ämter und 37 Patrimonialgerichte. Daneben wurden Frei-, Meier- und Häger-, auch Holtdinge als Volksgerichte gehalten. Es bestanden 61 katholische Pfarren und 144 protestantische. Die Einnahmen der Kammerkasse wurden auf 110,000, die des Domkapitels auf 137,000 Rthlr. angegeben, die der katholischen Geistlichkeit überhaupt auf ½ Million angeschlagen. Die Abgaben waren gering und hoch nach den Zeitumständen, zu einer gleichmäßigen Vertheilung im J. 1793 der erheblichste Schritt gethan; wenigstens hatte der Bauer nicht damals, wie jetzt, das zu versteuern, was er an den Gutsherrn abgibt. In der Verwaltung war der Ausschluß der Protestanten von allen Ämtern, wozu sie nicht genommen werden mußten, und das Lebtagsinteresse zu tadeln, welches namentlich die Verfolgung der Rechte gegen das braunschweigsche Haus vernachlässigte.

Die Verwaltung der Stadt Hildesheim stand zwei Stühlen oder Collegien zu, dem Rathsstuhle, worin 2 Bürgermeister, 10 Rathsherrn, worunter 2 Riedenmeister, und 2 Syndici, und dem Ständestuhle, gebildet durch 6 Alterleute von der Gemeinde, 3 von den Ämtern und 3 von den Gilden unter der Direction des Seggers. Auf den Landtagen erschien die Stadt nur, um die Propositionen wegen der Reichsanlagen anzuhören und erhielt sich auch in Gesetzgebung, in Besteuerung, in administrativer und geistlicher Beziehung sehr unabhängig; indeß gingen die Appellationen an die bischöflichen Obergerichte, und die Rescripte der Regirung hatten eben so wenig wie die des Schutzfürsten die, einer selbstständigen Corporation gebührende Fassung.

V. Neueste Zeit. Umsturz des Alten, Organisation als Provinz.

Preußen bemühte sich, die Verwaltung des neu erworbenen Landes der in seinen übrigen Besitzungen bestehenden Ordnung der Dinge näher zu bringen; daher fing man an zu organisiren, Gesetze zu erlassen, und zur Handhabung derselben eine Menge Beamte aus andern Provinzen anzustellen. Im Febr. 1803 wurden die Mannsklöster aufgehoben; vom 1. Jun. 1803 die Prozeßordnung und vom 1. Jun. 1804 das allgemeine Landrecht eingeführt, und eine Regirungs-Deputation als Obergericht constituirt, während die halberstädtische Kriegs- und Domänenkammer die Administration wahrnahm. Am 10. Jul. 1803 erfolgte die feierliche Erbhuldigung. Kraft des Dekrets Napoleons vom 23. Oktober 1806 nahm der Intendant der Fürstenthümer Halberstadt und Hildesheim Daru für Jenen Besitz auch von dem Fürstenthume Hildesheim; am 9. Jul. 1807 erfolgte im Frieden von Tilsit die Abtretung und Übernahme der auf den abgetretenen Provinzen haftenden Schulden. Das kaiserl. Dekret vom 18. Aug. d. J. machte Hildesheim zu einem Theile des Königreichs Westfalen. Die Nonnenklöster und das Domkapitel wurden aufgehoben, die Stadt wurde Sitz einer Unterpräfectur und eines Civiltribunals; ein großer Theil der Domänen wurde veräußert, das Schicksal der Bauern durch die Gesetzgebung zum ersten Mal erleichtert.

Der Pariser Friede vom 30. Mai 1814 vernichtete den Friedensschluß von Tilsit; die Wiener Schlußacte vom 8. Jun. 1815 überwies das Fürstenthum Hildesheim mit allen Rechten und allen Lasten, mit welchen dasselbe unter die preußische Herrschaft gekommen war, an den König von Hanover, welcher dasselbe schon seit dem 2. Nov. 1813 besaß. Eine milde transitorische Gesetzgebung vom 14. April 1814 leitete in den alten Rechtszustand über; Ämter, Stadtgerichte und Magistrate, später auch adelige Patrimonialgerichte, die Justizkanzlei und zwei Consistorien beider Confessionen wurden die gerichtlichen Provinzialbehörden; das Consistorium Augsb. Conf. später mit dem zu Hanover vereinigt. Die Districtscommission zu Hildesheim, die Provinzial-Regirung zu Hanover, seit 1823 die Landdrostei zu Hildesheim nahm die Administration wahr. Es erschien die Declaration vom 25. Aug. 1815, wodurch sich die Regirung das Recht beilegte, die von der westfälischen Regirung veräußerten Domänen und abgelöseten Zehnten, Dienste und Grundabgaben binnen Jahresfrist zu reluiren; übrigens wurden die Ablösungen bestätigt, die Befugniß aber, sie für die Folge zu verlangen, versagt. Schulen und Pfarren sind bedeutend verbessert und aus dem überreichen geistlichen Gute dieser Provinz das Georgsstift gegründet. Am 24. Okt. 1818 erhielt dieselbe durch die aus der ritterschaftlichen Curie, worin eventuell auch Bischof und Kapitel eintreten wird, und der städtischen, worin die freien Bauern erscheinen, zusammen gesetzten Provinzialstände eine wünschenswerthe Vertretung. Die Bürgerschaften erhielten Mitwirkung durch Repräsentanten bei Verwaltung des städtischen Vermögens; die Städte Constitutionen, Hildesheim Stadtgericht und Magistrat, Peine, Bokenem, Alfeld, Elze Magistrate mit Gerichtsbarkeit, Gronau, Sarstedt, Dassel ohne dieselbe. Der Hildesheim für verlorene hoheitliche Einnahmen zugesicherte Zuschuß von 9000 Rthlr. ist nachher auf 6000 Rthlr. herab gesetzt. — Am 11. Aug. 1825 starb der letzte Fürst, Bischof Franz Egon, nachdem die Bulle Impensa Romanorum pontificum vom 20. März 1824 bereits die Diöcesen bestimmt, und ein neues Kapitel geschaffen hatte. Dasselbe wählte am 26. März 1829.

60) Godehard Joseph, Osthaus, bis dahin Domdechant, welcher am 4. Okt. d. J. consecrirt wurde, und an demselben Tage einen Hirtenbrief erließ.

B. Statistik.

I. Das Fürstenthum Hildesheim. Lage von 51° 40′ bis 52° 25′ Br. und 27° 15′ bis 28° 15′ L. Es bildet bis auf das getrennte Amt Hunnesrück ein Ganzes mit den hanoverschen Enclaven Marienrode und Ebbihausen und dem braunschweigschen Bodenburg. Der Haupttheil liegt am nordwestlichen Abhange des Harzes, welches den Lauf des Hauptflusses, der Innerste, bestimmt. Diese tritt zwischen Langelsheim und Bredelem in's Fürstenthum, nimmt südlich die Reile, Netta und Lamme, von O. her den Bruchgraben auf, und ergießt sich bei Ruthe in die Leine. Der Puchsand, welchen sie vom Harze herab führt, verwüstet die schönsten Wiesen und die Überschwemmungen nehmen oft das übrige hinweg. Düngend wirken die Überschwemmungen der Fuse, welche bei Flachsstöckheim entspringt, und sich bei Celle in die Aller ergießt. Die östliche und westliche Gränze berühren und bilden zum Theil die Leine und Ocker mit ganz nördlichem Laufe. Das Amt Hunnesrück und der südliche Theil des Fürstenthums ist gebirgig, ohne daß sich jedoch Berge über 5 — 600 Fuß erheben möchten; der nördliche ist flach. Jener hat einen großen Holzreichthum und nicht unergiebigen Getreidebau, dieser ist theils von größter Fruchtbarkeit, theils geht die Dammerde schon in Sand und Bruch über. Bei Mahle finden sich nicht benutzte Steinkohlen, Torf im Amte Peine, Mergel, Kalk- und Sandsteine genügend, bei Hildesheim Chalcedone; Salzquellen zu Salzgitter, Salzdetfurt und Heiersen; einige schwach-mineralische Quellen zu Ilsum, Hahnde.

Auf den 32 □Meil. des Fürstenthums wohnen 186,500 Einw. protestantischer, katholischer, reformirter und jüdischer Religion in 8 Städten, 4 Flecken, 186 Pfarr-, 105 geringern Dörfern und 43 Vorwerken. Einschließlich der Stadt Goslar wurden im J. 1828 geboren 6240, confirmirt 2905, 1188 Ehen geschlossen und starben 3450. Die Bevölkerung ist vorzugsweise ackerbauend, die Viehzucht bis auf die Schäfereien nicht bedeutend, von Fabriken keine Rede; dennoch der Ackerbau durch Fesseln und Lasten aller Art auf's Äußerste gedrückt. Die, keine Privatlasten berücksichtigende Grundsteuer beträgt 150,277 Rthlr. 17 Gr. 6 Pf., wovon

jetzt ⅓ der Ackersteuer abgeht. Ein wichtiges Hülfsmittel für den Bauer ist Spinnen und im südlichen Theile der Provinz Weben von Leinwand. Der Grund und Boden, 376,736 Morgen Ackerland und 32,538 M. Wiesen, ist unter 18 Domänen, 10 Klostergüter, 66 adelige Güter und die Bauern vertheilt, welche theils, jedoch nur zum kleinen Theile, persönlich und dinglich frei, theils, zum größten Theile, Erbpachter, Meier, theils Lehnbesitzer, theils aus ehemaligen Unfreien hervor gegangen sind. Auch die Städte und Flecken mit Ausnahme von Hildesheim, Peine, Alfeld, Salzgitter und Salzdetfurt leben nur vom Ackerbau. Der Werth der assecurirten Gebäude beträgt 18 bis 19 Millionen.

Für geistige Bildung sorgen das Priesterseminar zu Hildesheim und das Seminar protestantischer Schullehrer zu Alfeld, das Josephinische und Andreanische Gymnasium zu Hildesheim, Volksschulen in Städten und Dörfern. Die Bildung wird der in den benachbarten Ländern gleich seyn. Für das wichtigste Gewerbe soll die Leggeanstalt zu Alfeld wirken.

Die Provinzial-Landstände (ritterschaftliche und städtische Curie) werden über die Interessen des Fürstenthums, Provinzial-Verordnungen u. s. w. gehört, und besetzen eine Stelle im Oberappellationsgerichte und eine in der Justizkanzlei.

Die Provinz gehört zur Diöcese Hildesheim und unter das Consistorium kath. Conf. zu Hildesheim; die geistlichen Sachen der Protestanten unter das Consistorium Augsb. Conf. zu Hanover und den General-Superindenten zu Alfeld. In administrativer Beziehung ist die Landdrostei zu Hildesheim, in gerichtlicher die Justizkanzlei daselbst Provinzial-Oberbehörde. Nach protestantisch-geistlicher Eintheilung zerfällt die Provinz in die Inspectionen Alfeld, Bokenem, Elze, Markoldendorf, Nettlingen, im Ockerthale, Peine, Salzgitter, Sarstedt, Gr. Solschen und Wrisbergholzen; nach administrativer und gerichtlicher in die Ämter Bilderlahe (1716 Familien 13,115 Einw.), Gronau-Poppenburg (1095 Fam. 8404 Einw.), Hildesheim (897 Fam. 5288 Einw.), Hunnesrück, Liebenburg (1413 Fam. 12,829 Einw.), Peine (2169 Fam. 14,483 Einw.), Ruthe (932 Fam. 6253 Einw.), Schladen (463 Fam. 3891 Einw.), Steinbrück (1321 Fam. 8587 Einw.), Steuerwald-Marienburg (1573 Fam. 11,058 Einw.), Vienenburg (640 Fam. 5348 Einw.), Woldenberg (1396 Fam. 11,124 Einw.); die Städte Alfeld (362 Fam. 2370 Einw.), Bokenem (318 Fam. 2311 Einw.), Elze (192 Fam. 1760 Einw.), Hildesheim (1815 Fam. 13,643 Einw.), Peine (400 Fam. 2600 Einw.) und die adeligen Patrimonialgerichte Almstedt, Brüggen, Derneburg, Flachstöckheim, Gadenstedt, Henneckenrode, Kl. Ilsede, Oberg, Rheden, Ringelheim, Sack, Salzdetfurt, Söder, Alt-Wallmoden und Wrisbergholzen.

II. Die Stadt Hildesheim. Die Lage 52° 27′ 36″ Br. und 28° 0′ 15″ L., 324 Fuß über das Meer erhaben auf einer Fläche von fast 58,269 □Ruthen, welche von W. nach O. mit manchen Unebenheiten aufsteigt. Die Stadt, aus Alt- und Neustadt bestehend, mit 1815 Häusern liegt, wo die letzten Vorberge des Harzes in die große nordteutsche Ebene verlaufen, in anmuthiger Umgebung an der Innerste, worüber 4 Brücken führen, ist, jetzt noch zum Theil, mit bedeutenden, nun bepflanzten Wällen umgeben, und hat 7 Haupt- und 2 Nebenthore. Die Straßen sind, besonders in der Altstadt, äußerst unregelmäßig, die ansehnlichen Gebäude, woran es nicht ganz fehlt, versteckt; das Pflaster sehr schlecht und unreinlich. Der Domhof und die Märkte der Alt- und Neustadt sind der Erwähnung werth, unter den Gebäuden der Dom mit manchen Merkwürdigkeiten, besonders der Säule, der Krone und den metallenen Thüren, die Andreaskirche und die Godehardikirche, wie auch einige alterthümliche Privathäuser. Bevölkerungs- und Religions-Verhältniß war 1815 Lutheraner: 6693. Katholiken: 4038. Reformirte: 31. Israeliten: 397, also 11,159; wovon 4906 männliche und 6253 weibliche Personen. 1830 dagegen: 8506 Luth., 4637 Kathol., 16 Reform. und 464 Juden, also zusammen 13,643, wovon 6346 männliche und 7297 weibliche Personen. Die Einwohner sind in 4 katholische und 4 lutherische Pfarren vertheilt. Handel unbedeutend, nur Garnhandel; von Gewerben eine Segeltuch- und eine Tabakfabrik, Damast- und Drellwebereien, Seifensiedereien, Goldschmiede; 4 Jahrmärkte, worunter zum Theil bedeutende Viehmärkte. An Vergnügungen das Johannesfest auf der Steingrube und das Freischießen, ein von wandernden Schauspielern benutztes Theater. Behörden: Versammlungsort der Landschaft des Fürstenthums Hildesheim, Sitz des Bischofs der Diöcese Hildesheim und Administrators der Diöcese Osnabrück und seines Generalvikariats, des Domkapitels, der Landdrostei der Fürstenthümer Göttingen, Grubenhagen und Hildesheim, der Justizkanzlei und des Pupillencollegium für das Fürstenthum Hildesheim und die Stadt Goslar, des Consistorium kath. Conf., des Stadtgerichts und des verwaltenden Magistrats, der Ämter Steuerwald-Marienburg und Hildesheim, des Klosteramts, der Lehnscommission, der Kreiskasse. Garnison des 8ten Infanterie-Regiments und 2 Schwadronen der Garde du Corps, in Casernen. 15 Ärzte und 58 Advokaten. Institute: Provinzialarchiv, Archiv des vormaligen Domkapitels und Stadtarchiv; beverinische Bibliothek (ein Institut zur Vereinigung der zerstreuten Kunstsachen und Merkwürdigkeiten fehlt); Priesterseminar, Andreanisches und Josephinisches Gymnasium, Taubstummenanstalt, Hebammenschule; psychische Heilanstalt der Geisteskranken in den vormaligen Michaelis- und Mariä-Magdaleneklöstern; Statsgefängniß; Georgsstift; Priesterinstitut für alte Geistliche kath. Confession und Disciplinaranstalt; Armenanstalt, sechs Stiftungen und 14 Hospitäler.

III. Das Amt Hildesheim, liegt im NO. der Stadt, ist die ehemalige Dompropstei mit den Gerichten Harsum und Kl. Algermissen, enthält 11 Dörfer, 897 Familien, 5288 Einw. und den fruchtbarsten Boden der Provinz auf einer nach NW. geneigten Fläche.

(*Lüntzel.*)

HILDESHEIM, HILDENSEMIUS (Franz), ein geachteter Arzt, geboren den 12. Okt. 1551 zu Küstrin, hatte sich Anfangs der Theologie gewidmet, studirte dann Medicin in Wien, machte zu seiner weitern Ausbildung eine Reise durch Italien, Frankreich und England, lebte nach seiner Rückkehr als praktischer Arzt in der Neumark und wurde hierauf als Professor der Arzneikunde zu Königsberg angestellt. Zuletzt bekleidete er die Stelle eines kurfürstl. Leibarztes zu Berlin erst bei Kurfürst Johann Georg, dann bei Joachim Friederich und starb 1614. Seine Schriften sind theils medicinischen (spicilegia de cerebri et capitis morbis), theils allgemeinern Inhalts (vita Joachimi II. electoris Brandenburgici, vita Cancellariorum Distelmeieri et Albini; Vita comoedia, religio tragoedia); Gedichte; Grabschriften auf brandenb. Kurfürsten und Markgrafen *). (*R.*)

HILDESHEIMISCHE LEINWAND, eine ordinäre Sorte teutscher Leinwand aus dem hanoverschen Fürstenthume Hildesheim, ¼ Elle breit, in Stücken wie das Bremer und Paderborner Leinen, wird gebleicht und meist über Hamburg und Bremen ausgeführt. (*F. Thon.*)

HILDESLEY (Mark), ein geachteter engl. Geistlicher, geb. 1698 zu Murstone bei Sittingbourne in Kent, erhielt seine Bildung zu Cambridge, wo er auch promovirte und am Trinity College eine Zeit lang Fellow war, wurde 1731 zu der Pfründe Hitchin in Hertfordshire und 1755 zum Bisthum Soder und Man befördert und starb 1772. Unter seiner Aufsicht wurden die von seinem Vorgänger, dem Bischofe Wilson, begonnenen Übersetzungen der heil. Schrift, des Book of Common prayer, des Christian Monitor, dann Lewis Exposition of the catechisme und Wilson's für die Heringsfischer bestimmter form of Prayer in die Sprache der Insel Man vollendet und herausgegeben. Als Schriftsteller hat sich H. bloß durch die anonym herausgekommenen Plain Instructions for young persons in the principles of the christian religion (1762 — 67. 2 Thle.) bekannt gemacht †). (*A. G. Hoffmann.*)

Hildibald, s. Hildebald.

Hildiger (Childiger), s. Hildegar.

HILDISVINI, heißt der goldene Eber der Göttinn Freya, von den beiden Zwergen (Künstlern) Dainn und Nabbi gefertigt [1]); seine Borsten waren sehr künstlich von Gold gearbeitet. Von ihm ist wohl der Eber des Freyr zu unterscheiden, mit Namen Gullinbursti. Wenn Freyr als Gott der Sonne, Freya als Göttinn des Mondes verehrt wird, so sollte der Eber, welcher ihr zu Ehren gefüttert und verehrt wurde, auf Fruchtbarkeit des Jahres deuten (vergl. den Art. Freya). Beide, Hildisvini und Gullinbursti, werden mit einander verwechselt. Die Äsyer [2]) verehrten die Freya, welche Tacitus mater deûm nennt, und trugen das Bild eines wilden Schweines oder Ebers als Amulet bei sich. Es soll, wie sie meinten, wie ein Allermannsharnisch vor jeder Verwundung durch Waffen, auch unter Feinden, bewahren. (*Schincke.*)

Hildivad, s. Hildebold.

Hildofr, s. Hildafr.

Hildr, s. Hildur.

Hildschin, s. Hultschin.

HILDT (Johann Adolph), Kaufmann und Oberkämmerer in Gotha, geboren 1734, gestorben den 2. November 1805; rühmlich bekannt als Herausgeber der Handlungszeitung, oder wöchentliche Nachrichten von Handel-Manufakturwesen und der Ökonomie. Gotha, 1784 — 1802, 19 Jahrg. 4. fortgesetzt unter dem Titel: Magazin des Handels und der Gewerbskunde. Weimar 1803 ff. 8. m. Kupf.; ein vielgelesenes nützliches Blatt, das über den Gang des Handels, des Fabrikwesens und der Künste, ihre Fortschritte und Erfindungen ꝛc. viel Lehrreiches enthält, und in dem Kreise, in welchem es wirkte, die Richtung zu vielem Guten gab. Ein anderes nützliches Unternehmen Hildts ist die von ihm herausgegebene: Sammlung in- und ausländischer Holzarten zur technologischen Kenntniß, Charakteristik und Warenkunde aller Kunst-, Farbe- und Apothekerhölzer. Weimar 1798. 4. (144 zweizöllige Fournierstücke 4. 14 Thle. in Stücken zu 5 — 6 Zoll 36 Thle). Er gab zugleich eine Beschreibung dazu heraus: Weimar 1798. 2 Th. 8. *). (*Baur.*)

HILDUIN, Abt zu St. Denys in Frankreich, war gegen das Ende des 8ten Jahrh. aus einer angesehenen Familie geboren. Er wurde unter Kaiser Ludwig dem Frommen, bei dem er in hohem Ansehen stand, 822 Palastkapellan, bald darauf Benediktinerabt zu St. Germain, im Medardskloster zu Soissons, und 824 zu St. Denys, dem reichsten und berühmtesten Kloster in ganz Frankreich, das er 829 reformirte. Als Palastkapellan stand er überdieß an der Spitze der ganzen Geistlichkeit des Reichs. Der Kaiser Ludwig übertrug ihm 824 eine Gesandtschaft an den Papst Eugenius II., und 826 wurde er mit dieses Kaisers Sohne Lothar ebenfalls nach Rom gesendet. Als Ludwigs Söhne sich wider ihren Vater empörten, trat er undankbar auf ihre Seite, wurde aber deßwegen 830 auf der Synode zu Nimwegen nach Teutschland verbannt, und seiner Würde entsetzt. Er hielt sich im Kloster Corvey auf, wurde aber schon 831 auf Hincmars Bitte zurück gerufen, und blieb fortan dem Kaiser in dessen fernern Streitigkeiten mit seinen Söhnen treu ergeben. Nach dem 840 erfolgten Tode des Kaisers trat er, uneingedenk seines dem Könige Karl gethanen Eides, auf Lothars Seite,

*) *Seidelii* icones march., Acta medic. Berolinens. Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd., 1603 u. 4.

†) *Crabb* univers. histor. Diction. Vol. II. unter dem W. *Watt's* Biblioth. Brit. I, 496.

1) Finn-Magnussen Lex. p. 156. Vocabulum Hildisvini verti potest Bellonae s. bellicus (originitus forte splendidus) aper.

2) German. 45.

*) Meusels gel. Teutschl. N. allg. teutsch. Bibl. 21r Bd. 301. 24r Bd. 166. 64r Bd. 509. Sachregister über die teutschen Zeitschr. 287.

starb aber bald darauf, ums Jahr 842. Auf Befehl des Kaisers Ludwig [1]), verfaßte er um 836, mit einer Zuschrift an diesen Kaiser, die berüchtigten Areopagitica [2]), d. i. das Leben des Pseudoareopagiten Dionys, worin er (ohne Zweifel um den Franzosen Ehre zu machen) zu beweisen suchte, daß der von dem Apostel Paulus bekehrte Dionys der Areopagit, mit dem Bischof Dionys von Paris, der ums Jahr 250 nach Gallien kam, eine und dieselbe Person gewesen sei. Jahrhunderte lang blieb diese Verwechselung zweier ganz verschiedener Personen unbeachtet und ungerügt, und es folgte daraus eine historische Täuschung über die andere, bis endlich unbefangene Untersucher [3]) die Wahrheit ans Licht brachten [4]). (*Baur.*)

HILDULF, HIDOLPH, Erzbischof und Kurfürst zu Köln, war von geringer Abkunft, erlangte aber durch wissenschaftliche Bildung die Stelle eines Stiftsherrn zu Goslar, und eines Kaplans K. Heinrich III. Sein Einfluß nahm am Hofe K. Heinrichs IV. so zu, daß er schon von dem Erzbischof Anno als dessen Nachfolger bezeichnet war. Nach dessen Tode wurde er in Goslar vom K. Heinrich IV. im März 1076 zum Erzbischofe von Köln bestimmt; allein weder die Geistlichkeit, noch das Volk nahm ihn auf, obschon es der Kaiser in einem Schreiben aus Erfurt befahl. Dieser selbst begleitete ihn daher nach Köln, und ließ ihn durch den Bischof Wilhelm von Utrecht einsetzen und einsegnen. Einige Einweihungen von Kapellen, die Veranstaltung einer Kirchenversammlung 1077 zu Köln, und unerschütterliche Anhänglichkeit an K. Heinrich IV. ohne Rücksicht auf den vom P. Gregor VII. ausgesprochenen Bann, sind die einzigen sicheren Nachrichten, welche sich vom Erzb. Hidolph erhielten. Ob er eines natürlichen Todes starb, ist ungewiß; man weiß nur, daß er 3 Jahre, 4 Monate und einige Tage regirte. Er starb im Jul. 1079, und wurde in die Domkirche zum heil. Peter in Köln begraben *). (*Jäck.*)

HILDUR, HILDR, HILDVR, HILDA, 1) eine Walkyre, hat vom Kriege oder der Schlacht (Hialdr, Geräusch, Schlachtgetöse) ihren Namen [1]), und wird von nordischen Dichtern als Kriegsgöttinn, Bellona bezeichnet [2]). Sie reitet in die Schlacht mit den übrigen Walkyren [3]), und reicht den Helden in Walhal den Labetrank [4]). Wahrscheinlich kommt der noch jetzt gewöhnliche Name Brynhilda von ihr her; denn mit demselben wird sie bei spätern Dichtern als Odins Dienerinn bezeichnet. Wie der Ursprung der Walkyren überhaupt und ihre Bestimmung sich in das kaum enthüllbare Alterthum verliert, so verhält es sich auch mit einzelnen derselben. Bei den Angelsachsen war Hildur (Hilda) auch Göttinn der Gesundheit. 2) heißt so des König Högni oder Hogni Tochter, welche Hedin, Königs Hjarandi's Sohn geraubt hatte. Das Nähere darüber s. unter dem Art. Hedin [5]). Diese Sage ist unstreitig später entstanden, als die allgemeine Idee von einer kriegliebenden Walkyrie; sie scheint physischen Ursprungs zu seyn. Tag und Nacht, Licht und Finsterniß kämpfen, so lange die Erde steht; die Einheriar kämpfen, wie im Leben, täglich zu gewissen Stunden auch in Walhal, sie sind des Himmels leuchtende Sterne, verschwinden und kehren zur gesetzten Stunde zurück mit ihrem Scheine. 3) Ist Hildur der ursprüngliche Name von Brynhildur, bis Sigurd sie aus dem Zauberschlafe weckte [6]). (*Schincke.*)

Hildvr, s. den vorherg. Artikel.

Hileia, s. Eleia.

HILEN, genauer nach dem hebr. Chilen (חִילֵן), wird 1 Chron. 6, 43. zwischen Eschtemoa und Debir als eine im Stamme Juda befindliche Levitenstadt angeführt, deren Lage sich jedoch nicht genauer bestimmen läßt. (*A. G. Hoffmann.*)

HILESION (*Ἑλείσιον*), ist ein alter, von Homer (Ilias II, 499.) erwähnter Ort in Böotien, welcher nach Strabo IX, 406. von der sumpfigen Gegend (*ἕλος*) den Namen führte, wahrscheinlich auf der Südseite des Sees Hylika gelegen. Plinius erwähnt zwar IV, 12. den Ort, bestimmt ihn aber nicht genauer. (*Kanngiesser.*)

Hilfarme, s. Helfarme.

HILFBITTE, an sich gleichbedeutend mit Hilfsgesuch, bezeichnet aber besonders eine Nebenbitte eines Klägers an den Richter, auf den Fall, daß er einem gestellten Antrage nicht nachkommen könnte. (*R.*)

HILFE. Die Thätigkeit oder Handlung, (oder überhaupt die Kraftäußerung,) durch deren Mitwirkung irgend ein beabsichtigter Erfolg hervorgebracht wird, oder werden soll, (oder auch dieser Erfolg selbst). Vom Beistande unterscheidet sich die Hilfe, theils darin, daß letztere zuvörderst nur auf die hervorzubringende Wirkung, ersterer auf die Person, deren Kräfte nicht hinreichen, sich bezieht (daher „helfen" auch schlechtweg gebraucht wird, „beistehen" aber nur in Verbindung mit dem, welchem geholfen wird), theils darin, daß „beistehen" immer Handlung durch absichtsvolle Thätigkeit voraussetzt, mithin nur von vernünftigen Wesen als mitwirkenden Ursachen gebraucht wird, (die

---

1) Man sehe dessen Schreiben an ihn in den Vit. SS. Oct. d. IX. und in den Areopagitica. 2) Areopagitica, ed. *Math. Galenus.* Colon. 1563. Par. 1565. 8. — ed. *Surius* ad IX. Oct. 3) *J. Launoy* diss. de discrimine Dionysii Areopagitae et Parisiensis. cap. IV. p. 18. Tom. II. P. I. opp. Acta SS. Oct. d. IX. 4) *Sigebert Gemblacensis* de script. ecc. cap. 82. Hist. lit. de la France T. IV, 603. *Vossius* de hist. lat. 286. *Cave* scriptor. eccles. Vol. II, 18. *Fabricii* bibl. lat. med. T. III, 269. *Saxii* Onomast. P. II, 109. Schröckhs Kirchengesch. 23r Bd. 113.

*) *Moerckens* conat. chron. ad catal. archiep. Colon. 1745. 4. p. 93. *Merssaeus* de successione archiep. Col. 1736. 8. p. 59. *Godenus* Kirchengesch. Th. XVII, 96. *Hartzheim* concilia Germaniae. T. III, 182.

1) Finn Magnussen Glossar. I et II. unt. d. W. Hildur. 2) Hölgaquida Hundingsbana III, 6, 21. 3) Voluspa. 28. 4) Grimnis Mal. 36. 5) Vgl. Finn Magnussen Lex. Myth. unt. d. Worte Hildur p. 157. Büschings wöchentl. Nachrichten 1816. 2r Bd. S. 174. 6) Legis Fundgruben. Th. 2. S. 183. 184.

Pfeiler eines Gebäudes helfen alle die Last desselben tragen, aber sie stehen sich nicht bei; ein Pferd hilft dem andern ziehen, aber nur die Fuhrleute stehen einander bei, wenn sie einander helfen); deßwegen kann „Beistehen" nur bei Noth und Gefahren Statt finden, „Helfen" auch außerdem (denn nur für vernünftige Wesen kann fremde Noth ein Motiv zur eignen Thätigkeit seyn). Besondere Bedeutungen sind folgende: 1) Im Gerichtsstil ist Hilfe die Handlung, wodurch der Verurtheilte genöthigt wird, dem Urtheil Folge zu leisten, die Hilfsvollstreckung, der Hilfszwang (die Exfecution); daher Jemanden die Hilfe thun (ihn exfequiren), Jemanden in die Hilfe verurtheilen, die Hilfe erkennen, s. den folgenden Artikel. 2) In der Reitkunst versteht man unter Hilfe die Mittel, welche ein Reiter anwendet, um dem Pferde seinen Willen bekannt zu machen, und es in der gehörigen Stellung zu erhalten, oder in einen gewissen Gang zu bringen; man theilt diese Hilfe in die gelinden oder feinen (festeres Zusammendrücken der Schenkel, Druck der Kniee, Anlegen der Waden, Treten auf den Bügel, Berühren der Schultern mit der Fußspitze, Rückwärtssenken oder Vorbiegen des Oberleibs, Vorhalten, Hörenlassen und sanftes Berühren mit der Reitgerte) und in die starken (stärkeres Anschlagen der Waden oder Beine an den Bauch des Pferdes, Fallenlassen der Gerte auf die Schultern, Croupe oder Flanken des Pferdes, Gebrauch der Sporen und Zungenschlag). Das Nähere s. in dem Art. Hilfen. Auf ähnliche Weise heißt es in der Jägersprache: „dem Leithund die Hilfe thun" (ihm den Willen des Jägers bekannt machen). 3) Figürlich wird das Wort Hilfe gebraucht in folgenden Redensarten: mit Hilfe der Nacht entwischen, dem Gedächtniß zu Hilfe kommen. 4) Eben so metonymisch statt der helfenden Person oder Sache: Jemanden Hilfe schicken, eine Geldhilfe u. d. m. (In der Bedeutung einer helfenden Person war ehemals auch das Mascul. der Hilfe, und das Fem. die Hilfinn üblich, was jetzt durch Gehilfe und Gehilfinn ausgedrückt wird). Häufig schreibt man Hülfe statt Hilfe, wogegen aber die Ableitung von Helfen spricht (Hilfe ist was hilft), und die alte Schreibart und Sprachform. Chilpe bei den alten Franken, Helfa und Helfu beim Kero, Heltha beim Ottfried, Helfa beim Notker; ferner im Angelsächs. und Engl. help, im Dänisch. hiälp. — Aus dem Hauptbegriff Hilfe lassen sich leicht verstehen die Zusammensetzungen Hilflosigkeit und Hilfsbedürftigkeit, Hilfsrede (Ausrede, Behelf, Entschuldigung), Hilfsbrief (Schreiben eines Gerichts an das andere, worin um Vollstreckung der gerichtlichen Hilfe angesucht wird, literae exsecutoriales. Vergl. den Art. Hilfsschreiben). Hilfsgeld a) In dem Gerichtsstile Exfecutionsgebühren, s. den Art. Hilfsgeld. b) In der Diplomatik: Geldsummen, welche ein Stat einem andern zur Führung eines Kriegs oder dgl. m. auszahlt (Subsidien s. den Art.) Hilfshypothese, s. Hypothese. Hilfskrieg (zur Unterstützung eines andern Staates, im Gegensatze gegen den eigenen Krieg), Hilfsmittel, Hilfsnote (in der Musik, welche den Hilfston (s. d. W.) im Gegensatz der Hauptnote bezeichnet). Hilfsquell, Hilfsstollen (im Bergbau, ein Stollen, welcher aus einem andern (s. g. Haupt-) Stollen das Wasser abführt, oder in denselben einen Zugang eröffnet). Hilfston (in d. Musik der höhere Ton eines Trillers, im Gegensatz des Haupttons). Hilfstruppen (s. den Art.). Hilfsvölker, Hilfswissenschaft (s. den Art.). Hilfswort (Hilfszeitwort, verbum auxiliare), das Zeitwort, durch dessen Hilfe alle andere ihre Tempora bilden; von welcher Art die Worte seyn und haben sind, denen im uneigentlichen Sinn auch wohl werden, wollen, sollen, können, mögen beigefügt werden. (Auch versteht man manchmal unter Hilfswort dasjenige, welches den Sinn eines andern vollständiger zu machen, oder die Periode zu runden (Füllwort, im verächtlichen Sinne: Flickwort) dient. Hilfszwang, die gerichtliche Hilfe (Exfecution).

(Dr. *K. H. Scheidler.*)

HILFE (grosse und kleine). Nach mehreren, besonders sächsischen, Landes-Prozeß-Ordnungen geben der nothwendigen Immobilien-Subhastation die Besitzergreifung der als Hilfsobject angegebenen Grundstücke und des Gläubigers Einsetzung in den Besitz derselben, als zwei selbstständige, getrennte gerichtliche Handlungen voran; von denen die erstere, sonst auch die Exfecution im engsten Sinne des Wortes genannt, in manchen Gegenden, z. B. der Oberlausitz, unter dem Namen der kleinen, die letztere aber unter dem Namen der großen Hilfe vorkommt *). Die Vollziehung jener besteht darin, daß das nöthige Gerichtspersonal auf Antrag des Gläubigers an Ort und Stelle sich verfügt, und zum Zeichen der Besitzergreifung die herkömmlichen symbolischen Besitzhandlungen daselbst vornimmt; bei Gebäuden also z. B. einen Spahn ausschneidet, oder Feuer auf dem Herde anzündet, bei Feldern, Gärten und Gehölzen aber, ein Stück Rasen aussticht, oder einen Baumast abschneidet u. s. w., allenfalls mit ausdrücklicher Bezeichnung der Grundstücke als solcher, in welche die Hilfe vollstreckt werde. Über die ganze Verhandlung wird ein Protokoll aufgenommen, und die Besitzzeichen werden bei den Acten aufbewahrt. Sofort mit der Vornahme dieses Acts erlangt der Gläubiger ein dingliches Recht, (Hilfspfandrecht) an den verholfenen Gegenständen. Gleiche rechtliche Wirkung hat indessen auch die mit minderem Kostenaufwande und wenigerem Aufsehen verknüpfte gerichtliche Erklärung des Schuldners, wie er die Hilfe für vollstreckt annehme, d. h. wie er die zur Hilfe bestimmten Grundstücke zur Befriedigung des Gläubigers überlasse. Nur nach einigen ältern Prozeßordnungen z. B. der ältern kursächsischen soll in einem solchen Falle wirkliche Übergabe der Grundstücke an den Gläubiger hinzu treten. Zu der Vollziehung der so genannten großen Hilfe wird auf Ansuchen des Gläubigers geschritten, wenn der Schuldner innerhalb sächsischer Frist von Zeit

*) *Pfotenhauer* Doctr. Process. ed. *Diademann.* §. 380.

der vollstreckten kleinen Hilfe an gerechnet, denselben nicht befriediget. Der Act der feierlichen Beschlagnahme der verhofenen Güter wird dabei zu dem Ende wiederholt, damit entweder der Gläubiger selbst, um sie bis zur künftigen Subhastation gegen Rechnungsablage zu verwalten und die Nutzungen an Zahlungsstatt mit anzunehmen, in den förmlichen Besitz derselben gelange, oder damit dieselben unter gerichtliche Sequestration gestellt werden. In beiden Fällen behält der Schuldner bis zur Subhastation noch die nothwendige Wohnung in den dazu gehörigen Gebäuden. Jeder dieser Acte kann nur von dem Gericht der belegenen Sache vorgenommen werden. Neuere Gesetze**) haben bald eine Verbindung der actuellen Besitzergreifung mit der Immission des Gläubigers verordnet; bald die erstere ganz für aufgehoben erklärt, und den Beginn des Hilfspfandrechts an den Tag des Anschlags des Versteigerungspatents, oder an den des Ausrufs der Versteigerung geknüpft.

(*B. Emminghaus.*)

HILFEN (Reitkunst), nennt man alle die Mittel, derer der Reiter (Bereiter, Stallmeister ꝛc.) sich bedient, um ein Pferd thätig zu machen, d. h. so abzurichten, daß es für den Reitgebrauch vollkommen geeignet und im Stande ist, allen Forderungen der Reitkunst in so weit zu genügen, als seine Bestimmung es verlangt und seine Körper- und Temperamentsfähigkeit es gestattet. — Die Hilfen zerfallen: in unmittelbare und mittelbare (auch eigentliche und uneigentliche genannt).

Unmittelbare Hilfen sind solche, die vom Reiter selbst ausgehen und gerade zu von ihm auf das Pferd wirken. Man theilt sie am einfachsten in Schenkel-, Faust- und Gertenhilfen.

Mittelbare Hilfen sind diejenigen, mit welchen nicht der Reiter selbst, sondern entweder ein Anderer, eine Maschine, oder sonst eine Vorrichtung auf das Pferd wirkt. Sie theilen sich in Zügel-, Longe- und Peitschenhilfen.

I. Unmittelbare Hilfen und zwar:

a) Schenkelhilfen. Sie bestehen in einem Anlegen der Unterschenkel mit beibehaltener Richtung des Vorfußes und mit unveränderter Lage der Oberschenkel bis zum Knie; wobei auch der Sitz (s. den Art. und den Art. Reitkunst) unverrückt bleiben muß. Das Anlegen der Schenkel darf nicht anders als allmälig geschehen, also kein plötzliches Anschlagen oder Stoßen Statt finden. Der anzuwendende Druck wird durch den Grad der Folgsamkeit des Pferdes bestimmt, und hiernach stärker oder schwächer eingerichtet. Der geringste Grad desselben ist das Verwahren mit den Schenkeln, wodurch man das Ausfallen der Kruppe (s. den Art.) im Voraus verhindert.

Die Schenkelhilfen werden entweder mit einem oder mit beiden Schenkeln gegeben, wobei die Schenkel entweder senkrecht am Gurt oder eine Querhand hinter demselben, niemals aber vor dem Gurte oder in den Flanken (s. den Art.) angelegt werden. Dabei sind die Absätze stets herunter gedrückt und ist das Kitzeln mit den Sporen sorgfältig zu vermeiden. Die stärkste Schenkelhilfe besteht im Gebrauche der Sporen. Diese werden nur bei trägen Pferden, die den Schenkeldruck nicht beachten, oder in Augenblicken der höchsten Kraftanstrengung, oder als Strafe in Anwendung gebracht. Beim Gebrauche derselben darf der Reiter nie die Haltung seines obern und mittlern Körpertheils verlieren; auch sollen die Unterschenkel nicht erst vom Pferd abwärts gebracht werden und gleichsam zum Stoß ausholen.

b) Fausthilfen. Sie werden auf doppelte Weise gegeben, und zwar je nachdem auf Trense (Ringenzaum) oder Kantare (Stangenzaum) geritten wird, obgleich beide Arten gleichmäßig auf das Pferd wirken.

α) Auf der Trense. Die Fäuste werden bei der Trensenführung auf zweierlei Art gestellt (erste und zweite Stellung). Allgemein giltig ist, daß der Reiter die Zügel der Trense mit beiden Händen unverdreht zwischen dem kleinen und Ringfingern ergreift, die Narbenseite des Leders nach Außen; die Enden der Zügel hangen über die Zeigefinger weg, auf beiden Seiten auswärts; die Fäuste sind geschlossen, die Daumen, gerade ohne gestreckt zu seyn, drücken die gleich langen Zügel an die Zeigefinger. Wird auf der Doppeltrense geritten, so faßt der Reiter die Zügel der kleinen Trense zwischen den Mittel- und Ringfingern, so daß sie am Pferdhalse innerhalb der Zügel der großen Trense und unter diese zu liegen kommen. Die Daumen werden auf beide in obiger Art aufgesetzt. Bei der ersten Stellung ist die Fausthaltung (die Unterarme bilden stets mit dem gerade herab hangenden Oberarmen rechte Winkel nach vorwärts, und liegen mit den mittlern Theilen ihrer innern Flächen sanft am Unterleibe) so, daß die Mittelgelenke der Finger gegen einander gekehrt sind, die Fäuste selbst 4 Querfinger von einander, eine Querhand vom Unterleibe und 2 Hände hoch über dem Widerrüst (s. den Art.) des Pferdes stehen. Die Zügel sind gleich lang ergriffen, und zwar so, daß der Reiter bei einer versammelten [1]) Haltung des Pferdes stets ein leises Gefühl von der Anlehnung des Mundstücks auf dessen Kinnladen habe, ohne daß das Pferd zurück zu treten strebt. Beim Anfangsunterricht wird stets mit der ersten Stellung geritten und die große Trense allein geführt.

Bei der zweiten Stellung, — welche eintritt, sobald der Sitz des angehenden Reiters so weit fest ist, daß vom Übergange zur eigentlichen Führung, zur guten Stellung des Pferdes und zu den Wendungen die Rede seyn kann, — ist Zügelhaltung und Faustrichtung dieselbe wie bei der ersten; die inwendige [2]) Faust aber

**) Kori Theor. des sächs. bürgerl. Proz. §. 202. Not. 2. §. 201. a. E.

1) Versammeln heißt in der Reitkunstsprache, die Vorhand (das Vordertheil) des Pferdes verhalten und die Hinterhand (das Hintertheil) nachtreiben. 2) Inwendige Faust, Zügel oder Seite heißt diejenige, welche dem Inneren des Reitplatzes oder Kreises zuge-

wird eine Handbreit tiefer gestellt, so daß ihr Daumen mit dem kleinen Finger der auswendigen Hand in gleiche Höhe kommt, dabei wird der inwendige Zügel etwas kürzer gefaßt; die Entfernung der Faust von einander wie oben.

Die Verrichtungen der Fäuste bei den Hilfen bestehen überhaupt im Annehmen, Nachlassen und Wenden.

Beim Annehmen bewirken beide Fäuste — gleichzeitig und gleich stark — im Gelenk eine schraubenartige Drehung von vorne nach rückwärts, wobei die kleinen sich gegenseitig dem Unterleibe des Reiters nähern, auch ein wenig in der Richtung gegen die Brust zu steigen, wobei das Neigen der Daumen nach vorwärts und auswärts möglichst vermieden werden muß. Diese Drehung der Fäuste verkürzt die Zügel gleichmäßig, und ist bis zum Erreichen des vorgesetzten Zwecks zu verlängern, zu verstärken oder zu wiederholen; worauf die Fäuste wieder in ihre ursprüngliche Stellung zurück gehen. Das Annehmen findet in der Regel Statt: bei halben und ganzen Paraden und beim Zurücknehmen.

Beim Nachlassen machen beide Fäuste im Gelenk eine schraubenartige Drehung von hinten nach vorn, wodurch die kleinen Finger sich dem Pferdehalse nähern und von einander sich entfernen, die Daumen aber sich gegenseitig dem Leibe des Reiters nähern. Erreicht man durch diese Drehung das für den Zweck nöthige Verlängern der Zügel noch nicht, so müssen die Fingernägel nicht weiter nach dem Sattelknopf gedreht, auch die Faustgelenke nicht mehr wie gewöhnlich gebogen werden, sondern die beiden Fäuste, mit den Daumen nach oben, so weit vorgehen, bis der Zweck erreicht ist, dann aber ihre ursprüngliche Stellung wieder nehmen. Diese Hilfe tritt ein, wo dem Pferde eine mehr als gewöhnliche Zügelfreiheit nöthig ist z. B. beim Übergang vom kurzen in den gestreckten Trab, beim Springen, bei Verrichtungen der auswendigen Faust Behufs der Wendungen ꝛc., nach dem Sammeln, wenn das Pferd beim Zurücktreten das Mundstück flieht ꝛc.

Beim Wenden soll durch eine schraubenartige Drehung des jedesmaligen inwendigen Faustgelenks der kleine Finger in der Richtung gegen die auswendige Brustseite des Reiters eine aufsteigende Bewegung machen. Das hiedurch bewirkte Verkürzen des inwendigen Zügels bewegt das Pferd zur Wendung; die auswendige Faust läßt so lange etwas nach, bis das Pferd dem Anzuge der inwendigen Faust folgt, krümmt dann ihr Gelenk dergestalt, daß der kleine Finger die Richtung nach der auswendigen Schulter des Reiters bekommt. Dabei bleibt der Daum oben auf, der Unterarm am Leibe liegen; wodurch ein seitwärts hebender Anzug entsteht, welcher dem Pferde Haltung gibt, das Ausfallen der Kruppe verhütet, und den Umfang des Kreises der Wendung bestimmt. Nach vollendeter Wendung nehmen die Fäuste ihre frühere Stellung.

β) Auf der Kantare (dem Stangenzaum).

Der Reiter theilt die Kantarenzügel mit dem Ringfinger der linken Hand; das Ende derselben hängt über das Mittelgelenk des Zeigefingers, aus der Hand, gegen die rechte Schulter des Pferdes herab. Der Trensenzügel liegt mit seinem mittlern Theile über die Kantarenzügel weg durch die volle Hand. Die Faust ist geschlossen, der Daumen im Gelenk mäßig gekrümmt und auf alle drei Zügel da aufgesetzt, wo sie aus der Hand kommen und auf dem Zeigefinger liegen. Der Schieber sitzt inwendig auf dem Ringfinger; die Kantarenzügel liegen — vom Mundstück bis zur Faust — inwendig am Halse des Pferdes; die Trensenzügel hangen außerhalb jener herab.

Mit den also ergriffenen Zügeln wird die linke Hand in der bei der Trensenführung angegebenen Haltung vor die Mitte des Unterleibes gebracht und dabei eben so das verschiedene Längenverhältniß der Köpfe und Hälse, so wie der Haltung der Pferde berücksichtigt. Der rechte Arm hängt — wenn dessen Faust nicht die kleine Trense, die Gerte oder eine Waffe führt — gerade und ungezwungen von der Schulter herab, die Hand liegt hinter dem Dickbein, ist leicht und beweglich geöffnet, berührt mit Daumen und Zeigefinger die Lende.

Zu Anfang des Unterrichts auf Kantare, so wie bei der Ausarbeitung junger Pferde, vereinigt man gern mit der Stangenführung den Gebrauch der kleinen Trense. Dazu ergreift die rechte Hand mit dem Daumen und den drei ersten Fingern den Trensenzügel, und zieht ihn durch die linke Hand, bis er mit dem linken Stangenzügel gleichmäßig ansteht. Der rechte Theil des Trensenzügels wird so kurz gefaßt, daß er sich eben so zum rechten Stangenzügel verhält; worauf der mittlere zwischen beiden Fäusten bleibende Theil desselben gegen den Sattelknopf herab geschlagen wird und so lang seyn muß, daß die Verrichtungen der Fäuste nicht gestört werden. Diese sind vierfach; sie umfassen — wie bei der Trense — das Annehmen und Nachlassen auch mit gleichem Verfahren; das Wenden aber theilt sich in Rechts- und Linkswenden wie folgt; wobei die Grundsätze im Allgemeinen dieselben wie bei der Trensenwendung sind.

Rechtswenden. Es zerfällt in zwei Abschnitte (Momente). Der erste besteht in einem schraubenartigen Drehen der Faust rückwärts, dem Annehmen ähnlich, aber mit stärkerer Abrundung des Faustgelenks nach Außen; wodurch das Pferd rechts gestellt und zum Antreten der Wendung vermocht wird. Beim zweiten wird die Faust noch stärker gerundet und das obgedachte Drehen so weit fortgesetzt, daß der kleine Finger in der Richtung gegen die rechte Brust aufwärts steigt, ohne daß der Daumen sich dem Pferdhalse nähere. Der hiedurch entstehende Druck auf die äußere (linke) Kinnlade nöthigt das Pferd in der erhaltenen Stellung die Wendung zu vollenden.

---

kehrt ist, bei Wendungen und Seitengängen diejenige, wohin die Wendung oder der Seitengang gemacht, oder wohin der Pferdekopf gestellt wird.

Linkswenden. Gleichfalls in zwei Abschnitten. Beim ersten wird das Faustgelenk dergestalt gedreht, daß der kleine Finger sich dem Leibe des Reiters nähert und der Daumen gegen die linke Schulter des Pferdes sich abwärts neigt. Dadurch wird der linke Zügel verkürzt und das Pferd zur Stellung und Wendung links bewogen. Beim zweiten setzt die Faust mit scharf gerundetem Gelenke das angefangene Drehen fort, so daß der kleine Finger, bei stetem Annähern gegen den Leib des Reiters, nach dessen linker Brust aufwärts steigt, ein Druck auf die rechte Kinnlade des Pferdes entsteht und dasselbe zum Vollenden der Wendung zwingt.

Alle diese Drehungen gehen von der ursprünglichen Fauststellung (s. oben) aus, die nach deren Vollendung wieder eintritt. Hauptregeln bei diesen Hilfen sind: sanftes Beginnen, allmäliges Steigern des Nachdrucks bis zum Erfolge, Wechseln mit Annehmen und Nachgeben, wo Widerstand eintritt; ruhige Lage des Unterarms (jedoch ungeklemmt und beweglich) am Leibe, wodurch die Ruhe, Stetigkeit und Leichtigkeit der Faust bewirkt wird. So lange man die Trensenzügel zu Hilfe nimmt, wirken diese hauptsächlich auf Kopfstellung und Wendung, und die Stange unterstützt und vollendet nur.

Aus der Vereinigung und Übereinstimmung der Faust- und Schenkelhilfen geht allein die richtige Haltung und leichte Folgsamkeit des Pferdes in allen Gangarten hervor. Richtig anwenden kann sie nur der Reiter, welcher einen festen und schulgerechten Sitz hat; erlernt wird ihre Anwendung durch Beobachten der richtigen Grundsätze und durch Übung. Es können hier nur Beispiele davon für die Hauptverrichtungen des Reiters gegeben werden.

Beim Sammeln und Aufrichten des Pferdes. Sammeln heißt, das Pferd in diejenige Stellung und Haltung bringen, wo es seine natürliche Länge verkürzt, d. h. den Hals vom Widerrüst an erhebt, das Genick abwärts biegt, den Kopf gegen die Brust heran nimmt, die Hanken (Hanches, Gegend der Hinterbacken zwischen Becken und Kniegelenk; uneigentl. Hintertheil) etwas einbiegt und die Hinterfüße näher gegen die Vorderfüße heran setzt. Nicht bloß vor dem Anreiten, sondern auch in allen Gangarten — den gestreckten Trab, den gestreckten Galop und das Auslaufen (Carrière) ausgenommen, — soll der Reiter sein Pferd gesammelt haben. Er bewirkt dieß durch gleichmäßiges Annehmen beider Zügel und Anlegen beider Schenkel hinter dem Gurt, bis das Pferd — verhältnißmäßig nach dem Bau und der Bedingung des freien Vortretens der Vorderfüße — obige Stellung annimmt. Erfolgt dieß auf den ersten Anzug nicht, so muß ein wechselndes Nachgeben und Wiederanhalten mit gleichzeitigen Schenkelhilfen folgen, überhaupt die Anwendung beider Hilfarten im Einklange verstärkt werden. Bei allen Gangarten soll der Reiter sein Pferd durch gleichmäßiges Anstehen [3]) der Zügel und Verwahren [4]) mit den Schenkeln zwischen Zügel und Schenkel haben. Auf gerittenen Pferden, die sich von selbst am Mundstück abstoßen, werden die Fäuste im Gehen stets ruhig gehalten, bei solchen aber, die sich während des Gehens auf das Mundstück legen, und mit steifem Genick dagegen andrängen, müssen von Zeit zu Zeit beide Zügel gleichmäßig etwas nachgegeben werden, indeß man das Pferd mit beiden Schenkeln vordrückt und zugleich mit beiden Füßen wieder heran nimmt.

Beim Aufrichten [5]) auf der Stelle wechseln die nach Maßgabe der Länge, Gestalt und Richtung des Pferdhalses und Kopfes hoch gehaltenen Fäuste mit wiederholtem, nach Umständen anhaltendem, gleichmäßigem Annehmen in erhabener Richtung, und mit verhältnißmäßigem Nachlassen ab, während die Schenkel flach hinter dem Gurt angelegt werden, um das Zurücktreten oder Zurücklegen des Pferdes zu verhüten und zur Biegung der Hanken mitzuwirken. Im Gange, wo das Pferd mit aufgerichtetem Halse, freier Schulterbewegung und kräftigem Folgen der Hinterhand im gesammelten und entschlossenen Schritt und Trabe vorgehen soll, müssen obige Schenkelhilfen noch nachdrücklicher angewendet werden, zugleich auch — um das Übereilen zu verhindern — die gehörig gestellten und erhaltenen Fäuste das Vordertheil kräftig heran nehmen. Bei rohen Pferden ist mit Sanftmuth zu beginnen, mit Nachsicht vorzuschreiten und erst, wenn Wille und Fähigkeit sich dem Gleichgewichte nähern, die volle Kraft der Hilfen anzuwenden.

Bei Paraden [6]) (Anhalten) kommt es darauf an, ob das Pferd bloß für den Augenblick verhalten oder in eine kürzere Gangart versetzt (halbe Parade) oder zum gänzlichen Stillstehen gebracht werden soll (ganze Parade). Die Hilfen dabei sind nur hinsichtlich der anzuwendenden Kraft verschieden. Beim Sammeln und Versetzen in eine kürzere Gangart drücken die Schenkel nach eingetretener Wirkung der Zügel das Pferd sogleich wieder vorwärts und der Übergang in die kürzere Gangart geschieht allmälig. Bei ganzen Paraden hingegen tritt die Wirkung der Zügel vorherrschender und plötzlicher ein, und mit selbiger hört auch die Wirkung der Schenkel auf. Ganze Paraden aus schnellen Gangarten müssen mit Vorsicht und Berücksichtigung der Kräfte wie des Baues der Pferde ausgeführt werden.

Beim Zurücknehmen, wo das Pferd in gesammelter Stellung Schritt vor Schritt auf gerader Linie rückwärts treten soll, sind die Hilfen wie bei den Paraden; das Pferd wird gesammelt, die Fäuste setzen das Anziehen der Zügel auf die vorgeschriebene Weise so lange fort, bis das Pferd einen Vorderfuß zum Rückwärtstreten aufhebt. Die Schenkel verhindern dabei

3) Anstehen, Zustand der Zügel, wenn das Pferd die gehörige Anlehnung am Mundstücke hat.

4) Verwahren, mit den Schenkeln das Ausweichen der Hinterhand nach einer Seite oder das Nachschleppen derselben verhüten. 5) Aufrichten, dem Pferd eine erhabene Stellung mit Kopf und Hals geben. 6) Pariren oder Anhalten heißt, ein Pferd aus dem Gange mit vorherrschender Zügelwirkung sammeln.

das Ausweichen der Kruppe (verwahren dieselbe). Soll das Zurücknehmen aufhören, so treten stärkere Schenkelhilfen ein, die Fäuste geben dem Pferd eine gesammelte Stellung. Hauptregeln beim Zurücknehmen sind: Vorhergehendes Aufrichten und Versammeln; sanftes Beginnen der Bewegung; Nachgeben nach jedem Anzuge und Vermeiden ununterbrochener Anzüge (Hauptsache); sorgsame Rücksicht auf Bau und Kräfte (Schwäche im Hintertheile sieht oft aus wie Widerspenstigkeit).

Beim Anreiten. Es geschieht in gesammelter Stellung durch den Druck der Schenkel an den Gurt mit verhältnißmäßigem Nachgeben der Faust; wobei jedoch das Pferd immer an den Zügeln bleiben muß.

Beim Verstärken der Gangart und zwar:

1) Beim Übergang aus dem Schritt in den Trab, finden dieselben Hilfen Statt. Der Reiter gibt mit beiden Schenkeln gleichzeitig und gleichstark einen Druck längs dem Gurt zugleich mit einem angemessenen Nachgeben der Zügel. Sobald das Pferd antrabt, nehmen Faust und Schenkel ihre gewöhnliche Stelle wieder ein.

2) Beim Verstärken des Trabes wird ein kräftiger Druck beider Schenkel mit geringem Nachgeben der Faust angewendet.

3) Beim Übergang aus dem Schritt oder Trabe in den Galop, kommt es darauf an, ob der Reiter sein Pferd rechts (d. h. mit Vorgreifen der rechten Füße) oder links (d. h. mit Vorgreifen der linken Füße) ansprengen soll. Beim Rechtsansprengen beginnt er mit der schraubenartigen Drehung der Faust wie im ersten Abschnitte der Linkswendung (s. oben) und zwar hebend und so, daß sich die Zügel in der Richtung des linken Hinterfußes wachsend verkürzen. In dem Augenblick, wo das Faustrunden anfängt, legt er die Schenkel sanft hinter den Gurt an, und drückt in dem Grade, wie er durch die Anzüge die Zügel stärker verkürzt, den linken Schenkel allmälig stärker an den Pferdbauch. Diese gegen einander wirkende Hilfen nöthigen das Pferd, seine Haltung aufs Hintertheil und insbesondere auf den linken Hinterfuß zu nehmen. Durch das Verhalten der Zügel in der angegebenen Richtung wird die linke Schulter des Pferds zurück gehalten und durch des linken Schenkels Gegenwirkung dessen Hintertheil stark zusammen gedrückt. In dieser Stellung muß das Pferd sich vorne heben und mit dem rechten Vorderfuß ausgreifen, also rechts anspringen; worauf der Reiter, sobald dieß geschehen ist, durch Nachlassen der Zügel ihm zu einigen Galopsprüngen Freiheit läßt, dann aber die Zügel wieder annimmt, um den Galop einzutheilen (zu cadenciren). Sitz und Faustführung müssen stät auf ihren Wirkungspunkten bleiben, sanftes Verhalten und Anwendung halber Paraden das Vordertheil aufrichten, die Schenkel des Reiters nicht unthätig seyn, sondern oft durch sanftes — bei trägen Pferden durch nachdrückliches — Wirken der anliegenden Waden das Pferd zum Senken und Nachbiegen des Hintertheils, so wie zum Regeln der Galopsprünge nöthigen. Beim Linksansprengen werden genau die entgegen gesetzten Hilfen angewendet.

Beim Halsbiegen (Abbrechen). Das Pferd muß in der Regel dahin sehen, wohin es gehen soll, deßhalb zuerst bei jeder Wendung mit dem Kopfe die neue Richtung annehmen. Dazu ist Halsbiegung nothwendig, und diese wird durch das regelmäßige Abbrechen, d. h. dadurch bewirkt, daß man des Pferdes Kopf nach einer oder der andern Seite hinwendet, ohne daß die übrigen Glieder daran Theil nehmen. Zuvörderst stellt man das Pferd aufrecht und versammelt, verkürzt den inwendigen Zügel ein wenig, wendet dann durch die inwendige Faust (bei der Trensenführung) mit einer Drehung im Gelenk, wie zur Wendung einwärts, in wiederholten, sanften, spielenden Anzügen den Kopf des Pferdes so weit nach der Seite zu, als es willig Folge leistet. Dabei gibt die auswendige Faust nach, der auswendige Schenkel verwahrt die Kruppe. In dieser Stellung läßt der Reiter seine inwendige Faust ruhig stehen, nimmt aber die auswendige mit erhobenem Unterarm (Oberarm und Ellenbogen bleiben unverrückt) durch wiederholte Anzüge gegen seine auswendige Schulter an, um den Pferdhals besser aufzurichten und das Genick besser zu biegen und zurück zu arbeiten. Faust und Schenkel müssen stets gemeinschaftlich — die inwendigen stäter, die auswendigen lebhafter — einwirken. Benimmt das Pferd sich beim Abbrechen willig und ruhig, so wird nach einigem Verweilen der Kopf wieder gerade aus gestellt. In den verschiedenen Gangarten wird die Kopfstellung durch die zweite Stellung der Faust (s. oben) bewirkt. Sie soll niemals stärker seyn, als daß der Reiter beim Geradeausreiten, wenn er gerade vor sich hin sieht, die Nase und das Auge des Pferdes auf der inwendigen Seite in schräger Richtung ein wenig sehen kann. Der inwendige Zügel und der auswendige Schenkel geben hiebei die Hilfen.

Bei Wendungen und Volten[7]) stellt und führt der inwendige Zügel das Pferd in die Biegung, richtet der auswendige Zügel den Kopf auf, verhindert das Auswärtsdrücken der Ohren, bestimmt die Größe des Kreises der Wendung und wirkt mit gegen das Ausfallen der Kruppe. Beide Schenkel drücken gleichmäßig das Pferd an die Zügel; der inwendige liegt am Gurt, der auswendige hinter demselben. Des Pferdes Haltung ist gesammelt; das Drängen desselben mit der Vorhand in den Kreis und das Ausweichen der Kruppe verhindert der Reiter durch verstärkte Wirkung des Zügels und Schenkels der auswendigen Seite, den umgekehrten Fall durch die Hilfen der inwendigen. Drängen aufs Mundstück und Schleudern mit der Kruppe hindern halbe Paraden mit verstärkter Kraft der auswendigen Hilfen.

Beim Schulterpassiren (Schulter herein). Es ist dasselbe ein Seitengang, bei dem das Pferd mit Kopfstellung einwärts und Rippenbiegung um den Mittelpunkt eines Kreises oder Vierecks nach der entgegen

7) Volte, Kreis von verschiedener Größe, den der Reiter macht.

gesetzten Seite dergestalt bewegt, daß die Vorderfüße einen engeren Kreis als die Hinterfüße beschreiben und die inwendigen Füße über die auswendigen wegtreten. Das Pferd soll dadurch Biegsamkeit in den Kinnladen (Ganaches) bekommen und sich an Nachgiebigkeit gegen jede Zügelregung gewöhnen, die Schulterfreiheit ausbilden, dem einseitigen Schenkeldrucke weichen und durch vollkommnere Biegung der Rippen und Hanken sein Gleichgewicht besser halten lernen. Der Reiter gibt dabei zuerst mit dem inwendigen Zügel und auswendigen Schenkel dem Pferd eine etwas gebogene Stellung, führt dann — wie zur Wendung — die Vorhand einwärts, so daß die Hinterfüße auf dem bisherigen Hufschlage (d. h. auf der Fußtapfenlinie) bleiben, die Vorderfüße aber einen Kreis beschreiben, der etwa zwei Fuß einwärts von dem Hufschlage der Hinterfüße entfernt ist. Nach vollbrachter Wendung gibt die inwendige Faust die Führung ab, sorgt bloß für Kopfstellung, Beibehaltung des Kreises, der Vorderfüße und dafür, daß die Kruppe nicht einwärts geworfen werde; wogegen die auswendige Faust verhaltend und aufrichtend durch stätes und hebendes Anziehen wirkt, und ihre Anzüge etwas abwärts vom Pferdhalse durch Einwärtsdrehen der Faust mit dem kleinen Finger nach der auswendigen Schulter zu macht. Der inwendige Schenkel hinter dem Gurt, treibt die Hinterhand in der Richtung des Seitenganges fort; der auswendige verwahrt die Kruppe; beide Schenkel verhindern gemeinschaftlich das Zurückbleiben der Hinterhand und treiben das Pferd in die Zügel. Versammelte Haltung, erhobene Vorhand, gebogene Hanken und Rippen, dabei freier Tritt, weiter Bogen des inwendigen Vorderfußes über den auswendigen, hohe und freie Schulterbewegung sind die Ergebnisse obiger mit Sorgfalt, Übereinstimmung und Ausdauer gegebenen Hilfen.

Beim Traversiren (schrägem Seitengange), wo das Pferd mit Kopf und Kruppe dahin gestellt ist, wohin es geht, und auf zwei Hufschlägen mit den auswendigen über die inwendigen Füße tritt, stellt und führt die inwendige Faust das Pferd in die Richtung des Seitenganges, richtet die auswendige es auf und hindert die Vorhand, sich zu viel einwärts zu wenden und zu schnell seitwärts zu eilen, drückt der auswendige Schenkel die Hinterhand gleichmäßig seitwärts mit der Vorhand, verwahrt der inwendige die Kruppe. Der Grundsatz der inwendigen Hilfen ist Ruhe und Stätigkeit; die auswendigen wirken sanft und spielend; die Kruppe darf nie voran eilen.

Beim Schließen (völligem Seitengange), werden dieselben Hilfen angewendet, doch sowohl auswendig als inwendig kräftiger, weil bei dieser Bewegung das Pferd — abgesehen von seiner eignen Biegung — der Länge nach lothrecht auf die Wand gerichtet seyn soll, an welcher es seitwärts fortschreitet. Hauptsache ist, daß beide Schenkel das Pferd fortwährend am Zügel erhalten, da dasselbe bei der lothrechten Stellung gegen die Wand eine Neigung zum Zurückkriechen äußern wird.

c) Gertenhilfen. Die Gerte (Spießruthe) muß so lang seyn, daß der Reiter auf dem Pferde demselben mit ihrer Spitze eine Hilfe an dem Hinterschenkel geben kann, ohne die Faust aus ihrer Stellung zu bringen und das Pferd im Maule zu beunruhigen.

Sie wird gebraucht:

Beim Führen des Pferdes. Es wird das dicke Ende derselben mit den Enden der Zügel zugleich in der vollen linken Faust gehalten, und zwar mit der Spitze ab- und rückwärts. Will das Pferd nun nicht fortschreiten, so gibt ihm der Führer, ohne stehen zu bleiben oder sich umzusehen, von hinten eine Hilfe mit der Gertenspitze.

Beim Aufsitzen bleibt die Gerte unverändert in der linken Hand. Sitzt der Reiter im Sattel, so ergreift die rechte Hand, ehe sie ihren Zügel nimmt, über den linken weg und dicht hinter dieser die Gerte mit zwei Fingern, bringt sie mit der Spitze vorsichtig nach hinten in die Höhe, um sein Pferd nicht zu erschrecken, auf die rechte Seite, dreht sie hier zwischen den Fingern mit der Spitze ab- und rückwärts, faßt dann das dicke Ende in die volle Faust und ergreift nun den rechten Zügel.

Beim Fertigmachen zum Absitzen legt die rechte Hand den Zügel in die linke, wie oben, bringt — obige Bewegungen zurück machend — die Gerte auf die linke Seite und von unten in die linke Hand. Das Pferd darf durchaus nicht beunruhigt werden.

Beim Reiten selbst wird die Gerte stets in der inwendigen Hand (im Freien die rechte), die Spitze derselben ab- und rückwärts geführt.

Die Hilfen zum Vor- und Seitwärtsgehen werden mit der Gertenspitze an die inwendigen Hinterschenkel nach dem Grade der Empfindlichkeit des Pferdes gegeben. Bleibt bei einem Seitengange die Vorhand zurück, so gibt man die Hilfe sanft, an Schulter und Vorderarm. Hauptsache ist, daß die Fäuste dabei nie ihre Stellung verlieren dürfen, damit keine Beunruhigung des Pferdemauls Statt finde.

Beim Wechseln (Changiren) von einer Seite zur andern wird die Gerte — in obgedachter Art — gewechselt. Die abgebende Hand gibt während dessen den Zügel in die andere und ergreift ihn sogleich wieder; was Alles unmerklich geschehen und beendigt seyn muß, ehe die bisher inwendige Seite zur auswendigen wird.

Als Strafe wird die Gerte bei Pferden gebraucht, welche die Schenkelhilfen nicht achten oder denselben sich widersetzen. Der Reiter nimmt dann beide Zügel in die linke Faust (bei Trensenführung) und gibt mit der Gertenspitze durch die rechte Faust dem Pferde von oben herab einen kräftigen Hieb unter den Bauch, indeß er dessen Kopf hoch nimmt und sich fest in den Sattel setzt, um Ausschlagen und Bocken zu verhüten. Regel ist überall, daß vom dicken Gertenende außerhalb der Faust Nichts zu sehen seyn darf.

II. Mittelbare Hilfen und zwar:

a) Zügelhilfen. Es sind solche, die mittels der Zügel, aber so gegeben werden, daß nicht, wie bei den Faufthilfen, der Reiter unmittelbar durch den Zügel auf das Pferd wirkt, sondern eine Art besonders vorgerichteter Zwischengewalt eintritt. Die hauptsächlichsten werden bewirkt:

Durch den Sprungzügel, der bei Pferden, welche die Nasen in die Luft strecken (Sternguckern), oder mit den Köpfen schlagen, so daß sie den Reitern die Fäuste aus den Stellungen oder die Zügel durch die Hände ziehen, entweder in den Nasenriemen einer besondern Sprunghalfter oder in den des Kappzaums, oder in das Kinnstück der Wassertrense geschnallt wird, um jene Untugenden zu verhindern. Haupterforderniß für seine richtige Wirkung ist, daß er lang genug bleiben muß, um weder die aufrechte Stellung des Halses noch die freie Bewegung des Pferdes überhaupt zu hindern. Man hat einfache und doppelte Sprungzügel.

Durch die Schleifzügel, welche das Drängen und Werfen des Kopfes und Halses nach den Seiten zu verhindern bestimmt sind. Sie werden mit dem Schnallenende am Untergurt befestigt, von Innen durch die Ringe der großen Trense über die Zügel durch gezogen und gehen mit den andern Enden in die Fäuste des Reiters zurück, wo sie mit voller Hand gefaßt werden. Ihre Wirkung soll erst dann eintreten, wenn auf den Anzug des Trensenzügels kein Gehorsam erfolgt. Bei Pferden, die sich tief tragen, oder sich fortwährend auf das Mundstück legen, oder hinter den Zügeln bleiben, sind sie nicht wohl anwendbar. Auch darf man durch sie das Abbrechen oder eine stark gebogene Stellung bei Seitengängen nicht erzwingen wollen, überall sie keinem Reiter mit schwerer und heftiger Faust in die Hand geben. Dagegen sind sie bei Wendehälsen (Pferden, deren Hals keine stäte Haltung hat), oder die bei gewissen Übungen dem Reiter die Faust stehlen und eine falsche Kopfstellung suchen, oft von großem Nutzen.

Durch die Aufsetzzügel, welche das Pferd hindern sollen, den Kopf mit Gewalt herab zu nehmen. Sie sind am Sattel befestigt, gehen auf beiden Seiten durch Ringe am Trensen-Kopfstück, und sind im Mundstück eingeschnallt, so daß sie dem Pferde zu allen Kopfbewegungen — das Abwärtskehren ausgenommen — Freiheit gestatten.

Durch die Bock-Trensenzügel. Diese sind — gleich den Schleifzügeln — am Gurt befestigt, werden von Innen durch die Ringe der großen Trense gezogen, dann durch die am Trensen-Kopfstück angebrachten Ringe, von denen aus sie in die Fäuste des Reiters gehen, der sie mit voller Hand faßt. Sie hindern, sobald der Reiter sie anzieht, das Herunternehmen des Kopfes.

Durch den Kappzaum, dessen man sich bei halsstarrigen, hartmäuligen Pferden bedient, um ihnen die nöthige Haltung zu verschaffen, ohne ihr Maul zu verderben, oder bei Durchgängern, um sie zu bändigen. Der Reiter bekommt — wenn nicht Longenarbeit dabei nöthig wird — ein Par Schleifzügel in die Fäuste, welche durch die Seitenringe des Kappzaums gehen und etwas stärker anstehen als die Trensenzügel.

b) Peitschenhilfen. Werden bloß vom Lehrer als Nachhilfen gebraucht. Er zeigt die Peitsche entweder als Drohung dem Pferde, wobei die Schnur auf den Boden stößt, oder berührt das Pferd — nach Umständen mehr oder minder kräftig — mit der Spitze der Schnur. Ihre Hauptdienste leisten sie jedoch im Verein mit den:

c) Longenhilfen. Um junge Pferde nicht bloß auf angemessene Art zu bewegen, sondern auch — was vorzüglich bei russischen, polnischen, Senner- und einzelnen menschenscheuen Pferden andrer Racen nöthig ist — sie an Sattel und Zaum zu gewöhnen und handfromm (d. h. mit den Menschen vertraut) zu machen, ferner zur Schonung schwacher und zum Anreiten zu junger Pferde, deßgleichen beim Anreiten roher, böser und widerspänstiger Pferde, endlich zur Unterstützung und Erleichterung des Reiters in einzelnen Fällen, ist die Longenarbeit unentbehrlich. Zum richtigen und vollständigen Anwenden der dabei hauptsächlich vorkommenden Hilfen gehören, außer den drei Personen: dem Longenführer, dem Treiber und dem Pferdführer, noch folgende Geräthschaften:

1) Ein starker, breiter Gurt mit 2 Kissen und 3 — 4 Strippen; auf den Kissen ferner 3 Halbringe, wovon 2 die Schleifzügel aufnehmen, der mittlere zur Befestigung des Aufsetzzügels bestimmt ist; hinter der Mitte der Kissen eine eiserne Krampe zum Aufnehmen des Schwanzriemens.

2) Ein starker einfacher Schwanzriemen.

3) Eine Wassertrense, deren Kopfstück aus dem Ganzen ist, und die Schnallen an den Backenstücken sich befinden, am Kopfstück aber noch hinten ein Par bewegliche Ringe zur Aufnahme der etwa nöthigen Aufsetzzügel sind. In dieß Hauptgestell gehört ein starkes Trensen-Mundstück mit großen Ringen, worin ein Kinnstück eingestochen ist. Die Zügel müssen ausgeschnallt werden können.

4) Zwei Ausbindezügel, welche mittels Struppe und Schnalle an den Seitenringen des Gurtes (ad 1.) befestigt und als Schleifzügel durch die Trensenringe gezogen, deren andere mit Löchern versehene Enden rückwärts genommen und in die auf der Narbenseite der Trensenzügel dazu angebrachten Schnallen eingeschnallt werden.

5) Ein gut gefutterter Kappzaum, oder an dessen Statt eine Art von Sprunghalfter mit doppeltem Nasenriemen und einem auf dessen Mitte befestigten Ringe.

6) Ein spanischer Reiter mit Sattel und Zubehör.

7) Ein langer Führzügel zum Einschnallen.

8) Eine Longe (ein Leitseil), mindestens 12 Ellen lang.

9) Eine lange Peitsche, deren Schnurende in einen schmalen Lederriemen ausläuft.

Ursachen und Zwecke der Longenhilfen sind man-

nichfach; letztere — genau aus den erstern berechnet — werden entweder durch das Einschnallen der Longe an verschiedenen Stellen (Kinnstück, Nasenriemen- oder Kappzaumring, Trensenringe, sind die Hauptstellen) oder durch die eigenthümliche Handhabung der Longe erreicht.

Dem Kappzaum — oder der oben beschriebenen Sprungbalfter gebührt der Vorzug beim Bearbeiten des Pferdes an der Longe in den meisten Fällen, weil:

1) Das Maul des Pferdes von Mißhandlungen frei bleibt;

2) die Zügelwirkung (gleich viel ob die Zügel ausgebunden oder in des Reiters Händen sind) durch die Longenhilfen nicht gestört, auch nicht augenblicklich aufgehoben wird, wie es der Fall ist, wenn die Longe am Kinnstück oder im Ringe der Trense zugleich mit den Zügeln sich befindet.

3) Die Vorderfläche der Pferdenase sich besser als die Kinnseite zum Einschnallen der Longe eignet und zwar zum Vorziehen (wobei dem Pferde Stellung bleiben soll), zum Biegen des Halses und Genicks und zum Verhalten und Zurücknehmen.

Dagegen ist das Einschnallen der Longe ins Kinnstück vorzüglicher:

1) Bei Pferden, welche den Kappzaum oder den mehr erwähnten Nasenriemen nicht vertragen und durch sein Festschnallen zur Widersetzlichkeit gereizt werden;

2) zum Herabziehen beim Steigen,

3) zum Aufrichten des Pferdes.

Das Einschnallen in den Trensenring gewährt nur dann Vortheil, wenn durch die Longenhilfe des einen oder des andern Zügels Wirkung verstärkt werden soll.

Die Haupthilfen bei der Longenarbeit gibt der Longenführer. Bevor er die Longe einschnallt, legt er sie zusammen, indem er mit der linken Hand in die Schlinge des einen Endes greift, von hier an mit der rechten Hand die Longe gerade ausstreicht so weit der Arm reicht, die ergriffene Stelle in die Linke legt und so fortfährt, bis die ganze Longe bis auf die letzte Klafterlänge gleichmäßig in derselben über einander liegt; worauf er die linke Hand schließt, die Longe einschnallen läßt, den freien Theil — mehr oder minder weit vom Schnallenende — mit der rechten Hand so ergreift, daß selbiger auf dem Zeigefinger ruht und der Daumen fest aufliegt. Allgemeine Regel ist, daß der Longentheil zwischen Faust und Pferd fortwährend gelinde ansteht, um die Hilfen schneller wirken zu lassen, und der Longentheil zwischen den Händen nie tiefer als bis zum Knie des Führers herab hängen darf, um das Verwickeln in denselben zu vermeiden.

Stellung des Longenführers. Allzeit vorwärts vom Pferde, nach Möglichkeit Front gegen dasselbe (auf der Stelle ganz, im Gange halbfront). Er führt die Longe stets mit der inwendigen Hand und hält das zusammen gelegte Ende in der auswendigen.

Fauststellung. Wenigstens in gleicher Höhe mit dem Pferdmaule, oder der eignen Schulter, denn die Hilfen sollen in der Regel aufwärts wirken und der Arm muß kräftig widerstehen und anziehen können. Höhere Stellung ist mitunter, tiefere nur selten nöthig. Ellenbogen- und Faustgelenk sind mäßig gekrümmt, die Spitze des Daumens der führenden Hand ist dem Pferdkopf möglichst zugerichtet. Die auswendige Hand mit dem zusammen liegenden Ende der Longe hängt entweder natürlich am Leibe herab, oder liegt auf dem Rücken und wird dort nach Umständen ins Kreuz gestemmt.

Longenführung. Sie soll regelrecht und abgemessen seyn, erfordert im Allgemeinen dieselben Eigenschaften als die Faustführung des Reiters. Die Anzüge mit der Longe sind entweder sanft anfangend, nach Umständen gesteigert und allmälig gemildert, oder kurz und rißartig (Saccaden). Die Haupthilfen werden, wie folgt, gegeben.

Beim Verlängern oder Verkürzen der Longe, was Beides oft nöthig ist, schnell und genau geschehen und meist so eingerichtet werden muß, daß dem Pferde — falls es nicht widerspenstig ist — jede unangenehme Empfindung auf der Nase oder im Maul erspart wird, läßt für den ersten Fall der Führer die Longe nur durch die erweiterte Öffnung der Finger der führenden Hand über den Handteller hin gleiten, während die andre einen Umschlag nach dem andern abwickelt; für den zweiten Fall wird die führende Hand gleichfalls ein wenig geöffnet, indeß der andre Arm sich rückwärts ausstreckt, die Longe durchzieht, wieder vorgreift und sie aufwickelt.

Beim Halten, sobald das Pferd von der Stelle zurück oder im Kreisgang auswärts drängt, macht der Longenführer möglichst Front gegen dasselbe, stemmt sich fest rückwärts, setzt die nicht führende Hand in den Hohlrücken ein und hält mit der führenden kräftig und in der dem Streben des Pferdes entgegen gesetzten Richtung ausdauernd gegen.

Beim Vorziehen aus einer falschen Stellung hinter den Zügeln nimmt er das Faust- und Ellenbogengelenk — nach Umständen den ganzen Arm — allmälig und bis zur Erreichung seines Zweckes ausdauernd an und zwar, indem er möglichst scharf Front gegen das Pferd macht.

Beim Hereinziehen, wenn das Pferd im Gange sich mit Gewalt in die Longe legt, nimmt er in ähnlicher Weise, doch anhaltender und bei Widersetzlichkeit wiederholt die Faust gegen die Schulter zurück und sucht durch Frontstellung seine Hilfe auf Erfordern noch nachdrücklicher wirken zu lassen.

Beim Herabziehen, wenn das Pferd steigt, wird eben so verfahren, als beim Vorziehen und Halten.

Beim Aufrichten auf gerader Linie wird ein hebender Anzug vorwärts gegeben, wodurch die Strippe der Longe, wenn diese in das Kinnstück geschnallt ist, das Pferd von unten an das Kinn trifft. Auf der Kreisbahn nimmt man vorher erst die Longe mit dem Faustgelenk ein wenig, und macht dann von dieser Faststellung aus eine rasche Bewegung auf- und aufwärts.

Beim Hinausweisen, sobald das Pferd in die Kreisbahn hinein drängt, kann der Longenführer nur

dadurch die Hilfe geben, daß er — ohne große Verkürzung der Longe — die führende Faust höher hebt, dem Pferd etwas entgegen tritt und durch ein Schütteln der Faust eine Schlangenbewegung der Longe hervorbringt, welche er gegen das inwendige Auge des Pferdes richtet. Kommt er damit nicht aus, so nimmt er die erhobene Faust mit gebogenem Arme gegen die andre Schulter an und macht von da aus eine rasche Kreisbewegung mit dem ganzen Arme ab- und auswärts; wodurch die schlaffe Longe einen kräftigen Schwung erhält und das Schnallenende so nach Außen geworfen wird, daß das Pferd seine Richtung dahin nehmen muß.

Beim Verhalten sind Abstufungen nöthig. Zuerst wiederholtes sanftes Annehmen und Nachgeben, dann Schütteln der Longe, um Spielen mit dem Mundstück oder dem Kappzaum auf Lade oder Nase hervorzubringen, wobei ein gelinder Anzug einwärts wiederholt eingreift. Letztes Mittel sind kräftige Anzüge, worauf jenes Schütteln verstärkt folgt und ein nachdrückliches Schnellen mit der Longe schließt, und zwar mit der Bewegung des Aufrichtens (beim Kinnstück) oder des Annehmens (beim Kappzaum). Hereingerissen darf das Pferd niemals dabei werden.

Beim Pariren tritt das verstärkte Verhalten unterstützt durch die Stimme (Halt! Parirt! Parez! basta!) und die Peitsche ein.

Beim Zurücknehmen tritt ein öfters wiederholtes, nachdrückliches Anziehen mit kurz angefaßter Longe ein, und zwar beim Kinnstück von unten nach oben, beim Kappzaum aber von oben nach unten.

Um zu strafen, werden plötzliche, kurze und rißartige Anzüge (saccades) gethan, wenn die Hilfen nicht fruchten wollen. Die Stärke derselben richtet der Longenführer nach Maßgabe der Empfindlichkeit des Pferdes ein.

Peitschenführung. Das Geschäft des Peitschenführers — der seine Peitsche am untersten Ende mit voller Faust so anfaßt, daß nur der Knopf außerhalb derselben ist und sie stets mit der auswendigen Hand führt, weil diese dem Pferd am nächsten steht — bei der Longenarbeit ist: das Vortreiben des Pferdes in Ermangelung der Schenkel des Reiters. Bei diesem Treiben wird der Peitschenarm von der Schulter aus erhoben und mit dem Peitschenstiele wagerecht gegen das Pferd so ausgestreckt, daß die Schnur am Boden fortschleppt. Er selbst hält sich bei der Arbeit auf gerader Linie so seit- und rückwärts des Longenführers, daß er seine Hilfen zwar von hinten anbringen, aber bei einer plötzlichen Kruppenwendung des Pferdes nicht von ihm getrennt werden kann; auf der Kreisbahn dagegen hält er sich stets auf der auswendigen Seite des Longenführers zwischen diesem und dem Pferde, von dem seine Entfernung durch die Umstände bestimmt wird (beim trägen und widersetzlichen Pferde nahe, beim willigen und empfindlichen entfernter). Seine Hauptbilfen sind: Schwingen der Peitsche von hinten nach vorn; Treffen des Pferdes, dem Zweck und der Empfindlichkeit desselben angemessen, an rechter Stelle (zwischen den Keulen, am Bauche, ausnahmsweise bis zur Schulter). Von oben herab und von vorn darf ein Pferd weder gehauen noch geschreckt werden. Drohen muß er mit erhobenem Peitschenstiele, unter ernstem Anrufen. Knallen darf er nie. Gestraft wird erst, wenn die Hilfen fruchtlos sind. Die Kunst ist hier: Zeit, Ort und Maß zu treffen.

Des Gehilfen Dienstleistung bei der Longenarbeit besteht im Hin- und Wegführen des Pferdes, im Ausbinden der Zügel, im Einschnallen der Longe, im Anführen des Pferdes auf dem gegebenen Hufschlage und in der befohlenen Gangart, im Nachlassen der Zügel und Haferreichen beim Rasten. Seine Verrichtungen — vom Befehle des Longenführers abhängig — müssen ruhig, gelassen, pünktlich und richtig geschehen; er geht nie hinter dem Pferde weg, kriecht nicht unter der Longe hin und her, darf das Pferd beim Anführen weder schleppen noch ansehen, greift nie in die Longe, läßt das Pferd unmerklich aus, hält sich, wenn es auf der Kreisbahn läuft, allzeit hinterwärts desselben, und sucht — eben wie der Peitschenführer — immer mit dem Longenführer im strengsten Einklange zu handeln.

Eine bedeutende Hilfe bei der Longenarbeit ist die Stimme. Nur der Longenführer darf sich ihrer bedienen. Hauptsache dabei ist das Treffen der richtigen Betonung; das Pferd lernt sehr leicht die Bedeutung derselben auffassen, wenn sie die — einsylbigen — Worte: „komm, fort, Trab, Schritt, Halt ꝛc.," so gibt, daß in dem Tone zugleich die Andeutung von Lob, Tadel, Sänftigung und Antreiben liegt. (*Benicken.*)

Hilferecht, s. Hilfsrechte u. Hauptrecht.

Hilfkette (im Bergwerksmaschin.), s. Kette.

Hilfkreuz (im Maschinenbau), s. Helfarme und Kreuz.

Hilflasche, s. Lasche.

Hilfleistung, s. Hilfe u. Hilfsleistung.

Hilfrede, s. Einrede.

Hilfsactus, s. Hilfe u. Hilfsvollstreckung.

Hilfsadresse, s. Nothadresse u. Wechsel.

Hilfsarme, s. Helfarme.

HILFSAUFLAGE, HILFSPRÄCEPT (praeceptum executivum), heißen richterliche Befehle, worin der in einem rechtskräftigen Urtheil zu einer Leistung Verurtheilte zur Befolgung des Urtheils und Leistung dessen, was er darnach thun und leisten soll, binnen einer bestimmten Frist bei Vermeidung der Execution angewiesen wird. Ein solcher Befehl erfolgt nur auf Anzeige des siegenden Theiles, daß das Urtheil rechtskräftig geworden, aber vom Verurtheilten noch nicht erfüllt sei und auf das damit zu verbindende ausdrückliche Ansuchen das Hilfsprácept zu erlassen. Um die Hilfsvollstreckung wird nach der gemeinen Praxis nicht zugleich nachgesucht, sondern erst nach abgelaufener Frist. Oft ist schon in dem Endurtheil ein Termin zur Befolgung des Urtheils und Leistung des Auferlegten bestimmt. S. das Weitere unter d. Artikel Hilfsvollstreckung. (*R.*)

Hilfsbänder, s. Knochen u. Muskeln.

Hilfsbrief, s. Hilfsschreiben.

Hilfsclauseln, s. Executivclauseln u. Hilfsvollstreckung.

Hilfscommissarien, s. Executionscommission u. Hilfsvollstreckung.

Hilfsflagge, s. Flagge.

Hilfsfrist, s. Frist.

Hilfsgebot (Mandatum de exsequendo), s. Hilfsauflage.

HILFSGEBÜHREN, nennt man die für die Execution (Hilfe) an das dabei thätig gewesene Gerichtspersonal zu zahlenden Kosten; zu tragen hat sie ausschließlich derjenige, gegen welchen die Execution verfügt wurde und es ändert darin nichts, wenn auch die Prozeßkosten compensirt seyn sollten. Verschieden davon ist das so genannte Hilfsgeld (s. d. Art.) (*R.*)

Hilfsgegenstand, s. Hilfe u. Hilfsvollstreckung.

Hilfsgeld, s. Subsidien.

HILFSGELD *), heißt diejenige Geldabgabe, welche der obsiegende Theil in einer Schuldklagsache in einigen Gegenden Teutschlands neben den taxmäßigen Gerichtssporteln dann an die Gerichtsbehörde zu entrichten hat, wenn der Verurtheilte es zur Hilfsvollstreckung gegen sich kommen läßt. Das Hilfs- oder Helfegeld kommt als Gerichtsnutzung schon in Urkunden der ersten Hälfte des 15ten Jahrh. so vor, daß der Gerichtseigenthümer es da, wo es hergebracht ist, zu beziehen befugt seyn soll; gleichwohl geschieht desselben in den Rechtsbüchern des Mittelalters keine Erwähnung, und seine Entstehung wird eben deßhalb wohl mit Recht ungefähr in das zweite Viertheil des 14ten Jahrh. gesetzt. Ohne Zweifel hat es historisch gleichen Ursprung mit dem teutschen Laudemium. Die Hilfsvollstreckung in liegende Güter wegen Geldschulden war schon nach älterer germanischer Sitte mit einer feierlichen Einweisung des Gläubigers in den Besitz der verhofenen Grundstücke, Behufs vorerstiger Sicherstellung seiner Forderung halber, verbunden. Wie der neue Gutserwerber dem Gutsherrn bei der Investitur ein gewisses Bezeigungsquantum zu entrichten pflegte, so mochte auch derjenige, welcher einen, mit gewisser Maßen ähnlichen rechtlichen Wirkungen begleiteten, Akt der vorhin erwähnten Art veranlaßte, leicht sich bereit finden lassen, dem Gerichtsherrn, unter dessen Auctorität die Handlung erfolgte, eine außerordentliche Spende zu reichen, und es mochte, was anfänglich der gute Wille nicht verweigert hatte, später als rechtliche Anforderung geltend gemacht werden. Ausgemacht ist, daß der Anspruch auf Hilfsgeld überall, wo er vorkommt, zunächst und hauptsächlich auf dem Herkommen beruht, und daß die Gesetze denselben ungleich seltener in der erweislich hergebrachten Maße bestätigen, als auf diese, oder jene Weise limitiren; besonders, wo sie die, von manchen Rechtslehrern vertheidigte, Ansicht festhielten, daß das Hilfsgeld, seiner wahren und ursprünglichen Bedeutung nach, von dem Verurtheilten als Strafe des Ungehorsams, dessen er, durch Säumniß in der freiwilligen Befolgung des richterlichen Ausspruchs, sich schuldig mache, zu entrichten sei. Eben deßhalb lassen sich auch nur wenige allgemeine Grundsätze darüber aufstellen; vielmehr treten die Bedingungen und einzelnen Fälle der Entrichtung, in Folge der verschiedenen Lokalobservanzen und Gesetze, in den verschiedenartigsten Abweichungen hervor. Man bemerke Folgendes: Das Hilfsgeld findet nur Statt, wenn das Urtheil auf bare Zahlung gerichtet ist, und fällt mithin hinweg, so oft das Hilfsobject unmittelbar selbst Streitgegenstand war. Gewöhnlich kommt dasselbe nur bei der Hilfsvollstreckung in Immobilien vor; selten, wie ehedem wenigstens, z. B. im Altenburgschen, auch bei der Execution in bewegliches Vermögen des Schuldners. Regelmäßig besteht das Hilfsgeld in gewissen Procenten, bald, vom Betrage des ganzen Liquidum, bald, wie z. B. in Kursachsen, von der Hauptforderung allein. Namentlich beträgt dasselbe in den sächsischen, schwarzburgschen und reuß'schen Ländern, 5 pCt., in der Oberlausitz 10 pCt., in Braunschweig 2 pCt., in Meklenburg 1 pCt. Erst wenn der Sieger das Hilfsgeld erlegt hat, ist der Richter mit der Hilfsvollstreckung vorzuschreiten verpflichtet. Indessen wird die bezahlte Summe gleich anderem, der Ersatzverbindlichkeit unterliegenden, dem obsiegenden Theil durch den Rechtsstreit verursachten Aufwande, aus den verhofenen Gütern wiederum mit beigebracht; und nach kursächsischen Verordnungen soll das Hilfsgeld erst vom Ertrage der aus den letzteren gezogenen Früchte, oder aus dem Subhastationserlös erhoben werden. Der Umstand, daß der Schuldner die Hilfe für vollstreckt annimmt, ist gemeiniglich ohne einigen Einfluß auf die Verbindlichkeit, Hilfsgeld zu bezahlen. Jedoch fällt dieselbe zuweilen, z. B. in Kursachsen, nicht nur in einem solchen Falle überhaupt, sondern auch dann hinweg, wenn es bloß zum ersten Hilfsakte (der so genannten Execution im engsten Sinne) kommt. Wo die eigentlichen Gerichtssporteln und die übrigen Gerichtsnutzungen in verschiedene Kassen fließen, ist das Hilfsgeld im Zweifel Reservat des Gerichtsherrn. Am richtigsten, besonders aus dem statswirthschaftlichen Gesichtspunkte, ist diese Abgabe wohl von den Gesetzen gewürdigt worden, welche dieselbe gänzlich aufgehoben haben. So ein Anhalt-Köthensches Mandat v. J. 1793, eine Weimar. Verordnung v. J. 1815 **), eine Koburg. dergleichen v. J. 1821. Nach einem Meining. Reskript v. J. 1805 soll aus billigen Rücksichten davon dispensirt werden.

(*B. Emminghaus.*)

HILFSGESUCH, heißt in der juristischen Sprache das Nachsuchen um die so genannte Hilfe s. d. Art. u. Hilfsvollstreckung. (*R.*)

*) Vergl. *Seb. ab Eckardt* D. de origine et causa pecun. executt., germanice, Hilfsgeld. Jen. 1792. Korl, Theorie des sächs. bürgerl. Proz. §. 222.

**) Ist unerwähnt geblieben von Korl a. a. O., auch in von Göckel's Samml. d. weimar. Ges. ꝛc. ausgelassen.

Hilfsgrund, s. Grund.
Hilfshypothese, s. Hypothese.
Hilfskette, (Bergwerks-Maschinenb.), s. Kette.
Hilfsklage, s. Hilfe u. Executionsklage.
Hilfsknochen, s. Knochen.
Hilfskräfte, s. Kraft.
Hilfskreuz (Maschinenb.), s. Helfarme u. Kreuz.
Hilfslasche, s. Lasche.

HILFSLAUT, ein Laut, dessen man bedarf, um einen andern hörbar zu machen, wird in der grammatischen Terminologie 1) oft so gebraucht, daß darunter der Vokal im Gegensatz des Consonanten zu verstehen ist. Man geht dabei von dem Gedanken aus, daß der Consonant den eigentlichen Kern der Wörter bilde und der Vokal nur den Zweck habe, die Aussprache desselben möglich zu machen. Läßt sich gleich nicht verkennen, daß in manchen Sprachen, z. B. allen semitischen, die Vokalisation höchst stiefmütterlich behandelt ist, so tritt doch jener Ansicht nicht bloß die unläugbare Thatsache entgegen, daß in sehr vielen Sprachen der Vokal dem Consonanten an Wichtigkeit nichts nachgibt, sondern, was die Hauptsache ist, daß auch da, wo man die Vokale in der Schrift übersahe und in der Aussprache mit einer gewissen Nachlässigkeit behandelte, diese etwas eben so Wesentliches bilden als die Consonanten. Wem kommt es in den Sinn, die Sele nur als einen Hilfstheil des Menschen, den Leib dagegen als den Haupttheil zu betrachten? Und doch ist der Vokal im Worte das beselende Princip, der Consonant aber der Leib, der Träger jenes belebenden Hauches. Wollte man den Namen Hilfslaut für die beiden gewöhnlich einander entgegen gesetzten Laute durchaus nicht aufgeben, so würde er eher dem Consonanten beizulegen seyn, als dem Vokale; denn was ist der erstere Anderes, als eine bloße durch die in der Mundhöhle befindlichen Organe bewirkte Modification und Beimischung der Stimme bei ihrem Heraustreten aus der Kehle und Durchzuge durch die Mundhöhle, mithin gewisser Maßen, nur etwas den der Stimmritze entquollenen Ton Unterstützendes? 2) Bezeichnet Hilfslaut jeden Laut, welcher der Stammform nicht angehört (gewöhnlich Servilbuchstabe bei den Grammatikern genannt). 3) Läßt sich der Name einem jeden Laute beilegen, welcher nach den gewöhnlichen Gesetzen der Wortbildung und Flexion durchaus nicht erforderlich ist, sondern nur zur Erleichterung der Aussprache bei irgend einer Formation oder Flexion benutzt wird. Dahin gehört z. B. das verstohlne Patach der hebräischen Sprache (ein ganz kurzes vor dem am Ende eines Wortes stehenden Kehlbuchstaben ertönendes a), ferner ihre so genannten Chateſs oder zusammen gesetzten Schwa's. (*A. G. Hoffmann.*)

HILFSLEISTUNG, bezeichnet in der juristischen Sprache 1) Mitwirkung bei einem Verbrechen oder Theilnahme an demselben (Concursus ad delictum); das Nähere s. unt. d. Art. Verbrechen; 2) das Gewähren der so genannten großen oder kleinen Hilfe (s. d. Art. Hilfe u. Hilfsvollstreckung). Wird aber 3) der Ausdruck auf die Ehe bezogen (eheliche Hilfsleistung, mutuum adjutorium), so umfaßt H. (nach Can. 3. cons. 27. qu. 2. u. cap. II. X. de praesumt.) außer der gegenseitigen Freundschaft und Liebe der beiden Ehegatten das gemeinschaftliche Bestreben zur Erhaltung und Beförderung des Glückes, gemeinschaftlichen Genuß alles Erworbenen, gegenseitige Theilnahme und Unterstützung bei den verschiedenartigsten Vorfällen des Lebens u. s. w. Ausführlicheres s. hierüber unt. d. Art. Ehe. (*R.*)

HILFSMANDAT oder Executionsmandat, bezeichnet jetzt in der Regel den schriftlichen Befehl eines Gerichts an dessen Unterbedienten (Gerichtsdiener, Frohn, Vogt), wodurch demselben anbefohlen wird, einzelne vom Gericht verfügte executorische Maßregeln zu vollziehen. Ein solches Mandat wird namentlich dann erlassen, wenn 1) der Schuldner selbst zu arretiren, oder 2) bewegliche, demselben zugehörige, Sachen in gerichtlichen Gewahrsam zu bringen, oder 3) solche Handlungen desselben, die auch durch Andere vorgenommen werden können, zu vollziehen sind, oder 4) wenn die Execution durch Einlegung der Wache vollstreckt werden soll; im letzten Falle ist jedoch vorausgesetzt, daß dem Gericht selbst die dazu erforderliche Mannschaft zu Gebote stehe, widrigen Falls nur ein Hilfsbrief (Executorialien) an die betreffende Militärbehörde zu erlassen wäre (s. den Art. Hilfsschreiben). Das Hilfsmandat enthält nebst der Bezeichnung der einzelnen Prozeßsache (Rubrum causae), eine möglichst specielle Vorschrift dessen, was der Beauftragte thun soll, wohin namentlich auch stets der von ihm sofort nach vollzogenem Auftrag zu erstattende Rapport gehört und schließt mit der Bemerkung des Ortes und der Zeit der Ausfertigung (Formulare solcher Mandate gibt z. B. die vollständige Erläuterung des gemeinen und sächs. Prozesses (von Lickefett) Bd. IV. S. 378 ff.). — Bei dem teutschen Reichskammergerichte aber und bei einigen *) Oberappellations-Gerichten, namentlich dem zu Celle und Kassel kommt der Ausdruck Hilfsmandat noch in einem etwas andern Sinne vor. Da nämlich diese Gerichte die Hilfe nicht füglich in den oben bezeichneten Fällen durch ihre eigenen Unterbedienten in ihrem so umfassenden Gerichtssprengel vollstrecken lassen konnten, und resp. können; so erlassen sie Auflagen an Unterobrigkeiten, unter deren Gerichtsbarkeit sich entweder das Objectum Executionis oder die zu arretirende Person befindet, worin sie diese mit der Vollstreckung der Hilfe beauftragen, und solche Verfügungen nennt man auch Hilfsmandate (Mandata executorialia, oder de exsequendo) auch bloß executoriales **). (*Ad. Martin.*)

HILFSMITTEL, 1) im Allgem. s. Mittel; 2) juristische Terminologie s. im Art. Hilfsvollstreckung. 3) In der Medic. so viel als Heilmittel; vergl. d. Art. Arzneimittel. (*R.*)

*) Den meisten ist die Execution ihrer Urtheile ganz entzogen. Vergl. den Art. Oberappellations-Gericht. **) Vergl. Reichskammer-Ger. Ordn. v. 1555. Th. III. Tit. 48. 49. Reichs-Absch. v. 1654. §. 160. Celle'sche Ob. App. Ger. Ord. Th. II. Tit. XV. §. 9 u. 31. Kurhessische Ob. App. Ger. Ordn. Tit. VII. §. 1.

Hilfsmuskeln, ſ. Muskeln.

Hilfsnote, ſ. Hilfe (sprachl.) u. Hauptnote.

Hilfspfandrecht, ſ. Hilfe (Rechtsw.) u. Pfandrecht.

Hilfspräcept, ſ. Hilfsauflage.

Hilfsprediger, ſ. Prediger.

Hilfsprozess, ſ. Hilfe u. Exsecutionsprozeß.

HILFSRECHTE, ſind Rechte fremder Völker und Staten, welche in einem State dann zur Anwendung kommen, wenn die einheimiſchen Rechtsquellen des States keine oder keine ausreichenden Vorſchriften enthalten. Ihre Giltigkeit in dem State, in welchem ſie zur Ergänzung der Lücken der einheimiſchen Geſetzgebung gebraucht werden, beruht auf der Reception, welche ſowohl durch ausdrückliche Anerkennung fremder Rechte in der Eigenſchaft der Geſetze durch die geſetzgebende Gewalt, als dadurch geſchehen kann, daß ein fremdes Recht ohne Widerſpruch und mit Vorwiſſen der geſetzgebenden Gewalt allmälig in einem State zur Anwendung gebracht und als Gewohnheitsrecht geltend wird. In Teutſchland ſind ſeit dem 12ten Jahrh. das römiſch-juſtinianeiſche Recht im Corpus Juris Civilis, das kanoniſche Recht im Corpus Juris Canonici und das longobardiſche Lehnrecht in den libri Feudorum, Anfangs nicht ohne Widerſpruch, in Anwendung gekommen und ſtillſchweigend recipirt worden [1]). Erſt lange, nachdem man über ihre Giltigkeit längſt außer Zweifel war, ſind die höchſten Reichsgerichte, Reichskammergericht und Reichshofrath nach des Reiches gemeinen Rechten (ſo heißen dieſe fremden recipirten Rechte in der Sprache der Reichsgeſetze), darnach bei ihren Entſcheidungen ſich zu richten angewieſen worden [2]). In den neuern Zeiten iſt die Giltigkeit des fremden gemeinen Rechtes in den beiden größten teutſchen Staten abgeſchafft und an deſſen Stelle ſind einheimiſche Geſetzbücher geſetzt worden, in Preußen das allgemeine Landrecht für die preußiſchen Staten ſeit 1794, in Öſtreich das allgemeine bürgerliche Geſetzbuch für die geſammten teutſchen Erbländer der öſtreichſchen Monarchie ſeit 1811. In andern teutſchen Ländern hat auch die franz. Geſetzgebung im Code Napoléon Giltigkeit erhalten. I. Das römiſch-juſtinianeiſche Recht iſt in Teutſchland nur in der Geſtalt und ſo weit recipirt, als die Gloſſatoren es gekannt und gloſſirt haben (quicquid glossa non agnoscit, nec agnoscit curia), daher ſind alle von den neuern Herausgebern der Juſtinianeiſchen Rechtsſammlung erſt aus andern Quellen reſtituirte Stellen ohne geſetzliche Kraft. Von den gloſſirten Stellen können nur die als Geſetze zur Anwendung gebracht werden, welche wirklich eine geſetzliche Vorſchrift enthalten, nicht die Definitionen, Eintheilungen, Worterklärungen, hiſtoriſchen Nachrichten und die Stellen, welche eine Empfehlung einer geſetzlichen Vorſchrift als billig und zweckmäßig enthalten. Verordnungen, welche römiſche in Teutſchland ganz unbekannte Sitten und Inſtitute betreffen oder auf eigenthümlichen römiſchen, in Teutſchland nie anerkannten Anſichten beruhen, können nicht zur Anwendung kommen. Auf urſprünglich teutſche, den Römern ganz unbekannt geweſene Gegenſtände und Einrichtungen läßt ſich das römiſche Recht gar nicht oder nur mit großer Vorſicht anwenden. Unter dieſen Beſchränkungen kommt aber das römiſche Recht, wenn nicht das kanoniſche Recht oder einheimiſche teutſche, noch geltende Rechtsquellen abweichende Grundſätze aufſtellen, allerdings zur Anwendung und hat die Vermuthung der Geſetzeskraft für ſich, weil es im Ganzen, nicht bloß ſtellenweiſe, recipirt worden iſt. Das römiſche Recht vor Juſtinian und deſſen ſämmtliche noch vorhandene Quellen, ſo weit ſie nicht in die juſtinianeiſche Rechtsſammlung übergegangen ſind, und das Recht nach Juſtinian haben in Teutſchland keine Giltigkeit. Deſto größer iſt der wiſſenſchaftliche Werth ſämmtlicher vorjuſtinianeiſcher Rechtsquellen zur Erklärung des juſtinianeiſchen Rechtes. Auch von den Rechtsquellen nach Juſtinian können einige, beſonders die Baſiliken und ihre Scholien, bei der Kritik des Textes der juſtinianeiſchen Rechtsbücher gar nicht entbehrt werden. II. Das kanoniſche Recht, im Corpus Juris Canonici enthalten, hat ebenfalls in Teutſchland Giltigkeit und Geſetzeskraft, nicht bloß in rein geiſtlichen und kirchlichen Sachen, ſondern auch in andern, dem Zwecke der Kirche urſprünglich fremden, welche im Mittelalter durch die Päpſte als kirchliche und geiſtliche Sachen betrachtet, und in welchen von den Päpſten Entſcheidungen gegeben und Verordnungen erlaſſen worden ſind, welche vor der Reformation als rechtmäßig und allgemein verbindlich gegolten haben. Selbſt durch die Reformation hat das kanoniſche Recht ſeine Giltigkeit für die Proteſtanten in Teutſchland nur in ſo weit verloren, als es Beſtimmungen enthält, welche der innern Verfaſſung und den Glaubenslehren der proteſtantiſchen Kirche entgegen ſind [3]). Denn Luthers Bemühungen, das kanoniſche Recht in den proteſtantiſchen Ländern abzuſchaffen, blieben ohne Erfolg. Selbſt für die Katholiken iſt die Giltigkeit des Corpus Juris Canonici theils durch neuere Kirchengeſetze, beſonders die Schlüſſe der tridentiniſchen Kirchenverſammlung, theils durch Reichsgeſetze, namentlich den weſtphäliſchen Frieden von 1648 beſchränkt worden. Wenn die Vorſchriften des römiſchen und kanoniſchen Rechtes von einander abweichen, ſo hat das kanoniſche Recht als das neuere, oft abſichtliche Abänderungen und Verbeſſerungen des römiſchen Rechtes enthaltende und den teutſchen Sitten und Gewohnheiten näher verwandte, in der Regel bei der Anwendung den Vorzug vor dem römiſchen Rechte. Doch hat ſich bisweilen der Gerichtsgebrauch in manchen Lehren für den Vorzug des römi-

1) Über die Gründe der Reception des römiſchen und kanoniſchen Rechtes vergl. Pütter Beiträge zum teutſchen Stats- und Fürſtenrechte. Bd. 2. Nr. 23. S. 30 ff. und Nr. 25. S. 53 ff.

2) Reichskammergerichts-Ordnung von 1495. §. 3. von 1555. Th. I. Tit. 57. Reichshofrathsordn. von 1654. Tit. 7. S. 24. Reichsabſchied von 1654. §. 105.

3) *Just. Henning. Böhmer* diss. de praxi juris canonici in terris protestantium, Hal. 1712. *Ejusdem* Exercitationes ad Pandectas. T. I. p. 344. *Christ. Frider. Glück* Praecognita Jurisprudentiae ecclesiasticae. p. 382 sqq.

schen Rechtes entschieden [4]). III. Das longobardische Lehnrecht, in den libri Feudorum enthalten, ist die Quelle des gemeinen in Teutschland geltenden Lehnrechts und hat in der Regel selbst vor den einheimischen Lehnrechtsbüchern des Mittelalters den Vorzug. IV. Das franz. Civilrecht im Code Napoléon ist in den teutschen mit Frankreich nach und nach vereinten Ländern und in mehreren Rheinbundsstaten, im ehemaligen Königreich Westphalen und den Großherzogthümern Berg und Frankfurt, und im Herzogthum Anhalt-Köthen eingeführt; für das Großherzogthum Baden als Landrecht mit Beibehaltung mehrerer teutschen Institute teutsch bearbeitet worden [5]) und gilt gegenwärtig noch daselbst; in den übrigen teutschen Ländern hat es seit dem Sturz der Herrschaft Napoleons seine Giltigkeit durch neuere Gesetze wieder verloren, mit Ausschluß des linken Rheinufers und des ehemaligen berg'schen Gebietes [6]).

(*C. W. E. Heimbach.*)

HILFSRECHT, HILFERECHT, in einem andern Sinne s. unt. d. Art. Hauptrecht. (*R.*)

Hilfsredo, s. Einrede.

Hilfsrufung, s. Hilfsgesuch.

HILFSSCHEIN, pflegt man die nach einigen sächs. Prozeßordnungen, z. E. der kurs. erläut., der altenburg., der gotha'schen, dem Gläubiger über die erfolgte judicielle Besitzergreifung der als Hilfsgegenstand angegebnen Liegenschaften des Schuldners vom Gericht der belegenen Sache auszufertigende Urkunde zu nennen, sei es nun, daß der Hilfsakt wirklich Statt gehabt hat (exsecutio vera), oder, was von gleicher Wirkung ist, daß die Hilfe vom Schuldner durch seine vor Gericht abgegebene Erklärung freiwillig für vollstreckt angenommen worden ist (exsecutio ficta). Erwähnt wird in dem Hilfsscheine gewöhnlich, daß dem Gläubiger in Folge der actuellen, oder für geschehen angenommenen Hilfe ein dingliches Recht (Hilfspfandrecht) an den verholfenen Grundstücken eingeräumt und daß darüber, vorschriftmäßig, das Nöthige im Consensbuche angemerkt worden sei. Bedingung der rechtlichen Existenz dieses Hilfspfandrechts ist aber die Ausfertigung des Hilfsscheines, der richtigen Meinung nach, keines Wegs; da dieselbe vielmehr bloß den Zweck hat, zum Beweise dieses Pfandrechts zu dienen. Dieß gilt auch dann, wenn das Hilfsobject unter der Gerichtsbarkeit eines andern Gerichts, als des Prozeßgerichts gelegen ist, der Schuldner aber seine Erklärung, die Hilfe für vollstreckt annehmen zu wollen, lediglich vor dem letzteren abgegeben hat, wenn gleich in einem solchen Falle das Hilfspfandrecht allerdings erst von dem Zeitpunkte anhebt, wo das Gericht der belegenen Sache durch das Prozeßgericht von jener Erklärung in Kenntniß gesetzt worden ist*). (*B. Emminghaus.*)

HILFSSCHREIBEN oder Ersuchschreiben, Requisitionsschreiben — kommen bei Geschäftshandlungen zwischen verschiedenen Gerichten und anderen Statsbehörden, die zu einander in keinem Subordinationsverhältnisse stehen, und zwar sowohl im bürgerlichen als peinlichen Prozesse vor. Der Weg nämlich, durch welchen ein Gericht ein anderes ihm coordinirtes (gleichstehendes) zur Thätigkeit auffordert, ist der durch Requisitionsschreiben [1]).

Der Grund aller Requisitionsschreiben beruhet auf der allgemein anerkannten Nothwendigkeit, die Wahrheit, die oft nur durch Zusammenwirken mehrerer Gerichte aufgehellt werden kann, auszumitteln. Eine gute Rechtspflege wäre nicht zu erreichen, unterstützten sich nicht wechselseitig die Gerichte, insbesondere, wenn es auf Handlungen ankommt, die nur in einem anderen Gerichtsbezirke [2]) vorgenommen werden sollen. Daher sind alle coordinirte Gerichte so berechtiget, als verpflichtet, auf rechtmäßiges Begehren jedes ihnen auch nur gleichstehenden Gerichts desselben Stats, zur Beförderung der Rechtspflege Alles zu thun, wozu sie ihrem Amte nach befugt und im Stande sind; mithin, wenn sie nur ersehen können, daß kein Eingriff in ihre Gerichtsbarkeit vorgehe, das Gebetene, welches die Gränzen richterlicher Befugniß nicht überschreitet, dann untersucht ist, ob es gerecht oder ungerecht sei, zu verfügen.

Alle Requisitionsschreiben, sie mögen Insinuationen, Zeugenabhörungen, Eidesabnahmen, Kosteneinziehungen, Assirion erlassener Edictalcitationen und Subhastationspatente, oder die Verhaftnehmung und Auslieferung der Verbrecher und verbrecherischer Gegenstände betreffen, werden in Briefform abgefaßt. Die Form der Protokollauszüge ist unnatürlich [3]). Sie müssen zweckmäßig eingerichtet seyn, und so viel enthalten, daß der ersuchte Richter sich von dem Rechtsbestande der Er-

---

4) Vergl. über diese Ausnahmen Quistorp Beiträge zur Erläuterung verschiedener Rechtsmaterien. St. 18. Nr. VIII. S. 124 ff. 5) Code Napoléon mit Zusätzen und Handelsgesetzen als Landrecht des Großherzogthums Baden. Carlsruhe 1809. 8. 6) Eichhorns Einleitung in das teutsche Privatrecht. S. 21.

*) S. Kori Theorie des sächs. bürgerl. Prozesses. §. 205. *Gottschalk* Disceptatt. forens. T. I. c. 24. ed. 2. p. 259 sqq.

1) Vergl. A. was den bürgerlichen Prozeß betrifft: *J. Henr. Rothschild* D. de literis mutui compassus. Argent. 1676. *Erath* de requisitione judiciali. Brunsvic. 1747. *Christ. Jac. Zwierlein* Diss. 1 et 2. de liter. requisitorialibus etc. Gottingae 1758. Theod. Konr. Hartleben Erläuterung der Rechtsmaterie von Requisitionen. Wetzlar 1792. *Mevius* III. d. 145. Oltze Anleitung zur gerichtlichen Praxis. §. 90. Martin Lehrbuch des teutschen gemeinen bürgerlichen Prozesses. Heidelberg 1826. §. 66 u. 114. B. was den peinlichen Prozeß betrifft: Tittmann Handbuch der Strafrechtswissenschaft und der teutschen Strafgesetzkunde. III. S. 228. Stübel Criminalverfahren in den teutschen Gerichten. §. 1517 — 1524. §. 1612. Martin Lehrbuch des Criminalprozesses. §. 62. Kleinschrod Abhandl. aus dem peinl. Rechte. II. S. 344 u. 384. Mittermaier Handbuch des peinlichen Prozesses. II. S. 73 — 76. 2) Ein Richter kann nämlich, in den unstreitig auch vor ihn gehörenden Rechtssachen, keinen Jurisdictionsact außerhalb seines Gerichtssprengels verrichten. Er muß zu dem Ende die Hilfe des auswärtigen Richters, in dessen Gerichtsbereiche die gerichtliche Handlung vorzunehmen ist, nachsuchen. 3) s. *Pütter* nova epit. processs. imper. ed. 4. §. 299. fol.

ſuchung überzeugen könne. Er muß von dem requirirenden gehörig über das Detail inſtruirt werden, und ſo weit es nöthig iſt, auch Auszüge aus den Acten erhalten, damit er die Geſichtspunkte genau kenne, nach welchen die Handlung zweckmäßig vorzunehmen iſt. Der Gerichtsgebrauch fordert am Schluſſe des Hilfsſchreibens das Erbieten zu gleicher Rechtshilfe nach der hergebrachten Formel „zur Hilfe Rechtens" (in subsidium juris). Dieſe iſt bei einer Requiſition an auswärtige, einer fremden Landeshoheit unterworfene Gerichte nicht zu umgehen. Überflüſſig aber erſcheint dieſes Erbieten des Requirenten zu einer gleichmäßigen Willfährigkeit in ähnlichen Fällen bei Gerichtsſtellen eines und desſelben Landes, bei denen nicht die ſtillſchweigende Übereinkunft der verſchiedenen Landesregirungen und die Rückſicht auf Convenienz und nachbarliche Dienſtgefälligkeit, ſondern die pure Pflicht, der Requiſition Folge zu leiſten, entſcheidet. Dieſe darf weder von einem landesherrlichen, noch Patrimonialgerichte, ohne ein Vergehen gegen die allgemeine Landes-Juſtizverfaſſung verweigert werden. Sehr treffend bemerkt von Pufendorf [4]): „Si eidem Domino territoriali subjecti judices sunt, ad faciendum id, de quo rogati sunt, obstringuntur."

Ein um Ausführung einer Verfügung oder eines Erkenntniſſes erſuchter Richter, hat, vorausgeſetzt, daß die Gerichtsbarkeit des erſuchenden in der Sache begründet, und die Requiſition gehörig geſchehen iſt, nichts mit der Entſcheidung der Sache ſelbſt zu thun, er ſoll nur das Werkzeug der Vollſtreckung eines vom competenten Richter ertheilten richterlichen Ausſpruches ſeyn. Hieraus folgt, daß er ſich über die Sachverdienſte (merita causae) und darüber, ob das zu vollſtreckende Erkenntniß der Beſchaffenheit der Sache und den Rechten der Parteien angemeſſen iſt, weder angerufen, noch von Amts wegen, die geringſte Cognition anmaßen darf. Er iſt vielmehr jeden rechtskräftig gewordenen Richterſpruch im Requiſitionswege zu vollſtrecken verbunden, und hielte er ihn auch nach ſeiner Überzeugung für noch ſo hart und ungerecht [5]). Dagegen gehört vor den requirirten Richter, es mag dieſer ein inländiſcher oder auswärtiger ſeyn, die Beurtheilung jener Einreden, welche auf die Art und Weiſe der Vollziehung des Richterſpruches Beziehung haben [6]).

Da übrigens jede in die Augen fallende unheilbare Nichtigkeit eines vorgeblichen Rechtsſpruchs allen Begriff und alle Wirkung eines rechtlichen Erkenntniſſes ausſchließt [7]), und eine ſolche Nichtigkeit dann auch eintritt, wenn die Unzuſtändigkeit des erſuchenden Richters in der Sache erſichtlich iſt, ſo verſtehet es ſich von ſelbſt, daß, iſt das Eine oder das Andere bei dem zu vollſtreckenden Erkenntniß der Fall, der darum erſuchte Richter nicht allein befugt, ſondern auch verpflichtet iſt, der Requiſition die gewünſchte Folge zu verweigern. Dieſes muß auch dann geſchehen, wenn in der Requiſition ein Eingriff in die eigene Gerichtsbarkeit des requirirten Gerichts zu erblicken wäre, oder durch die angeſonnene Vollſtreckung deſſen, was der erſuchende Richter begehrt, die durch beſondere Landesgeſetze geregelten Amtsverhältniſſe und Dienſtpflichten des erſuchten Richters verletzet würden. Streitig iſt es, ob ein Commiſſär oder judex delegatus an auswärtige, ſeinen Committenten nicht unterworfene Gerichte dergleichen Hilfsſchreiben unmittelbar erlaſſen könne. Daß er überhaupt zu keiner Requiſition befähigt iſt, wenn ſein Commiſſorium nur auf eine einzelne Handlung, und nicht auf die ganze Sache, nämlich auf Unterſuchung oder Verhandlung, Entſcheidung und Hilfsvollſtreckung gerichtet iſt, unterliegt keinem Zweifel. Es fragt ſich nur, ob ein Commiſſarius mit der Befugniß zur Verhandlung und Entſcheidung der Sache auch ſeine Requiſitionsbefugniß unmittelbar geltend machen dürfe. Einige Rechtsgelehrte beſtreiten dieſe Befugniß gänzlich [8]); andere bejahen die Frage unbedingt [9]); und wieder andere [10]) machen einen Unterſchied: ob dem Commiſſarius in ſeinem Commiſſorium die Befugniß ſei ertheilt worden, Hilfsſchreiben an auswärtige Gerichte zu erlaſſen oder nicht. Nur im erſten Falle, aber nicht im letzten Falle wollen ſie dem Commiſſarius eine ſolche Befugniß beigelegt wiſſen. Dieſe letztere Meinung verdient unſtreitig den Vorzug; denn der Grund, warum der fremde oder auswärtige Richter einer an ihn erlaſſenen Requiſition Statt gibt, iſt eigentlich das Erbieten zur gleichmäßigen Willfährigkeit, welches in keinem Erſuchungsſchreiben an auswärtige fehlen darf. Iſt nun im Commiſſorium die Requiſitionsbefugniß ausdrücklich enthalten, ſo hat auch das committirende Gericht den Commiſſarius berechtiget, dieſes Erbieten in ſeinem, des Committenten Namen, dem auswärtigen Richter zu machen. Iſt hingegen dieſe Befugniß dem Commiſſarius nicht beſonders ertheilt worden, ſo kann der requirirte auswärtige Richter nicht wiſſen, welche Meinung das committirende Gericht bei dieſer zweifelhaften Rechtsfrage angenommen hat, und ob er Willens iſt, in ähnlichen Fällen das Gleiche zu beobachten. Die richterliche Gewalt eines Commiſſarius iſt auf die ihm zur Entſcheidung übertragene Sache beſchränkt. Als judex delegatus ſtellt er zwar die Perſon desjenigen vor, von welchem er Auftrag empfing, auch kann er ohne ſpecielle Anführung im Auftragsſchreiben Alles dasjenige verrichten, was zur Ausrichtung und Vollendung des aufgetragenen Geſchäfts durchaus erforderlich iſt; nur kann daraus die Befugniß, einem auswärtigen Richter jene Willfährigkeit zuzuſichern, ohne noch beſonderen Auftrag dazu, nicht gefolgert werden; vielmehr muß ein dazu nicht beauftragter

4) In Tract. de Jurisdict. German. P. 1. Cap. 4. §. 27. 5) Arg. L. 8. Cod. de Exsecut. rei judic. L. 6. Cod. eodem. *Gail* L. 1. observ. 113. Nro. 8. *Mevius* P. 1. Dec. 143 et 285. *Zwierlein* Diss. I de liter. requisit. pag. 43. 6) L. 15. §. 4. et 6. Dig. de re judic. *Carpzov* Lib. 2. Resp. 1. Nro. 5 seq. *Herlich* P. 1. Concl. 79. Nro. 47. *Brunnemann* Jus Eccl. L. 3. C. 11. §. 3. et Proc. civ. C. 29. Nro. 12. *Pufendorf* Proc. civ. P. 5. Cap. 1. §. 6. 7) L. 4. §. 6. Dig. de re judic.

8) ſ. *Schulz* de citatione subsidiaria. cap 2. §. 44. 9) ſ. *Ruland* de commiss. Lib. 5. Cap. 4. Nro. 20. 10) *Muller* de citat. subsidiaria. Cap. 2. §. 21.

Commissarius zu dem Ende an seinen Committenten berichten. Mit Grund können daher die auswärtigen Gerichte die unmittelbare Ersuchung eines solchen zu ihrer Requisition nicht besonders beauftragten Commissarius versagen. Sehr zu billigen ist es aber, wenn Gerichte desselben Landes dergleichen commissarische Requisitionen gegenseitig annehmen, und dieser ohne weitere Berichtserstattung Folge geben. Den Parteien werden dadurch viele Weitläufigkeiten und Kosten erspart.

Weil in der Regel Behörden von höherem Range mit Unterbehörden in Form von Befehlen, und diese mit jenen in Form von Berichten kommuniciren, so haben verschiedene Obergerichte das Princip geltend zu machen gesucht, daß die Untergerichte nicht befugt wären, sie in Rechtssachen unmittelbar zu requiriren; sondern daß dergleichen Requisitionen, durch das dem requirirenden Richter vorgesetzte Obergericht, an das requirirte Collegium gebracht werden müßten. Allein es ist diese Behauptung von allem Rechtsgrunde entblößt. In den gemeinen Rechten ist die Befugniß, ein inländisches oder auswärtiges Obergericht zur Hilfe Rechtens unmittelbar zu requiriren, den Untergerichten nicht entzogen. Solche Requisitionen, wenn sie nur überhaupt gebührend abgefaßt sind, führen nichts Unschickliches mit sich, vielmehr gereichen solche offenbar zu Vermeidung unnöthiger Weitläufigkeiten und Kosten, indem, wenn von den Untergerichten die Requisitionen zuvörderst an die ihnen vorgesetzten Obergerichte gebracht, und von diesen wieder der inländische oder auswärtige Richter zur Hilfe Rechtens ersucht werden sollte, dadurch nothwendig die Hilfe nur aufgehalten und durch Vermehrung der Kosten erschwert wird. Jede fortgeschrittene Prozeßgesetzgebung sucht auch dergleichen nur auf Obergerichts-Dünkel beruhende Observanzen zu beseitigen.

Die Requisitionen haben oft nur die Erlangung gewisser Akten zum Gegenstande. Bei solchen muß immer die Rücksicht entscheiden, ob nicht dem requirirten Gericht selbst noch der Besitz der Akten wichtig wird, und ob nicht der Zweck der Requisition eben so leicht durch bloße Abschrift einzelner Aktenstücke zu erreichen ist.

Die Kosten für jedes in Parteisachen erlassene Hilfsschreiben muß einstweilen derjenige tragen, welcher es zunächst veranlaßt hat, welchem auch, damit er seine Rechte wahren könne, gehörige Nachricht von der erlassenen Requisition zu ertheilen ist.

Besondere Vorsicht erheischt der Gebrauch der Hilfsschreiben sowohl individueller [11]) als allgemein [12]) abgefaßter in Criminalsachen. Diese sind um so bäufiger, je mehr das Gemeinwohl eine allgemeine Mitwirkung aller besonders peinlichen Gerichte desselben Landes (und nach einem höheren Interesse an der Strafgerechtigkeit auch dieser Gerichte des Auslandes [13]) zu Verfolgung begangener Verbrechen veranlaßt, und je mehr benachbarte Staten sich in dieser Hinsicht gegenseitige Hilfe durch Verträge zuzusichern nöthig finden müssen.

Wenn der Richter den Aufenthaltsort irgend eines flüchtig gewordenen Verbrechers bestimmt weiß, oder doch vermuthet, und dieser Ort von der Art ist, daß der Richter nicht dem Angeschuldigten unmittelbar gebieten oder physische Zwangsmittel an dem Orte anwenden kann, so muß er denjenigen Richter, welcher die Gerichtsbarkeit an dem Aufenthaltsorte des Inquisiten ausübt, auffordern, den Verbrecher gefangen zu nehmen, und dann auszuliefern, und dieses thut er durch Hilfsschreiben, Requisitorialschreiben. Sie werden nach den für Requisitionsschreiben überhaupt geltenden Regeln abgefaßt [14]); und haben zum Zwecke, den requirirten Richter in den Stand zu setzen, die Aufforderung zu erfüllen; sie müssen daher, neben dem ausgedrückten Wunsche auch noch theils den Verdächtigen selbst, theils häufig auch den Aufenthaltsort bezeichnen. Darin muß daher 1) genau die Person des Angeschuldigten beschrieben, sein Name, der Stand, sein Aussehen, seine Kleidung, seine auszeichnende Gewohnheit u. s. w. angezeigt; 2) dann die Vermuthung angegeben, warum der Angeschuldigte eben am Orte des requirirten Richters sich aufhalten soll, oder, wenn der Richter den Aufenthaltsort ganz genau weiß, dieser vollständig bezeichnet werden, um es dem requirirten Richter möglich zu machen, ihn zu ergreifen; 3) sie müssen auch eine Angabe der Verbrechen, wegen welcher die Verhaftung geschehen soll, enthalten, doch so kurz als möglich.

Die Angabe auch der Hauptverdachtsgründe gegen den Inkulpaten, die Manche für nöthig halten [15]), geschieht nicht immer; sie ist aber wünschenswerth, damit der jenseitige Richter die Rechtmäßigkeit der an ihn gerichteten Requisition beurtheilen kann [16]), weil es eine tadelnswerthe Sitte ist, wenn der zur Verhaftung requirirte Richter zum willenlosen Werkzeug eines fremden Richters sich macht, und oft aus lauter Gefälligkeit für das requirirende Gericht die Rechte eines Unschuldigen kränkt [17]); daher eine Vernehmung des zu Verhaftenden durch den requirirten Richter nothwendig und in allen Zweifelsfällen, besonders bei Requisitionen auswärtiger Richter eine Anfrage bei dem Obergerichte zweckmäßig seyn wird.

Übrigens entscheidet bei requirirten Verhaftungen, wenn ein ausländisches Gericht requirirt, der abgeschlos-

11) d. h. an ein bestimmtes Gericht erlassen. 12) s. Kleinschrod's Abhandl. aus dem peinl. R. II. Abh. 11. §. 3. S. 336. *Andr. Mylius* de remiss. facinorom. eorumque transport. per territ. alien. Lips. 1729.

13) Hinsichtlich der Staten des teutschen Bundes s. Tittmann die Strafrechtspflege in völkerrechtlicher Rücksicht. S. 35. 14) s. *Zwierlein* de liter. requisitor. ex usu Roman. et German. aut. et rec. Gott. 1756. 15) Wie Tittmann Handbuch III. S. 227., s. dagegen die baiern. Crim. Ordn. §. 412, welche diese Angabe nicht fordert. 16) s. Tittmann Handbuch. §. 719. 17) Über die Glaubwürdigkeit der vom requirirten Richter aufgenommenen Vernehmungsprotokolle, und über Anwendung der L. 6. D. de custod. reor. s. Kleinschrod in den Abhandl. 11, S. 384 — 386.

sene Vertrag zwischen den beiden Staten. Eine Prüfung der Bedingungen der Zulässigkeit auch bei inländischen Requisitionen ist immer nothwendig [18]). Im Zweifel bedarf es der Anfrage beim Obergericht [19]). Da, wo das requirirte Gericht bemerkt, daß durch Vollziehung der auf einem Irrthum beruhenden Requisition ein Unrecht gegen eine Person verübt würde, kann auch die Vollziehung verweigert, und, so weit es nöthig ist, um schleunig den Irrthum zu entdecken und die Verletzung abzuwenden, eine Untersuchung angestellt werden [20]).

Was der Untersuchungsrichter selbst thun kann, dazu soll er keine andere Behörde um ihre Hilfe ersuchen; denn dieser können nicht leicht alle Umstände so genau mitgetheilt werden, als sie der Inquirent kennt. Man liefert aber mangelhafte Proceduren, weiß man nicht ganz genau, worauf es ankommt.

Endlich ist noch der Pflicht einer jeden Criminalbehörde zu gedenken, ein an sie von einer anderen Behörde einlangendes Ersuchungsschreiben, welches aus Irrthum an sie gelangt ist, oder überhaupt bei ihr nicht einschlägt, statt es an die requirirende Behörde zurück zu senden, und dadurch zum Nachtheil der Sache Verzögerung zu veranlassen, sogleich, und erforderlichen Falles per Expressum an jene Behörde zu senden, von welcher sie weiß, daß sie im Stande ist, dem gestellten Ansuchen zu entsprechen. (*Alexander Müller.*)

HILFSSOOLE, heißt bei Salzwerken diejenige Soole, welche den wirklich arbeitenden Trägern, sobald über 8 Tage Kaltläger gewesen, beim Beginnen der Arbeit gegeben wird, um dafür Gehilfen anzunehmen, durch deren Mitwirkung das Schöpfen schneller gefördert werde. (*R.*)

Hilfssperrrad, s. Uhr.

Hilfsspreitzen (in Masch.), s. Spreitzen.

Hilfsstimme (Nebenstimme), s. Begleitung u. Hauptstimme, und im Orgelbau s. Orgel.

Hilfssteuer, s. Hilfsgeld u. Steuer.

Hilfsstollen, s. im Art. Hilfe (sprachl.) u. Stollen.

Hilfston, s. im Art. Hilfe (sprachl.) u. Hauptton.

HILFSTHOR (Kriegsw.), das nach dem freien Felde führende Thor der Citadellen, welche bei einer Stadt liegen; s. Festungswerke. (*R.*)

Hilfsthürstöcke (Bergb. u. Minirk.), s. Thürstöcke.

HILFSTRUPPEN (Hilfsvölker), sind, im militärisch-diplomatischen Sinne, zur Unterscheidung von Bundes- oder alliirten Truppen, solche, deren Aufgabe es ist, entweder für Sold oder sonstige, dem State, dem sie angehören, von Seiten einer kriegführenden Macht bewilligte Vortheile, dieser für einen bestimmten Krieg oder Kriegszweck zu dienen. So waren die Hessen im amerikanischen Kriege, die Schweizer oft und fast auf allen Plätzen Europa's, wo Weltfragen durch das Schwert entschieden wurden, Hilfstruppen kriegführender Mächte. Ein Stat kann indeß Bundestruppen und Hilfstruppen zugleich stellen, wenn er nämlich, außer seinem vertragmäßigen Kontingente, noch eine Anzahl von Truppen gegen Subsidien einer verbündeten Macht gewährt. Charakterzeichen der Hilfstruppen sind: zuerst die vollständige militärische Abhängigkeit von dem, der sie bezahlt, oder gegen andre Vortheile als Hilfleister von einem State geworben hat, mit dem er entweder nicht im Bundesvertrage steht oder dessen Leistung als Verbündeter bereits erfüllt ist; ferner, der Mangel an Befugniß zur Theilnahme an den Friedensunterhandlungen, wie an dem Kriegsgewinne außer der von ihnen selbst gemachten Beute, die ihnen vergütet wird, wenn die kriegführende Macht, der sie dienen, es nicht für geeignet hält, dieselbe ihnen in natura zu überlassen.

(*Benicken.*)

Hilfsursache, s. Ursache.

Hilfsverbum, s. Conjugation.

HILFSVOCAL, heißt ein Vocal dann, wenn er streng genommen nach den Gesetzen der Formation oder Flexion irgend einer Sprache nicht durchaus erforderlich ist, also nur zur Erleichterung der Aussprache mit helfen soll. Natürlicher Weise kann dieß im Allgemeinen von jedem Vocale gelten; vor allem aber von den kurzen, welche man als Hilfsvocale anwenden wird, wo diese erforderlich sind und die etwanige Sylbenbildung nach den in der Sprache geltenden Grundsätzen keinen langen Vocal erheischt. Hieher gehören die Bindevocale, deren sich z. B. die Hebräer bedienen, um einen Bildungsbuchstaben, Bildungssatz, eine abgekürzte Pronominalform am Ende eines Wortes anzufügen; ferner der ganz kurze A laut (Patach furtivum), welcher vor Gutturalen am Ende eines Wortes ertönt, die so genannten, aus einem möglichst kurzen Vocale bestehenden Chatefs oder zusammen gesetzten Schwa's, welche da, wo nach der Regel ein Kehllaut vokallos erscheinen sollte, im Hebr. angewendet werden, um die sonst zu harte Pronuntiation zu erleichtern. (*A. G. Hoffmann.*)

Hilfsvölker, s. Hilfstruppen.

HILFSVOLLSTRECKUNG *), in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten besteht in der Anwendung hoheitlichen Zwangs, zum Behufe der Realisirung einer rechtlichen End-Entscheidung gegen einen Verurtheilten, welcher derselben freiwillig nicht Folge leistet. Zu diesem Ende wird eine Reihe von Handlungen erforderlich, für deren Leitung in manchen Staten besondere öffentliche Beamtete aufgestellt sind (in Frankreich z. B. die

18) s. Tittmann Handbuch, III. Th. S. 228. 19) s. Preußische Criminal-Ordn. §. 69. 20) s. Tittmann a. a. O. Kleinschrod Abhandl. aus dem peinl. R. II. S. 384. Stübel Criminalverf. §. 1520.

*) Ein Verzeichniß der gemeinrechtlichen Quellen und die Litteratur über die Hilfsvollstreckung s. bei Linde, im Lehrbuch des teutsch. gem. Proz. vor §. 333. über das Geschichtliche dabei, vergl. Hoffter's Institut. des Civilproz. S. 547 — 554. Eine Kritik und Vergleichung der gemeinrechtlichen Theorie mit den Landesgesetzen, auch dem franz. Executionsverfahren s. bei Mittermaier: der gem. teutsche bürgerl. Prozeß in Vergleichung u. s. w. 3r Beitr. S. 118 — 169.

huissiers). Die Amtsverrichtung des Richters endigt also hier (wie die Function des römischen judex pedaneus oder die eines Schiedrichters,) mit dem Ausspruche des Definitivurtheils. In andern, selbst teutschen Staten ist die Hilfsvollstreckung Beamteten übertragen, welche in der Eigenschaft von Gerichtscommissarien handeln. So nach den rheinpreußischen Gesetzen den Friedensrichtern, nach rheinbaiernschen den Notarien, nach würtembergschen den Gemeindeobrigkeiten. Anders nach Teutschlands gemeinen Rechten. Nach dem Vorgange der Praxis bei den geistlichen Gerichten betrachten sie das Exsecutionsverfahren als eine Fortsetzung des Rechtsstreits; die Befugniß zu exsequiren, als einen regelmäßigen Ausfluß des öffentlichen Richteramts. Der Regel nach wird daher die Hilfsvollstreckung vor demselben Richter verhandelt, von welchem, oder in dessen Auftrage, das zu vollstreckende Urtheil gefällt wurde. Ihm allein gebührt besonders die Entscheidung darüber, ob und wann die Hilfsvollstreckung Statt finde, so wie über die Gränzen und Bedingungen derselben. Nur wenn ihm die Exsecutionsbefugniß; wie dieß namentlich bei manchen Gerichten höherer Instanzen der Fall ist, ausnahmeweise mangelt, ingleichen, wenn der Gegenstand der Hilfsvollstreckung außerhalb des Bereichs seiner amtlichen Gewalt sich befindet, hat er diejenige Behörde um die Vollziehung anzugehen, welcher dieselbe solchen Falls zusteht. Diese vollzieht nun zwar das bei dem requirirenden Richter gefällte Urtheil, und zwar nach den Gesetzen, welche ihres Orts dafür geordnet sind; ohne gleichwohl zu irgend einer Cognition in der Sache selbst befugt zu seyn. Namentlich müssen daher auch alle etwanige, die Hauptsache berührende, Incidentpunkte von dem requirirten Richter an den Committenten oder Requirenten zur Erledigung verwiesen werden. Wesentliche Voraussetzung bei der Hilfsvollstreckung ist, regelmäßig, Rechtskraft des Erkenntnisses, dessen Vollziehung begehrt wird; da der Stat wenigstens von der formellen Gerechtigkeit der gerichtlich verfolgten Ansprüche überzeugt seyn will, ehe er seinen Arm zur zwangsweisen Verwirklichung derselben leihen mag. Ausnahmen von dem Grundprincip des Civilprozesses: daß kein Rechtsstreit mit der Exsecution anfangen dürfe, finden nur, gewisser Maßen, bei manchen summarischen Prozessen Statt; auch werden provisorische Verfügungen durch jene Regel nicht ausgeschlossen. Übrigens entscheidet vorzüglich die obige Voraussetzung auch dann gewöhnlich, wenn in dem einen State der Rechtsstreit verhandelt worden ist, in einem andern aber das Urtheil vollstreckt werden soll; daneben wird aber auch hier besonders die Frage wichtig, ob in dem State, welcher um die Hilfsvollstreckung angesprochen wird, das Recht, selbige aus einem rechtskräftigen Urtheile zu verlangen, an eine bestimmte Zeit (wie in Preußen z. B. an Jahresfrist, nach deren Ablauf aufs Neue Klage erhoben werden muß, Ger. Ordn. Tit. XXIV. §. 3.) gebunden ist, oder, wie nach gem. teutsch. Rechte, zu jeder Zeit gesucht werden kann. Weiter ergibt jene Voraussetzung, von welchen (physischen oder moralischen) Personen, und gegen welche, die Hilfsvollstreckung nachgesucht werden kann. Es sind dieß in der ersteren Beziehung diejenigen, welche aus der rechtskräftigen Entscheidung ein ihnen selbst zuständiges Recht herzuleiten vermögen; in der letzteren die, welche eine solche Entscheidung in ihren Folgen gegen sich anerkennen müssen. Auf beiden Seiten können daher zwar Nachfolger, dort im Recht, hier in der Verbindlichkeit, vorkommen; nie aber können in privatrechtlicher Hinsicht wahrhaft dritte Personen ein Recht auf die Hilfsvollstreckung, oder eine Verbindlichkeit haben, selbige gegen sich vollziehen zu lassen. Im einzelnen Falle reicht ferner die Rechtskraft der Entscheidung zu des Siegers Befähigung zum Antrag auf die Hilfsvollstreckung häufig noch nicht hin; dann nämlich nicht, wenn die Condemnation das, was zu leisten ist, der Qualität, oder Quantität nach speciell noch nicht bestimmte, oder noch nicht bestimmen konnte. Auch vollständige Liquidität der Ansprüche, wegen welcher Exsecution erfolgen soll, ist erforderlich. Theils die Verzeichnung der noch streitigen Gegenstände, sei es, wie z. E. bei Zinsen und Kosten, durch den obsiegenden Theil, sei es, wie z. B. bei der schuldigen Vorlegung eines Inventars, einer eidlichen Specification über eine heraus zu gebende Erbschaft, einer Rechnung über zu ersetzende gezogene Früchte, u. s. w. durch den unterliegenden Theil, theils aber die vollständige Erörterung und Feststellung dieser Objecte, bildet dann den Vorwurf einer der Hilfsvollstreckung vorangehenden Liquidationsinstanz. Das Verfahren ist hier gewöhnlich summarisch; allein es können nicht nur neue Sachlegitimationen, sondern auch besondere Beweisführungen, Judicate und Rechtsmittel, auch mit Suspensivkraft, dabei vorkommen. Nur gilt die Regel, daß die Beitreibung eines Anspruchs, so weit derselbe bereits liquid vorliegt, durch den Umstand, daß ein andrer Theil davon zur Zeit noch illiquid ist, nicht aufgehalten wird.

Streng nach dem Grundsatze der Verhandlungsmaxime, erfolgt die Hilfsvollstreckung nie von Amts wegen, lediglich vielmehr auf Antrag des Siegers. Dieser Antrag ist durch Bezugnahme auf eine rechtskräftige Sentenz und ein bereits festgestelltes Liquidum zu motiviren, auch kann das Gesuch vorerst nur darauf gerichtet werden, dem Verurtheilten die Befolgung des Urtheils innerhalb bestimmter Frist und bei Vermeidung einer anzuführenden bestimmten Exsecutionsart aufzugeben. Stellt sich der Antrag als statthaft dar, so folgt darauf der erbetene richterliche Befehl, Fristbestimmung und Commination. Denn, ungeachtet nach neuern teutschen Reichsgesetzen die so genannte Exsecutorialklausel sogleich dem Urtheil selbst angehängt werden sollte, so hat doch die teutsche Praxis die besondern Hilfspräcepte beinahe allgemein beibehalten, und betrachtet dieselben als etwas so Unerläßliches, daß die, vor Ablauf der Paritionsfrist vollzogene, Hilfsvollstreckung, auf Antrag des Gegners, als nichtig wieder würde aufgehoben werden müssen. Erst bei fortdauerndem Ungehorsam des Verurtheilten und, regelmäßig auf weiteres desfallsiges

Ansuchen des Siegers, wird die wirkliche Hilfsvollstreckung vom Gericht beschlossen; denn nur nach Landesgesetzen (z. B. in Mecklenburg) hat der Exsecutor nach Ablauf der Verwarnungsfrist, ohne weiteres Anrufen des Gläubigers und ohne weiteren richterlichen Befehl, gegen den Schuldner, der Parition zu dociren nicht vermag, mit der Exsecution einzurücken. Zugleich mit jenem, beiden Theilen zu eröffnenden, Beschlusse, erfolgt, nach Verschiedenheit der anzuwendenden Zwangsmittel, die geeignete Zwangsverfügung selbst; sei es durch das erkennende Gericht, sei es durch die nunmehr von diesem zu requirirende Behörde.

Erlaubt sind nur gewisse, theils durch ausdrückliche Gesetze, theils durch den Gerichtsgebrauch eingeführte, Exsecutionsmittel. Im Allgemeinen gehören dahin, nach gemeinem Rechte: 1) mäßige Geld- und bürgerliche Gefängnißstrafen, 2) Exmission und Immission, 3) Auspfändung, 4) Auction, Sequestration und Subhastation, 4) Beschlagnahme außenstehender Forderungen, 5) Einlegung von Wache und 6) Zwang zum Abarbeiten. Beim Gebrauch eines jeden dieser Exsecutionsmittel soll der Richter, um sich nicht eigener Verantwortlichkeit auszusetzen, mit der nöthigen Strenge die möglichste Schonung gegen den Verurtheilten verbinden. Diese Bestimmung ist es, auf deren Grunde sie in ordentliche und außerordentliche getheilt werden; indem man zu jenen gewöhnlich die 5 ersteren der so eben aufgezählten rechnet, das zuletzt genannte aber, wiewohl neben diesem zuweilen auch die Einlegung der Wache, als außerordentliches aufführt. Demnächst ist von diesen Mitteln im einzelnen Falle weder jedes geeignet, noch gesetzlich zulässig. Mehrere, im Mittelalter übliche, jetzt meist veraltete, Klauseln und Verträge, z. B. die Verpflichtung zur Strafe des Schelmenscheltens, die Unterwerfung zu Hand und Halfter, der Einlagervertrag u. s. w., konnten zwar den prozessualischen Vortheil bringen, daß jede Urtheilsvollstreckung die Richtung gegen die Person des Schuldners erhielt. Heutiges Tags und im Allgemeinen, richtet sich aber die Anwendbarkeit der verschiedenen Exsecutionsmittel vorzüglich nach den verschiedenen Gattungen der Streitobjecte, auch wohl so, daß die Zwangsmittel, besonders nach gemeinrechtlichen Bestimmungen, nur in einer gewissen Stufenfolge zur Anwendung gebracht werden können. Lautet nämlich die rechtliche Entscheidung

A. auf Bezahlung einer Geldsumme, oder auf die Entrichtung einer Quantität anderer fungibeler Gegenstände, und ergeben die Umstände, daß es dem Verurtheilten weniger an Mitteln, als an gutem Willen zur Befriedigung des Gläubigers mangelt; so pflegt die Hilfsvollstreckung ausnahmeweise wohl a) mit Einlegung von Wache begonnen zu werden. Militär- oder andere zu solchen Geschäften gebräuchliche Personen erhalten hier die Befugniß, bis zur Bezahlung der Schuld gewisse Tagegelder von dem Schuldner zu fordern. Das regelmäßige und zugleich, wie bei minder beträchtlichen Schuldposten, so auch dann, wenn es dem Schuldner mehr an Mitteln, als an gutem Willen, zu bezahlen, gebricht, das zweckmäßigere Exsecutionsmittel, ist hier dagegen b) die Auspfändung. Sie besteht darin, daß dem Schuldner von seinen entbehrlichsten Mobilien durch abgesendete Gerichtsunterbediente so viele, als zur Deckung der Schuld hinreichen, abgenommen und in gerichtliche Verwahrung gebracht werden. Der Gläubiger erhält an den abgepfändeten Stücken vorerst ein Pfandrecht. Werden sie aber von dem, durch das Gericht dazu aufzufordernden, Schuldner durch Bezahlung der ganzen Schuld innerhalb bestimmter Zeit, nach gemeinem Rechte in 2 Monaten, nach Landesgesetzen häufig in viel kürzerer Frist, nicht eingelöst; so erfolgt nun der gerichtliche Verkauf derselben, durch Auction, um die Schuld vom Erlöse zu decken. Möglich ist es indessen, daß bei dem Auspfändungsakte keine hinreichende, oder doch bloß solche Mobilien vorgefunden werden, welche entweder, wie nach gemeinem Recht, das zur Ausübung des Gewerbes, wodurch sich der Schuldner seinen Unterhalt erwirbt, gehörige Geräth, nur im alleräußersten Falle Gegenstand der Exsecution werden sollen, oder solche, welche, wie zuweilen nach Partikulargesetzen die nothdürftigen Betten und Kleidungsstücke, auch die Ackergeräthschaften, gänzlich davon ausgenommen sind. Trifft in einem solchen Falle den Schuldner kein Verdacht der Verheimlichung oder Verschleppung, welcher den Gläubiger berechtigen würde, zuvörderst die Ableistung eines Offenbarungseids (Manifestationseids) von demselben zu verlangen, und ist auch die Einlegung der Wache entweder erfolglos geblieben, oder unanwendbar; so befugt dieß den chirographarischen Gläubiger nunmehr c) auf Immission in zureichendes Immobiliarvermögen des Schuldners, um vorerst ein (so genanntes prätorisches) Pfandrecht daran zu erlangen, oder, wenn diese Immobilien selbst, aus besondern Gründen, z. E. wegen ihrer Lehensqualität, oder als Familienfideicommiß nicht angegriffen werden dürfen, auf Sequestration derselben, um aus den Früchten Befriedigung zu erhalten, anzutragen, im ersteren Falle aber auch demnächst, gleich jedem andern hypothekarischen Gläubiger, den gerichtlichen Verkauf jener Güter (die nothwendige Subhastation) zu beantragen. Findet sich hierbei ein annehmlicher Käufer; so erfolgt seine Befriedigung aus den Kaufgeldern: im Gegentheil ist er berechtiget, das Eigenthum an den Gütern, in welche er immittirt wurde, an Zahlungsstatt sich zusprechen zu lassen. Wenigstens nach römischem Recht, sollen nämlich d) Rechte und Forderungen großjähriger Schuldner erst nach den Immobilien zum Gegenstande der Hilfsvollstreckung gemacht werden können; wenn schon das Umgekehrte, was das römische Recht ausnahmeweise nur bei minderjährigen Schuldnern verordnet, durch die Praxis zur Regel geworden ist, welche denn auch, wegen der mit der Subhastation verknüpften ungleich größeren Weiterungen, offenbar die Zweckmäßigkeit für sich hat. Der Modus bei der Hilfsvollstreckung in Activforderungen ist übrigens der, daß dieselben mit

Arrest beſchlagen und angekündigt werden. Erfolgt aber dann die Zahlung nicht freiwillig; ſo macht ſich von Seite des Gläubigers gegen den Schuldner des Verurtheilten ein neuer, häufig jedoch bloß ſummariſcher, Prozeß nöthig. Auch ſind nach Landesgeſetzen häufig die Beſoldungen mancher Statsdiener und die Penſionen bald, wie die Löhnung der Soldaten ſchon nach römiſchem Rechte, gänzlich, bald wenigſtens bis auf einen beſtimmten Theil von den zur Erſecution geeigneten Forderungen ausgenommen. Nur beim Mangel aller anderer Erſecutionsmittel, würde e) der, ſeiner Natur nach ohnehin ſelten anwendbare und der Praxis beinahe unbekannte, gerichtliche Zwang zum Abarbeiten der Schuld vorkommen können.

Handelt es ſich B. um Ablieferung einer beſtimmten Sache von Seite des Verurtheilten; ſo werden bei beweglichen Gegenſtänden häufig zuerſt Strafbefehle an ihn erlaſſen, auch wohl die Einlegung von Wache gegen ihn erkannt; häufiger noch, ſofort Gerichtsunterbediente abgeſendet, um dem Verurtheilten die Sache hinweg zu nehmen und ſie dem Sieger zuzuſtellen. Bei unbeweglichen Gütern wird dagegen der Beſitzer, unter gerichtlicher Leitung, ſeines Beſitzes entſetzt und der Sieger in den Beſitz gewieſen, daneben auch wohl dem Verurtheilten jede Störung bei Geld- oder, nöthigen Falls, Gefängnißſtrafe, unterſagt.

Sind endlich C. Handlungen, welche der unterliegende Theil vornehmen, oder unterlaſſen ſoll, Gegenſtand der Verurtheilung; ſo wendet das Gericht auch hier, je nachdem das Eine oder das Andere als das Zweckmäßigere erſcheint, bald Geld-, bald Gefängnißſtrafen, bald die Einlegung von Wache an; oder dasſelbe verordnet bei Commiſſionhandlungen die Vornahme derſelben, geeigneten Falls, durch dritte Perſonen, und bringt die dadurch erwachſenden Koſten auf die bei Geldſchulden vorgeſchriebene Weiſe von dem Verurtheilten bei.

Sahen wir aus dem Obigen, wie die Hilfsvollſtreckung nur unter beſtimmten Bedingungen und Vorausſetzungen mit Rechtsbeſtande zu verfügen ſtehe, ſo ergibt ſich nun ſchon hieraus, daß dem Verurtheilten nicht immer jedes Mittel, dieſelbe zu verhindern, geſetzlich entzogen ſeyn kann. Nicht nur jedes Rechtsmittel mit Suspenſiveffect, ſondern auch alle Einreden, welche den Rechtsbeſtand einer beſchloſſenen, oder bereits begonnenen Hilfsvollſtreckung betreffen, hemmen vielmehr dieſelbe. Gleiches gilt zwar nicht im Allgemeinen ſchon von der Nichtigkeitsbeſchwerde gegen ein, dem Zeitverlaufe nach, bereits rechtskräftiges Erkenntniß in der Hauptſache; da dieß mit der rechtlichen Vermuthung, welche für die Legalität des Gerichts ſtreitet, ſich nicht würde vereinigen laſſen. Allein ausnahmsweiſe kann die Nichtigkeitsbeſchwerde ſowohl, als des Verurtheilten Geſuch um Wiedereinſetzung in den vorigen Stand die Siſtirung der Erſecution dann allerdings zur Folge haben, wenn demſelben außerdem ein unerſetzlicher Schade bevorſtände, oder der obſiegende Theil die Beſtellung genügender Sicherheit wegen der Zurückforderung verweigert, zu welcher dieſer denn auch, nach den Reichsgeſetzen, dann nach Befinden angehalten werden ſoll, wenn nicht unerhebliche Einreden des Verurtheilten, ihrer Illiquidität halber zur beſondern Ausführung verwieſen worden waren. Auch abgeſehen hiervon, fehlt es indeſſen nicht an beſondern Fällen, wo die bereits erkannte, oder ſelbſt ſchon begonnene Hilfsvollſtreckung, den Geſetzen gemäß bald gänzlich rückgängig, bald in ihrem Erfolge beſchränkt wird. Letzteres geſchieht, ſo oft der zu Erſequirende a) die Rechtswohlthat der Competenz mit Grunde für ſich in Anſpruch nimmt, oder b) Zahlungstermine auswirkt, welche der Richter nach Billigkeitsgründen, zu ertheilen befugt iſt. Gänzlich gehemmt wird dagegen die Erſecution weiter a), ſo oft der Verurtheilte entweder neu aufgefundene, oder ſolche Einreden, deren Gebrauch, beſonders nach Landesgeſetzen, überhaupt in jeder Lage eines Rechtsſtreits offen ſteht (exceptionis privilegiatae), oder endlich ſolche Einreden, welche eine neuere Tilgung ſeiner Schuld enthalten, vorſchützt und zugleich beſcheiniget; weßhalb ihm auch, nach Landesgeſetzen, ehe mit der Hilfsvollſtreckung vorgeſchritten wird, eine beſondere präcluſiviſche Friſt zur An- und Ausführung etwaniger ſolcher, geſetzt wird; b) durch die Dazwiſchenkunft dritter Perſonen, wenn dieſe mittels einer gehörig begründeten, ſo genannten Principalintervention vorerſt Gehör mit eigenen Anſprüchen auf das Erſecutionsobject ſich verſchaffen; ingleichen gegen einen Schuldner, welcher c) entweder einen Anſtandbrief (moratorium) auswirkt oder d) zu deſſen Vermögen ein Concurs ausbricht.

(*B. Emminghaus.*)

Hilfsvollſtreckungsmittel, Hilfsmittel, ſ. im vorhergeh. Art.

HILFSWISSENSCHAFT. Die Eintheilung der Wiſſenſchaften überhaupt in Haupt- und Hilfswiſſenſchaften bezieht ſich objectiv betrachtet darauf, daß bei der, dem Geſetz der Theilung der Arbeit gemäßen Eintheilung des Wiſſens in verſchiedene Gebiete oder Fächer, gewiſſe Disciplinen mit andern nothwendig zuſammen gehören und das ganze Fach oder Gebiet ausfüllen, gewiſſe andere dagegen bloß zufällig mit andern in Berührung ſtehen, indem ſie dieſen letztern Kenntniſſe darbieten, die zum beſſern Verſtändniß oder zur Vervollkommnung derſelben dienen. In ſubjectiver Beziehung findet das ähnliche Verhältniß Statt, daß der in einem Gebiete des Wiſſens ſich Beſchäftigende ſich vorzugsweiſe Einem Fache, oder auch nur einem Theil desſelben ſeine Kraft widmen muß, und den übrigen nur in ſo weit, als ſie ſeinem Fortſchreiten auf jenem Gebiet in irgend einem Grade förderlich ſind. Hiernach verſteht man unter einer Hauptwiſſenſchaft überhaupt entweder diejenige, die ein für ſich abgegränztes Gebiet des Wiſſens umfaßt, z. B. Theologie, Philoſophie, Jurisprudenz, Mathematik, oder auch diejenige, welche mit dem beſtimmten Zweck oder Lebensberuf eines Gelehrten (Studirenden) in genauer und nothwendiger Verbindung ſteht und daher unnachläßlich von ihm gefordert

wird (s. g. Hauptcollegia, vulgo Brotwissenschaften), z. B. Dogmatik, Moral für Theologie, römisches, teutsches, Kriminal-Recht für die Jurisprudenz; unter einer Hilfswissenschaft dagegen diejenige, ohne welche die Hauptwissenschaft entweder gar nicht, oder nicht vollständig verstanden werden kann, wie z. B. die Philologie, Geschichte und Philosophie Hilfswissenschaften sind für die Theologie und Jurisprudenz, die Naturgeschichte, Chemie, Physik und Psychologie für die Medicin, die Mathematik für die sämmtlichen Naturwissenschaften, die Mathematik, Geschichte und Geographie für die Kriegswissenschaft; die Philologie, Geschichte, Naturwissenschaft (besonders die Astronomie) für die Philosophie u. d. m. (S. die einzelnen Wissenschaften.) Auch für Künste gibt es Hilfswissenschaften, so z. B. die Mathematik, Chemie, Physik, Mineralogie für die Architectur, die Anatomie, Optik u. s. w. für die Malerei, die Akustik, der so genannte Generalbaß für die Musik, u. s. w. Man theilt ferner in der subjectiven (hodegetischen) Beziehung die Hilfswissenschaften in die formalen und materialen ein, je nachdem sie der allgemeinen Geistesbildung überhaupt dienen, indem sie die Erkenntnißkraft schärfen, (z. B. Mathematik, Logik, Metaphysik), oder je nachdem sie für einzelne Fächer vorbereiten, indem sie Kenntnisse, die in diesen angewendet werden, mittheilen, (z. B. die Naturwissenschaft für die Medicin, die Archäologie und Exegese für Theologie und Jurisprudenz). Vgl. übrigens den Art. Wissenschaft und die einzelnen Disciplinen.

(Dr. *K. H. Scheidler.*)

HILFSWORT, würde genau genommen jedes Wort heißen, durch dessen Anwendung entweder die Flexion andrer Wörter bewirkt oder der Begriff eines andern Wortes vervollständigt oder ein Satz abgerundet wird; allein gemeiniglich nimmt man Hilfswort für gleichbedeutend mit Hilfsverbum oder Hilfszeitwort. (S. d. Art. Hilfe.) Über die Anwendung der Hilfsverba vgl. man den Art. Conjugation. (*A. G. Hoffmann.*)

HILFSWURZ, ist im gewöhnlichen Leben ein allgemeiner Name für verschiedene heilsame Pflanzen, besonders des Eibisches (s. Althaea officinalis, 1ste Sect. III. S. 261.) und des Allermannsharnisches (s. Allium victorialis, das. S. 170.) (*R.*)

Hilfszeitwort, s. Conjugation.

Hilfszwang, s. Hilfe (Jurispr.)

HILIARCH (*χιλίαρχος* oder *χιλιάρχης*), weiche Aussprache für Chiliarch, bei den Griechen ein Oberst, welcher ein Regiment von 1000 Mann unter seinem Befehl hat. Dieser Titel war schon bei den alten Griechen gewöhnlich, wie bei den neuern *). Auch den alten Persern und Makedoniern werden Chiliarchen beigelegt.

(Dr. *Carl Iken.*)

HILJAT, (حلية) d. i. Schmuck findet man öfters in Titeln arabischer Schriften, z. B. in der Schrift hiljat el abrâr u schiâr el achjâr (Schmuck der Gerechten und Kennzeichen der Vorzüglichsten), eine Gebetssammlung von Nevai (s. d. Art.), bestimmt für die Andächtigen [1]); ferner hiljat el kumeit (Schmuck des Weins), eine von Schemseddin Muhammed ben Bedreddin Hassan el Kadhi verfertigte Lobrede auf den Wein, welche bei den Moslimen zu den verbotenen Schriften gerechnet wird [2]), und ein Buch des Abu Naim Achmed ben Abdallah el Isfahani Hiljat el ewlija, d. i. Schmuck der Freunde (nämlich Gottes, d. i. der Heiligen) [3]).

(*A. G. Hoffmann.*)

Hilicanum (alte Geogr.), s. Alicanum.

HILKIA, HILKIAS, genauer nach dem Hebräischen (חִלְקִיָּה) Chilkijja, d. i. Theil Jehova's (in Septuag. *χελκίας*, in Vulg. Helcias und Hechelias) ist Name einiger, historisch aber wenig bedeutender Hebräer. Es hieß so: 1) der Vater Nehemia's (Neh. 1, 1.); 2) der Vater des Jeremias (Jer. 1, 1.), welchen Einige nach Clemens Alex. Vorgange mit dem Hohenpriester Hilkias identificiren; 3) der Vater des Palastpräfecten Eljakim (2 König. 18, 18. 26. Jes. 22, 20. 36, 3.); 4) nach 1 Chron. 6, 29. der Sohn des Leviten Amazia aus der Familie Merari; 5) der Vater der Susanne, (Gesch. von der Susanne v. 2. od. Dan. 13, 2. in der Vulg.); 6) der Hohepriester H., zu dessen Zeit das Gesetzbuch im Tempel gefunden wurde (2 König. 22, 4 ff.), welcher Umstand mit den religiösen Reformen des Königs Josia in genauem Zusammenhange steht *). Ob der Bar. 1, 7 erwähnte Helchia, dessen Sohn Jojakim als Priester bezeichnet wird, damit einerlei sei, ist nicht zu bestimmen. Endlich 7) wird Bar. 1, 1. ein Hilkias oder Helchia unter Baruch's Vorfahren namhaft gemacht.

(*A. G. Hoffmann.*)

HILL (حَلّ), d. i. erlaubt, Name eines Ortes in der Nähe des Heiligthums von Mekka, so benannt von dem Umstande, daß die Mekkaner, welche die Wallfahrt mitmachen, erst von dort an mit dem Ihram sich bekleiden **). Vgl. d. Art. Hadsch. 2te Sect. I, 375.

(*A. G. Hoffmann.*)

HILL, 1) Nebenfluß des Nelson, auch Hai oder Hay genannt; bildet den Abfluß des Pathapoow-Winipegsees, kommt aus dem Kneesee, hat eine nordöstliche Richtung, nimmt den Steelefluß auf und wirft sich in die Mündung des Nelson [1]). 2) Eine Stadt im nordamerikan. Freist. Virginien am Rappahannock, 17 engl. Meil. von Urbanna [2]). (*R.*)

*) Briefe eines Augenzeugen der griech. Revolution, S. 35, 145—160. Ein solcher Chiliarch war z. B. im Jahr 1821 der Grieche Karavia.

1) *d'Herbelot* Orient. Biblioth. unt. d. Art. Adhkar al Nani, Heliat u. Nanai. 2) *d'Herbelot* a. a. O. unt. d. Art. Heliat u. Nanagi. 3) *d'Herbelot* a. a. O. unt. den Art. Heliat u. Esfahani.

*) Calmet (Bibl. Wörterb. 2r Bd. S. 517 nach der teutsch. Übers.) hält ihn für eine und dieselbe Person mit dem Hohenpriester Jojakim, dessen Jud. 15, 8 gedenkt.

**) *Meninski* lex. Arab. Persic. Turc. II, 497.

1) Weim. Handb. 5te Abth. S. 224 u. 314. 2) *Rees* Cyclop. XVIII. u. d. W.

HILL, 1) Aaron, geb. zu London am 10. Febr. 1685, gehört zu denjenigen Dichtern, die in seltsamer Beschränktheit des Geistes, durch glückliche Nebenumstände begünstigt, sich, wenn auch keinen dauernden, doch einen für ihre Zeit, ziemlich weit verbreiteten Ruhm erworben haben. Er zeichnete sich als Kind durch geistige Fähigkeiten aus, hatte aber im 14ten Jahre das Mißgeschick, seinen Vater und mit diesem alle Aussicht auf Vermögen zu verlieren. Gezwungen die Schule zu Westminster, welche er bis dahin besucht hatte, zu verlassen, entschloß er sich zu einer Reise nach Konstantinopel, wo sein Vetter Lord Paget, engländischer Gesandter war. Wiewohl Beide sich persönlich nicht kannten, empfing ihn doch der Lord äußerst wohlwollend, ließ ihm eine vortreffliche Erziehung geben, und sandte ihn dann unter der Aufsicht eines gelehrten Geistlichen auf Reisen. Sie besuchten Ägypten, Palästina und einen beträchtlichen Theil des Orients und begaben sich, wieder in Konstantinopel angelangt, mit dem Lord zu Lande nach England zurück. Hier aber traf den jungen Hill das Unglück, daß sein Beschützer starb, noch ehe dieser für ihn hatte sorgen können und er sah sich deßhalb genöthigt, um ein Unterkommen zu finden, den Sir William Wentworth als Hofmeister auf einer Reise durch Europa zu begleiten. Nach seiner Rückkehr im J. 1709 trat er zuerst als Schriftsteller mit der Beschreibung seiner eigenen Reise durch das Morgenland auf, die ihm jedoch, als sie fertig war, nicht genügte. Auch verfaßte er um dieselbe Zeit ein Lobgedicht auf den General Grafen Peterborough, welches unter dem Titel Kamillus anonym erschien. Der Besungene ernannte den Dichter zu seinem Secretär. Doch verließ Hill diese Stelle schon im folgenden Jahre, vermählte sich mit der einzigen Tochter des Edmund Morris Esq. und wurde durch Vermittelung seiner Freunde, Direktor des Drury Lane Theaters. Für diese Bühne schrieb er binnen 8 Tagen ein Trauerspiel Elfrid orthe fair Inconstant, das mit großem Applaus aufgenommen, jedoch von ihm 20 Jahr nachher wieder umgearbeitet wurde und unter dem Titel Athelwold erschien. Eben so verfaßte er für die Oper zu Haymarket, die erste von Händel in England componirte Oper Rinaldo. Differenzen mit dem Herzog von Kent, der damals Lord Chamberlain war, bewogen den Dichter, die Leitung des Theaters, das er zu großer Zufriedenheit des Publikums geführt, wieder abzugeben. Ein eifriger Freund von Projecten, verschaffte er sich jetzt ein Patent für die Unternehmung, Öl aus Buchnüssen zu pressen und verband sich zu diesem Zwecke mit einer Gesellschaft von Actionärs. Nach dreijährigen höchst kostspieligen und fruchtlosen Versuchen mußte er endlich die Nichtigkeit dieses Projectes einsehn und verfiel nun auf mehrere andere Unternehmungen, die jedoch sämmtlich gleich der ersten scheiterten, eine einzige ausgenommen, welche nicht unvortheilhaft für England war, die Verbesserung der inländischen Potasche nämlich. Während dieser ganzen Zeit war er als Schriftsteller nicht unfruchtbar und entwarf bald Poesieen, bald Plane. So verfaßte er 1713 ein Lobgedicht auf Peter den Großen unter dem Titel The Northern Star, empfing dafür eine goldene Medaille von russischer Seite und schrieb nun aus Dankbarkeit das Leben jenes Monarchen, wozu ihm Materialien aus Rußland geliefert wurden. An Pope, der ihn in der Dunciad angegriffen hatte, rächte er sich durch ein Gedicht the Progress of Wit betitelt *). Der Tod seiner Gattinn, mit welcher er eine 20jährige glückliche Ehe geführt, war für ihn ein harter Schlag. Er zog sich auf das Land zurück, schrieb hier einige epische und didaktische Gedichte, und verfaßte oder übersetzte mehrere Tragödien, unter andern Voltaire's Merope. Um dieses Stück in London aufführen zu lassen, begab er sich selbst dahin, verfiel jedoch dort in eine chronische Krankheit, starb am 8. Febr. 1749, im 64sten Jahre seines Alters und wurde in der Westminsterabtei beigesetzt.

Aaron Hill war von Charakter ein redlicher, gutmüthiger, jedoch etwas leichtsinniger Mensch. Als Dichter verdient er einer Seits Lob hinsichtlich seines Strebens und Eifers für die Sittlichkeit in der Dichtkunst; seine Ansichten über die Poesie waren aber sehr beschränkt, was sich besonders in seinem didaktischen Gedichte über die Schauspielkunst (the Art of Acting) offenbart. Seine lyrischen Gedichte sind geschroben und manierirt und durchaus ohne Begeisterung, ein Fehler, der auch seine Lobgedichte peinlich trifft. In seinen dramatischen Werken vertritt hohler Pomp die Stelle des Gefühls und Wahrheit und Natur werden kümmerlich durch Glanz der Diction ersetzt. Daß er geschmacklos wäre, kann man gerade nicht behaupten, aber er ist eigentlich nur ein prosaischer Reimer. Er war ein eben so fruchtbarer Projectmacher als Poet, jedoch erwarb er als Ersterer nie Reichthum und erhob sich als Zweiter nie über die Mittelmäßigkeit, urtheilt ein engländischer Kritiker streng, aber gerecht von ihm. Hier noch ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Werke: Accounts of the present State of the Ottoman Empire in all its branches. London 1709. Fol. u. 1733. Fol. Camillus, a Poem. 1709. — Rinaldo, an Opera. London 1711. — Essays on Beech Oil 1714. 1715. 8. Account of the Rise and Progress of Beech-Oil Inventions. London 1715. 8. — Essays on Reducing the Price of Coals; on Repairing Dagenham Breach; on English Grape-Wines. London 1718. 8. — King Henry the Fifth, a tragedy. London 1723. 8. The Northern Star, a Poem. London 1725. 8. — Advice to the Poets. Lond. 1731. 4. — The Judgment-Day; a Poem. Lond. s. a. F. — The Art of Acting, a Poem. Lond. 1746. Fol. — Merope, a Tragedy, Translated from Voltaire with alterations. Lond. 1749. 8. — The Insolvent, a Tragedy. Lond. 1758. 8. — The Franciad, a Heroic Poem. — The Impartial, a Poem. The Progress of Wit; a Caveat,

*) Hiedurch wird Bouterweks irrige Behauptung, daß er sich Pope's Freundschaft zu erwerben gewußt, und dieser Umstand zur Erhaltung seines Ruhms beigetragen, widerlegt. S. dessen Gesch. d. Poesie und Beredsamkeit. Bd. 8. S. 101 u. 102.

for the Use of an eminent Writer. — Works. Lond. 1753. 4. — Dramatic Works with a Life of the Author. Lond. 1759. 2 Bde. 8

(*O. L. B. Wolff.*)

2) John, ein engländischer Apotheker, Sohn eines Geistlichen, um 1716 geboren. Nachdem er einige Zeit die Apothekerkunst in einem kleinen Laden zu Westminster getrieben hatte, verwickelte er sich durch eine unbedachtsame Heirath in Nahrungssorgen, und suchte seine Umstände dadurch zu verbessern, daß er die Aufsicht über die Pflanzengärten des Herzogs von Richmond und des Lord Peter übernahm, die ihn mehrere englándische Provinzen durchreisen ließen, um seltene Gewächse aufzusuchen. Aus unbekannten Ursachen entsagte er diesem Berufe und wurde Schauspieler, allein weil er auf der Bühne kein Glück hatte, kehrte er wieder zu seiner Apotheke und zur Botanik zurück. Er fing an, über die letztere Wissenschaft Schriften heraus zu geben, welche Beifall fanden, allein das Glück verdarb seinen Charakter. Vorher furchtsam und bescheiden, wurde er jetzt stolz, streitsüchtig und machte einen Aufwand, den er nicht bestreiten konnte. Da ihm sein Bemühen, in die königl. Societät aufgenommen zu werden, mißlang, so rächte er sich durch Satiren und Pasquille, die ihm viele Spottschriften, und einmal sogar Stockschläge zuzogen [2]). Er fuhr indessen fort, allerlei Bücher heraus zu geben, allein da der Beifall abnahm und es ihm an Mitteln fehlte, seinen Aufwand zu bestreiten, nahm er seine Zuflucht zur Quacksalberei, und verkaufte Tinkturen und Wunderessenzen, die ihm viel Geld einbrachten. Sein literarischer Ruf stieg jetzt auch wieder, besonders da Lord Bute sein Gönner wurde; und der König von Schweden, dem er eine schöne Sammlung seiner bedeutendsten Werke sandte, ertheilte ihm sogar den Wasaorden. Er nannte sich jetzt Sir John Hill, und starb den 22. Nov. 1775. Gründliche Gelehrsamkeit besaß er nicht, aber viel Talent, mancherlei schätzbare Kenntnisse, eine ungemeine Leichtigkeit im Schreiben, und eine besondere Geschicklichkeit, fremde Beobachtungen und Erfahrungen sich anzueignen und zu mancherlei Zwecken zu benutzen. Ob man gleich in den meisten seiner Schriften, in denen er sehr mannichfaltige Gegenstände abhandelt, auf unverkennbare Beweise von Flüchtigkeit und Ungenauigkeit stößt, so enthalten sie doch auch viel Gutes und Brauchbares. Die bedeutendsten unter der großen Zahl sind: Theophrastus history of Stones; with an english version, and crit. and philos. notes. Lond. 1746; auct. 1774. 8.; die Anmerkungen franz. Par. 1754. 12. Teutsch: bei der Übersetzung von Baumgärtner, Nürnb. 1770. 8. Hill hat den Text sehr berichtiget, aber nicht nach Handschriften, sondern nach Conjecturen; seine Anmerkungen bilden einen lehrreichen Commentar. General natural history, or a new and accurate description of the animals, vegetables and minerals of the different parts of the world. Lond. 1748 — 52. Vol. III. fol. m. Kupf. ed. II. (bloß ein neuer Titel) 1773. Nur die Exemplare mit illuminirten Kupfern werden einiger Maßen geschätzt; von dem ganzen Werke sagt Haller in seinem Method. p. 1017: infiniti laboris et parum utilitatis opus. — Essays on natural history and philosophy, containing a series of discoveries made with the microscope. Lond. 1752. 8. uit het engels. vertaalt dor *P. le Clerq.* Harlem 1753. 8.; eine der besten Schriften Hills. Thoughts concerning God and Nature. Lond. 1755. 4. [2]). British herbal: an history of plants and trees natives of Britain, cultivated for use or raised for beauty. Ib. 1756. fol. mit 75 illum. Kupf. Eden, or a compleat body of gardening. Ib. 1747; ed. II. corrected 1773. fol. mit 1 Portr. u. 80 Kupf. [3]). Valerian, or the virtues of that root in nervous disorders etc. Ibid. 1758; 1772. 8. Teutsch, Nürnb. 1765. 8. mit 2 Kupf. Vegetable system or a series of experiments and observations tending to explain the internal structure and the life of plants etc. Lond. 1759 — 75. Vol. XXVI. in 13 Bänden mit 1542 Kupf. Aus diesem kostbaren, aber nicht geschätzten Prachtwerke, wovon nach Heinsius Bücherlexikon XXI Vol. 250 Thaler kosten, erschien teutsch: Hills Beschreibung der äußerlichen Theile der Pflanzen oder allgemeine Einleitung in die Botanik. Leipz. 1781. 8. 6 Bogen mit 49 (schlecht) illum. Kupf. The naval history of Britain from the earliest periods to the year 1756 compiled from the papers of *Ge. Berkley.* Lond. 1756. fol.; ein brauchbares, mit Fleiß zusammen getragenes Werk. History of the materia medica. Lond. 1751. 4. [4]). Exotic botany illustrated in 35 Fig. of elegant chinese and american shrubs and plants. Ib. 1759; ed. II. 1772. fol. (35 fremde Gewächse, davon einige in England geblühet haben). Management of the gout, with the virtues of Burdock koot first used in the authors own case. Ib. 1758. 8. oft [5]). Herbarium britannicum, exhibens plantas Britannias indigenas. Ib. 1769. Vol. II. 8. mit 195 Kpf. Constitution of timber explained by the microscope. Ib. 1770. fol. mit 48 illum. Kpf. [6]). Decade of cu-

1) Blankenburgs Zusätze zu Sulzers Theorie. 3r Bd. 626. Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern 1r Bd. 48.

2) „Dieses Buch faßt die besten und gründlichsten Antworten in sich, welche man des Lord Bolingbroke's Einwürfen gegen die Religion entgegen setzen kann. Der Hauptzweck des Verfassers geht dahin, die Leser zu überzeugen, es sei ein Gott, und die heilige Schrift habe einen göttlichen Ursprung." So die Tübinger Berichte von gel. Sachen 1757. S. 11. Das Buch ist 3 Alphab. 9 B. in gr. 4. stark. 3) Eine Art Gartenkalender, nach den Wochen und Monaten eingetheilt, in welchen die Gewächse blühen und Früchte tragen. S. Beckmanns ökon. physikal. Bibl. 5r Bd. 510. 4) Vastum opus; analyses omnium plantarum medicatarum hic reperias, bonas notas, vires medicas, has parcius, plantae descriptionem — sagt Haller Bibl. botan. T. II. 356. 5) Die achte Auflage erschien 1771. Über den Inhalt s. die Göttinq. gel. Anz. 1759. St. 143. und daraus die Erl. gel. Anmerk. 1760 in den Beiträgen S. 36. 6) Hill hat in diesem Werke an welchem Schönheit und Kostbarkeit des Papiers, des Drucks und der Kupfer

rious and elegant trees and plants, drawn after specimens received from the East-Indies and America. Lond. 1773. fol. mit Kupf. Decade of curious insects. Ib. 1773. 4. 26 Seiten mit 10 illum. Kpf. [7]). Unter dem erdichteten Namen Joseph Marshall ließ er drucken: Travels through Holland, Flandres, Germany, Denmark, Sweden, Lapland, Russia, the Ukraine and Poland. Lond. 1772. Vol. III. 8. Teutsch, Danzig 1773. 8. Franz., Paris 1776. 8. Travels through France and Spain. Lond. 1773. 8. Teutsch, Danzig 1773. Hill hat die genannten Länder nie bereist, und seine Nachrichten sind sehr unzuverlässig. Auch Romane und Schauspiele hat er geschrieben, die längst vergessen sind. Bei den meisten der angeführten naturhistorischen Werke war er zugleich Verfasser, Zeichner, Kupferstecher und Verleger [8]).
(*Baur.*)

Hilla (Medic.), s. Hira.

Hilla, Hillah (Geogr.), s. Hillet.

HILLAE, eigentlich Würste, im niedern Stile die Därme (s. d. Art.). (*R.*)

Hillah (Geogr.), s. Hillet.

HILLAR (Maurus), Prior der Abtei St. Matthias bei Trier, Dr. und Professor emeritus der Theologie, Examinator synodalis und Assessor der theologischen Fakultät an der Universität Trier, schrieb: Vindiciae historiae Trevirensis, s. historia Trevirensis de tribus primis Trevirorum episcopis Euchario, Valerio, Materno, S. Petri apostoli discipulis, ab eodem Treviros ablegatis, vindicata, contra impactam recentius crisin. Metis, 1763. 4. S. VII. und 179. Der Kritiker, den Hillar bekämpfen wollte, war der Weihbischof Hontheim, in seiner historia Trevir. diplomatica, dem er aber eben so wenig, als der Sache selbst, gewachsen war. Hontheim, dessen Kritik über die Ära der Gründung der trier'schen Kirche allerdings noch manchen Zweifel läßt, antwortete in einigen vornehmen Redensarten, daß der Inhalt der Vindiciae sich zum voraus widerlegt befinde in dem von den berühmten antwerpischen Jesuiten im J. 1753 herausgegebenen Tom. IV. mensis Sept. pag. 354—400, sodann in dem i. J. 1757 gedruckten Prodromus historiae Trevirensis, p. 64—85 u. 731—745. Hillar, dessen Werk besonders durch eine Anzahl von Druckfehlern verunstaltet ist, starb am 13. Okt. 1765. (*v. Stramberg.*)

HILLE, in der Sprache des Weidmanns das weibliche Reh (s. d. Art.). (*R.*)

HILLE, Dorf und Kirchspiel, im königl. preuß. Reg. Bez. und landräthl. Kreise Minden, von welcher Stadt es 3 Stunden entfernt, mit 1803 Seelen (im J. 1821). (*Rauschenbusch.*)

HILLE-BILLE, heißt bei den Kohlenbrennern eine galgenähnliche Vorrichtung, innerhalb welcher ein dünnes Bret angebracht ist, um durch Anschlagen an dasselbe zu signalisiren und die benachbarten Köhler herbei zu rufen. (*R.*)

Hillegaarsberg, s. Hillegersberg.

HILLEGAART (Paul van), ein Künstler, von welchem nur bekannt ist, daß er zu Amsterdam als Landschaftsmaler lebte, und dort 1658 starb. In der Galerie zu Salzdahlen befindet sich von ihm ein Reitergefecht (*Füssli* T. I. S. 320). (*A. Weise.*)

HILLEGERSBERG, eigentlich Hillegonds- oder vielmehr Hillegaarsberg, südholländisches Dorf, eine gute Stunde von Rotterdam, an dem Flüßchen Rotte, hat den Namen von der heil. Hildegardis, und einer Höhe, auf welche das Dorf gebaut ist. Es liegt mitten in Torfländern, hat eine gute reformirte Kirche mit Glasmalereien, eine katholische Kirche und 1600 Einw.; zu der Gemeinde Hillegaarsberg von 3000 Einw., gehören auch das Dorf Bergschenhoek und der Weiler Rotteban. Von hier war einer der frühesten holländischen Dichter aus dem 14ten Jahrh., Wilhelm van Hillegaarsberg, von dem noch mehrere Gedichte übrig sind, zum Theil historischen Inhalts. (*van Kampen.*)

HILLEGOM, ein sehr angenehm gelegenes Dorf in Südholland, Distrikt Leyden, an der Gränze Nordhollands, und an der großen Chaussee zwischen Amsterdam, Haag und Rotterdam, unweit der Dünen, mit 1000 Einw. In dieser Gegend sind herrliche Landhäuser, vorzüglich das Gut des Dorfbesitzers, Herrn Sir van Hillegom. (*van Kampen.*)

Hillegondsberg, s. Hillegersberg.

HILLEL, s. am Ende dieses Bandes.

Hillen, s. Hielen.

HILLER, 1) Christian Heinrich, geb. am 30. Okt. 1696 zu Kirchheim unter der Teck, gebildet auf der dortigen Schule, studirte zu Tübingen die Rechtswissenschaft, wo er auch 1713 die Würde eines Licentiaten erlangte und Vorlesungen zu halten anfing. Späterhin (1717) aber benutzte er eine sich ihm darbietende Gelegenheit, den größern Theil von Teutschland zu bereisen, hielt sich einige Zeit in Halle, Wetzlar, Wien und Regensburg auf und machte sich an den letztgenannten Orten mit dem Verfahren vor den obersten teutschen Gerichtshöfen und den Verhandlungen am Reichstage durch eigene Anschauung näher bekannt, und beschäftigte sich seit jener Zeit vorzüglich mit dem teutschen Statsrecht und dem Reichsprozesse. Im J. 1719 wurde er Doktor und außerordentlicher Professor des Rechts zu Tübingen, seit 1726 auch Hofgerichts-Assessor.

---

bis zur Verschwendung übertrieben sind, die innern Theile des Holzes, die äußere Haut, die Rinde, den Splint, das Holz und das Mark, nebst allen verschiedenen Gefäßen und Theilchen, umständlich beschrieben und genau abgebildet. Ausführlich angezeigt ist dieses Werk in Beckmanns ökon. physik. Bibl. 2r Bd. 162. 7) Wahrscheinlich ist dieß dasjenige Werk, von welchem Fabricius in seinem Specimen insector. Vol. I. zu Ende der Vorrede S. 8 sagt: At damnandae memoriae J. Hill, qui decadem insectorum Londini 1773. 4. figuris ficticiis edidit. 8) *Halleri* biblioth. botan. T. II. 356 sq., wo die meisten Schriften Hills kurz recensirt werden; literarisch genauer angezeigt in *Boehmeri* bibl. scriptor. hist. nat. s. das Register zum 5ten Bde. Schröters Journal für die Liebhaber des Steinreichs u. d. Konchyl. 4r Bd. 504. Anekdoten zur Lebensgesch. einiger Gel. Stuttg. 1780. 8. Adelungs Zus. z. Jöcher. Eberts bibliograph. Lex.

Beide Stellen verwaltete er bis zu seinem 1770 erfolgtem Tode mit ausgezeichneter Thätigkeit. Schriften hat er wenige geliefert, wovon folgende hervor zu heben sind: de liberarum S. R. G. I. Civitatum judicio amicabili. 1719. (Auch in Moser's Syntagma Dissert. select. jus publ. illustr. N. 17.); Diss. II. de abusibus, qui in Germania in Collegiis vigent opificum, deque medelis contra eosdem. 1725. Recus. auct. 1729. Deßgl. 1741 *). (*Ad. Martin.*)

2) Friedrich, s. unter Nr. 5.

3) Gottlieb, geb. am 21. Okt. 1778 zu Landsberg bei Leipzig, der Sohn eines dortigen Fuhrmanns, erhielt schon in seinem zweiten Lebensjahre einen Tagelöhner im Anhalt-Köthenschen zum Stiefvater. Als er etwas herangewachsen war, mußte er seinen Ältern bei der Feldarbeit behilflich seyn, im Sommer Ähren lesen und im Winter Holz spalten. Diese Beschäftigungen setzten zwar seiner lebhaften Wißbegierde überall Schranken; allein sie war in ihm so mächtig, daß er, als er kaum Lesen und Schreiben gelernt und sich einige Religionskenntnisse erworben hatte, jede von den groben Arbeiten seines Standes befreite Stunde zum eifrigen Lesen benutzte. Durch einen natürlichen Verstand, eine lebhafte Beobachtungsgabe und mäßige Phantasie unterstützt, versuchte er seine Einfälle in Reime zu fassen und verschaffte sich bald dadurch einigen Erwerb. In seinem 19ten Jahre ward er an einen Fuhrmann verdungen, dem er ein Jahr lang als Knecht auf Reisen diente. Bald aber nöthigte ihn die dürftige Lage seiner Ältern in seiner Heimath zu bleiben. Im Winter Taubennester flechtend, im Sommer Lehmsteine streichend, nutzte er die Morgen- und Abendstunden, so wie die Sonntage, zum Lesen ausgewählter Bücher, vorzüglich mehrerer Schriften von Wieland, mit welchen ihn ein gebildeter Bürger in Köthen versah. So entwickelte sich allmälig sein poetisches Talent, und sein erstes Gedicht im J. 1801 „auf eine grüne Schote, die er noch den Spätherbst erblickte," erwarb ihm, als es in Köthen bekannt wurde, den Beifall und die Empfehlung mehrerer dortigen Gelehrten. Ungeachtet er seitdem mehrere Aufforderungen erhielt, Verse zu machen, und selten eine Gelegenheit dazu vorüber gehen ließ, versäumte er darüber nicht seine Geschäfte, Taubennester flechtend, ersann er Gedichte, die er in Stunden der Muße niederschrieb. Dem größern Publikum ward er indeß erst bekannt, als der Kabinetssecretär Bäntsch in Köthen einige Poesien Hillers, als Proben seiner Art zu dichten, drucken ließ. Der Herausgabe seiner Gedichte, welche Hiller beabsichtigte, und deßhalb im Sommer 1803 nach Berlin gereist war, um dort Subscribenten zu sammeln, lag eine löbliche Absicht zum Grunde. Mit dem Gelde, das er dadurch zu erwerben hoffte, wollte er die Schulden seiner armen Ältern tilgen. Durch die reichliche Unterstützung, die er in Berlin und an andern Orten fand, gelang es ihm, diesen Plan auszuführen, und außerdem ein kleines Grundstück zu kaufen, auf welchem er ein einsames, aber zufriedenes Leben führte. Er starb zu Bernau bei Berlin den 2. Jan. 1826.

Sein poetisches Talent wäre, bei einem planmäßigern Unterricht, einer höhern Ausbildung wohl fähig gewesen. Früher hinderten ihn indeß die Beschäftigungen daran, welche seine Lage mit sich brachte, und späterhin berauschte ihn das übertriebene Lob seiner Freunde und Gönner, welche seine poetischen Versuche und die Leichtigkeit, womit er sie unter seinen prosaischen Umgebungen niederschrieb, als eine Seltenheit anstaunten, oft auch wohl nur dem wackern Menschen und dessen schlichtem und treuherzigem Thun und Wesen Beifall und Unterstützung zollten. So glaubte Hiller ein tieferes Studium entbehren zu können, und sank darüber in zu schnelle, obgleich nicht ganz unverdiente Vergessenheit. Denn die Sammlung seiner Gedichte (Köthen 1805. 8.), welcher er späterhin (1808) als zweiten Theil noch eine „Reise durch einen Theil von Sachsen, Böhmen, Östreich und Ungarn" beifügte, zeichnet sich weder durch Gediegenheit der Darstellung, noch durch Fülle des poetischen Ausdrucks oder Leichtigkeit in der Versifikation aus. Auch die Phantasie hat an Hillers Gedichten nur einen mäßigen Antheil. Verzeihlich, wenn gleich dem wahren Wesen der Poesie zuwider, ist die Eitelkeit, womit er die von vielen Großen ihm gewordenen Auszeichnungen in seinen Gedichten und noch mehr in der ihnen vorangeschickten Selbstbiographie erwähnt †).

(*Heinr. Döring.*)

4) Johann, Freiherr von H., geb. zu Wienerisch-Neustadt, am 10. Jun. 1754, trat im Jahre 1770 in die östreich'sche Artillerie, diente in derselben von unten auf durch alle Grade bis zum Generalmajor, wohnte dem baiernschen Erbfolgekriege gegen Preußen (1778 — 1779), dem Kriege gegen die Pforte (1788 — 1791), den Feldzügen gegen Frankreich (von 1792 — 1797, von 1799 — 1801) in den Niederlanden, Italien und Teutschland als solcher bei, ward beim Ausbruche des Krieges 1805 gegen Napoleon Feldmarschall-Lieutenant, zeichnete sich in allen diesen Verhältnissen durch Einsicht und Kühnheit aus, begann aber seine eigentliche Feldherrnlaufbahn erst 1809, wo er zuerst das 6te Armeecorps im Heere des Erzherzogs Karl, später das 8te Corps des linken Flügels befehligte. Dieß Kommando übernahm er am 20. April unter mißlichen Umständen (44 Bat. 38 Schwadr., die über 3 Meilen weit aus einander gezerrt waren, indeß Napoleon ihnen mit Übermacht bei Abensberg im Gesichte stand), ward an demselben Tage von den Marschällen Massena, Lannes, Lefebre und Bessières angegriffen, nach rühmlicher Gegen-

*) Vergl. Weidlich Geschichte der jetzt lebenden Rechtsgel. Th. 1. S. 371 u. f. Dessen Ler. od. kurzgef. Lebensbeschr. aller jetzt leb. Rechtsgel. S. 81. Moser Ler. der Rechtsgel. Progr. funebre 1770. Bök Gesch. d. Univ. zu Tübingen. S. 157 u. f. Meusel Ler. verst. teutsch. Schriftst. Bd. V. S. 511.

†) Vergl. außer dieser Selbstbiographie, den neuen Nekrolog der Teutschen, Jahrg. 4. Th. 1. S. 14 u. f. Raßmanns Pantheon teutscher, jetzt lebender Dichter. S. 142. Schmidt Anhaltsches Schriftstellerler. S. 156. 57. und die dort angef. Schriften.

wehr, doch ehe er seine zerstreuten Truppen sammeln konnte, auf Rohr, Rothenburg an der Laber und Pfaffenhofen zurück geworfen, und von dort am 21sten über Landshut hinaus, mit großem Verluste gedrängt. Dagegen warf er am 24sten bei Neumark an der Rott die vereinten Corps der Marschälle Lannes und Bessières, nebst den Baiern unter Wrede durch einen höchst kühnen und raschen Angriff bis Vils-Biburg zurück, setzte seinen Rückzug gegen die Donau mit musterhafter Ordnung und Festigkeit fort, und bestand auf demselben am 3. Mai siegreich das blutige Treffen von Ebersberg. Bei Mautern überschritt er den Strom, vereinigte sich (am 16. Mai am Bisamberge) mit dem Erzherzoge Karl, und bildete dessen rechten Flügel. Am 21. Mai, als dem ersten Tage der ruhmvollen Schlacht von Aspern und Eslingen, ward Hiller zum Angriff auf Aspern befehligt, das, obgleich tüchtig vertheidigt von dem Marschall Massena, nach mehrmaligen Stürmen in die Hände der Östreicher fiel; worauf Hiller die Mauern des Kirchhofs niederreißen ließ, den nochmals stürmenden Franzosen das Ersteigen der Trümmer dadurch sehr erschwerte, und als er ihnen am Morgen des 22sten wieder dieselben überlassen mußte, sie im Bereich seines ringsher fortgesetzten Feuers unbedeckt und daher in großem Nachtheil erhielt. Erst nachdem im Laufe dieses blutigen Tages Aspern neunmal erstürmt und wieder genommen worden, die Lobaubrücken nicht herzustellen und Napoleons Truppen ganz erschöpft waren, neigte sich der Sieg auf die Seite der Östreicher. Hiller wollte die Lobauinsel sofort angreifen, den Sieg vollständig machen; doch der Erzherzog verbot diese allerdings gewagte, doch sicher entscheidende Fortsetzung des Kampfes. In der brav geschlagenen doch unglücklichen Schlacht von Wagram (am 5. u. 6. Jun.) war Hiller mit dem rechten Flügel der Armee am ersten Tage siegreich, hielt am zweiten den Feind wenigstens zurück, da er nicht unterstützt wurde; sein durch die Erfolge der Franzosen gegen das Centrum und den linken Flügel der Östreicher erzwungener Rückzug geschah in größter Ordnung.

Im J. 1813 befehligte Hiller — damals Feldzeugmeister — das Heer, welches Östreich an den Gränzen Illyriens aufstellte, um diese zunächst liegende franz. Provinz zu erobern und zugleich gegen das Königreich Italien vorzudringen (Armee von Inneröstreich, später Armee von Italien 50,000 Mann stark). Er rückte mit derselben von Klagenfurt aus vor, trieb den Feind am 8. Oktober aus seiner festen Stellung von Tarvis, drückte ihn fortwährend zurück bis nach Verona, während sein Hauptquartier (Nov. 12.) zu Vicenza blieb. Im December ward er zur großen Armee berufen, wirkte dort thätig zur Beendigung des Krieges, ward bei der Heimkehr nach dem ersten Pariser Frieden kommandirender General von Gallizien und starb zu Lemberg am 5. Junius 1819. (*Benlecken.*)

5) Johann Adam (nach Gerber's Bemerkung eigentlich Hüller), geb. 1728 am 25. Dec. in dem Dorfe der Oberlausitz Wendischossig bei Görlitz. Die Schulmeisterstelle seines Vaters ernährte die Familie nur kümmerlich; schon 1734 verlor sie ihren Ernährer durch den Tod und gerieth in die größte Dürftigkeit. Doch nahm sich der amtliche Nachfolger des armen Knaben an und lehrte ihn etwas vom Klavier- und Violinspiel, so gut es gehen wollte. In seinen Freistunden unterhielt sich der kleine Adam am liebsten mit Absingen geistlicher Lieder aus dem Gesangbuche. Vorzüglich sagten seiner niedergebeugten Sele Passions- und Sterbelieder zu, von denen er gewöhnlich die längsten wählte. Die Natur hatte ihm eine schöne Discantstimme verliehen, die ihm den Vortheil brachte, daß er in das Singechor zu Görlitz aufgenommen wurde, wo er sich durch seinen Gesang manche freundliche Gemüther gewann, die ihn von Zeit zu Zeit unterstützten. als er in seinem 13ten Jahre 1740 von seiner Mutter auf das dortige Gymnasium geschickt wurde, weil er immer große Liebe zum Studiren gezeigt hatte und weil die arme Frau nichts Besseres mit ihm anzufangen wußte. Hier hatte er Gelegenheit durch die Bekanntschaft mit dem Sohne eines Stadtpfeifers die Flöte, Oboe und Trompete zu lernen, später auch das Violoncell, um in das collegium musicum der Schüler aufgenommen zu werden, was der damalige Rektor eben eingerichtet hatte. Zu diesem Behufe kaufte er sich eine alte Baßgeige für 18 Groschen. Hier versuchte er auch bereits Einiges für seine Mitschüler zu componiren, was diesen recht hübsch erschien, ob er gleich noch so gut wie Nichts von der Setzkunst verstand und auch sonst, wie er selbst sagte, noch nicht die geringste Anlage zur Dichtkunst irgend einer Art in sich spürte. Fünf Jahre war er daselbst fleißig gewesen, als ihn seine Armuth zwang, sich eine Nahrung zu suchen. Er nahm in Görlitz eine Schreiberstelle an, konnte es aber bei seinem überaus wunderlichen Herrn nicht lange aushalten und ging daher gleichfalls als Schreiber zu einem Civilbeamten nach Wurzen, der aber bald starb. Er entschloß sich nun aus Liebe zur Kunst und Wissenschaft nach Dresden auf die Kreuzschule zu gehen, wo ihm seine musikalischen Fertigkeiten forthalfen (1747). Hier hatte er das Glück, von dem damaligen Organisten an der Frauenkirche, dem berühmten Homilius Unterricht im Clavierspiel und im Generalbaß zu erhalten; auch vervollkommnete er sich bei dem Kammermusikus Schmidt im Flötenspiel. Nichts wirkte aber bedeutender auf die Entwickelung seiner geistigen Richtung, als des dortigen hochgerühmten Kapellmeisters Hasse große Opern- und Kirchencompositionen, die in jener Zeit von einem ganz auserlesen trefflichen Personale sehr glänzend aufgeführt wurden. Dieß regte ihn so gewaltig auf, daß er alle Zeit, die er seinem Studium und dem Schlafe nur entziehen konnte, zu näherer Einsicht in Hasse's Werke benutzte. Sein Eifer war so groß, daß er in 3 Monaten meist in der Nacht sich sieben Opernpartituren seines vergötterten Meisters abschrieb. Dadurch gelangte er allerdings zu höheren, sehnlich gewünschten Einsichten, allein er legte auch den Grund, wie Fr. Rochlitz in der Lebensbeschreibung seines Lehrers und nachmaligen Freundes im 1sten Bande „für Freunde der Tonkunst" bemerkt, zu der Kränklichkeit und Ver-

düsterung des Gemüths, die ihn einen großen Theil seines männlichen Lebens so beklagenswerth quälten und im spätern Alter mit aufreibender Gewalt zu ihm zurück kehrten. In der damaligen, für ihn so glücklichen Zeit seines so lebhaft aufgeregten Innern lernte er auch Graun's Werke kennen und nicht minder enthusiastisch als die Hasse'schen verehren. Diese beiden Männer blieben auch seine Lieblinge, die er über alle, selbst über die größten Geister, erhob, so viel Gerechtigkeit und Bewunderung er auch für jeden Tüchtigen hegte und äußerte. Daß ihm bei so anstrengenden Beschäftigungen mit den großen Erzeugnissen seiner beiden Hochmeister sehr wenig Zeit zu eigenen Compositionen übrig blieb, so wenig, daß er nur einige Chorarien und Lieder für seine Mitschüler zu setzen im Stande war, würde einleuchten, wenn er es auch weniger ernst mit den Wissenschaften genommen hätte, als es der Fall war. Er hatte sich nämlich fest entschlossen, sich der Jurisprudenz zu widmen, in welcher Absicht er auch 1751 die Universität zu Leipzig bezog. In diesem Vorhaben hatte ihn der berühmte Philolog Schöttgen vorzüglich bestärkt. Hiller hatte deßhalb sich bereits in den alten Sprachen große Mühe gegeben und setzte hier nicht nur die Beschäftigung mit denselben fort, sondern er fügte auch neue Sprachen hinzu. Gellerts Vorbild und die Bekanntschaft mit dem Guten wendeten ihn auch der Dichtkunst zu, was die Freundlichkeit Gottscheds noch vermehrte, da dieser Letzte nicht allein mit seinem Rathe, sondern auch für sein bürgerliches Fortkommen nützlich wurde. Übrigens fand er hier auch bald Gelegenheit, sich seinen Unterhalt durch Musikunterricht und durch Instrumentenspiel in Concerten u. dergl. zu erwerben. Am meisten machte er sich als guter Baßsänger beliebt und gerühmt. Während seiner Studentenjahre componirte er mehrere Lieder, Kirchencantaten, sechs Symphonien (nach damaliger Art, also so viel als Ouverturen) und Gellerts Orakel. Bei allen seinen Compositionen, auch den kleinsten, ging er gründlich zu Werke und sahe darauf, sich von seinem Thun jederzeit Rechenschaft geben zu können. So gelangte er nothwendig zu immer besserer ästhetischer und theoretischer Erkenntniß, wovon er auch in mehrern öffentlichen Blättern Zeugniß ablegte, namentlich durch seine Abhandlung: „Über die Nachahmung der Natur in der Musik." 1755 erhielt er durch Gellerts Vermittelung das Amt eines Hofmeisters oder Führers des jüngsten Grafen Brühl. In dem Hause des damals mächtigen, Künste und Wissenschaften liebenden und fördernden Ministers war auch die Tonkunst kein Fremdling. Hiller fand also daselbst Gelegenheit, sich auch als Künstler zu zeigen. Zu den häufigen häuslichen Festen dieses höchst angesehenen, einflußreichen Mannes componirte er nicht Weniges. Was ihm aber das größte Vergnügen gewährte, war die Gelegenheit, allen großen Musikaufführungen Dresdens beiwohnen zu können, das sich in jener Zeit über die größten Städte Teutschlands in musikalischen Leistungen erhoben hatte. Das Unglück des 7jährigen Krieges zerstörte alle diese Genüsse und brachte in Hiller eine bejammernswerthe Niedergeschlagenheit hervor, welche ihn selbst in der Kunst keine Freude finden ließ. 1758 hatte er mit seinem gräflichen Zögling die Universität Leipzig wieder bezogen: aber auch hier hielt ihn der Dämon der Hypochondrie so tief nieder, daß er den Tod dem Leben vorzuziehen geneigt war. In dieser betrübten Zeit würde er nicht das Geringste componirt haben, wenn er nicht aus Liebe zu Gellert und dem Bürgermeister Müller es unternommen hätte, einige gellertsche geistliche Lieder und einige Kirchenkantaten in Musik zu setzen. 1760, immer noch in demselben traurigen Zustande, schlug er eine ihm angetragene Professorstelle in Petersburg aus und gab auch sogar die Führung des jungen Grafen auf, wobei er auf die ihm zugesicherte Pension, die ihm auch in dem gedrückten Zustande der Brühl'schen Familie ausgezahlt worden war, gänzlich verzichtete. Fast menschenscheu lebte er nun fast allein vom Übersetzen, das man ihm für den gedruckten Bogen mit einem Thaler lohnte. Noch gab er in jenen Tagen der Verschlossenheit auf sein Studirzimmer die erste praktisch-musikalische Zeitschrift Teutschlands heraus „der musikalische Zeitvertreib," auf welches Blatt bald in Leipzig und Berlin mehrere ähnliche folgten. Da während der Kriegsunruhen das schon gewöhnliche Leipziger Concert eingegangen war, errichtete H. 1762 ein anderes und besseres, das sich schon im zweiten Jahre vor allen damals bestehenden rühmlichst auszeichnete. Mehrere Musiker aus der aufgelösten Brühl'schen Kapelle waren hierbei mit in Thätigkeit. Damals gehörte noch eine Gambe und eine Laute (und diese ganz vorzüglich) zu einem Orchester. Die Einrichtung seiner Concerte war schon dieselbe, die noch jetzt in dem Leipziger großen Concerte Statt hat. Die musikalische Abendunterhaltung zerfiel in 2 Theile. Eine Symphonie leitete ein, ihr folgte eine Arie, dieser ein Concert für irgend ein Instrument, nach welchem ein Divertimento für das Orchester, oder ein Quartett, oder ein Chor aus einer Oper gehört wurde. Nach der Pause, die der geselligen Unterhaltung freien Raum ließ, wurde abermals mit einer Symphonie begonnen, darauf eine Arie und den Schlußsatz führte das gesammte Orchester aus. Gedruckte Textblätter wurden auch schon an die Theilnehmer ausgegeben. In der Fastenzeit wurden große Oratorien, meist von Hasse, gegeben. Im Sommer hörte man im Theater die neuesten Hasse'schen Opern vollständig, nur ohne Action. Die Musik hob sich durch Hillers redliche und angestrengte Thätigkeit sichtbar und gelangte hier auch im galanten Stile zu einem Ansehn, das sie sonst nur im Kirchenstile behauptet hatte. Namentlich gingen aus Hillers Schule zwei Sängerinnen hervor, die jeden Kunstsinnigen in Entzücken versetzten und stets mit Ehren genannt werden: Corona Schröter und Gertrud Schmähling, die nachmalige Mara, welche letzte als ein armes Mädchen von ihrem alten, etwas murrsinnigen Vater aus Kassel zu unserm Meister gebracht wurde 1766. Hiller behielt die talentvolle Jungfrau unentgeldlich in seinem Hause, obgleich er selbst arm war und förderte sie in Kurzem so weit, daß sie der Liebling eines Publikums wurde, bes-

sen Geschmack für Poesie, Musik und Theater als der gebildetste Teutschlands gepriesen wurde, nicht ohne Wahrheit, wenn auch zuweilen mit Übertreibung. In demselben Jahre 1766 wurde von dem Herrn von Fesch ein ordentliches Theaterhaus erbaut, das ziemlich groß, aber sonst nicht ungewöhnlich beschrieben wird, sich jedoch durch Ösers Gemälde auszeichnete (Decke und Vorhang). Der damalige Direktor der Theatergesellschaft war der gerühmte Koch, den Lessing selbst für den besten Komiker seiner Zeit erklärte. Man wird einen vortheilhaften Begriff von dieser Gesellschaft erhalten, wenn man hört, daß auch Eckhof Mitglied derselben war. An Sängern scheint die Gesellschaft arm gewesen zu seyn. Der Direktor Koch wünschte vielleicht deßhalb um so mehr, die kleinen ländlichen Operetten, die damals in Paris zur Tagesordnung gehörten, auf sein Theater zu verpflanzen. Er ersuchte daher den in jener Zeit allgemein beliebten Dichter und Kinderfreund, Felix Weiße um Abfassung solcher Operntexte und unsern Hiller um die Composition derselben. Beide befriedigten seinen Wunsch. Zwar sahe sich H. durch den Mangel an einer gehörigen Anzahl kunstgeübter Sänger beengt, so daß er nur auf Lieder und liederähnliche Sätzchen Rücksicht nehmen durfte. Vielleicht war gerade diese Beschränkung für den Componisten und das Publikum ein Glück. Die erste Operette, die mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, war betitelt: „Die verwandelten Weiber." Eben ein Lied war es, das ganz ausgezeichneten Ruhm erlangte und nicht nur in ganz Teutschland, sondern auch in Frankreich und Italien häufig vom Volke gesungen wurde; ja es hat sich bis auf uns erhalten und Mancher wird „Ohne Lieb' und ohne Wein" u. s. w. mit Vergnügen selbst gesungen, oder es doch gehört haben. Wenn man nun auch unsern trefflichen Liedercomponisten H. nicht den allerersten nennen kann, der gute teutsche Melodien erfand, denn der Liedercomponist Gräfe hatte sich früher als H. einen beliebten Namen hierin erworben: so bleibt unserm H. doch das große Verdienst unbestritten, die teutsche Operette geschaffen zu haben. Bis dahin hatte man noch keinen Sänger auf einem teutschen Theater in echt teutschen Weisen singen gehört. Einen noch viel höhern Beifall, als die verwandelten Weiber und einige andere Stücke, erhielt die Jagd. Sie entzückte allgemein und mußte sehr oft wiederholt werden. Nur der kranke, trübsinnige Hiller hatte sie nicht gesehen, als sie zum 18ten Male gegeben wurde. Da glückte es endlich einigen Freunden, besonders seinem entschlossenen Arzte, den fast Menschenscheuen in das Theater zu schaffen, und Kochs Spiel brachte den in seiner Einbildung Halbtodten so weit, daß er sich dem Lachen überließ, von welcher Zeit an es auch sichtlich mit ihm besser wurde. Damals gab H. auch seine „wöchentlichen Nachrichten und Anmerkungen" heraus. 1771 wurde Dem. Schmähling (Mara, die jetzt noch in Reval lebt) nach Berlin berufen. Sogleich errichtete Hiller eine Singschule für junge Frauenzimmer, damit es der Stadt nicht an Sängerinnen fehle und zog so viele Stimmen heran, daß er 1775 ein Concert spirituel errichten konnte, das, sehr besucht, die größten Werke der berühmtesten Meister aufführen konnte. Das Concert hielt sich bis 1778. Jetzt entschloß man sich in Leipzig einen eigenen Concertsaal zu bauen, der akustisch genügte und durch Ösers Kunst verherrlicht werden sollte. Er wurde sehr glücklich zu Stande gebracht, so daß dieser Saal im Gewandhause unter die besten gezählt werden muß. 1781 wurde er unter Hillers Anführung eingeweiht. Diese Abonnement-Concerte haben von diesem Jahre an ununterbrochen fortgedauert bis auf heute und zwar so, daß die alte Einrichtung selbst keine bedeutenden Veränderungen erlitten hat. Die Anstalt feierte im Winter 18$\frac{3}{4}$ ihr 50jähriges Jubiläum.

Bisher hatte H. alle diese mannichfaltigen, oft schwierigen, immer aber zeitraubenden Arbeiten mit einer beispiellosen Uneigennützigkeit besorgt. Für seine Singschule hatte er gar Nichts genommen und für seine Compositionen bekam er äußerst Wenig. So erhielt er z. B. für die Jagd, von welcher in sehr kurzer Zeit eine Auflage von 6000 Exemplaren vergriffen war, nicht mehr als 50 Thaler: Weiße aber, der Dichter, bekam gar Nichts. — Bei der Einrichtung des neuen Concerts im Gewandhause zog H. als Musikdirektor den ersten kleinen Gehalt, den man noch durch die Musikdirektion in der Neukirche etwas verbesserte. Jetzt hätte er nun doch einiger Maßen sorgenfrei leben können, wenn nicht sein Haus allen Kunstverwandten offen gestanden hätte. Es war ihm Bedürfniß, zu unterstützen, wo er nur konnte. 1782 lachte ihm ein neues Glück. Er wurde nach Kurland berufen, die herzogliche Kapelle in Mitau zu ordnen, wohin seine beiden Schülerinnen, die Schwestern Podhorska als Sängerinnen von ihm geleitet werden sollten. H. verlebte dort sehr frohe Tage, geliebt und geehrt von Allen. Nachdem er seinen Auftrag zur größten Zufriedenheit des Herzogs zu Stande gebracht hatte, gab ihm dieser außer manchem Beweise seiner huldvollen Gesinnung noch 1000 Thaler zur Rückreise nach Leipzig, dessen große Concerte immer mehr in Ruf gekommen waren. Gerade deßhalb wird es Niemanden wundern, daß sich gegen diesen Ruf auch achtbare Stimmen der Zeit zuweilen erhoben: denn theils mochten manche Vorzüge übertrieben worden seyn, theils mochte die zu hoch gesteigerte Erwartung den wirklichen Genuß, der oft von sehr zufälligen Nebendingen gestört werden kann, mitunter verkümmern. In einer Stadt, die keine eigentliche, stehende Kapelle halten kann, wird überhaupt die musikalische Leistung nicht ein Jahr wie das andere seyn. Wo ferner vom Gelde der Abonnenten das Ganze erhalten werden muß, da wird man sich, wenn auch sträubend, nach dem wechselnden Modegeschmacke der zahlenden Menge richten müssen. Wir dürfen daher die mancherlei Gebrechen, die Joh. Friedr. Reichardt im 2 Th. seiner Briefe eines aufmerksamen Reisenden (Frankf. u. Breslau 1776) aufzählt, immerhin als wahrheitgemäß ansehen, ohne daß dadurch Hillers Verdienste um die Musik Leipzigs, oder auch der Ruhm der damaligen Concerte bedeutend geschmälert werden müßte. Übrigens redet Reichardt von einer Zeit, in welcher sich das große

Concert im Gewandhaussaale noch nicht gebildet hatte, und dennoch fühlte er sich gezwungen, von der Ausführung der Symphonien Gutes zu sagen und es nur den wenigen Proben beizumessen, wenn die Begleitung der Concerte weniger gelänge. Dennoch wird die Schröter als eine sehr gute, empfindungsvolle Sängerinn gerühmt, Löhlein, als Componist und Clavierspieler, Tromlitz als Flötist, die beiden Berger, Violin- und Violoncellspieler, Hertel als braver Violinist, endlich Neese, der öfter in Leipzig sich aufhielt und bei öffentlichen Aufführungen als thätiges Mitglied sich zeigte. Durch den Ruhm der Leipziger Musikanstalten, durch Hillers unablässige Thätigkeit, namentlich durch seine unentgeldlichen Singschulen, durch das Stundengeben der genannten Virtuosen mußte sich wohl der Sinn für die Tonkunst von einem Jahre zum andern außerordentlich heben bis zu einem Grade von Vollkommenheit, von welchem an überall und in allen Dingen die Fortschritte nur langsam, von Vielen sogar unbemerkt vorwärts gehen. So weit war man gekommen, als das Abonnement-Concert im Saale des Gewandhauses sich bildete, dem das Publikum mit dem feierlichsten Anstande beiwohnte und in der Fastenzeit, wenn geistliche Oratorien gegeben wurden, nicht anders als in schwarzer Festkleidung erschien. Das von Reichardt getadelte Plaudern während der Musik war gänzlich aus Achtung für die Sache weggefallen. Der Sinn für Kunst im Allgemeinen hob sich sichtbar und einige Greise versicherten uns, daß damals unter den Hörern nichts weniger als die verkehrte Sucht geherrscht habe, durch unberufene Krittelei sich und Anderen den Genuß zu verkümmern. Hiller selbst stand vom Anfange seiner Bemühungen an in der größten Achtung seiner Mitbürger, so daß wir, den glaubwürdigsten Erzählungen zu Folge, in Reichardts Äußerung zum Schlusse seines zweiten Briefes aus Leipzig (2 Th. S. 108) nur eine grundlose Übereilung lesen: „Ich wünschte diesem braven, verdienstvollen Manne ein vortheilhafteres Glück an einem Orte, wo man seine Verdienste besser erkennete und belohnte." Nur die äußerliche Belohnung fehlte; sie fand sich später. Mit lebhaftem Bedauern sah man 1784, daß Hiller Anstalt zur Abreise mache. Er war vom Herzoge Kurlands mit 600 Thaler Gehalt zum Kapellmeister in Mitau, seine beiden Töchter zu Kammersängerinnen und sein ältester Sohn (H. hatte 4 Kinder) zum Kammermusikus ernannt worden. Schon war Alles in Ordnung gebracht, schon befand sich die Familie auf der Reise nach Mitau, als die bekannten Mißhelligkeiten der Stände mit dem Herzog ausbrachen und durch die Eingriffe der Kaiserinn Katharina das Land zu einer russischen Provinz gemacht wurde. Hiller, obwohl vom Herzoge eine Zeit lang unterstützt, sahe sich nun genöthigt, mit seiner Familie herum zu reisen und große geistliche Concerte zu geben. Er hielt sich abwechselnd in Breslau, Berlin, Hamburg und Leipzig auf. Unter Anderm führte er in Berlin 1786 Händels Messias mit 300 Tonkünstlern auf und im folgenden Jahre in Leipzig, wodurch Teutschland zuerst mit Händels Meisterwerken bekannt wurde. 1789 kam Hiller wieder nach Leipzig und zwar für seine ganze Lebenszeit. In diesem Jahre hatte der bekannte Doles, Kantor der Leipziger Thomasschule, sein rühmlich verwaltetes Amt niedergelegt. Auf des für Leipzig unvergeßlichen Müllers Anregung kam Hiller an jenes Stelle, die ihm nun allerdings ein sorgenfreies Leben sicherte, was Nahrung und Kleidung betrifft, ihn aber keines Weges zu der Zufriedenheit und Ruhe kommen ließ, die Gerber in seinem alt. Ler. den folgenden Tagen des geehrten Mannes beizumessen sich wohlwollend beeifert. Diese fehlten ihm oft, bis an sein Ende. Die Ursachen dieses Mangels lagen theils in ihm selbst, theils in seiner Stellung. Durch seine frühen, nicht selten übermäßigen Anstrengungen hatte sich seiner eine Reizbarkeit bemeistert, die allein schon jene Ruhe ihn nicht hätte finden lassen, wenn auch die heftigen Reibungen nicht dazu gekommen wären, die zwischen ihm und dem als Philologen berühmten und höchst achtbaren, als Menschen überaus harten und der Musik ganz abgesagten Rektor Fischer nur zu oft vorfielen. Der leicht erregte Mann hatte also auch von jetzt an wenig ungetrübte Tage. Trotz dieser Hinderungen wirkte H.'s Thätigkeit doch fortwährend zum größten Nutzen der berühmten Anstalt durch Unterricht und Composition; ja man darf sagen, daß er eben in seiner Berufserfüllung allein glückliche Stunden zählte, weil er sich selbst darin vergaß. Fortwährend war er darauf bedacht, seine Schüler und die Stadt mit den berühmtesten Werken älterer und neuerer Zeit bekannt zu machen. Unermüdlich legte er bald einen neuen teutschen Text unter, bald instrumentirte er ältere Werke der Zeit angemessen, bald verfertigte er eigne Compositionen, vorzüglich mehrere Motetten und den hundertsten Psalm. Seiner Vorliebe für Hasse's und Grauns Tondichtungen war er zwar treu geblieben, doch nicht so ausschließlich, daß er sich nicht auch zu dem Trefflichen anderer, auch neuerer Meister begeistert gefühlt hätte. Haydn's und Mozarts Verdienste um die Tonkunst erfüllten ihn mit Bewunderung und namentlich erkannte er als das höchste Werk Mozarts dessen Requiem, zu welchem er auch bekanntlich eine teutsche Übersetzung fertigte, die freilich jetzt bei Weitem übertroffen worden ist. Man liest sie vor der Breitkopf und Härtel'schen Ausgabe des Requiem von Mozart mit der gereimten vom Prof. Clodius vorgedruckt. Er hatte sich aus Achtung für Mozart das Werk eigenhändig abgeschrieben, ob er gleich wußte, daß die Partitur bald gedruckt erscheinen würde. Auf den Titel, so wie auf die 4te der gedruckten Messen Haydn's hatte er mit großen Buchstaben geschrieben: Opus summum viri summi, *W. A. Mozart;* Opus summum viri summi, *J. Haydn.* 1797 hatte er sich einen ausführlichen Plan zu einer musikalischen Encyklopädie entworfen, in welcher namentlich einige Aufsätze über mancherlei musikalische Instrumente merkwürdig sind. Wie viel der überaus thätige Mann, noch außer seinen vielen, durch den Druck bekannt gemachten Werken schrieb, wird man bewundern, wenn man erfährt, welche große Zahl fremder Werke er abschrieb und im Abschreiben umarbeitete, so daß es ihm Gewohnheit geworden war, fast

an jedem, nur mit Ausnahme des allergeachtetsten Etwas zu ändern und daß er von jeher keine anderen als selbstgeschriebene Stimmen aufzulegen pflegte. Und dennoch vermochte er noch in den spätesten Jahren auch den kleinsten Druck ohne Brille zu lesen! Im Übrigen aber meldete sich das Alter mit allen seinen Schwächen so plötzlich und seine alte Hypochondrie kehrte so heftig wieder, daß er sich entschloß, sein Amt niederzulegen, das A. E. Müller erhielt. Die Einkünfte seines Amtes waren ihm vom Stadtmagistrate lebenslänglich gelassen worden, ja es wurde ihm seine neue Wohnung in der Vorstadt aus der öffentlichen Kasse bezahlt. Nichts betrübte ihn mehr, als daß er seinen letzten vertrauten Freund, den achtbaren, wohlverdienten Bürgermeister und geheimen Kriegsrath Müller vor sich sterben sahe. Von jetzt an vegetirte er nur. Sein Tod erfolgte am 16. Junius 1804 in seinem 76sten Lebensjahre. Er wollte im Stillen begraben seyn: aber viele seiner Schüler und Andere schlossen sich freiwillig dem Leichenzuge an. Vor dem Grabe wurde seine Composition „Alles Fleisch ist wie Gras" angemessen gesungen.

Als Orchester-Componist leistete er weniger, als für den Gesang, besonders in echt teutschen Liedern, worin ihm Gräfe vorangegangen war, Schulz und Reichardt (die Volkslieder-Tonsetzer) ihm folgten. Seine Operetten bildeten das Volk und ergötzten es. Wenn er in seinem Choralbuche zu schlicht verfuhr, so hat er sich doch auch dadurch das Verdienst erworben, mehrere Melodien von Verschnörkelungen zu befreien. Am meisten wirkte er durch seine schriftstellerischen Arbeiten über musikalische Gegenstände, so daß er mit Recht der Vater der ästhetisch musikalischen Kritik genannt wird. Auch durch seine vielfachen Ausgaben fremder bedeutender Werke hat er sich sehr nützlich gemacht. Als Mensch gehörte er, anerkannt von Allen, unter die trefflichsten. Man vergleiche die Leipziger musikal. Zeitung, den 6ten Jahrg. S. 845 u. 861 ff.; Gerbers alt. und neues Lex. der Tonkünstler; Rochlitz „Für Freunde der Tonkunst." 1r Bd. u. Reichardts Briefe. Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß seiner theoretischen und praktischen Werke gibt Gerber. Gerade Hillers 100ster Psalm, der für seine beste Kirchencomposition gehalten wird, ist nicht gedruckt worden. Zu den von unserm fleißigen Gerber angezeigten Werken und Ausgaben H.'s, haben wir nur das so genannte Dottinger Te Deum von Händel zu dem Utrechter hinzu zu fügen, das H. ebenfalls 1780 im Schwickert'schen Verlage besorgte. Doch bewies H. hierin seine Neigung, in den Werken Anderer Änderungen vorzunehmen, wohl zu sehr, oder er gab ihr wenigstens, veranlaßt durch die Unterlegung des lateinischen Textes, zu viel nach. Man findet ausgestrichene und eingeschaltete Takte, sogar veränderte Rhythmen, so daß eine neue Ausgabe eben dieses Dottinger Te Deum sehr wünschenswerth ist.

Sein Sohn, Friedrich Hiller, that sich am Meisten in musikalischer Geschicklichkeit hervor, wurde 1789 Sänger auf dem Rostocker Theater, 1790 Musik-Direktor in Schwerin und 1796 zu Altona für das neu errichtete National-Theater. Seine Compositionen waren gefällig, leicht und zeitgemäß. Unter Andern ist die Operette „Adelstan und Röschen" von ihm. Sein Todesjahr ist uns nicht bekannt. (*G. W. Fink.*)

6) Johann Friedrich, Professor der Beredsamkeit zu Wittenberg, geboren zu Öhringen im Hohenlohe'schen den 21. März 1718. Sein Vater war fürstlich Schillingsfürst'scher und Wedelbach'scher Kammerrath und Amtmann. Er studirte auf dem vaterstädtischen Gymnasium und auf der Hochschule zu Wittenberg, wurde daselbst 1745 Rektor der Stadtschule, 1750 Professor des Natur- und Völkerrechts, 1757 der Dichtkunst, 1767 der Redekunst, und starb den 24. Julius 1790. Alte Literatur, Wolff'sche Philosophie und Baumgartensche Theologie waren die Fächer, in denen er umfassende gründliche Kenntnisse besaß, und die er mit ungemeinem Beifall lehrte, denn sein mündlicher Vortrag war eben so angenehm als gründlich und deutlich. Besonders stifteten seine Examinatoria und Disputatoria, zu denen man sich immer herbei drängte, 39 Jahre hindurch sehr großen Nutzen. Auch in vielen andern Fächern ertheilte er einen lehrreichen Unterricht, und es gab Zeiten, da er täglich 9 Stunden docirte. Die alten Sprachen besonders trieb er mit solchem Eifer, daß er seine Muttersprache darüber vergaß, und z. B. griechische Auctoren weit besser ins Lateinische, als römische Auctoren ins Teutsche übersetzte. Weniger leistete er als Schriftsteller, denn außer einem unvollendet gebliebenen Curriculum philosophiae. Part. III. Vitemb. 1760—68. 4. hat er nur Dissertationen, Programme, Reden und Gedächtnißschriften, zu denen ihn sein Amt veranlaßte, drucken lassen *). (*Baur.*)

7) Martin, Consistorialassessor und Propst zu Öls in Schlesien, war zu Strigau den 28. Sept. 1575 geboren, studirte zu Wittenberg, war seit 1601 in mehrern schlesischen Dörfern Prediger, erhielt 1638 die angezeigte Stelle, und starb 1651. Viele Drangsale und Verfolgungen erduldete er von den Katholiken während des 30jährigen Kriegs. Er schrieb Passionsbetrachtungen und andere zu ihrer Zeit beliebte und öfters gedruckte asketische und homiletische Schriften. (*Baur.*)

8) Matthäus, Abt zu Königsbronn im ehemaligen Herzogthum Würtenberg, geboren zu Stuttgart, wo sein Vater Regirungssekretär war, den 15. Februar 1646. Er studirte in den Klöstern Hirsau, Bebenhausen und im theologischen Stift zu Tübingen, wurde daselbst 1673 Repetent, und kam 1677 als Diakonus nach Herrenberg. Das Amt eines Predigers und Professors im Kloster Bebenhausen wurde ihm 1685 übertragen; 1692 erhielt er wider sein Vermuthen einen Ruf nach Tübingen als Professor der Logik und Metaphysik, und 1698 wurde er daselbst ordentlicher Professor der griechischen und morgenländischen Sprachen und außerordentlicher Professor der Theologie, auch Ephorus des theologischen

*) Weiz gel. Sachsen 111. Schlichtegrolls Nekrol. 1790. 2r Bd. 362. Meusels Lex. d. verst. Schriftst. 5r Bd.

Stifts und Pädagogarch. Diese Ämter legte er 1716 nieder, ging als Abt nach Königsbronn, und starb daselbst den 11. Febr. 1725. Hiller war zu seiner Zeit wegen seiner orientalischen Sprachgelehrsamkeit sehr berühmt, und selbst das Ausland ehrte und schätzte seine Schriften und seine Verdienste um die exegetische Theologie. Eine rühmliche Anerkennung fanden seine etymologischen Forschungen über die eigenthümlichen Namen, welche im A. T. vorkommen: Onomasticum sacrum. Tub. 1706. 4.; und von seinem Tr. de arcano Keri et Kethib. Ib. 1692. 8., welcher sinnreiche Hypothesen von den Varianten der hebr. Bibel enthält, sagte der sprachgelehrte Professor Wagenseil in Altdorf: „es hätten deren Autori dergleichen Gedanken ohne Gottes besondern Beistand nicht einfallen können, und er habe in diesem einigen Buche aller Masorethen Arbeit übertroffen." Was er zuletzt über die im A. T. vorkommenden Bäume und Pflanzen in seinem Hierophyticon (P. I. de arboribus. P. II. de herbis). Traj. ad Rhen. 1725. 4. mittheilte, ist aus den Händen der Gelehrten verschwunden, seitdem Ol. Celsius 1745 sein Hierobotanicon herausgab. Seine Dissertationen ließ er 1711 unter dem Titel Syntagmata hermeneutica, quibus loca s. script. plurima ex hebraico textu nove explicantur, in 4. zusammen drucken, auch schrieb er Institutiones linguae sanctae, die oft gedruckt wurden, zuletzt Tüb. 1760. 8. und ein Lexicon hebraico-talmudicum 1685 *). (*Baur.*)

9) Philipp Friedrich, Pfarrer zu Steinheim bei Heidenheim im Würtenbergschen, Sohn eines Pfarrers zu Mühlhausen an der Enz, geboren daselbst den 6. Januar 1699. Er studirte zu Tübingen, wurde 1732 Pfarrer zu Neckargröningen, nach 4 Jahren zu Mühlhausen, kam 1748 nach Steinheim, und starb daselbst den 24. April 1769. Seit 1751 mußte er sein Amt durch Vikarien versehen lassen, weil er seine Stimme verlor, die ihm keine Kunst der Ärzte wieder geben konnte. Zur geistlichen Poesie besaß dieser fromme Mann beachtenswerthe Talente, und viele seiner Lieder sind, mit Verbesserungen von Diterich, Küster, Paulmann u. A., in neuere Gesangbücher aufgenommen worden. Die Fruchtbarkeit seines Talents erhellet aus der großen Zahl seiner poetischen Arbeiten: Arnds Paradies-Gärtlein geistreicher Gebeter, in Liedern. 4te Ausg. Tüb. 1785. 8. Gedächtniß-Reimen der evangel. Geschichten. Eb. das. 1752. 8. Leben Jesu in gebundener Schreibart. Eben das. 2 Th. 1752. 8. Gedächtniß-Reimen der Bücher des neuen Test. Eben das. 1753. 8. Geistliches Liederkästlein. Stuttg. 2te Aufl. 1775. 16. Beiträge zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, oder Morgen- und Abendandachten ꝛc. in gebundener Schreibart. Eben das. 1785. 8. u. a. m.†) (*Baur.*)

HILLEROED, eine offene Stadt des Amtes Frederiksborg im königl. dän. Stifte Seeland; sie liegt an einem kleinen Landsee und ist vorzüglich bekannt durch das dort befindliche königl. Schloß, die Frederiksborg und die Kapelle desselben, worin die dänischen Könige bisher gekrönt worden sind. Sonst ist hier noch das große königl. Gestüte bemerkenswerth. Die Stadt hat 170 Häuser, gegen 1200 Einw., ein Krankenhaus, ein Hospital, und ein Gymnasium *). (*R.*)

HILLERSLEV, ein Herreder des Amtes Thisted im königl. dän. Stifte Aalborg am teutschen Meere 5½ QMeile groß und 3500 Einwohner in 14 Kirchspielen **). (*R.*)

Hillesen, alter Name für Hildesheim, s. d. Art.

HILLESHEIM, ein seit Anfang des 18ten Jahrh. in den Grafenstand erhobenes, edles Geschlecht, hat seinen Ursprung von den alten Freiherrn von Meerscheidt oder Meschedt, am Niederrhein und in den Niederlanden. Anton von Meerscheidt genannt von Hillesheim, der 1440 lebte, ist der erste, welcher diesen Beinamen nach dem Schloß Hillesheim führte. Mit seinen Urenkeln theilte sich das Geschlecht in vier Linien; Anton II. v. H. führte die Linie zu Hillesheim, Heinrich II. die zu Bertum, Martin die zu Wippe, und Heinrich III. die zu Dehl fort. Wilhelm v. H., der Sohn von Martin, zeichnete sich im 30jährigen Kriege so aus, daß er vom Kaiser Ferdinand die freiherrliche Würde erhielt. Er trat darauf in die Dienste des Herzogs Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg als dessen geheimer Rath, Kämmerer und Amtmann zu Windeck und Breisig im Herzogthum Berg. Das im Kriege erworbene Vermögen setzte ihn in den Stand, die Herrschaften Arendel, Franken und Niederbach zu kaufen. Seine einzige Schwester Gertrude v. H., Stiftsdame zu Schaken starb 1669 in einem Alter von 101 Jahren. Mit seiner Gemahlinn Katharina, erzeugte er einen Sohn und 4 Töchter, welche Stiftsdamen zu Relinghausen, Villich, Dickirchen und Elze wurden. Franz Friedrich Freih. v. H. (geb. 1640, † 1681), herzogl. pfalzneuburg. Kämmerer und Oberhofmeister hatte mit Anna Maria von Cortenbach 2 Söhne: Johann Kaspar Frh. v. H. (geb. 1679) teutscher Ritter und Kommthur zu Romersdorf in der Ballei Alten Biesen und kurpfälzischer Oberst eines Regiments und Franz Kaspar Frh. v. H. (geb. 1675), welcher vom Kaiser Leopold in den Grafenstand d. h. röm. Reichs erhoben wurde. Der Letztere stand in einem großen Ansehen bei dem Kurfürsten von der Pfalz, bei welchem er die Stelle eines geheimen Rathes und Regirungspräsidenten bekleidete; zugleich war er Kommthur und Kanzler des heil. Hubertusordens. Später erhielt er zur

*) Sein Leben, von seinem Tochtermann S. Pfister, bei dem Hierophyt.; ausgezogen in der Leipz. gel. Zeit. 1726. S. 110. vergl. die teutschen Acta erudit. T. CX. *Fabricii* hist. biblioth. T. VI, 44. Böks Gesch. der Univ. Tüb. 136. *Halleri* bibl. botan. T. II, 195. Eichhorns Gesch. d. Sprachf. 1ste Abth. 484. 532.

†) Herrwagen Literat. d. Kirchenlieder 135. Richters Lex. d. Liederd. 137. Meusels Lex. verst. Schriftst. 5r Bd.

*) Weim. Handb. 3te Abth. 1r Bd. S. 79.

**) Das. S. 119.

Belohnung seiner vielen Dienste die Oberamtmannsschaften zu Porten, Sinzig, Remagen und Neuerar. Der Ritterkanton am Niederrhein erbat ihn sich zum Ritterrath. Die Reichsherrschaften zu Reipaltzkirchen und Ingweiler erwarb er, und wurde auch vom Kurfürsten mit der Herrschaft Gladbach im Jülich'schen investirt (1723). Mit seiner Gemahlinn Maria Katharina, Gräfinn von Hatzfeld und Gleichen hatte er zwar Kinder; allein das Geschlecht erlosch bald darauf. Das Wappen: im goldenen Schild 3 schwarze aufrecht stehende gezahnte Balken, auf dem gekrönten Helm ein schwarzer Gemsenhals mit einem Fixstern im Maul, um den Hals, auf einem goldenen Bande, die drei gezahnten Balken *). (*Albert Frh. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HILLESHEIM, ein Flecken in dem jetzigen Regirungsbezirk Trier (Kreis Daun) in der so genannten Eifel, mit etwa 100 Wohnb., 600 Einw. Bis zur franz. Occupation des Landes im J. 1794 besaß der Ort ein Augustinerkloster, welches öffentliche Schulen hielt. Unter der kurfürstlich trier'schen Regirung war Hillesheim der Hauptort eines davon benannten trier'schen Amts, das damals in seinem ganzen Umfange kaum 1200 Selen zählte. (*Wyttenbach.*)

HILLET, (حلّة), gewöhnlich, aber irrig, Hellet ausgesprochen, ist der Name mehrerer Örter; am berühmtesten ist 1) Hillet der Beni Mesid bei Babylon zwischen Bagdad und Kufa, welches zuerst von Seifedewlet Ssadakat Ben Dobeis Ben Ali Ben Mesid El-Esedi im J. d. H. 495 nach seinem Namen benennt wurde, ehemals hieß der Ort Dschamiein d. i. die zwei Sammler. 2) Hillet der Beni Kobla in der Nähe von Mesan zwischen Baßra und Wasit. 3) Hillet des Dobeis Ben Aasif el-Esedi, ein Ort in der Nähe von Howeiset zwischen Bassra und Ahwas. 4) Hillet der Beni Merak in der Nähe von Mossul nach dem turkmanischen Stamme Beni Merak so benannt. Nach Jakut's Muschterek. (*v. Hammer.*)

HILLEVIONES (alt. Geogr.), ein zahlreiches Volk (quingentis pagis incolens s. *Plin.* IV, 15.), dem Plinius seine Sitze in Südschweden (Scandinavia, Codanonia) anweiset. Der Name dürfte „Hügelbewohner" bedeuten (hill Hügel und leve hausen, leben, wohnen: in der alten, auf Island am reinsten, überall im Dänischen, Schwedischen und Engländischen zerstreut erhaltenen Nordlandssprache) und von der Nationalsitte der Nordländer — einzeln in Gehöften, welche auf Hügeln erbaut sind, zu wohnen — um so sicherer herstammen, als dieselbe noch gegenwärtig im Innern Norwegens und Schwedens wie bei den Letten und Finnen Statt findet. (*Benicken.*)

Hillgen Flachs, s. Flachs.

HILLIA *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der ersten Ordnung der sechsten Linné'schen Klasse, welche ihren Namen erhalten hat nach *J. J. Hill* (gest. 1775), Anfangs Apotheker, dann Arzt in London, welcher eine Menge Bücher herausgegeben hat, von denen sein Vegetable System das bedeutendste ist (Lond. 1759 — 1775 in 26 Foliobänden, eine Wiederholung der May'schen und Morison'schen Methode). Der Charakter der Gattung Hillia besteht in einem sechsgespaltenen, bracteirten Kelch, einer röhrenförmigen, sehr langen Korolle, eingeschlossenen Staubfäden, und einer schotenförmigen, zweiklappigen Kapsel mit gefranzt geflügelten Samen. Die beiden bekannten Arten sind Sträucher. 1) H. longiflora *Sw.* Prodr., mit sechsgespaltenen Korollen, deren Fetzen lanzettförmig und umgebogen sind, und mit eiförmigen, zugespitzten Blättern. Auf Jamaika und in Brasilien. (H. parasitica *L.* Sp. pl., Fereiria *Vand.* in *Röm.* hisp.). Abgeb. in *Sw.* Obs. t. 5. f. 1. 2) H. tetandra *Sw.* Prodr., mit viergespaltenen Korollen, deren Fetzen eiförmig sind, und umgekehrt eiförmigen Blättern. Auf Jamaika. — S. *Spr.* Syst. II, 127. (*Sprengel.*)

HILLIARD (Nicholas), geb. 1547 zu Exeter, wo sein Vater Richard H. ein ehrenvolles Amt bekleidete, widmete sich erst der Juwelier- und Goldschmiedekunst, wurde aber nachher Miniaturmaler. Aus Mangel an guten Mustern, copirte er die holbein'schen Gemälde, und erreichte in der Folge einen hohen Grad von Vollkommenheit. Schon als Jüngling hatte er sich einen bedeutenden Ruf gegründet; er wurde daher ausersehen das Bildniß der Königinn Maria von Schottland zu malen, und da diese Arbeit vielen Beifall fand, wurde ihm das Glück, daß er von der Königinn Elisabeth mehrere Gemälde auszuführen erhielt. Nach dem Tode dieser Fürstinn begünstigte ihn Jakob I. nicht minder, und ließ sich von ihm malen, wie auch sein Sohn Heinrich. Um ihm einen Beweis seines fortdauernden Wohlwollens zu geben, ertheilte er ihm durch ein Patent das Privilegium, die Bildnisse des Königs und der königl. Familie, welche als Stämpel oder Marken dienten, allein verfertigen zu dürfen. Dieß beförderte seinen Wohlstand bedeutend; mit Arbeiten wurde er dadurch so überhäuft, daß er mehrere Stämpelschneider für sich arbeiten lassen mußte. Er starb zu London im J. 1619. Die Anzahl seiner Miniatur- und Emaillemalereien ist sehr groß, die Ausführung ist gut, Haare und Bart, die Kleidungsstücke, Spitzen und andere Zierathen, sind auf das Genaueste angegeben; aber die hohe Vollendung Holbein's erreichte er doch nicht. Sein eignes Bildniß, welches er schon in seinem 13ten Jahre gemalt hatte, befand sich früher im Kabinet des Grafen von Orford. Hilliard stand in großer Achtung, mehrere Schriftsteller seiner Zeit erwähnen ihn ehrenvoll, z. B. Donne in einem Gedicht über einen Sturm, den der Graf Esser erfuhr, Peacham in seinem Buche über die Wassermalerei *) und Richard Haydock in seiner Übersetzung des Lomazzo. (*A. Weise.*)

Hillich, s. Ehecontract.

*) Seiferts Stammtafeln adeliger Familien III.

*) *Peacham* on Limning etc. S. *Fiorillo* Gesch. der Malerei in England. T. 5. S. 241. Vgl. *Füssli* T. 1. S. 320.

HILLIGER, 1) Johann Wilhelm, geb. am 3. August 1643 zu Chemnitz, zuerst Adjunkt der philos. Fakultät zu Wittenberg, dann Superintendent in seiner Vaterstadt und starb im Sept. 1705. Er hat sehr viele Disputationen geschrieben, meist exegetisch-antiquarischen Inhalts, deren Mehrzahl sich auf das A. T. bezieht, aber den heutigen Anforderungen an gelehrte Bibelerklärung wenig entspricht †). (*A. G. Hoffmann.*)

2) Johann Zacharias, Superintendent zu Seyda im sächsischen Kurkreise, geboren den 7. Januar 1693 zu Chemnitz, wo sein Vater, Johann Wilhelm, Superintendent war. Dieser schrieb: Summarium linguae sanctae; summarium linguae Aramaeae, verschiedene philologische Dissertationen und Leichenpredigten und starb den 9. Sept. 1705 *). Der Sohn kam vom Gymnasium seiner Vaterstadt 1710 auf die Hochschule zu Leipzig, begab sich von da 1714 nach Wittenberg, hielt Vorlesungen und wurde 1724 außerordentlicher Professor der Philosophie. Im folgenden Jahre folgte er einem Rufe als Pastor und Superintendent zu Seyda, und starb daselbst den 16. Januar 1770. Unter seinen Schriften sind die bemerkenswertheften: Diss. de vita, fama et scriptis Valent. Weigelii. Viteb. 1721. 4. Institutiones logicae eclecticae. Ib. 1724. 8. Tentamina poetica. Ib. 1725. 12. Institutiones pneumaticae eclecticae. Lips. 1726. 8. Rhetorica ecclesiastica. Ib. 1728. 8. Institutiones isagogicae in universam theologiam. Ib. 1734. 8. **). (*Baur.*)

3) Oswald, ein teutscher Rechtsgelehrter, Professor an der Universität Jena, geb. den 20. Dec. 1583 zu Freiberg und gest. den 15. März 1619. Studirt hat er zu Leipzig, Wittenberg und Jena, stiftete auch auf letzterer Universität späterhin ein Legat. Er gehört der Periode an, wo die französische civilistische Schule abnahm, und die teutsche juristisch-philosophische entstand. Sein Buch über Donellus [1]) ist überschätzt worden [2]). (*Alex. Müller.*)

4) Siegmund Gottlieb, geb. den 20. Okt. 1686 zu Dresden, studirte zu Leipzig, wo er auch seine ganze übrige Lebenszeit zubrachte; nachdem er 1712 die juristische Doktorwürde erlangt hatte, wurde ihm 1715 die Professur des Lehnrechts übertragen und 1717 eine Beisitzerstelle bei dem dortigen Schöppenstuhl zu Theil, welchen Ämtern er bis an seinen Tod (24. Febr. 1743) mit großem Eifer sich widmete. Seine Schriften bestehen nur aus Dissertationen und Programmen und beziehen sich fast durchgehends auf das Lehnrecht. Angeführt zu werden verdienen: de jure et modis testem renitentem compellendi, 1711; de foro clerici delinquentis, 1715; de necessitate consensus vasalli in expectantiam feudi a domino concedendam, 1717; de poena pecuniaria in delictis carnis, 1717; de vasallo contra dominum feudi propria auctoritate jus sibi dicente, 1715, 1717; de termino fatali defensionibus reorum concedendo, 1718. — Vgl. Jöcher gel. Lex. Bd. II. S. 1607. *Lipenii* bibl. real. jur. (*Ad. Martin.*)

Hilliger (heiliger) Leichnamstag, s. Frohnleichnamsfest.

Hilligersberg, s. Hillegersberg.

HILLNER (Christoph), geb. 1745 zu Breslau, ein Maler. Da sein Vater königl. Gärtner zu Sanssouci bei Potsdam war, so hatte er Gelegenheit, die dortigen schönen Gemälde und Statuen täglich zu sehen. Dadurch erwachte in ihm Liebe zur Kunst. Er kam daher im J. 1763 zu Rode nach Berlin, studirte bei diesem 2 Jahre lang, ging aber dann nach Sanssouci zurück und fuhr fort, sich nach den Meisterwerken zu bilden. So vorbereitet reiste er 1773 nach Rom um unter Pompeo Battoni in der Kunst fortzuschreiten; hier äußerten denn auch die Werke im Vatikan und in der Farnese'schen Galerie großen Einfluß auf seine fernere künstlerische Entwickelung. Er copirte die Schlacht zwischen Constantin und Maxentius nach Raphael von Julio Romano ausgeführt, verließ 1777 Rom, um die übrigen Städte Italiens zu besuchen, ging dann über Turin nach Paris, durch die Niederlande über Antwerpen, um dort die Werke Rubens und anderer großen Meister kennen zu lernen, und kehrte über Holland nach Potsdam zurück *). (*A. Weise.*)

HILLSBOROUGH, 1) s. Highland, Kanton im State Ohio, der nordamerikan. vereinigten Staten. 2) Kanton an der südlichen Seite des Stats Newhampshire (vereinigte Staten von Nordamerika), stößt im Süden an den Stat Massachusetts; ein von den Minkhöhen durchschnittenes, hohes Land, im Osten von dem südlich fließenden Merrimack (atlantisches Meer, Nordamerika's Ostseite) durchströmt, und überhaupt von vielen Flüßchen und kleinen Seen bewässert. Weizen-, Mais- und Obstbau, starke Viehzucht. 52 □Meilen, 40 Ortschaften, 1820 mit 55,246 Einwohnern, Hauptort Amherst, 10 teutsche Meilen nordwestlich von Boston. 3) Hauptort des Kanton Orange (Stat Nordcarolina der vereinigten Staten von Nordamerika) am Eno, einem Zufluß des Neuse (atlantisches Meer, Nordamerika's Ostseite), mit dem Gerichtshause und Kantongefängniß, einer Akademie, 90 Häusern, fruchtbare, gut angebaute Umgegend, wo sich auch Gold findet, 7½ teutsche Meile nordwestlich von Raleigh, Nordcarolina's Haupt-

†) Jöcher Gelehrtenlexikon 2r Bd. 1607 führt mehrere derselben an.

*) *Dan. Mulleri* programmata III. de vita Hill. Chemn. 1724—27. fol. **) Beiträge zur Hist. der Gel. (von Strodtmann) 2 Th. 225 — 238. Dietmanns kursächs. Priesterch. 4r Bd. 691. Meusels Lex. d. verst. Schriftst. 5r Bd.

1) *Osw. Hilligeri* Donellus enucleatus. Tom. I. Jen. 1611. Tom. II. ibid. 1613. 4. rec. Lugd. 1620 und Antw. 1642. fol. 2) s. Hugo Lehrbuch eines civilistischen Cursus. 6r Bd. zweiter Versuch. Berlin 1818. S. 235. §. 290. Vergl. noch überhaupt über ihn: Historischer Schauplatz vornehmer und berühmter Stats- und Rechtsgelehrten. Nr. 17. p. 165. Nettelbladt hallische Beiträge zu der juristischen Gelehrten-Historie. B. 1. S. 737. Jöcher allgem. Gelehrtenl. unt. d. W.

*) Meusel teutsch. Künstlerlexikon. T. 1. S. 398.

stadt und 28½ teutsche Meil. nordwestlich vom Haupthafen Wilmington. 4) Hauptort der Insel Carlaccu, der größten der westindischen Grenadilleninseln (britisches Gouvernement Grenada), 1825 mit 500 Einwohnern, worunter 420 Farbige und Schwarze. 5) Ortschaft im Kanton Sommersett, (Stat New Hersey, vereinigte Staten von Nordamerika,) 1820 mit 2896 Einwohnern, westlich von Millstonefluß, Hauptarm des Raritan. Fruchtbare Gegend, 1½ teutsche Meile westl. von New Brunswick, und 8 teutsche Meilen südwestlich von New-York. 6) Kirchspiel am Flusse gleiches Namens in der Mitte der Prince Edward-Insel, im Kanton Queens (britisches Nordamerika im S. Lorenz Golf), 82,520 Acres enthaltend mit der Ortschaft Margborough, einer der ansehnlichsten dieses Eilandes, 46° 25′ n. Br. südwestlich vom Hauptorte Charlottetown. (*C. N. Röding.*). 7) Irischer Burgflecken, im Kanale von Laghan, Provinz Ulster, County Down, mit 800 Einw., Musselinweberei. (*Benicken.*). 8) Eine Insel vor der Unity Bai, auf der östlichen Küste des Wüstlandes Labrador, unweit der dortigen Missionsanstalt der Brüderunität Nain (57° 10′ N. Br.), gehört zum britischen Nordamerika.
(*C. N. Röding.*)

HILLSBOROUGH EINFAHRT, eine Flußmündung an der Ostseite von Ost-Florida, 26° 15′ 28″ n. Br. mit trefflichen Ankerplätzen, welche vielleicht eine Durchfahrt durch die ganze Halbinsel darbietet, 9½ teutsche Meile nördlich vom Kap Florida, und 36 teutsche Meilen nordöstlich von Key West. (*C. N. Röding.*)

HILLSDALE, zweiter Hauptort des Kantons Columbia (Stat New-York, der vereinigt. Staten Nordamerika's), liegt am Fuße des Tackenaghgebirges, hart an der Gränze des Stats Massachusetts unweit Pittsfield, Sitz des Untersheriffs des Kanton, 6 Kirchen, 1 Postamt, 1830 mit 4396 Einw., schöne fruchtbare Gegend, Wollen- und Leinenweberei. 4 teutsche Meilen nordöstlich von Hudson City am Hudsonstrom und 27 teutsche Meilen nordnordwestlich von der Stadt New-York. In der Nähe von Hillsdale liegt der Gesundbrunnen New-Libanon, und das Dorf der Shakers, einer schwärmerischen Religionssekte. (*C. N. Röding.*)

HILLTOWN, Ortschaft am Perkiomy (Schuylkill, Delawarestrom, atlantisches Meer) in dem Kanton Bucks (Stat Pennsylvanien, der vereinigt. Staten Nordamerika's), 1820 mit 1345 Einw., angenehme, fruchtbare Gegend, 5¼ Meilen nördlich von Philadelphia.
(*C. N. Röding.*)

HILME, nach Okens Eintheilung eine Sippschaft der Muscheln, welche concholepos, eburna, purpura und buccinum in sich begreift. (*R.*)

Hilmend, s. Afghanistan (1ste Sect. II, 146.)

HILMERSDORF, Dorf im Amte Wolkenstein des erzgebirgischen Kreises im Königreich Sachsen, hat Rittergut, gegen 600 Einw., viel Leinweberei und Strumpfweberei. (*G. F. Winkler.*)

Hilo, s. Falkenjagd.

HILO RETORCIDO, heißt im spanischen Handel mit Frankreich das Fil retors, oder das Garn von Rennes im ehemaligen Bretagne, jetzigem franz. Depart. der Ille und Vilaine. (*F. Thon.*)

Hilpen, s. Systematik der Pflanzen im Art. Pflanzenkunde.

HILPERICH, 1) fränkische Könige, s. Chilperich. 2) H. zu Genf, König der Burgundionen s. im Artikel Burgund (1ste Sect. XIV, 88.). (*R.*)

Hilpert, s. Hildebert.

HILPERT (Johann Georg), geb. 1742 zu Koburg, lebte als geschickter Steinschneider und Zinngießer zu Nürnberg, und legte dort eine Fabrik an, in welcher Figuren und Basreliefs in Zinn gegossen wurden. Die in Schiefer gearbeiteten Formen, und die Werkzeuge dazu, verfertigte er selbst, und gelangte darin zu einer solchen Vollkommenheit, daß seine Werke als Zierde in mehrere Kabinette aufgenommen wurden. Er lieferte das Bildniß Friedrichs II., des Feldmarschall Lascy's *) in Medaillons, verfertigte Bauernstücke im niederländischen Geschmack u. s. w., und starb zu Nürnberg 1795.
(*A. Weise.*)

Hilpertshausen, s. Hildburghausen.

HILPOLD, hohe Bergspitze in Tirol, im Wallenthal, an der Gränze von Dachs. (*Rumy.*)

HILPOLTSTEIN, eine Stadt auf dem Gebirge am Flüßchen Roth im baiernschen Rezatkreise, 5 Meilen von Nürnberg, hat 273 Häuser mit 328 Familien, einen Magistrat 3ter Klasse, eine Schranne, und ist der Sitz eines Landgerichts über 8 Municipal- und 42 Ruralgemeinden mit 2693 Familien = 12,363 Selen, eines Rentamts, eines Forstamts und eines katholischen Dekanats. In der Kirche ist das Grabmahl des Hilpolt von Stein, von welchem die Stadt den Namen trägt. Das Schloß der H. von Stein, welche die Grundherrn waren, stand auf dem Berge, wo man noch die Ruine eines alten Thurms sieht. Das Schlößlein in der Stadt wurde erst später erbaut, und von mehrern neuburgschen und sulzbachschen Prinzen und Prinzessinnen bewohnt. Vor Alters gehörte die Stadt den Herzogen von Baiern, von welchen sie die Familie der Hilpoltsteiner zu Lehn getragen hat; 1353 wurde sie an die Krone Böhmen verkauft, und endlich, nach mehrern vorher gegangenen andern Verpfändungen, 1509 an die ehemalige Reichsstadt Nürnberg verpfändet, von Bertha von Riesenberg.
(*Fenkohl.*)

HILPRECHTSHAUSEN, ein zu Hefenbeck eingepfarrtes Dorf im Harzdistrikte des Herzogthums Braunschweig im Kreisamte Gandersheim belegen, mit einem der Familie von Waldenfels gehörigen Rittersitze, 11 Häusern und 120 Einwohnern. (*Bode.*)

HILS, ein bewaldeter Bergzug des Herzogthums Braunschweig, gebildet durch Vorberge des Harzes und zusammenhängend mit dem Ihdt, Thedingberg und Elfas †). (*R.*)

*) Meusel's art. Miscellen. St. 1. S. 64. Ferner Jöcher T. 2. S. 584.

†) Weim. Handb. 1ste Abth. 5r Bd. S. 429.

HILSBACH. 1) Städtchen im Hügellande zwischen dem Odenwalde und Schwarzwalde, fast 4 Meilen südlich von Heidelberg und eben so weit südwestlich von Mosbach, unfern der Burg Steinsberg, dem alten Sitze der rheinpfälzischen Vögte über diese Gegend (s. Steinsberg), in einer angenehmen, sanft bergigen, gesunden und fruchtbaren Lage. Einst das alte Hilaresbach im rheinfränkischen Gaue Elsenzgowe, wo 798 Erlolt und seine Gemahlinn Odelrat, und 806 Meginbrecht und seine Gemahlinn Richlint Grundstücke und Leibeigene dem Kloster Lorsch zum Geschenke machten [4]). Schon im Anfange des 14ten Jahrh. als eine Stadt unter dem Namen Hillespach, Hildersbach und Hilrespach, und als eine alte Zugehör der Pfalzgrafschaft am Rheine bekannt [2]), die Kaiser Ludwig der Baier 1325 dem edeln Manne Kraften von Hohenlohe verpfändete [3]), die aber durch den Pavischen Vertrag 1329 wieder an dieses Kaisers verstorbenen Bruders Söhne, die rheinischen Pfalzgrafen, zurück kam [4]). Im J. 1525 wurde der Ort, so wie auch Eppingen und Sinsheim von Anton Eisenhut, einem Eppinger Priester, der sich zum Hauptmanne eines Bauernhaufens von 1200 Mann aufgeworfen hatte, eingenommen, und sammt der Umgegend eine kurze Zeit beherscht [5]). Als Tilly 1622 Alles um Heidelberg her verwüsten ließ, um dieses durch Hunger und Mangel zu zwingen, wurde auch H. durch seine Haufen mit stürmender Hand erobert, und fast alle Bewohner erwürgt [6]). Indessen blühete Hilsbach nach wie vor diesem schrecklichen Ereignisse, und war von alten Zeiten her auch der Sitz verschiedener Edelleute [7]). Ritter Weyprecht II. von Helmstatt (s. d. Art.) führte von Oberowesheim und Hilsbach seinen Namen [8]). Auch die jetzt allein noch blühende Hilsbacher Linie des uralten Ritterhauses der Venningen leitet ihren Ursprung von hier ab, und hatte daselbst Güter, bis sie 1518 von den Gebrüdern Hans Hypolitus und Ludwig, nebst einem Lehen auf dem Zolle zu Germersheim, an Kurfürsten Ludwig V. gegen das Schloß Steinsberg und Zugehör vertauscht wurde [9]). Das Venningensche Stammhaus wurde in der Folge in ein Amthaus verwandelt, und besteht noch als die Wohnung des jetzigen fürstl. leiningenschen Rentbeamten. Die Junker Vollmar von Remchingen und Wirich von Gemmingen werden noch 1602 auf ihren Rittersitzen zu H. erwähnt [10]). Im 16ten Jahrh. wurde H. auch der Sitz der kurpfälz. Beamten, die sonst die Burg Steinsberg bewohnten, und von ihm wurde das ganze Unteramt, das zum kurpfälz. Oberamt Mosbach gehörte, die Kellerei Hilsbach genannt. Am Ende des 17ten Jahrh. ließen sich zu H. viele reformirte französische Flüchtlinge unter einer besondern Concession des Pfalzgrafen, Kurfürsten Johann Wilhelm, nieder, wodurch die Bevölkerung desselben sehr gewann [11]). Die Pfarrkirche, dem Michael geweiht, wird frühzeitig erwähnt, und wurde von den Patronen, den Pfalzgrafen Kurfürsten 1360 dem teutschen Orden incorporirt [12]); eine besondere, darin befindliche Altarpfründe zum h. Nikolaus gehörte dem Hause Venningen als kurpfälz. Lehen [13]). Bei der Kirchentheilung fiel den Katholischen der Chor, den Reformirten das Langhaus der Kirche zu; doch gebrauchen beide bis heute gemeinschaftlich das Ganze. Es gehören zu ihr für beide Parteien, besonders die katholische, viele Filiale. Die Lutherischen haben schon seit Mitte des 18ten Jahrh. eine eigne Kirche. Durch die großen Statsveränderungen unserer Zeit kam H. an den Fürsten von Leiningen, hierauf mit seinen meisten Besitzungen an das Großherz. Baden, und ist als ein standesherrl. fürstl. leiningenscher Ort dem großherzogl. Bezirksamte Eppingen zugetheilt. 1774 hatte es 695 Einw., jetzt aber mit Einschluß des Junghofes 1162, wovon 658 Evangel., 451 Kathol., 8 Mennon. und 45 Juden, welche Gewerbe und Handwerke treiben; Apotheke, eigentliche Gastwirthe und Kaufleute gibt es dort nicht, dafür jährlich 3 Krämermärkte. Hauptnahrungsquelle ist der Getreidebau. Die Gemarkung enthält über 6000 Morgen Landes, wovon über ½ dem Getreidebau, Weniges dem Wein-, Wiesen- und Gartenbau gewidmet ist. Gegen ⅔ besteht aus Waldung, die aber größten Theils herrschaftlich. Das kleine Wasser Hilsbach, das im städtischen Wald unten am Eichelberge entspringt, fließt im W. der Stadt durch 3 kleine Seen, treibt unterhalb derselben einige Mühlen, und fällt bei Eppingen in die Elsenz. Der Eichelberg ist ganz mit herrschaftlicher Waldung bedeckt; auf ihm befand sich einst eine Burg, von der noch Überbleibsel ausgegraben werden.

2) H. auch WALDHILSBACH, zum Unterschiede von dem Städtchen H., ein kleines Dorf und liegt nur etwas über 2½ M. nördl. von jenem und kaum 1 M. südl. von Heidelberg an der äußersten Südgränze des Odenwaldes. Es kam 1296 von Konrad von Falkenstein durch Kauf Kurfürsten Rudolphs I. an Kur-

1) Actum in monast. Laurisham die nonas Augusti anno XXX. Karoli regis: In God. Laureh. carta MMDCII; Actum in mon. Laurish. die XIIII. kalend. Januarii anno XXXVIIII. Karoli regis: In cod. God. cart. MMDCX. 2) Altes kurpfälz. Zinsbuch: Auszug der hierher gehör. Stelle bei Widder in geogr. histor. Beschr. der Kurpfalz. II Thle. S. 146. 3) Bestallungsbrief für Kraften v. Hohenlohe: Der geben ist zu Ulme an dem Montag vor unser Frawen Tag ze Liechtmesse ꝛc. ꝛc. ꝛc. In specim. diplomatarii Bojoarici ap. *Oefelium* in Rer. Boic. SS. T. II. p. 150. 4) Vertrag von Pavia: oft in unsern Artikeln angezeigt. 5) F. P. Wund in Beschreibung des Bauernkrieges in der Rheinpfalz aus handschriftlichen Nachrichten seines Vaters Jakob Wund. 6) Theatrum Europ. Tom. I., p. 714; *Latomus* in relation. Francofurtens. autumnal. an. 1621, p. 112. 7) Ruprecht der Ältere in Urkunde: Dat. Heidelberg an dem Abend des heil. Auffartstag, 1380. Angef. v. Widder, II, 140. 8) S. den Art. Helmstatt in unserer Encyklopädie Zweiter Section Vtem Thle. Seite 194. Not. 33. 9) S. den Art. Steinsberg.

10) Widder in geogr. histor. Beschr. der Kurpf. II, 147. 11) F. P. Wund in topograph. pfälz. Biblioth. IItem Stücke, S. 132. 12) Altes kurpfälz. Zinsbuch v. J. 1369: die hierher gehörige Stelle bei Widder, II, 148. 13) Urkundliche Nachricht bei Widder ebend.

pfalz [1]). Der dem Rittergeschlechte von Erlikheim zugehörige Theil desselben wurde aber erst von Philipps von Ingelheim und Wilhelm Knebel von Katzenellenbogen, die ihn von ihrer Schwiegermutter, einer gebornen von Erlikheim ererbt hatten, durch Kurf. Ludwig III. vermittels Austausch des Gerichtes Schweppenhausen für Kurpfalz erworben [2]), und „die Utzlüden zu Hulspach, die zum Dilsperg gehörent," so wie die eigenen Leute des Kurfürsten, die zu H. saßen, zahlten Kurpfalz die Gülte auf den Dilsberg [3]). Indessen findet man, daß noch 1427 Hans Landschad auf das Dorf H. und das Haus bei den Augustinern zu Heidelberg nebst andern Gütern zu Gunsten der hohen Schule daselbst Verzicht that, und daß auch Hans Utzlinger noch 1488 in diesem Dorfe begütert war [4]). Dieses H. gehörte zur Meckesheimer Zehnt des ehemal. kurpfälz. Oberamtes Heidelberg, und hatte sein eigenes Dorfgericht, das auch jetzt noch besteht, und als Siegel das Pfalz-Baiersche Wappen mit dem Reichsapfel und darunter einen liegenden halben Mond führte, seine eigene Kirche, die nachher den Reformirten zufiel, jetzt aber eingegangen ist. Jetzt gehört es zum großherz. badenschen Bezirksamte Neckergemünd, hat 281 Einw., woron 235 Evangel., die übrigen Kathol. sind, 1 Schule und 1 Getreidemühle an einer kleinen Bach, welche die zweite Hilsbach in dieser Gegend ist, und ebenfalls in die Elsenz fällt. Die Gemarkung besteht in etwa 280 Morgen, welche meistens als Acker, wenig als Wiese und Wald benutzt sind, und alle der Gemeinde angehören. In der Gemarkung befinden sich Gruben von vorzüglich gutem, grauem Töpferthone, welcher hauptsächlich von den Häfnern der kaum ½ M. nordöstlich von hier entlegenen Stadt Neckergemünd aufgekauft, und zu dem gesuchten Geschirre derselben gebraucht wird. Mit diesem H. ist der im großh. badenschen Oberamte Offenburg zur Vogtei und Pfarre Durbach gehörige, von 112 Kathol. und 23 Jud. bewohnte Weiler Hilsbach nicht zu verwechseln; ein dritter kleiner Bach des Namens befindet sich auf der Höhe des Odenwaldes, 1 M. nordöstlich von Heidelberg, entspringt im Schriesheimer Zehntwalde nördlich von Wilhelmsfeld und fließt bei Altneudorf in die Steinach.

(*Thomas Alfried Leger.*)

HILSCHER, der Name einiger sächsischer Prediger, von denen 1) Balthasar, geboren zu Hirschberg in Schlesien den 1. April 1595, Diakonus an der Nikolauskirche in Leipzig und Collegiat des Frauen-Collegiums war, und den 13. September 1630 starb. Verschiedene akademische und andere Schriften erwarben ihm die Achtung der Gelehrten: De integritate codicis hebraei; de evangelio; de justificatione; speculum poenitentiale oder Bußspiegel; analysis trium priorum capitum Aristotelis de anima; Predigten über die Klaglieder Jeremiä u. a. m. [1]). 2) Sein Sohn, Christian, geboren zu Leipzig 1630, starb 1694 als Pastor und Inspector zu Waldheim. Man hat von ihm eine Postille über die Sonntagsevangelien u. e. a. 3) Es wurde ihm am 11. März 1666 zu Waldheim ein Sohn, Paul Christian geboren, der 1695 zum Diakonat nach Alt-Dresden berufen wurde, 1704 das Pastorat erhielt, und den 3. August 1730 starb. Viele gelehrte Abhandlungen und Dissertationen ließ er in die Observationes Lipsienses einrücken, oder einzeln drucken: Epistola de reliquiis Adami et de bibliotheca ejus (steht auch in Fabricii apocryphis vet. Test.). Commentarius in Psalmum XLI cum vita Goliath et Ogis. Nachricht von der Reformation Lutheri. Etwas zur Kirchenhistorie in Alt-Dresden u. v. a. [2]). 4) Auch er hatte einen Sohn, Friedrich Christian, geboren zu Dresden, den 11. Mai 1709, der seit 1741 zu Frankenberg Pastor war, und daselbst den 21. Junius 1778 starb. Seine wenigen theolog. Abhandlungen verzeichnet Meusel [3]). 5) Christian Friedrich, zu Altenburg den 27. November 1679 geboren, kam 1717 als Pastor nach Rengersdorf bei Görlitz, und starb den 15. Julius 1756. Auch seine kleinen Schriften, exegetischen und asketischen Inhalts (Sechs Sterbelieder, Görlitz 1751. 8.) verzeichnet Meusel [4]). (*Baur.*)

HILSCHER (Simon Paul), ein geschätzter Arzt, geb. den 12. August 1682 zu Altenburg, wo sein Vater Johann H. Hofchirurg war, studirte zu Jena seit 1700, promovirte dort 1705, und begann daselbst, nach einem kurzen Aufenthalte in Leipzig, neben ärztlicher Praxis Vorlesungen zu halten. 1723 erhielt er eine ordentliche Professur der Medicin und starb den 20. December 1748. Seine Schriften bestehen bloß in Dissertationen und Programmen, welche Götte*) und Jöcher**) aufzählen. (*R.*)

HILSENHAN auf der alten Römer- (der heutigen Hohen) Straße, welche vom Necker bei Heidelberg über die Höhen des Odenwaldes zieht (s. Odenwald 3. Sect. I, 348.) ein Weiler im großherz. badenschen Oberamte Heidelberg, gegen 1½ M. nördlich von der Oberamtsstadt zwischen Perebach und dem großherz. hessischen Orte Abtsteinach und machte von undenklichen Zeiten her bis 1828 mit den 3 ½—¾ M. westlich gegen die Bergstraße hin entlegenen, und in einer Reihe fast an einander hängenden alten Weilern Rippenweiler, Riedenweiler und Asmannsweiler, das man auch Heilig-Kreuz von einer ehedem im Orte gewesenen Kapelle nennt, eine Gemeinde von 370 Selen aus; die

---

1) Urkundliche Nachricht bei Clingensperg in processu Aurelian. pag. 91. 2) Widder in geogr. histor. Beschr. der Kurpf. I, 371. 3) Altes Kurpfälz. Zinsbuch v. J. 1369. 4) Widder geogr. histor. Beschr. der Kurpf. I, 372; *Burgermeister* Cod. diplomat. equestr. Tom. I. pag. 74.

1) (*F. Leibnitii*) Progr. in ej. funere, abgedruckt in *Goetzii* elog. theolog. germ. p. 103. 2) Löschers Leichenpr. nebst Lebenslauf. Dresden 1733. Fol. Tettelbachs Lob- und Gedächtnißschr. auf ihn. Eb. 1730. 4. Grabners Leben Hilsch. Eb. 1730. 4. Ruckerles. theol. Biblioth. 68. Th. 254. 3) Dietmanns kursächs. Priesterich. 1 Bd. 280. Meusels Leben der verst. Schriftst. 5. Bd. 4) Otto's Leben der oberlaus. Schriftst. 2. Bd. 1. Abth. Meusel a. a. O.

*) Gelehrt. Europ. 2. Th. S. 474 ff. **) Gelehrtenlex. 2 Bd. 1610—11.

Evangel., etwa 324, sind nach Leutershausen und Schriesheim, und die Kathol. nach Leutershausen eingepfarrt. Diese 4 Weiler mit den fast an ihnen hängenden mit 52 Evangel. und 20 Kathol. bevölkerten Ritschweiler und Oberkunzenbach, der alten Berghöhe Gunnersbach, welche 795 als ein Gränzort der Heppenheimer Waldmark und des Lobdengaues bestimmt wird, und heut' zu Tage die Großherzogthümer Baden und Hessen scheidet, liegen in einer sehr rauhen Gegend, und sind ohne Zweifel das alte Wilare, wo die Sclaven wohnten, und wo 877 Liuther (religiosus et spectabilis vir), der die Villa Weinheim mit eben diesem Orte, wo die Sclaven wohnten, und mit noch andern von der Abtei Lorsch zu Lehen trug, derselben Abtei drei dienstbare Hubengüter vermachte[1]). Zum ersten Male hören wir die späteren Namen dieses Wilare in einer Urkunde v. J. 1599, wo „Atzmosweiler, Ridenweiler, Reppenweiler und Holzhan" als ein Zugehör von Weinheim oder vielmehr der dortigen Burg Windeck genannt werden[2]), welche die Äbte von Lorsch zu ihrem Schutze erbaut hatten[3]). Ungeachtet der rauhen Lage hat der Fleiß der Einwohner in der ersten Gemeinde 456 und in der andern Gemeinde 312 Morgen Acker urbar gemacht; außerdem besitzt die erste Gemeinde an Wiesen 168 und an Waldung 440 Morgen, die andere an Wiesen 82 und an Waldung 118 Morgen. Der Viehstand ist bedeutend: in der ersten Gemeinde außer Pferden und Ziegen über 200 Stück Rindvieh und gegen 60 Schweine, und in der andern 60 Stück Rindvieh und 30 Schweine, für die bestehende Bevölkerung merkwürdige Zahlen. Den ganzen Gewerbstand machen in beiden Gemeinden gegen 30 Leinenwebermeister aus.

(*Thomas Alfried Leger.*)

Hilsey s. Hildesley (Mark).

Hilskrabben s. Ilex aquifol.

Hilster s. Salix pentandr.

HILTBOLT von SWANEGOEI, teutscher Dichter, aus adeligem Geschlechte, in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts. Seine in der Manessischen Sammlung (Th. 1. S. 143—146.) enthaltenen Minnelieder, die sich vortheilhaft auszeichnen, sind, wie Docen vermuthet, hie und da unvollständig*). (*H. Döring.*)

Hilte s. Capra.

Hiltebrand, Hiltebrandslied s. im Art. Heldenbuch (2. Sect. V, 61.); Hiltebrandston s. Hildebrandston.

HILTEBRANDT (Jodocus Andreas), Archidiakonus zu Stargard, geboren zu Bahn in Pommern 1667, gestorben den 20. October 1746, war zu seiner Zeit ein beliebter asketischer und homiletischer Schriftsteller: Katechismus-Predigten. Frankf. 1703. 2 Th. 4. Teutsche Theologie, 7 Jahrgänge. Evangelische Lebenspflichten auf 6 Jahrgänge im Eingange erklärt. Heilige Weihnachtsandachten. Schediasma de vocatione interna ad studium theolog. Berol. 1721. 4. mit einer Fortsetzung, u. d. d.*). (*Baur.*)

HILTEGUND, von Hilde, Kampf, Krieg, und Gund, Mädchen, Kampfjungfrau, heißt in der teutschen Heldensage des Königs Herrich von Burgund Erbtochter. Noch vor ihrer Geburt hatte ihr Vater und König Alpher von Aquitanien sich eidlich gelobt, ihre Kinder mit einander zu vermählen. Aber bei Attila's Einbruch mußte Hiltegund sowohl, als Alphers Sohn Walther den Hunnen zu Geisel gegeben werden. Sie wurden an Attila's Hofe erzogen, und um den erwachsenen Helden Walther zu fesseln, wollte ihn der König dort verheirathen. Aber Walther blieb seiner verlobten Hildegund treu, setzte sich mit ihr in Einverständniß, floh mit ihr in seine Heimath und heirathete sie**). Im altteutschen Heldengedichte Bitterolf und Dietlieb***) erscheint Hiltegund mit ihrem Gemahle zu Worms von König Günther zu einem Ritterspielfeste eingeladen.

(*Ferdinand Wachter.*)

HILTEN (Johann), ein teutscher Franziskanermönch in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrh., als freimüthiger Tadler päpstlicher Anmaßungen, kirchlicher Gebrechen und besonders der im Mönchsthum herrschenden Mißbräuche bekannt. Er wurde deßwegen in Eisenach in harte Gefangenschaft gesetzt, und starb in derselben 1502. Er soll bestimmt versichert haben, „daß wenn es ihm auch nicht glückte, das Mönchswesen zu stürzen, doch im J. 1516 ein Anderer auftreten werde, der es stürzen werde, und dem man weder widerstehen, noch Fesseln werde anlegen können.†)" (*Baur.*)

HILTENBRANDT (Anton) geb. 1721 zu Wien, seit 1754 Professor der Geschichte und Geographie am Theresianum in seiner Vaterstadt, seit 1785 der Theologie, Naturgeschichte und Landwirthschaft zu Lemberg in Galizien, wurde durch die ihm übertragenen verschiedenen Fächer zu einer auffallenden Mannichfaltigkeit in

---

1) Testamentum Liutheri: Actum publice in monaster. Lauresham an. Dominicae incarnat. DCCCLXXII, regni Ludovici regis II, sub die kalendas Octobris etc. etc. Codicis Lauresh. diplom. carta XL. 2) Erneuerung des Schlosses Windeck Gefällen: Urkundenauszug bei Widder I, 285, a). 3) S. den Art. Weinheim.

*) S. Kochs Compendium der teutschen Literaturgeschichte. Bd. 2. S. 55. Fr. Adelungs Nachrichten von altteutschen Gedichten. Th. 1. S. 119. Museum für altteutsche Literatur und Kunst von v. d. Hagen, Docen und Büsching. Bd. 1. St. 1. S. 177.

*) Beiträge zu den Acta hist. eccles. 2. Bd. 248. Adelungs Zus. z. Jöcher.

) Das lateinische Heldengedicht Historia Waltharii, bei Molter, Beiträge zur Gesch. S. 213 u. f., bei Fischer de prima expeditione Attilae S. 4. Nibelungenlied 3. 7048. v. d. Hagen's Ausg. von 1816. S. 184. *) In v. d. Hagen's und Primisser's Heldenbuche in der Ursprache. S. 64—69.

†) Apologia Augustanae confess. de votis monast. *Adami* vitae theolog. germ. p. 2. *G. H. Goetzii* observatt. hist. theol. de Hiltenio. Lubec. 1706; 1717. 4. *Seckendorfii* comment. de Luther. lib. I. sect. 8. p. 20. col. 2. Arnold Kirchen- und Ketzerhistor. 1 Bd. 572. 917. Tres veteres epistolae, monachi cujusdam Salzensis, Fr. Myconii et J. Cornerii, de J. Hiltenio, nunc primum editae a *C. A. Heumanno*, in den Parerga Goetting. T. I. lib. III. p. 1—16.

seiner literärischen Betriebsamkeit veranlaßt. Naturwissenschaftlichen Inhalts sind: Schreiben eines Geistl. von Wien . . . von dem immerwähr. Elektrophor, übers. mit Anmerk. (Wien 1776. 8.); Anleit. zur richt. Kenntniß der am meisten in die Augen fallenden Dinge 1 Th. (das. 1779. 1782. 8.); Historia physica (ib. 1780. 8.). Ökonomischen dagegen: Östreichischer Weinbaukatechismus (Leipz. 1777. 8. 2te Aufl. 1782; neue Aufl. Wien 1796.). Erste Anfangsgründe der zur Landwirthsch. nöthigen Mechanik (Wien 1779. 8.; mit neuem Titel 1783). Die theologischen Schriften sind zum großen Theil von geringem Umfange; zu bemerken sind etwa: Kirchenpolicey (Wien 1781. 8.); das erschaffene Unendliche oder die ewige und unermeßliche Welt (das. 1783. 8.); Versuch eines Katechism. der natürl. Religion (das. 1784. 8.). Er schrieb ferner eine Planimetrie und Stereometrie für die Normalschule (das. 1776. 8.) und übersetzte einiges aus dem Franz. und Lat.*). (*R.*)

HILTER, ansehnliches Dorf und Hauptort einer Vogtei des Amts Iburg im südlichen Osnabrück, an der Straße von Osnabrück nach Rothenfelde und Bockhorst, am Fuße des zum Osning gehörigen Hulsberges, 1 M. südöstlich von Iburg, 106 H., 901 Einw., nebst einer Försterei. Dieß Dorf ist merkwürdig durch die Lage am westlichen Eingange des geognostisch-interessanten Thales zwischen dem Osning und den Höhen von Laer und durch sein Alter, weßhalb es in der Provinzial-Geschichte oft erwähnt wird; die Pfarre wurde 1248 gestiftet. Der Name (Hilter für Hiltrup d. h. Hilsdorf) bezeichnet eine Ortschaft am Hügel. (*Sonne.*)

Hilteroed s. Hilleroed.

HILTERS, HILDERS, Marktflecken am Flüßchen Ulster auf der Rhön des baiernschen Untermainkreises und im Landgerichte gl. Namens, 7 Stunden von Mellerichstadt und 9 Stunden von Neustadt an der Saal entfernt. Er umfaßt über 1000 Einw., die Sitze eines Landgerichts, Rentamtes und Pfarr-Amtes im Dekanate Bischofsheim vor der Rhön, bedeutende Strumpf- und Leinwandwebereien, und vorzüglichen Flachsbau. Über die Ulster, in welche sich am Ende des Marktfl. ein heller Bach von bestem Quellwasser ergießt, führt eine steinerne Brücke. Auf dem Berge, an dessen Fuße Hilders liegt, sind die Ruinen des Schlosses Auersberg zu sehen. Hilders ist auch der Name eines baiernschen Landgerichtes im Untermainkreise, welches einen Flächenraum von 5¼ □M. enthält. (*Eisenmann.*)

HILTON. 1) John, Organist an der St. Margarethenkirche zu Westmünster und Baccalaureus der Musik, wird von Hawkins als ein Componist gelobt, welcher zu Cromwels Zeiten gestorben sei und sich außer mehreren ungedruckten Kirchenkompositionen durch Madrigals in 5 parts in den triumphs of Oriana bekannt gemacht habe; ferner durch a choice Collection of Catches, Rounds and Canons for 3 or 4 voyces, die zu den besten der Art gezählt werden. Seine Fa La's for 3 voyces bestehen in lustigen Liedern, deren Strophen nach Gerber sich immer mit den Sylben Fa lala enden. (*G. W. Fink.*)

2) Walter, ein englischer Karthäuser-Mönch, der unter Heinrich VI., ums Jahr 1440, in der Karthause Betlehm an der Themse, welche Heinrich V. gestiftet hatte, lebte. Er zeichnete sich unter seinen Zeitgenossen eben so sehr durch die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse, als durch die Reinheit seines frommen Lebens aus. Das erstere beweisen seine größten Theils handschriftlich in verschiedenen Bibliotheken verwahrten Schriften: Liber doctrinae contra tribulationes et carnis tentationes. Scala spiritualis. Scala perfectionis sive de vita contemplativa lib. II. De utilitate religionis. De communi vita. De origine religionis et ejus praerogativa u. m. a. Mehrmals gedruckt wurde seine Abhandlung: de musica ecclesiastica lib. I. Engländisch: A short introduction into the science of musicke, Lond. 1564 u. 1577; sie war den ersten Ausgaben eines engländischen Psalmbuchs mit Melodieen vorgesetzt, wurde aber bei den späteren Abdrücken weggelassen. Einige Bibliographen haben ihn (wahrscheinlich irrig) zum Verfasser des berühmten Buchs de imitatione Christi machen wollen, für dessen eigentlichen Verfasser Thomas von Kempen gehalten wird. Man sehe *Desbillons* disp. qua libror. de imit. Chr. auctorem esse Thom. e Kemp. ostenditur, vor dessen Ausgabe, Mannh. 1780, und *Gerberti* hist. silv. nigr. T. II. 106*). (*Baur.*)

HILTON, Insel und Cap. Dünen-Insel auf der Südgränze des Stats Süd-Carolina, nördlich von der Mündung des Savannah-Stroms, gehört zum Canton Beaufort. Hilton Head, das Cap, liegt 32° 17′ 5″ n. Br. und bildet den südlichen Einfahrtspunkt vom Port Royal, 10 teutsche Meilen südwestlich von Charleston. (*C. N. Röding.*)

Hiltorf s. Hittorf.

HILTROP (Wirich oder Friedrich) aus Essen, war 1590 zu Cöln Magister, dann Syndikus zu Essen, und starb nach 1629. Man hat von ihm: Protribunalium fori moderni lib. IV. s. processus judiciarius ad celebriorum hujus saeculi tribunalium practicam observationem accommodatus. Colon. 1629; öfter 1739. 4. (*Baur.*)

Hiltrup, s. Hilter.

Hiltschalken s. Huldsassen im Art. Hulde.

Hilum (bot. Terminol.), s. Samen.

HILVARENBECK, ein wichtiges niederländisches Dorf, Provinz Nordbraband, Distrikt Eindhoven, mit einem ansehnlichen Glockenthurme, einem großen Markte, worauf fünf Jahrmärkte gehalten werden, und 1900 Einwohner. Von hier war der bekannte Johann Goropius, nach seinem Geburtsorte Becanus genannt, der die niederländische Sprache unmittelbar aus der Arche Noahs herleiten wollte. (*van Kampen.*)

*) Meusel gelehrt. Teutschl. 3 Bd. S. 333—4.

*) *Balaeus* de scriptor. Britanniae. *Pitsaeus* de illustr. Angliae scriptor. *Mocozzi* theatrum chronolog. *Hawkins* history of Mus. T. III, 508. Forkels Lit. d. Mus. 145. Biogr. univ. T. XX. (von Gence).

HILVERSUM, ein niederländisches Dorf, Provinz Holland, Distrikt Amsterdam, und ostwärts von dieser Hauptstadt im so genannten Groiland, und in der Heide, die sich fast ununterbrochen (außer durch einzelne Flüsse) von der Elbe bis hierher erstreckt. Die abwechselnden Höhen und Tiefen, die Baumgruppen und die bebauten Partien, welche der Fleiß der Bewohner dem öden Sande abgewonnen hat, setzen der Gegend jedoch etwas Behagliches bei. Hilversum hat Fabriken von gestreiften baumwollenen Tüchern, nach diesem Dorfe genannt, und groben Tapeten, eine reform., eine kathol. und eine Jansenistenkirche, eine Synagoge und 3600 Einw. Im J. 1766 brannte das Dorf fast ganz ab, doch erholte es sich in fast unglaublicher Schnelle wieder. (*van Kampen.*)

HILWARTSHAUSEN, Kloster-Amt im hanöv. Fürstenthum Göttingen unter dem Kriminal-Amte Münden, eine Stunde nördlich von dieser Stadt in einer sehr schönen Gegend am linken Ufer der Weser. Das noch jetzt so genannte Kloster Hilwartshausen, welches vom Pfarrdorfe dieses Namens im Amte Erichsburg-Hunnesrück zu unterscheiden ist, ist die Wohnung des Pächters und einiger Arbeitsleute; am südlichen Ende des Gartens liegt eine kleine Kapelle, in welcher der Prediger des D. Gimte alle 14 Tage Gottesdienst hält; bei dieser Wohnung ist eine Fähre über die Weser, indem der größte Theil des fruchtbaren Pachtlandes und ein Theil der Ökonomie-Gebäude am rechten Weserufer liegt. Von dem ehemaligen Kloster ist nichts mehr übrig, als ein baufälliger Theil der Wirthschaftsgebäude am linken Ufer: man nennt diesen von der ehemaligen Bestimmung die Domina. Das uralte Nonnen-Kloster Helwardeshusen wurde schon 970 vom Kaiser Otto gestiftet: es erhielt große Besitzungen in der umliegenden Gegend und verarmte seit dem 15ten Jahrh., wiewohl noch im 16ten sich die Dransfelder zu Vasallen des Klosters bekannten: noch mehr litt es, wie alle göttingenschen Klöster, unter den Erichen, bis Heinrich Julius den Resten der Güter einen Verwalter vorsetzte. Das Pachtgeld kommt der Kloster-Kammer zu und machte daher seit der Stiftung der Universität Göttingen einen Theil der Einkünfte der letztern aus. (*Sonne.*)

HILZA nennt man im holländischen Handel eine Sorte weißer ostindischer Bastas (s. d. Art. Balletas), 36 Cobidos lang und 1½ dergl. breit. (*F. Thon.*)

HILZINGEN, Herrschaft und Marktflecken im Hegau, am westlichen Fuße der Bergfestung Hohentwiel, mit einer Posthalterei auf der Straße von Engen nach Schaffhausen, fast 1 t. M. nordöstlich von letzterem und ¾ M. südlich von ersterem entfernt, in einer angenehmen und fruchtbaren Lage. Der Ort wird zuerst in einer Urkunde v. J. 1005 erwähnt, kraft welcher König Heinrich der Heilige das aus Duellium, dem heutigen Hohentwiel, nach Stein am Rheine verlegte Benedictinerkloster St. Georg unter andern mit seinem Erbgute zu Hiltesinga ausstattete*). Der Hof an der Kirche zu H. und die untere Mühle in dieser Villa, welche König Rudolph, der Habsburger, mit mehreren andern Gütern von der Kirche Bamberg zu Lehen hatte, wurden von diesem Könige 1277 dem Bischofe Berthold von Bamberg zurück gestellt, der sie dem edeln Herrn, Grafen Manegold von Nellenburg, wie es die Kirche Bamberg besessen hatte, als Eigenthum übergab; wogegen dieser sein Schloß Wichs mit allem Zugehör dem Erstern zustellte. Der Bischof belehnte aber damit den König und dieser wieder den Grafen Manegold**). In der Folge erscheint ein Theil von H. als östreichisches Lehen in den Händen der Herren von Hornburg. Dieser wurde 1433 von Hans v. Hornburg an Heinrich v. Randegg, 1528 von Georg v. Randegg an Hans v. Schellenberg verkauft, und kam nach kinderlosem Hingange des Letzteren 1612 als ein erledigtes Lehen an Zacharias Geitzkofler, dessen Kinder es 1621 zum letzten Male durch Ferdinand Fieger als Lehenträger empfangen ließen. Der dem Kloster St. Georg zu Stein gehörige Theil kam mit der Pfarrei zu Hilzingen 1597 durch Vereinigung des Klosters mit der Reichsabtei Petershausen an letztere, und bald darauf sehen wir auch ganz H. als eine Herrschaft im Besitze derselben. Der Reichsprälat nannte sich in seinem Titel Herr von H. und hatte einen Statthalter daselbst. In den Stiftslanden bildete H. ein Obervogteiamt, und der Ort selbst steuerte zum Canton Hegau. Durch den Lüneviller Frieden 1801 kam H. mit den Landen der Reichsabtei Petershausen als Entschädigung an Friedrich und Ludwig, Markgrafen zu Baden, und bildete in der mit dem neuen Kurfürstenthume Baden vereinigten Grafschaft Petershausen ebenfalls ein Obervogteiamt, zu welchem die Petershausener Herrschaften H., Staufen und Riedheim gezogen waren. Nach der Organisation des Großherzogthums Baden 1809 gab H. einem Amte im Seekreise Sitz und Namen, wurde aber bald hernach dem Bezirksamte Blumenfeld einverleibt, mit dem es noch vereinigt ist, und gehört zur privativen Standesherrschaft des jetzt regierenden Großherzogs, hat 930 kathol. Einw., 165 bürgerl. Häuser, ein herrschaftliches Schloß, in welchem sonst der Petershausener Statthalter wohnte, ein Amthaus, eine Kirche, ein Schulhaus, ein Jägerhaus, mehrere herrschaftliche Ökonomiegebäude und ein herrschaftliches Hofgut, der Kellhof genannt. Die Nahrungszweige der Einwohner sind hauptsächlich bedeutender Wein- und Getreidebau und gute Obstzucht, der Boden ist fruchtbar.

(*Thomas Alfried Leger.*)

HIMA, حمى, heißt eigentlich eine Hürde oder ein geschlossener Weideort; wird dann als Nom. propr. gebraucht. 1) Hima Dharijet, ein Dorf auf dem Wege

*) Dat. Kl. Oct. indict. III. an. Dnico incarnat. IV (MV) an. domni regis Heinrici IIII. Act. Ulma etc. etc. etc. In Cod. diplomat. Alemann. carta DCCCXVIII. **) Acta sunt haec apud Wiennam in domo Praedicatorum anno Domini MCCLXXVII. Kal. Augusti, Indict. V: Ap. *Herrgott* in Cod. Probationum Genealogiae Habsburg. Carta DLXXII.

von Baßra nach Mekka; 2) Hima er-rebdel in der Nähe von Medina. *Jak. Muscht.* (*v. Hammer.*)

Himachal, Himalai, s. Himalaya.

HIMALAYA, HIMMALEH, HIMALAI, HIMACHAL, HIMALIH, d. h. Wohnung des Schnees (vom Sanskrit-Worte hima, Schnee), heißt das sehr ausgedehnte und höchste Gebirgsland der Erde, welches die hohe, kalte Scheitelfläche Tübets von den schwülen, fast meergleichen Ebenen des eigentlichen Hindostans trennt. Der Name wird indeß bald auf eine größere, bald auf eine kleinere Strecke dieses Gebirgs bezogen. Himalaya im weiteren Sinne heißt der große Gebirgszug, welcher vom oberen Indusstrome über das Hochthal von Kaschmir, über den Ganges und Buremputer, von Nordwest gegen Südost bis in weite, fast ganz unbekannte hinterindische und sinesische Fernen zieht. Den Anfang des Gebirgs im NW., auf dem westlichen Ufer des Indus, kennt man unter den Namen Hindu-Kho, die östliche Fortsetzung jenseit des Buremputer, führt im Bereiche des sinesischen Sprachgebiets den Namen Siueschan, als Bezeichnung vieler mit Schnee bedeckter Hochgebirge. Himalaya im engern und eigentlichen Sinne nennen die Hindus denjenigen Gebirgstheil, welcher sich vom Indus bis zum Buremputer erstreckt, und dieser ist es, welcher uns in den letzten Jahrzehenden durch die unermüdeten Arbeiten und großartigen Unternehmungen der Briten bekannter geworden ist, und von dem hier die Rede seyn soll.

Die Gränzen dieses eigentlichen Himalaya sind also im Norden das tübetanische Hochland, im Westen der Indus, im Osten der Buremputer (Brahmaputra), im Süden das hindostanische Tiefland. Zum tübetanischen Hochlande gehören schon die über 10,000 Fuß hohen, breiten und lang gestreckten Thäler des oberen Setledge und seines Gegenstroms des Tsanpu (den man bisher für den oberen Buremputer hielt), und welche nördlich von der hohen Schneekette Kailasa und Kentaisse von dem ihnen parallelen Längenthale des oberen Indus (des Plateaustroms von Klein-Tübet) getrennt werden.

Der eigentliche Himalaya zwischen dem Indus und Brahmaputra liegt zwischen 90° und 110° östl. Länge von Ferro, nimmt also eine Längenstrecke von 300 geogr. Meilen ein, aber seine Riesenhöhen streichen im Osten und Westen dieser Ströme weiter fort. Seine Ausdehnung in der Breite, zwischen dem 28sten und 34sten Parallel, nimmt überall eine Zone von 4 — 5 Breitengraden oder 60 — 70 geogr. Meilen ein, eine Breite, welche die des europäischen Alpengebirgs um das Doppelte übertrifft, während seine Länge die der europäischen Alpen um $\frac{2}{3}$ überbietet. Das große Parallelogramm des riesigen Himalaya bedeckt also einen Raum von wenigstens 12,000 geogr. □M., während die Alpen nur die Hälfte dieses Flächenraums einnehmen. Rechnet man die nichtindischen Fortsetzungen des Himalaya hinzu, so dürften nach einer annähernden Berechnung wenigstens 32,000 □M. für das große Gebirgsland am Südrande der tatarischen Scheitelfläche heraus kommen: ein Raum, der also dem Flächeninhalt der südamerikanischen Anden (nach von Humboldt 58,900 See- oder 33,130 geogr. □M.) nicht viel nachsteht.

Die Richtung des Himalaya geht von Nordwesten gegen Südosten, während die europäischen Alpen von WSW. nach ONO. streichen. Der Riesenbau der letzten beherrscht alles umliegende Land als ein von allen Seiten frei stehendes Gebirge; aber der gigantischere Himalaya ist ein Randgebirge der Tatarei und Tübets, und trägt diese Hochländer auf seinem Rücken, wie das kastilische Scheidegebirge das hohe Blachfeld Altkastiliens; es ist ein Terrassengebirge.

Um mit der Anordnung dieses Terrassenbaues bekannter zu werden, muß man an dessen Fuß, der auf den Ebenen des heißen Hindostans steht, gleichsam einen Standpunkt nehmen. Von diesen Ebenen steigt das Alpenland des Himalaya stufenweise zu der Höhe der Schneegebirge auf. Dr. Buchanan, dem wir diese trefflichen Beobachtungen, während seines langen Aufenthalts zu Katmandu gemacht, verdanken, nimmt vier solcher Stufen an.

Die erste Stufe, das Tiefland, Tariyani, eine fast 800 Meilen lange Zone von nur 4 — 5 Meilen Breite, nicht eigentlich eine Stufe im strengen Sinne des Worts, sondern ein mehr oder minder breiter Landsaum von ganz eigenthümlicher Beschaffenheit, umgibt die steile Gränzmauer des Gebirglandes von den Gränzen Assams bis zu den Ufern des Ganges und Jumna, bei Hurdwar und Sirinagur. Es ist eine Gränzwüste zwischen dem eigentlichen Gebirge und den Kulturebenen Hindostans. Fast ohne Hügel, mit Binsen-, Gras- und Schilfwuchs bedeckt, der im Sommer zu 30 Fuß hohen Wäldern empor schießt, im Frühling aber zur Weide dient, hier und da mit fruchtbarem Boden, mit Sümpfen, Reisfeldern und großen Bäumen abwechselnd, ist sie der Aufenthalt zahlreicher Herden von Elephanten, Rhinocerossen, Schakalen, Füchsen, Ebern, schwarzen Bären und (doch selten) Tigern, welche sich während der trocknen Jahreszeit in die Gebirge zurück ziehen, aber in der nassen wieder hervor brechen, und die Reisfelder verwüsten. Der Lauf sämmtlicher Gewässer, welche vom hohen Gebirge herab stürzen und diesen grünen Gürtel durchströmen, wird hier gebändigt, wie der der europäischen Alpenströme in den Seen, welche den Fuß dieses Gebirgs umkränzen; aber zur Zeit der Regen und der Schneeschmelze treten sie aus, ziehen in hunderterlei Kanälen umher, sammeln sich in weite stehende Wasser, werden schnell mit Wassergewächsen und Rohrwäldern bedeckt, deren wuchernder Wuchs bald alle angefangene Kultur erstickt und nur durch weit laufende Feuerbrände gezügelt werden kann. An vielen Stellen werden jene Gewässer schiffbar (daher der Name Tariyani, d. h. das beschiffbare Land) und dienen dann zur Holzflöße oder zum Transporte der Produkte nach Marktorten, doch verlieren sie diese Eigenschaft beim Eintritt der Trockenzeit sehr bald. Die Ausdünstungen dieser Sumpfwaldungen unter dem Tropenklima dieser Gegenden, deren Wirkung durch die Hitze und den Widerprall der Sonnenstrahlen von den felsigen Gebirgen noch erhöht wird,

verpeſten die Luft und machen dadurch aus dieſer Zone eine unbewohnbare, ſelten und nur raſch von Reiſenden durchzogene Wüſte. Die Anwohner derſelben, ein elender, verkrüppelter, armſeliger Menſchenſchlag, ſind der Kropfkrankheit und dem Kretinismus unterworfen, der überall von Buremputer bis Hurdwar am Ganges vorherrſcht. Dieſe Wüſte, Jagdrevier der Radſcha's oder Gebirgsfürſten, iſt ſtets für die Eroberer, welche in die indiſchen Ebenen hinab ſtiegen, Verderben bringend geweſen. Die abſolute Erhabenheit dieſer Stufe mag im Mittel 1000 Fuß betragen, denn am Rande des Gebirges liegen das Kantonnement Kurnal am Kanal von Delhi 1027', das Jagdſchloß Badſchahee-Mubub am Eintritt des Jumna in die Ebene, 1276', die Stadt Hurdwar am Eintritt des Ganges in die Ebene, 1024', der Ort Chilkeen am Eintritt der Koſila in die Ebene, 1076', das Dorf Sapur an der Straße von Sharunpur nach Nahun 1228', die Stadt Mueumajva am Eingange des Thals von Piegor 1220' über dem Meere.

Die zweite Stufe oder das Land der Vorhöhen, iſt mit dichten Waldungen aus den mannichfaltigſten Bäumen bewachſen (worunter beſonders viele Mimoſen und höher hinauf die breitblätterigen Nadelholzarten,) und belebt durch unzählige Vögelſcharen. Nur die Längenthäler ſind hier kultivirt, die Querthäler durchaus waldige Einöden.

Die dritte Stufe beſteht aus dem erhabenen Gebirgslande zwiſchen dieſen Vorhöhen und der nördlichen und höchſten Kette des Himalaya. Sie bildet einen breiten Gürtel von vielfach verzweigten Bergketten und Gebirgsthälern, mit den mannichfaltigſten Abſtufungen von der Höhe zu den Tiefen, ein Alpenland im größten Stile, überall mit Alpengebirgsſcenen, ja mit einer Cordillerennatur erfüllt. Im Allgemeinen ſtreichen die verſchiedenen Gebirgsketten dieſer Zone im Parallelismus mit der Hauptmaſſe von NW. gegen SO., an verſchiedenen Stellen hat man deren 6 — 7 unterſchieden. Sie ſteigen von der ſüdlichſten Kette, welche etwa 6000' mittlere abſolute Höhe erreicht, allmälig zu der höchſten empor, welche wir in der vierten Stufe kennen lernen. Sie ſind beſchattet mit Wäldern von ungeheuern Cedern, Birken, Kaſtanien, Haſelſträuchen und andern dem Auge eines Europäers bekannten Baumarten. Die Thäler dieſer Zone liegen in einer mittleren abſoluten Höhe von 3000 — 6000 Fuß. Die Gipfel der höheren Ketten ſind im Winter mit Schnee bedeckt, während die Thäler durch Regengüſſe befruchtet werden. Der Winter beginnt hier im November und hält 6 Monate an, mit einer in den europäiſchen Klimaten gleicher Breite unbekannten Strenge. Im Mai aber kehrt der Frühling wieder, und entwickelt ſchnell ein unvergleichlich ſchönes Grün, obgleich der Winter kaum vorüber iſt; denn auf den Bergen ſchneit es bis in die Mitte des Junius.

Die vierte Stufe bildet die hinterſte und höchſte Kette des Himalaya, das erhabenſte Schneegebirge der Erde, welches mit ſeinem Nordfuße auf tübetaniſchen Hochflächen ruht. Sie zog von jeher die Aufmerkſamkeit der einheimiſchen Bewohner auf ſich, durch deren Mythologie ſie nach Würde verherrlicht wird; denn ſelbſt in einer Ferne von 30 — 40 geogr. Meilen, von Bengalen und vom iraniſchen Plateau aus, ſieht man den Kranz ihrer ſilberreinen Schneegipfel ſich aufthürmen über die heißen Ebenen des Ganges und Indus. Daher ſind ſie den Hindus die reinen Quellhöhen ihrer heiligen Ströme, der Wohnſitz Brahma's, des Urvaters und ſeiner ihm untergeordneten Götter. An den ſichtbaren Urſprüngen jener Ströme haben die Hindus ihre Opferſtellen, ihre Tempel, Badeplätze und Wallfahrtsörter errichtet, zu denen jährlich viele Tauſende wallen. Sehr ſpät indeß zogen dieſe Rieſengeſtalten die Aufmerkſamkeit der europäiſchen Eroberer auf ſich, erſt ſeit den letzten Jahrzehnden, beſonders ſeit 1815, wo die Kapitäne Hogdſon, Herbert, Roger, Webb und Andere ihre trigonometriſchen Meſſungen und ihre Reiſen unternahmen. Wenn der Montblanc 14,760 Fuß, der Nevado de Sorata, der höchſte Gipfel der Anden, 23,664 Fuß über dem Meere und 3564 Pariſer Fuß höher als der Chimboraſſo iſt, ſo ſtreckt dagegen der Dhawalagiri ſein Haupt bis zu einer Höhe von 26,340 Pariſer Fuß in den blauen Himmel empor. Stellte man den Pré des Marmiers (den höchſten Juragipfel) auf den Montblanc, ſo hätte man die Höhe des Chimboraſſo, ſtellte man den Brocken auf den Chimboraſſo, ſo hätte man die Höhe des Nevado de Sorata, und ſtellte man endlich den Aſtenberg (im weſtphäliſchen Sauerlande) auf den Nevado de Sorata: ſo hätte man erſt die Höhe des Dhawalagiri. Beinahe in ſeiner ganzen Höhe erblickt man dieſen prachtvollen Koloß von der Ebene von Ghorokpur im ND. der Stadt Aude, einer Station britiſcher Truppen, die nur 400' über dem Meere liegt, und von wo aus, bei der Stadt Banſey, Kapitän Black dieſe Höhe nach wiederholten Meſſungen beſtimmt hat. Die Rieſenhöhe des Dhawalagiri ſteht aber im Himalaya nicht vereinzelt da; er iſt nur der höchſte von vielen ihm ſehr nahe kommenden Geſellen, die man zum Theil, wenn ihre Namen unbekannt ſind, mit den großen Buchſtaben des Alphabets oder mit römiſchen Ziffern auf den Karten verzeichnet hat. Folgende Überſicht der Höhen der vorzüglichſten Berge der Hauptkette, im W. des Dhawalagiri, die Gruppe, zu welcher er gehört, mit eingeſchloſſen, wird dieſe Thatſache anſchaulich machen.

1) Gruppe des Dhawalagiri.

A. Ein namenloſer Gipfel . . .	20,205	Par. Fuß.
B. Tſchandra-Giri (d. i. Mondberg)	21,212	" "
C. Dhawala-Giri	26,340	" "
D. Swela-Giri (d. i. weißer Thurn)	23,327	" "
E. Ein namenloſer Gipfel . . .	22,245	" "

2) Alpenſtock in den Hochthälern des Mundagni, Viſchnu, Doolee, Pindur u. Kalee.

Der Dſchawahir	24,156	Par. Fuß.
Gipfel G. ſüdweſtlich vom Gangesſchneefelde	21,118	" "
Gipfel H. ſüdlich vom vorigen . .	20,526	" "
Gipfel VI. ſüdöſtlich vom vorigen .	21,304	" "
Badrineth-Pik, öſtlich vom vorigen .	21,976	" "

Außerdem erreichen noch mehr Gipfel dieser Gruppe dieselbe Höhe und viele derselben sind immer noch 18—19,000 Fuß hoch.

3) Gruppe der Alpenhörner um die Gangesquellen.

Keiner der eisigen Alpenhörner, welche 15 an der Zahl die gleichsam kesselartige Einsenkung um die Gangesquellen in einem geschlossenen Kranze umgeben, sinkt unter 18,000 Pariser Fuß hinab. Wir führen davon folgende auf:

Surga Rooer	21,475	Par. Fuß.
Roodroo Himalab	20,990	" "

Der erhabene dreiköpfige Schneeberg, mit einer benachbarten Spitze die 4 Heiligen genannt:

Gipfel St. George	21,238	" "
Gipfel St. Patrik	21,373	" "
Gipfel St. Andreas	20,428	" "
Mount-Moira	21,385	" "
Kedarnath Pik	21,621	" "

Eine ähnliche Gruppe kolossaler Gebirgsthürme blickt auf die Quellen des Jumna und Tonse herab, und dieselbe Höhe der Gebirgsgipfel scheint östlich und westlich fortzusetzen, denn der Tschumulari in Butan, nördlich von Tassisudon wird auf 26,266 Pariser Fuß und selbst der Coond der höchste Gipfel des Hindukho auf 19,228' Höhe geschätzt.

Um ein richtiges Bild von einem Gebirge zu erhalten, darf man sich nicht beschränken, dessen Hochgipfel allein zu betrachten, man muß auch sein Augenmerk auf die Höhe des Gebirgskammes richten. Die Vergleiche zwischen der Höhe der Gebirgskämme und der Berggipfel sind sehr dazu geeignet, einen klaren Begriff von den Hauptverhältnissen zwischen den größeren Gebirgen der Erde zu geben. Die mittlere Höhe der Gebirgskämme ist zwar eine abstrakte Größe, die selbst, wenn man keine zusammenhängenden Ketten, sondern nur einzelne Berggruppen betrachtet, etwas Schwankendes zu haben scheint; wenn man indeß die Gebirgspässe als lokale Ausschnitte der Kämme, als ein Minimum, und die Schneegränze als ein Maximum der Höhe des Kammes ansieht, so bekommt man für dieselben einen mittleren Werth, welcher im Verhältniß der Höhe der Gipfel eben so charakteristisch für die Physiognomie der Gebirge, als bedeutend für die Kräfte ist, durch welche dieselben aufgethürmt wurden. Auf diese Art erhält man für das Himalayagebirge

Mittlere Höhe des Kammes 14,592'
Höchster Gipfel . . . . 26,340'

folglich das Verhältniß zwischen beiden = 1 : 1,8.

Im Kaukasus beträgt die mittlere Höhe des Kammes 7980'; der höchste Gipfel mißt 16,698', folglich ist das Verhältniß zwischen beiden = 1 : 2.

In den Anden ist die mittlere Höhe des Kammes 11,100'; der höchste Gipfel mißt 23,664', folglich ist das Verhältniß zwischen beiden = 1 : 2,1.

In den europäischen Alpen ist die mittlere Kammhöhe 7200'; der größte Gipfel mißt 14,764', folglich ist das Verhältniß zwischen beiden = 1 : 2.

Die verschiedenen Vegetationsstufen für die Südseite der höchsten Himalayakette stellen sich wie folgt: bis 6800' herrscht noch Reisbau, bis 8770' wachsen noch Wälder von Eichen und Roßkastanien, bis 8900' steigt der letzte Weinbau auf, auf 10,696' Höhe liegt das letzte Dorf mit Ackerbau; bis 11,479' wachsen noch Wacholder- und Johannesbeeren, bis 12,198' wächst noch Gesträuch, hier und da gedeihen selbst Birken; bei 12,000' beginnt in der Regel die untere Gränze des ewigen Schnees. An der Nordseite der Kette steigen diese verschiedenen Regionen zu weit höheren Stufen auf: bis 10,000' sind noch Wälder von Aprikosen- und Wallnußbäumen; bis 11,210' noch Pappeln, bis 12,500' (bei dem sinesischen Dorfe Changrezhing) noch Ackerbau, in 14,637' liegt noch das Dorf Jumsiri, in 15,140' ein sinesisches Truppenlager zu Jinchin, selbst bis 15,950' reicht die Vegetationsgränze, denn in dieser Höhe fand Gerard noch eine geruchlose Art Salbei und holziges Strauchwerk zur Feuerung, bei 15,660 Fuß fängt in der Regel erst die ewige Schneegränze an. Die Schnee- und die Vegetationsgränzen steigen also an der Nordseite des Gebirges 2 — 3000 Fuß höher auf als an dessen Südabhange, beide aber im Himalaya höher als in anderen Gebirgen unter gleicher Breite, als z. B. im Atlasgebirge, und die untere Schneegränze ist hier unter etwa 31° nördl. Breite, 3300 Fuß höher, als sie der Regel nach seyn müßte. Selbst unter dem Äquator ist in dieser Höhe Alles mit ewigem Schnee bedeckt, während Webb die 300 Fuß über den Nitipaß (im Himalaya) hervor ragenden Spitzen davon entblößt fand. Ein so außerordentliches Phänomen, wobei besonders die höhere Schneegränze an der Nordseite sehr auffallend ist, hat die Aufmerksamkeit der größten Naturforscher erregt, und Alexander von Humboldt ist diesem Gegenstand in einer ausführlichen Untersuchung nachgegangen, welche in den Annales de Chemie et de Physique, XIV. p. 1 sq. enthalten ist. Als Ursache gibt er die Wärmestrahlung der mittelasiatischen Hochebenen an. Professor Munke widerlegt dieß in seiner Abhandlung über die Temperatur der Erde, welche in Geblers physikalischem Wörterbuche, neuer Auflage S. 970 — 1068 enthalten ist, und glaubt, die Ursache liege darin, daß über der ausgedehnten Hochebene Asiens durch die Einwirkung der Sonne mehr Wärme entbunden wird, welche die Temperatur der darauf ruhenden Luftschicht erhöht, und dadurch bewirkt, daß die nördlichen Winde eine wärmere Luft hinzu führen, mithin ungleich weniger abkühlen, als sonst der Fall zu seyn pflegt.

Aus Mangel an geognostischen Untersuchungen sind wir noch nicht im Stande, etwas Ausführlicheres über den inneren Bau des Himalaya beizubringen; in den bis jetzt durchforschten Gegenden wechseln Granit, Gneiß, Schiefer, Quarz und Kalkstein regelmäßig mit einander ab, Granit und Kalkstein scheinen aber durchaus auf den höchsten Spitzen vorherrschend zu seyn.

Der Parallelismus der verschiedenen Himalayaketten bedingt die Hauptrichtung der Längenthäler, die in derselben Richtung ziehen und der Querthäler, durch welche diese verschiedenen Ketten entweder ganz oder zum Theil durchbrochen werden. Die ausgedehntesten Längenthäler sind: das Thal des obern Setledge, welches an der Nordseite des Himalaya auf tübetanischem Gebiete liegt, das Thal des oberen Buremputer, unter gleichen geographischen und politischen Verhältnissen, und das berühmte Thal von Kaschmir im Innern des Himalaya. Ganz durchbrechende Querthäler bilden der Indus von der Stadt Leh bis zur Mündung des Kabulstroms, der Setledge von Shipke bis Ludiana, der Buremputer aus Tübet durch Assam; halbdurchbrechende Querthäler bilden fast alle Zuflüsse des Ganges, welche durch die wildesten, furchtbarsten Gebirgsschluchten den tief liegenden Gegenden Hindostans zustürzen. Wir wollen die Beschreibung der wichtigsten Thäler mit der Hydrographie verbinden, und hier zugleich bemerken, daß sämmtliche fließende Wasser des Himalaya den Stromsystemen des Indus und des Ganges angehören.

A. Indusgebiet.

Der Indus, nächst dem Nil der berühmteste Strom des Alterthums, bildet mit seinem Querthale die Westgränze des Himalaya; bis 1818 waren seine Quellen fabelhaft, wie die des Nil. Er entspringt auf der Nordseite der Kailasakette, also ganz außerhalb des Himalaya, und strömt Anfangs von SO. gegen NW. durch das breite Hochthal von Kleintübet (das im N. der Mustag oder die Kette Karakorum begränzt) bis zu dessen Hauptstadt Leh oder Ladak. Hier wird sein Lauf plötzlich südwestlich, das Längenthal dadurch zum Querthale, welches nun das ganze Himalayagebirge durchbricht, um in das Pendschab oder das Land seiner fünf östlichen Zuflüsse einzutreten. In der obern Strecke dieses durchbrechenden Querthals von Dras bis Mullau strömt der Indus mehr westwärts durch ein ganz unbekanntes Gebirgsland, nimmt bei letztem Orte eine südliche Richtung und durchschneidet nun 3 Stufenthäler mit Engpässen, ehe er unter 33° 7′ n. Br. aus den Felsengen der Salzkette von Calabagh in 4 großen Armen in die Ebene von Hindostan tritt. Jene 3 Engpässe liegen bei Torbela, bei Attak und Calabagh, dazwischen sind ehemalige Seeböden. An der Mündung des von Westen her kommenden Kabulstromes bei Attak, machen die Gewässer beider ein Gebrause wie das Meer, und zur Zeit der Schneeschmelze bildet sich hier ein gewaltiger Wirbel, dessen Getöse weithin gehört wird, der oft die Barken hinab reißt und wider die senkrechten Felsen schmettert. Bei Calabagh ist das Stromthal nur 350 Yards breit, die Bergwände auf beiden Seiten sind sehr schroff, längs ihrem Fuß ist ein Pfad 2 Meilen weit aufwärts in dem Felsen ausgehauen. Dieser Engpaß ist so schmal, und die Felsen über ihm sind so steil, daß schwer beladene Kamele nicht hindurch können. Über dem Eingange dieses Passes hängt die Stadt Calabagh, die sehr sonderbar auf dem Abhange des Berges erbaut ist. Eine Straße erhebt sich immer über die vorhergehende und ist nur auf den flachen Dächern der unteren Häuser zu erreichen, eine Lage, ähnlich der der Stadt Thiers in der Auvergne und der der Stadt Mardin am Abhange des Dschudi-dagh im Paschalik Diarbekr. Der Pfad ist in Steinsalz ausgehauen, an vielen Stellen erhebt er sich mehr denn 100′ über die Wasserfläche des Indus. Das Salz ist wie Krystall, weiß und nur hin und wieder gestreift und mit Roth gefärbt. An einigen Stellen sprudeln Salzquellen am Fuße der Felsen hervor und überziehen den Boden mit einer blendend weißen Rinde. Die Erde um die Stadt ist blutroth, und alle diese genannten Örtlichkeiten bieten in Verbindung mit einander eine wahre Gruppe von Wundern dar. Oberhalb Attak ist der Indus noch zu durchsetzen, wie es Schah Shuba im J. 1809 mit seinem Heere that; bei Attak geschieht die Überfahrt in Barken. Die Landesbewohner schiffen häufig mit aufgeblasenen Ochsenschläuchen statt der Barken den Strom hinab, wie auf dem Euphrat und dem großen Zab. Attak, am Eingange von Persien und Indien, obgleich jetzt verfallen, verdient mit Recht der Schlüssel von Indien genannt zu werden; hier setzte Alexander von Makedonien auf einer Schiffbrücke über den Strom, hier hatte sich Dschingis-Khan gelagert, ohne jedoch über den Strom zu gehen, hier erbaute Timur eine Schiffbrücke, setzte auf selbiger am 11. Okt. 1398 über den Strom und brachte Krieg und Verheerung an die Ufer des Ganges, aus denen die Stiftung des mongolischen Reichs hervorging; hier endlich ging Schah Nadir 1738 über den Indus, um die Macht des Thrones von Delhi zu vernichten.

Aus dem Alpenlande Kaschmir brechen mehrere Bergströme wie Radien von NO. gegen SW. durch enge Thäler und durch den Gränzgebirgssaum in Engpässen zum linken Ufer des Indus hervor. Sie sammeln sich in die 5 Hauptthäler des Setledge oder Suttuludge, Beyah, Rawi, Chinab und Dschilum, vereinigen sich dann zu je 3 und 2, erst in 2 Hauptkanälen, welche bei Multan und Buhawulpur vorüber ziehen, dann aber bei Utsch in einem einzigen Arme, dem Punjund, welcher sich bei Mittenkot im Flachlande Indiens in den Indus ergießt. Dieß sind die berühmten 5 Ströme, deren Gebiet den Namen Penjab oder Pendschab, d. i. Fünfstromland führt. Bis in dieses reiche Land und zwar bis an den Beyah (Hyphasis der Alten) drang der makedonische Alexander vor, seine Flotte schiffte von hier an den Indus hinab. Wir wollen die Fünfströme mit ihren Thälern nach einander durchgehen

a) Der Dschilum oder Jelum, der Hydaspes der Griechen, entspringt unter den Namen Bethusda, Bidusta oder Behut, im hohen Himalaya; er fließt in seinem oberen Laufe in einem sehr merkwürdigen Parallelismus mit dem Indus. Nach Aufnahme des Kischer-Ganga, fließt er durch die Engpässe von Mozufferabad und Jellalpur und mündet nach einem Laufe von 90 geographischen Meilen in den Chinab. Sein oberstes Thal, ein von SO. gegen NW. gerichtetes Längenthal, ist das berühmte Thal von Kaschmir; seine

Wasser sind so rein und klar, daß sie die Wasser des Paradieses*) genannt werden. Die Configuration des Thales von Kashmir entsteht durch eine eigenthümliche Anordnung im Streichen der dasselbe einschließenden Bergketten. Die höchste Kette des Himalaya streicht nämlich, wenn sie die Gegend von Kashmir erreicht hat, mehr nach W., ja die Hauptkette des Hindukho nimmt am Westufer des Indus eine südwestliche Richtung und bildet dadurch einen großen südlichen Vorsprung gegen den Kabulstrom und eine nach S. concave Curve, deren Sehne durch die südliche Gebirgsparallele gebildet wird, welche ihr allgemeines Streichen von SO. nach NW. beibehält. Die einzelnen Ketten dieser südlichen Parallele treten hier jedoch weiter aus einander und bilden weitere Längenthäler, wovon das Hochthal von Kashmir das innerste, weiteste und gesegnetste ist, keinem Hochthale des Himalaya an Weite, Großartigkeit und Lage vergleichbar, und von den Orientalen das Paradies genannt, nach dessen Besitze alle Eroberer gestrebt haben. Die Sohle dieses ellipsenartigen Hochthals, vom Hochgebirge amphitheatralisch umkränzt, wird vom Behut reichlich bewässert und macht die Ebene von Sirinagur in der Mitte des Alpenthals zu einem bewunderten Fruchtgarten. Er nimmt alle Gebirgsströme, die in hundert Kaskaden von dem hohen Schneegebirge herab stürzen und die Abflüsse der vielen Alpenseen auf, ist in viele Arme und Kanäle vertheilt und für lange schmale Ruderbarken schiffbar. Sein Lauf ist ruhig, denn die Ebene von Sirinagur ist ein alter Seeboden, den nach der Sage der Hindu der heilige Greis Kuschug trocken legte, indem er die Felsenge von Baramula öffnete. Hier aber bricht der Behut durch Steilschlünde und Klüfte in mehreren Wildströmen tobend und brausend in einem Querthale durch das Alpenland. Die Pracht und Erhabenheit des Kranzes von Schneegebirgen mit ihren Gletschern kann nicht reizend genug geschildert werden, dabei hat das Kashmirthal, bei einem ewigen Frühlinge, den üppigsten Blumenreichthum, an den Gebirgsabhängen Terrassenkultur mit Orangen- und Zitronenhainen; die platten Holzdächer der Stadt Kashmir oder Sirinagur sind mit Blumen bepflanzt, sie selbst sieht wie ein großes Blumenbeet aus. Die Stadt Kashmir ist, obgleich im Verfalle, die größte des Königreichs Kabul, mit 150 bis 200,000 Einwohnern, der Sitz von Industrie sehr mannichfaltiger Art, deren berühmteste die Shawlweberei ist, wozu die Wolle aus Tübet geholt wird, mit welchem Lande daher ein ununterbrochener Verkehr Statt findet. Aber auch durch andere Fabrikate, vorzüglich durch lackirte Waren, Stahlwaren, das feinste Papier im Orient, durch feine Essenzen, Rosenöl u. s. w. ist Kashmir berühmt, und Kaufleute und Agenten der vorzüglichsten Städte Indiens, Persiens, der Türkei und der hohen Tatarei, haben hier ihren Sitz.

b) Der Chinab (Acesines der Alten), der größte der Fünfströme, entquillt dem hohen Berge Kantal, durchbricht zwischen Bember und Jumbao als schiffbarer Strom die Gebirgsketten, ist bei Wuzirabad 900′ breit (zur Trockenzeit) und bildet viele Inseln. Nach Aufnahme des Dschilum fließt er noch 10 Meilen weit bis zur Mündung des Rawi. An ihm liegt die Stadt Guzerat, wo Alexander seine Flotte erbauen ließ.

c) Der Rawi (Hydraotes) ist der kleinste der Fünfströme, der bei Schahpoor aus dem Himalaya hervorbricht und an der großen Stadt Lahore vorüber zum Chinab fließt, welcher letzte in seinem weiteren Laufe bei der großen Stadt Multan vorüber eine Breite von 1500′ und eine abwechselnde Tiefe von 8 — 17′ gewinnt, und nach einem Laufe von 180 geographischen Meilen sich mit dem Gurrah zum Punjund vereint.

d) Der Beyah (Hyphasis) verläßt bei Hajypoor den hohen Himalaya und vereinigt sich bald darauf mit dem Sutludge.

e) Der Sutludge, Setledge, (Husudrus der Alten), ist der östlichste der Pendschabströme; sein Thal ist zweitheilig, es besteht aus einem Längenthale und aus einem durchbrechenden Querthale. Das obere Längenthal liegt im N. der höchsten Himalayakette, zwischen dieser und der Kailasakette, in der Richtung von SW. gegen NO. Es hat eine Länge von 30 — 40, bei einer Breite von 6 — 8 geographischen Meilen; es führt den Namen Un-des, einer zu Tübet gehörigen Landschaft, deren Hauptstadt Deba etwa in 14,000′ absoluter Höhe an einem linken Zuflusse des Setledge liegt, der in diesem ganzen Längenthale den Namen Saladru führt. Gegen SO. ist dieses Längenthal längs des Tsanpu fortgesetzt, bis über Hlassa, die Hauptstadt von Großtübet hinaus; doch kennt man in dieser Richtung seine Gränze nicht. Gegen NW. ist seine Gränze bei Shipke an der Südwendung des Setledge aufgefunden. Auf dieser Thalhochebene, deren mittlere absolute Höhe 12,000′ beträgt, ist ein sibirisches Klima mit 5 Monaten Winter und das ganze Jahr hindurch mit Eis und Schneefeldern, obgleich die Gegend dem tropischen Klima so nahe liegt. Doch herrscht hier Regsamkeit und Kultur; es begegnen sich daselbst die Pilger der Hindus, Tübetaner und Mongolen, Brahma- und Buddhadiener, welche zu dem hohen Alpensee Manasarowar wallfahrten, der mit seinem westlichen Nachbar, dem See Rawan-Hrad, das Ostende des Setledgethals bedeckt; hier bilden sich die Märkte der Handelsleute zwischen Sina, Tübet, Hindostan, den Ländern der Russen und Briten, wo der Thee und die Seide aus Sina, die Perlen und Rubine von Ceylon, britische Fabrikate von Bengalen, die Korallen und Türkisse aus dem Westen, die feinste Kashmirwolle, Rhabarber, Goldsand und viele andere kostbare Produkte ihren Umsatz finden. So entstand hier eine Kreuzstraße der Karawanen und der Wallfahrten, auf der erhabensten Plateauinsel der Erde, die uns erst neuerlich durch die Handelsunternehmungen der Briten bekannter geworden ist, welche die Himalayapässe überstiegen. Der Manasarowar wie der Rawan-Hrad liegen

*) Sollte nicht überhaupt wohl das Thal von Kaschmir das Paradies der mosaischen Tradition seyn?

etwa in 14,000′ absoluter Höhe; dem letzten entfließt der Satadru; dieser eilt im sanft sich senkenden Thale mit Steilufern glatt aber mit raschem Laufe 40 Meilen weit nwestl. nach Shipke, wo sein Spiegel noch 8100′ über dem Meere liegt; bis hierher hat er also schon 6000′ Gefälle. Der Ort Shipke, ein sinesischer Gränzort, liegt mit seinen höchsten Berghütten 9943′ an einem Berge hinauf gebaut; hier beginnt das Querthal des Setledge, der sich hier plötzlich gegen SW. wendet und nun in Wasserstürzen den Querwall des Himalaya, in furchtbaren Engschluchten und Tiefthälern mit pittoresker Alpennatur, durchbricht. Bei der Stadt Belaspur beginnen die großen Durchbruchskrümmungen des Flusses durch die letzte Gebirgsstufe, hier liegt sein Spiegel 1310′ über dem Meere, und von Shipke bis hierher hat er ein Gefälle von 6800 Fuß. Bei Ropur tritt er ganz in die Ebene Hindostans und vereinigt sich bei Ferazpur mit dem Beyah. Beide vereinigte Ströme nehmen den Namen Gurrah an und ergießen sich bei Utsch in den Chinab, der nun den Namen Punjund annimmt.

B. Gangesgebiet.

Der Ganges entsteht aus dem Zusammenflusse des Bhagiretti- und Alacananda- oder Aluknunda-Ganga, welche beide den ewigen Schneefeldern der höchsten Himalayakette entquellen, um sich noch innerhalb des Hochgebirgs zu einem gemeinsamen Strome zu vereinigen, der nun den Namen Ganges annimmt.

1) Der Bhagiretti-Ganga, der eigentliche Quellstrom des Ganges, entspringt oberhalb Gangotri aus einem mächtigen Schneefelde, das sich zwischen dem Berge Moira und den 4 heiligen Bergen herab senkt. Dieses Schneelager aus unzähligen, seit Jahrhunderten über einander gethürmten und zusammen gefrorenen Schneeschichten zu einem mächtigen Eiswalle angehäuft, bricht hier in Spalten auf, die dunkeln Gewölbe und Eisgrotten desselben sind vom täglichen Thau und Froste, von ihren Decken hinab bis zur Tiefe des Stromes, mit einem Walde kolossaler Eiszapfen behangen, unter dem der wasserreiche Ganges hervor rauscht. Diese Eiszapfen hält der Brahmine für Mahadevas Haar, aus dem das heilige Wasser hervor ströme. Aus weiter Ferne rauscht der Ganges unstreitig schon unter dem Schneefelde hervor, aber sein erster sichtbarer Durchbruch liegt 12,948 Pariser Fuß über dem Meere, unter 30° 55′ 45″ nördl. Br. und 79° 8′ 20″ östl. L. von Greenwich. Auf diese Art entstehen die meisten Flüsse des Himalaya, an dem Abfalle der höchsten Kette desselben; alle brechen mit beträchtlicher Wassermasse unter dicken Schneelagern hervor, und unterscheiden sich vom Ganges nur in so fern, als ihr Mutterschnee, und mithin auch ihre Wassermasse geringer ist. In einer Breite von 28 und einer Tiefe von 1½ Fuß stürzt nun der jugendliche Ganges bis zum Tempel Gangotri (den Göttinnen Ganga-Mai und Bhagiretti geweiht) unter 4 Eisgewölben, und dann durch einen 100′ tiefen Felsenriß hindurch. Bei Gangotri liegt der 40′ breite Wasserspiegel 9648′ über dem Meere, der Tempel liegt auf einem Felsenstücke 20′ über dem Flusse. Das Flußbett erweitert sich hier ein wenig; an dieser Stelle ist das Brahmacund oder die heilige Badestelle, der Sühnort der büßenden Hindupilger. In der Nähe befindet sich auch ein hölzernes Gebäude, das zur Aufnahme der Reisenden bestimmt ist. Am Flusse hin sieht man einige mit Erdreich bedeckte Plätze, auf welchen Cedern wachsen; doch im Allgemeinen liegen überall herab gestürzte Felsenblöcke umher. Den Kapitän Hodgson, dem wir die Erforschung dieser Gegend verdanken, überraschte hier in der Nacht vom 26. Mai 1817 ein furchtbares Erdbeben, das zu gleicher Zeit auch das ganze Gebirge durchbebte und bis in die hindostan'schen Ebenen hinab bemerkt wurde. Bei dem zweiten gewaltsamen Stoße brach eine Menge Felsblöcke von den Granitwänden los, welche sich unmittelbar über Gangotri bis 2745′ erheben, ein dritter hätte den Spalt vielleicht zugedeckt. Als in der grauenvollen Nacht im hellen Mondschein die bange Stille in der Nähe zurück gekehrt war, hörten die Reisenden das Krachen und Donnern mit seinem Nachhall noch aus weiter Ferne her; sie dankten Gott für ihre Errettung. Vom Gangotri fließt der Strom durch grauenvolle Abgründe, die nur auf faulen Brettern und morschen Leitern übersetzt werden, zum Schauderorte Bhairoghati, wo die Felskluft des Stroms bis auf 45′ eingeengt, wie ein furchtbarer Erdspalt zu beiden Seiten von 3000′ hohen Felsen überragt wird, die den Anblick kolossaler gothischer Burgen und Thürme geben, und von Erdbeben und Donnerkeilen zerspalten und zerschmettert in wilder Verwirrung empor starren. An dieser gefahrvollen Stelle, wo Gewitterschauer, Schneelawinen und Bergstürze sehr häufig sind, welche zugleich hoch oben prangende Cedernbäume zersplittert in die Tiefe schleudern, bildet die Schlucht eine Gabelung, und von der nördlichen Seite her stürzt sich aus den Schneefeldern von Neifang her der größere, 100′ breite, wasserreichere Strom, Jahneoi, herab: der kleinere, Bhagiretti, ist es aber, der als der gefeierte, berühmtere Strom für den wahren Ganges gehalten wird. Bei Bhairoghati führt die gefahrvollste Sangha *) über den Bhagiretti, 60′ über dem Flusse; man steigt zu ihr von einer sehr steilen Wand zum Theil mittels einer Leiter hinab. Von hier bis Derali, einem verlassenen Gebirgsdorfe, ist der Thalschlund nicht weniger wild, mehr unterhalb aber wird er zu einem weiteren Thale, das, nach Art der Allée blanche am Fuße des Montblanc, das hohe Schneegebirge durchzieht und bis zu den nahe bei einander liegenden Dörfern Jhala und Sukhi anhält. Jhala (etwa 9000′ über dem Meere) mit nur 5 Häusern, ist das letzte bewohnte Dorf dieses Thals, um seine Hütten wachsen noch Cedern; bei Sukhi liegt der Gangesspiegel 7132′ über dem Meere. Hier ist es, wo dem Ganges zu beiden Seiten die höchsten Schneekolosse seine Gränzen stecken, hier bricht er durch die höchste Kette der Himalaya in niedere Terrassen ein. Der fernere Lauf des Stroms geht immer noch durch

*) Hängebrücke von Holz.

furchtbare Abstürze, man überschreitet ihn fortwährend auf gefährlichen Sangha's. Bei Lohari-Naig windet er sich durch die furchtbarsten Felsenlabyrinthe, die ½ engl. Meilen weit sein Bett bedecken, mit einem Geräusche und einer Heftigkeit, die Hodgson für das Gewaltigste in dieser Art hielt, gelangt neben heißen Quellen vorbei nach dem Dorfe Reital (6514′ über dem Meere, hoch über dem Gangesspiegel), und endlich durch niedere Stufen der buntesten Alpenlandschaft bis zum Deva-Prayaga (Gottesbade), oder zu seinem Zusammenflusse mit dem Aluknunda-Ganga, der in 1206′ Meereshöhe Statt findet. Der ganze Fall des Baghiretti-Ganga beträgt also 11,742 Fuß.

2) Der Aluknunda-Ganga. Er entsteht aus dem Zusammenflusse des westlichen Duli und des Vischnu, welche wie der Baghiretti aus den Schneefeldern des Himalaya hervor treten. Der Vischnu entsteht bei Badrinath, einem Tempel, in einem Kessel gelegen, der voller heiliger Stellen für die Hindupilger ist. In diesen stürzen sich viele Schneewasser in den schönsten bis 400′ hohen Kaskaden herab. Der Tempel liegt in 9650′ absoluter Höhe, der Vischnu-Ganga hat hier nur 20′ Breite und ist, wie diese ganze Quellgegend, dem Vischnu geweiht; über 10 bis 60′ hohen Kaskaden stürzt er in einem wilden Thale fort bis zum Vischnu-Prayaga oder seinem Zusammenflusse mit dem westlichen Duli bei Josshermuth, welcher Ort in 5798′ absoluter Höhe liegt. Der westliche Duli entspringt unter 30° 55′ n. Br. und 79° 50′ 30″ östl. L. von Greenwich, in 13,635′ Meereshöhe, am Abhange des Niti-Ghato, seine Quelle liegt also höher als der Hervortritt des Baghiretti. Der Aluknunda nimmt in seinem Laufe die Flüsse Pindur, Mundagni und andere auf, und vereinigt sich bei dem Deva-Prayaga mit dem Baghiretti. Prayaga werden im Himalaya alle Zusammenströmungen genannt. An ihnen stehen meistens geweihete Tempel, und Deva-Prayaga ist eine der 5 heiligsten Prayaga's. Im Winkel dieses Zusammenflusses steht eine gleichnamige Stadt, dabei die berühmten Tempel der Götter Ramashanda und Mahadeva. Von hier an hat der Ganges nur noch einen kurzen Lauf durch den Himalaya; bei der Stadt Hurdwar bricht er in die Ebene ein, hier liegt sein Spiegel 1024′ über dem Meere. Dieser Eintritt wird von den Hindu heilig gehalten und ist ein berühmter Badeplatz und Wallfahrtsort für viele hundert tausend Pilger.

Die wichtigsten Zuströme des Ganges im Himalaya sind:

I. auf dem rechten Ufer:

1) Der Jumna oder Yamuna. Er entspringt in einer tiefen und engen Granitkluft, welche der große Jumnotripik verschließt, auf eine sehr eigenthümliche Art. Vom Jumnotripik hängen nämlich große Schneelager bis zur Thalsohle herab, und bilden eine gewaltige Schneebrücke über dasselbe. Aus der Thalsohle selbst brechen heiße Quellen (von 194° F.) hervor, deren Dampf den Schnee schmilzt, so daß also Schneewasser und heiße Quellen aus dem Erdboden die Quelle des Jumna bilden. Durch die Dämpfe werden in der Schneebrücke große Löcher gebildet; durch eine dieser Spalten stieg Hodgson auf eingehauenen Eisstufen in die dunkeln Schneegewölbe hinab, die durch Fackeln erleuchtet den Anblick weitläufiger Marmorhallen gaben, von deren Gewölben der geschmolzene Schnee in Regenschauern herab rieselt. Diese Quelle des Jumna liegt 10,179′ über dem Meere unter 30° 59′ 18″ n. Br. und unter 78° 26′ 7″ östl. L. von Greenwich; dabei liegt der heilige Pilgerort Jumnotri. Das Thal des Jumna ist noch wilder, tiefer und enger als das Gangesthal; an mehreren Stellen bilden herabgestürzte Schneelawinen Brücken über den Strom, der in Kaskaden darunter hinweg stürzt; die Richtung des Thals ist SSW. quer durch das ganze Himalayagebirg. Bis zur Vereinigung mit dem Tonse (1580 Fuß über dem Meere) hat der Strom 8599′ Gefälle; bei dem Dorfe Feyzabad tritt er in die Ebene ein; hier liegt sein Spiegel 1196′ über dem Meere, und sein ganzes Gefälle im Himalaya beträgt 8923 Fuß. Oberhalb der Tonsemündung ist der Jumna an vielen Stellen durchgangbar; bis zum Dorfe Calsi. Vier engl. Meilen oberhalb jener Tonsemündung kann man im Thale noch Lastthiere benutzen, höher hinauf muß jeder Transport durch Menschen bewirkt werden. Die merkwürdigsten Nebenflüsse des Jumna im Himalaya, alle auf seinem rechten Ufer, sind folgende:

a) Der Tonse. Er entspringt aus einem Schneefelde zwischen den Jumnotripiks im andern der höchsten Himalayagipfel, unter 31° 2′ 30″ n. Br. und 78° 29′ 15″ östl. L. von Greenwich, in einer absoluten Höhe von 11,985 Fuß. Das Thal gibt an Wildheit dem des Jumna Nichts nach, der Fluß ist bei seiner Mündung in den Jumna dreimal stärker als letzter, doch verliert er seinen Namen. Sein Gefälle beträgt 10,405 Fuß. Auf dem rechten Ufer nimmt er den beträchtlichen Paburfluß auf. Dieser entspringt zwischen dem Baranda- und Goomaßpaß in 12,106′ absoluter Höhe und durchfließt eine dem Tonsethale ähnliche Schlucht. Bei Jungley liegt der Spiegel des Pabur 7948 Fuß, an der Mündung des Andreiti 5132′, bei Ruru 4624′ über dem Meere.

b) Der Giriganga, ein großer Fluß, dessen mittlerer und unterer Lauf in einem begünstigteren Längenthale des Himalaya liegt, mündet am Fuße des Kangra-Pik in den Jumna.

Von der Mündung des Tonse abwärts führt das erweiterte Kulturthal des Jumna den Namen Dehra-Dun, darin liegt die Stadt Dehra in 2221 Fuß absoluter Höhe.

II. Auf dem linken Ufer.

2) Der Sani entspringt an einer der mittleren Ketten des Gebirgs, am Passe Punjok-Khul etwa in 6000′ absoluter Höhe; sein Thal bildet also ein halb durchbrechendes Querthal des Himalaya, ein reizendes Alpenthal, worin die Dörfer Kunion am SO. Fuße des

Passes Punjok-Khul in 5884′, Muroni 5853′, Pukkoli 3018′, Bheladi 2628′, Guli 1669′, Bhutkola 1776′, über dem Meere und mehr oder weniger über der Thalsohle erhöht liegen. Bei Bhutkola nimmt der Sani den Fluß Chipul-Ghat auf, der ein ähnliches Thal durchfließt und dessen Spiegel bei dem Dorfe Bunga 3366′, bei Kota 2914′, bei Mason 2447′ über dem Meere liegt. Nach Aufnahme des Chipulghat nimmt der Sani den Namen Nyar an und mündet unterhalb des Dorfes Nyni (1511′ über dem Meere) in den Ganges. Diese Mündung hat eine absolute Höhe von 1252′.

3) Die Ramgunga. Dieser große Fluß entsteht ebenfalls an einer der mittleren Ketten des Himalaya, in der Landschaft Kumaon, aus dem Zusammenflusse der östlichen und westlichen Ramgunga; sein Thal bildet eines der schönsten Alpenthäler des Himalaya. In dem Thale der östlichen Ramgunga liegt das Dorf Litki 5466′ über dem Meere; der Spiegel der vereinigten Ramgunga bei Rhengulia, 5 geogr. Meilen südl. von Litki 2553′, bei Buderka 2532′ über dem Meere. Bald nachher tritt die schiffbare Ramgunga in die Ebene und mündet unterhalb Burumnagur in den Ganges. Der bedeutendste Nebenfluß der Ramgunga und zwar auf dem linken Ufer ist

die Kosila, ein bedeutender Fluß, der aus mehreren Quellbächen zusammen fließt, deren einer bei Naigurh in 5128′ absoluter Höhe entspringt. Ihr Spiegel liegt bei Munurs 3025′, beim Tempel Bujan 2754′, bei Chukum 1687′, beim Fort Dhekulo-Guard 1145′ über dem Meere. Beim letzten Ort tritt sie in die Ebene und erreicht darin die Ramgunga. Sie ist zur Regenzeit schiffbar.

4) Die Goggra. Sie hat 2 Quellflüsse, einen westlichen, den Gori und einen östlichen, den Kali, welche beide an der höchsten Kette des Himalaya entspringen.

a) Der Gori entspringt aus einem Gletscher, über dem Dorfe Milum in 10,822′ absoluter Höhe; sein Thal bildet eines der höchsten des Himalaya, denn es liegen darin der Tempel bei Milum im höchsten Theile des Thales 11,062′, die Dörfer Panchao 10,513′, Birju 10,607′, Bhurpah 10,160′, Murtoli 9857′, Tola 10,408′, Milakot 9988′ über dem Meere.

b) Der Kali fließt ebenfalls in einem der höchsten und wildesten Thäler des Gebirgs. Er entspringt am südl. Fuße des nach Tübet führenden Taklakotpasses und durchbricht die verschiedenen Gebirgsketten in südlicher Richtung. In dem obersten Thale liegt der Spiegel des Flusses bei Changreo 10,700′, in dem unteren aber beim Ibul-Ghat nur noch 1677′, beim Dhurm-Ghat 1208′ über dem Meere. Unterhalb des letzten Orts vereinigen sich der Gori und Kali zur Goggra, diese fährt fort den Himalaya zu durchbrechen, bildet den berühmten Katarakt von Kanar, tritt dann in mehreren Armen in die Ebene, schwillt durch Aufnahme vieler Flüsse zu einem bedeutenden Strome an und mündet bei Mangi in den Ganges. Der bedeutendste Nebenfluß der Goggra ist der Caranali, der von N. nach S. beinahe den ganzen Querwall des Himalaya durchbricht, und sich auf der Gränze von Nepal und des Königreichs Oude in das linke Ufer der Goggra mündet.

5) Der Gandaki Ganga. Ein großer Fluß, entspringt unter dem Namen Salagrana in der höchsten Kette des Himalaya und zwar in den schneereichen Hohlthälern des Dhawala-Giri. Mit großer Wasserfülle durchbricht er den ganzen Himalaya von N. gegen S., tritt bei Sirapur in die Ebene, nimmt nun den Namen Gandaki-Ganga an und mündet bei Hajipur, der großen Stadt Pathna gegenüber, in den Ganges aus. Das Gebirgthal dieses Flusses ist schon bis zu dem hohen Alpendorfe Muktinah hinauf besucht; bei diesem steht die berühmte Felswand, von der die tosende Salagrana die bekannten Schiefersteine mit versteinerten Ammoniten, welche den Namen Salagrana oder Narayani führen, losreißt und dann in seinem Bette fortwälzt. Die mystische Lehre der Brahminen läßt in den seltsamen Spiralwindungen und Concamerationen dieser urältesten zu den vorsündfluthigen Petrefakten eine Spur der Gegenwart des Gottes Vischnu erkennen; daher sind diese Ammonshörner dem Vischnu geweiht und vorzüglich durch ganz Bengalen der gewöhnlichste Gegenstand der Volksanbetung. Der größte Nebenfluß des Gandaki-Ganga ist der Trisul-Ganga, der aus den Schneefeldern der höchsten Himalayakette entspringt, das Gebirge von N. gegen SW. durchbricht und noch innerhalb desselben in den Gandaki-Ganga ausmündet.

b) Der Bagmutty, entsteht in der Nähe der Stadt Katmandu aus vielen Bächen, durchbricht die südlich dieser Stadt liegenden Himalayaketten, tritt dann in die Ebene, und mündet Mongbir gegenüber in den Ganges. Sein oberes Thal bildet eines der schönsten des ganzen Gebirgs und das weiteste in der ganzen Alpenlandschaft Nepal. Auf der Thalebene liegt hier die nepalesische Hauptstadt Katmandu in 4484 Par. Fuß absoluter Höhe mit 5000 Häusern und 50,000 Einwohnern. Der Oberste Kirkpatrik gibt der ganzen Ebene, welche von zahlreichen Ortschaften bedeckt ist, 22,000 Häuser und ½ Million Einwohner. Unter diesen Ortschaften sind auch noch bedeutende Städte enthalten, z. B. Nayakot, nördl. von Katmundu, wo der Radscha von Nepal seine Winterresidenz aufgeschlagen hat. Der Fuß der Berge ist voller Tempel und Wallfahrtsörter. Diese Thalebene ist ein trocken gelegter Seeboden, der, wie das Kashmirthal von einem Patriarchen trocken gelegt seyn soll, indem er die Bergwand zur Seite spaltete. Auch in seiner ganzen Natur hat das Katmanduthal viele Ähnlichkeit mit dem Kashmirthale; wie letztes, vereinigt es in sich die Wintererscheinungen eines Hochgebirges mit der Sommerwärme eines Tropenklima's; es hat die schönste Kultur und Überfluß an Reis, Mais, Baumwolle, Zuckerrohr, Wein, Pfeffer, Cardamomen, Orangen, Alpenblumen und an den schönsten europäischen und indischen Baumarten.

7) Die Cosa, ein bedeutender Fluß, entspringt hoch im Gebirge, durchbricht es Anfangs in einem Querthale von NO. gegen SW., bildet dann ein Längen-

thal von NW. gegen SSO., dann wieder ein Querthal gegen SO., tritt endlich in die Ebene und mündet W. von Jurneah in den Ganges.

8) Der Conki, entsteht unter ähnlichen Verhältnissen im Himalaya, durchbricht das Gebirge von N. nach S., tritt dann in die Ebene Bengalens und erreicht bei Nabobgunge den Ganges.

9) Die Tistah, der letzte bedeutendste Fluß des Himalaya, entspringt auf der tübetanischen Hochebene, durchbricht die ganze Breite des Gebirgs, indem er die Alpenlandschaften Lapchas und Butan trennt, tritt dann als ein mächtiger Strom in die Ebene Bengalens, und theilt sich unweit Jarbarry in viele Arme, die theils in den Ganges, theils in den Buremputer münden.

10) Der Buremputer oder Brahmaputra, d. i. Sohn des Brahma. Der obere Lauf dieses großen Stroms, und folglich seine Quelle ist noch unbekannt. Nach den bisherigen Annahmen wird jener obere Lauf durch den Tsanpu gebildet, der ganz Großtübet von W. nach O. durchströmt, als ein mit vielen Inseln besäetes Strombette an der Festung Rimbu vorüber geht und seine Richtung gegen SO. bis auf 40 Meilen Entfernung von der sinesischen Gränzprovinz Yünnan nimmt, wo er unsern Augen entschwindet. Der Major Rennel suchte es durch sehr scharfsinnige Schlüsse wahrscheinlich zu machen, daß der hohe Vorsprung von Südasien oder die indosinesische Scheidewand ihn nach W. zurück werfe, allein Julius von Klaproth hat neuerlich aus sinesischen Quellen dargethan, daß jener Tsanpu ein ganz anderer Strom, nämlich der Irawaddi sei, der Buremputer aber an jener indosinesischen Scheidewand seinen Ursprung nehme. Britische Reisende sind jetzt unabläßig bemüht, über diesen Gegenstand Gewißheit zu erlangen. So weit wir den Buremputerlauf jetzt kennen, von seiner Mündung 140 Meilen aufwärts bis Burar, wo er schon für große Schiffe fahrbar ist, durchbricht er den Himalaya im Königreiche Assam in einem weiten Thale, steckt zugleich dem eigentlichen Gebirge seine Ostgränze, tritt wasserreicher als der Ganges bei Rangamatty in Bengalen ein und mündet in das Gangesdelta; d. h. er erreicht in einer Entfernung von 8 Meilen vom Meere, südl. von Dakka den östlichen Arm des Ganges, der Puddah oder Padma genannt wird. Aus dem Himalaya zieht der Buremputer den Tschintschieu an sich, einen bedeutenden Strom. Dieser entspringt aus den Schneefeldern des hohen Tschumutari in der Nähe von Tassisuda, durchbricht das ganze Alpenland Butan von N. gegen S. und mündet etwas östlich von Rangamatty in den Brahmaputra.

Pässe.

Die höchsten Pässe des Himalaya führen alle über die höchste Schneekette aus Hindostan nach Tübet; alle übersteigen die Höhe des Montblanc im europäischen Alpengebirge. Wirklich gemessen sind indeß nur diejenigen, welche westlich vom hohen Dschawahir gegen den Indus hin das Gebirge übersetzen. Ihre mittlere Erhebung über das Meer beträgt 14,592 Pariser Fuß, aber viele steigen noch höher empor, fast bis 17,700'; alle sind daher wenigstens doppelt so hoch als die Pässe der europäischen Alpen. Alle diese Pässe sind sehr schwer zu übersteigen: auf Entfernungen von 3 — 4 Meilen braucht der geübteste Bergsteiger 6 — 7 Tagereisen; aller Transport muß durch Menschen geschehen, und nur wenige dieser Hochpässe können durch den tangutischen Büffel, dessen man sich als Lastthier bedient, überschritten werden. Auf der tübetanischen Seite wird der Transport durch das tübetanische Hausschaf, den Purak, bewirkt, das zugleich die feinste Shawlwolle liefert. Auf diesen Paßstraßen führen die Pfade durch tiefe Felsschluchten, über über einander gethürmte Felsen und unter Sturzströmen hin. Nur an Berggehängen laufen die schmalen Fußsteige durch diese Trauergegenden hin, neben Abgründen, wo Ein falscher Tritt unausweichliches Verderben bereitet. Hier und da machen nur Balkensteige und Hängebrücken aus Baumzweigen geflochten die Übergänge über die Bergströme möglich. Auf dem Wege selbst findet man weder Baum noch Strauch, Sturmwinde umsausen den Wanderer, der immer durch Einöden geht, oft über Schneefelder setzt und auf diesen oft sein Nachtlager nehmen muß. Die Pässe aus dem Alpenlande Kaschmir nach Tübet, obgleich sehr häufig von Kaschmirern und Tübetanern des Wollhandels wegen besucht, sind uns nicht einmal dem Namen nach bekannt worden. Wir setzen daher den Anfangspunkt der Beschreibung etwas östlicher bei denjenigen Pässen, die aus dem eigentlichen Hindostan in das Hochthal des Setledge führen, und rücken von W. gegen O. bis zur Alpenlandschaft Butan fort. Die Pässe heißen hier Ghat (Ghati).

1) Der Hungarung-Paß, führt von Soongnum im Thale des Ruschkalong-Nuddi, der zum Setledge mündet, in das Spitithal, das ebenfalls zum Setledge mündet. Paßhöhe 13,792'.

2) Der Baspapaß, führt aus dem Thale des zum Setledge mündenden Baspaflusses, über die höchste Schneekette, durch das Rupinthal zum oberen Setledge. Das Dorf Sungla im Baspathale liegt 7988', die Paßhöhe 14,160 Fuß über dem Meere.

3) Der Rolghati oder Chatulghati, führt am Abhange des gleichnamigen Berges vorüber in das obere Setledgethal. Die Paßhöhe beträgt 14,070'.

4) Der Bruangghati, führt aus dem Paburthale (zum Jumna) in das Setledgethal. Paßhöhe: 14,156 Fuß.

5) Der Baranda-Paß, führt aus dem obersten Paburthale an der Quelle dieses Flusses vorüber, in das Setledgethal. Paßhöhe: 14,340'.

6) Der Gunaßpaß, führt aus dem Thale des Rupin (zum Tonse) in das Baspathal. Paßhöhe: 14,493 Fuß.

7) Der Shailut-Ghat, führt aus dem Thale des Andreiti (zum Pabur) in das Setledgethal. Paßhöhe: 15,970 Fuß.

8) Der Niti-Ghat, aus dem Thale des westlichen Duli, in das zum Setledge mündende Sinankithal, nach Daba, der Hauptstadt der Landschaft Una-

Desa. Der Paß liegt am Westabhange des Dschawahir; seine absolute Höhe beträgt 15,774′, dennoch ist er einer der gangbarsten.

9) Der Lebug-Paß, führt am Ostabhange des Dschawahir vorüber in das Setledgethal; seine Höhe beträgt 17,706′. Dieser Paß und der vorige sind die besuchtesten, um zum heiligen See Manasarowar zu gelangen.

10) Der Taklakoth-Paß, führt aus dem Thale des Kali zum See Hrawan-Hrad, aus dem der Setledge entspringt. Die Paßhöhe beträgt etwa 15,500 Fuß.

11) Der Paß Sumunang, führt aus Butan am Abhang des Tschumulari vorüber, in das Hochthal des Tsanpu. Turner überschritt diesen Paß auf seiner Reise aus Hindostan nach Hlassa, der Hauptstadt von Großtübet. Seine Höhe beträgt wenigstens 14,000 Fuß. (*Benicken.*)

Himalayagerste, s. Himmelsgerste u. Hordeum.

Himaleh, Himalih, s. Himalaya.

Himanthalia *Lyngb.* — S. *Fucus L.* (Coreus *L.*)

HIMANTIA *Pers.* (Syn. fung.). Eine Gattung aus der Gruppe der Faserpilze der natürlichen Familie der Pilze, deren Charakter gegeben wird durch sehr ästige, weitschweifige, von einander geschiedene, gleichförmige Fasern, von denen die jüngeren mitunter zu einer Haut verwachsen. A. Verschieden gefärbte Himantiae: 1) H. rubiginosa *Pers.* Mycol. europ., sehr weich, rothbraun, zottig, mit ausgebreiteten, von einander getrennten, ziemlich dicken, drehrunden Fasern. In Turin (wahrscheinlich an Mauern) von Balbis gefunden. 2) H. domestica *Pers.* Syn. fung., sehr groß, violett braunroth, weich, und zu einer Haut vereinigt. Diese Art findet sich in Häusern am Gebälk, welches sie zerstört, oft in großer Ausbreitung. 3) H. cellaris *Pers.* Myc. eur., groß, sehr ästig, zottig, schwärzlich-umberfarben. An gemauerten Wänden in Stuben, bisweilen zwei Fuß lang. 4) H. umbrina *Pers.* Syn. fung., dicht, und weniger weitschweifig, umberfarben, mit gegitterten Fasern. Findet sich an der Rinde der Bäume in Teutschland, aber selten. 5) H. flabellata *Pers.* Myc. eur., sehr ästig, zottig-steifbehaart, umberfarben, mit fächerförmigen, an der Spitze zu einer Haut verwachsenen Fasern. In England an Baumstämmen, hat zwei bis drei Fuß im Durchmesser. (Fibrillaria ramosissima *Sowerb.* Engl. fung. t. 387. f. 2.). 6) H. rosea *Pers.* Myc. eur., strahlenförmig-ästig, rosenroth, mit ziemlich dicken Fasern. In Schweden auf der Rinde der Fichten und Wacholdersträuche. (Himantia Rosae *Fries.* Obs. myc.). 7) H. helvola *Pers.* Myc. eur., kriechend, fast angewachsen, ziemlich unbehaart, zimmetfarben, mit gleichen, nach verschiedenen Richtungen laufenden Ästchen, von denen einige büschelförmig sind. Auf Holz in Teutschland von Funck gefunden. 8) H. dendritica *Pers.* Myc. eur., flachgedrückt, angewachsen, ziemlich unbehaart, weißlich, mit einzelnen, nach verschiedenen Richtungen gehenden Ästchen. An Baumstämmen in Teutschland von Nees gefunden. — B. Weiße, auf Blättern wachsende Himantiae: 9) H. plumosa *Pers.* Myc. eur., kriechend, niedergedrückt, gleichförmig, glänzend weiß, mit an der Spitze ausgebreiteten, federigen Fasern. Kommt häufig auf abgefallenen Blättern, namentlich auf Eichenblättern vor. (H. candida *a. Pers.* Syn. fung., Byssocladium candidum *Link.* Berl. Mag.). 10) H. radians *Pers.* Champ. comest., mit aufsteigenden, ziemlich unbehaarten, einfachen, zuletzt weißlichen Fasern. Kommt in kleinen, zusammen stehenden Häufchen auf trocknen abgefallenen Blättern vor, auf welcher es mit einer zottig-strahlenförmigen Basis haftet. (H. farinacea *Albert* et *Schwein.* Consp. fung., Chordostylum hispidulum *Tod.* fung. megapol.?) 11) H. Tela *Pers.* Myc. eur., sehr ästig und zart, kriechend, wie mit Mehl bestreut, mit sehr zarten, weißlichen, ziemlich unbehaarten Fasern. Diese Art gleicht, von Ferne gesehen, einem Spinnengewebe, und kommt auf abgefallenen Blättern vor, welche sie gewöhnlich zur Hälfte bedeckt. 12) H. nitens *Pers.* Myc. eur., weißglänzend, fast krustenartig, mit schwer zu unterscheidenden Fasern. Findet sich im Spätherbst auf Haufen abgefallener Blätter. 13) H. pulchella *Pers.* Myc. eur., sehr zart, glänzend weiß, angedrückt, mit von einander getrennten, strahlenförmig nach verschiedenen Richtungen laufenden Fasern. Kommt hin und wieder auf noch grünenden Blättern der Rosa gallica bei Paris vor. (Ist nach Persoons Meinung vielleicht die Unterlage — stroma — einer Erysibe.) — C. Weiße, auf Holz wachsende Himantiae: 14) H. fimbriata *Pers.* Myc. eur., groß, ästig, mit langen, fast silberfarbenen, an der Basis in Büschel vereinigten, an der Spitze weitschweifigen, abgeplatteten, federigen Fasern. Zwischen Rinde und Holz der Bäume, und in hohlen Baumstämmen in Dänemark. (H. plumosa *Schum.* Saell.). 15) H. subcorticalis *Pers.* Myc. eur., Anfangs zottig, mit strahlenförmig nach verschiedenen Richtungen laufenden Fasern, welche aber später zu einer breiten, glatten Haut verwachsen. Zwischen Holz und Rinde faulender Zweige, welche an feuchten Orten liegen. 16) H. Ornithogala *Pers.* l. c., mit ziemlich breiter, krustenartiger, wie mit Mehl bestreuter Unterlage, aus welcher einige freie Fasern entspringen. Auf Haufen abgefallener Blätter an Zäunen. — S. *Pers.* Mycol. europ. I, 88. (*Sprengel.*)

HIMANTOGLOSSUM *Spr.* Syst. (Loroglossum *Rich.* in den Mém. du Mus., ein hybrides Wort). Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Orchideen und der ersten Ordnung der 20sten Linnéschen Klasse, deren Charakter folgender ist: Die Kelchblättchen sind mit kleinen Gewölben versehen; das Korollenlippchen ist verlängert, linienförmig-dreigetheilt, an der Basis sackförmig-höckerig, mit zweigespaltenen Mittelfetzen; beide Pollenmassen haben einen gemeinschaftlichen Stiel, und sind unter einem Käppchen verborgen. 1) H. hircinum *Spr.* Syst., mit dreigetheiltem Korollenlippchen mit einer filzigen Mittellinie an der Basis, linienförmig-sichelförmigen seitlichen Fetzen, sehr langem, zweigespaltenem Mittelfetzen, und deutlichem Zwillingshöcker

an der Basis. In Europa. (Orchis hircina *Scop.* carn., *W.* Sp. pl.; Satyrium hircinum *L.* Sp. pl., *Jacqu.* austr. t. 367.) 2) H. caprinum *Spr.* Syst., mit dreigetheiltem Korollenlippchen, mit fein behaarten Mittellinien an der Basis, sonst wie H. hircinum. In Taurien. (Orchis hircina *M. B.* taur. cauc., caprina *Ej.* Suppl., Satyrium hircinum *Pall.* ind. taur.) 3) H. anthropophorum *Spr.* Syst., mit dreigetheiltem Korollenlippchen, verlängertem, zweigespaltenem Mittelfetzen, dessen kleinere Abschnitte linienförmig sind, stumpfen, mönchskappenförmigen Kelchblättchen, und undeutlichem Höcker. In England und im südlichen Europa. (Ophrys anthropophora *L.* Sp. pl., Engl. bot. t. 29., Aceras anthropophora *R. Br.* Hort. Kew. ed. 2. — Ophrys anthropomorpha *Link* Mss., *W.* Sp. pl., scheint eine Abart zu seyn.) 4) H. parvillorum *Spr.* Syst., mit dreigetheiltem Korollenlippchen, linienförmigen Fetzen, verlängertem, zweigespaltenem Mittelfetzen, deutlichem Zwillingshöcker an der Basis, und stumpfen, zusammen stoßenden Kelchblättchen. Auf den piemontesischen Alpen. (Orchis parvillora *W.* Sp. pl.) 5) H. satyrioides *Spr.* Syst., mit überhängendem, dreigespaltenem, fein behaartem Korollenlippchen, ablangen, stumpfen, seitlichen Fetzen, verlängertem, spathelförmigem Mittelfetzen, deutlichem Zwillingshöcker an der Basis, verwachsenen äußeren Kelchblättchen, und sehr kurzen Bracteen. In Imirete (Iberia). (Orchis satyrioides *Stev.* Mem. Soc. nat. cur. Mosk. II. t. 11. f. 6.) — S. *Spr.* Syst. III, 694. (*Sprengel.*)

HIMANTOMA (*ἱμάντωμα*) oder HIMANTOSIS (*ἱμάντωσις*), die Verlängerung des Zäpfchens; s. unter Zäpfchen. (*Wiegand.*)

HIMANTOPODES (*Ἱμαντόποδες*), nach Plinius (Hist. Nat. V, 8.) ein krummbeiniges Volk im Innern Afrika's (loripedes), welche angeblich kriechend einhergingen. (*R.*)

HIMANTOPUS (Zoophyta), eine von Müller begründete Infusorien-Gattung, welche *Borg de St. Vincent* (Diction. class. d'histor. nat. Art. Kerone) zur Gattung Kerona rechnet. Die hierher gehörigen Thiere sind mikroskopisch, durchscheinend und auf einem Theile ihrer Oberfläche mit Wimpern besetzt. Die Arten sind, wie bei vielen dieser Thiere, noch sehr zweifelhaft. Vgl. Kerona und Infusoria. (*D. Thon.*)

HIMANTOPUS, *Brisson* (Aves), Strandreiter. Eine Gattung der Sumpfvögel, von *Cuvier* règne animal (éd. 2. I. 532) zu der Familie Congirostres von *Boie* (Isis XIX. 979) unter die Familie Charadriadae *Leach's* gerechnet. Das Hauptkennzeichen dieser Vögel, welches ihnen den Gattungsnamen verschafft hat, besteht in sehr hohen und dabei außerordentlich dünnen, am lebenden Vogel sogar biegsamen Füßen, welche gewisser Maßen einem dünnen Streifchen starken Leders ähnlich sind. — Der Schnabel ist lang, dünn, spitzig, die Furche der Nasenlöcher geht nur bis auf die Hälfte des Schnabels und die linienförmigen Nasenlöcher nehmen sie fast ganz ein. Die Füße sind, wie bemerkt, sehr schlank, über der Fußbeuge (häufig Knie genannt) am Schienbein (meist Schenkel) zwei Drittheil, bis drei Viertheil unbefiedert. Die Zehen etwas kurz, die äußere und mittlere durch eine größere, die letztere mit der innern durch eine sehr kleine Haut verbunden. Die Flügel sind sehr lang, äußerst spitzig und von den steifen Schwungfedern steht die erste weit über die andere vor. Der kurze Schwanz ist zwölffederig.

Man kennt von dieser Gattung erst wenige Arten und auch von diesen ist es noch nicht gewiß, ob sie nicht klimatische Varietäten sind. Sie finden sich überall nicht häufig, ja selten, und sind Zugvögel, die sich meistens an den Seeküsten, doch auch im Innern des Landes in Brüchen und Sümpfen, an Teichen, Seen und Flüssen, in denen sie bis zum Schwimmen herumwaden, aufhalten. Ihr Gang ist schnell, obgleich schwankend; der Flug ist sehr schnell, sie strecken dabei die langen Beine nach hinten hinaus, wahrscheinlich um das durch den kurzen Schwanz schwierige Steuern zu ersetzen. Von ihrer Fortpflanzung ist wenig bekannt. Sie sollen ihre wenigen Eier auf ein kunstloses, in einer Erdvertiefung angebrachtes Nest legen. Es sind stille, mißtrauische Vögel, die sich nur schwer beschleichen lassen. Sie mausern sich wahrscheinlich zweimal im Jahre, leben parweise und sind dem Geschlechte nach wenig, dem Alter nach sehr verschieden.

Man hat früher in Europa nur eine Art gekannt, indessen führt Brehm (Lehrbuch der Naturgeschichte aller europäischen Vögel: II. 504) noch eine zweite an, die aber vielleicht auch nur Altersverschiedenheit ist.

1) H. rufipes, *Bechstein* (Brehm Charadrius himantopus *L.* Him. melanopterus *Meyer, Temminck*, H. mexicanus, leucurus, *Brisson.* L'Echasse *Buffon* Pl. enl. 878. Teutsche Ornithologie IV. t. 5. junges Männchen XIII. t. 5. altes Männchen.) Der gemeine, rothfüßige, schwarzflügelige Strandreiter, der Riemenfuß, das Langbein, Dünnbein, Riemenbein, der langbeinige Regenpfeifer, die hochbeinige Schnepfe. — Nach Bechstein (Naturgeschichte Teutschlands ed. 2. IV. p. 446.) ist dieser Vogel 16 Zoll lang, 2¼ Fuß (altes Pariser Maß) breit, nach Brehm nur 31 bis 31½ Zoll breit. Der Schwanz ist 3¼ Zoll lang und die zusammengesetzten Flügel reichen 2 Zoll darüber hinaus. — Am Männchen ist die Stirn weiß, Scheitel und Hinterkopf sind schwärzlich; die Wangen grau, der Obertheil des Halses ist weiß, mit schwärzlichen Federn gemischt, nahe am Rücken fast weiß, der Rücken, die Schwung- und deren Deckfedern sind glänzend schwarz, mit schwachem, grünem Glanze, erstere auf der einen Seite mit einem breiten, weißen Saume; der Unterrücken und Steiß sind weiß, der Schwanz graulichweiß, die äußersten Enden fast ganz weiß, der ganze Unterleib rein weiß, nach Brehm am Vorderkörper mit schwachem, rosigem Schimmer; der Schnabel schwarz, der Augenstern karmoisinroth, die Füße blutroth, die Nägel schwärzlich, die nackte Stelle über der Fußbeuge 4 Zoll, die Mittelzehe nach Brehm über 18 Linien, nach Bechstein 2 Zoll lang. Das Weibchen ist kleiner als das Männchen, die Farbe des Mantels nicht so dunkel und

glänzend, der Kopf und Hals (nach Bechstein) weiß, der Unterleib (nach Brehm) mit wenigem, rothem Schimmer.

Ein im Herbste geschossener junger Vogel war, nach Bechstein, nur 14¾ Zoll lang, die Füße schmutzig fleischfarben, und unter der Fußbeuge unförmlich breit und dick, Scheitel und Hinterkopf grau, der ganze Oberleib lichtgrau, Rücken und Deckfedern der Flügel lichtbraun, mit schmutzigweißen Federsäumen, die längsten Schwungfedern einfarbig schwarz, die folgenden weißgesäumt, die großen Deckfedern der Flügel nach vorne zu dunkelbraun, glänzend und die vordersten, untersten breit weißgesäumt; Unterseite und Schwanz wie bei den Alten. Nach Brehm haben die Jungen einen gelbbraunen Augenstern, orangenfarbene Füße, erdenschwarzgrauen Hinterkopf und Oberhals wie auf dem braunen Mantel und an den Flügelspitzen weiße Federkanten.

Dieser Vogel bewohnt die Meeresküsten und Seeufer Asiens und des östlichen Europa, soll in Ungarn in den großen Brüchen nicht selten seyn, wo er, so wie in andern südeuropäischen Ländern regelmäßig auf seinem Zuge erscheint, dagegen an der Ostsee und im Innern von Teutschland nur zuweilen und nicht alle Jahre bemerkt wird. — Seine Züge fallen in die Monate April bis Mitte Mai und zu Ende des Julius. — Die Lockstimme soll nach Wanmann ein heiseres Keckſen und helles Pfeifen seyn. Seine Nahrung besteht in sehr kleinen Wasserinsekten und ihren Larven, nach Bechstein auch in Fliegen, Mücken und in Froschlarven (Kaulquappen). Er soll im südlichen Rußland, in der Türkei, zuweilen in Ungarn und Frankreich nisten; das Nest nur aus wenig trocknen Kräutern (Gras?) bestehen, die 5—6 Eier, gelblichweiß, mit rothen Punkten bespritzt, und so groß wie Rebhühner-Eier seyn. Das Fleisch ist wohlschmeckend und die jungen Vögel werden in Wien zur Herbstzeit häufig auf den Markt gebracht. Das der Alten ist mager und zähe. Sie werden auf dem Wasserherde gefangen und auch geschossen.

2) H. longipes, *Brehm* (l. c. p. 506), der langfüßige Strandreiter. Nach Brehm weicht er von dem vorigen, mit dem er immer für einerlei gehalten wurde, in wesentlichen Stücken ab. Als Kennzeichen gilt Folgendes. Die Füße sind 10¾ Zoll weit nackt, die Mittelzehe 20¾ Linie lang; das Nackte an den Füßen ist also über 6 Mal so lang als die Mittelzehe (beim vorigen nur 5 Mal). Die Abweichungen sind im Einzelnen folgende. 1) Ist der langfüßige Strandreiter am Körper größer, an allen Gliedern stärker, etwas länger, aber schmäler als der vorige. Die Länge beträgt 16 bis 16¾ Zoll, die Breite 29¾ bis 30 Zoll. 2) Haben Schnabel, Kopf, Flügel und Schwanz eine etwas andere Gestalt. Der Schnabel ist stärker, besonders breiter, und hat hinten einen viel breiteren Rücken; der Kopf ist bedeutend größer, über den Augen höher und an den Ohren auffallend breiter; die Flügel sind stärker und kürzer, die erste steht über die zweite und diese über die dritte sieben, bei der vorigen Art zehn, Linien vor, der Schwanz ist bei diesem unmerklich, beim vorigen stark ausgeschnitten. 3) Sind die Füße bei beiden Arten auffallend verschieden. Bei dem langfüßigen beträgt ihre ganze Länge 12¼, bei dem rothfüßigen 9¾ Zoll, das Nackte bei jenem zehn, bei diesem 7¾ Zoll, und außer dem oben angegebenen Verhältniß der Länge der Mittelzehe ohne Nagel zur Länge des Nackten an der Fußwurzel findet noch ein auffallender Unterschied in Hinsicht der Befiederung des Schienbeins beider Vögel Statt. Bei beiden nämlich beträgt die befiederte Stelle am Schienbein (über der Fußbeuge) wenig über 2 Zoll, die unbefiederte aber beim langfüßigen 4¼, beim rothfüßigen nur 2¼ Zoll. 4) Hat der langfüßige im Alter einen weißlichen Kopf, und viel stärkeren rosigen Schimmer am Unterkörper. In der Farbe stimmen beide Vögel völlig überein, nur ist beim langfüßigen der Hinterkopf rein weiß, oder weiß, grauschwarz bespritzt, der Glanz auf dem Mantel lebhafter und der rosige Schimmer am Unterkörper so stark, daß dieser in einem gewissen Lichte sehr blaßrosenfarben erscheint. Die beiden Geschlechter, sagt Brehm, seien wenig verschieden und die Jungen seien ihm unbekannt. Nach ihm soll der langfüßige Strandreiter Afrika, besonders Ägypten bewohnen, sich an der Seeküste und in Moräſten aufhalten und auf seinen Wanderungen die südlichsten Theile von Europa nur zuweilen und vielleicht nur zufällig berühren. Nach Teutschland scheine er nicht zu kommen. Näheres ist von ihm nicht bekannt.

Von den andern aufgeführten Arten scheint *Vieillot's* H. leucurus aus Südamerika nur Varietät von H. rufipes, dagegen *Wilsons* (American Ornithology. VII. pl. 58. f. 2. *Vieillot* Gallerie des Oiseaux pl. 229) H. nigricollis eigene Art zu seyn. (*D. Thon.*)

Himantosis, s. Himantoma.

Himas, so viel wie caestus, s. Pugiles.

HIMAS (ἱμάς), d. i. Seil, Riemen, gebraucht man zur Bezeichnung des Zäpfchens (Uvula), besonders des verlängerten. (*Wiegand.*)

Himbeerapfel, s. Apfelbaum.

Himbeere, (bot.) s. Rubus idaeus.

HIMBEEREN, fructus rubi idaei, sind die aus fleischigen, um einen pyramidalischen Fruchtboden gesammelten Früchten zusammen gesetzten Beeren von Rubus idaeus. Sie finden sich durch ganz Teutschland in Wäldern, Gebüschen ꝛc., und werden bei uns im Julius oder auch noch früher reif. Reif haben sie einen eigenen, erquickenden Wohlgeruch und säuerlich süßen Wohlgeschmack. Sie enthalten Zitronen- und Äpfelsäure mit Zuckerstoff und etwas Arom.

Die besten Arten und Abarten sind: 1) unsere wild wachsende, im Julius und August reifende rothe Himbeere, welche leicht kleine Maden bekommt; 2) die weniger riechende, aber süß und wohl schmeckende weiße, eine Spielart von voriger; 3) die der unserigen gleichende, aber zweimal im Jahre tragende engländische rothe; 4) die weiße, eine auch das zweite Mal im September tragende Spielart von Nr. 3; 5) die noch einmal so große, wohl schmeckende Riesenhimbeere aus Chili, ohne Würmer; 6) die in Schweden wild wach-

ſende, dunkelrothe, ſehr angenehm ſüßſäuerlich ſchmeckende und lieblich gewürzhaft riechende nordiſche, aus Canada (Rubus arcticus *L.*) von der Größe unſerer Himbeere; 7) die kleinere, manchmal rothe, wohlſchmeckende, nordamerikaniſche ſchwarze; 8) die ſehr ſüße, ſchöne gelbe engländiſche Himbeere, ſo groß, wie Nr. 1 und 3; die wohlriechende, fr. odoratus, die Alpiniſche ꝛc. Um die kaum reif gewordenen, d. i. aus ihrem Kelche leicht ſich löſenden, weichen, ſammtartigen, ganz gefärbten Beeren von den in ihnen gewöhnlich niſtenden Maden und Würmern zu reinigen, kann man ſie in kaltes Waſſer vor dem Verſpeiſen werfen, wodurch ſie wurmfrei werden, aber viel von ihrem Wohlgeſchmack verlieren.

Arzneilich ſind officinell: 1) Aqua Rubi Idaei *Bor.*, *Lipp.* u. *Hass.* von angenehmem Geruch und Geſchmack, deßhalb häufig ein Vehikel für Mixturen oder Tränkchen; 2) Acetum Rubi Idaei, Himbeereſſig von ſchön rother Farbe und eigenem Wohlgeruch und Wohlgeſchmack, wie der gemeine und aromatiſche Eſſig zu benutzen; 3) Syrupus R. Id. *Bor.* u. *Hass.* wird ſeines ſehr lieblichen Geruchs und Geſchmacks wegen häufig als Zuſatz zu Mixturen, vorzüglich zu Salzmixturen, um deren Geſchmack zu verbeſſern, ſo wie zu Säftchen und zu Getränken, unter Waſſer, Gerſtenabſud, Wein, beſonders mit Schwefelſäure, als ein Erquickungsmittel in Fiebern und andern Krankeiten angewendet. Das auf ihm manchmal ſchwimmende Öl ſoll ſich, nach Bloß, aus den Kernen der Früchte durch das Quetſchen derſelben ausgeſchieden haben.

Übrigens genießt man ſie roh für ſich, oder in Weinkaltſchalen, ſiedet ſie mit Zucker zu Gelee ein, benutzt ſie auch für's Haus zu Syrup, Eſſig, Wein, ferner als Zukoſt und Zuthat zu vielerlei Backwerk ꝛc. Himbeeren, (10 Loth) mit 1—2 Pfund Waſſer angeſtoßen und 1 Kaffeelöffel Zitronenſaft, nach 2 Stunden aber 10 Loth Zucker zugeſetzt, geben ein ſehr liebliches Himbeerwaſſer.

In Schweden dienen die dort heimiſchen, baccae norlandicae, (ſ. oben,) arzneilich ebenfalls in Fiebern, in der Ruhr und im Skorbut. Techniſch dienen die Himbeeren zu Branntwein, zur Fabrikation von Himbeer-Ratafia (aqua vitae rubi idaei) ꝛc., ihr Saft zu Tabaksſaucen und Beizen. (*Th. Schreger.*)

Himbeerenratafia, Himbeerenwein u. ſ. w., ſ. Himbeerratafia, Himbeerwein.

Himbeeressig, ſ. unt. Himbeeren.

Himbeerfalter, auch Brombeerfalter gehört zu Hesperia Fabric.; ſ. d. Art.

HIMBEERKONSERVE, eine in Haushaltungen gewöhnliche wohlſchmeckende Zuſammenſetzung aus Himbeeren und Zucker. Zu 1 Pfund Himbeerfrüchten, welche durch ein härenes Tuch gerieben worden, miſcht man 1 Pfund Zucker und kocht beides zuſammen. (*Friedr. Heusinger.*)

Himbeerkraut, ſ. Reseda odorata.

HIMBEERMETH, ein Getränk aus Honig und Himbeeren, auf folgende Weiſe bereitet. Man gießt reines Waſſer auf reife Himbeeren, und läßt es etwa 2 Tage lang darüber ſtehen, damit es den Geſchmack und die Farbe davon annehme, ſeihet es ſodann ab, und miſchet mehr oder weniger reinen Honig hinzu, je nachdem man den Meth mehr oder weniger ſüß haben will. Um die Gährung zu beſchleunigen, wirft man in die Flüſſigkeit eine Scheibe von einer Semmel, welche geröſtet und mit Hefe beſtrichen worden, nimmt dieſes Gährungsmittel aber heraus, ſobald die Gährung angefangen. Nach 4—5 Tagen, während welcher die Gährung unterhalten wird, bringt man den Meth an einen kühlen Ort und zwar in ein anderes Gefäß, wobei man ſich hüten muß, etwas von der Hefe mit über zu ziehen. Zur Erhöhung des Wohlgeſchmacks kann man während der Gährung Nelken, Zimmt und Kardamomen in die Flüſſigkeiten hängen. (*Friedr. Heusinger.*)

HIMBEERRATAFIA, ein wohlſchmeckender, rother Aquavit, der aus gutem Branntwein, Zucker und dem Safte der Himbeeren bereitet wird, welcher Miſchung noch gute Gewürze zugeſetzt werden. Der Spiritus muß 60 Prozent Alkoholgehalt haben. (*Friedr. Heusinger.*)

HIMBEERSAFT, der aus Himbeeren ausgepreßte Saft wird, um ihn in der Haushaltung zweckmäßig benutzen zu können, in Zucker gegoſſen, welcher erſt im Waſſer zergangen und dann dick eingeſotten worden. Beim Gebrauch ſelbſt wird der Saft mit Wein oder Waſſer vermiſcht; auch ſetzt man meiſt noch Berberitzen- (Sauerdorn-) oder Johannesbeerenſaft hinzu. (*Friedr. Heusinger.*)

Himbeersyrup, ſ. unter Himbeeren.

HIMBEERWEIN, ein künſtlicher Wein, der mit Himbeeren wohlſchmeckend gemacht iſt. Man preßt Saft aus ganz reifen Himbeeren, und löſet in einem Quart des Saftes 8 Loth Lumpen-Zucker auf. Iſt nun der Moſt, aus welchem der Wein bereitet werden ſoll, auf ein Faß gebracht, auf welchem vorher rother Wein geweſen, ſo ſetzt man für jedes Quart des Moſtes 8 Loth Zucker hinzu, verſchließt die Öffnung des Spundes mit Leinwand, und überläßt das Ganze der Gährung, bis kein Brauſen und Schäumen mehr bemerkbar iſt. Hierauf wird der Wein auf ein anderes Faß abgezogen, bleibt auf demſelben 6 Monate, und kann dann auf Bouteillen gebracht werden. Läßt man ſolchen Wein 4—5 Jahre bei zweckmäßiger Pflege liegen, ſo wird er dem Markebrunner Rheinwein ganz ähnlich. Mit Hilfe von Himbeeren bereitet man auch einen künſtlichen rothen Champagnerwein, der dem echten nicht nachſteht, indem man zu einem andern guten reinen franzöſiſchen oder auch teutſchen Wein eine Quantität weißen Zuckers, ſodann zerſchnittene Zitronen und große, mit den Fingern aufgeſchlitzte Roſinen hinzu ſetzt, auch gleich beim Anſtellen (in einem aufrecht ſtehenden Faſſe) Himbeeren- und Erdbeerenſaft, und den Saft von dunkelrothen Sauerkirſchen hinzu ſetzt, und ihn übrigens zweckmäßig behandelt. (*Friedr. Heusinger.*)

Da die Früchte des gemeinen Himbeerenſtrauches viel ſüße Theile und einen ſehr angenehm veilchenartig riechenden Stoff enthalten, ſo können ſie auch noch auf manche andere Weiſe zu Wein benutzt werden. Gewöhn-

lich nimmt man Kirschen, Schlehen, Stachel-, Erd- und Himbeeren zu gleichen Theilen, weil die bloßen Himbeeren nicht kräftig genug schmecken, und setzt letztere erst gegen Ende der Gährung zu, damit der Riechstoff derselben durch die starke Fermentation nicht zerstört werde. Als zweckmäßig empfehlen sich aber vorzüglich folgende Vorschriften bei Benutzung der Himbeeren in Verbindung mit Wein.

Die Himbeeren werden gestoßen, mit gutem Wein übergossen und bleiben in dieser Mischung 3 Tage lang bedeckt stehen; hierauf wird das Ganze ausgepreßt, das Zurückgebliebene abermals mit Wein übergossen und nach einigen Tagen wieder durchgepreßt. Wiederholt sich dieß Verfahren noch einige Male, so gewinnt man eine Tinktur oder einen Himbeerenextract, welcher sich zu jeder Zeit mit anderm Weine nach Belieben verdünnen läßt.

Oder man nimmt 20 Pfund recht reife Himbeeren und 3 Pfund Johannesbeeren, reinigt sie von ihren Kämmen und Stielen, zerdrückt beide in einem Mörser mit der Keule, gießt die Mischung in ein irdenes Gefäß, läßt sie 24 Stunden ruhig stehen und preßt sie sodann durch leinene Tücher. Der auf solche Weise gewonnenen Flüssigkeit ist Wasser und Spiritus beizumischen, ersteres in gleicher Masse mit derselben, von letzterem aber nur halb so viel. Alles ist wohl unter einander zu rühren, und muß, wie der Johannesbeerenwein, auf einem Fäßchen abgähren.

Die Engländer zerdrücken, um ihren Raspberrywine zu erhalten, die Himbeeren und filtriren sie durch Flanell in ein steinernes Gefäß. Zu jedem Quarte Saft thun sie ein Pfund feinen Zucker, rühren die Masse gut um und lassen sie 3 Tage gut bedeckt stehen, worauf sie klar abgegossen wird. Jedem Quarte Saft setzen sie dann 2 Quart weißen Wein zu und ziehen die Mischung auf Bouteillen.

Himbeerenwein erhält man auch, wenn man 6 Gallonen Himbeeren und 3 Gallonen andere Beeren mit 4 Gallonen Cyder und 6 Gallonen Wasser gähren läßt, 18—20 Pfund Zucker, 3 Unzen rothen Weinstein, 2 Unzen trockne und 4 Unzen frische Orangen- oder Zitronenschalen und 3 Quart Branntwein hinzusetzt*). Vgl. auch den Art. Himbeermeth. (*Fr. Thon.*)

Himber, Himbrinn, Imber, s. Eudytes immer.

HIMBERG, ein östreichischer Marktflecken im Viertel Unter Wiener Wald des Landes unter der Ens mit 128 Häusern, etwa 1100 Einw., bedeutend durch seine Cattundruckereien, Farbe- und Krappmühlen**). (*R.*)

Himbremen, s. Himbeeren u. Rubus idaeus.

HIMELLA, kleiner Fluß in Sabinium, der oberhalb Casperia auf der Wasserscheide des Tolenus und des Tiberstroms entspringt und unterhalb Aqua viva in letzteren ausmündet. Die heutige Aja im Kirchenstate. (*Benicken.*)

*) Vgl. meine Kunst, aus Obst, Beeren, Blühten, Säften und andern schädlichen Stoffen einen vortrefflichen Wein zu verfertigen ꝛc. Simenau, 1828. 8, wo noch mehrere Recepte befindlich sind.

**) Weim. Handb. 1. Abth. 2. Bd. S. 182.

HIMERA. 1) Name zweier Flüsse auf Sicilien (gegenwärtig Fiume grande und fiume salso), welche auf dem Berge Nebrodes (Mte Arasino) aus zwei gesonderten Quellen entspringen und, nordwärts und westwärts fließend, die Insel in zwei fast gleiche Theile scheiden. (Vgl. *Liv.* XXIV, 6. *Mela* II, 7. *Sil. Ital.* XIV, 237.)

2) Stadt am linken Ufer des nordwärts strömenden Himeraflusses, von den Bewohnern Messana's (Zancle, Messina) erbaut, berühmt in der Geschichte durch den Sieg, den Gelo, König von Syrakusä, 480 v. Chr. daselbst über die Karthager an demselben Tage erfocht, an welchem Leonidas in den Thermopylen für Griechenlands Rettung von der Perser-Herrschaft fiel. (Vgl. *Diod. Sic.* XI, 20—24. XIII, 62. *Thucyd.* IV, 5.) (*Benicken.*)

HIMERA (Schlacht bei). Zu Anfange des ersten Perserkrieges gegen Griechenland (500—460 v. Chr.) schloß Karthago mit dem Könige Xerres einen Bund wider die Griechenkolonien auf Sicilien, und rüstete unter dem Befehle des Heerfürsten (*βασιλεύς* beim Herodot) Hamilkar, (Hanno's — wahrscheinlich des Küsten-Entdeckers in West-Afrika — Sohn) ein Landheer von Söldnern aus Phönikien, Libyen, Iberien, dem ligyschen Kettenlande, Sardo und Kyrnos — 300,000 Mann stark —, das auf einer Flotte von 2000 Kriegs- und 3000 Lastschiffen nach Sicilien übergesetzt und — nach manchem Verluste durch Sturm — zu Panormus gelandet wurde. Hamilkar rückte rasch gegen Himera vor, bezog dort zwei Lager, ließ seine Schiffe — zu besserer Beschützung und Erhaltung nach alterthümlicher Kriegsart — aufs Land bringen und die Stadt allseitig angreifen. Von Thero, dem Könige von Agrigent und Gebieter Himera's herbeigerufen, unternahm Gelo, Beherrscher von Syrakusä, den Entsatz der Stadt mit 50,000 Mann Fußvolk und 5000 Pferden, erfuhr während des Heranmarsches durch ein aufgefangenes Schreiben, daß Hamilkar am folgenden Tage ein Opfer veranstalten und zugleich die erwarteten Hilfstruppen von Selinus in das Lager rücken lassen wolle, und baute hierauf eine entscheidende Kriegslist. Er ließ nämlich einen Theil seiner Reiterei, als Vorhut des noch einen Tagemarsch entfernten Hauptcorps der Selinuntier, vor dem Feindeslager erscheinen, und zwar gerade um die Opferzeit. Hamilkar gewährte sorglos den angeblichen Bundesgenossen Einlaß, welche, kaum bei den Lagerwachen vorbei, sich dem Opferplatze näherten, wo der Heerfürst sammt dem für diesen Tag dienstlosen Heere waffenlos des Götterdienstes waltete, als sie ihn überfielen, seine Umgebung niederhieben und die Schiffreihen anzündeten. Gleichzeitig griff Gelo die Lager an, wo die überraschten Karthager sich Anfangs tüchtig wehrten, endlich aber — beim Anblick des Brandes im Schifflager und bei der Nachricht von Hamilkars Tode — die Flucht ergriffen. Auf dieser fielen — im Gedränge der ungeheuren Massen — die Meisten, der Rest gewann eine Höhenstellung, mußte sich aber — vom Feinde um-

ringt und vom Hunger bedrängt — bald ergeben. (Vgl. *Herod.* VII, 165—167. *Diodor.* Sic. XI, 20—22.) (*Benicken.*)

HIMERENSES THERMAE, Stadt mit warmen Bädern an der Nordküste von Sicilien, auf oder neben den Trümmern der von den Karthagern zerstörten (s. *Diod. Sic.* XIII, 62) alten Stadt Himera, am Flusse gleiches Namens (Fiume di Termini, auch St. Leonardo) erbaut, jetzt Termini genannt. (*Benicken.*)

HIMERIUS, der Sohn des Aminias, eines Redners zu Prusias in Bithynien, ein Sophist, hatte schon zur Zeit des Kaisers Constantius in Athen Ruhm erworben, wurde jedoch daselbst noch von dem beredten und geistreichen Proäresius verdunkelt. Da er dem Heidenthume anhing, berief ihn Julian, als dieser die Regirung angetreten hatte, zu sich, und behielt ihn eine Zeit lang in seiner Nähe. H. hinterließ zum Andenken daran ein in Philippi gehaltenes Gespräch und eine zu Constantinopel auf den Kaiser und diese Stadt vorgetragene Rede, deßgleichen seine Abschiedsrede. Nach dem Tode seines Gönners reisete er herum, um nach damaliger Sitte Prunkreden, Lobreden, gelehrte Disputationen zu halten, bis Proäresius gestorben war und ihm Platz gemacht hatte. Seitdem nahm er dessen Lehrstuhl in Athen ein und starb in einem hohen Alter. Photius gibt eine Übersicht von dem Inhalte und der Bedeutung der 70 Reden, welche von ihm hinterlassen und zu dessen Zeit noch vorhanden waren. Biblioth. CLXVI. p. 355 ed. *Hoeschel.* et Antverp. *Fabricius* Bibl. Gr. IV. p. 414 ed. prim. zählt 75 Prunkreden auf, welche erwähnt werden. Photius hat auch an einer andern Stelle (Biblioth. CCXLIII. p. 1075 sq.) Auszüge aus 35 Reden und Dialogen des H. aufbewahrt, welche auch von H. Stephanus 1567 besonders heraus gegeben sind. Diese Fragmente, unter welchen manche von ziemlicher Ausdehnung, andere desto kürzer sind, verstatten, das Urtheil des Photius über des H. Leistungen zu prüfen. Nach ihm bleibt er sich in Stil und Haltung immer gleich. Seine Einkleidung gefällt, der Schmuck der Rede, der Wechsel im Ausdruck und die mit Einsicht richtig angewendeten Redefiguren, entfernt, Überdruß zu erwecken, gereichen zum Vergnügen. Er ist unerschöpflich an Beispielen aus der Geschichte und der unendlichen Menge von Mythen, um einen Satz historisch zu erklären, oder zu einer Vergleichung zu gebrauchen, oder auch einen Gedanken zu verschönern. Oft werden die Eingänge mit solchen geschichtlichen Anführungen eröffnet, oder die Reden zur Erhöhung der Wirkung damit beschlossen. Photius setzt hinzu: allein bei diesen guten Eigenschaften ist er doch hinsichtlich der Religion ein Ungläubiger, er bellt, gleich den schleichenden Hunden, uns an. Nach Photius hatte er sich Demosthenes, nach Eunapius den Redner Aristides zum Muster genommen, wenigstens in deren Manier gearbeitet. Im Ganzen wird man diesen Urtheilen beipflichten, doch ist das Prunken mit Gelehrsamkeit und die Häufung historischer Anführungen in den Bruchstücken des H. mehr geeignet, die Phantasie zu zerstreuen und das Erinnerungsvermögen zu beschäftigen, als wahrhaft zu rühren oder gründlich zu belehren. Man vergleiche noch über ihn *Eunapius* de vit. Philosophor. et Sophist. in Proaeresio p. 119 und in Himerio p. 129. ed. *Commel.* (*Pet. Fr. Kaungiesser.*)

Himerobios Perla, s. Hemerobius. (2. Sect. V, 261—2.)

HIMEROS, (Ἵμερος [1]), das süße Verlangen, die Sehnsucht, war, wie alle Empfindungen, in der ältesten Dichtung nicht personificirt [2]). Nachmals sehen wir bei den Dichtern bisweilen Eros und Himeros vereinigt, so daß Himeros mit dem Anteros, der Gegenliebe (s. den Art. Eros), einerlei erscheint; bisweilen aber begleitet er in den dichterischen Darstellungen die Aphrodite, und Anteros folgt ihr [3]), bisweilen gesellt sich auch Pothos (der Liebe Verlangen) zu Eros [4]). Himeros hieß auch der Vater des Flußgottes Asopos, den er mit Kleodike zeugte. (*Schincke.*)

Himerte, s. Lesbos.

Himham, s. Buchdruckerkunst (1. Sect. XIV, 222.)

HIMJAR, حِمْيَر, angeblicher Stammvater der Himjariten, einer der größesten und edelsten Abtheilung des arabischen Volkes; der Name Himjariten wird gemeiniglich davon abgeleitet, doch ist diese Angabe nicht historisch sicher, und es hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß man erst zur Erklärung des Namens einen Stammvater Himjar geschaffen hat, eine Erscheinung, welche sich bei Namen von Völkern und Stämmen oft wiederholt. (*A. G. Hoffmann.*)

HIMJARI (Seid el), الحِمْيَرِيّ, ein berühmter mohammedanischer Lehrer und Dichter; sein vollständiger Name war Ismail ben Mohammed ben Jesid ben Rebia ben Mofrig [1]). Als eifriger Anhänger der Aliden, namentlich auch des Mohammed ben Hanafijjer, eines Sohnes von Ali und der Hanafijjet, auf welchen nach allgemeiner Meinung das Imamat nicht übergegangen seyn sollte, hat er sein poetisches Talent zur Verherrlichung derselben angewendet, aber es zugleich benutzt, um ihre Gegner zu verspotten. Vorzüglich traf seine Satire die Ajescha, Muhammeds Lieblingsgattinn, weil sie vor allen Ali und seine Nachkommen verfolgte. Einige Proben hat Abulfeda [2]) aufbewahrt. So heißt es von dem Kriegszuge der Ajescha gegen Basra und Ali:

In ihrem Thun ist sie der Schlange gleich,
Die ihre eigne Brut verschlingen will.

---

1) Hemsterh. leitet es von ἵω, ἵημι, ἵημαι Perf. Pass. εἷμαι ab. Schneiders Wörterbuch unter ἵμερος. — 2) Homer gebraucht das Wort von dem Verlangen der Liebenden nach dem Beischlafe. Il. XIV, 328, verbindet es mit φιλότης Il. III, 446. XIV, 163 Pindar. Olymp. 1, 65 anstatt Ἔρως. — 3) Hes. Theog. 201. — 4) Meleagr. Epigr. 97. Manso Versuche S. 340. — Vgl. auch Hirt's Archäolog. Bilderbuch 2. Heft. S. 221.

1) Nach Cod. Lugd. der Annal. Abulf. Mokra, s. Ausgabe des Abulf. T. II. p. 74. not. n. 2) A. a. O. p. 70.

und wiederum gegen sie und Hassa, eine andre Gattinn Muhammeds:

Eine von beiden verklatscht ihm (dem Ali) seine Worte,
Ungezügelten Übermuth zeigt ihm die Andre [3]).

Wie die schiitische Partei der Kaisaniten glaubte auch Himjari, daß Ibn Hanafijjet noch lebe und einstens wieder kommen werde [4]); daß er aber Stifter dieser Secte gewesen, wie d'Herbelot [5]) behauptet, sagt weder Elmacin noch Abulfeda. Gestorben ist er im J. 179, d. H. (795) [6]). (*A. G. Hoffmann.*)

Himjariten, s. Hamjariten (2te Sect. 2r Bd. S. 25).

HIMILCO, Name einiger ausgezeichneter Karthager. 1) eines Heerfürsten in den Kriegen mit den Syrakusern unter Dionys I. (405—368 v. Chr.). Er gewann Agrigenti und Gela, zerstörte Messana, nahm mehrere Städte mit Sturm und durch Übergabe und belagerte sogar Syrakusá, wo eine verheerende Seuche unter den Truppen ihn zwang, die Belagerung aufzuheben und sich nach Afrika zurück zu ziehen; was ihm, nachdem gleichzeitig die Karthager eine Seeschlacht verloren hatten, nur schwer durch Unterhandlung gelang. (Vergl. *Diod. Sic.* XIII, 80, 90, 91. XIV, 59—63, 70—76.).

2) eines Heerfürsten von der Partei der Barciden (des Geschlechts Hannibal's). Er vertheidigte eifrig das System der Fortsetzung des Kriegs wider die Römer nach der Schlacht von Cannä (vergl. *Liv.* XXIII, 12), wurde zum Entsatz der durch M. Marcellus hart bedrängten Stadt Syrakusá — nach Umständen zur Wiedereroberung von Sicilien — mit einer Flotte und Landungstruppen dorthin abgesendet, landete bei Heraclea Minoa, nahm Agrigenti und mehrere andere Städte den Römern weg, traf jedoch zu spät vor Syrakusá ein und konnte sich nicht mehr in die Stadt werfen. Indeß that er — im Verein mit dem Syrakuser Feldherrn Hippokrates — sein Möglichstes, um des Marcellus Fortschritte zu hemmen, bestand mehrere Treffen, verlor jedoch mitten unter seinen Anstrengungen zur Rettung von Syrakusá sein Leben durch eine Seuche (vergl. *Liv.* XXIV, 35—39; XXV, 23—26).

3) eines Seefahrers, der gleichzeitig mit dem Hanno (s. d. Art. vergl. *Plin.* h. n. II, 67) wie dieser nach dem Süden so nach dem Norden des Okeanus zur Untersuchung der Küsten abgeschickt wurde. Von seiner Fahrt sind nur kleine Bruchstücke uns aufbehalten, und zwar in des Avienus Gedichte: „Ora maritima," wo (v. 90 et sqq.) neben den Inseln der Hibernier und Albionen von einem Vorlande Östrymnis (Cornwall) und den Östrymnischen Inseln (Scilly-Inseln) die Rede ist und gesagt wird, daß von den Tartessiern (Anwohnern der Küste Hispaniens, von Cadix bis Sevilla), welche dorthin handelten, bis zu beiden Punkten der Punier Himilco die Entfernung auf eine viermonatliche Seefahrt nach eigner Erfahrung berechnet habe. Diese allerdings übertriebene Angabe, verbunden mit der Aufzählung der bei mehreren Seefahrern der Alten, namentlich beim Pytheas, vorkommenden Schreckmittel für die Okeanusfahrt, als: düstre Luft bei steter Windstille, seichtes Schlammwasser, hemmende Seegewächse, Ungeheuer ꝛc. sprechen um so mehr für die Wirklichkeit der Reise Himilco's, als bekannt ist, daß die ersten und eifrigsten den Seehandel treibenden Nationen des Alterthums, die Phönikier und Karthager, von den wahren Ergebnissen ihrer Entdeckungsreisen Nichts, dagegen des Irreleitenden Viel zur Hinderung fremder Betriebsamkeit, laut werden ließen. (*Benicken.*)

4) H. Phamaeas, s. Carthago (1. Sect. XXI, 87.)

HIMINBIÖRG oder HIMINBIAURG, Himmelsburg, bewohnt vom Gotte Heimdallr, ist die achte Station, in welche die Sonne in ihrem Laufe am Himmel in der Periode der Sommersonnenwende vom 21. Junius bis 21. Julius dem Nordländer zu verweilen scheint, und drückt eben das aus, was in unserm Kalender das Zeichen des Krebses andeutet. Sie wird auf einem Berge liegend gedacht, weil die Sonne hier ihren höchsten Punkt erreicht hat *).

Himmelburg die achte heißt,
Wo Heimdall sich
Weihstatts Hut erwählte;
Auf der Wonne Gipfel
Der Götter Wort
Froh mundet sein köstlich Meth. Studach.

Schon steigt die Sonne in dieser Periode vom Gipfel herab. Vergl. auch den Art. Himmel. (*Schincke.*)

HIMIN-BRIOTER, größter Stier des Riesen Ymir (Imir); s. d. Art. (*R.*)

HIMINGLAEFA bezeichnet in der nord. Mythologie den Zustand des Meeres, wenn seine Wellen hoch gehen; eigentlich die himmelan drohende Woge. Personificirt erscheint H. als Tochter des Meergottes Aeger und der Rana **). (*Schincke.*)

Himmaleh, Himmalih, s. Himalaya.

HIMMEL. I. Physik und Astronomie. Himmel heißt das scheinbare Gewölbe, welches sich über unserem Horizonte befindet und an welchem sich Sonne, Mond und Sterne oder auch die Wolken fort zu bewegen scheinen. Ältere Astronomen nahmen dem Augenscheine gemäß ein solches festes Gewölbe an, bis endlich in der Folge durch Copernicus System und Newtons Untersuchungen die Unhaltbarkeit dieser Ansicht erwiesen wurde, und in den neusten Zeiten durch Kant's Speculationen und noch mehr durch Herschel's direkte Messungen und Beobachtungen die vollkommenste Bestätigung erhielt.

3) Vergl. auch Annotatt. zu d. St. des Abulf. p. 647. N. 70, wo unter andern ein artiges Distichon des Himjari aus Rihan beigebracht ist. 4) Elmacin. hist. Sarac. ed. Erpen. p. 65. Vergl. Annott. zu Abulf. Annal. T. I. p. 103—4. 5) Orient. Bibl. 2r Th. S. 716. unt. d. W. Hemiar. Vergl. 3r Th. S. 453. unt. d. Art. Mohammed ben Hanefiah. 6) Abulf. Annal. T. II. p. 70.

*) Grimnis-Mal. 13.
**) Finn-Magnussen Lex. Myth. p. 715.

Indem ich mich hier nur auf die physikalische Betrachtung des Himmels einlasse, verdienen vorzüglich zwei Dinge Erwähnung: die Farbe und die scheinbare Gestalt des Himmels.

Wenn der Himmel wolkenleer ist, so erscheint uns derselbe blau; fast in allen Sprachen bezeichnet man die eigenthümliche Nüance des Blau mit dem Namen „himmelblau." Aber dieses Blau ist selbst an demselben Orte sehr vielen Schattirungen unterworfen. An heitern Tagen, namentlich im Sommer, wenn sich keine Wolken am Himmel zeigen, ist derselbe im Zenith am dunkelsten, von hier nimmt diese Dunkelheit immer mehr ab; je näher wir dem Horizonte kommen, desto mehr nimmt das Weiß zu, so daß man hier oft keine Spur von Blau findet. Und wie ungleich ist dieses Blau selbst im Zenith an demselben Orte zu verschiedenen Zeiten! Wie ungleich zu derselben Zeit an Orten, die höher oder tiefer liegen! Schon die Gemsenjäger und Hirten der Alpen hatten sich vielfach darüber gewundert, wie der Himmel immer dunkler würde, je höher sie auf die Berge stiegen; aber erst um das Jahr 1765 lenkte de Luc die Aufmerksamkeit der Physiker auf diesen Gegenstand [1]). Die Thatsache wurde in der Folge von mehreren anderen Reisenden bestätigt, jedoch fehlte es an einem Mittel, die verschiedenen Nüancen des Blau genau zu fixiren und mit einander zu vergleichen, bis endlich H. B. v. Saussure sein Cyanometer construirte und damit eine Reihe genauer Messungen anstellte.

Bei seinen ersten Versuchen nahm Saussure blaue Papiere, welche er beliebig ordnete, erst später fiel er auf die Construction einer schärferen Scale. In dieser bilden Weiß und Schwarz die beiden äußersten Punkte und zwischen beiden rechnete er 53 Grade, in denen das Blau nach und nach immer dunkler würde. Um hier die Übergangsstufen zu erhalten, nahm er zwei nahe an einander liegende Nüancen von Blau, und legte diese neben einander. Entfernte er sich von den beiden Papieren, so verschwand der Unterschied in der Färbung und in einer gewissen Entfernung schienen beide gleich gefärbt zu seyn. Diese Entfernung hing von dem Unterschiede beider Farben ab, war eben für dieselben Papiere mehr constant. Bei der Construction des Cyanometers legte er die Entfernung zum Grunde, in welcher ein schwarzer Kreis von $1\frac{3}{4}$ Zoll Durchmesser auf weißem Grunde verschwand. Er nahm nun verschiedene Papiere, welche er mit Berliner Blau bemalt hatte, und bestimmte den ersten Grad der Scale dadurch, daß er ein sehr helles Papier neben weißes Papier hing und sah, ob der Unterschied zwischen beiden in der gedachten Distanz verschwand. Hierauf nahm er ein etwas dunkleres Blau, verglich dieses mit dem ersten Grade, und konnte er in der angeführten Entfernung keinen Unterschied mehr wahrnehmen, so war dieses der zweite Grad. Schienen aber beide Papiere schon früher gleichartig gefärbt zu seyn, oder verschwand der Unterschied noch nicht in der bestimmten Distanz, so nahm er ein anderes Blau, bis er den rechten Punkt traf. Um die tiefern Schattirungen von Blau zu erhalten, setzte er dem Berliner Blau nach und nach etwas Schwarz hinzu, bis endlich das dunkelste von ihm benutzte Blau in der erwähnten Entfernung nicht mehr von Schwarz unterschieden werden konnte. Auf diese Art erhielt er zwischen Weiß und Schwarz 51 Grade, wobei das hellste Blau mit 1 bezeichnet wurde. Saussure trug alle diese Farben auf die Peripherie eines Kreises; soll dann der Grad der Himmelsbläue bestimmt werden, so hält man das Instrument zwischen das Auge und die zu untersuchende Stelle des Himmels und probirt so lange, bis man zwischen der Farbe auf einem Felde des Cyanometers und der des Himmels keinen Unterschied mehr wahrnimmt. Sollen aber die Messungen zu verschiedenen Zeiten mit einander comparabel seyn, so müssen sie an einem offenen Orte vorgenommen werden, wo das Instrument von einem hellen Lichte beschienen werden kann; an einem Fenster würde das von den Wänden des Himmels reflektirte Licht mehr oder weniger Störungen verursachen.

Da vermittels dieses Instrumentes Nüancen eines Blau gemessen werden, welches durch beigemengtes Weiß immer heller wird, so kam es darauf an, durch direkte Versuche zu bestimmen, ob die Grade des Cyanometers den Mischungsverhältnissen von Weiß mit einem tiefen Dunkelblau vollkommen entsprächen. Saussure nahm deßhalb eine gesättigte Kupferlösung in flüchtigem Alkali, löste 2 Unzen Alaun in 12 Unzen Wasser auf, fällte die Thonerde durch eine Unze flüchtiges Alkali, welche in 6 Unzen Wasser aufgelöst war. Hierauf füllte er jene Kupferlösung in eine viereckige Flasche von sehr durchsichtigem Krystallglase und beklebte drei Seiten von dieser mit schwarzem Papier. Die Flüssigkeit erschien vollkommen dunkelblau und entsprach etwa 48° oder 49° des Cyanometers, während die in dem Wasser schwimmende fein zertheilte Thonerde vollkommen weiß erschien. Wurden nun beide Flüssigkeiten mit einander gemischt, so entsprachen die Grade des Cyanometers vollkommen den Mischungsverhältnissen; nahm er z. B. von beiden gleiche Mengen, so war die Farbe der Mischung etwa 23° oder 24°; nahm er drei Theile Blau und einen Theil Weiß, so erhielt er 34° oder 35° u. s. w. [2]).

Da die Construction immer etwas unsicher ist, so hat Parrot vorgeschlagen, die Farbenscheibe dazu anzuwenden. Man soll die eine Seite derselben ganz schwarz, die andere ganz weiß überziehen, jede derselben in eine bestimmte Anzahl gleicher Felder abtheilen und zuerst eins dieser Felder mit reinem Berliner Blau bekleben. Durch schnelle Umdrehung der Scheibe scheint diese entweder sehr hellbau oder tief dunkelblau. So erhält man den ersten und letzten Grad des Cyanometers. Sodann werden zwei Felder beklebt und auf diese Art fährt man fort, wodurch man eine beliebige Menge bestimmter

1) *de Luc* recherches sur les modifications de l'atmosphère. §. 931.

2) *Saussure* in den Mém. de Turin IV, 409 — 417.

Übergangsstufen von Blau erhält, welche dann auf das Cyanometer aufgetragen werden [3]).

Arago endlich hat zu dieser Messung die Benutzung des polarisirten Lichtes vorgeschlagen. Wird eine Platte von Bergkrystall senkrecht auf die Axe geschnitten und sodann ein paralleler Bündel polarisirter Strahlen durch diese hindurch gelassen, so erscheint die Platte bei einer passenden Dicke vollkommen dunkelblau, wenn die durch sie hindurch gegangnen Strahlen von einem geschwärzten Glasspiegel dergestalt ins Auge reflektirt werden, daß sie mit dem Spiegel einen Winkel von 35° 25′ machen. War der in die Platte von Bergkrystall gelangende Strahl vollkommen unpolarisirt, so erscheint sie unter diesen Umständen weiß. Werden nun polarisirte und nicht polarisirte Strahlen in beliebigen Verhältnissen gemischt, so gelangen zugleich blaue und weiße Strahlen ins Auge und die Platte erscheint desto heller blau, je größer die Anzahl nicht polarisirter Strahlen ist. Wenn man daher an einem gewöhnlichen Polarisationsapparate den vordern Spiegel beweglich macht, so kann man eine größere oder geringere Anzahl der reflektirten Strahlen polarisiren und auf diese Art ein Blau erhalten, welches dem an einer beliebigen Stelle des Himmels entspricht. Wenn dann der Winkel bestimmt wird, welchen der reflektirte Strahl mit dem Spiegel macht, so läßt sich das Blau stets durch fire Zahlen angeben [4]). So sinnreich diese Idee ist, so möchten ihrer Ausführung doch manche Schwierigkeiten im Wege stehen. Schon Arago bemerkt, daß es sehr schwer sei, vollkommen weißes Licht zu diesen Versuchen zu erhalten; wollte man auch auf den ersten Spiegel Licht fallen lassen, welches von weißem Papiere reflektirt ist, so bleibt hiebei stets die Frage, ob dieses Papier selbst nicht zum Theile das Licht polarisirt; wenn wir nun erwägen, daß das vom blauen Himmel reflektirte Licht mehr oder weniger polarisirt ist (s. nachher), so wird es sogar sehr schwierig, unpolarisirtes Licht zu erhalten.

Es ist bereits erwähnt, daß der Himmel desto dunkler erscheint, je höher wir auf Berge steigen. Sauſsure stellte im J. 1788 die ersten Messungen hierüber an. Er beobachtete das Cyanometer im Zenith auf dem Gipfel des Col du Géant, während eben dieses Senebier und Pictet zu Genf und Levesque in Chamouni thaten. Um Mittag waren die Grade des Cyanometers auf dem Col du Géant 31°,0, in Chamouni 18°,9 und in Genf 22°,5 [5]). Noch tiefer war das Blau auf dem Gipfel des Montblanc, nämlich 39° [6]). Eben dieses Verhalten bemerkte Humboldt auf den Gebirgen von Südamerika [7]).

Es scheint ferner nach den wenigen bisher angestellten Untersuchungen sehr wahrscheinlich, daß das Blau im Zenith und im Niveau des Meeres nicht in allen Breiten gleich sei. Humboldt wenigstens fand, daß auf dem Wege von Spanien bis Amerika die Himmelsbläue von 13° bis 23° stieg [8]). Und im Allgemeinen dürfen wir annehmen, daß das Blau desto dunkler werde, je näher wir dem Äquator kommen. Um Mittag fand Humboldt in Cumana gewöhnlich 22° bis 24°, während er in Paris zu dieser Zeit nur 16° erhielt [9]); auch scheint es nach den Erfahrungen Humboldt's höchst wahrscheinlich, daß der Himmel auf dem Meere und an den Küsten blässer sei, als im Innern der Continente.

Die Tageszeiten haben auf die größere oder geringere Bläue ebenfalls einen bedeutenden Einfluß. Schon der bloße Anblick des Himmels zeigt uns, daß der Himmel im Zenith am Morgen und Abende weit heller sei, als einige Stunden nach der Culmination der Sonne. Um jedoch die Gesetze dieser Änderungen genauer auszumitteln, stellte Sauſsure auf dem Col du Géant, sowohl im Zenith als am Horizonte, directe Messungen an, während seine Gehilfen eben dieses in Genf und Chamouni thaten. Dadurch ergaben sich folgende Größen [10]).

Zeit.	Zenith.			Horizont.	
	Col du Géant	Chamouni	Genf	Col du Géant	Chamouni
4 Uhr	15°,6	14°,7	—	4°,7	5°,5
6 „	27,0	15,1	14°,7	7,5	7,0
8 „	29,2	17,2	21,0	8,4	8,3
10 „	31,0	18,1	22,6	9,7	8,6
Mittag	31,0	18,9	22,5	11,5	9,1
2 Uhr	30,6	19,9	20,6	7,6	9,3
4 „	24,0	19,9	20,4	5,5	8,8
6 „	18,0	19,8	16,3	4,7	8,4
8 „	5,5	16,4	—	0,0	5,0

Eben diese Messungen stellte Humboldt in der Folge auf dem atlantischen Meere [11]) und in Cumana an [12]); die von ihm gefundenen Größen bestätigen das Gesagte vollkommen.

Endlich ist die Farbe nicht an allen Stellen gleich dunkel. Vom Zenith bis zum Horizonte findet ein allmäliger Übergang Statt. In Genf fand Sauſsure am 21. April folgende Größen [13]):

1°	Höhe	4°	Cyan.
10	„	9	„
20	„	13	„
30	„	15,5	„
40	„	17,5	„
50	„	19,0	„
60	„	20	„

3) Parrot Physik der Erde. §. 278. S. 402. 4) Annales de Chemie IV, 98. 5) Mém. de Turin. IV, 418. 6) Mém. de Turin. IV, 420. 7) *Humboldt* Voyage II, 118. (Octavausgabe).

8) *Humboldt* Voyage II, 121. 9) *Du même* Voyage XI, 14. 10) Mémoires de Turin. IV, 418 und 421. 11) *Humboldt* Voyage II, 123. 12) *Ibid.* XI, 13. 13) Mém. de Turin. IV, 423.

und von hier hatte der Himmel bis zum Zenith faſt einerlei Anſehen. Eben dieſes beſtätigen die Meſſungen, welche Humboldt am 4. Jul. 1799 in 16° 19′ N. anſtellte. Darnach betrug die Bläue des Himmels in[14])

1°	Höhe	8°	Cyan.
10	»	6	»
20	»	10	»
30	»	16,5	»
40	»	18,0	»
60	»	22,0	»
80	»	23,5	»

Über die Urſache dieſer Färbung ſind verſchiedene Hypotheſen aufgeſtellt worden. Eine der älteſten iſt diejenige, welche Leonardo da Vinci zuerſt andeutete und welche namentlich Fromondus und Otto von Guericke[15]) in der Folge weiter ausführten. Darnach ſoll dieſe Farbe aus einer Miſchung von dem Weiß der Nebelbläschen und dem Schwarz des Himmelsraumes jenſeits der Atmoſphäre entſtehen, und Guericke fügt hinzu, daß ſchwarze und weiße Pulver in verſchiedenen Mengen gemiſcht, ein Blau geben; wogegen Prieſtley jedoch mit Recht bemerkt, daß dieſe Grau, nie aber Blau geben[16]).

Nahe verwandt mit der gedachten Hypotheſe iſt diejenige, welche von Goethe ſeiner Farbentheorie gemäß aufſtellte. Wenn hiernach das Licht durch ein trübes Mittel geſehen wird, ſo erſcheint es gelb oder je nach dem ſtärkeren Grade der Trübung roth; ſehen wir dagegen die Finſterniß durch ein trübes Mittel, ſo erſcheint dieſe je nach den verſchiedenen Graden der Trübung heller oder dunkler blau. Die Atmoſphäre nun iſt ein ſolches trübes Mittel, durch welches wir den dunkeln Himmelsraum ſehen, und daher muß dieſer blau erſcheinen und zwar deſto dunkler, je geringer die Trübung iſt, alſo auf hohen Bergen weit mehr als in der Tiefe. Da dieſe Hypotheſe zu innig mit der ganzen Entſtehungsart der Farben nach Goethe's Meinung zuſammen hängt, ſo muß ich auf den Artikel Farben verweiſen; hier genüge die Bemerkung, daß Alles, was Goethe über die Natur des trüben Mittels ſagt, ſo dunkel iſt, daß es ſehr ſchwer wird, ſich von demſelben einen richtigen Begriff zu machen.

Eine andere Hypotheſe iſt die von Muncke[17]), nach welcher die blaue Farbe der Atmoſphäre bloß ſubjectiv iſt, wie die der gefärbten Schatten. Unter den vielen Arten der Entſtehung blauer Schatten dient zur Erläuterung der Himmelsbläue insbeſondere folgende. Wenn im Winter bei niedrig ſtehender Sonne der Schatten der Bäume auf den Schnee fällt, ſo nimmt er die ganz eigenthümliche und ſehr leicht kenntliche himmelblaue Farbe an. Das wenige vom beſchatteten Schnee reflektirte Licht erzeugt im Gegenſatze des ſtärkeren vom beleuchteten Schnee reflektirten dieſe Farbe vom hellſten bis zum tiefſten Himmelblau. Auf gleiche Weiſe erhält das Auge von der höchſt durchſichtigen, wegen des ſchwarzen Hintergrundes ungefärbten Luft ſo viel weniger Licht, je geringer die Menge der Dünſte und der heterogenen Beſtandtheile in derſelben iſt und um ſo dunkler muß daher die dem Schatten wie der Atmoſphäre eigenthümliche himmelblaue Farbe ſeyn. Am reinſten, ſchönſten und für Ort und Höhe ungewöhnlich tief erſcheint ſie daher zwiſchen den einzelnen weißen Wolken. Ich glaube jedoch, daß auch dieſe Erklärung der Natur wenig entſpricht. Entweder wir nennen dieſe Farbe im engern Sinne ſubjectiv, oder wir ſtellen ſie mit den gefärbten Schatten zuſammen; im erſtern Falle, wo das Blau durch einen vorhergehenden Eindruck hervor gerufen wird (gerade ſo wie z. B. das weiße Papier eines Buches mit grünem Schnitte mehr oder weniger röthlich erſcheint, wenn wir darin blättern, ſo wie wir nach anhaltender Fixirung eines gelben Kreiſes auf weißem Papier auf einem zweiten weißen Blatte einen blauen Kreis zu ſehen glauben), ſieht man nicht ein, worin dieſer frühere Eindruck beſtehe. Aber auch gefärbte Schatten dürfen wir hier nicht annehmen. Laſſen wir das Licht einer Kerze durch rothes Glas, das einer zweiten durch grünes Glas hindurch gehen und ſtellen Kerzen und Glastafeln dergeſtalt, daß die durch letztere roth oder grün gefärbten Strahlen einen rechten Winkel mit einander bilden, ſo können wir hier die einfachſte Entſtehungsart gefärbter Schatten mit Leichtigkeit beobachten. Ein zwiſchen beiden Tafeln befindlicher Stab wirft natürlich vermöge eines jeden Lichtes einen Schatten, der Schatten des rothen aber erſcheint grün, der Schatten des grünen erſcheint roth. Die Fläche, auf welche beide Schatten projicirt werden, hat eine Farbe, welche zugleich durch die auffallenden rothen und grünen Strahlen bedingt wird. Nach der Stelle aber, wohin das rothe Licht den Schatten wirft, gelangen nur grüne Strahlen, es muß dieſer Schatten alſo grün erſcheinen (ſ. Schatten, gefärbte). Und ganz etwas Ähnliches findet bei dem Schatten Statt, welchen ein Körper auf eine von der Sonne beſchienene Schneefläche wirft. Dieſe Fläche wird ebenfalls von zwei Lichtern beſchienen, dem blauen Himmelslichte und dem weißen Lichte der Sonne. Hiernach würde die Schneefläche mehr oder weniger blau erſcheinen, ſie ſieht aber weiß aus, weil das Licht der Sonne unendlich viel ſtärker iſt. Wenn dagegen die Sonne nach einer Stelle nicht ſcheinen kann, ſo muß der bloß vom blauen Himmelslichte erleuchtete Raum blau erſcheinen[18]).

Hiernach alſo ſcheint gerade der Verſuch, auf den ſich Muncke bei ſeiner Hypotheſe ſtützt, zu beweiſen, daß wirklich blaue Lichtſtrahlen von dem Himmel zu

14) *Humboldt* Voyage II, 122. 15) Experimenta nova Magdeburgica. p. 142. 16) Prieſtley Geſchichte der Optik von Klügel. S. 328. 17) Schweigger's Jahrbuch XXX, 83. und Gehler's Wörterbuch n. A. I, 504.

18) Muncke hatte in ſeiner früheren Abhandlung noch den Verſuch erwähnt, daß der Himmel durch ein ſchwarzes Rohr weiß erſcheine, dagegen bemerkt Brandes (in Gehler's Wörterbuch n. A. I, 11.) nach Muncke (ib. I, 504.) richtig, daß eben dieſes auch erfolge, wenn man eine blaue Wand anhaltend durch eine ſolche Röhre betrachte.

uns gelangen; zu läugnen aber ist es nicht, daß dieselben Ursachen, welche die Entstehung der subjectiven Farben im engern Sinne bedingen, die gewöhnliche Färbung des Himmels abändern können. Hieher gehört zuerst der von Muncke erwähnte Fall, wornach der Himmel zwischen weißen Wolken (meinen Erfahrungen zu Folge zwischen scharf begränzten und silberglänzenden Cumulis des Howard'schen Systemes) weit dunkler erscheint; durch den Contrast wird hier das Blau eben so hervor gehoben, wie eine schwarze Fläche neben einer weißen weit dunkler erscheint als neben einer grauen.

Wirksamer dagegen wird dieser Umstand dann, wenn gefärbte Wolken am Himmel stehen. Wenn namentlich im Herbste und Winter tief rothe Wolken am Horizonte sind, so erscheint der reine Himmel meistens mehr oder weniger grün. Eine große Zahl von Beobachtern hat dieses Phänomen, welches sich auch in der Nähe von Gletschern zeigt, die von der untergehenden Sonne beschienen werden, bemerkt und es ist keines Weges eine so große Seltenheit, als wohl öfter geglaubt worden ist. Es ist dieses Grün weiter nichts als die geforderte Farbe des Roth, welches wir in den Wolken bemerken, also rein subjectiv. (s. Farben).

Die Ansicht von Newton scheint diejenige zu seyn, welche der Natur am meisten entspricht [19]). Darnach sind die Theilchen der Luft zwar sehr durchsichtig und lassen einen großen Theil der Lichtstrahlen hindurch; wenn aber weißes Licht ankommt, so verschlucken sie einen Theil der Strahlen, während sie einen andern reflektiren. Aber wie die meisten nicht vollkommen durchsichtigen Körper wirken die Lufttheile nicht auf alle farbigen Strahlen mit gleicher Stärke, sie reflektiren vorzugsweise die blauen Strahlen, während sie die rothen hindurch lassen. Daher ist der dunstfreie Himmel blau, statt daß er weiß seyn würde, wenn alle Farbenstrahlen gleich gut zurück geworfen würden, und wir schließen daher mit Recht, daß die durchgelassenen Lichtstrahlen ein eben solches Übergewicht an Feuerroth zeigen müssen, wie es die zurück geworfenen an Blau zeigen [20]). Wenn uns aber das Sonnenlicht bei höherem Stande der Sonne nicht röthlich erscheint, so liegt der Grund darin, daß nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Lichtstrahlen verloren gegangen ist und daß die Mischung der noch übrigen Strahlen eine dem Weiß nahe kommende Farbe gibt. Wenn dagegen die Sonne niedrig steht, wenn also der Weg des Lichtes durch die Atmosphäre sehr lang ist, dann wird die Zahl der verloren gegangenen blauen Strahlen bedeutender, die Sonne erscheint mehr oder weniger roth. Versuche, welche Hassenfratz über die Beschaffenheit des prismatischen Spectrums anstellte, bestätigen dieses vollkommen [21]). Die niedriger stehende Sonne gab nämlich allemal ein Farbenbild, in welchem die blauen Strahlen mehr oder weniger fehlten. Das Spectrum hatte unter übrigens gleichen Umständen bei hohem Stande der Sonne eine Länge von 185 Millimetern, verkürzte sich aber immer mehr, je tiefer die Sonne sank, so, daß die Länge zur Zeit des Unterganges nur etwa 70 Millimeter betrug. Diese Verkürzung aber entstand aus Mangel der blauen Strahlen, die bei der letzten Messung so sehr fehlten, daß das Spectrum fast nur rothe, orange und grüne Strahlen enthielt; ein Beweis, daß die blauen und violetten durch Reflexion verloren gegangen waren.

Daß aber das von der Atmosphäre zu uns gelangende Licht wirklich reflektirtes sei, geht besonders aus dem Umstande hervor, daß dieses Licht mehr oder weniger vollständig polarisirt ist. Wenn wir durch eine Platte von Bergkrystall, welche senkrecht auf die Axe geschnitten ist, einen Strahl hindurch gehen lassen, welcher von irgend einem Theile des Himmels kommt und sodann diesen Strahl von einem geschwärzten Glasspiegel unter dem Polarisationswinkel ins Auge reflektiren lassen, so zeigen sich fast stets gefärbte Ringe. Ich stelle den Versuch meistens dergestalt an, daß ich ein achromatisirtes Prisma von Kalkspath zunächst ans Auge halte, und unmittelbar hinter dasselbe die Bergkrystallplatte lege. In diesem Falle läßt sich der Zustand des Himmels in Beziehung auf diesen Punkt mit Leichtigkeit untersuchen. Nimmt man irgend einen größten Kreis der Himmelskugel, welcher durch die Sonne hindurch geht, so sind die Ringe in der Nähe der Sonne sehr matt und kaum wahrnehmbar; je weiter man sich aber in diesem Kreise von der Sonne entfernt, desto zahlreicher und lebhafter werden die Ringe, bis der Farbenglanz bei einem Abstande von etwa 90° von der Sonne sein Maximum erreicht. Je größer hierauf der Abstand wird, desto mehr nimmt die Lebhaftigkeit der Ringe ab. Daß hier aber reflektirtes Licht die Hauptrolle spielt, geht besonders aus dem Umstande hervor, daß es in einem Abstande von 90° von der Sonne, also dann vollständig polarisirt ist, wenn der einfallende und reflektirte Strahl mit der Reflexionsebene einen Winkel von etwa 45° bilden; in diesem Fall aber steht der reflektirte Strahl senkrecht auf dem geradlinig seinen Weg fortsetzenden, ganz so wie es nach dem allgemeinen von Brewster gefundenen Gesetze der Fall seyn muß [22]). Man kann nach einer mündlichen Mittheilung von Quetelet in Brüssel das Gesetz für die Polarisirung des Himmelslichtes auf folgende einfache Art ausdrücken: In einem größten Kreise der Himmelskugel, dessen Pole die Sonne und der 180° von ihr entfernte Punkt bilden, ist das Licht vollständig polarisirt, gehen wir aber von diesem Kreise gegen die beiden Pole, so nimmt die Menge polarisirter Strahlen immer mehr ab, bis sie in beiden Polen ganz verschwinden. Schon Brewster folgerte aus dieser Eigenschaft mit Recht, daß das von der Luft zu uns gelangende Licht wirklich reflektirtes sei [23]).

19) *Newton* Optice L. II. prop. 7. p. 197. 20) Brandes in Gehler's Wörterbuch. I, 4. 21) Annales de chemie LXVI, 60.

22) *Brewster* in Philos. Transact. 1815. p. 127. 23) *Ejusd.* Treatise on new philos. Instr. p. 350.

Dieſes Blau wird durch niedergeſchlagene Dämpfe mehr oder weniger modificirt. Je größer die Anzahl dieſer Dämpfe iſt, deſto weißer erſcheint der Himmel. Die Nebelbläschen reflektiren alle Strahlen mit gleicher Leichtigkeit und ſenden daher neben den blauen Strahlen viele weiße ins Auge, ſo daß der Himmel dadurch ein weißliches Anſehen bekommt. Hieraus ergibt ſich dann auch, weßhalb der Himmel zwiſchen den Wendekreiſen, wo die Zahl niedergeſchlagener Dämpfe geringer iſt als in höheren Breiten, dunkler erſcheint, als hier; weßhalb er im Innern der Continente weniger blaß iſt als am Meere; auch die Abhängigkeit der Farbe von den Tageszeiten iſt eine nothwendige Folge hievon, da die niedergeſchlagenen Dämpfe mit der Zunahme der Tageswärme durch aufſteigende warme Luftſtröme aufgelöſt werden. Um jedoch zu begreifen, weßhalb der Himmel auf hohen Bergen oder im Zenith dunkler erſcheint als in der Tiefe oder im Horizonte, müſſen wir noch einen andern Umſtand berückſichtigen.

Da die Wärme mit der Höhe abnimmt, ſo wird begreiflich, daß die Menge elaſtiſcher oder niedergeſchlagener Dämpfe in demſelben Raume deſto geringer wird, je weiter wir uns von der Erde entfernen, ſo daß die Höhe der Dampfatmoſphäre weit kleiner iſt, als die der Gasatmoſphäre.

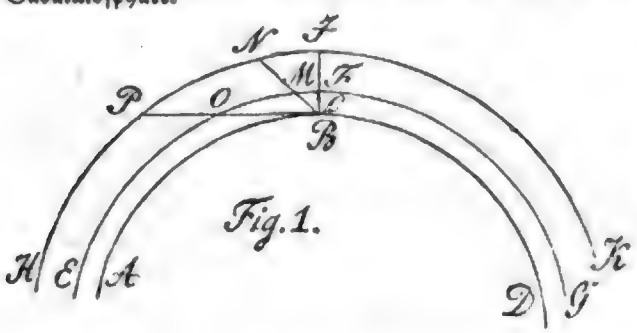


Fig. 1.

Bezeichnet daher A B D (in vorſtehender Fig. 1.) einen Bogen eines größten Kreiſes der Erde, ſo können wir annehmen, daß E F G die Gränze ſei, über welche hinaus die Menge der Dampfbläschen ſo unbedeutend iſt, daß wir ſie überſehen können, während H I K die Gränze der Gasatmoſphäre iſt. Ziehen wir von B eine Linie B I bis zum Zenith, ſo bekommt das in B befindliche Auge nur blaue Strahlen aus dem Raume I F, dagegen blaue und zugleich weiße Strahlen aus dem Raume F B, nach dem Verhältniſſe dieſer Strahlen wird dann der Himmel mehr oder weniger blau erſcheinen. Erheben wir uns hier aber bis zu dem Punkte L, ſo nimmt die Zahl der weißen Strahlen weit ſchneller ab, als die der blauen, und der Himmel erſcheint alſo dunkler. Eine einfache Rechnung wird hinreichen, die Richtigkeit hievon zu begreifen. Geſetzt es ſei F I = 2 F B und es kommen aus F B 100 blaue, und I F 200 blaue, außerdem von F B 100 weiße Strahlen ins Auge, ſo wird die Farbe des Punktes I durch die Miſchung von 300 blauen und 100 weißen Strahlen beſtimmt. Geht der Beobachter nach L und ſetzen wir B L = ½ F B, ſo kommen zu dem Punkte L noch 200 blaue Strahlen aus I F, dagegen nur 50 blaue und 50 weiße Strahlen aus L F, in Allem alſo erhält das Auge 250 blaue und 50 weiße Strahlen. Während alſo die Zahl der blauen Strahlen an der Oberfläche der Erde nur 3 mal größer war als die der weißen, iſt ſie in der Höhe B L ſchon 5 mal größer und der Himmel muß hier mithin dunkler erſcheinen.

Und derſelbe Umſtand macht es auch begreiflich, weßhalb der Himmel mit der Entfernung vom Zenith immer heller wird. Je weiter wir uns vom Zenith entfernen, deſto größer wird die Anzahl von Lufttheilen, welche Licht in unſer Auge ſchicken, indem die Linien B N, B P immer größer werden, bis ſie im Horizonte ihr Maximum erreichen. Wären nun die Luftbläschen bis zur Gränze der Atmoſphäre eben ſo wie die Lufttheilchen gleichförmig vertheilt, ſo würde bei jedem Zenithabſtande das Verhältniß zwiſchen den weißen und blauen Strahlen gleich ſeyn, der Himmel alſo einerlei Farbe zeigen. Wenn dagegen die Dampfatmoſphäre ſich bis zu einer Höhe erſtreckt, welche viel geringer iſt als die der Gaſe, ſo wird zwar die Linie B N mit der Entfernung vom Zenith größer werden, aber die Linie B M wird wegen des geringeren Abſtandes viel ſchneller wachſen. Eine ausführliche Unterſuchung des Gegenſtandes würde hier zu weitläufig werden [24]), daher will ich bei dem obigen Beiſpiele ſtehen bleiben, wo B F = ½ F I. Behalten wir die in der Zeichnung gegebenen Dimenſionen und ziehen die Horizontallinie B P bis zur Gränze der Atmoſphäre, ſo wird O P ſehr nahe = 3 F P, O B = 5 B F; nehmen wir alſo an, daß eben ſo wie im Zenith aus jedem Stücke, welches gleich F B iſt, 100 Strahlen ins Auge gelangen, ſo erhalten wir aus O P 300 blaue, aus O B 500 blaue und 500 weiße, in Allem alſo 800 blaue und 500 weiße Strahlen. Im Horizonte verhält ſich alſo die Zahl der blauen Strahlen zu der Zahl der weißen wie 8 : 5, während dieſes Verhältniß im Zenith 3 : 1 war, dort alſo muß der Himmel viel weißer erſcheinen als hier [25]).

---

24) In dem zweiten Bande meines Lehrbuches der Meteorologie werde ich dieſen Gegenſtand ausführlicher behandeln. 25) Es iſt begreiflich, daß dieſe ganze Rechnung nur annähernd ſeyn kann, da bei einer genauen Unterſuchung noch darauf Rückſicht genommen werden muß, daß die Strahlen, welche aus dem Theile O P kommen und den ganzen Weg O B zurück legen müſſen, auf dieſem Wege noch einen bedeutenden Verluſt erleiden, während die Schwächung des weißen Lichtes durch die kürzere Strecke O B geringer iſt. Offenbar wird hiedurch das weiße Licht noch ein größeres Uibergewicht erlangen. — Da die Atmoſphäre eine Höhe hat, welche in Vergleich mit dem Halbmeſſer der Erde ſehr klein iſt, ſo können wir bis zu einem Zenithabſtande von etwa 80° annehmen, daß die Gränze der Atmoſphäre eine mit dem Horizonte parallele Ebene bilde; dann wachſen die Linien B N wie die Secanten des Zenithabſtandes; nach dieſer Vorausſetzung hat Prévoſt (in Gilberts Annalen XXIV. S. 69) die Verſuche von Sauſſuré berechnet; ich ſelbſt habe auf eine ähnliche Art die Meſſungen von Humboldt unterſucht.

Es ist noch eine andere Hypothese aufgestellt worden, um das Blau des Himmels zu erklären. Nach L. Euler, welcher dieselbe ausführlicher entwickelt hat [26]), sind die Lufttheilchen selbst schwach blau gefärbt; wir bemerken diese Färbung aber erst dann, wenn wir große Luftmassen sehen, gerade so wie wenige Tropfen einer schwachen Indigosolution kaum blau erscheinen, während ein großes Gefäß eben dieser Lösung mehr oder weniger dunkelblau aussieht. Im Grunde fällt diese Erklärung, welche sehr viele Anhänger gefunden hat, mit der obigen zusammen. Gefärbte Körper erscheinen uns nur deßhalb gefärbt, weil ihre Oberfläche so beschaffen ist, daß sie einige Strahlen vorzugsweise reflektiren, während sie die übrigen entweder durchlassen oder absorbiren. Ein blaues Papier ist also blau, weil es die blauen Strahlen in größerer Menge reflektirt, als die rothen und da dieses auch bei der Luft der Fall ist, so ist offenbar die Hypothese Newtons identisch mit der von Euler und nur der Ausdruck weicht von einander ab.

Wenn wir den Himmel betrachten, so zeigt der Augenschein schon, daß auch abgesehen von der Färbung die Helligkeit des reflektirten Lichtes nicht allenthalben gleich groß ist. In der Nähe der Sonne ist das von der Luft reflektirte Licht so hell und blendend, daß wir es kaum anzusehen vermögen; im Zenith ist es meistens nicht so hell, als am Horizonte. Wären hiebei nur die direkten Strahlen der Sonne wirksam, dann ließe sich das Gesetz, nach welchem die Stärke des reflektirten Lichtes in einem Kreise, welcher durch die Sonne geht und mit dem Horizonte parallel ist, sehr leicht bestimmen. Da nämlich von dem ankommenden Lichte eine desto größere Menge von Strahlen reflektirt wird, je größer der Einfallswinkel wird [27]), so muß die Stärke des reflektirten Lichtes desto geringer werden, je weiter wir uns von der Sonne entfernen. In der Nähe von dieser werden die meisten Strahlen reflektirt und daher erscheint dieser Theil des Himmels so hell; dagegen mußte der Punkt, welcher 180° von der Sonne entfernt ist, am dunkelsten seyn. Wenn wir jedoch erwägen, daß die von einem Lufttheilchen zu einem andern reflektirten Lichtstrahlen die Helligkeit des letzteren vergrößern, so wird begreiflich, daß die eben erwähnte Vertheilung des Lichtes dadurch abgeändert wird; da alle auf die Atmosphäre fallenden Sonnenstrahlen als parallel angesehen werden können, so werden sie von den Lufttheilchen vorzugsweise nach dem Punkte reflektirt, welcher 180° von der Sonne entfernt ist und daher muß dieser heller erscheinen, als es nach dem vorher Gesagten der Fall seyn sollte. Direkte Messungen von Bouguer bestätigen dieses vollkommen. Bei einer Höhe der Sonne von 25° war die Helligkeit einer Stelle, welche 8 oder 9° von der Sonne entfernt war, viermal stärker als an einer Stelle, die von der Sonne einen Abstand von 31 oder 32° hatte. Hatte die Sonne eine Höhe von 15 bis 20°, so nahm die Stärke des Lichtes mit der Entfernung von der Sonne in einem durch diese hindurch gehenden Horizontalkreise immer mehr ab, und späterhin wieder zu, so daß wir darin zwei Maxima und zwei Minima der Erleuchtung haben; die ersten lagen in der Sonne und dem ihr gegenüber liegenden Punkte; die beiden letzteren schienen einen Abstand von 110 bis 120° von der Sonne zu haben [28]).

So wünschenswerth es auch wäre, eine größere Zahl von Messungen dieser Art zu besitzen, so steht die von Bouguer doch noch völlig isolirt. Eine häufige Wiederholung derselben von einem Beobachter, der mit Leichtigkeit auf einem vollkommen freien Horizonte beobachten kann, würde uns interessante Aufschlüsse über das optische Verhalten der Atmosphäre geben. Eben dieses gilt von einigen Untersuchungen, welche Hassenfratz über gefärbte Schatten angestellt hat. Wenn wir erwägen, daß der Himmel bald heller bald dunkler blau ist, daß die Luftmassen neben der Sonne bald vollkommen weiß, bald gelblich oder röthlich sind, so wird begreiflich, daß die gefärbten Schatten im Freien nicht zu allen Zeiten einerlei Ansehen haben können. Während uns das Cyanometer die Farbe von einer Stelle des Himmels zeigt, so gibt uns der farbige Schatten die Summe der Farbe und Stärke aller vom Himmel kommenden Lichtstrahlen an. Darnach hängt die Farbe des Schattens ab vom Zustande der Atmosphäre, von der Breite des Ortes und von der Declination und Höhe der Sonne. So ändert sich derselbe in Paris beim Aufgange der Sonne in verschiedenen Jahreszeiten von schwach grünlich blau bis zu violettblau, erstere Farbe findet im Winter, diese im Sommer Statt. Zur Zeit der Aquinoctien ist der Schatten beim Aufgange blau, dieses Blau ändert sich so wie die Sonne höher steigt, wird indigo, später violett und bei der Culmination schwärzlich violett [29]).

Wäre die Atmosphäre nicht vorhanden, so würde der Himmel die Gestalt einer Halbkugel haben. Die Erfahrung zeigt, daß dieses nicht der Fall ist. Befinden wir uns auf einer Ebene, so hat er die Gestalt eines eingedrückten Gewölbes. Es scheint der im Zenith liegende Punkt weit näher an uns zu liegen, als ein im Horizont befindlicher. Diese Gestalt aber ist nicht zu allen Zeiten gleich. Wenn der Himmel heiter ist und eine tiefe Farbe hat, so hat mir das Zenith verhältnißmäßig stets weiter geschienen, als bei blassem Ansehen desselben, namentlich dann, wenn feine Cirri gleichförmig über den ganzen Himmel verbreitet waren und diesem ein mehr oder weniger milchartiges Ansehen gaben. In letzterem Falle schien mir der Himmel das Ansehen einer fast flachen Scheibe zu haben, welche sich gegen den Horizont hin plötzlich mit starker Krümmung in die Tiefe senkte; im ersten Falle schien die Gestalt der eines

26) L. Euler Briefe an eine teutsche Prinzessinn von Kries. Bd. I. S. 177. 27) *Lamberi* photometria p. 192. *Bougueri* Optico. p. 59.

28) *Bouguer* Optice. p. 34. 29) Journal de l'école polytechnique. T. IV. p. 273.

Kugelsegmentes näher zu kommen. Wenn man den Himmel in der Nacht ansieht, so hat die Schwächung des Sternlichtes an dieser Täuschung den größten Antheil. Die Sterne scheinen an dem scheinbaren Himmelsgewölbe befestigt zu seyn; wenn diese aber tiefer stehen, so geht ihr Licht durch eine größere Luftmasse, es wird dadurch mehr geschwächt und da wir alle Gegenstände für desto entfernter halten, je undeutlicher sie erscheinen, so glauben wir, daß die tieferen Sterne und mithin die Theile des Himmels, an denen sie stehen, weiter entfernt seien, als in der Nähe des Zenithes. Dieser von L. Euler [30]) angegebene Grund ist jedoch am Tage unwirksam. Dann scheint die ungleiche Farbe des Himmels in verschiedenen Höhen die Hauptrolle hiebei zu spielen. Wir sind es gewohnt, gefärbte Körper für desto entfernter zu halten, je matter die Farbe wird; da nun das Blau des Himmels desto mehr getrübt wird, je näher der Punkt am Horizonte liegt, so scheint der Himmel desto entfernter, je näher wir an den Horizont kommen. Da die Grade des Cyanometers bei weißlichem Ansehen des Himmels weit schneller abzunehmen scheinen als bei sehr heiterer Luft, so glauben wir, daß das Gewölbe dann weit mehr eingedrückt sei.

Aus dieser ersten Vorstellung folgen noch mehrere andere Täuschungen, welche wir an dem Himmel wahrnehmen. Suchen wir in Fig. 2.

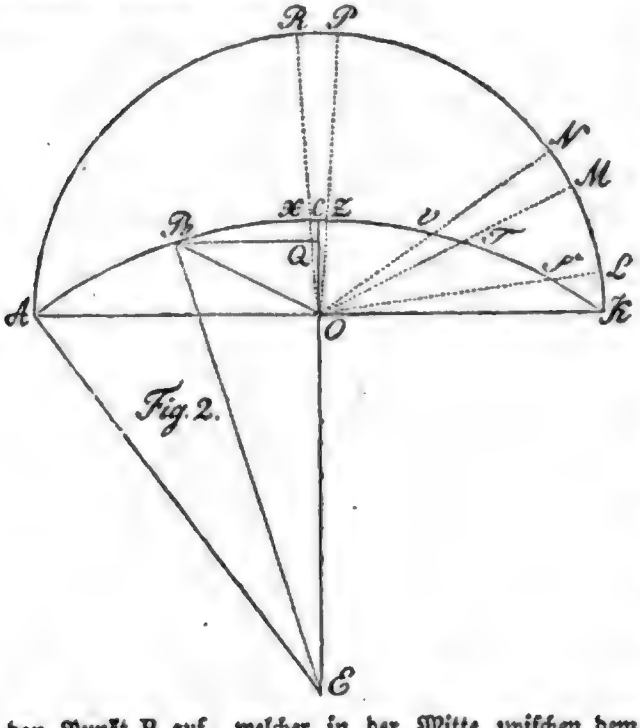


Fig. 2.

den Punkt B auf, welcher in der Mitte zwischen dem Zenith und Horizonte liegt, so sollte dieser eine Höhe von 45° haben. Da wir aber diesen Punkt dadurch finden, daß wir die Gegend bestimmen, welche so liegt, daß die Bogen A B und B C gleich sind, so wird begreiflich, daß die Winkel A O B und B O C nicht gleich seyn werden, da wir uns nicht im Mittelpunkte dieses scheinbaren Kugelsegmentes befinden. Smith hat gefunden, daß der Bogen B C stets kleiner schien als der Bogen A B, wenn die Sonne eine Höhe von 30° hatte; hatte die Sonne eine Höhe von 23°, so schien A B = B C zu seyn; betrug die Höhe nur 18 bis 20°, so war A B kleiner als B C [31]).

Hierin liegt auch der Grund der bekannten Erscheinung, daß die Sonne und der Mond im Horizonte weit größer erscheinen, als dann, wenn sie einen hohen Stand haben. Es bezeichne zu dem Behufe A K den Horizont, in dessen Mitte O sich der Beobachter befindet, A C K das scheinbare Himmelsgewölbe und A R K die über dem Horizonte befindliche Halbkugel des Himmels, deren Mittelpunkt wir in O annehmen können. Die gleichen Bogen L K, N M, R P mögen den Durchmesser des Mondes bezeichnen. Fällt der untere Rand des Mondes mit dem Horizonte in K zusammen, so schneidet der vom oberen Rande L kommende Lichtstrahl L O den Bogen S K auf dem Himmelsgewölbe ab; ist der Mond bis N M gelangt, so ist der vom Monde abgeschnittene Bogen V T, im Zenith wird dieser Bogen X Z. Aus der Zeichnung aber sieht man bereits, daß der Bogen S K weit größer ist als V T oder X Z und daß wir mithin urtheilen, daß der Mond im Horizonte weit größer sei, als wenn er einen höheren Stand hat.

Nehmen wir an, es sei ein durchs Zenith gehender Durchschnitt des scheinbaren Himmelsgewölbes im Kreissegment A C K, dessen Mittelpunkt unter dem Horizonte in E liegt, so können wir bestimmen, wie groß der Halbmesser des Kreises sei, in welchem die Bogen A B und B C gleichen Centriwinkeln entsprechen. Smith hat an der angeführten Stelle diese Rechnung angedeutet und Kästner weiter ausgeführt.

Es sei nämlich O B = c, der Halbmesser des Kreises B E = x, sin. B O A = s und sin. B O C = c; dann wird

$$B2 = B\,O.\ \sin.\ B\,O\,C = c.c,\quad O\,Q = B\,O\ \cos.\ B\,O\,C = c.s$$

$$\sin.\ B\,E\,C = \frac{B\,Q}{B\,E} = \frac{c\,e}{x}$$

$$\sin.\ A\,E\,C = \sin.2\,B\,E\,C = \frac{2\,c\,e}{x}\sqrt{\left(1-\frac{c^2\,e^2}{x^2}\right)}$$

$$= \frac{2\,c\,e}{x^2}\sqrt{(x^2 - c^2\,e^2)}$$

$$A\,O = x\ \sin.\ A\,E\,C = \frac{2\,c\,e}{x}\sqrt{(x^2 - c^2\,e^2)}$$

$$A\,O^2 = \frac{4\,c^2\,e^2}{x^2}(x^2 - c^2\,e^2)$$

30) L. Euler Briefe über verschiedene Gegenstände aus der Naturlehre I, 516 fg.

31) Smith's Optik von Kästner. S. 56.

In dem rechtwinkeligen Dreiecke A E O ist

$$EO^2 = AE^2 - AO^2 = x^2 - \frac{4c^2e^2}{x^2}(x^2 - c^2e^2)$$

$$= x^2 - 4c^2e^2 + \frac{4c^4e^4}{x^4}$$

$EO = x - \frac{2c^2e^2}{x}$, mithin

$CO = CE - EO = \frac{2c^2e^2}{x}$

Eben so ist $CO = CQ + OQ = x - \gamma(x^2 - e^2c^2) + es$

Setzen wir die beiden Werthe von C O einander gleich, so wird

$$\frac{2c^2e^2}{x} = x - \gamma(x^2 - e^2c^2) + es$$

$$\gamma(x^2 - e^2c^2) = x + es - \frac{2c^2e^2}{x}$$

$$-e^2c^2 = 2esx + e^2s^2 - 4c^2e^2 - \frac{4c^3e^3s}{x} + \frac{4c^4e^4}{x^2}$$

$$o = 2esx + e^2s^2 - 3c^2e^2 - \frac{4c^3e^3s}{x} + \frac{4c^4e^4}{x^2}$$

$$o = x^3 + \frac{es^2 - 3c^2e}{25}x^2 - 2c^2e^2x + \frac{2c^4e^3}{s}$$ [32]).

Setzen wir hier $e = 1$ und beachten ferner, daß in Smith's Beispiel $\angle AOB = 23°$, $\angle BOC = 67°$ war, so wird $c = \sin. 67°$, $s = \sin. 23°$, so wird

$$o = x^3 - 3{,}058\,x^2 - 1{,}695\,x + 3{,}675$$

Eine der Wurzeln dieser Gleichung ist $x = 3{,}23$ und diese ist die für unser Beispiel gehörige, da eine den beiden andern nahe $+1$, die zweite aber negativ ist. Es ist mithin der Halbmesser $EC = 3\,OB$. Hieraus können wir nun mit Leichtigkeit das Verhältniß zwischen den Größen O C und A O herleiten. Setzen wir nämlich in den Ausdruck $CO = \frac{2c^2e^2}{x}$ die eben gefundenen Größen, so wird $OC = 0{,}52$ für $e = 1$; ferner ist $BQ = e.c = 0{,}9205$; daraus wird $\sin. BEC = \frac{BQ}{BE} = \sin. 16°\ 34'$, mithin A E C $= \sin. 33°\ 8'$ und $AO = AE.\ \sin. 33°\ 8' = 1{,}7655$; es verhält sich mithin $CO : AO = 0{,}52 : 1{,}7655 = 1 : 3{,}4$. So also erscheint uns das Himmelsgewölbe, daß der im Horizonte liegende Punkt 3,4 Mal weiter von uns zu seyn scheint, als der im Zenith liegende.

Da uns jetzt diese Verhältnisse bekannt sind, so können wir für jede Höhe M O K berechnen, wie groß der Bogen V T am scheinbaren Himmelsgewölbe ist, welchen die Linien N O und O M abschneiden, wenn der Winkel dieser beiden Linien stets derselbe bleibt, wie es beim Durchmesser des Mondes der Fall ist. Smith hat diese Rechnung vorgenommen. Wird die scheinbare Größe des aufgehenden Mondes mit 100 bezeichnet, so ist dieselbe nur 68 in einer Höhe von 15°, 40 in einer Höhe von 45° und 30, wenn sich der Mond im Zenith befände.

Die Bestimmung dieser Verhältnisse setzt voraus, daß das Himmelsgewölbe wirklich die Gestalt eines Kugelsegmentes habe. Zwar bemerkt Smith, diese Vorstellung sei seinen Beobachtungen völlig naturgemäß; er habe nämlich zu verschiedenen Zeiten in der Nähe des Horizontes und Zenithes je zwei Sterne aufgesucht, deren scheinbare Weiten gleich waren und wenn er dann diese scheinbaren Abstände mit den wahren verglich, so zeigte sich stets, daß die Hypothese richtig sei. Jedoch bemerkt Brandes mit Recht, daß man in diesem Falle sehr viele Vergleichungen anstellen müsse, um ein brauchbares Mittel zu erhalten [33]).

Da es sich hier um eine bloße Täuschung handelt, so ist begreiflich, daß nicht alle Beobachter eine vollkommen gleiche Gestalt finden werden, ja es möchte diese wohl bei jenem Zustande der Atmosphäre eine andere seyn. Was mich betrifft, so scheint mir ein Durchschnitt des Himmelsgewölbes weniger ein Kreissegment als eine Ellipse zu seyn, deren kleine Axe durchs Zenith, deren große durch den Horizont ginge. Legen wir dann Smiths Beobachtung, daß die Gesichtslinie von einer Höhe von 23° den Bogen zwischen Zenith und Horizont halbirt, zu Grunde, so läßt sich das Verhältniß zwischen beiden Axen und die scheinbare Größe des Mondes in verschiedenen Höhen bestimmen. Die Durchführung dieser Rechnung muß hier unterbleiben, zumal da die Axen dieser Ellipsen gewiß zum großen Theile vom Zustande der Atmosphäre abhängen, was Smith auch schon von dem scheinbaren Durchmesser des Mondes behauptet [34]). Da diese ganze Täuschung von der ungleichen Erleuchtung des Himmelsgewölbes abhängt, so wird begreiflich die Gestalt nicht immer dieselbe seyn können. Wenn an heiteren Abenden nach dem Untergange der Sonne der Erdschatten am östlichen Horizonte (s. Dämmerung) eine Höhe von etwa 5 bis 10° hatte, so schien es mir häufig, als ob das Gewölbe hier plötzlich eine andere Gestalt annehme. War zu eben dieser Zeit der Erdschatten bis über das Zenith gegangen, dann schien mir der östliche Horizont viel weiter entfernt als der westliche. Und hieraus scheint auch zu folgen, weßhalb gerade der aufgehende Vollmond so ungewöhnlich groß erscheint, während der Mond in den übrigen Phasen nach der Bemerkung von Klügel [35]) dieses Phänomen nicht zeigt. Da der Vollmond meistens zur Zeit der Dämmerung aufgeht, so wird die weitere Entfernung

32) Kästner gibt für den Koeffizienten von x^2 die Größe $\frac{es^2 - 4c^2e}{25}$, aber offenbar ist durch einen mehrmals wiederkehrenden Druckfehler der Koeffizient c^2e 4 statt 3 genommen, da das Resultat richtig ist.

33) Gehler's Wörterb. n. A. V, 261. 34) Smith Optik. S. 416. 35) Priestley Geschichte der Optik. S. 510.

des östlichen Horizontes zur Vergrößerung dieser Täuschung Etwas beitragen. Wenn der Mond zur Zeit des Neumondes in der Nähe des Horizontes steht, dann erscheint er nach den Bemerkungen von Brandes ebenfalls größer. Soll das Phänomen recht auffallend hervortreten, so scheint es stets erforderlich, daß das Himmelsgewölbe schwach erleuchtet sei; ich darf nur an das Ansehen des Mondes erinnern, wenn er als schwache Sichel erscheint; dann scheint diese Sichel zu einer weit größeren Kugel zu gehören als der übrige, vom reflectirten Erdlichte erleuchtete Theil der Mondscheibe. Wenn daher der Mond während der Nacht auf dem dunkeln Gewölbe des Himmels aufgeht, so ist das ganze Himmelsgewölbe weit weniger sichtbar, wir achten mehr auf den wahren Durchmesser des Mondes als auf diese Projection.

Für diese Täuschung sind noch mehrere andere Gründe angeführt worden. Mehrfach ist es aus der Strahlenbrechung hergeleitet worden; da jedoch die Refraction sich in der Nähe des Horizontes sehr schnell ändert: so werden die vom untern Rande des Mondes kommenden Strahlen stärker gebrochen als die vom obern Rande, und der Durchmesser müßte hiernach verkürzt werden, der Mond kleiner erscheinen, als in bedeutender Höhe, ganz der Erfahrung zuwider. Andere, und unter diesen namentlich Berkley[36]) und Euler[37]) glauben, der Mond sehe im Horizonte deßhalb größer aus, weil die von ihm kommenden Strahlen bei ihrem Durchgange durch einen größeren Theil der Atmosphäre gingen, also schwächer erscheinen, weßhalb man glaube, der Mond sei weiter entfernt, folglich größer. Wenn auch nach den Bemerkungen von Brandes nicht zu läugnen ist, daß dieser Umstand zur Vergrößerung der Täuschung beitrage, so ist es gewiß, daß die obige Hypothese von Smith weit naturgemäßer ist. Wäre nämlich diese Meinung richtig, so müßte der Mond bei Tage größer seyn, weil er dann matter ist; eben so müßte der aufgehende Mond weit größer erscheinen als die aufgehende Sonne, Beides der Erfahrung zuwider. Smith fügt zu diesen beiden Bemerkungen noch hinzu, daß uns auch der Mond zur Zeit einer totalen Verfinsterung weit größer erscheinen müßte als sonst in gleicher Höhe, was aber ebenfalls nicht der Fall sei.

Aus der scheinbaren Gestalt des Himmelsgewölbes ergeben sich noch mehrere andere, von Smith bereits erwähnte Erscheinungen[38]). So sehen die farbigen Streifen der Regenbogen und die Weite zwischen beiden Regenbogen unten kleiner aus als oben; wenn die Sonne eine Höhe von 23° hat, so berührt der untere Theil eines Hofes mehr den Horizont, während der obere noch einen bedeutenden Abstand vom Zenith hat, so daß der Hof nicht kreisförmig erscheint, wie dieses namentlich Whiston und Halley bemerkt haben.

(*L. F. Kämtz.*)

In der Kindheit der Astronomie betrachtete man die Himmel als wirkliche feste Kugelschalen, indem für jede besondere Bewegung der Planeten sowohl als der Fixsterne, die man nach und nach entdeckte, zur Erklärung derselben ein besonderer Himmel angenommen wurde, und die Anzahl der hierzu erforderlichen durchsichtigen Kugelschalen nahm zuletzt bis auf 70 zu. Die äußerste Kugelschale umgab der so genannte empyräische Himmel. Sobald man aber von der Bewegung der Kometen in Bahnen, welche sehr von der kreisförmigen Gestalt abwichen, und sich jenseits der Bahnen der Planeten erstreckten, überzeugt wurde, sah man sich genöthigt, diese krystallnen Himmel zu verwerfen, um sie vor der Gefahr des Zerbrechens zu bewahren, so daß wenn man jetzt von am Himmel befindlichen Körpern spricht, dieß eben so wie der Untergang und der Aufgang der Gestirne als ein bloßer Sprachgebrauch angesehen werden muß. Die eingedrückte scheinbare Gestalt des Himmels, vermöge welcher die dem Zenith näher liegenden Punkte uns weniger entfernt vorkommen, als die um den Horizont liegenden Theile des Himmels, kann für ungeübte Augen bei der Schätzung von Höhen der Gestirne über dem Horizont eine Ursache bedeutender Irrthümer geben, indem die nach dem Augenmaße geschätzte Höhe eines Himmelskörpers immer viel größer angegeben werden wird, als die wirkliche Messung zeigt. Man hat über die krumme Linie, welche die scheinbare Form der Himmelskugel darstellen soll, mancherlei Meinungen aufgestellt; am zweckmäßigsten ist diejenige Annahme, nach welcher der Durchschnitt einer durch das Zenith senkrecht auf den Horizont gelegten Ebene mit der Himmelskugel einen Kreisbogen bildet, und nach Robert Smith's Bemerkung muß derselbe so beschaffen seyn, daß eine Linie, welche vom Orte des Beobachters aus unter einem Winkel von 28½ Grad gegen den Horizont gezogen wird, denselben halbirt. Zieht man dann nach einem andern Punkte des Himmels vom Beobachter eine Gesichtslinie, so gibt das Verhältniß des Kreisbogens, welcher von diesem Durchschnittspunkte bis zum Horizont geht, zu dem ganzen Kreisbogen die scheinbare Höhe, der Winkel hingegen, welchen diese Linie mit dem Horizonte bildet, die wirkliche Höhe an.

(D. *Eduard Schmidt.*)

Über den Bau des Himmels s. d. Art. Weltgebäude. (*R.*)

II. Archäologie und Mythologie. Die Vorstellungen der alten Welt vom Himmel sind von den sinnlichen Anschauungen entlehnt, und, wie diese selbst sich nicht gleich bleiben, schwankend. Hier kann daher nur von einigen, z. B. den Vorstellungen der Hebräer und Griechen, des alten Nordens, der Araber, die Rede seyn. Der ewige Wechsel der Wolken und ihrer Farbe, die Veränderung der Erscheinungen am Himmel, bald stille Ruhe, bald Kampf, bald Sternenschimmer, freundlich und dem Auge wohlthuend, bald furchtbar das dunkle Himmelsgewölbe durchkreuzende Blitze, bald Helle und Klarheit, bald Finsterniß und Dunkel führten die der Natur des Himmels unkundigen Völker zu dem Glauben an mehrere Himmel. Darum gebraucht 1) der Hebräer zur Bezeichnung des Himmels in der Regel

36) Bei Smith Optik S. 418. 37) S. Euler Briefe I, 520. 38) Smith Optik S. 28.

die Pluralform שָׁמַיִם [1]), betrachtet ihn als ein über der Erdscheibe ausgedehntes rundes [2]), festes Gewölbe (רָקִיעַ הַשָּׁמַיִם 1. Mos. 1, 14. 15. 17.; *Vulgat.* hat firmamentum und Luther daher Firmament [3])), über welchem nach Gen. 1, 7. ein oberes Meer, ein Himmelsocean, sich ausbreitet [4]). Die vermeintlichen Öffnungen des Himmels, aus welchen sich der Regen ergießt, werden bald Thüren (Ps. 78, 23.), bald Fenstergitter (1. Mos. 7, 11. 2. Kön. 7, 2. 19.) genannt. Die sinnliche Anschauung mußte sich das Himmelsgewölbe fest gegründet denken; daher läßt es der Hebräer auf Säulen (עַמּוּדֵי שָׁמַיִם Hiob 26, 11. Nah. 1, 5.) wie auf sichern Grundfesten ruhen. Die Himmelskörper, welche am Himmel schweben und von ihm herab leuchten (1. Mos. 1, 14—17.) machen ihn so hell und klar wie Krystall (Ezech. 1, 22. בְּעֵין הַקֶּרַח [5]). Dichter vergleichen wohl auch den Himmel mit einem Teppich, mit einem Zelte, welche des Schöpfers Macht ausspannt (Jes. 40, 22. 44, 24. Ps. 104, 2.). Sie reden von 4 Winden und Enden des Himmels, und wollen nur sagen, daß er am Horizonte allenthalben auf der Erde zu liegen scheine (Jes. 49, 36.). Befremden muß es, daß schon Hiob 26, 7. die richtige Ansicht vom freien Schweben der Erde und also wohl auch des Himmels in der freien Luft gefunden wird, die auch Cicero [6]) bestätigt.

Wenn Himmel und Erde alles Sichtbare, das Weltall, die Welt umfaßt, 1. Mos. 1, 1. 2, 1. 14, 19. 22. so deutet die erweiterte Redensart: die Himmel und die Himmel der Himmel 5. Mos. 10, 14. 1. Kön. 8, 27. 2. Chron. 2, 5. den höchsten, erhabensten Himmel oder Gegenstand an, wo Gott seinen Thron gesetzt und von wo aus er die ganze Welt überschauet und regirt, 2. Mos. 20, 22. Ps. 2, 4. 11, 4. Diese Ansicht theilen auch die Verfasser der Apokryphen, Weish. 8, 10. Tob. 5, 16. 2. Makk. 15, 4. Sir. 1, 8. und die neutestamentlichen Schriftsteller erweitern sie, wie überhaupt die alttestamentliche Vorstellung nach der unter ihren Zeitgenossen gewöhnlichen Modification. Man dachte sich drei Himmel, einen Lufthimmel, aëreum, mit drei Luftschichten, einer oberen, mittleren und unteren, die Atmosphäre mit den Wolken umfassend, einen Sternenhimmel, an welchem Sonne, Mond und Sterne glänzen, das ganze Erdenrund erleuchtend, einen dritten als Gottes Sitz und Aufenthalt der Engel und Seligen [7]).

Mit dem Worte οὐρανός, oder dem Hebräischen analog mit οὐρανοί [8]) bezeichnen die neutestamentlichen Schriftsteller Alles, was am Himmel sichtbar ist (Hebr. 1, 10. 12, 25. Act. 2, 5. 4, 12. 10, 2.) und gebrauchen für das ganze Weltall, Universum ὁ οὐρανὸς καὶ ἡ γῆ oder ὁ οὐρανὸς καὶ ἡ γῆ καὶ ἡ θάλασσα (Matth. 5, 18. 11, 25. 28, 18. Act. 4, 24.) für alle Himmelserscheinungen: Wind, Regen, Donner, Blitz als Erzeugnisse der oder aus den Wolken (Matth. 8, 16. 17. Joh. 12, 28. 29. Mark. 1, 10. Luk. 5, 25.) und Sterne τὰ ἄστρα τοῦ οὐρανοῦ (Mark. 13, 25. 30. Hebr. 11, 12.) und die Wohnung Gottes, den Aufenthalt der Engel und aller von der Erde geschiedenen Frommen, die bei Gott sind. (Matth. 5, 34. Jak. 5, 12. Matth. 16, 19. 22, 30. Röm. 10, 6. 2. Kor. 5, 1. 2. — 2. Kor. 12, 2. ἕως τρίτου οὐρανοῦ.) Später haben die Rabbinen von sieben Himmeln gesprochen. Ihre Namen zählt Wetstein zu 2. Kor. 12, 2. auf, und noch andere Eintheilungen des Himmels führt Schöttgen in Hor. hebr. Tom. I. p. 718. an. Eine ausführliche Beschreibung enthält das Testament der zwölf Patriarchen [9]): Der erste Himmel ist der Raum zwischen Erde und Wolken; der zweite der Sitz der Wolken und des Wassers, des Hagels und der bösen Geister; der dritte ist glänzender und unendlich höher und Sitz der himmlischen Heerscharen, der Engel, denen die Bestrafung der bösen Geister am Gerichtstage übertragen ist; im vierten sind die Heiligen; im fünften die höheren Engelsordnungen, welche für die Sünden der Gerechten fürbitten; im sechsten die Engel, die den Engeln des Angesichts die Antwort auf ihre Fürbitten überbringen; im siebenten die Engel, welche Gott ohne Unterlaß in Hymnen preisen [10]).

Der kindlich sinnlichen Vorstellung der Hebräer vom Himmel und seinen Stützen schließt sich 2) die der ältesten Griechen an, welche ihn für ein festes, am Rande des flachen Erdkreises auf Bergsäulen ruhendes, ehernes oder eisernes Gewölbe hielten [11]). So stellte sich ihn Homer und sein Zeitalter und nach ihm Hesiod vor [12]):

Aber die Erde zuerst erzeugete, ähnlich ihr selber,
Ihn, den sternigen Himmel, daß er ganz umher sie bedeckte.

Hesiod will aber nicht, wie Theon [13]) erklärt, damit den Himmel als kugelrund bezeichnen, sondern als an gerundetem Umfange der Erde gleich [14]). Dieses Gewölbe ruhete auf Bergsäulen. Denn vor der Wohnung der Nacht trägt Japetos Sohn, Atlas, das Gewölbe des Himmels, hoch dastehend, mit Haupt und

---

1) Gesenius Wörterbuch unter שָׁמַיִם — 2) οὐρανὸς ἐν κυκλώσει Sirach 43, 12. Cf. Bretschneider zu 24, 5. γῦρος οὐρανοῦ coelum rotundum, quod in circuli forma apparet, unde saepius cum tentorio comparatur, quod expanditur eademque de causa h. l. dicitur κυκλοῦσθαι i. e. expandi in circulum. — 3) LXX: στερέωμα, Feste, Sirach 43, 1. 9. — 4) Ps. 104, 3. 148, 4. Pott Moses und David, keine Geologen. S. 215. — 5) χρύσταλλος und קֶרַח bezeichnen das helle und klare Eis, 1. Mos. 31, 40. Jer. 36, 30 und a. a. O., aber auch den Edelstein, wie hier. Dasselbe Bild in der Apokalypse 4, 6. ὡς θάλασσα ὑαλίνη, ὁμοία κρυστάλλῳ. *Rosenmüller* Schol. in Ezech. 1, 22.; Dan. 12, 3. — 6) Tuscul. V, 24. *Rosenmüller* Schol. in Job. l. l. schreibt: sed haec velut vacuum et nihilum niti, hemisphaerium, quod a nobis conspicitur, velut super luane extensum esse, terram autem appensam super nihilum, quia ponderibus liberata suis, veluti nihilo nititur, quasi seipse fulciat, quum in centro mundi posita coelum undique circumfusum habens aëreum, in medio mundi sine ullo fulcro pendeat. 7) *Fulleri* Miscellan. sacr. 1, 18. —

8) *Schleusner* Lex. s. v. οὐρανός. *Fischer* de vitiis Lex. Prolus. VI. p. 161. — 9) *Fabricius* Cod. pseudepigr. vet. Test. Tom. 1. p. 545 ff. — 10) Bretschneider Handb. Bd. 2. S. 473. Doch soll diese Stelle eingeschoben seyn. 11) Völcker (Über Homerische Geographie und Weltkunde. Hannover 1830. S. 4 ff.) verzeichnet alle Stellen Homers, in welchen οὐρανός genannt wird ἀστερόεις, εὐρύς, χάλκεος, αἰθέριος. Ehern und eisern kann nur das unvergängliche und ewige Werk der Götter andeuten. Nach einer alten Sage war ἄκμων, Ambos, der Vater des Himmels. Etymolog. M. u. d. W. ἄκμων. 12) Theog. 126. — 13) *Arati* Phaenom. 22. — 14) Ukert Geographie d. Gr. u. Röm. Th. 1. Abth. 2. S. 14. —

unermüdeten Armen[15]). Näher bestimmt schon Homer die Gegend, wo der Himmel aufliegt und wie[16]). Am Westende der Welt, wo das Mittelmeer begränzt ist und der Okean anfängt, also in dem an Fabeln und Wundern so reichen und dem Griechen dunkeln Abendlande, wohin man Alles versetzte oder dachte, was man nicht genau kannte, soll das Himmelsgewölbe auf Säulen ruhen, die Atlas nach beiden Seiten, d. h. aus einander hält (ἀμφὶς ἔχουσι[17])). Vergl. den Art. Atlas (1ste Sect. VI, 198 ff.). Atlas tritt also im ältesten Mythos nicht als Bergsäule auf, wiewohl er ihn auch eine Säule nennt, Äschylos[18]) den Himmel ihn tragen läßt, Hesiod[19]) ihn zur Säule macht und Herodot[20]) ihn eine Himmelssäule von den Anwohnern nennen hörte, sondern als Mensch, der die Säulen des Himmels aus einander hält. Die ältesten Dichter lassen es unentschieden, ob aus dem Himmeltragenden Gebirge Atlas — der Tragende, Duldende — der Sternforschende, und weil Sternkunde die Schifffahrt bedingt, der kundige Seefahrer[21]) geworden, oder ob der Dichter einen Naturgegenstand in eine Menschengestalt umgebildet. Wir finden unbedenklich, mag die innigere Poesie und Mythographie die Ansicht noch so sehr verunstaltet haben, darin oft die Vorstellung, daß das Himmelsgewölbe im Abendlande von Säulen getragen werde. Nach der Volkssage, wie sie Pindar[22]) aufbewahrt, ist auch der Ätna eine Himmelssäule, die Anfangs nahe am Erdrande stand, später weiter zurück wich. Als östliche Säulen nennt man den kolchischen Kaukasos, den höchsten der Berge mit den sternnahen Gipfeln[23]). Apollonios von Rhodus singt[24]):

. . . . . zween Pfeiler erheben es, spitzige Häupter
hoch aufragender Berge, des Erdreichs Gipfel, wo steigend
Helios Gluht sich zuerst mit den jungen Strahlen daher gießt.

Auch über die Beschaffenheit dieses ehernen Himmelsgewölbes wissen die Dichter zu berichten. Der Götterberg Olympos ragt hoch empor bis in den Himmel, über ihm ist in demselben eine Öffnung, durch welche die Götter in den Himmel steigen. Außer dieser sollen noch zwei Thore in denselben führen, welche die Horen öffnen und schließen[25]). So scheint es aber nur; denn nicht in den Himmel, sondern in die Götterburg auf dem Olympos öffnen sie den Eintritt. Dem Bewohner der Bergthäler ist auch beim heitersten Wetter der Gipfel hoher Berge durch Nebel und Wolken verhüllt; zertheilen sich bisweilen die Wolken, so öffnet sich ihm ein Thor, durch welches er die Spitze sieht. Die auf dem Berge wohnen, wie die Götter auf dem Olymp, können auf das Thun und Treiben der Thalbewohner achten und ihre Umgebungen, wie in die Ferne, schauen[26]).

Nicht in dem Himmel, sondern auf dem Olympos, wohnten die Götter, und Dichter sprechen nur von den himmlischen Wohnungen derselben, weil der Berggipfel in die Wolken hinein ragte[27]). Wie hoch der Himmel oder wie weit er von der Erde entfernt sei, geben Dichter verschieden an. Hesiod[28]) läßt einen Ambos bis zur Erde 9 Tage und Nächte fallen und am zehnten sie erreichen. Hephästos wird von Zeus auf die Erde herab geworfen, und kommt auf ihr nach einem ganzen Tage an[29]). Die Alkiden wollen die Himmelsburg erstürmen, und meinen, wenn sie den Ossa und Pelion auf den Olympos setzten, den Himmel wohl zu erreichen[30]). Vergl. den Art. Olympos.

Als die frühesten und rohesten Vorstellungen dürften diese zu betrachten seyn, und von den Philosophen war zu erwarten, daß sie durch Forschen und Denken richtigere Kenntniß des Himmels verbreiteten[31]). Thales von Milet, welcher die Kugelgestalt der Erde zuerst lehrte[32]), dachte sich den Himmel gleich der Schale eines Eies, welche die Erde einschließt[33]), Anarimander, dessen Schüler, hielt ihn für ein Gemisch von Warmem und Kaltem, das in Form einer Kugel die Erde umringe[34]). An Thales schlossen sich die meisten Philosophen der Griechen und Römer an; die spätern theilten den Himmel in Kreise und durch einen Gleicher in zwei Hälften. Eine genauere Entwickelung der verschiedenen Ansichten der ältern Zeit findet man bei Ukert in der Geographie der Griechen und Römer 1. Th. 2. Abth. S. 3 ff. Vergl. auch die Art. Uranos und Erde. (*Schincke.*)

3) Vorstellungen des alten Nordens. In der Urzeit fand sich nicht Erde noch Himmel*), sondern an ihrer Stelle war Ginnúnga-gap (gähnender Abgrund). Doch gab es südlich das von Surtur beherrschte Muspellheim, die Welt des Feuers, des Lichtes und der Wärme, und viele Jahrhunderte, ehe die Erde geschaffen ward, entstand im Norden Niflheim (Nebelwelt), die Welt des Frostes. Die aus ihm strömenden Elivagar (Wogen des kalten Sturmes) verhärteten sich in Ginnungagap zu Eis, und eine Lage desselben schob sich über die andre. Die aus Muspellheim herüber fliegenden Funken gaben dem Reife Leben, und es entstand aus ihm der Urriese Ymir. Aus dem zerschmolzenen Eise erhielt auch die Kuh Audumbla, deren Milchströme

15) *Hesiod.* Theog. 739. — 16) Odyss. I, 54. — 17) Hug Unterss. über d. Myth. S. 215. „Homer sah wohl, daß der Mensch in Bergesgestalt aus allen Verhältnissen der andern lebenden Wesen heraus trat, und machte Atlas nicht zur Stütze selbst, sondern bestimmte ihn, die Stütze zu halten." Siehe Nitsch Anmerk. zu d. St. 18) *Aeschyl.* Prometh. 337. 349. — 19) Theog. 517. — 20) IV, 184. — 21) Des Himmels Gewölbe scheint auf dem Meere zu ruhen und dem Steuerer seinen Lauf zu schließen. Atlas hat beide getrennt, hält Erde und Himmel aus einander bis dahin, wo der Himmel sich an den Okean anzuschließen scheint. Völcker Mythol. d. Japet. S. 60. — 22) Pyth. 1, 36. — 23) *Aeschyl.* Prometh. 718. — 24) III, 159. — 25) Il. V, 749 — 754. VII, 393 — 396.

26) Völcker homer. Geographie §. 16. — 27) Ebendas. S. 9. 17. 19. — 28) Theog. 715. — 29) Il. I, 591 — 593. — 30) Odyss. XI, 315. — 31) *Cic.* de nat. deor. I, 4. Tuscul. quaest. V, 4. 32) *Aristotel.* de coel. 11, 12. 13. Met. I, 3. *Senec.* Quaest. nat. III, 3. VI, 6. — 33) *Galen.* c. XXI, §. 2. *Varro* apud Prob. ad Virgil. Eclog. VI, 31. *Macrob.* Saturn. VII, 17. — 34) *Stob.* Eclog. phys. I, 24.

*) Die merkwürdige Übereinstimmung des Wessobrunner Gebetes 1 — 5 mit der Völuspá III — IV zeigt, daß auch die Teutschen (in engerem gewöhnlichem Sinne) mit den Nordmannen gleiche Schöpfungssage hatten.

den Riesen nährten, ihr Daseyn. Sie leckte die mit Reif belegten Salzsteine, und es entstand aus ihnen Burn, Bör's Vater. Bör's und Bestla's Söhne Odin, Vili und Ve tödteten Ymir, brachten ihn mitten hinaus nach Ginnungagap, und schufen aus seinem Fleische die Erde, aus den Gebeinen die Felsen, aus den Haaren die Gewächse, aus dem Blute das Meer, aus den Augenbraunen Midgard für die Menschen, aus dem Gehirn die Wolken, und aus dem Schädel den Himmel, und erhoben ihn über die Erde an vier Ecken. Unter jede Ecke setzen sie einen Zwerg, Nordri (Nord), Sudri (Süd), Austri (Ost), Vestri (West). Die vom Muspellheim ausgeworfenen Funken setzten sie als Sterne an den Himmel, und wiesen ihnen ihren Lauf an, so wie sie auch aus Muspellheims Funken den Sonnenwagen gebildet hatten. Von der Erde zum Himmel schufen sie die Brücke Bifrost, von den Menschen Regenbogen genannt. Das Rothe in ihr ist Feuer, damit die Bergriesen den Himmel nicht erstürmen. Über diese „Asenbrücke" reiten täglich die Götter (aus Asgaard, der Götterburg auf Erden) an die vornehmste und heiligste Stelle des Himmels bei der Esche Yggdrasill, die (ein Bild des Weltalls) über den Himmel hinauf reicht. Bei Bifrost am Anfang des Himmels ist Himinborg (Himmelsburg) des Götterwächters Heimdall. Dem Land der Asen und Alfen benachbart liegt Thrudheim, Thor's Wohnung. Himmlische Wohnungen sind ferner Ydalir, Uller's Sitz, Vala-skialf, wo der Ehrensitz Odin's, Hlidskialf, ist, von dem aus er die ganze Welt überschaut, Saucquabeck, wo Odin und Saga froh zusammen trinken, Gladsheim, wo Walhall weit sich erhebt, Breidablik, die sauberste Wohnung, Baldur'n gehörend, Folkvang, wo Freya waltet, Glitnir, wo Forseti die Streite schlichtet, Noatun, Niord's hochgezimmertes Heiligthum, und Vidar's mit hohem Grase bewachsenes Land. Am Ende des Himmels sitzt der Riese Hræsvelgr (Leichenschwelger) in Adlergestalt, und aus seinen Schwingen wehen alle Winde über die Menschen. Beim Untergange der jetzigen Welt, wenn Muspells Söhne zum Kampfe mit den Göttern reiten, geht Bifrost, die Asenbrücke, unter ihnen in Trümmer, der Himmel selbst auch berstet, und aus ihm verschwinden die heiteren Sterne. Doch südlich und oberhalb von diesem Himmel gibt es noch einen andern, der Andlang (der weit Athmende) heißt, und in Andlang befindet sich der Himmel Vidbláinn (Weitblaue), wo Gimli ist. (Völuspá, Grimnismál, Vafthrudnismál, Edda Snorra). Ein altes Lied zählt neun Himmel auf. Der uns nächste ist Vindbláinn (der Windblaue, Luftblaue), auch Heythithyrnir (der Heiterthürmige) und Hreggmimir (Regen-Mimir, Regengeist) genannt, der zweite Andlangr (der Weitathmende), der dritte Vidbláinn (der Weitblaue), der vierte Vidfedmi (der Weitbusige), der fünfte Hriöthr (der Kalte), der sechste Hlyrni (der Warme), der siebente Gyur (der Gähnende), der achte Vodmimir (Wetter-Mimir, Wettergeist), der neunte über den Wolken stehende und alle Welten umgebend Ská-tyrnir (Wolkenthürmer). Unter den Synonymen wird im Alvismal aufgeführt, daß der Himmel bei den Menschen Himinn (Himmel), bei den Göttern Hyrnir (Wärmer), bei den Wanen Vindofnir (Windweber), bei den Jolen Uppheimr (Obenwelt), bei den Alfen Fágri Ralfr (gähnende Decke), bei den Zwergen driupr salr (Träufelsaal) heiße. — Auf den Einsturz des Himmels bei der Götterdämmerung oder dem Untergange der jetzigen Welt bezog sich auch wohl der keltischen (germanischen) Gesandtschaft Erwiederung auf die Frage des damals an der Donau stehenden Alexanders des Großen, was sie am meisten fürchteten, „daß einmal der Himmel auf sie herab stürze" (Arrianus Expedit. Alexandri). — Nach der Darstellung der Finnen entstand der Himmel aus dem oberen Theile des Eies, welches die Wasserhenne in Wäinämöinen's Schoß gelegt, und das, als dieser sich regte, zerbrach, während aus dem untern Theile die Erde, und aus andern Eierstücken die Sterne wurden (Lied bei Topelius, Suomen Hanjan Wauhoja Runa, I, S. 25). (*Ferdinand Wachter.*)

4) Nach den Angaben des Korans breitet sich der Himmel wie ein Dach über die Erde, ruht aber nicht auf der Erde, sondern wird, damit die Erde fest stehe, fast schwebend gehalten. Sur. XXXI. Sieben Himmel erheben sich über einander, wie Geschosse eines Hauses. Sur. II. Arabische Astronomen sprechen von neun Himmeln nach dem Planetensystem des Ptolemäos, von einer Sphäre des Mondes, des Merkur, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter, des Saturn, der Fixsterne, des Thierkreises, von einem Feuer- und Krystallhimmel. Der Koran begreift mit dem siebenten zugleich den achten und neunten der Astronomen. (Wahl zum Koran Sur. XXIII. S. 299.) Diese sieben Himmel sind auch mit sieben Erdkörpern verbunden. Man scheint zu glauben, daß die Erde aus sieben Gestocken oder Schichten bestehe, die stufenweise über einander sich thürmen, und dann mußte jede einen besondern Himmel haben, wie man von sieben Meeren fabelt. (Sur. LXV. Wahl S. 608.) Wolken bilden den Himmel, von Regen schwanger. Sie gießen ihn auf die Erde herab, daß sie befruchtet werde und Menschen nähre. Sur. LXXI. und LXXVIII. Der Himmel ist schwer, eine Feste (στερέωμα) Sur. LXXVIII, ruht aber nicht auf sichtbaren Pfeilern oder Säulen. Sur. XXXI. und XIII. Thore hat er und Pforten Sur. VII, unter welchen man die 12 Thierzeichen verstehen will (Wahl z. Koran. S. 206). In die Höhe gebauet wandeln an ihm die Sterne, denen ihre Bahnen, Sternkreise (Wolkenstriche) angewiesen sind (Sur. LI.). Jeder der sieben Himmel erfüllt seinen Zweck. Der Himmel für die Erde ist mit Sonne, Mond und Sternen geziert, zu erleuchten die Erde (Sur. XLI.). (*Schincke.*)

III. Dogmatik und Religionsgeschichte. Himmel, welches eigentlich jede über einen Gegenstand in größerer oder geringerer Entfernung von ihm ausgebreitete Decke bedeutet, woher noch jetzt die Ausdrücke Thronhimmel, Traghimmel, Betthimmel u. s. w., wird insbesondere Alles das genannt, was hoch über dem

Haupte der Erdenbewohner sich ausgebreitet, und woran die Wolken, die Gestirne und die scheinbar die Erde überwölbende, zusammen hängende, am Tage blaue, in der Nacht schwarze Decke in die Augen fallen. Es ist natürlich, daß diese wundersame Erscheinung mit allen ihren Einzelnheiten von jeher die Betrachtung der Menschen beschäftigte, und viele Aufgaben darbot, in deren Auflösung eine große Verschiedenheit hervor treten mußte; daß überdieß der Himmel, welcher hoch erhaben über dem Menschen schwebte, und so vieles Räthselhafte enthielt, der Ort wurde, wohin er die Gegenstände seiner höhern, zum Theil noch dunkeln Ideen versetzte. Schon für den Wolkenbeobachter war es schwierig, sich diese Erscheinungen, ihre Veränderungen und ihre Haltung in der Höhe zu erklären. Noch schwieriger ward dieß dem Beobachter der Gestirne, und man findet Hinsichts dieser Gestirne in frühern Zeiten sehr verschiedene Ansichten. Eine solche Ansicht unter den Griechen, welche sich lange Zeit erhielt, war die, daß der Himmel aus mehreren über einander befindlichen Schalen, gleich den Schalen der Zwiebel, bestehe, die zwar fest, aber durchsichtig wären; daß von der untern der Mond, von den folgenden die Planeten nach ihren verschiedenen Entfernungen, von der obersten die Fixsterne getragen würden. Diese Schalen wurden vermehrt, je nachdem man neue Erscheinungen unter den Himmelskörpern gewahr wurde, zu deren Erklärung es der Annahme neuer Schalen bedurfte. Auch unter den arabischen Astronomen blieb diese Vorstellung, und von Manchen ist sie selbst noch nach Tycho's Zeiten beibehalten. Die Schalen wurden von Einigen sogar bis auf siebzig vermehrt.

Für die religiöse Betrachtung wurde im Allgemeinen der Himmel der Sitz der höhern Wesen, insbesondere der Gottheit. Wir wissen, daß für die Griechen und Römer die Götter ihre Wohnung im Olymp hatten, welcher über der Erde schwebte, und an den vermeintlichen Gränzen der Erdfläche auf Bergsäulen ruhte. Auch die vorhin erwähnten Astronomen dachten sich höhere Geister als Beweger der verschiedenen Schalen, durch welche die Gestirne gehalten wurden.

Merken wir besonders auf diejenigen religiösen Ideen, welche in näherer Beziehung auf uns stehen, und das heißt nicht allein auf die christlichen, sondern auch auf die frühern biblischen, aus welchen sich zunächst die christlichen entwickelten: so finden wir hier, daß schon früh der Himmel als der Sitz der Gottheit, und zwar des einen wahren Gottes betrachtet wurde, jedoch zugleich auch als der Aufenthaltsort der höhern Geister, der Engel. Er wurde nebst der Erde von Gott erschaffen; denn Mose sagt: im Anfange schuf Gott Himmel und Erde, wo Himmel Alles bedeutet, was durch den Schöpfer außer und über der Erde vorhanden ist. Dunkel bleibt es, wann man sich die Engel erschaffen dachte. Wahrscheinlich soll der Ausdruck, im Anfange schuf Gott Himmel und Erde, ihre Erschaffung summarisch mit begreifen, so daß die folgenden Verse des Mose nur von weiterer Ausbildung des Sichtbaren handeln, vor welcher die Engel schon da waren. Eben so ist es dunkel, wo man sich den Aufenthalt Gottes vor der Schöpfung dachte.

Es konnte nicht fehlen, daß man die Beschaffenheit des Himmels näher zu bestimmen versuchte. Man dachte sich sehr bald mehrere Himmel über einander, deren höchsten und vollkommensten Gott bewohnte. Noch Paulus redet von einem dritten Himmel (2. Kor. 12, 2.). Die jüdischen Philosophen, oder Kabbalisten, brachten es in ihren Hypothesen zu sieben Himmeln, von welchen immer der niedrigere aus dem höheren entsprungen seyn sollte. Der oberste oder siebente war der Sitz Gottes und der höchsten Engel; die vier folgenden der Sitz verschiedener Klassen und zu verschiedenen Geschäften berufener Engel; der zweite von unten war der Wolkenhimmel, und der unterste der Raum zwischen den Wolken und der Erde. Doch wichen verschiedene Theorieen hierüber in mehreren Stücken von einander ab, und wurden mit der Zeit immer wieder anders modificirt. Auch die spätern christlichen Philosophen bildeten sich darüber ihre besondern Ansichten. Es kann hier nicht der Ort seyn, alle diese Theorieen in ihren mannichfachen Umbildungen darzustellen, und zu zeigen, wie sie nach und nach durch Fortschritte in der Astronomie, in der Naturwissenschaft überhaupt, und in religiösen Begriffen sich verändert haben*).

Bei allen diesen besondern Vorstellungen vom Himmel blieb immer herrschende Idee, daß Gott und höhere

*) Sehr richtig bemerkt Bretschneider (Sendschreiben an einen Statsm. über die Frage: ob evangel. Regirungen gegen den Rationalismus einzuschreiten haben S. 70 ff.): „Auch die Astronomie, diese erhabene Wissenschaft — — war es, welche in die Begriffe des Alterthums von Himmel, Erde, Hölle, Auferstehung, Gericht, Ende der Welt, die noch zur Zeit der Reformation unverändert waren, auflösend eingriff. — Dem Alterthume war die Erde die Welt, und der Himmel nur die Einfassung der Erde, die Gestirne nur die leuchtenden Feuer an diesem Gewölbe, vorhanden nur, um die Erde zu erleuchten, zu erwärmen und die Zeiten zu regiren. Man konnte daher auch denken, daß sie am Ende der Dinge auf die Erde herab fallen und sie entzünden würden, wie z. B. Melanchthon glaubte, daß ein Komet, den er in Wittenberg sah, in Mähren zur Erde gefallen sei. In dem Universum gab es für das Alterthum nur drei Wohnplätze: den Himmel, oder das die Erde umgebende Gewölbe für Gott und die Engel; die Erde für die lebenden Menschen; die Unterwelt (Hades — von Luther in der teutschen Bibel oft fälschlich Hölle übersetzt) für die Seelen der Verstorbenen, sowohl der guten als der bösen. In diese Vorstellungen fügte sich recht gut eine Menge anderer Vorstellungen ein, nämlich von einem eigentlichen Wohnen Gottes im Himmel, von einem Herab- und Hinaufsteigen Gottes und der Engel, von einem Throne Gottes, den die Engel umgeben, von einem himmlischen Jerusalem und Allerheiligsten, dem Typus des israelitischen; ferner von einem Hinabsteigen in die Unterwelt und einem Heraufkommen der Seelen aus ihr, von einem feurigen Strafort in der Unterwelt, als dessen Schlünde man die Vulkane betrachtete, und es erklärt sich von selbst, wie die religiöse Idee der Unsterblichkeit sich als Auferstehungslehre gestalten konnte, nach welcher die Seelen aus der düstern Unterwelt dereinst an das Licht der Sonne wieder herauf kommen, den Leib veredelt erhalten und auf der gleichfalls verwandelten Erde ein neues, herrliches Leben führen sollen. Diese Vorstellungen des Alterthums bekamen durch das Christenthum nur eine Veränderung von unendlicher Wichtigkeit, nämlich die, daß die Auferstandenen nicht die Erde, sondern den Himmel zum Wohnplatz angewiesen erhalten." (R.)

Geister darin ihren Sitz haben; so wie es auch insbesondere zu den christlichen Ideen gehört, daß der Messias vor seiner Erscheinung auf der Erde in dem Himmel gewesen sei. Für die Bewohner der Erde dachte man sich dagegen, bis auf die Zeiten Jesu, auch nach ihrem Tode den Himmel unzugänglich. Für die Abgeschiedenen war der Hades oder die Unterwelt bestimmt, wo es zwar einen glücklichern und einen unglücklichern Aufenthalt für sie gab, das Paradies und die Hölle; wo sie doch aber nur ein unvollkommenes Leben führten. Erst durch den Messias, der vom Himmel gekommen war und dahin zurück kehrte, wurde seinen Getreuen auch der Zugang zu dem Himmel geöffnet, so daß von nun an sich ihre Blicke und Hoffnungen auf den Himmel richteten. Nahe dachte man sich in den ersten Zeiten nach der Rückkehr des Messias in den Himmel seine Wiederkunft zum Gericht und zur Einführung der Gerechten in den Himmel. Da würden dann, dachte man sich, die Leiber der noch Lebenden verwandelt und für den Himmel verklärt. Die aber bereits gestorben und in die Unterwelt hinab gestiegen wären, würden wieder auferstehen und mit verklärten Leibern in den Himmel aufgenommen werden. 1 Thess. 4, 13—18.

Von allen frühern Ideen, die Beschaffenheit des Himmels betreffend, ist hier wenigstens so viel geblieben, daß man sich den Himmel als irgend einen hoch über der Erde liegenden räumlichen Ort dachte, wo Gott und neben ihm der Messias mit den Engeln ihren Sitz hatten, und wohin sich einst alle Gläubigen in Christus zu ihnen versammeln, und mit ihnen in ewiger Gemeinschaft selig seyn würden. Lange blieb diese Vorstellung die geltende; auch noch jetzt halten sich Viele an sie, und für eine gewisse Bildungsstufe scheint sie unentbehrlich, wenn der Gedanke an das zukünftige Höhere einen lebhaften Eindruck auf das Herz machen soll.

Die Erweiterung des Gesichtskreises im Gebiete der Körperwelt, die deutlichere Erkenntniß des Wesens Gottes, richtigere Begriffe von dem Übersinnlichen und von dem Zustande, welcher für unsern Geist ein seliger seyn soll, so wie auch von der immerwährenden stufenweisen Fortschreitung in unsrer sittlichen Veredelung und also auch in der Seligkeit, haben bedeutende Veränderungen in jenen Ideen herbei geführt. Nicht als ob wir jetzt Alles verwürfen, was in jenen Ideen vom Himmel und von unsrer Hoffnung auf denselben lag; das Wesentliche, was in jenen Ideen eingehüllt liegt, bleibt uns immer wichtig und wahr; aber wir enthalten uns aller sinnlichen Gestaltung jener Ideen, malen uns nicht mehr den Himmel aus mit sinnlicher Phantasie, sondern bleiben dabei, uns unter dem Himmel den vollkommenen Zustand nach Ablegung unsrer irdischen Hülle überhaupt zu denken; in diesem Zustande denken wir dann insbesondre ein immer weiteres Fortschreiten in unserer Veredelung; daher eine immer fortschreitende Annäherung an eine vollkommene Seligkeit; eben daher auch eine immer genauere geistige Vereinigung mit Gott und mit dem, der einst als eine in der Geschichte einzige Erscheinung durch dieses Erdenleben ging, um uns zu dieser Vereinigung zu führen; und so wie mit ihm, so hoffen wir auch eine künftige Gemeinschaft mit andern Geistesverwandten, und insbesondre mit denen, die hier schon unserm Herzen angehörten.

Ist gleich auf solche Weise der Tod auch des Besten unter uns, da er immer noch einer höhern Veredelung bedarf, nicht sogleich Übergang zu vollkommener Seligkeit, so beginnt doch wenigstens mit unserm Tode ein vollkommnerer Zustand, gleichsam der Anfang des Himmels, und daher begreift das Wort Himmel den ganzen sich immer steigernden Zustand jenes Lebens bis in die Ewigkeit hinaus. Eine eigne Frage ist es aber noch, in wie fern Alle an diesem Zustande des Fortschreitens zum Höhern Theil nehmen; s. darüber den Art. Unsterblichkeit.

Da der Begriff Himmel den Begriff Seligkeit in sich faßt, so wird auch ein außerordentlich glücklicher Zustand schon in diesem Leben ein Himmel genannt. Man redet von einem Himmel auf Erden bei sehr glücklichen äußerlichen Verhältnissen. Besonders aber auch von einem Himmel in unserm Innern, wenn man die Seligkeit eines frohen Gewissens genießt.

Von der Vorstellung, daß Gott seinen Sitz im Himmel habe, rührt auch der tropische Ausdruck her, daß man zuweilen unter Himmel Gott versteht, z. B. in dem Wunsche, der Himmel geleite dich, der Himmel gebe, daß es geschieht! Diese Art des Ausdrucks ist zwar von einigen neuern Eiferern sehr verdammt, weil sie dahinter eine naturalistische Ansicht versteckt glauben; allein eine solche folgt aus dem Gebrauche solcher Ausdrücke, als Tropen, keines Weges†).

Übrigens nennt man auch noch jetzt das über der Erde erhabne Sichtbare den Himmel, und redet selbst in der Wissenschaft von Himmelskörpern, Himmelsgegenden, Meteoren am Himmel und dergleichen.

Man hat auch in der heil. Schrift den Ausdruck Himmel in der Bedeutung Judenthum (dem Heidenthume entgegen gesetzt) und Christenthum finden wollen; z. B. im A. T. Jes. 65, 17. als Judenthum, und eben dieß im N. T. Eph. 1, 10. Kol. 1, 16. Das Christenthum aber soll Himmel bedeuten in Luk. 10, 20. 1. Pet. 3, 22. Hebr. 8, 1. 9, 24. 10, 34. 12, 23. Möglich wäre dieser Gebrauch des Wortes Himmel, da es auch einen glücklichen Zustand bedeutet, und so der Jude und der Christ seine Verfassung Himmel nennen konnte, aber öfter beruhet die Behauptung solcher Bedeutung auch auf einer gezwungenen Auslegung, welche die Zeitideen nicht anerkennen will. (*Märtens.*)

Nicht bloß die christliche Welt betrachtet den Himmel als den Ort der höchsten Glückseligkeit und daher als Wohnsitz der Gottheit, der vorzüglichern geistigen Wesen und der frommen Dahingeschiedenen unter den Menschen, sondern wir treffen auch in den meisten andern Religionssystemen ähnliche und verwandte Vorstel-

†) Es ist vielmehr ein ähnlicher Ausdruck wie die Juden ihrer mehrere haben (z. B. שֵׁם der Name), um Gottes erhabenen Namen nicht überall anzuwenden. (*R.*)

lungen, oder doch Anklänge derselben. Und wo durch eigenthümliche nationale Gestaltung die Ansichten über den Zustand nach diesem Leben eine andere Richtung einschlugen, wo also der Himmel nicht, wie bei uns, der Complex aller frohen und tröstlichen Hoffnungen des Menschen nach dem Tode, der Ausdruck des höchsten uns erreichbaren Glückes ist, da ist wenigstens der Wohnsitz des höchsten Wesens in den Himmel verlegt. Man erinnere sich nur an die religiösen Ansichten von Griechen und Römern, um sich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen. Vergl. die Art. Elysium, Olymp und Uranos. Es ist hier nicht der Ort, die mannichfaltigen Meinungen der verschiedenen Völker darüber im Einzelnen zu verfolgen, da die Art. Auferstehung, Seligkeit und Unsterblichkeit sich darauf beziehen. Es genügt, an einige Beispiele zu erinnern, da der menschliche Geist auch in dieser Beziehung fast überall auf ähnliche Weise sich kund gethan hat.

Die Zendbücher lehren eine Auferstehung, wo Einer den Andern wieder erkennt; wo die Gerechten von den Sündern geschieden, jene zum Himmel geführt, diese aber in den Duzahk gestürzt werden*). Aus verzehrender, läuternder Flamme geht herrlich hervor die neue Schöpfung, wie sie Anfangs war, ehe das Böse in die Welt kam. Auf der neuen Erde lebt alles Reine wieder. Ormuzd, Ahriman, die Amschaspands und die Erzdews werden mit heiligen Kleidern angethan Zervane Akerene verehren, und mit allen Izeds und Menschen in unendlich ewiger Glückseligkeit fortleben**). Hier ist allerdings der Himmel selbst, als Ort gedacht, in den Hintergrund getreten, aber die Grundvorstellung der Beseligung liegt doch darin, wie in den christlichen Hoffnungen.

Nach dem Buddhismus hat Buddha das Geschäft, die Geister zu belohnen und aufsteigen zu lassen; denn er ist König und Beherrscher des Himmels, der Tavateinza. In der Mitte dieses Himmels, gerade auf dem Meru, liegt die große Stadt Maha-Sudassana, deren Straßen mit Gold und Silber gepflastert, mit goldenen Mauern umgeben und die Thore mit den köstlichsten Metallen und Edelsteinen geziert sind. Gräben, Marmorsäulen und Palmen, kleine Seen, mit goldenen und silbernen Booten gleichsam übersäet, machen die Gegend überaus angenehm, und der Gesang der Vögel lebendig. Ein Wunderbaum, welcher statt der Früchte Kleider, Schmuck und köstliche Speisen trägt, wächst überall. Nach allen Weltgegenden hin dehnen sich Gärten aus, in welchen die herrlichsten Früchte wachsen und zur Nahrung dienen. Die Nats versammeln sich hier in Haufen, singen, tanzen und sind, wenn sie Früchte gegessen haben, vier Monate berauscht. Nordöstlich von dieser Hauptstadt ist eine große Halle, deren Dach, Mauern, Treppen und Säulen von Golde glänzen und deren Boden mit Krystall gepflastert ist. In der Mitte erhebt sich ein Herrscherthron, um diesen 32 andere für die Fürsten der Nats, Buddha's Gehülfen. Von der Hauptstadt nach dieser Halle führt ein auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzter Pfad, der, wenn der große Herrscher ihn passirt, von den Blühten und Blättern der Bäume dicht bestreuet wird. Hier verehren die Tavateinza ihren Beherrscher durch Musik und Gesang. Die vier Schutzgötter der Erde, vier Fürsten der Zahamarit, senden die unter ihnen stehenden Nats auf die Erde, zu erforschen, welche von den Bewohnern die heiligen Tage und das Gesetz beobachten und Menschenliebe üben. Sie durchwandern so schnell, wie der Wind, alle Länder und schreiben die guten und bösen Thaten in ein goldenes Buch. Das Buch kommt in die Hände Buddha's, welcher seinen Inhalt mit lauter, über alle Himmel der Tavateinza schallender Stimme verliest. Wenn die Nats nun hören, daß viele Menschen das Gesetz beobachten, gute Werke üben und Almosen geben, rufen sie aus: O nun werden die Höllen leer stehen und die obern Wohnungen sich füllen! Findet aber das Gegentheil Statt, so sagen sie lächelnd: O unglückliche Menschen! Thoren, welche schwelgen für ein kurzes Leben und Sünden auf sich häufen, um welcher willen sie in der Zukunft unglücklich seyn werden! Dann sagt der große Beherrscher, um die Menschen zu einem tugendhaften, gerechten und liebevollen Leben aufzumuntern: Wahrlich, wenn Menschen das Gesetz erfüllen, sie werden, was ich bin! Zuletzt kehrt er mit einem Gefolge von 36 Millionen Nats unter Musik nach der Hauptstadt zurück†).

Auch der Prophet der Araber hat den Himmel weniger geistig aufgefaßt, als der erhabene Stifter der christlichen Lehre. Ihm gilt er ein Werk des Allmächtigen, geschaffen zugleich mit der Erde; schwebend wird er in der Höhe von Gott gehalten, auf daß er nicht über die Erde falle (Koran Sur. 22). Über Gottes Thron breitet sich das Himmelsgewölbe aus; Allah herrscht über dasselbe und die an demselben leuchtenden Gestirne unumschränkt (Sur. 13). Die Sterne sind die Wächter gegen die abtrünnigen Teufel, welche sie zurück halten, damit sie die Gespräche der erhabenen Fürsten nicht hören (Sur. 51 u. 37). Wahrscheinlich entstand diese Ansicht aus Vermischung der beiden Begriffe der Sterne und ihrer Bewohner, so daß unter den Wächtern wohl Engel zu verstehen sind (vergl. Sur. 57). Nach den Gesetzen des Ewigen wandeln die Himmelskörper nach einem bestimmten Ziele, schnell und unwiderstehlich (Sur. 13 u. 21). Dieser Himmel und diese Erde verschwinden am jüngsten Tage, der Himmel wird zusammen gerollt, wie ein beschriebenes Pergamentblatt (Sur. 21), aber dann herrlich verwandelt in Gold und die Erde in Silber (Wahl's Übers. des Korans S. 204). Im siebenten Himmel ist der erhabene Himmelssaal el ghurfe, wo die beharrlich Frommen sich versammeln und ewig freuen (Sur. 25). Das ist der Himmel der Himmel, das Paradies. Die Freuden, welche die Gläubigen einst genießen sollen, werden hier und da im Koran geschildert; vergl. darüber den Art. Paradies.

*) Bun-Dehesch. XXXI. **) Rhode Zendsage. S. 466 bis 470.

†) Rhode über relig. Bildung, Mythol. u. Philos. der Hindus 1r Th. S. 426 ff.

Über den Himmel überhaupt, in so fern darunter der Zustand der Frommen nach dem Tode verstanden wird, hat Meiners (Krit. Gesch. aller Religionen 2r Th. S. 758 ff.) Vieles gesammelt. (*Schincke.*)

HIMMEL, bezeichnet 1) in der Sprache der Malerei denjenigen Theil eines Gemäldes, welcher den Himmel darstellen soll; von der größern oder geringern Geschicklichkeit, welche der Künstler in dieser Partie seines Kunstwerks entwickelt, hängt für den Eindruck des Ganzen sehr viel ab. Es kommt hiebei nicht bloß auf das Colorit, oder auf Verdeckung durch Gewölk, sondern zugleich auch hauptsächlich auf die Verbindung des vorzustellenden Gegenstandes mit dem Himmel an. Denn es würde fehlerhaft seyn und die Illusion gänzlich stören, wenn der Himmel mit den Gegenständen, welche einen Theil desselben verbergen, zusammen zu hängen und nicht vielmehr hinter demselben gleichsam zurück zu weichen schien. 2) Nennt man so die beweglichen Decken, welche bei Feierlichkeiten über vorzüglich heiligen Gegenständen oder vornehmen Personen getragen werden oder über ihrem Platze angebracht sind; genauer daher Tragthimmel, Thronthimmel, Prachthimmel, oder Baldachin; hieraus erklärt sich der bekannte Ausdruck: den Himmel herum tragen von selbst. Man sieht einen solchen Himmel am häufigsten bei Processionen der Katholiken über der Monstranz, über den Thronen der Regenten, über dem Sarge fürstlicher Leichen, und bei der Gedächtnißfeier über den Büsten fürstlicher Personen. Natürlich wählt man zu einem solchen Himmel in der Regel kostbare Stoffe. Die dazu gehörigen Vorhänge sind, wenn nicht besondere Gründe obwalten, aufgezogen. Wem es zukommt, die Stangen, auf denen der Himmel ruht oder die an den Vorhängen befindlichen Schnüre zu tragen, ist durch das Cärimoniale der Kirche und des Hofes bestimmt; überall aber ist's die Person von höherm Range, welcher die Schnüre anvertraut werden. 3) Beim Vogelsteller werden gewisse Netze mit dem Namen Himmel belegt, welche bloß zum Abhalten, nicht aber zum Fangen bestimmt sind z. B. beim Lerchenfange, ferner an den Treibzeugen und an der Schneehaube bei dem Hühnerfange. 4) In Salzbergwerken ist der Himmel die Decke der Kammern, in welchen das Salz ausgelangt wird. Die Sicherheit oder Festigkeit dieses Himmels hängt von der Beschaffenheit der Seiten jener Kammern ab; er muß stets wagerecht erhalten werden, weil sonst Brüche entstehen würden. (*R.*)

HIMMEL (freier), findet bei einem Steinbruche dann Statt, wenn die oberste Öffnung eben so breit ist, als der Grund desselben. Hat also ein Steinbruch freien Himmel, so ist nicht leicht ein Einsturz zu besorgen. (*R.*)

HIMMEL, 1) Friedrich Heinrich, geb. den 20. Nov. 1765 zu Treuenbrietzen im Brandenburg'schen, der beliebte Musiker. Von seinen Jugendjahren ist nichts Merkwürdiges bekannt. Auf der Universität Halle, wo er bereits 2 Jahre Theologie studirt hatte, hörte ihn der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II. Fortepiano spielen und setzte ihm zur weitern Ausbildung seines musikalischen Talentes einen Jahrgehalt aus. Auf Anrathen seiner Freunde erlernte H. daher bei Naumann in Dresden einige Jahre lang die Harmonie, ging dann 1792 nach Berlin, von seinen erlangten Kenntnissen Rechenschaft abzulegen. Dort wurde sogleich sein in Dresden unter der Leitung seines Lehrers geschriebenes Oratorium von Metastasio „Isaak" von der königl. Kapelle aufgeführt und so günstig aufgenommen, daß ihn der König mit 100 Friedrichs'dor beschenkte, ihn zum Kammercomponisten ernannte und 2 Jahre nach Italien sandte. Vor seiner Abreise wurde noch in Berlin seine Kantate „la Danza" im Conzerte gegeben, gleichfalls mit Beifall. In Italien schrieb er 1794 für das Theater la Fenice in Venedig „il primo Navigatore", und die Königinn von Neapel beauftragte ihn zum Geburtsfeste ihres Gemahls mit der Composition der ernsten Oper „Semiramide" zum 12. Jan. 1795. Als der Kapellmeister Reichardt von Berlin abging, übertrug ihm der König die Stelle desselben, in welcher er bald Gelegenheit fand, sich thätig zu beweisen. Zu den Vermählungsfeierlichkeiten der königl. preußischen Prinzessinn mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel wurde seine Semiramide in höchster Pracht gegeben; auch seine neuen Kantaten „Hessens Söhne und Preußens Töchter" und „das Vertrauen auf Gott" wurden mit großem Beifalle aufgeführt, wozu die Schönheit der Compositionen und der herrliche Vortrag der Kapelle gleich viel beigetragen haben sollen. Mehrere damalige Kunstrichter sprachen von einer zu rauschenden Instrumentirung, was sie jetzt gewiß nicht mehr thun würden. In demselben Jahre hatte er noch auf das Ableben seines Königs eine Trauerkantate zu setzen, die am 11. Dec. in der Domkirche von einem starken Orchester äußerst gehalten ausgeführt wurde. Das Werk (dessen Text von Herklots) ist 1799 in Hamburg in Partitur gestochen worden. Das Jahr darauf im August 1798 wurde im Opernhause zur Krönung Friedrich Wilhelms III. ein Te Deum seiner Composition gegeben, worauf ihm der König auf einige Monate eine Kunstreise nach Stockholm und Petersburg bewilligte. In der Kaiserstadt des Nordens wurde ihm der ehrenvolle Auftrag, für den folgenden Winter eine neue Oper zu setzen, was ihm von seinem Könige nicht versagt wurde. Er schrieb dort die ungedruckt gebliebene Oper Alessandro, reiste über Moskau und hielt sich den Sommer 1799 in Riga auf, wo er unter den angenehmsten Verhältnissen mehrere Concerte gab. Über Stockholm und Kopenhagen reiste er dann nach Berlin zurück. 1801 brachte er auf Befehl seines Hofes die ernste Oper Vasco de Gama auf das große Theater, und ein Liederspiel „Fröhlichkeit und Schwärmerei" nach Herklots Dichtung wurde auf dem Nationaltheater gegeben; aber alle diese Compositionen sind, mit Ausnahme der Trauerkantate, ungedruckt geblieben. Gegen den Mai 1801 reiste er nach Frankreich, England und Wien und kehrte erst 1802 wieder heim.

Nichts von seinen Werken machte so großes Aufsehen, als sein Liederspiel „Fanchon, das Leiermädchen,"

was in verschiedenen Ausgaben gestochen worden ist; dann die Lieder und Gesänge aus Tiedge's Urania. Von seinen gedruckten geistlichen Werken führen wir noch das Vater Unser von Mahlmann an, das in Partitur und im Clavierauszuge bei Kühnel (Bureau de musique) in Leipzig heraus kam. Sein Gesellschaftslied: „Es kann ja nicht immer so bleiben" ist noch in Jedermanns Munde. 60 bis 65 Numern meist Lieder und Gesänge, mehrere Pianoforte-Sonaten, einige Quartetten, ein Sertett und ein Concert für Pianoforte sind im Druck erschienen. Ein ausführliches Register seiner Werke liefert Gerber in seinem Lexikon der Tonkünstler.

War die Fertigkeit seines Clavierspiels auch nicht die größte, so war doch die Zartheit des Ausdrucks und die Zierlichkeit des Vortrags allgemein anerkannt; hauptsächlich bewunderte man dieß in seinem Phantasiren, was ihm, namentlich in späterer Zeit, um so besser gelang, wenn ihn des Champagners flüchtige Geister aufgereizt hatten, mit denen er gute Bekanntschaft unterhielt. In Leipzig war er oft und gern. Im Allgemeinen haben seine Melodien etwas Zierliches und Einschmeichelndes, wenn auch der Ausdruck der Sache öfter nicht so gewichtig hervortritt, als es z. B. bei Zumsteg und Sterkel der Fall ist. Fehlte auch seinen größern Werken ein fest und bestimmt durchdachter Plan und demnach auch eine treu gehaltene Durchführung: so hätten doch seine Opern Vasco de Gama und die Sylphen, ferner einige Psalmen, verschiedene Messen u. s. w. eine größere Theilnahme verdient, als sie fanden. Allerdings waren im Ganzen seine Anlagen bedeutender, als seine Leistungen; es fehlte, nach Naumanns sehr richtigem Urtheile über ihn, um den Meister zu vollenden, am frühen Fleiße und an der nöthigen Strenge gegen sich selbst. Sein Leben war zu äußerlich bei aller momentanen Tiefe des Gefühls. Schon war Himmel einmal todt gesagt worden und erlebte es, seinen angeblichen Hintritt öffentlich bedauert zu lesen. Am 8. Junius 1814 starb er wirklich, gerade am Tage, wo seine Fanchon gegeben wurde. Gegen das Ende des Rundgesanges überreichte eine tief trauernde Muse in der Person der Dem. Eunicke der Fanchon eine mit Trauerflor umwundene Lyra und Fanchon sang folgende, von Herklots gedichtete Strophe mit sehr langsamem Accompagnement:

Ach nun fühlt Fanchon's Brust
Statt Frohsinn, tiefsten Schmerz;
Theilt, Freunde, den Verlust,
Er trifft auch euer Herz!
Dieß Saitenspiel
Voll Zartgefühl,
Sein Zauberton verklang
Als Grabgesang
Des Schöpfers von Fanchon's Leier!

(*G. W. Fink.*)

2) Johannes, geb. zu Stolpe in Pommern im J. 1581, und gestorben als Doktor und Professor der Theologie zu Jena im J. 1642. Er hatte seit 1601, unter Hunnius und Hutter, zu Wittenberg Theologie, seit 1606 in Jena und seit 1608 in Gießen studirt. Zuerst wurde er Rektor am Gymnasium zu Durlach, dann Rektor und Professor an dem erneuerten Gymnasium zu Speier und nach 2 Jahren Oberpfarrer daselbst. Unter den beiden Anträgen, die ihm im J. 1617 als Professor der Theologie nach Altdorf und Jena gemacht wurden, zog er den letzteren vor, und blieb auch daselbst bis an seinen Tod. Außer einigen exegetischen Schriften (z. B. Commentar. in Epist. Pauli ad Galatas et ad Philemonem. Jenae 1641. 4., so wie in Epist. ad Roman. eben das. 1626. 8.), und einzelnen Predigten, zeichnete er sich vorzüglich in der damals blühenden polemischen Theologie aus. Er gab im Jahre 1627 eine Methodus tractandarum controversiarum theolog. zu Leipzig heraus, und eine Menge Streitschriften, besonders gegen den Calvinismus. Wir nennen hier nur den Calvinus Papizans — die Concordia concors Papaeo-Calvinistica contra Coppensteinium — eine Schrift unter dem Titel: Calvinischer Schafspelz und mehrere andere *). (*Lobegott Lange.*)

HIMMEL, findet sich in einer Menge von zusammen gesetzten Wörtern; man hat solche, wenn sie nicht durchaus eine eigene Behandlung erheischen, unter den einfachen Artikeln zu suchen, denen das Wort Himmel vorgefügt worden ist. (*R.*)

HIMMELBERG, 1) Dorf, Schloß und Herrschaft im Villacher Kreise des östr. Gouvernements Laibach an der Feistrizquelle, hat Eisenhammer. 2) Eine freiherrl. Familie in Kärnthen, deren Glieder schon im 10ten Jahrh. erwähnt werden. (*R.*)

HIMMELBESEN, in der Schiffersprache der Nordwestwind, weil er den Himmel gleichsam rein kehrt. (*R.*)

HIMMELBETTEN, mit einem Himmel, d. i. einer erhabenen Decke versehene Bettgestelle (im Gegensatze solcher, welche oben frei und offen sind), waren ehedem in unserm Vaterlande sehr gewöhnlich, sind aber jetzt fast ganz aus der Mode gekommen; in Frankreich dagegen trifft man sie noch häufig. Auch auf ihre Gestalt und Verzierung übt die Mode ihren gewaltigen Einfluß aus; der Himmel ist nicht überall eben so groß, als die Bettlade, sondern besteht oft bloß aus einer kleinen runden oder halbrunden Scheibe, oder wohl gar aus einem bloßen Knopf, von welchem nach den vier Ecken der Bettlade Stäbe in schräger Richtung herab gehen, über welche Bettvorhänge oder Gardinen angebracht werden. (*R.*)

HIMMELBLAU, ein der blauen Farbe des Himmels gleichkommendes Blau, bei den Malern bergblau genannt, s. Blau und Farben; über die Bläue des Himmels selbst und Mittel, ihre Modifikationen zu bestimmen s. im Art. Himmel. (*R.*)

Himmelblaue Tinte, s. Tinte.

Himmelblaue Miniaturfarbe, s. Miniaturfarben.

Himmelblaues Kupfererz, s. Kupfererz.

*) Man s. *Zeumer.* Vitae Theolog. Jenens. — Die unparteiische Kirchenhistorie Alten und Neuen Testaments. (Nach J. G. Heinsius fortgesetzt). 2r Th. S. 310.

Himmelblaumesser, Cyanometer, Kyanometer, s. unt. d. Art. Himmel.

Himmelbrand (Wollkraut), s. Verbascum.

Himmelbreme, s. Himbeere u. Rubus idaeus.

HIMMELBROT, ist Bezeichnung 1) des Manna (s. den Art.); 2) des Schwadengrases, Festuca fluitans (s. Festuca) und 3) des Wiesenklees, Trifolium pratense (s. den Art.) (*R.*)

Himmeldill (Haarstrang), s. Peucedanum.

HIMMELERZ, nennt man solches Erz, welches zu Tage oder unter der Dammerde gebrochen wird im Gegensatz des in der Teufe (Tiefe) gebrochenen. (*R.*)

Himmelfaden, s. fliegender Sommer.

HIMMELFAHRT, bedeutet die Erhebung eines Menschen mit seinem Körper durch die Luft in den Himmel. Die Idee einer solchen Erhebung hängt mit den ehemaligen sinnlichen Begriffen von einem räumlichen Himmel zusammen. (s. Himmel). Man findet im Alterthume mehrere Erzählungen von einer solchen Auffahrt ausgezeichneter Menschen. Schon unter heidnischen Völkern findet man sie. Vom Romulus wird behauptet, daß er sichtbar in den Olymp übergegangen sei. In der Bibel 2 Kön. 2, 11. heißt es vom Elias ausdrücklich, er sei im Wetter gen Himmel gefahren und 1 Mos. 5, 24. von Henoch: Dieweil er ein göttliches Leben führte, nahm ihn Gott hinweg, und ward nicht mehr gesehen; auch dieß wird als eine Aufnahme in den Himmel betrachtet. (Vgl. den Art. Henoch, 2te Sect. V, 399.). Es lag hierin eine Auszeichnung solcher Menschen, weil nach der ehemaligen Vorstellung die Menschen mit dem Tode nur in die Unterwelt hinab stiegen; jene aber auf solche Weise unter die Götter in den Olymp, oder in den Wohnsitz Gottes und der höhern Geister aufgenommen wurden. Später wurde auch von Mose behauptet, er sei gleichfalls gen Himmel gefahren.

Über die Wahrheit solcher Erzählungen kann unter Geschichtforschern, welche den Ursprung früherer Berichte zu berücksichtigen verstehen, kein Streit mehr seyn. Eine mythische Wahrheit kann man ihnen in sofern zuschreiben, als sie zu den ehemaligen Begriffen von Himmel und Unterwelt sehr genau passen. Doch ist auch schon früh unter den Juden Streit darüber gewesen. Die Himmelfahrt des Mose wurde größten Theils geläugnet; die des Henoch und Elias modificirt; auch dachte man sich letztere beiden nicht allgemein in dem wirklichen Himmel, sondern nur in dem Theile der Unterwelt, welcher Paradies genannt wurde, doch mit vollem Leben, das den übrigen fehlte; denn nach dem Evangelium Nicodemi findet Jesus sie Beide in der Unterwelt.

Von der Himmelfahrt Christi s. den besonderen darauf bezüglichen Artikel.

Außerdem wird in der katholischen Kirche auch noch eine Himmelfahrt der Maria angenommen, zu deren Feier ein besonderes Fest angesetzt ist. Die Sage davon hat sich erst später genauer ausgebildet, und die in der römischen Kirche stimmt mit der in der griechischen nicht ganz überein. Darin treffen beide zusammen, daß Maria nicht unmittelbar aus dem Leben, sondern erst einige Tage nach ihrem Tode in den Himmel erhoben sei. Nach der römischen Sage schloß man auf ihre Himmelfahrt, weil ihre Kleider im Grabgewölbe leer gefunden wurden. Nach der griechischen Sage erschien die heilige Jungfrau nach ihrem Tode von Engeln begleitet den Aposteln unter einem Lichtglanze, welcher das ganze Versammlungszimmer erfüllte, und verhieß ihnen ihren Beistand; sie war also im Himmel. (Vgl. den Art. Maria). (*Märtens.*)

Der Islam berichtet auch von einer Himmelfahrt seines Stifters, aber sie unterscheidet sich von den hier erwähnten darin wesentlich, daß Muhammed sie bei Leibes Leben unternahm und vom Himmel auf die Erde zurück kehrte (s. den Art. Muhammed). Man hat sie also in Parallele zu setzen mit ähnlichen Himmelsreisen der Heroen und andrer ausgezeichneter Personen, von denen die Religionssage verschiedener Völker zu erzählen weiß, oder auch mit den Visionen, in welchen sich Begeisterte zum Himmel erhoben glaubten oder in dichterischen Darstellungen erhoben geschildert werden, z. B. wie das Buch Henoch Kap. 17 ff. vom Patriarchen dieses Namens berichtet (vgl. 2te Sect. V, 401 ff.) und um ein noch näher liegendes Beispiel anzuführen, wie Daniel nach der seinen Namen tragenden Schrift Kap. 7. sich zum Himmel entrückt sieht.

(*A. G. Hoffmann.*)

HIMMELFAHRT CHRISTI, heißt die Apostelgesch. 1. erzählte eigenthümliche Begebenheit der Entfernung Jesu von dem Schauplatze seiner bisherigen verdienstlichen Thätigkeit. Jesus erschien, sagt Lukas a. a. O., nach seiner Auferstehung noch 40 Tage lang unter seinen Jüngern, und redete mit ihnen vom Reiche Gottes, dann versammelte er sie und verhieß ihnen nochmals die Kraft des heiligen Geistes. Endlich heißt es nach Luthers richtiger Übersetzung: „da er solches gesagt, ward er aufgehoben zusehens, und eine Wolke nahm ihn auf vor ihren Augen weg. Und als sie ihm nachsahen gen Himmel fahrend, siehe, da standen bei ihnen zween Männer in weißen Kleidern, welche auch sagten: Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr und sehet gen Himmel? Dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird kommen, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren."

Diese Begebenheit war ganz den damaligen Begriffen vom Himmel angemessen (s. Himmel). Denn der Himmel war nach diesen Begriffen ein räumlicher Ort über den Wolken, in welchem nur Gott und höhere Geister, aber auch der Messias, ehe er auf die Erde kam, ihren Sitz hatten. Die Menschen gingen nach ihrem Abschiede von der Erde durch den Tod in die Unterwelt, den Hades, über. Erst der Messias bahnte auch ihnen den Weg zum Himmel, in welchen sie von ihm geführt werden sollten; die in den Hades hinab gestiegnen Todten nach einer Auferstehung, die zu der Zeit dieser Hinüberführung noch Lebenden nach einer Verwandlung ihrer sterblichen Leiber. Jesus selbst starb

zuerst gleich den Menschen, und ging so in den Hades über, wo ihm auch noch ein wohlthätiges Wirken beigelegt wird (1 Petr. 3, 19.) unter denen, die bereits abgeschieden waren; (damit auch sie Theil an der dereinstigen Auferstehung und der himmlischen Herrlichkeit nehmen könnten). Nun erstand er unter Allen zuerst aus dem Hades (1 Kor. 15, 20.), kehrte nicht wieder durch einen abermaligen Tod in denselben zurück, sondern erhob sich nun in den Himmel, wohin Alle, die an ihn glaubten, einst ihm nachfolgen sollten.

Es sind, besonders in neuern Zeiten, gegen diese Begebenheit vielfach Zweifel erhoben, und diese beruhen nicht etwa nur auf der Schwierigkeit, dieselbe mit den bekannten Naturgesetzen zu vereinigen; denn wir sind jetzt dahin gekommen, uns zu bescheiden, daß unsre Bekanntschaft mit den Naturgesetzen noch sehr beschränkt ist; und Umstände, die uns nicht berichtet sind, können eine Erscheinung möglich gemacht haben, die uns unmöglich vorkommt. Der Hauptgrund unserer Zweifel sind unsre völlig veränderten Begriffe vom Himmel und von der Fortsetzung unseres Daseyns nach dem Tode. So wenig wir uns jetzt den Himmel als einen eigenthümlichen räumlichen Ort über Wolken und Sternen denken können, eben so wenig auch eine räumliche Auffahrt Jesu zu diesem Orte; wir könnten also die Himmelfahrt desselben, wie sie die Erzählung gibt, doch nur als eine Erscheinung ansehen, die an sich zu dem wahren Übergange Jesu in den Himmel (woran wir nicht zweifeln), gar nicht gehört hätte, sondern nur bewirkt wäre, um an die damaligen Begriffe die Überzeugung des wahren Überganges zu knüpfen; und da dünkt uns diese Erscheinung nicht die einzige, auch nicht die den höhern Zwecken der christlichen Erleuchtung angemessenste, Weise zu seyn, wie solche Überzeugung hätte bewirkt werden können.

Merkwürdig bleibt es ferner hierbei, daß weder Matthäus noch Johannes, welche Augenzeugen dieser Begebenheit seyn mußten, derselben erwähnen, so sehr es auch ihren Zwecken entsprochen haben würde. In den Evangelien berühren sie nur Markus und Lukas. Ersterer sagt aber weiter Nichts, als: Jesus ward aufgehoben gen Himmel und sitzet zur Rechten Gottes. (Mark. 16, 19.). Letzterer: Es geschah, indem er sie segnete, schied er von ihnen und fuhr auf gen Himmel. (Luk. 24, 51.). Es ist dabei nicht aus der Acht zu lassen, daß Lukas ihn erst von den Jüngern scheiden, und dann in den Himmel übergehen läßt; und erst später in einer anderweitigen Geschichtsabfassung erzählt er den Hergang, wie oben berichtet ist. Es muß also früher nur von einem Übergange Jesu in den Himmel überhaupt die Rede gewesen seyn, und so wird auch nur dieses Übergangs im Allgemeinen, ohne einer sichtbaren Auffahrt zu erwähnen, in den übrigen Schriften des N. T. gedacht, wobei keines Weges geläugnet werden soll, daß darin noch immer die Vorstellung eines Aufenthalts Jesu in einem räumlichen Himmel begriffen war.

So viel scheint gewiß, wäre Jesus von seinen Jüngern nach 40 Tagen auf eine Art geschieden, wie Menschen im Zustande der Schwachheit auf dem Krankenbette sterben, hätten sie ihn so abermals *sterben* sehen: so würde gewiß der Eindruck, welchen seine Auferstehung auf sie gemacht hatte, dadurch, wo nicht ganz aufgehoben, doch sehr vermindert worden seyn. Von der Auferstehung an mußten sie ihren Meister nur lebend sehen und denken, und nicht der leiseste Schatten des Todes durfte wieder auf dieses Bild fallen. Die Sterbenden waren nach damaligen Begriffen auf dem Wege zum Hades; auf diesem Wege durften sie ihn nicht wieder sehen; sie mußten ihn nur sehen auf dem Wege zum Himmel, um so mehr, da sie eine die damaligen Begriffe so sehr übersliegende Hoffnung eigner Nachfolge darauf gründen sollten. Es muß daher die letzte Abschiedsscene eine eigenthümliche, feierliche Scene gewesen seyn, bei welcher nur Übergang in den Himmel den Jüngern gleichsam vor Augen schwebte. Wer aber von uns vermag diese Scene, eine Scene gleichsam im geschlossenen Familienkreise, zu ermitteln, da sie selbst Nichts weiter davon verlauten lassen, als das Resultat: er ist in den Himmel übergegangen? Wohl konnten die Augenzeugen davon schweigen, weil sie, wie ihnen ward, die Art, wie sie zu der festen Überzeugung des Übergangs Jesu in den Himmel gelangten, Andern nicht begreiflich machen konnten. Es gibt Scenen, von denen wir schweigen, weil wir fürchten, sie werden Keinem durch unsre Beschreibung werden, was sie uns waren. Ist dieß vielleicht der Grund, warum besonders der tief fühlende Johannes ganz davon schwieg; so wie er auch von der Verklärungsscene schweigt (Matth. 17.), von der er selbst Zeuge gewesen war, und über welche auch nur Nichtzeugen berichten?

War nun die Scene von der Art, daß die Jünger sagen konnten, wir waren Augenzeugen des Hinweggangs Jesu von der Erde in den Himmel: so war Nichts natürlicher, als daß sich daraus für solche, welche nicht Zeugen gewesen waren, die Vorstellung bildete, die in der Apostelgeschichte enthalten ist, und welcher die Jünger wenigstens nicht widersprechen durften, weil sie das Eigentliche mitzutheilen und gleichsam fühlbar zu machen nicht vermochten, und daher das wahre Resultat vernichtet haben würden. Nur eine *sichtbare* Auffahrt war begreiflich, weil man mit einer solchen schon durch die Erzählungen von der Himmelfahrt des Henoch und Elias vertrauter war. Die Lehrweisheit fordert es, gleich ihnen, vor Menschen, deren Begriffe einer körperlichen Himmelfahrt Jesu entsprechen, nicht gegen dieselbe zu reden; jedoch immer nur, auch gleich ihnen, den Übergang Jesu in den Himmel im Allgemeinen auszusprechen.

Übrigens hat die Lehre von der räumlichen Himmelfahrt Jesu nicht allein stete Geltung in der christlichen Kirche behalten, und hat sie bei vielen sonst erleuchteten Lehrern noch immer fort; sondern sie ist auch hin und wieder durch manche Zusätze erweitert. So behaupteten die Socinianer, Jesus sei zweimal, nämlich das erste Mal vor Antritt seines Lehramts gen Himmel gefahren,

und der Engländer Whiston nimmt noch viel mehrere Auffahrten Jesu nach seiner Auferstehung an.

Immer behält die Lehre etwas Dunkles; ihr geistiger Kern aber ist eine klare, erhabne und wahre Idee. Wohl dürfte es immer eine Menschenklasse geben, für welche ihre Hülle nie ganz entbehrlich wird. (*Märtens.*)

Unstreitig war es schon frühzeitig in der christlichen Kirche gewöhnlich, das Andenken an diese Begebenheit festlich zu begehen, weil man in derselben nicht bloß das Ende des thatenreichen Lebens Jesu, sondern auch den Schlußstein des von ihm gegründeten geistigen Baues erblickte [1]). Sind uns gleich aus den ersten 3 Jahrhunderten keine sichern Nachrichten über eine besondere Feier dieses Tages erhalten, so folgt doch daraus keines Weges, daß gar keine Statt gefunden habe; denn dieser festliche Tag wurde zunächst zu der großen Quinquagesimalfeier gerechnet und ist wahrscheinlich deßhalb bei den ältesten kirchlichen Schriftstellern nicht besonders erwähnt und hervorgehoben worden [2]). Als das älteste zuverlässige Zeugniß für die Feier der Himmelfahrt Jesu ist die Angabe der apostolischen Constitutionen (VIII, 33.), welche am Ende des 3ten, oder im Anfange des 4ten Jahrh. verfaßt wurden, zu betrachten; Augustinus [3]) erklärt diesen Festtag eben so, wie die Feier der Leiden, der Auferstehung Jesu und der Ausgießung des heil. Geistes als zu seiner Zeit allgemein angenommen, aber über den Ursprung dieser Feste wagt er Nichts zu bestimmen; er rechnet ihre Einsetzung zu den vel ab ipsis apostolis vel plenariis conciliis -- commendata atque statuta. Wir besitzen mehrere Homilien der Kirchenväter, welche an diesem Feste gehalten sind [4]); einige derselben hat Augusti ins Teutsche übersetzt und dadurch bekannter zu machen gesucht [5]). Bevor das Himmelfahrtsfest ein allgemeines geworden, was im 4ten Jahrh. geschehen zu seyn scheint [6]), mag man es erst an einzelnen Orten eingeführt haben. Bei den griechischen Schriftstellern heißt es *ἀνάλημψις Χριστοῦ*, weßhalb Theodorus Studita die ganze Woche, in welche es fällt, *ἀναλήψιμον* nennt. In Kappadokien war dagegen der Name *ἐπισωζομένη* (bei Chrysostomus homil. 19. ad pop. Antioch. *σωζομένη*) dafür gebräuchlich [7]).

Das Himmelfahrtsfest gehört zu den beweglichen Festen und fällt immer auf den 40sten Tag nach Ostern. Während des Mittelalters hatten sich allmälig allerlei lächerliche oder doch wenigstens der Würde des Festes nicht angemessene Gebräuche eingeschlichen, welche Thomas Naogeorgus (Kirchmaier), Zeitgenosse Luthers und Melanchthons, in seinem Regnum papisticum anführt. Die katholische Kirche hat diese Gebräuche zwar niemals förmlich gebilligt, aber doch ehemals nachgesehen. Bei feierlichen und prächtigen Mahlzeiten, welche an dem Tage angestellt wurden, mußte jeder Gast einen ganzen Vogel verzehren (nach Einigen Hindeutung auf die Taube des Pfingstfestes [8]); nach Andern darauf, daß Christus die Selen der Menschen dem Teufel mit der Schnelligkeit eines Vogels entrissen habe [9])); in der Kirche zog man zur Versinnlichung der Sache ein geschnitztes Bild Christi in die Höhe und warf dagegen eine scheusliche Fratze, welche den Teufel vorstellte, und angezündet war, von oben zur Erde nieder (Sieg Christi und Sturz des Satans). An diesem Tage vermählte sich auch der Doge zu Venedig alljährlich bis zur Auflösung der Republik (im Jahre 1798) mit dem adriatischen Meere [10]). Bei dem an diesem Tage gehaltenen Hochamte wird in der katholischen Kirche, nachdem das Evangelium abgesungen worden, die Osterkerze ausgelöscht, weil Jesus an diesem Tage die Erde verließ. Der Papst hat an dem Feste einen feierlichen Segen zu sprechen; ehemals geschahe auch an demselben die Excommunication der Ketzer, bis sie auf den grünen Donnerstag verlegt wurde.

Die Protestanten feiern das Fest durchgängig als einen ganzen Feiertag; unter dem Könige Friedrich II. wurde es in Preußen abgeschafft, aber unter seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. wieder eingeführt [11]).

(*A. G. Hoffmann.*)

Himmelfahrtsblume (Kreuzblume), s. Polygala vulgaris *Linn.*

Himmelfahrts-Insel, s. Ascension (St.)

Himmelfahrtsnonnen, s. Haudryetten.

Himmelgalle, Himmeldill, s. Peucedanum.

Himmelgerste, s. Himmelsgerste u. Hordeum.

Himmelgucker, s. Uranoscopus.

HIMMELHAUT (Technol.), heißt der lederne Überzug des Himmels (der Decke des Kastens) an einer Kutsche oder Chaise. Wenn der Kutschenhimmel verspänet, d. h. mit dünnen, kaum ½ Zoll dicken Spänen von Holz benagelt und mit Leinwand behäutet (über-

1) Constitutt. Apostol. VIII, 33. *Chrysost.* Homil. in Adscens. Christi *Bernard* clarevall. Term. 2 u. 4. Adscens. Dom. vgl. *Binghami* origg. eccles. XX, 6. §. 5. und Augusti Denkwürdigk. aus der christl. Archäologie. 2r Bd. S. 356 ff. 2) *Joach. Hildebrand* de diebus festis. p. 82. Baumgarten's christl. Alterth. S. 298. Vgl. Augusti a. a. O. S. 351. 3) Epist. CXVIII. ad Januar. c. 1. (geschrieben nach dem J. 400). 4) So von Gregorius von Nyssa, Chrysostomus, Epiphanius, Augustin. 5) a. a. O. S. 358 ff. 6) Augusti a. a. O. S. 345 u. 353. 7) *Gregor.* Nyssen. Homilia in Christi adscensionem (Opp. T. II. p. 873. ed. Par. 1615.). *Leo Allat.* de dominic. et hebdom. Graecorum. §. 28. Man ist über die Deutung des Wortes nicht ganz einig; vergl. *Bingham* a. a. O. T. IX. p. 127. Baumgarten a. a. O. S. 299 u. Augusti a. a. O. 1r Th. S. 169. 70. Anmerk. **) u. 2r Th. S. 355 ff. Am wahrscheinlichsten soll es heißen der beseligende (Tag), in sofern durch den an ihm erfolgten Hingang Christi zum Vater die Seligkeit der Menschen gewiß geworden.

8) So Augusti a. a. O. 2r Th. S. 357. 9) Allg. Lit. Zeit. 1819. S. 287 u. Fuhrmann's Handwörterb. der christl. Relig. u. Kirchengesch. 2r Bd. S. 807. 10) Augusti a. a. O. u. Fuhrmann a. a. O. S. 307. 8. 11) Vgl. außer den bereits angeführten Schriften Horn über das Alter des Himmelfahrtsfestes Christi in Wagnitz liturg. Journ. 5r Bd. 3s Stck. S. 305 ff. *Schmidii* histor. festor. p. 139 ff. Schöne's Geschichtsforsch. 3r Th. S. 283 ff. Eisenschmid's Geschichte der Sonn- u. Festt. der Christ. S. 125 ff. Böhme Unterricht über Ursp. ... der Sonn- u. Festt. S. 117 ff. u. Rheinwald kirchl. Archäol. S. 204. 5.

zogen) ist; so wird das geschmeidige Leder (die Himmelhaut) vom Sattler über die Verspánung ausgespannt und mit Nägeln angeschlagen. Gewöhnliche viersitzige oder ganz bedeckte Kutschen werden in dem obern Kranze neben der Himmeldecke nur mit eingeschlagenen Pinnen (Himmelnägeln) verziert; Prachtkarossen aber und andere moderne Wagen erhalten dagegen einen vergoldeten oder versilberten Kranz von Bildhauerarbeit, welcher auf der Kutschendecke angeschraubt wird. In beiden Fällen befestiget der Sattler endlich noch die messingenen Himmelknöpfe auf die Decke, welche bloß mittels ihrer eisernen Dorne eingeschlagen werden. Soll die obere Hälfte des Kastens aber zum Zurückschlagen eingerichtet werden, wie solches bei den bedeckten zweisitzigen und so genannten Halbchaisen meistens der Fall ist; so verfertigt man ihn nur zur Hälfte von Holz und setzt die obere Hälfte von eisernen Bügeln zusammen, welche an dem hölzernen Untertheile des Kastens durch Gewinde befestiget und mit Leder überzogen werden. Vergl. den Art. Kutsche. (*Fr. Thon.*)

Himmelkehr, s. Artemisia vulg.

Himmelknöpfe, s. unt. Himmelhaut.

Himmelkron, s. Himmelskron.

Himmelkuel, holosericeus, s. Acarus.

Himmellerche, s. Alauda arvensis.

HIMMELNÄGEL, werden die kleinen eisernen Sattlernägel oder Pinnen mit runden messingenen Köpfen genannt, womit die Himmelhaut (s. den Art.) von den Sattlern angeschlagen, und der Himmel (die Decke) zugleich verziert wird. Man schlägt sie nämlich auf solche Weise ein, daß sie allerlei künstliche Figuren bilden. (*Fr. Thon.*)

HIMMELOFFEN, mit offenem Himmel, ein technischer Ausdruck der Belagerungskunde, wird von denen angewendet, welche beim Anrücken gegen den bedeckten Weg oder beim Herabsteigen in den Graben von oben her nicht durch Faschinen u. s. w. gegen Kugeln und Steinwürfe gesichert sind. (*R.*)

HIMMELPFORTEN, Amt des Herzogthums Bremen, südlich vom Kedinger-Moor, nördlich von Bremervörde, westlich fließt die breite, schiffbare und fischreiche Oste, östlich ist das Amt Stade; mit 5700 Einw. in 1038 Häusern auf 2¾ Kalenberger □Meilen. Der Boden ist an der Oste Marsch, abwärts von derselben Geest, im südlichen und nördlichen Theile des Amtes auch Moor: eben so verschieden sind Beschäftigungen und Lebensweise der Einwohner. Die meisten kleinen Flüsse des Amtes fließen der Oste zu; einige Bäche auch der Schwinge, neben deren gekrümmtem Bette an der Südwestgränze der Anbauerkanal sich hinzieht. Der Sitz des Amtes ist das Pfarrdorf Himmelpforten[1]) mit 74 Häus. und 418 Einw., 3¾ Stunde östlich von Stade, mit einer Poststpedition an der Straße von Stade nach Neuhaus und der Wohnung eines reitenden Försters. Von dieser Ortschaft auf Geestboden ging die Bewohnung dieser Gegend zwischen zwei Mooren aus. Der ursprüngliche Name war Eulsete; Himmelpforten (porta coeli) ist der Name des Cisterzienser-Nonnenklosters, welches schon 1255 blühete und von den Familien Broberg, Marschalk, Haseldorf u. A. reichlich beschenkt wurde. 1580 nahm das Kloster die luther'sche Lehre an und behielt 14 adelige Konventualinnen; 1647 wurde es säkularisirt und dem schwedischen General Löwenhaupt geschenkt, dessen Familie es bis zur Reduktion von 1681 behielt[2]). (*Sonne* u. *Rotermund.*)

Himmelreich (Theol.), s. Reich Gottes.

Himmelreich, Anfang des Breisgaues, s. Hölle, Höllenthal.

Himmelrod, Himmelroth, s. Himmerod.

Himmelsachse, s. Axe.

Himmelsanbeter, Coelicolae, s. Himmelsverehrer.

Himmelsangel, Weltpol, s. Pol.

Himmelsatlas, s. Atlas.

Himmelsaxe, s. Axe.

HIMMELSBERG, ein mit Laubholz bewachsener, oben mit Basalt versehener Kegel, im Kreise Fulda, unweit des Dorfes Giesel; ist wegen seines Kohlenwerkes, das mächtig sich durch den ganzen Berg hin erstreckt, bemerkenswerth. Dieses wurde einige Zeit gebaut und eine Menge Kohlen aus demselben zu Tage gebracht. Da sie aber noch zu jung und fast bloßes bituminöses Holz waren, so ist der fernere Bau daselbst wieder eingestellt worden. Der Berg hat eine Höhe von etwa 1500 Fuß über dem Meere und ist mit dem näher nach der Stadt Fulda zu gelegenen Heimberge, eine merkwürdige Wetterscheide; denn er wendet mit letzterem die am Vogelsgebirge im Oberwalde sich bildenden Gewitter und Hagel in der Regel von der Stadt Fulda und ihren Fluren ab, und sie ziehen sich, diese verschonend, langsam nach dem Rhöngebirge hin. Auch findet sich am Himmelsberge, am so genannten alten Rotheni, Thon, aus welchem Schmelztiegel und schöne Geschirre gemacht werden können. (*Schneider.*)

HIMMELSBERG, der höchste Punkt des Landrückens, welcher die Halbinsel Jütland durchzieht, erreicht die Höhe 1200 Fuß über der Meeresfläche und liegt im Stifte Aalborg*). (*R.*)

Himmelsbeschreibung, Angabe des Merkwürdigsten am Himmel, s. in den Art. Himmel, Stern- u. Weltkunde.

Himmelsbesen, s. Himmelbesen.

Himmelsbild, s. Stern.

Himmelsblatt, Himmelsblume, s. unter Fremella.

Himmelsbraut, Nonne, Klosterfrau, s. Kloster u. Mönchswesen.

---

1) Von diesem Pfarrorte hat es auch den Namen; es gehören dazu die Kirchspiele Himmelpforten, Oldendorf, Horst und Großenwörden. Oldendorf hatte bis zum J. 1712 einen eigenen Vogt. (*Schlichthorst.*)

2) Über das Kloster, so wie über das jetzige Amt und Kirchspiel Himmelpforten s. ein Mehreres bei Pratje im Alten u. N. Br. XI. S. 263 ff. (*Schlichthorst.*)

*) Weim. Handb. 3te Abth. 1r Bd. S. 8 u. 111.

Himmelsbreite, s. Breite.

HIMMELSBROT, wird an mehrern Orten der luther. Bibelübersetzung (Ps. 105, 40. Hebr. 9, 4.) das Manna genannt, weil es nach dem Berichte des A. T. vom Himmel fiel und den Israeliten in der Wüste 40 Jahre lang als Speise (Brot) diente. Viele Pflanzen aber, namentlich: Citrus Aurantium, Juglans regia, Morus nigra, Ceratonia Siliqua, Ficus bengalensis, Phoenix dactylifera, Tilia europaea, Cistus ladaniferus u. a. m., schwitzen in heißen Ländern, theils freiwillig, theils in Folge geschehener Verwundungen, eine zuckerartige, durch die Sonnenhitze und Luft sich nach und nach verdickende Substanz aus; vorzüglich aber geben einige Gattungen der Esche (Fraxinus), und unter diesen F. rotundifolia et Ornus, das meiste und beste Manna. Nach gewöhnlicher Annahme soll das Manna der Israeliten vom türkischen Hahnenkopfe abstammen. S. den Art. Hedysarum alhagi (2te Sect. IV, 42.). Ehrenreich und Hemprich fanden auf ihren Reisen in Asien und Afrika auf der Tamarix mannifer., einem Strauche auf dem Berge Sinai, ein kleines Insekt, Coccus mannifer., welches nach ihrer Meinung Ausschwitzung bewirkt. Der Chermes mannifer. bringt auch auf Bombay und Surate auf einer Gattung Jasmin Manna hervor, und auf der Asclepias procera wird ebenfalls, durch den Stich eines Insekts, Manna erzeugt. Eben so liefert, außer dem Alhagi, eine Tamariskengattung in Syrien und Arabien, Manna. Von europäischen Pflanzen führen nicht allein der eßbare Schwingel, auch Schwaden und Mannagras genannt (Festuca fluitans), sondern auch der Wiesenklee (Trifolium pratense) u. a. m., in einigen Gegenden den Namen Himmelsbrot. Vergl. die Art. Himmelsthau, Manna, Mannit und Schwingel. (*Fr. Thon.*)

Himmelscharten, s. Himmelskarten.

Himmelschlüssel, s. Himmelsschlüssel und Primula ver.

Himmelschreiende Sünden, s. Sünde.

Himmelsdiener, s. Himmelsverehrer.

Himmelsfernrohr, s. Fernrohr.

Himmelsfeste (die), s. Himmel.

Himmelsfürst, s. Freiberg.

HIMMELSGEGENDEN, WELTGEGENDEN. 1) Bei den neueren Völkern. Um die Lage verschiedener Punkte des Horizontes gegen den Beobachter anzugeben, hat man die Peripherie des wahren Horizontes in eine bestimmte Anzahl von Bogen getheilt; die Punkte, wo die verschiedenen Theile zusammen kommen, bestimmen die Himmelsgegenden; diese Punkte bilden die Mitte einer jeden Himmelsgegend; es ist Sitte, den ganzen Bogen von der Mitte je zweier solcher Theilungspunkte zu der zunächst liegenden Weltgegend zu rechnen.

Bei derjenigen Eintheilung des Horizontes, welche nach dem Vorgange der holländischen Seefahrer fast allgemein angenommen ist, liegt der Meridian zu Grunde. Der eine Punkt der Mittagslinie heißt Süden[1]) (Mittag), der andere Norden (Mitternacht). Zieht man in der Ebene des Horizontes eine Linie, welche auf der Mittagslinie senkrecht steht, so heißt der Punkt, welcher gegen den Aufgang der Sonne gerichtet ist, Osten (Morgen), der entgegen gesetzte Westen (Abend). Diese vier Weltgegenden werden gewöhnlich mit den Anfangsbuchstaben N, O, S, W bezeichnet; jeder Punkt hat von dem folgenden einen Abstand von 90°. Man nennt diese vier Weltgegenden häufig die Cardinalpunkte, Hauptweltgegenden.

Wenn man einen jeden der obigen Bogen halbirt, so erhält man dadurch vier neue Bezeichnungen für Weltgegenden, von denen jede von der zunächst liegenden Hauptweltgegend um 45° entfernt ist. Die dadurch erhaltenen vier Punkte heißen die ersten Nebengegenden; ihre Namen sind aus denen der beiden zunächst liegenden Gegenden zusammen gesetzt, jedoch muß hier, nach dem eingeführten Gebrauche der Seeleute, stets der Name des zunächst liegenden Punktes im Meridian vorstehen. Es heißt also der zwischen N und O liegende Punkt Nord-Ost oder abgekürzt NO; eben so der zwischen O und S liegende SO; der zwischen S und W liegende SW, der zwischen W und N liegende NW. So häufig man namentlich bei Teutschen eine entgegen gesetzte Stellung der Buchstaben, also Bezeichnungen wie ON für NO findet, so scheint es mir doch am zweckmäßigsten, den Gebrauch der Schiffer beizubehalten; und aus eigener Erfahrung weiß ich, wie leicht man sich irren kann, wenn die Ordnung der Buchstaben nicht gehörig in den Beobachtungen des Windes beachtet worden ist.

Bei den Aufzeichnungen des Windes begnügt man sich gewöhnlich mit diesen acht Weltgegenden; viele Beobachter halbiren jedoch einen jeden der obigen Bogen, dann steht jeder von dem folgenden nur 22½° entfernt. Diese Weltgegenden heißen die zweiten Nebengegenden. Ihre Namen sind zusammen gesetzt aus denen der zunächst liegenden Cardinal- und ersten Nebengegend; eingeführte Sitte der Schiffer ist es auch hier, den Namen der Cardinalgegend vorzusetzen. Es heißt also der zwischen N und NO liegende Punkt NNO, nicht NON; der zwischen NO und O liegende ONO; die übrigen sechs Punkte sind nach der Reihe OSO, SSO, SSW, WSW, WNW und NNW.

Die Schiffer pflegen bei den Angaben der Winde jeden dieser Bogen noch zu halbiren, dadurch erhalten sie 16 dritte Nebengegenden, von denen jede von der folgenden um 11¼° absteht. Es werden diese Weltgegenden dadurch bezeichnet, daß man den Namen der zunächst liegenden Hauptgegend und ersten Cardinalgegend durch die Sylbe gen verbindet und hier stets den Namen der zunächst liegenden von beiden vorsetzt, nur die den Hauptgegenden zunächst liegenden werden

1) Wahrscheinlich ist der Name Süden arabischen Ursprungs; Abulfeda bezeichnet mit dem Namen Belad-Sudan das Südland. C. Ritter Erdkunde I, 972.

durch dieſe bezeichnet, wobei ſtets der Name der nächſten Hauptgegend vorangeſetzt wird. Es heißt alſo der Punkt zwiſchen N und NNO Nord gen Oſt oder abgekürzt NgO; der zwiſchen NNO und NO liegende NOgN; dann folgen nach der Reihe NOgO, OgN, OgS, SOgO, SOgS, SgO, SgW, SWgS, SWgW, WgS, WgN, NWgW, NWgN, NgW.

Will man den Horizont noch in kleinere Abſchnitte theilen, ſo bedient man ſich der gewöhnlichen Gradeintheilung, aber hier herrſcht durchaus keine Übereinſtimmung in der Bezeichnung. Bei mehreren meteorologiſchen Unterſuchungen werden häufig die Punkte des Horizontes dergeſtalt gerechnet, daß man N mit 0 bezeichnet und ſodann in der Richtung O, S und W bis 360° zählt. Andere rechnen dieſe Grade in derſelben Richtung, aber zählen nur ſtets bis 90°, alſo ein Punkt, welcher um 80° von N gegen O entfernt iſt, wird mit N 80° O bezeichnet; läge derſelbe zwiſchen O und S und ſtände von letzterem um 10°, alſo 80° von O ab, ſo hieße er O 80° S oder S 10° O. Ich ſtelle hier gewöhnlich die im Meridiane liegenden Punkte vor und zähle von dieſen bis 90°, alſo Punkte, welche zwiſchen S und W oder S und O liegen und 1° von O oder W abſtehen, bezeichne ich durch S 89° W oder S 89° O.[2]).

Die Richtung des Windes wird dadurch angegeben, daß man ihn mit derjenigen Gegend des Horizontes bezeichnet, *aus welcher er kommt*; ein aus der Nähe von NO kommender Wind heißt alſo NOwind. Es hängt von der Willkür des Beobachters ab, wie viele ſolcher Punkte er unterſcheiden will, jedoch dürften 4 jedenfalls zu wenig ſeyn. Am zweckmäßigſten ſcheint es mir 16 Windrichtungen zu beobachten, dann aber dieſe auf 8 zu reduciren. Dieſes *muß* dadurch geſchehen, daß man die Zahl der Winde aus jeder zweiten Nebengegend halbirt und den Quotienten zu der zunächſt liegenden Cardinal- und erſten Hauptgegend addirt [3]). Macht alſo während einer Zeit N 26, NNO 20, NO 17 und ONO 10 Mal, ſo erhalten wir für N 26 + 10 = 36, für NO 17 + 10 + 5 = 32.

Meeresſtrömungen werden gewöhnlich nach der Richtung benannt, nach welcher ſie gehen; alſo ein NOſtrom iſt nach eingeführtem Gebrauche der Schiffer ein ſolcher, welcher ſich nach NO bewegt. Jedoch herrſcht hier keine allgemeine Übereinſtimmung, und manche Schiffer ſagen daher zur Vermeidung von Zweideutigkeiten, der Strom geht nach NO oder kommt aus SW.

Die meiſten Europäer haben die erwähnten Bezeichnungen für die Theile des Horizontes angenommen; da indeſſen die Franzoſen Est und Ouest für Oſt und Weſt ſagen, ſo muß man in franzöſiſchen Schriften für die Abkürzungen E und O ſtets die teutſchen O und W nehmen [4]). Eben ſo bezeichnen die Engländer den Oſtpunkt (Est) mit E, während der Weſtpunkt bei ihnen daſſelbe Zeichen hat als im Teutſchen. Nur italiäniſche Meteorologen haben eine abweichende Bezeichnungsart. Sie gebrauchen für N die Benennung Tramontane d. h. jenſeits der Alpen. Eben ſo haben ſie für die andern ſieben Gegenden beſondere, aus der Lage der Länder oder des Auf- und Unterganges der Sonne hergeleitete Benennungen. Es iſt nämlich Greco = NO, Levante = O, Sirocco = SO, Ostro = S, Garbino = SW, Ponente = W, Mästro = NW. Eben dieſe Benennungen habe ich auch in mehreren von Spaniern herrührenden Aufſätzen in den Annales de ciencias gefunden.

Die Bergleute theilen den Horizont gewöhnlich in 24 Theile und nennen dieſe Stunden; ſ. Gänge.

In der *Aſtronomie* iſt es gewöhnlich, den Abſtand des Punktes, in welchem ein Stern auf- oder untergeht, von dem wahren Oſt- oder Weſtpunkte mit dem Namen *Morgenweite* (Amplitudo ortiva) oder *Abendweite* (Amplitudo occidua) zu bezeichnen; man unterſcheidet die ſüdliche Morgen- oder Abendweite von der nördlichen; bei jener geht der Stern zwiſchen O und S oder W und S auf oder unter, bei dieſer zwiſchen N und O oder N und W. Nur Sterne, welche im Äquator liegen, gehen genau in O oder W auf oder unter, alle diejenigen, deren Declination nördlich iſt, haben eine nördliche Morgen- und Abendweite, bei Sternen, deren Declination ſüdlich iſt, wird dieſe ſüdlich.

Die Morgenweite läßt ſich vermittels der im Art. Himmel benutzten Formel leicht berechnen. Iſt nämlich δ die Declination des Sternes, h ſeine Höhe, φ die Polhöhe des Ortes und t der Stundenwinkel, ſo iſt

$$\sin.\ \delta = \sin.\ h \sin.\ \varphi - \cos.\ h \cos.\ \varphi \cos.\ t$$

In unſerem Falle iſt h = 0, der Stundenwinkel t gleich 90° + Morgenweite = 90° + a; ſetzen wir daher dieſe Werthe in dieſen Ausdruck, ſo wird

$$\sin.\ \delta = \cos.\ \varphi \cos.\ (90° + a) = \cos.\ \varphi \sin.\ a,$$

daraus ergibt ſich

$$\sin.\ a = \frac{\sin.\ \delta}{\cos.\ \varphi}$$

Bei ſüdlicher Declination iſt δ negativ, alſo wird auch a negativ, es liegt der Aufgangspunkt zwiſchen S und O. Sind die abſoluten Werthe der nördlichen und ſüdlichen Declination gleich, ſo ſtehen die Punkte, in denen die Sterne auf- oder untergehen, gleich weit von O oder W ab.

Die Morgen- und Abendweite ſind wegen des Nenners cos. φ nicht allenthalben gleich. Da es wegen der folgenden Unterſuchungen von Wichtigkeit iſt, die Morgenweite der Sonne an den Tagen der Solſtitien zu kennen, ſo gebe ich dieſe für Polhöhen von 10 zu 10 Grad.

---

2) Kämtz Meteorologie. (Halle 1831. 8.) Bd. I. S. 165 und S. 216 flg. 3) ſ. Meine Meteorologie I, 153.

4) Es gibt wohl wenig Punkte, in denen die Überſetzer von Reiſebeſchreibungen ſo häufig fehlen, als in dieſen.

Polhöhe.	Morgenweite.
0′	23° 30′
10	23 53
20	25 7
30	27 25
40	31 22
50	38 15
60	52 54
66 30′	90 0
70	nicht mehr auf- oder untergehend.
80	
90	

Die Anwendung dieser Tafel ist sehr leicht. Beim Wintersolstitium liegt der Punkt, wo die Sonne aufgeht, in einer Breite von 60° um einen Bogen von 52° 54′ von Osten gegen Süden, beim Sommersolstitium um dieselbe Größe gegen Norden. In der Breite von 67° 30′ würde die Sonne bei Übersehung der Refraction am Tage des Wintersolstitiums nicht mehr aufgehen, am Tage des Sommersolstitiums nicht mehr untergehen.

Dieselbe Berechnung kann man für jeden Ort und jeden Stern vornehmen. Will man allgemein wissen, welche Declination ein Stern haben müsse, wenn er an einem Orte stets über dem Horizonte bleiben soll, so darf man nur $\sin. \alpha = 1$ setzen, dann wird $\sin. \delta = \frac{1}{\cos. \varphi}$; Sterne, welche eine größere Declination haben, gehen nie unter; ist δ negativ, so wird $\sin. \alpha$ negativ, und der Stern erscheint nie über dem Horizonte wenn $-\sin. \delta = \frac{-1}{\cos. \varphi}$ ist. (*L. F. Kämtz.*)

Will man die Lage eines Himmelskörpers oder eines Meteors durch die Himmelsgegend, nach welcher der Gegenstand erscheint, angeben, so muß man, wenn selbiger nicht im Horizont sich befindet, durch das Zenith und die angegebenen Punkte des Horizonts größte Kreise gelegt sich denken, und dann die Lage des Gegenstandes durch diejenige Himmelsgegend bestimmen, deren Verticalkreis derselben am nächsten liegt. In der Astronomie wird jedoch die Lage der Himmelskörper meisten Theils durch das Azimuth derselben angegeben, welches gewöhnlich von der Südseite des Meridians aus nach beiden Seiten bis 180 Grad östlich oder westlich fort gezählt wird, aus welchem, wenn man will, die Himmelsgegend leicht abgeleitet werden kann, nach welcher der Gegenstand erscheint. Denn gesetzt man wüßte, ein Gegenstand habe zu einer Zeit 130 Grad östliches Azimuth, so folgt hieraus sogleich, daß der durch ihn gelegte Verticalkreis den Horizont in einem Punkte schneidet, welcher 130 — 90 = 40 Grad vom Ostpunkt nach Norden zu liegt; je zwei auf einander folgende Punkte haben 11¼ Grad Abstand, folglich wird der besagte Verticalkreis dem vierten Theilungspunkte zwischen Osten und Norden am nächsten liegen, und die gesuchte Himmelsgegend wird Nordost seyn. Zuweilen wird auch der Name Himmelsgegend mit Himmelsstrich oder Klima als gleich bedeutend gebraucht. (*D. Eduard Schmidt.*)

2) Bei älteren Völkern. Nach dem natürlichen Erscheinen der Sonne über der Oberfläche der Erde und ihrem Verschwinden von derselben richteten sich die ältesten Völker bei Bestimmung der Himmelsgegenden. Der Morgenländer wendete seinen Blick gegen den Ort des Sonnenaufganges und nannte diese Richtung vorn (קֶדֶם); was in seinem Rücken lag, nannte er hinten (Hiob 32, 8. 9.). Rechts war ihm daher das, was wir Mittag, links, was wir Mitternacht nennen[1]). Die biblischen Schriftsteller begreifen oft alle Himmelsgegenden, wenn sie nur einige, z. B. Morgen und Abend[2]), oder Mittag und Mitternacht[3]) angeben. Erd- und Himmelsgegenden bezeichnen sie durch die Ausdrücke: vier Ecken der Erde[4]), vier Säume, Enden der Erde[5]), Enden[6]) oder auch Winde des Himmels[7]). Sonst heißt der Morgen auch Aufgang der Sonne, vollständiger Ort des Sonnenaufgangs[8]). Eben so auch wohl Untergang der Sonne für Abendgegend. Die Mittagsseite hieß auch die sonnige, helle Gegend (דָּרוֹם) oder nach dem Einfluß der Sonne auf den Erdboden die trockene (נֶגֶב); Mitternacht dagegen das Verborgene, Verhüllte, Dunkle (צָפוֹן).

Die Griechen gingen bei Feststellung und Benennung der Himmelsgegenden ebenfalls von dem Auf- und Untergange der Sonne aus, wie der Name der Morgengegend *πρὸς ἠῶ τ' ἠελίου τε* und der Abendgegend *πρὸς ζόφον* beweiset. Jene ist die Licht-, diese die Schattenseite[9]). Der Bedeutung dieser Ausdrücke fremd ist Strabons und J. H. Voß Behauptung, daß *πρὸς ἠῶ τ' ἠελίου τε* den Süden und *πρὸς ζόφον* den Norden bezeichne. Verführt durch 3 Stellen in Homers Gedichten[10]), glaubte man, daß Helios zur Mittagszeit dem Süden näher sei, und *πρὸς ζόφον* mußte den Gegensatz bilden. Homer selbst oder sein Zeitalter sahe und bezeichnete richtiger. Eos und Helios richten sich alle Mal nach Morgen, *πρὸς ζόφον* zeigt immer nach Abend[11]). Die andern Gegenden werden durch die Beisätze deutlich, z. B. zur Rechten, zur Linken[12]) oder *μετόπισθε*, hinten[13]). Bisweilen wird nur Morgen und Abend genannt und auch die Gegenden nach Mittag und Mitternacht darunter mit umfaßt[14]). Diese Benennungen behielten auch die spätern Dichter und Prosaiker bei, welche *πρὸς ἠῶ τε καὶ ἠλίου ἀνατολάς* im Gegensatze von *τὰ πρὸς ἑσπέρην*[15]) schreiben.

---

1) Nach *Wilford* (Asiat. Research. Vol. VIII. p. 275) bezeichnen die Hindus die Himmelsgegenden auf ähnliche Weise, nämlich die Morgengegend Para oder Purra (vorn), Abend Apara und Paschina (hinten), Mittag Daschina (rechts), und Mitternacht Yama (links). — 2) Jes. 45, 6. Mal. 1, 11. Ps. 50, 1. 75, 7. 113, 3. — 3) Jes. 54, 3. Sachar. 8, 7. 12, 6. Ps. 89, 13. — 4) Apokal. 7, 1. 20, 8. *αἱ τέσσαρες γωνίαι τῆς γῆς.* — 5) Jes. 11, 12. — 6) Jes. 49, 36. 1. Chron. 9, 24. Sachar. 2, 6. — 7) Sachar. 6, 5. Matth. 24, 31. Mark. 13, 27. — 8) 1. Mos. 25, 18. 1. Sam. 15, 7. 9) Der Kürze wegen verweisen wir auf Völker homer. Geographie S. 20—30. — 10) Il. VIII, 68. XVI, 777. Odyss. IV, 400. — 11) ζόφον erinnert an יָצַע und ist in der Bedeutung gleich. Rosenmüller bibl. Geogr. I, 1. S. 139. — 12) Il. XII, 239 sqq. — 13) Od. XIII, 241. 14) Il. XII, 239. 15) *Herodot.* VII, 58. I, 142. 201. II, 8. 17. 158. IV, 18. 22. VI, 129.

Die Himmelsgegenden wurden, wie die Winde, vervielfältigt. (*Schincke.*)

Die Zahl der Winde, welche Griechen und Römer in späteren Zeiten annahmen, ist ungleich; sie nahmen 4, 8 und 12 Winde an, denen sie eigene Namen beilegten. Sie richteten sich dabei nach den Punkten, wo die Sonne im Sommer und Winter auf- oder unterging; es fielen demnach die von ihnen gegebenen Punkte des Horizontes nicht mit den unsrigen zusammen, und daher widersprechen sich die neueren Interpreten bei Erklärung einzelner Winde häufig. Nachdem die 4 Cardinalwinde auf dieselbe Art bestimmt waren, als dieses bei uns geschieht, nahmen die Alten auf der Ostseite des Horizontes noch zwei Punkte an, wo nämlich die Sonne am längsten und kürzesten Tage aufging. Zwei eben solche Punkte wurden auf der Westseite angenommen. Nehmen wir an, die Breite von Griechenland sei 37°, so wird am Tage der Solstitien die Morgen- und Abendweite 29° 57′, es steht also der Punkt des Horizontes, welcher die Mitte dieser Weltgegenden bestimmt, nahe 30° von O oder W entfernt; die Bogen von diesen Punkten bis zu N und S betragen 60° und diese werden halbirt, um vier neue Weltgegenden zu erhalten. Dadurch wurde der Umkreis des Horizontes in 12 gleiche Theile getheilt. Daß dieses richtig sei, geht aus den Worten Seneca's hervor*): Quidam illos duodecim faciunt. Quatuor enim coeli partes internas dividunt et singulis ventis binos suffectos dant.

Die Bezeichnungen der einzelnen Winde sind nicht bei allen Schriftstellern gleich; es genüge hier die Eintheilung des Aristoteles (Meteor. II, 6.) und des Varro (bei Seneca l. l.) zu geben; die erste Verticalspalte folgender Tafel enthält den Punkt des Horizontes in Graden angegeben, die zweite und dritte die Bemerkungen des Aristoteles und Varro und die vierte diejenigen Punkte unserer Eintheilung, mit denen die der Alten zunächst übereinstimmen.

	Aristoteles.	Varro.	
N	βορέας oder ἀπαρκτίας	Septemtrio	N
N 30° O	μέσης	Aquilo	NOg. N
N 60° O	καικίας	καικίας	NOg. O
O	ἀπηλιώτης	Subsolanus	O
S 60° O	εὖρος	Eurus, Vulturnus	SOg. O
S 30° O	φοινικίας	Euronotus	SOg. S
S	νότος	Notus, Auster	S
S 30° W	λιβόνοτος	Libonotus	SWg. S
S 60° W	λίψ	Africus	SWg. W
W	ζέφυρος	Favonius, Zephyrus	W
N 60° W	ἀργέστης	Argestes, Corus	NWg. W
N 30° W	θρασκίας	Thracias	NWg. N

Nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften behielt man diese Theilung anfänglich noch bei; so befindet sich dieselbe in der Elucidatio fabricae ususque astrolabii a *Johanne Stoflerino*. 4. Oppenheim 1513. fol. XI. Als sich jedoch in der Folge das Unbequeme dieser Eintheilung in höheren Breiten zeigte, gab man sie auf und nahm die der Holländer mehr oder weniger allgemein an. (*L. F. Kämtz.*)

Himmelsgeiss, s. Scolopax gallinago.

HIMMELSGERSTE (die), Hordeum coeleste, auch Jerusalemsgerste, Davidsgerste, ägyptisches, wallachisches, sibirisches Korn, Weizengerste, Reisgerste genannt, ist eine Gerstenart, welche zu der unregelmäßig sechszeiligen gehört, deren Grannen bei der Reife abfallen, so daß die Ähren dann nackt stehen. Sie liefert ein gutes Mehl, welches mit Roggenmehl zum Brotbacken brauchbar ist, empfiehlt sich dadurch, daß sie als Sommergerste die Frühlingsfröste besser erträgt und schnell zur Reife gelangt, daher auf hohen Gebirgen (dem Himalaya in Asien) und in rauhen Gegenden (Norwegen) gebaut wird. Sie verdient, wegen ihres reichen Ertrags, besonders in den Gebirgsgegenden angebaut zu werden. (*Friedr. Heusinger.*)

Himmelsgewölbe, s. Himmel.

Himmelsgeyss, s. Scolopax gallinago.

Himmelsgleicher, s. Äquator.

HIMMELSGLOBUS besteht in einer künstlich verfertigten Kugel aus Metall, Pappe u. s. w., auf welcher die Sterne in derselben gegenseitigen Lage verzeichnet sind, als sie am Himmel selbst besitzen, und er bietet daher eine Darstellung der Himmelskugel auf eben dieselbe Weise, als der Erdglobus eine Abbildung der auf der Erdoberfläche vorkommenden merkwürdigen Punkte und der Umrisse der Länder ausmacht. Durch diejenigen Punkte des Globus, welche mit den Polen des Himmels überein stimmen, geht eine Axe, die in einem messingenen Ringe, der die Kugel umgibt, und als der Meridian irgend eines Ortes angesehen wird, so befestigt ist, daß die Kugel sich leicht mit dieser Axe drehen läßt. Auf diesem Ringe ist noch ein kleiner Ring angebracht und mit ersterem fest verbunden, dessen Lage mit dem des Äquators parallel ist, und in 24 Stunden eingetheilt wird. An die Verlängerung der Axe des Globus, die durch den Mittelpunkt des kleinen Ringes geht, ist ein Zeiger befestigt, der sich mit der Kugel zugleich bewegt, und eine solche Lage haben muß, daß wenn der Frühlingsäquinoctialpunkt des Himmelsglobus unter den Meridian gebracht wird, derselbe auf Null zeigen muß. Führt man dann einen andern Stern unter den Meridianring, so gibt der Zeiger auf dem kleinen Ringe die gerade Aufsteigung oder Rectascension des Sterns in Zeit an. Genau genommen ist aber diese letztere Vorrichtung ziemlich überflüssig, da der kleine Halbmesser dieses Ringes nur eine sehr ungefähre Zeitbestimmung zuläßt, und die gerade Aufsteigung sich viel besser auf dem in Grade getheilten, auf dem Himmelsglobus selbst verzeichneten Äquator ablesen läßt, indem der Punkt des Äquators, welcher mit dem Stern zu gleicher Zeit unter dem Meridianring sich befindet, die gerade Aufsteigung des Sternes in Graden angibt. Hierbei kann man, wenn der Globus nur eine mittelmäßige Größe hat, und die Bewegungen gut eingerichtet sind, ohne Mühe die Be-

1) Quaest. nat. V, 16.

stimmung bis auf die Genauigkeit eines halben Grades treiben, welche in Zeit sich auf zwei Minuten beläuft, während der Stundenring kaum die Genauigkeit einer Viertelstunde, bei dem Halbmesser, der ihnen gewöhnlich gegeben wird, zuläßt. Der eingetheilte Meridianring gibt zu gleicher Zeit die Declination oder die Polardistanz des Sternes, je nachdem die Theilung vom Äquator oder vom Pole aus angefangen wird. Um dem Globus eine Stellung geben zu können, die mit der des Himmels an einem bestimmten Orte übereinkommt, wird selbiger in ein Gestell gesetzt, das von einem hölzernen oder messingenen Ringe geschlossen wird, der den Horizont vorstellt; der Globus muß daher in dem Gestell immer eine solche Lage annehmen können, daß genau die eine Hälfte desselben über dem Horizontringe, die andere unter demselben sich befindet, wodurch die sichtbare und die unsichtbare Hälfte der Himmelskugel von einander unterschieden werden. Will man den Globus für einen gewissen Ort und eine bestimmte Zeit so stellen, daß die Lage der auf selbigem verzeichneten Sterne mit der Lage, welche sie für die gegebenen Bestimmungsstücke am Himmel besitzen, in Übereinstimmung sei, so bewege man den Meridianring in dem Horizontalringe, bis die von letzterem auf ersterem abgeschnittene Anzahl Grade, vom Pole aus gerechnet, der Polhöhe des gegebenen Ortes gleich kommt. Geht die Theilung vom Pol aus, so braucht man daher den Meridian bloß auf die der Polhöhe entsprechende Anzahl Grade zu stellen; wenn aber die Theilung vom Äquator ausgeht, so stellt man den Meridian auf das Complement der Polhöhe oder die Äquatorhöhe des Orts. Hierauf bringt man den Meridianring so viel als möglich genau in die Ebene des Meridians, deren Lage man leicht finden kann. Dann sehe man in einer astronomischen Ephemeride nach, welche Sternzeit im Mittag des gegebenen Tages Statt findet, verwandelt den Zeitraum, um welchen man vor oder nach Mittag die Stellung des Globus sucht, in Sternzeit, und zieht dieselbe von der Sternzeit im Mittag ab, oder addirt sie dazu. Verwandelt man dann diese gefundene Zeit in Grade des Äquators, und bringt den dieser Anzahl correspondirenden Punkt des auf dem Globus verzeichneten Äquators unter den Meridianring, so hat man die gesuchte Lage des Himmelsglobus, die mit der des Himmels selbst übereinstimmt. Gewöhnlich befindet sich bei dem Globus noch ein in 90 Grad getheilter Messingstreifen, der sich an dem Meridianring bewegen läßt, und befestigt man denselben an derjenigen Stelle des Ringes, die dem Zenith des Ortes an der Himmelskugel entspricht, so kann man sich desselben bedienen, um die Höhe der Sterne über dem Horizonte zu messen, und wenn zugleich der Horizontalring gehörig in Grade eingetheilt ist, so erhält man auch das Azimuth des Sternes. Diese Art, die Höhe eines Sternes auszumitteln, ist dann genau genug, wenn man dieselbe etwa zur Bestimmung der Höhenparallaxe eines Kometen oder andern Himmelskörpers, welcher hinreichend weit entfernt ist, daß ein Fehler von einem halben oder ganzen Grade in der Höhenbestimmung nur einen Fehler vom Theilen einer Secunde in der Berechnung der Höhenparallaxe hervorbringen kann, anwenden will, indem man sich auf diese Weise die Mühe erspart, die Höhe des Himmelskörpers durch Hilfe der sphärischen Trigonometrie zu berechnen. Im Ganzen ist der Himmelsglobus das beste Mittel, die Sternbilder kennen zu lernen, und sich die Bewegung des Himmels zu verdeutlichen, in welcher Rücksicht er den übrigen Hilfsmitteln, als Sternkegeln und Sternkarten, bei Weitem vorzuziehen seyn wird. (*D. Eduard Schmidt.*)

Jede massive, völlig runde und glatte Kugel, der man einen weißen Überzug gegeben, und darauf Alles an Kreisen, Sternen und Sternbildern eben so fleißig als richtig aus freier Hand gezeichnet hat, kann dazu dienen, eine bildliche Vorstellung vom Himmel zu geben; allein solche massive Kugeln sind theils schwer und nicht gut zu behandeln, theils wegen der Zeichnung des Himmelsgewölbes äußerst mühsam zu verfertigen, daher man sie gewöhnlich hohl macht und die runde Fläche mit einer Karte, die aus lauter Streifen oder Kugelschnitten besteht, worauf das Sterngewölbe richtig abgedruckt ist, überziehet. Unter den mannichfaltigen Methoden, solche runde entweder massive oder hohle Kugeln zu verfertigen, führen folgende am sichersten zum Ziele.

1) Um massive künstliche Himmelskugeln zu verfertigen, lasse man sich von gutem, reinem, ganz ausgetrocknetem Holze eine vollkommen runde Kugel drehen, und schlage in die beiden entgegen gesetzten Eindrücke, welche die Stacheln des Futters auf der Drehbank in der Kugel hinterlassen haben, runde messingene Stifte dergestalt senkrecht ein, daß solche noch einige Zolle über der Oberfläche hervorragen. Dieses Einschlagen der Stifte ist deßhalb schon jetzt nothwendig, damit die Kugel nicht später durch große Erschütterung leide. Nun kommt es darauf an, der Kugel ihre äußere Einrichtung zu geben, entweder durch Zeichnung aus freier Hand, oder durch Belegung mit Kugelschnitten, worauf die Sterne und Sternbilder richtig abgedruckt sind. Um Wiederholung zu vermeiden, soll hier nur das erste Verfahren, dagegen bei Betrachtung der hohlen Kugeln das andere genauer geschildert werden; natürlich aber beschränkt sich weder das erstere auf die massive, noch das letztere auf die hohle Kugel, sondern man kann bei beiderlei Arten von Kugeln jede der beiden Methoden anwenden. Zuerst wird die runde, aus Holz gedrehte Kugel, auf welcher das Himmelsgewölbe mit den Sternen aus freier Hand nach richtigen Verhältnissen aufgezeichnet werden soll, grundirt. Zu dem Ende wird das Holz mit einem Leime getränkt, den man entweder aus den Abschnitten und Abgängen des weißen Pergaments, oder aus einem englandischen Hornleime, oder aus gutem kölnischen Tischlerleime auf bekannte Art verfertiget hat[1]). Leim von Hausenblase ist aber zu hart, und springt daher oft ab. Je nachdem das Holz weich

1) Vergl. Christ. F. G. Thon, die Kunst Bücher zu binden ꝛc. 2te Aufl. (Ilmenau 1826, 8.) S. 83 ff.

und grobnarbig ist, gibt man demselben mehrere Anstriche mit Leimwasser, bis nichts mehr eindringt und alle Poren wohl verschlossen sind; doch darf sich keine Leimrinde bilden. Das Leimwasser wird Anfangs sehr dünn und warm aufgetragen, damit es besser in das Holz einzieht und der Leim, wenn er trocknet, nicht wieder abspringt; dann wird das Leimwasser etwas verstärkt, um das Holz völlig zu sättigen. Auf diesen Leimgrund, wenn er völlig abgetrocknet und zuerst mit Schafthalm oder Bimsstein, dann mit einem reinen Tuche gut abgerieben und polirt worden ist, wird nun ein weißer oder Kreidegrund[2]), und zwar 6, 8 bis 10 Mal mit einem feinen, doch etwas großen Borstenpinsel warm, dünn und gleich aufgetragen; ist jeder Auftrag gehörig trocken, so wird er mit Schafthalm, welchen man vor dem Gebrauche in warmes Wasser getaucht und wieder abgetrocknet hat, damit er die zu große Sprödigkeit verliere, geschmeidiger werde und weniger stark angreife, oder mit ganz fein pulverisirtem Bimssteine, den man vorher wohl ausgeglüht hat, abgerieben und geglättet. Man kann auch, statt der weißen Kreide, engländisches Bleiweiß oder, noch besser, Schieferweiß nehmen, solches mit Wasser fein abreiben, auf einer Glastafel, in Häufchen gesetzt, trocknen, dann wieder trocken abreiben, und mit Pergamentleim, der durch laulichtes Wasser temperirt worden ist, vermischen und damit wie mit dem Kreidetrank verfahren. Verschiedene Künstler tränken die natürliche Holzfläche der Kugel nicht mit Leim, sondern reiben eine Farbe, welche zur Grundfarbe dienen soll, sogleich mit einem gut trocknenden Ölfirnisse ab und grundiren damit; oder sie tränken die Holzfläche zwar auch, aber nicht mit Leim, sondern mit kochend heißem Ölfirnisse, bereiten die Grundfarbe mit dergleichen Ölfirniß, die Hauptfarbe aber mit einem Lackfirnisse. Jede dieser Behandlungen führt zum Zwecke; denn sowohl das Tränken mit Leimwasser, als auch mit Ölfirniß, verschließt die Zwischenräume des Holzes und bewirkt, daß der Lackfirniß, der sonst auf dem Hirnholze oder auf überspännigen Stellen einen Abstich machen würde, besser deckt. Wenn aber Manche sogleich mit der Hauptfarbe anfangen, um dadurch Zeit, Mühe und Kosten zu ersparen, so ist ein solches Verfahren aus leicht zu begreifenden Ursachen nicht zu billigen. Wie aber auch die Kugel behandelt wird, so ist nach jedem Anstriche ein besonderes Schleifen nothwendig, weil bei aller Mühe und Sorgfalt, die beim Auftragen, sowohl der Grundfarbe, als auch der Hauptfarbe, angewendet wird, sich nur selten alle Erhöhungen ganz vermeiden lassen. Das Schleifen der Grundfarbe geschieht mit Bimsstein, Schafthalm, Fischhaut, Trippel, geschlämmter Kreide oder weißem präparirten Hirschhorne. Den Bimsstein glüht man im Feuer wohl aus, stößt ihn zu einem recht feinen Pulver und beutelt ihn durch ein sehr feines Haarsieb; den Schafthalm behandelt man beschriebener Maße. Nun spannt man die Kugel mit ihren beiden Stiften in eine Drehbank, taucht in die Schleifmasse von Bimsstein, statt dessen man auch zu gleichen Theilen ganz feines Ziegelmehl und pulverisirtes, weißes, präparirtes Hirschhorn, mit einander vermischt, nehmen kann, ein Stück weißen festen Filz und schleift damit die umlaufende Kugel entweder trocken, wenn mit Leim grundirt worden, oder mit Wasser, wenn ein Öl zum Bindemittel gedient hat, bis zur Glasglätte, während man den Abschliff mit einer weichen Bürste in dem ersten, oder mit einem nassen Schwamme für den zweiten Fall, fleißig hinweg nimmt. Um der geschliffenen Fläche die möglichste Feinheit zu geben, nimmt man ein Stück festgewalkten, reinen, weißen Filz, drückt solchen in unvermischtes, weißes, fein pulverisirtes, präparirtes Hirschhorn und polirt damit die geschliffene Fläche so lange, bis sie glatt und glänzend geworden ist. Zuletzt polirt man mit feinem Haarpuder oder pulverisirtem und geschlämmtem Trippel mittels eines alten seidenen Tuchs die Arbeit nach, wodurch der höchste Grad von Feinheit hervorgebracht wird. Ist die Grundfarbe gehörig glatt und eben, dergestalt, daß sich nichts Rauhes mehr, weder durch das Gesicht noch durch das Gefühl wahrnehmen läßt, so wird die Hauptfarbe, welche mit einem Lackfirnisse zubereitet worden ist, aufgetragen, und auch diese geschliffen. Zu diesem Schleifen stößt man ausgeglühten Bimsstein recht fein, reibt ihn auf dem Reibsteine, thut sodann die geriebene Masse in ein Geschirr, gießt Wasser dazu, schlämmt sie ab, nimmt das Feine oben weg, bringt es in ein besonderes, mehr flaches Gefäß, rollt hierauf ein Stück gut gewalkten Filzes fest zusammen, umwickelt ihn einige Male mit Bindfaden, damit er sich während der Arbeit nicht aufrollen kann, und schleift mit diesem und dem Bimssteinwasser die schnell auf der Drehbank umlaufende Kugel auf dieselbe Art, als das erste Mal bei der Grundfarbe. Auch hier wird die Arbeit von Zeit zu Zeit mit einem Schwamme und Wasser wohl gereiniget und mit einem feinen Tuche abgetrocknet, um zu sehen, ob ein weiteres Schleifen nöthig ist. Zeigt sich die geschliffene Farbe nach der Reinigung mit dem nassen Schwamme glatt wie ein reines Glas und läßt sich durch das Gefühl nichts Rauhes mehr wahrnehmen, so kann die Politur oder die völlige Glättung vorgenommen werden. Hierzu gebraucht man präparirtes, weißes Hirschhorn, ein Stück ganz reinen Filz, der aber nicht zusammen gerollt wird, und hinlängliches Wasser, verfährt, wie schon gemeldet, reiniget nach dem Schleifen den Farbengrund zuerst mit dem nassen Schwamme, dann mit einem weichen, leinenen, trockenen Tuche und zuletzt mit einem ebenfalls trockenen, weichen Stücke Hirsch- oder Rehleder, wo dann die Fläche wie ein geschliffenes Spiegelglas erscheinen wird.

2) Um diesen zu erhalten, nimmt man feine, weiße Kreide, stößt sie zu Pulver, reibt dieses auf einem Reibsteine trocken und so zart wie möglich ab, läßt das Kreidepulver durch ein feines Haarsieb oder Beuteltuch laufen, kocht das Durchgelaufene mit reinem, weichem Flußwasser und seihet die Brühe durch ein feines Tuch. Diese Brühe bleibt nun bedeckt so lange ruhig stehen, bis sich die Kreide völlig auf den Boden des Gefäßes gesetzt hat, worauf man das darauf stehende helle Wasser behutsam abgießet und dem Bodensatze so viel Pergament-Leimwasser beimischet, als zur hinlänglichen Verdünnung erforderlich ist.

Bei diesem Abtrocknen muß man ja recht genau darauf sehen, daß nichts von dem Abgeschliffenen zurück bleibt, weil es sich sonst, wenn die Linien, Kreise, Sterne und Sternbilder mit Lackfirniß aufgetragen werden, darunter ziehen und die ganze Arbeit verderben würde. Jetzt erst kann das Erforderliche aufgezeichnet und mit einem farbigen Lackfirnisse ausgemalt oder illuminirt werden. Eine gute und richtige Himmelskarte kann hierbei zum Muster dienen. Die ganz vollendete Himmelskugel ist mit einem lichten Kopallackfirnisse zu überziehen [3]).

2) Benutzung hohler Kugeln zum Himmelsglobus. Sie werden auf folgende Weise zu Stande gebracht.

a) Über ein Gerippe. Man mache aus dünnen hölzernen Reifen, oder aus Ringen, welche von runden Schachteln abgeschnitten worden, oder aus steifen, gut mit Leimwasser getränkten Papierstreifen über einen dünnen hölzernen Cylinder, der an seinen beiden Hirnenden mit einer angemessenen Wölbung versehen und wegen des nachherigen Auftragens verhältnißmäßig kürzer ist, als die Axe oder der Durchmesser der Kugel werden soll, auch in der Mitte ein doppeltes Kreuz und einige andere Seitenarme hat, die sich genau nach der abfallenden Dicke der inwendigen Kugel richten, ein Gerippe, welches so ziemlich die Gestalt einer Kugel besitzt, überziehe es rund herum mit Tuch und schlage in die Mitte der beiden Hirnflächen des Cylinders messingene Stifte ein, die einige Zolle weit hervorragen. Hierauf bereite man eine steife, zähe Masse aus klar geschabter Kreide und Kleister oder Leimwasser, mische Kälberhaare darunter, belege damit die ganze Tuchfläche und drehe die an den beiden Stiften eingespannte Kugel so lange herum, bis der Beschlag trocken geworden ist, wenigstens nicht mehr abfließt. Statt der Kreide kann man auch weißen Thon oder gebrannten Gyps anwenden, den man mit Leimwasser zu einem steifen Breie anrührt. Oder man kocht 4 Loth Tischlerleim in 1 Pfund Wasser; mischt, sobald Alles zergangen ist, 6 Loth Roggenmehl nebst 1 Fingerhut voll Alaun darunter, und rührt Alles wohl zusammen, zuletzt bringt man kleine Stücke von etlichen Bogen grauen Löschpapiers nebst einer hinlänglichen Quantität durchgesiebter Sägespäne in den Leimkleister und knetet Alles in einer geräumigen Schüssel zu einer konsistenten Masse, womit man das Tuch überlegt. Mehlkleister, Kohlenpulver, Kälberhaare und Leimwasser gibt ebenfalls eine brauchbare Masse, die, wie überhaupt auch jede andere, mit Roßkastanienpulver, Wermuth, Aloe oder Koloquinten, gegen das Angehen der Würmer, versetzt seyn muß. Sobald der Beschlag ganz trocken ist, untersucht man die Rundung der Kugel in jeder Richtung entweder mit dem so genannten Tasterzirkel, oder besser durch einen aus Pappe oder Blech geschnittenen Model, der eine vollkommen zirkelförmige Öffnung hat, und füllt alle Vertiefungen mit der Masse gehörig aus, bis die Kugel die gewünschte Größe und Rundung erreicht hat. Es versteht sich aber von selbst, daß jede Lage erst völlig trocken werden muß, bevor eine neue aufgetragen wird. Zuletzt ist die ganze Kugel mittels eines zarten Pinsels mehrmals mit starkem Leimwasser oder dünnem Kleister zu überstreichen, und wenn auch dieser Grund gänzlich ausgetrocknet ist, die Fläche hinlänglich zu ebnen, fein abzureiben und auf allen Punkten vollkommen zu runden. Das Ebnen geschieht mit einer Feile, das Abreiben mit Polirpapier, Fischhaut, Bimsstein oder Schafthalm. Zum Abwischen des losgeschliffenen Unrathes dient eine zarte Bürste. Das Abreiben der Kugelfläche läßt sich auch mit einer Mischung von sehr zartem Ziegelmehle und pulverisirtem Hirschhorne mittels eines Stücks weißen, festen Filzes bewerkstelligen. Erst wenn die Fläche der Kugel ganz eben, rund und glatt ist, kann sie mit einer Himmelskarte überzogen werden.

Eine andere Anweisung zur Verfertigung hohler Himmelsgloben von 1 Pariser Fuß im Durchmesser, und zwar über ein Gerippe, hat der Astronom Schröter in Bode's astronom. Jahrbuche für d. J. 1786 ertheilt; das Wesentliche davon ist Folgendes. Man lasse sich eine Axe von gehöriger Länge, viereckig, $\frac{1}{7}$ Zoll dick, von Messing, nebst einer dazu gehörigen etwas kürzeren, viereckigen, messingenen Scheide verfertigen, worin die Axe genau hin und her geschoben werden kann, und welche den ersten Grund des Kugelgerippes darstellt. An jedes Ende dieser Scheide wird ein rundes messingenes, 2 Pariser Zolle im Durchmesser haltendes Blech gelöthet, welches an seiner Peripherie 12 Löcher hat. In diese Löcher werden, oben und unten, 12 halbrunde Bügel von Eisendraht dergestalt befestiget, daß diese erste Anlage des Skelets im Durchmesser nur etwas über 10 Zolle hält. Durch diese 12 Bügel, welche man sich als Meridiane des Gerippes vorstellen kann, wird feiner Eisendraht, 1 Zoll weit von einander so eingeflochten, daß daraus gleichsam der Äquator des Gerippes mit seinen Parallelen entsteht. Hierauf wird durch die zwischen dem Drahte befindlichen Quadrate Heede oder grober Flachs eingeflochten, hier und dort an den Draht angenäht und durch und durch mit ziemlich dickem Leimwasser zum öftern nach einander benetzt. Auf diese erste kugelförmige Rinde, wenn sie trocken geworden ist, werden frische Lagen von Heede oder Flachs gebracht und ebenfalls mit Leimwasser getränkt, bis die Kugel etwa $10\frac{1}{4}$ Par. Zolle im Durchmesser hat. Nunmehro wird ein dicker Kitt, den man aus gebrannter, ganz fein gestoßener Kreide mit gekochtem, etwas dickem Leimwasser verfertiget hat, mit einem starken Pinsel lagenweise und so lange aufgetragen, bis die Kugel, welche während dieser Operationen auf einer Maschine beständig um ihre Axe gedreht wird, an allen Punkten ihrer Fläche genau 1 Par. Fuß im Durchmesser beträgt und eine zähe, zugleich steinharte, Rinde erhalten hat. Um das Spalten oder Reißen des Kittes zu verhüten, muß man jede Lage immer erst ganz trocken und hart werden lassen, bevor eine frische aufgetragen wird. Da ferner die Kartentheile, wenn sie für eine Kugel von 1 Fuß Durch-

3) Vergl. hierüber meine vollständige Anleitung zur Lackirkunst ꝛc. 3te Aufl. Ilmenau 1825. 8.

messer bestimmt und eingerichtet sind, beim Aufziehen durch den nassen Anstrich mit Buchbinderkleister über 1 Linie länger und verhältnißmäßig breiter werden; so muß man die Kugel um so viel über das Maß von 1 Fuß vergrößern. Zu dem Ende wird die Kugel erst mit einer Feile und Bimsstein polirt, dann werden papierne Patronen, welche nach dem Verhältnisse der Kugel gerichtet und etwas kleiner als die Segmente der Karte sind, lagenweise, nach jedesmaliger Abtrocknung, fest über einander gekleistert, so daß die folgende Patrone stets die Hälfte der vorher aufgeklebten deckt, bis die Kugel auf ein Haar so groß ist, als die Kugelschnitte der Karte wegen ihrer Ausdehnung beim Aufziehen erfordern, welches leicht durch eine mit den Segmenten der Karte gleich große Patrone probirt werden kann. Jetzt wird diese feste Papierrinde mit Bimsstein abgeschliffen, und zwar in kreisförmiger Bewegung. Die Segmente der Karte sind mit recht gutem, frischem Buchbinderkleister auf das Genaueste aufzutragen. Auf den Kleister kommt viel an. Zuletzt wird die völlig fertige Kugel mit einem hellen Leimwasser von Hausenblase oder Pergamentschnitzeln sorgfältig und wenigstens 2 bis 3 Mal überstrichen, wodurch die Farben der Karte gleichsam fixirt und die Zwischenräume des Papiers gegen das Eindringen des Lacks verstopft werden. Ist der letzte Leimauftrag völlig trocken geworden, so wird ein sehr leichter, durchsichtiger Kopallackfirniß so gleichmäßig wie möglich mit einem so genannten Fischpinsel, welcher aber nicht zu klein seyn darf, ein Mal oder mehrere Male aufgesetzt, um der Kugel theils Glanz und Schönheit zu geben, theils sie gegen nachtheilige Einwirkung einer abwechselnden Temperatur zu schützen, auch ihre Oberfläche mit einem feuchten Schwamme säubern zu können, wenn Staub oder Fliegenschmutz solche verdunkelt haben.

b) Ohne Gerippe läßt sich eine hohle runde Kugel nach einem Modelle folgender Gestalt hervorbringen. Man nehme eine vollkommen runde Kugel, öle sie gut ein, oder bestreiche sie überall recht stark mit Seife, damit kein Ankleben an die Form Statt findet, und belege sie rund herum und möglichst gleich mit einer ziemlich konsistenten, zähen und stark bindenden Masse, die dem Zeuge der Papiermacher ganz gleich seyn, aber auch auf andere Weise bereitet werden kann[4]). Die Masse läßt sich dadurch abändern, daß man derselben entweder etwas Kälberhaare und fein gesiebte Sägespäne, oder ganz kurz geschnittenen Flachs oder Hanf, nächstdem auch bittre Sachen, als Wermuth, Roßkastanienpulver, Aloe u. dgl., gegen das Angehen der Würmer, beimischt; auch ist es gut, die aufgetragene Masse an verschiedenen Stellen mit Abschnitten von starkem Papiere, das man gut in Leim- oder Gummiwasser eingeweicht hat, zu belegen, damit sie fester zusammen hält und nicht so leicht abfällt. Hat die aufgetragene Masse durch das Austrocknen hinlängliche Stärke und Festigkeit erhalten, daß sich die Kugel auf der Drehbank abdrehen und weiter behandeln läßt: so wendet man Alles an, um ihr eine völlig runde und glatte Gestalt zu geben. Ist auch dieses geschehen, so wird der hornharte Überzug mit einem recht scharfen Messer genau auf der hohen Kante oder dem Äquator durchschnitten und das Model oder die Form, über welche die Kugel gebildet worden ist, heraus genommen. Um diesen beiden dadurch entstandenen Halbkugeln theils eine gemeinschaftliche Axe, theils auch zwei feste Punkte zu geben, um welche sich nachher die Kugel rund herum drehen läßt, wird eine hölzerne Welle mit einem doppelten Kreuze, deren Länge sich nach dem innern Durchmesser der Kugel richtet, in den hohlen Raum eingesetzt und durch den Überzug in jedes Hirnende der Welle ein runder Stift von Messing dergestalt vertikal eingeschlagen, daß die beiden Enden noch um einige Zolle frei heraus stehen, worauf dann die genau zusammen stoßenden Ränder der beiden Halbkugeln mit einem guten Leime zu einem Ganzen fest verbunden werden. Dem Schlusse mehr Festigkeit zu geben, reibt man nicht allein in die Fuge einen guten Kitt ein, den man aus Bleiweiß, Mennige, Umbraun und ein wenig Silberglätte mit etwas warmem Leimwasser bereitet hat, sondern überlegt sie auch mit Streifen weißen, feinen Papieres, oder sehr zarter alter Leinwand mittels Leimes oder Kleisters. Die weitere Zubereitung stimmt mit den früheren Angaben überein.

c) Noch festere Kugeln aus Teigmasse lassen sich in concaven Formen auf folgende Weise bilden. Man drehe einen hinlänglich großen viereckigen Klotz von hartem, festem Holze so aus, daß die Höhlung eine vollkommen runde und glatte Halbkugel vorstellt, die jedoch um einen Zoll tiefer ist, als die halbe Zirkelform erfordert, damit der rauhe und ungleiche Rand der aus Teig fabricirten Figur auf der Drehbank später gehörig glatt und so weit es nöthig ist, abgenommen werden kann. Diese halbkugelförmige und glatte Vertiefung wird zuerst mit Seife gut eingerieben; dann drückt man in dieselbe von der zähen Teigmasse so viel ein, als erforderlich ist, die ganze innere Fläche damit ¼ bis ganzen Zoll dick recht gleichförmig zu belegen; hierauf wird eine andere um so viel kleinere Form, die aber conver seyn und genau in die Vertiefung einpassen muß, ebenfalls mit Öl oder Seife bestrichen und auf die eingedrückte Teigmasse gepreßt, wodurch diese einen festern Zusammenhang bekommt; zuletzt wird die trocken gewordene Halbkugel inwendig mit Papier oder Leinwand mittels guten Leimes ausgefüttert, aus der Form genommen und ganz ausgetrocknet. Hat man auf gleiche Weise auch eine zweite

4) Man nimmt nämlich altes Papier oder Druckmakulatur, kocht das eine oder andere in Wasser und rührt es mit einem hölzernen Stabe gehörig um, bis es seine Konsistenz verloren und sich in einen dünnen Brei aufgelöset hat. Nun gießt man das Wasser durch ein Haarsieb davon ab, stößt die zurück gebliebene Masse in einem großen, messingenen Mörser, oder in einer andern, gleiche Wirkung hervorbringenden Maschine, bis sie so weich und zart als möglich geworden ist, worauf man sie gut ausdrückt oder auspreßt und mit einem starken Gummi- oder Leimwasser bis zu einer dicklichen Flüssigkeit verdünnt, welche letztere sodann in einem schicklichen Gefäße langsam eingekocht wird, bis sie die rechte Konsistenz erhalten hat.

Halbkugel in derselben Form aus der Teigmasse gestaltet, und sind beide Halbkugeln vollkommen ausgetrocknet, so nimmt man ihre ungleichen Ränder auf der Drehbank so weit ab, daß durch Zusammensetzung derselben eine zirkelrunde Kugel entsteht, in deren Höhlung, wie vorher beschrieben worden, ein Cylinder eingepaßt und auf jedem seiner Stirnenden mit einem runden hervorstehenden Stifte versehen wird.

d) Statt einer Teigmasse kann man, sowohl über convexe, als auch in concaven Formen ebenfalls Kugeln aus ganzen Druckbogen, oder aus Streifen von präparirter Pappe verfertigen. Wenn man ganze Druckbogen anwendet, müssen diese durch ein warmes Leimwasser gezogen und blattweise auf oder in der Form über einander aufgelegt werden. Die Form bestreicht man zuvor, wie immer, mit Öl oder Seife, und den ersten Bogen zieht man durch kein Leimwasser, sondern durch ein lauwarmes reines Wasser; die übrigen Bogen müssen aber alle in warmer Leimbrühe etwas erweichen, damit sie sich kugelförmig biegen lassen, ohne viele Runzeln zu machen. Jeder aufgezogene Bogen wird dann mit einem trockenen Tuche an allen Orten gut angedrückt. Je nachdem der Überzug dick werden soll, werden viele oder wenige solcher Bogen über einander aufgeleimt, und, um die Festigkeit zu erhöhen, kann jedes Mal, so oft 6 oder 8 Papierbogen aufgeleimt sind, ein Stück zarte, dünne, alte Leinwand dazwischen aufgeleimt werden. Ist die Kugel innerhalb mit einer Welle versehen, zusammen gesetzt und ganz trocken, so wird ihre äußere Fläche auf der Drehbank vollkommen abgerundet und glatt gemacht. Soll dagegen eine künstliche Kugel mittels einer Form aus Pappe gebildet werden, so ist letztere erst so zuzubereiten, daß sie nicht allein fest, sondern auch glatt wird; also mit einer gewöhnlichen Zieh- oder Schabeklinge auf beiden Seiten abzuziehen, damit die auf der Oberfläche befindlichen Erhabenheiten wegfallen, dann mit einem ziemlich großen ebenen Stück Bimsstein auf beiden Seiten so lange ab zu reiben, bis die Oberfläche hinlänglich geebnet ist. Haben sich aber Erhöhungen aus der Pappe heraus gearbeitet, so füllt man die Löcher mit einer Masse von Kreide und Leim aus. Hierauf überstreicht man mit einem großen Pinsel die beiden Seiten der Pappe mit einem heißen Leimwasser, das wenigstens noch einmal so stark seyn muß, wie zum Papierleimen oder Planiren, und reibt es, die Pappe auf ein ebenes glattes Bret gelegt, mit dem Pappenreiber oder Falzbeine derb ein, wodurch nach dem Trocknen eine besondere Festigkeit und Glätte entsteht. Sind die geleimten Pappen trocken, so schlägt man sie auf dem Steine, um eine gleichförmige Stärke zu erzielen, und überzieht beide Seiten mit dünnem Conceptpapiere. Hiebei wird nicht die Pappe, sondern der Aufzug egal und nicht zu dick mit Kleister überfahren; man streicht diesen mit dem Falzbeine überall gut und scharf an, um alle Falten, Luftblasen und allen überflüssigen Kleister heraus zu bringen, welches am sichersten dadurch erreicht wird, wenn man einen trockenen Bogen überbreitet und auf demselben die Striche führt, denn sonst kann das aufgezogene Papier leicht vom Falzbeine zerrissen werden. Hierauf muß man die Pappe — um das Geschäft zu beschleunigen mehrere — zwischen ebenen Brettern von gleicher Größe in die Presse stellen, aber nach einigen Minuten wieder heraus nehmen, auf einer Ebene zum Trocknen ausbreiten, und wenn sie noch etwas feucht sind, auf dem Schlagsteine auf beiden Seiten schlagen. Auch nach dem Schlagen stellt man die Pappen noch einige Zeit in die Presse und wendet sie einige Male, damit der Druck auf alle Seiten gleichförmig wirkt. Wem dieß zu umständlich ist, kann die Pappen bloß mit Bimsstein abreiben, schlagen, mit dem Glättkolben oder einem Glättglase gehörig poliren und dann abpressen. Statt eigentlicher Pappe kann man auch aus festem Schreibpapier, welches auch beschrieben seyn kann, nur nicht mit Streusand belegt bleiben darf, sich selber eben so zweckmäßiges Material schaffen[5]). Um nun aus Pappe eine hohle Kugel zu bilden, mißt man mit einem Faden oder Pergamentstreifen den größten Umfang der als Form dienenden Kugel ab, bringt dieses Maß, dem man etwas zugibt, in einer geraden Linie auf eine Pappentafel, zeichnet darauf das Netz der Kugel ab, schneidet die Zeichnung aus und leimt das pappene Netz, welches aus lauter Kugelschnitten besteht, die in der Mitte mit einander zusammen hängen und vereinigt eine ganz runde Figur bilden, auf der Form zu einem Ganzen zusammen[6]). Zu dem Ende wird der erste Kugelschnitt

5) Man bestreicht nämlich einen Bogen dünn und gleich mit Kleister, legt auf denselben einen zweiten unbestrichenen, reibt solchen mit der Hand oder mit dem Falzbeine überall gut an, bestreicht einen dritten Bogen wieder mit Kleister, legt ihn auf den zweiten, reibt ihn ebenfalls wohl an und fährt hiermit so lange fort, bis das Papier die erwünschte Stärke hat und zur Pappe geworden ist, welche unter einem trockenen Bogen gehörig ausgestrichen, hierauf in die Presse gestellt und nach kurzer Zeit heraus genommen, getrocknet, geschlagen, abgepreßt und auf beiden Seiten geglättet wird. 6) Um das Netz der Kugel zu zeichnen, theilt man eine gerade Linie, welche drei Mal so lang als der größte Umkreis der Kugel ist, in ungefähr 36 gleiche Theile und numerirt sie mit fortlaufenden Zahlen, setzt dann den Zirkel in die Zahl 1 ein, eröffnet ihn bis zur Zahl 11 und macht durch diesen Theilungspunkt 11 einen Bogen, setzt den Zirkel mit gleicher Weite in die Zahl 2 und beschreibt durch den zwölften Theilungspunkt ebenfalls einen Bogen und so weiter, bis zwölf solcher Bogen beschrieben sind. Dann setzt man den unverrückten Zirkel in die Zahl 20 und macht einen Bogen, der den ersten in Nr. 11 durchschneidet, dann von der Zahl 21 einen dergleichen und so weiter, bis alle 12 Bogen in gleicher Entfernung von der geraden Linie durchschnitten sind. Ist die Zeichnung richtig, so muß die Länge eines solchen Doppelbogens, von einem Durchschnittspunkte bis zum andern, mit der Länge von 6 Theilen der geraden Linie des Netzes gleich seyn, weil diese die Hälfte eines größten Kreises der werdenden Kugel geben. Ist die Zeichnung des Netzes fertig, so werden die Kreisbogen von der geraden Linie an, bis zu den Durchschnittspunkten, mit einem scharfen, an der Spitze etwas zurück gebogenen Messer oder Schnitzer auf einem glatten ebenen Schneidebrete von Linden- oder Birnbaumholz recht vertikal ausgeschnitten, damit die Kanten gleich werden, weßhalb die Schneide des Messers weder einwärts noch auswärts, sondern immer ganz gerade aus geführt werden muß. Die Reinheit des Schnitts hängt übrigens größten Theils vom Winkel ab, welchen die Klinge des Messers beim Schneiden mit der Fläche der Pappe macht; denn hält man das Messer zu steil, so wird der Schnitt gewöhnlich unrein. Die Zeichnung des Netzes für eine Kugelgestalt ist an sich leicht, das Aus-

auf die hölzerne Form mit kleinen Zwecken an mehreren Punkten so aufgenagelt, daß die beiden Spitzen in die beiden Pole genau zusammen treffen; an diesen wird der zweite Kugelschnitt, dessen Rand oder Kante man mit gutem, nicht zu dünnem Leime bestrichen hat, genau angestoßen und ebenfalls mit kleinen Nägeln angeheftet; an diesen reihet sich der dritte Kugelschnitt u. s. w., bis alle Kugelschnitte mit ihren mit Leim bestrichenen Rändern an einander gelegt und angeheftet worden sind, wodurch denn, nach der Form der Kugel, ein geschlossenes Ganzes entsteht, dessen Fugen zu größerer Festigkeit noch ausgekittet werden. Will der letzte Kugelschnitt nicht gehörig schließen, weil er zu lang oder zu kurz, zu schmal oder zu breit u. s. f. ist, so kann leicht nach der Figur ein anderer geschnitten und eingesetzt werden. Ist dieser erste Überzug von Pappe dann ganz trocken, und sind alle Nägel heraus gezogen; so wird nach dem Umfange der Kugel ein zweites Netz auf Pappe gezeichnet, ausgeschnitten und eben so aufgeleimt, nur ist dann nicht bloß der Seitenrand, sondern auch die eine Fläche, welche auf die Kugel zu liegen kommt, mit Leim zu bestreichen und so aufzulegen, daß jeder obere Kugelschnitt die Fuge des untern zur Hälfte überdeckt. Je nachdem der Überzug von Pappe dick werden soll, ist dieß mehr oder weniger oft zu wiederholen, wobei man nicht unterlassen darf, das Aufgetragene trocken werden zu lassen, ehe man die Arbeit fortsetzt, dann erst die Rinde auf der hohen Kante, welche den Äquator macht, mit einem scharfen Messer von einander zu schneiden, und die hölzerne Form heraus zu nehmen. Die beiden Halbkugeln werden innerhalb mit Papier oder Leinwand ausgefüttert, mit einer passenden armigen Walze und zwei Stiften versehen, gut zusammen gefügt, verkittet, außerhalb mit Papier überzogen, auf der Drehbank vollkommen abgerundet und polirt, bevor die Himmelskarte glatt und eben aufgezogen werden kann, sofern man der Kugel nicht einen weißen Kreidegrund geben und darauf aus freier Hand die Sternbilder, Sterne und was sonst noch erforderlich ist, abbilden will.

Mit Übergehung anderer Verfertigungsarten massiver und hohler Kugeln bleibt nur noch zu erörtern übrig, wie die Himmelskarte, welche aus Segmenten oder Kugelschnitten besteht, aufzuziehen ist. Es ist dabei vor Allem auf einen recht guten, völlig knollenfreien Kleister von der besten holländischen Weizenstärke, dem man etwas fein gestoßenen Alaun beigemischt hat, von der rechten Konsistenz, oder auch guten Leim von gleichen Eigenschaften zu sehen. Sind die Segmente gefüttert, oder ist das Papier stark und steif, so kann man Kleister nehmen; ist aber das Papier dünn, und soll es sich weniger ausdehnen, auch geschwinder anziehen und trocknen, so ist Leim besser[7]). Mit dem einen oder dem andern Bindemittel werden nun die Segmente oder Kugelschnitte, die man verkehrt auf reine Pappe oder ein erwärmtes Bret legt, weder zu fett noch zu mager, und recht gleichförmig mittels eines guten und weichen, am Spitzende etwas rund zugeschnittenen Pinsels, der keine Haare oder Borsten fahren läßt, bestrichen, wobei man Verrückung des Gegenstandes sorgfältig vermeiden muß, weil sonst das Untertheil schmutzig wird, daher man denselben mit zwei ausgespreizten Fingern der linken Hand gut fest zu halten hat. Bei dem Bestreichen muß der Leim gehörig warm und flüssig seyn, und der Arbeitende sowohl im Anstreichen, als auch im Auflegen und Anreiben rasch zu Werke gehen[8]). Um das mit Leim oder Kleister gehörig bestrichene Segment aufzuziehen, hebt man es mit einem biegsamen, an der Spitze abgerundeten Messer vom Kleisterbrete in die Höhe, faßt es behutsam an der einen Spitze an, legt es so auf die Kugel, daß beide Spitzen genau in den Punkt der Pole zusammen treffen, und drückt es mit einem reinen, weichen, trockenen Tuche gut an. Erst wenn der Kugelschnitt etwas angezogen hat, nimmt man das glatte Falzbein oder einen gefaßten Agatstein und reibt ihn auch damit überall an. Bei diesem Anreiben muß man aber niemals vergessen, ein reines Blatt Papier aufzulegen, theils um bei Anwendung des Kleisters, welcher das Papier sehr durchnäßt, das Durchreiben zu verhüten, theils um das aufgeklebte Papier nicht zu beschmutzen und theils um Streifen zu vermeiden, welche außerdem bei einem mit Farben bedruckten Papiere leicht da entstehen, wo man das Falzbein etwas scharf anwendet. Ist der erste Kugelschnitt aufgeleimt und gut angerieben, so wird mit dem zweiten und allen folgenden eben so verfahren, wobei nächstdem genau darauf zu sehen ist, daß die Linien, Kreise und Sternbilder genau an einander passen, welches leicht durch das mehrere oder wenigere Ausdehnen des mit Leim oder Kleister angefeuch-

schneiden und die Zusammensetzung desselben aber schwierig, weil alle Spitzen, welche durch die zusammen laufenden Kreisbogen auf beiden Seiten der geraden, den Äquator vorstellenden Linie, gebildet worden sind, sich in die beiden Pole scharf und genau vereinigen müssen, es aber mißlich bleibt, den Schnitt ganz gerade zu führen und diese Spitzen gegen die Pole hin gehörig und so gut mit einander zu verbinden, daß der Schluß eine vollkommen runde Kugel darstellt. Überdieß dürfen die Kreisbogen, wo sie den Äquator schneiden, nur in einem Punkte mit einander zusammen hängen, wenn das Netz richtig gezeichnet und ausgeschnitten seyn soll, mithin ist kaum zu verhüten, daß das Netz, wo es so locker zusammen hängt, bei der geringsten Gewalt in diesem schwachen Punkte von einander reißt. Bei einiger Größe der Kugel sind auch gewöhnliche Papierbogen oder Pappen zu einem solchen Netze nicht groß genug; denn eine Kugel von nur 7 Zollen im Durchmesser hat schon einen Umfang von wenigstens 22 Zollen und erfordert zur Aufzeichnung des Netzes eine fast drei Mal größere Länge. Es kann daher eine nur mäßig große Kugel von Pappe auf keine andere Art gebildet werden, als daß die Kugelschnitte, welche man durch die Zeichnung des Netzes erhält, auf der hölzernen, mit Seife bestrichenen Form einzeln zusammen gefügt und mit einander zu einem Ganzen fest verbunden werden.

7) Vieles Papier, das mit Farben bedruckt ist, verträgt auch keinen Kleister, und jedes verliert damit mehr oder weniger von seinem Glanze, deßhalb verdient der Leim bei dem Aufziehen der Kartentheile in der Regel den Vorzug. 8) Viele Erleichterung bei dieser Art Arbeit verschafft ein Zimmer, welches einen gewissen Grad von Wärme hat und nicht so kalt ist, daß der Leim bald gerinnt, bevor man mit dem Anreiben fertig ist, denn sonst verliert er seine Bindekraft; auch muß derselbe nicht über Kohlen, sondern in einem Wasserbade in seiner rechten Wärme erhalten werden.

teten Papiers zu bewerkstelligen ist. Überhaupt ist es gut, die Kugel vor dem Aufziehen in so viele Theile genau einzutheilen, als man Segmente der Karte zur vollständigen Bekleidung nöthig hat, wodurch der große Vortheil entsteht, daß kein Kugelschnitt mehr als sich gehöret, ausgedehnt wird. Ist die Kugel mit den Kartentheilen überzogen, welche ein genau passendes und geschlossenes Ganzes darstellen müssen, als wäre Alles, wie aus einem einzigen Stücke gegossen: so erfolgt die Lackirung.

Viele Künstler haben sich durch die Verfertigung großer und künstlicher Globen verdient gemacht; für den Handel liefern Nürnberg, nächstdem auch Augsburg, Wien, Berlin und andere Orte, Himmelskugeln in bedeutender Menge, welche sich durch Genauigkeit, Vollständigkeit und Schönheit des Stichs vortheilhaft auszeichnen. Insonderheit zu erwähnen sind die von Bode besorgten Globen, welche seit 1792 zu Nürnberg (in der Schneider- und Weigelschen Buch- und Kunsthandlung) erscheinen; ferner die der dortigen geschickten Künstler Bauer und Behringer, des Kunstinstituts von J. G. Franz jun. Man macht in dieser gewerbfleißigen Stadt sowohl kleine Globen von 1 bis 2 Zoll Dicke, als auch größere bis zu 1½ Fuß und drüber im Durchschnitt, welche 1 bis 60 und mehr Gulden das Stück kosten. In Wien verfertigt vorzüglich die Tapetenfabrik von Spöhrlein und Rahn gute und brauchbare Himmelskugeln von 1 Fuß Durchmesser zu mäßigen Preisen, und in Frankfurt a. M. hat J. B. Albert folgende Preisbestimmungen: Erd- und Himmelskugeln, 1 Schuh im Durchmesser groß, in allen Stücken sehr fleißig und schön gearbeitet und das Gestelle von geschliffenem Mahagoniholze, das Par zu 110 fl., mit geringerem Gestelle 100 fl., mit geringerem Gestelle und die messingene Arbeit nicht so fein geschliffen zu 66 fl.; Erd- und Himmelskugeln von 9 Zoll Durchmesser von D. F. Sotzmann in Berlin, mit neuen geographischen und astronomischen Entdeckungen, Kompaß, Höhequadrant, Meridian, Stundenring u. s., vortrefflich von Messing gearbeitet, das Par mit allem Zubehör, 45 fl.; Erd- und Himmelskugeln von 12 Zoll Durchmesser nebst Höhenquadranten, Kompaß und Beschreibung zum Unterrichte, 48 fl.; verschiedene kleinere Erd- und Himmelskugeln, das Par von 5 fl. 30 kr. bis zu 25 Gulden. (*Fr. Thon.*)

Himmelsgürtel, s. Zone.

Himmelshäuser, s. Nativitätstellen.

Himmelsheer, s. den Art. Heer (2te Sect. IV, 380.)

HIMMELSHERZ, heißt bei den Sternkundigen der Grad der Ekliptik, welcher zu einer gegebenen Zeit im Meridian steht. (*R.*)

Himmelshöhe, 1) s. Himmel. 2) s. Breite.

HIMMELSKARTEN oder STERNKARTEN, sind die Abbildungen der gegenseitigen Lage der Fixsterne in einer Ebene, und verhalten sich zum Himmelsglobus eben so, wie die Landkarten zum Erdglobus. Sie werden meistens Theils so gezeichnet, daß sie die hohle Seite der Himmelskugel vorstellen; will man daher die darauf verzeichneten Sternbilder, mit denen am Himmel rücksichtlich ihrer gegenseitigen Lage in Übereinstimmung bringen, so muß man diese Himmelskarten sich über den Kopf gehalten denken, und sie kugelförmig krümmen, so daß die bezeichnete Seite des Papiers die Höhlung bildet. So wie man Abbildungen der Erdoberfläche hat, welche die halbe Erdkugel vorstellen, und andere, die sich bloß auf einzelne Theile dieser Oberfläche beziehen, so gibt es auch Himmelskarten, welche theils die ganze sichtbare Himmelszone, theils nur einzelne Sternbilder derselben darstellen. Für die Karten, welche den ganzen sichtbaren Theil des Himmels auf einer Ebene darstellen sollen, wählt man die Projection gewöhnlich so, daß der Nordpol in die Mitte der Karte fällt, und dehnt dieselbe über den Äquator hinaus noch so weit aus, daß alle Sternbilder, welche in unsern Gegenden über den Horizont sich erheben, auf der Karte verzeichnet werden können. Unter den ältern Sternkarten sind zu bemerken, der Atlas von Bayer, Hamsteed, Doppelmayer; ersterer führte die Bezeichnung der einzelnen Sterne in jedem Sternbild durch griechische Buchstaben ein, welche Methode auch seitdem von allen Astronomen beibehalten worden ist. Jetzt gebrauchen die Astronomen meisten Theils Harding's Sternkarten; jedoch wird von den berühmtesten Sternkundigen jetzt eine noch vollständigere Darstellung des Himmels bearbeitet.

(Dr. *Eduard Schmidt.*)

HIMMELSKEGEL oder STERNKEGEL. Dieses Hilfsmittel die Sterne kennen zu lernen, besteht in zwei ziemlich stumpfen hohlen Kegeln, auf deren innerer Fläche die Gestirne abgebildet werden, so daß ein jeder einzelne Kegel die Himmelskugel vom Pol bis zum Äquator darstellt. Sie enthalten eben so wie die Himmelskugeln nur die vorzüglichsten Sterne, da ihre Ausdehnung nicht erlaubt, die kleinern Sterne mit aufzuzeichnen, und sind daher für den Astronomen, welcher die Bestimmung der Lage von so viel Sternen als möglich haben muß, und der sich daher bloß der Specialkarten zu bedienen genöthigt wird, von geringem Gebrauch. Auch selbst, um die Sterne erst kennen zu lernen, ist der Globus bei Weitem vorzuziehen, da auf diesem die Verzeichnung der Kreise, welche zur nähern Bestimmung der Lage der Sterne dienen, so wie auch die tägliche Bewegung des Himmels am natürlichsten nachgewiesen werden kann. (D. *Eduard Schmidt.*)

Himmelskerze, die gemeine Königskerze, s. Verbascum Thapsus.

Himmelskönigin, s. Maria.

Himmelskorn, s. Himmelsgerste u. Hordeum.

Himmelskörper, s. Weltkörper.

HIMMELSKREISE. Zur nähern Bestimmung der Lage der Gestirne an der scheinbaren Himmelskugel, in deren Mittelpunkte die Erde angenommen wird, ist es nöthig, durch diesen Mittelpunkt, welchen der Beobachter einnimmt, Ebenen zu legen, die bekanntlich die Himmelskugel in größten Kreisen schneiden müssen. Hierher gehören der Horizont, der Äquator, der Meridian, die

Ekliptik, die Verticalkreise, die Stundenkreise, die Breitenkreise, die Coluren. Andere Kreise gehen nicht durch den Mittelpunkt der Kugel, und sind daher kleinere Kreise, wie die Parallelkreise, die Höhenkreise, die Wendekreise. Die Erklärungen aller dieser einzelnen Himmelskreise kommen unter den zugehörigen Benennungen einzeln vor. (Dr. *Eduard Schmidt.*)

HIMMELSKRON, auch HIMMELKRON geschrieben, in ältern Zeiten Pretzendorf genannt, ein großes Pfarrdorf im Landgerichtsbezirk Gefrees des baiernschen Ober-Mainkreises, 3 Stunden von Baireuth und Culmbach, in einem fruchtbaren und angenehmen Thale am weißen Main, in welchem bis über Walzendorf hinaus Perlenmuscheln gefunden werden, mit einem schönen landesherrlichen, und nun in Erbpacht gegebenen Schlosse, das ehedem den Markgrafen von Brandenburg, wegen der guten Lage zur Reiherbeize, zum gewöhnlichen Sommeraufenthalt diente. Außerhalb dem Hofgarten bis fast zum Dorfe Trebgast bestand hier eine vom Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg angelegte, 912 Schritt lange, aus 4 Reihen geformte Lindenallee, die allgemein bekannt und besucht war, aber zu einem eben so allgemeinen Bedauern durch eine unglückliche Finanzspeculation 1791 abgetrieben wurde. Am 28. Dec. 1280 stiftete Graf Otto I. von Orlamünde hier in seiner Feste Pretzendorf ein adeliges Nonnenkloster Cistercienser Ordens, Himmelskron genannt (woher der nachherige Ortsname), welches vom Grafen Otto II. mit mehrern andern Orten 1338 den Burggrafen von Nürnberg überlassen, und von diesen 1569 säculariſirt wurde. Die in der Stiftskirche des Orts befindlichen Monumente und Grabstätten von den Grafen von Orlamünde und den Markgrafen von Brandenburg werden von Reisenden, bei ihren Wanderungen ins Fichtelgebirge, stets besucht. (*Fenkohl.*)

HIMMELSKUGEL, auch Weltkugel genannt, ist diejenige hypothetische Kugelschale, an welcher bei den Lehren der sphärischen Astronomie die Himmelskörper befindlich angenommen werden, und in deren Mittelpunkt die Erde versetzt wird. Vermöge der Umdrehung der Erde um ihre Axe, welche in 24 Stunden Sternzeit Einmal in der Richtung von Westen nach Osten vollendet wird, scheinen die Gestirne sich in derselben Zeit, aber in entgegen gesetzter Richtung, um die Erde zu bewegen, indem jeder Stern einen Kreis beschreibt, dessen Mittelpunkt in einer durch die beiden Weltpole gehenden Linie, der Weltaxe, liegt, welche mit der Umdrehungsaxe der Erde eine parallele Lage hat. Diese Erscheinung läßt sich nun am einfachsten dadurch erklären, daß man annimmt, alle Sterne seien auf einer mit beliebigem Halbmesser aus dem Ort des Beobachters als Mittelpunkt beschriebenen Kugelschale befestigt, welche sich in 24 Stunden um eine durch die Weltpole gehende Axe von Osten nach Westen zu dreht, und die Himmelskugel genannt wird. Die Leichtigkeit, mit welcher sich unter dieser Voraussetzung die sphärisch-trigonometrischen Aufgaben der Astronomie, bei denen es nicht auf die wirkliche gegenseitige Entfernung der Himmelskörper, sondern bloß auf ihre scheinbare, in Winkeln ausgedrückte Entfernung ankommt, auflösen lassen, hat die Astronomen bewogen, diese Hypothese als Grundlage der sphärischen Astronomie aufzustellen. Die Lage der Gestirne an der Himmelskugel wird entweder gegen den Äquator durch gerade Aufsteigung (Rectascension) und Abweichung (Declination) oder gegen die Ekliptik durch Länge und Breite, oder endlich, wenn man die Veränderungen der Lage der Gestirne gegen den Horizont, welche durch die tägliche Umdrehung hervorgebracht werden, finden will, durch Azimuth und Höhe bestimmt. Übrigens versteht man unter Himmelskugel auch zuweilen die künstliche Darstellung der Gestirne derselben auf einer Kugel, oder den Himmelsglobus.

(Dr. *Eduard Schmidt.*)

Himmelskunde, s. Stern- u. Weltkunde.

Himmelslänge, s. Länge.

Himmelslauf, Bewegung der Himmelskörper, s. Sterne u. Weltkörper.

Himmelsleiter, 1) s. Jakob (Patriarch). 2) Bot. s. Polemonium caerul.

Himmelslerche, s. Alauda arvensis.

Himmelslilie, s. Iris germanica.

Himmelsluft, s. Äther.

HIMMELSMANNA, wird von Muselmanen und Christen das auf den Gebirgen Omyrian und Asf, bei Merdin, jedes Jahr fallende Alhagi- oder Tereniabin-Manna genannt, wovon sich die Bewohner der Gegend nähren *), vergl. den Art. Manna. (*Th. Schreger.*)

Himmelsmehl, s. Bergmilch (1ste Sect. IX, 127.) u. Mehl.

Himmelspol, s. Himmel u. Weltpol.

HIMMELSPUR, auch Schlagen und Fegen, nennt man in der Jagdsprache das Reiben des Hirsches an Büschen und Stangen, um sein neu aufgesetztes und verecktes Gehörn vom Baste zu befreien. Dieß Zeichen hat der Weidmann bei hartem Boden, wenn die Fährte triegt, in der Vorsuche mit dem Leithunde wohl zu beachten. Je stärker der Hirsch ist, desto höher und an desto stärkern Stangen findet sich die Himmelspur.

(*Benicken.*)

HIMMELSRÄUME, sind die Ausdehnungen nach drei Dimensionen, in welchen die Himmelskörper ihre Bewegungen vollführen. Es ist von jeher viel darüber gestritten worden, ob dieser Raum leer oder mit einem widerstehenden Mittel angefüllt sei; denn daß die Imponderabilien, Licht und Wärme, den Raum vorübergehend anfüllen müssen, sieht man sogleich aus dem Umstande, daß diese Materien sich von einem Himmelskörper zum andern fortpflanzen. Ist die Vibrationshypothese über die Bewegung des Lichts die richtige, so muß sogar der Raum stetig mit einem Mittel, dem Äther, welches die Schwingungen, die in unserm Auge die Empfindung von Licht hervorbringen, fortzupflanzen

*) s. J. Wolf im Magaz. f. d. neueste Gesch. der evangel. Missions- u. Bibelgesellschaft. Basel 1826. 8. III. S. 426.

im Stande ist, angefüllt seyn. Die Anhänger der Meinung, daß der Raum völlig leer sei, bringen zur Bestätigung dieser Annahme den Umstand vor, daß alle Beobachtungen über den Stand der Planeten ihren Ort so angeben, wie ihn der Calcul, bei welchem kein widerstehendes Mittel als Element der Rechnung aufgenommen ist, zeigt. Allein hiergegen könnte man sehr füglich einwenden, daß die Reihe von Beobachtungen, denen in der Rücksicht auf ihre Genauigkeit ein besonderes Vertrauen geschenkt werden darf, noch keinen so großen Zeitraum umfassen, daß die geringe Veränderung der Bewegung, die durch den Widerstand einer im Raume verbreiteten Materie hervorgebracht werden könnte, unsern Sinnen merklich geworden wäre, ohne daß man jedoch die Möglichkeit läugnen könne, im Laufe der Zeiten werde sich die Wirkung dieser widerstehenden Kraft endlich noch bis zur Bemerkbarwerdung anhäufen. Außerdem scheinen neuere Beobachtungen wirklich ein widerstehendes Mittel im Raume nachzuweisen, indem z. B. bei dem Enke'schen Kometen sich Veränderungen in der Bahn gezeigt haben, die auf keine Art durch die gewöhnlichen störenden Kräfte, die aus den Anziehungen der Planeten entstehen, genügend erklärt werden konnten, sondern auf ein widerstehendes Mittel, in welchem der Komet sich bewegt, hin deuten. Die Wirkung des Widerstandes muß sich übrigens bei der Bewegung eines Kometen viel schneller und stärker zeigen, als bei der eines Planeten, weil der erstere Himmelskörper bei einer bedeutenden Ausdehnung viel weniger Masse besitzt als letzterer, indem man bis jetzt noch bei keinem Kometen eine merkliche Masse hat nachweisen können. Da der Enke'sche Komet bei seiner kurzen Umlaufszeit sehr oft wiederkehrt, so werden künftige Beobachtungen uns in den Stand setzen, genauer über das Daseyn eines widerstehenden Mittels urtheilen zu können.

Versteht man unter dem Himmelsraum nicht den absoluten Raum, sondern bloß denjenigen, dessen Dimensionen sich zwischen den Gestirnen befinden, so drängt sich die Frage auf, ob dieser Himmelsraum unendlich sei oder nicht. Schon Lambert und Kant haben sich für die Unendlichkeit der sichtbaren Welt erklärt, allein ohne daß sie durch wirkliche Beobachtungen ihre Meinung unterstützen konnten. Erst Herschel konnte es wagen, durch Hilfe seiner ausgezeichneten optischen Instrumente die Ausdehnung des Himmelsraumes näher zu untersuchen, und aus der Erfahrung entnommene Gesetze über die Vertheilung der Gestirne in demselben aufzustellen; und obgleich wohl unser Auge, selbst wenn es am besten bewaffnet ist, verhältnißmäßig nur auf geringe Tiefen in den Raum einzudringen im Stande ist, so darf man dennoch diesen Beobachtungen zu Folge mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der Raum nach allen Seiten zu ins Unendliche hin mit Weltkörpern angefüllt seyn muß, da lichtstärkere Fernröhre an Stellen neue Gegenstände zeigten, von denen durch schwächere Instrumente keine Spur zu bemerken war. So glaubte man in ältern Zeiten, daß an denjenigen Stellen des Himmels, wo die Milchstraße sich in ihrem schwachen Schimmer zeigt, die Sterne in unendlichen Reihen hinter einander lägen, weil man damals auch durch die besten Fernröhre zwischen den Sternen einen schwachen Schimmer sah, bis es endlich Herschel gelang, vermittels seiner großen Teleskope auch diese schwachen Schimmer in Sterne aufzulösen, und auf diese Weise den Himmelsraum jenseits der Milchstraße zu erreichen. (Dr. *Eduard Schmidt.*)

Himmelsrose, s. Agrostemma coeli rosa.

HIMMELSSCHLÜSSEL, FRÜHLINGSSCHLÜSSELBLUME, BATHENGEN u. s. f. (Primula veris officinalis), eine bekannte Pflanze aus der 5ten Klasse, welche bei uns häufig auf Wiesen, in Gebüschen und Hecken wild wächst, aber auch in Gärten mit vieler Liebhaberei gezogen, und wegen ihrer vielen Blumen und dauerhaften Natur geschätzt wird. — Die schwefelgelben, wohlriechenden, einen schleimig-süßlichen Geschmack besitzenden Blumenkronen (Flores paralyseos seu primulae veris), geben im frischen Zustande einen angenehmen, gelinde schweißtreibenden Thee, verlieren aber unter dem Trocknen fast allen Geruch und Geschmack. Als ein Mittel wider Krämpfe und Lähmungen, wofür sie sonst gehalten wurden, sind sie gewiß sehr unwirksam. Das Kraut (Herba paralyseos), und die zusammenziehende, etwas anisartig riechende Wurzel (Rad. paralys.) waren ehemals auch offizinell. — Man darf diese Pflanze nicht mit einer andern ihr sehr ähnlichen, der Primula veris elatior, verwechseln, die man sonst für eine Varietät von jener betrachtete, jetzt aber für eine eigene Gattung hält, da sie sich durch größere Blätter, einen höhern Blumenschaft und geruchlose Blumen hinlänglich unterscheidet. (*Fr. Thon.*)

Himmelsschwertel, Schwertlilie, s. Iris germanica.

HIMMELSSEXTANT, ist ein neueres, von Hevel an dem Himmel eingeführtes Sternbild, welches nur kleine Sterne an der Zahl 54 enthält. Es befindet sich unter dem Vordertheil des Löwen über der Wasserschlange. (Dr. *Eduard Schmidt.*)

Himmelssphäre, s. Himmelskugel u. Himmelsglobus.

Himmelsspur, s. Himmelspur.

HIMMELSSTADT, vormals ein Kloster, jetzt eine Domäne des Landsberger Kreises im königl. preuß. Reg. Bez. Frankfurt der Provinz Brandenburg. (*R.*)

Himmelsstängel, s. Herbstenzian u. Gentiana.

HIMMELSSTEINE (Palaeont.), eine ältere Benennung solcher Steine, worauf man Himmelskörpern ähnliche Zeichnungen fand, wie von Sonne, Mond, Sternen, Wolken u. dgl. (*H. G. Bronn.*)

Himmelsstrich, s. Klima u. Zone.

HIMMELSSTÜRMER. Als solche werden bei den Alten die Giganten bezeichnet. S. die Artikel Gigant und Riese. (*St.*)

Himmelstadt, s. Himmelsstadt.

HIMMELSTHAU, HIMMELTHAU, MANNASCHWINGEL, ESSBARER SCHWINGEL, SCHWADENGRAS, eine grasartige, 3, 4 bis 6 Fuß hohe,

mehrjährige Pflanze der 3ten Linné'schen Klasse, welche im nördlichen Europa auf niedrigen sehr feuchten Wiesen, in tiefen Sümpfen, an den Rändern der Seen und Moräste, in nassen Gräben u. s. f. wild wächst, aber auch häufig in Polen, in der Mark Brandenburg, bei Grätz in Steiermark u. s. f. mit Vortheil angebaut wird. (Über das Botan. s. Festuca fluitans). In den langen, ästigen, aufrecht stehenden, ährenförmigen Rispen befinden sich längliche, etwas zusammen gedrückte, auf der einen Seite erhobene, auf der andern in der Mitte etwas ausgekehlte, glatte Samenkörner, welche von einer dünnen, braunen, sich leicht ablösenden Schale umschlossen sind, und unter derselben eine weißgelbe mehlige Masse enthalten, welche einen süßlichen angenehmen Geschmack besitzt. An vielen Orten, namentlich in Liefland, Preußen, Polen, Schweden und Dänemark, in der Provinz Brandenburg, in Schlesien u. a. Gegenden, sammeln die Landleute den Samen von Johannis bis in den Herbst auf eine sehr beschwerliche Weise mit Haarsieben, über welche sie die Halme biegen und abklopfen. Da aber der Same in den Ähren nicht auf einmal reif wird, und nach seiner völligen Reife bei der geringsten Erschütterung sogleich ausfällt; so benutzt man zur Einsammelung desselben am besten den frühen Morgen, ehe noch die Sonne den Thau abgetrocknet hat, weil zu dieser Zeit die Körner fester sitzen; dieß Einsammeln der Frucht im Thau hat den Namen: Himmelsthau, der in mehrern Gegenden gewöhnlich ist, veranlaßt. Nach dem Einsammeln wird der Same zuerst auf einem Tuche ausgebreitet und an der Sonne getrocknet; dann schüttet man ihn, mit etwas angefeuchtetem Stroh oder Schilf vermischt in einen hölzernen Trog und stampft ihn mit einer hölzernen Keule, bis die Schalen abgegangen sind, worauf das Ganze geworfst oder gesiebt wird. Ein auf diese Art enthülseter und gereinigter Same liefert die bekannte Schwaden- oder Mannagrütze, auch polnische Manna (Grana Mannae), welche ein eben so angenehmes, als gesundes und nahrhaftes Nahrungsmittel gibt, selbst zur Erholung für Wiedergenesende angewendet werden kann, doch mehr zu Suppen und breiartigen Speisen, als zu Backwerk dient, weil sie nicht gut gährt. Wegen dieser vorzüglichen Brauchbarkeit ist die Manna- oder Schwadengrütze, die man auch zuweilen Himmelsbrot nennt, ein gangbarer Handelsartikel, welcher aus Polen, Lithauen, Preußen, Schlesien u. s. f. über Frankfurt a. d. Oder in Säcken stark versandt und zum Hausgebrauche in aufgehängten leinenen Beuteln verwahrt wird. Roh dient der Same zum Futter für Änten, Gänse u. a. Wasservögel; auch lieben ihn die Fische, besonders die Forellen, und die Halme mit ihren Blättern können als ein gutes Futterkraut für Pferde und Rindvieh benutzt werden. (*Fr. Thon.*)

HIMMELSTHÜR, katholisches Pfarrdorf im Amte Steuerwald, ¼ Stunde NW. von Hildesheim, in einer fruchtbaren Gegend am Fuße des Krela, woselbst Hildesheimer Bürger viele Landsitze haben, 54 Häuser und 447 Einw. Dieser alte Ort wird in der Provinzialgeschichte oft erwähnt. Bischof Bernward schenkte dieß sein Familiengut, Himbisduri, dem Stifte; 1022 erscheint dasselbe als Eigenthum des Klosters Michaelis: nachher war hier ein Landhaus des Bischofs Jodocus Edmund. Der jetzige Name ist bloß durch Sylbenanklang ohne Gleichheit der Bedeutung aus dem alten Namen hervor gegangen. (*Sonne.*)

Himmelsstrich, s. Klima u. Zone.

HIMMELSVEREHRER, coelicolae, werden in einem Gesetze des Kaisers Honorius im J. 408 als eine religiöse Partei erwähnt, welche gleich den Donatisten und andern Ketzern ihre gottesdienstlichen Versammlungshäuser verlieren solle [1]). Ihr Glaube wird in jenem Gesetze nicht näher bestimmt, sondern nur als Neuerung bezeichnet; sie erhielten daher den Befehl, binnen Jahresfrist den wahren christlichen Glauben anzunehmen und werden für den Fall des Ungehorsams mit den Strafen der Ketzer bedroht. Es wurde ihnen hauptsächlich zur Last gelegt, daß sie einige Christen zum Judenthum verleitet hätten. Nach Augustinus [2]) traf man die Anhänger dieser Partei, welche auch eine eigene Taufe hatte, vorzüglich in Afrika. Gothofredus [3]) unterwarf diesen sonst nicht weiter angeführten religiösen Verein einer scharfsinnigen Untersuchung; Johann Andreas Schmidt [4]) zeigte wenigstens, was man sich nicht darunter denken müsse [5]). Da von den Himmelsanbetern Christen zum Judaismus vermocht wurden, so waren jene gewiß selber Juden, hatten aber vielleicht manches Christliche recipirt, so daß sie als Mischlinge gewisser Maßen zwischen dem Christenthume und Judenthume zu stehen schienen; Himmelsdienst wird ihnen gewiß mit Unrecht zugeschrieben, denn sie mochten nur, wie die Juden überhaupt, den Gebrauch des Namens Gottes vermeiden und dafür שמים Himmel anwenden [6]), wie ja auch bei uns nicht selten geschieht. Bei der Unzulänglichkeit der Nachrichten ist es sehr natürlich, daß sich sehr verschiedene Ansichten über diese Partei bildeten. Einige hielten sie für abtrünnige Christen, welche sich wieder zum Judenthum gewandt hätten, Andre für eine Abtheilung der Essener, noch Andre für solche Juden, welche sich auf Astrologie legten oder sich der Kabbala befliffen. (*A. G. Hoffmann.*)

---

1) Cod. Theodos. L. XVI. tit. 5. de Haeret. l. 43. Omnia, quae in Donatistas - - decreta sunt - - in executionem plenissimam - - deduci, ita ut aedificia quoque vel horum, vel *Coelicolarum* etiam (*quae nescio cujus dogmatis novi conventus habent*) ecclesiis vindicentur. Vgl. tit. 8. l. 19. de Jud. Coelic. et Samaritanis: Coelicolarum nomen inauditum quodammodo novum crimen superstitionis vindicavit. Hi nisi infra anni terminos ad Dei cultum venerationemque christianam conversi fuerint, his legibus, quibus praecepimus haereticos adstringi, se quoque noverint attinendos. - Cod. Justin. l. 12. tit. eod. 2) Epist. 44. (al. 163.) in Opp. Tom. II. p. 80. ed. Bened. Antwerp. 3) Commentar. ad l. 19. Cod. Theod. de Judaeis Coel. et Samarit. 4) Historia coelicolarum. Helmst. 1704. 4. 5) Christian Wilhelm Franz Walch (Histor. Patriarch. Judaeor. p. 7 ff.) führt mehrere andere Schriftsteller an, welche den Gegenstand behandelt haben. 6) Schröckh's christl. Kirchengesch. 7r Bd. S. 416. 2te Ausg.

Himmelsvogel, s. Paradisea apoda.

Himmelswagen, s. Bär.

Himmelswohnungen, s. Himmel (Dogmat. und Religionsgesch.)

HIMMELSZEICHEN, 1) Astronomie. Ist der zwölfte Theil der Ekliptik, oder ein Bogen von 30 Grad dieses größten Kreises. Der Anfang der Theilung nach Himmelszeichen befindet sich immer im Durchschnittspunkte der Ekliptik mit dem Äquator, und zwar in demjenigen, bei welchem die Sonne über den Äquator steigend sich dem Nordpol nähert, d. h. im Frühlingsäquinoctialpunkt. Von hier aus zählt man immer östlich die 12 Himmelszeichen in der Ekliptik fort, deren Namen mit den 12 Sternbildern des Thierkreises in Übereinstimmung stehen; sie sind der Reihe nach folgende: Widder (♈), Stier (♉), Zwillinge (♊), Krebs (♋), Löwe (♌), Jungfrau (♍), Wage (♎), Skorpion (♏), Schütze (♐), Steinbock (♑), Wassermann (♒), Fische (♓). Die 6 erstern dieser Zeichen heißen die nördlichen, die 6 letztern die südlichen, indem die erstern in dem Theil der Ekliptik sich befinden, der zwischen dem Äquator und dem Nordpol liegt, die letztern hingegen in demjenigen, der nach dem Südpol hin sich neigt. Man theilt sie auch der Bewegung der Sonne zu Folge in aufsteigende und niedersteigende, indem die Sonne in den erstern sich dem Nordpol nähert, in den letzten hingegen sich von demselben entfernt. Die aufsteigenden Zeichen sind: Steinbock, Wassermann, Fische, Widder, Stier, Zwillinge; die niedersteigenden: Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Skorpion, Schütze. Durch den Eintritt der Sonne in den Anfangspunkt oder Nullpunkt des Widders, des Krebses, der Wage und des Steinbocks, wird der Anfang der astronomischen Jahreszeiten bedingt. So gibt der Eintritt der Sonne in den Nullpunkt des Widders (Frühlingsäquinoctialpunkt) den Anfang des Frühlings, in den Nullpunkt des Krebses (Sommersolstitialpunkt) den Anfang des Sommers, in den Nullpunkt der Wage (Herbstäquinoctialpunkt) den Anfang des Herbstes, in den Nullpunkt des Steinbocks (Wintersolstitialpunkt) den Anfang des Winters. Um die Reihenfolge dieser Zeiten besser zu behalten, hat man die lateinischen Benennungen derselben in folgende Verse gebracht:

Sunt Aries, Taurus, Gemini, Cancer, Leo, Virgo
Libraque, Scorpius, Arcitenens, Caper, Amphora, Pisces.

In frühern Zeiten bedienten sich die Astronomen bei der Angabe der Länge eines Himmelskörpers gemeiniglich dieser Zeichen; war z. B. die Länge eines Sternes 68° 20′ so schrieb man dieselbe so, II 8° 20′, oder auch 2^{z} 8° 20′; jetzt pflegt man aber gewöhnlich bei Angaben von Längen die 360 Grad in der Ekliptik, eben so wie bei der geraden Aufsteigung die Bogen des Äquators vom Frühlingsäquinoctialpunkt an fort zu zählen. Eine jede Bewegung, welche von Westen nach Osten nach der angegebenen Ordnung der Zeichen vor sich geht, heißt eine rechtläufige oder directe; bewegt sich der Himmelskörper hingegen von Osten nach Westen gegen diese Ordnung fort, so heißt er rückläufig oder retrograd. Da der Durchschnittspunkt des Äquators mit der Ekliptik selbst eine rückgängige Bewegung auf der Ekliptik besitzt, die ziemlich gleichförmig jedes Jahr 50¼ beträgt, die so genannte Präcession, so folgt hieraus, daß die Himmelszeichen sich nach und nach immer mehr von den gleichnamigen Sternbildern des Thierkreises, mit denen sie zu Hipparchs Zeiten am nächsten zusammen fielen, entfernen müssen. (Dr. *Eduard Schmidt.*)

2) Jagdsprache. Das Himmelszeichen macht der Hirsch mit seinem Gehörne, wenn er zu Holze zieht. Er streicht dann mit demselben oben an die Äste junger Laubhölzer, so daß das Laub sich umkehrt, und umgewendet hängt, bricht auch wohl kleine Reiser mit dem Gehörn ab. (*Benicken.*)

Himmelsziege, Heerschnepfe, s. Scolopax gallinago.

Himmelthau, s. Himmelsthau.

HIMMELWITZ, polnisch Jemielnica (sprich. Jemielniza), säkularisirtes Cisterzienserstift und Dorf in der königl. preuß. Provinz Schlesien, dem Reg. Bez. Oppeln, und von der Kreisstadt Großstrehlitz 1½ Meile im O.; am Himmelwitzer Wasser. Im Dorfe sind 103 H., 1 herrschaftliches Schloß, 1 Vorwerk mit Schäferei, 656 Einw., fast sämmtlich katholisch, 1 kathol. Pfarrsonst Klosterkirche und 1 Begräbnißkirche; 1 katholische Schule, 1 Brennerei, 5 Wassermühlen, 1 mit Bretschneide, 1 Ölmühle, 1 Lederwalke, 1 Kalkofen, 1 Ziegelei, 1 Theerofen, 1 königl. Unterförsterei der Inspection Rybnik, indem der 4000 Morgen große Himmelwitzer und Gonschiorowitzer Forst, bei der 1817 vom Fiscus vorgenommenen Dismembration und Veräußerung des Vorwerks, Statseigenthum geblieben ist. In ihm werden die so genannten Hamburger Balken geschlagen. — Das Cisterzienserkloster Himmelwitz wurde 1282 (Zimmermann schreibt 1280) durch Herzog Boleslaus zu Oppeln auf 20 Ordensbrüder gestiftet; von den Hussiten 1425 — 28 zerstört; durch Brand 1617, und durch die Schweden im 30jährigen Kriege hart verwüstet, 1733 abermals ein Raub der Flammen, und hierauf, besonders aber die Kirche erweitert aufgebaut (Es stand auf der Stelle des jetzigen Thurms eine ganz abgesonderte Kapelle. In ihr wurde ein Götzenbild des Tyrus aufbewahrt, was man beim Schlemmen des Teiches gefunden. Man vergleiche Dr. Büsching's Abhandlung hierüber); 1810 aber den 24. Nov. säkularisirt. Das eigentliche Kloster ist verfallen und wird abgetragen werden. Im Prälaturgebäude sind jetzt das königl. Domänen-Justizamt, und seit 1828 auch der Pfarrer. Das Kloster hat 40 Äbte gehabt. Bei der Stiftung schenkte ihm Herzog Boleslaus die Dörfer Himmelwitz, Zionslas, Rosniontau, Gostenia, Ottmuth, Kadlubietz bei Krappitz, Gogolin und Malne. Die ersten 5 gingen in den ersten 40 Jahren, man weiß nicht wie, verloren. Zum Ersatz schenkte 1325 sein Sohn Albert Herr zu Strehlitz, das Dorf Lasiska, später Dombrowka und Wierchlesie. Diese 3, von den Hussiten zerstört, wur-

den wegen Verarmung des Stifts von den Oppeln'schen Herzogen wieder aufgebaut, aber nun auch als ihr Eigenthum behalten, und dem Kloster nicht wieder gegeben. Im J. 1364 kam das Gut Ottmitz mit fürstl. Genehmigung von Margaretha Jaroslaus an das Stift, wurde aber 1783 zur Tilgung der Schulden aus dem 7jährigen Kriege wieder verkauft. Zionslas wurde 1568 — 70 verpfändet und konnte nicht wieder eingelöst werden. 1641 schenkte Gotthard Zycz v. Brücke dem Kloster zur Wiederaufhilfe das Gut Januschkowitz, und 1702 wurden Raschowa und Wielmierzowitz vom Stifte erkauft; eben so 1725 beide Antheile von Gonschiorowitz, und 1746 das Dorf Rokkitz; doch mußte das Stift das Dorf Wielmierzowitz veräußern. Daher besaß das Kloster bei seiner Auflösung im J. 1810 nur noch die 6 Güter: Himmelwitz, Rosniontau, Gostenia, Januschkowitz, Raschowa und Gonschiorowitz. Bis 1817 war Himmelwitz königlich, seitdem ist die Gemeinde frei, das Vorwerk an Graf Renard auf Großstrehlitz verkauft, und nur die Jurisdiction ist vom State vorbehalten worden.

(*J. G. Knie.*)

HIMMEROD, HIMMEROTH, richtiger Hemmeroth (Hemmenrod), jetzt ein Hofgut, vormals aber eine ansehnliche und merkwürdige Abtei Cisterzienser-Ordens (im Kreise Wittlich des Reg. Bez. Trier); sie lag einsam und düster, in dem Umfange des vormaligen trier'schen Amtes Manderscheid nordwestlich von Wittlich zwischen der Lieser und Salm und hieß am Orte abbatia de Claustro. — Ihre Entstehung fällt in dieselbe Zeit mit dem Ursprunge von Waldsassen in der Oberpfalz und mit Heiligkreuz in Östreich. Schon um das Jahr 1129 wurden von dem Erzbischof Meginerus einige Mönche dieses Ordens von Orval (im Luxemburg'schen) nach Trier berufen, und ihnen eine Wohnung nebst einer kleinen Kapelle angewiesen. Des Stadtlärmens bald müde, verließen sie die Stadt, und bezogen eine Wohnstelle an dem so genannten Winterbach, in einem angenehmen Thale zwischen Cordel und Erang, an den Ufern der Kyle, einige Stunden nördlich von Trier. (Aug. 1134). Auch diese Stelle scheint den strengen Mönchen noch zu lebhaft gewesen zu seyn; aber auch zu sehr beschränkt, da ihre Zahl aus dem Hauptkloster von Clairval immer mehr angewachsen gewesen seyn mag. Der Erzbischof Adalbero versetzte sie endlich [1]) im J. 1138 in jene waldige Gegend, wo man noch jetzt einen Theil der Bauten des Klosters sieht. Auf die Veranlassung des heiligen Bernardus nannte man diesen Ort Claustrum [2]), welchen Namen das Kloster in manchen Urkunden vorzugsweise führte; auch setzte man zuweilen hinzu Claustrum Himmerod (auch Hemmenrod, Himmelrod, Haymmerode). Der Zusatz wurde später der Hauptname. Man hielt dieses Kloster, vorzüglich im Mittelalter, hinsichtlich des sittlichen Zustandes, auch wohl der literarischen Beschäftigung, für eines der ausgezeichnetsten in dem Lande. An tüchtigen Vorstehern fehlte es nie an diesem Orte. Nach einer schriftlichen Note des Abtes Johann war in dem J. 1453 in diesem Kloster ein Handschriften-Vorrath von 2000 Bänden [3]), allerdings ein Beweis von der rühmlichen Thätigkeit der hiesigen Mönche. Ein zeitlicher Abt von Himmerod war ein Mitglied der kurtrierschen Landstände. Dieses Kloster wurde, wie alle übrigen des ehemaligen Erzstiftes, von den Franzosen aufgehoben. Die Verzierungen des Hochaltars in der Domkirche zu Trier, so wie der zur Seite stehende bischöfliche Sitz, sind Überbleibsel aus der sehr schönen Kirche von Himmerod, welche jetzt nur noch in traurigen Ruinen zu sehen ist.

(*Wyttenbach.*)

Aus der Specialgeschichte dieser Abtei bemerken wir noch Folgendes. Unter den Schülern des heil. Bernhard, welche sich sein Jugendfreund, der trier'sche Erzbischof Adalbero, 1134 erbeten hatte, waren Ranulfus und Helias. Der zuerst erwählte Ort Winterbach war deßhalb nicht sehr glücklich gewählt, weil das enge, durch häufige Überschwemmungen noch mehr verengte Thal, nur kärglichen und ungewissen Ackerbau verstattete, auf welchen doch der Orden vornehmlich begründet, dann wurde das Kloster von Pfalzel, wo der Erzbischof gewöhnlich weilte, und von Trier aus unaufhörlich mit Besuchen, die für Zucht und Haushaltung gleich hinderlich, belästigt. Die Wahl von Haymerode wird so motivirt. Der heil. Bernhard war, als die Verlegung des kaum begründeten Klosters in Winterbach beabsichtigt wurde, selbst im Lande herum gewandert, um eine schickliche Stelle für seine Söhne aufzusuchen, und hatte bei dieser Gelegenheit auch den Kyllwald gesehen, und wie er die einsame Stelle betrat, die von ihrem ersten Anbauer, von einem Hemmo, den Namen Hemmeroth empfangen, da rief er, begeistert von der heiligen Stille, die nur des Forstes Rauschen unterbrechen durfte, und die ihn erinnerte an das jungfräuliche Kämmerlein, in dem die auserwählte Braut mit dem geliebten Bräutigam ohne Unterbrechung, und ohne Furcht einer Unterbrechung kosen darf, hic vere Claustrum est beatae Mariae Virginis. Die Kolonie hatte aber auch in Himmeroth manches Ungemach, und zumal in den ersten 2 Jahren nicht selten wirklichen Mangel zu tragen, bis unter Ranulfs, des ersten Abtes weiser Leitung, die umliegende Wildniß sich allgemach in nutzbares Ackerland verwandelte, und die nähere Bekanntschaft mit den frommen, arbeitsamen und mildthätigen Klausnern die Herzen der Nachbaren erweichte. Geschenke von Bedeutung wurden dargebracht: so gab Fredelo von Bruch den Ort

1) *Heesii* Manipulus rerum memorabilium Claustri Hemmorodensis etc. p. 6 sq. — *Hontheimii* Hist. Trev. dipl. I. p. 538.
2) In der Stiftungsurkunde Adalbero's heißt es: Locum illum *Claustrum* appellari fecimus, ob amorem et reverentiam praedicti venerabilis Abbatis (Bernardi).
3) Ein großer Theil derselben hatte sich früher durch Verleihungen in die Ferne verloren; doch einige sind in unsern Tagen in die Bibliothek von Trier gerettet worden, unter welchen das Chartularium Himmerodense in drei Bänden vorzüglich merkwürdig ist.

Altenhemmeroth, die anrainende Bauerngemeinde in Lettich ein bedeutendes Beholzigungs- und Weiderecht aus ihrem Walde, Heinrich, der Herr von Kerpen und Manderscheid, sammt seinen Genossen, Robin von Esch und Theoderich von Malberg, ein noch ungleich ausgedehnteres Weide- und Beholzigungsrecht auf den Wald Hönscheid, und Papst Eugen III. konnte, als er am 27. Mai 1152 das neue Kloster mit allen seinen Besitzungen in Schutz nahm, deren bereits eine gute Zahl aufführen. Ranulf starb im J. 1167, in dem nämlichen Jahre, in dem er von Adalbero's Nachfolger, von dem Erzbischofe Hillin für sein Kloster die dem Erzstifte von dem Grafen Albert von Moßberg anheim gefallenen Weinberge in Kaimt erhalten hatte. Ranulfs Nachfolger, Giselbert, vollendete des Vorfahrers Schöpfung, ließ am 1. Junius 1178 vom Erzbischof Arnold I., der zu dem Ende ein ganzes Jahr in Himmeroth zubrachte, die neu erbaute Kirche zu Ehren der heil. Dreifaltigkeit und der jungfräulichen Mutter Gottes, und nach und nach auch ihre 27 Altäre einweihen, erhielt von dem nämlichen Erzbischofe, unter andern, durch Urkunde vom J. 1181, das Allodium Langscheid, früheres Besitzthum der Herren von Isenburg, schickte eine Colonie unter dem seligen Hermann aus, die das neue Kloster Stromberg, später Heisterbach, bevölkerte, und starb in hohem Alter, um das J. 1189. Er war es, der, wie uns Cäsarius von Heisterbach berichtet, einen Bruder, der vor der ihm angesetzten Stunde verschieden war, durch die Macht des Gehorsams in das Leben zurückrief, und sodann in Frieden entließ, auch einem Besucher, der seine Verwunderung äußerte, daß Männer, die in der Welt das üppigste Leben geführt hatten, wie Ulrich Flaß, Gerhard Waschart, und andere Ritter, jetzt, als Klosterbrüder in Himmeroth, ein so armseliges Leben führen, mit ungekochten Kräutern, mit Erbsen und Linsen sich begnügen könnten, die merkwürdige Antwort gab: „ich füge diesen groben Speisen stets drei Pfefferkörner bei, die sie dergestalt würzen, daß niemals das Geringste in dem Teller übrig bleibt. Das erste Körnlein ist ein durch lange Metten gebrochener Schlaf, das zweite ermüdende Handarbeit, das dritte die Gewißheit, daß keine bessere Kost gereicht werde." Der vierte Abt, eben der fromme und hochbegabte Seher Hermann, der zuerst dem Kloster Stromberg vorgestanden, wurde von Erzbischof Johann I. von Trier nach Rom gesendet, um für ihn, aus des Papstes Clemens III. Händen, das Pallium zu empfangen (1190), und rief in dem Augenblicke der feierlichen Übergabe, gleichsam dem ihn umgebenden Kreise entrückt: „Gebenedeiet sei der Herr, heute ist die Handschrift unseres Fluches zerrissen worden!" Als nun der Papst die Deutung dieser Worte von ihm begehrte, entgegnete er, die heil. Hildegard habe vorhergesagt, die Krone der Herrlichkeit von Trier würde 7 Jahre lang zu Boden liegen, und der heutige Tag erscheine ihm als der letzte dieser 7 unglücklichen Jahre, in denen Volmar und Rudolf, sich um die trier'sche Inful streitend, die trier'sche Kirche und Landschaft mehr denn einmal an den Rand des Verderbens geführt hätten. Hermann, der nach der Wichtigkeit des ihm gewordenen Auftrags zu schließen, zu den besondern Freunden des neuen Erzbischofs gehörte, erhielt von ihm das römische Amphitheater zu Trier, den so genannten Kaskeller (1211), von Kaiser Heinrich VI. im J. 1191 die Kirche zu Altrip, bei Speier, von Albero von Senheim, um 1204, ein Allodium, Haus und Weinberge zu Senheim, von den Sammtherren des Dorfes Metternich, bei Coblenz, von den Grafen Heinrich und Walram von Nassau, von Anselm von Molsberg und von dem Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen, auch von der Dorfgemeinde zu Metternich, einen öden Distrikt Rore genannt (1206), der aber bald, unter den Händen der fleißigen Brüder von Himmeroth, sich in einen prachtvollen Hof verwandelte, ernährte, während einer grimmigen Hungersnoth viele tausend Menschen, und starb, voll der Verdienste, im J. 1223, nachdem er bereits 1215 die Regirung der Abtei niedergelegt, um für die neue Abtei Marienstatt, die zugleich mit seinen Schülern besetzt wurde, das, was Ranulfus für Himmeroth gewesen, zu werden. Dem zwölften Abte, Heinrich III. schenkte Graf Hermann von Virnenburg am 26. Nov. 1238 Güter in Thür und Roos, und Erzbischof Theoderich von Trier am 30. Dec. 1239 ein von Bonifacius, einem trier'schen Bürger, erkauftes Allodium in Kesten. Heinrichs Nachfolger, der Abt Konrad, erkaufte im März 1245, um 314 Mark Cölnischer Pfennige, von dem Grafen Simon von Sponheim die Güter, Häuser, Zehnten und Weinberge in Urzig und Rachtig, die früher des St. Georgenstiftes in Cöln gewesen. Eine noch wichtigere Erwerbung machte der 15te Abt, Theoderich II., indem er der Abtei St. Trond sehr bedeutende Güter zu Briebel, Pommern u. s. w. im J. 1263 um 1150 Mark Sterlinge erkaufte, wogegen aber sein unmittelbarer Nachfolger, der Abt Paganus, mit Heinrich von Vinstingen, dem trier'schen Erzbischofe, wegen der Privilegien des Klosters in sehr weit aussehende Streitigkeiten gerieth, in deren Laufe Himmeroth sogar von seinen Bewohnern verlassen werden mußte. Später wurde Paganus jedoch mit dem Erzbischofe ausgesöhnt, und Heinrich begab sich in einer Urkunde vom 18. Okt. 1274 aller an das Kloster gemachten Ansprüche. Der 40ste Abt, Wilhelm, aus Hillesheim, erhielt von Papst Leo X. am 27. Febr. 1519, für sich und seine Nachfolger, das Recht, sich der Inful, Sandalen und anderer bischöflichen Insignien zu bedienen, gerieth aber, sammt seinem Kloster, durch schlechte Haushaltung und des Erzbischofs Richard unabläßige Forderungen, in solche Armuth, daß zuletzt gar der Messenwein in Wittlich geborgt werden mußte. Der 42ste Abt, Johann VIII. von Briebel, erw. den 27. Okt. 1558, gest. 1571, den 25. Julius, ein trefflicher Vorsteher seines Klosters, ein ausgezeichneter Redner, betrieb nicht nur für seine Person die Wissenschaften mit Eifer und Glück, sondern war auch bedacht, sie Andern zugänglich zu machen: so zog er den nachmals so berühmt gewordenen trier'schen Weihbischof Peter Binsfeld aus dem Stalle, um ihn studiren zu lassen. Der letzte Abt, Hubert Anselm von Pidoll, starb, 94 Jahre alt, den

3. Mai 1827. Außer diesen Äbten hatte Himmeroth auch manchen andern berühmten Mann aufzuweisen, wie Peter von Coblenz, der nach Liefland versendet wurde, um daselbst das Evangelium zu verkündigen, und der demnach mit Recht als einer der Apostel dieses fernen Landes betrachtet wird, wie den Wunderthäter Jordan, den Büßer Salomon u. s. w. Am berühmtesten ist indessen David, von Geburt ein Florentiner, † den 11. Dec. 1179, geworden. Sein Andenken wird am 11. Dec. mit einer eigenen Collecta Secreta und Postcommunio begangen, und Heesius hat seiner Lebensbeschreibung 11 Folioseiten gewidmet, während er von Agritius in einem eigenen Gedichte besungen worden. Unter den Reliquien der Kirche befand sich ein kostbares, aus dem Orient herstammendes Kreuz, auch die Stola und der Manipulus des heil. Bernhard, unter den Grabmonumenten waren die der trier'schen Erzbischöfe Johann I. und Boëmund, der Grafen von Sponheim und Manderscheid, auch des Dichters und Geschichtschreibers Matthias Agritius († am Frohnleichnamsabend 1613) zu bemerken. Töchter von Himmeroth waren die Abteien Heisterbach und Marienstatt, außer welchen auch die Frauenklöster St. Thomas bei Kylburg, St. Helena auf der Löwenbrücke bei Trier, Machern, Rosenthal, St. Katharina bei Linz, Niederwerth, Wallersheim, Allerheiligen zu Oberwesel, Namedy (doch vorlängst eingegangen) dem hiesigen Prälaten, als ihrem geistlichen Vater, unterworfen waren. Übrigens dürfen wir, da Himmeroth dem Cisterzienserorden angehörte, kaum erinnern, daß solches ein in allen Dingen wohlgeordnetes und zugleich sehr reiches Kloster gewesen: es galt unter allen, in dem Umfange des Erzstiftes Trier begüterten Klöstern für das reichste (d. h. in Ansehung der im Lande selbst gelegenen Güter, denn die Abtei St. Maximin, die auch in den benachbarten Provinzen große Besitzungen hatte, war überhaupt reicher) und gab bereits im J. 1600 ein jährliches Einkommen von 519 Malter Korn, 4½ Malter Gerste, 164 Malter Hafer, 25 Malter Weizen, 6 Malter Erbsen, 30 Malter Spelt, 73 Fuder Wein (im J. 1599 aber 174 Fuder) und 105 Gulden in Geld an; Alles nach einem 10jährigen Durchschnitte berechnet, wobei jedoch die von dem Kloster selbst bewirthschafteten Güter, und dieses waren die wichtigsten, nur zur Hälfte in Anschlag gebracht. Unter den Besitzungen der Abtei verdienen die Propsteien Siebenborn, Pommern und Andernach, die Höfe Bailsch, bei Wittlich, wo sie ihren besten Weinwachs hatte, Harth, Wormersdorf und Klein-Altendorf, bei Bonn, besondere Erwähnung. Merkwürdig ist noch, daß in den dem Kloster anstoßenden Gebüschen beinahe niemals eine Nachtigall vorkam, und des anmuthigen Sängers Erscheinung daher immer als Bote eines nahen Unglückes, besonders eines Sterbefalls, weßhalb auch der gesammte Convent sich sogleich zum Tode bereitete, angesehen wurde; wie man glaubte, sollte der heil. Bernhard, den eine Nachtigall hier eines Tages in seinen Betrachtungen gestört, zur Strafe das ganze Geschlecht ausgewiesen haben. Seit mehreren Jahren ist das Kloster, gleichwie die moderne und schöne Kirche abgetragen, ein Nebengebäude wird als Pachthof benutzt [4]).

(*v. Stramberg.*)

Himmeroth, s. Himmerod.

Himmerthal (St.), s. Immerthal (St.)

Himmerveldun, s. Hemmerfeld.

Himmlische Heerscharen, s. Heer (2te Sect. IV, 380.).

Himmlische Hierarchie, s. Dionysius Areopag. u. Hierarchie.

HIMMLISCHE PHILOSOPHIE, philosophia coelestis, *ἡ ἄνω φιλοσοφία*, *θεία φιλοσοφία*, hieß bei den Kirchenvätern und Scholastikern vorzugsweise die christliche Lehre oder christliche Wissenschaft im Gegensatz gegen die natürliche Philosophie, welche die irdische oder weltliche Philosophie, philosophia saecularis, phil. mundana, genannt wurde. Dieß hing mit der Ansicht der Kirchenväter und Scholastiker von dem Verhältniß der Philosophie zu dem Christenthum zusammen. Die Philosophie schlechtweg, worunter sie zunächst nur die heidnische verstehen konnten, weil in der christlichen Kirche noch keine selbstständige Philosophie war, dachten sich die Theologen der ersten christlichen Jahrhunderte immer in demselben Gegensatze gegen die christliche Lehre, wie Heidenthum und Christenthum. Daher, wie sie das Heidenthum bald als Erzeugniß der Welt, bald des Teufels vorstellten, das Christenthum als Werk Gottes, so leiteten sie auch die Philosophie bald von dem irdischen, weltlichen, natürlichen Denken und Forschen des Menschen, bald von dem Satan und dessen bösen Eingebungen ab, im Gegensatz gegen den von Gott geoffenbarten christlichen Glauben. So herrschte unter den griechischen Vätern mehr die mildere Ansicht von dem Ursprung der heidnischen Philosophie aus der Welt, man gab hier sogar einen, nur dem Grad nach geringern Einfluß des göttlichen Geistes, des Logos, auf die heidnische Philosophie zu, oder man behauptete eine historische Abhängigkeit derselben von den Schriften des A. T., so wie z. B. Clemens von Alexandrien öfters von der „gestohlenen" griechischen Philosophie spricht. Die lateinischen Kirchenväter dagegen, wie Tertullian, hegten mehr die strengere Ansicht von dem Ursprung der Philosophie aus der Hölle. Dieser heidnischen Philosophie entgegen verstand man noch in engerem Sinne unter christlicher Philosophie oder auch Philosophie schlechthin, auch ohne das Beiwort „himmlisch" oder ein ähnliches: den einfachen christlichen Glauben, als praktische Gemüthsbeschaffenheit, daher der Ausdruck: *ὁ διὰ πίστεως φιλοσοφῶν* eine gewöhnliche Benennung eines Christen war,

4) Vgl. außer der äußerst seltnen Schrift von Heesius (s. Anmerk. 1.), *Robertus Hootz* (abbas in Himmeroth) series abbatum claustri B. Mar. Virg. in Himmeroth, ac memorabilium sub ipsis gestorum. 1695. fol. ein Mstrt., welches sich gegenwärtig in der trier'schen Stadtbibliothek befindet. Ein anderes Mstrt., Monasterii Hemmerodensis antiquitatum monumenta, auct. *Matth. Agritio*, nach Hontheim's Ausdruck ein Opus insigne et amplum, scheint mit der Aufhebung des Klosters verloren gegangen zu seyn.

und Clemens von Alexandrien die φιλοσοφία immer dem jüdischen Gesetz sowohl, als der christlichen γνῶσις entgegen setzt. Ferner verstand man darunter in noch engerer Bedeutung das strengere asketisch-christliche Leben, später ausdrücklich das Mönchsleben. So gebraucht Eusebius den Ausdruck φιλόσοφος βίος καὶ ἄσκησις für gleichbedeutend, und bei den Lateinern wurde öfter philosophia, philosophari u. a. geradezu für das Mönchsleben gebraucht. Es hatte daher sowohl eine theoretische, als eine praktische Bedeutung, es bedeutete sowohl die Lehre der Weisheit als das Leben nach der Weisheit, so wie auch schon bei den Griechen nicht allein Platons Lehre, sondern auch des Diogenes Lebensweise philosophisch genannt wurden. (*Heinr. Schmid.*)

Himmlische Propheten, s. Wiedertäufer.

HIMMLISCHER SINN, eine in der christlichen Moral gewöhnliche Bezeichnung derjenigen Gesinnung, nach welcher der Mensch in allen Verhältnissen und Angelegenheiten des Lebens seiner höhern Bestimmung eingedenk zu bleiben und derselben gemäß zu handeln sich gewöhnt hat. Der Ausdruck ist aus einigen biblischen Stellen abgeleitet, welche wie Kol. 3, 1. 2. den Christen auffordern, das zu suchen, was droben (im Himmel) ist (τὰ ἄνω) oder wie Phil. 3, 20. das fromme, tugendhafte Leben einen Wandel im Himmel nennen im Gegensatz des irdischen Sinnes oder der Weltlichkeit. Jene Sinnesweise aber, welche überall und immer auf das künftige Leben, auf die einstige nähere Verbindung mit dem Urquell alles Guten, oder wie die Bibel sich gewöhnlich ausdrückt, auf den Himmel den Blick richtet, gibt unserm irdischen Daseyn erst seine wahre Weihe, den höchsten sittlichen und religiösen Charakter, und ertheilt auch den äußern Erscheinungen desselben eine gewisse Würde. Sie setzt natürlich eine feste und lebhafte Überzeugung von unsrer Unsterblichkeit und dem innigen Zusammenhange des gegenwärtigen und künftigen Lebens voraus, so daß es nicht erst des Reflektirens bedarf, um sie hervor zu rufen; sie dringt sich vielmehr dem Geiste eben so unwillkürlich und unabweislich auf, als die sinnliche Erscheinung unserm äußern Sinne. Man würde aber die Anforderung des Christenthums ganz verkennen, wenn man sich unter dem himmlischen Sinne ein gänzliches Zurückziehen von den irdischen Angelegenheiten, eine Verachtung der Freuden dieses Lebens u. s. w. denken wollte, (Asketen und Mönche haben irriger Weise das wahre Christenthum in ein beschauliches Leben gesetzt); nur das Übermaß der Anhänglichkeit an das Irdische und Vergängliche wird getadelt, und wie Jeder sieht, mit vollem Rechte. Denn durch vorherrschende und unverhältnißmäßige Hinneigung zu dem Sichtbaren ermattet und erstirbt gar zu leicht das Streben nach dem Unsichtbaren und der Mensch versinkt in das Niedere und Gemeine; wer aber nur in Dingen des gewöhnlichen Lebens etwas Höheres dem Geringeren aufopfert, setzt sich gerechtem Tadel aus, um wie viel mehr da, wo der Tausch ungleich nachtheiliger und verderblicher ist. Wer sich also den himmlischen Sinn angeeignet hat, schätzt allerdings den Werth der Güter dieses Lebens, aber sie stehen ihm nicht so hoch, daß er darüber das für ihn Wichtigere hintansetzen und versäumen sollte, das Trachten nämlich nach dem, was allein bleibt und was an ihm einstens soll offenbar werden. Jede Handlung und jeden Genuß, der damit unvereinbar scheint, unterläßt er; was zu seiner Selbstveredlung dienen kann, gilt ihm mehr, als die vergänglichen Schätze dieser Erde, welche er nicht in ein anderes Leben mit hinüber zu nehmen vermag. Es erhellt demnach, von welcher Bedeutung eine solche Gesinnung für die Sittlichkeit des Christen sei; belebt und erhöht wird sie durch wiederholte Erinnerung an die von Gott uns verliehenen geistigen und sittlichen Anlagen, und die dadurch bedingte Bestimmung, so wie an die kurze und uns unbekannte Dauer der Wallfahrt auf der Erde, durch den Gedanken an ein künftiges Leben und Beschäftigung des Geistes mit dem Höchsten im Gebet *).

(*A. G. Hoffmann.*)

Himmlisches Reich, s. China, Himmel (Dogm.) u. Reich Gottes, Wiedertäufer.

Himmlische Zeichen, s. Himmelszeichen.

Himpe, s. Himten.

HIMPEL (Abraham ter), Zeichner und Maler in Flandern, blühete im 17ten Jahrh. Sein Talent im Zeichnen wurde vorzüglich zu Delft benutzt, wo seine Arbeiten zu Fliesen von weißer und blauer Farbe angewendet wurden, auch besitzen seine Zeichnungen gegenwärtig noch solchen Werth, daß sie einzeln mit 20 und 30 Gulden bezahlt werden. Hellmanns hat nach ihm sechs Blätter gestochen, und mit 1684 datirt, welche die Reitkunst und verschiedene Stellungen von Pferden zum Gegenstande haben †). (*A. Weise.*)

Himpelbeeren, s. Himbeeren u. Rubus idaeus.

Himpham, Himphamp, s. im Art. Buchdruckerkunst. (2te Sect. XIV, 222.)

Himpte, Himpten, s. Himten.

Himss, s. Hemss.

HIMTEN, der, (Landwirthschaft) ein Gemäß für trockne Dinge im Niedersächsischen; im Braunschweigschen machen 40 Himten einen Winspel (s. den Art. Winspel) im Hanoverschen 48 Himten, in Hamburg und Lübeck 40; in Hessen machen 4 Himten ein Viertel (s. d. Art. Viertel). (*Friedr. Heusinger.*)

HIMUETACA, ein indianischer Stamm Amerika's, der am obern Marañon und in der Provinz Mainos hauset. (*R.*)

HIN (הִין), ein Maß der Hebräer für flüssige Dinge, beträgt den 6ten Theil des Bath, also 12 Log und ist nach Josephus Angabe [1]) gleich 2 attischen Χόες d. i. 12 Sextarien (4 Mos. 15, 4 ff. 28; 5. 7. 14. Ezech. 4, 11.) (*A. G. Hoffmann.*)

Hinabscheren, bei den Webern, s. Scheren.

---

*) Vergl. vorzüglich Reinhard's Syst. der christl. Moral. 2r B. §. 236. (S. 481 ff. der 4ten Aufl.)

†) *Füssli.* T. 2. S. 548.

1) Antiquitt. Judd. III, 9. §. 4.

Hinabstrich, ſ. Bogenstrich (1ſte Sect. XI. S. 306.)

Hinagoa, ſ. Heneagos.

Hinaufstrich, ſ. Bogenstrich (1ſte Sect. XI. S. 306).

Hinauslegen, im Deichbau, ſ. Überſetzen.

HINCHA, 19° 3′ n. Br., Ortſchaft im Innern der Inſel Haiti (St. Domingo) auf der Südſeite des Fluſſes Guayamuco (Arm des Artibonite, welcher auf der Weſtſeite der Inſel ins weſtindiſche Meer fließt) mit 500 Häuſern und 4500 Einwohnern, zum District Mirebalais gehörig, höchſt paradieſiſche Gebirgsgegend, ſehr geſund, 12½ teut. Meilen nordöſtlich von Port au Prince, Haiti's Hauptſtadt, und 11 Meilen ſüdlich vom Cap Haitien, Haupthafen an der Nordküſte.

(*C. N. Röding.*)

HINCHING BROOK. Ortſchaft und bedeutender Hafen am Ontario-See, unweit Kingſton im Midland-District, britiſches Gouvernement Ober-Canada. (Nord-Amer.). Von hier wird wichtiger Schleichhandel in den gegenüber liegenden Sacket Harbour im State New-York getrieben. (*C. N. Röding.*)

HINCHSIN BROOK. Inſel des heiligen Geiſt-Archipels (neue Hebriden) unter 17° 30′ ſüdl. Br. und 174° 10′ öſtl. L. von Ferro, klein und unbewohnt.

(*Benicken.*)

HINCKELMANN (Abraham), ein durch ſeine Beſchäftigung mit dem Arabiſchen im 17ten Jahrh. in unſerm teutſchen Vaterlande ausgezeichneter Theolog, geb. den 2. Mai 1652 zu Döbeln, wo ſein Vater Martin H. Apotheker war, bildete ſich zu Wittenberg, wo damals hauptſächlich Calovius durch ſeine Polemik berühmt und gefürchtet war und erhielt im J. 1669 daſelbſt das Magiſterium, 1672 das Rektorat zu Gardelegen, bereits 1675 aber das Direktorat am Gymnaſium zu Lübeck. Später trat er von dem Schulamte zu dem geiſtlichen über, wurde 1685 Prediger zu St. Nikolai in Hamburg, zwar 1687 ſchon Generalſuperintendent, Oberhofprediger des Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt und Honorarprofeſſor der Theologie zu Gießen, ging aber bereits 1688 nach Hamburg zurück als Paſtor an der Katharinenkirche und Scholarch. Inzwiſchen hatte ihm 1687 die theologiſche Fakultät zu Kiel ihre höchſte Würde ertheilt. Sein Tod erfolgte am 11. Febr. 1695. Er hinterließ eine treffliche, auch durch viele, beſonders orientaliſche Handſchriften ausgezeichnete Bibliothek. Unter ſeinen Schriften hat ohne Widerrede ſeine Ausgabe des Koran's, weil ſie die erſte bekannte des Originaltextes iſt [1]), den meiſten Werth für uns; ſie erſchien unter dem Titel: Al-Coranus s. Lex Islamitica Muhammedis, Filii Abdallae, Pseudoprophetae ad optimorum Codd. fidem edita ex Museo Abr. Hinckelm. D. (Hamb. ex offic. Schultzio-Schilleriana anno 1694. 4.). Ausführlich verbreitet ſich Hirt [2]) über dieſe allerdings in vielfacher Beziehung unvollkommene Ausgabe, welche an Correctheit ſchon von der Marracci'ſchen bedeutend übertroffen wurde; die ſehr weitſchweifige Vorrede dreht ſich meiſt in allgemeinen Sätzen herum. Eine lat. Überſetzung, welche er ebenfalls heraus zu geben beabſichtigte, erſchien nicht, weil es ihm an der erforderlichen Kenntniß fehlte, die gehoffte Unterſtützung eines kundigen Erjuden aber ihm nicht zu Theil wurde [3]). In Handſchrift ſoll er ein arabiſches Lexikon und manches andere nicht Unwichtige vollendet hinterlaſſen haben. Was ſonſt von ihm gedruckt worden, beſteht vorzüglich in Diſſertationen, welche ſich einem großen Theile nach auf Bibelerklärung, aber auch auf andere Zweige der Theologie, auf Philologie, Geſchichte u. ſ. w. beziehen, aber heut' zu Tage nicht leicht mehr in Betracht gezogen werden [4]). Außerdem hat er viele Predigten, Caſualreden und Streitſchriften drucken laſſen, welche aber wenig Intereſſe mehr haben. Erwähnung verdient nur noch ſeine Ausgabe von *Tertullian's* Apologeticus und des angeblichen Testamentum et pactiones inter Muhammedem et christianae fidei cultores, Arabiſch mit lateiniſcher Überſetzung [5]).

(*A. G. Hoffmann.*)

HINCKLEY. 1) Geogr., ſ. Hinkley. 2) John H., ein engl. Geiſtlicher aus Warwickſhire, geb. 1617 und geſt. 1695, zuletzt Vikar zu Drayton in Leiceſterſhire, gab außer Four Sermons (Oxf. 1657. 8.) und der epistola veridica ad homines φιλοπρωτεύοντας (1659. 4.) einige kleine theologiſche Schriften heraus. Wichtiger aber iſt ſein fasciculus literarum (Lond. 1680. 8.); denn die erſte Hälfte dieſer Schrift enthält auch Briefe von Barter. Ein andrer John H., geſt. 1814 hat ſich hauptſächlich durch Überſetzungen teutſcher belletriſtiſcher Schriften bekannt gemacht. Er übertrug Vulpius Rinaldo Rinaldini (1800. 3 Bde.), H. F. Link's Reiſen nach Portugal, durch Frankreich und Spanien (Lond. 1801. 8.), Fiſcher's Reiſen in Spanien im J. 1797 u. 1798 (daſ. 1802. 8.) ins Engl., und gab in Nicholſon's Journal X, 223. im J. 1805 eine Überſetzung des Art. Häring aus Krünitz ökon. Encyklopädie. Aus dem Italiäniſchen iſt überſetzt an accurate account of the fall of the Republic of Venice. Außerdem iſt von ihm The People's Answer to the Bishop of Llandaff (1797. in 8.) und Emancipation or the complaint Answered, a poem (1812. 4.) *). (*A. G. Hoffmann.*)

1) Zwar hatte Paginus zu Venedig bereits 1530 eine Ausgabe veranſtaltet, welche aber, da alle Exemplare verbrannt ſeyn ſollen, kaum gerechnet werden kann. Vgl. *Schnurreri* bibl. Arabic. p. 402.

2) Orient. und Exeget. Bibl. 5r Th. S. 1 ff. Vergl. auch *Moller* Cimbr. lit. T. II. p. 329 und Strieder Grundlage zu einer heſſ. Gelehrt. und Schriftſtellergeſch. 6r Bd. S. 27 ff. 3) *Rich. Simon* in nouv. biblioth. choisie. Tom. II. p. 188. Vgl. *Schnurrer* a. a. O. p. 411. 12. 4) Ein Verzeichniß derſelben gibt ſchon Jöcher's Gelehrtenler. 2r Bd. 1613. 5) Vgl. über Hinckelm. überhaupt außer Moller und Jöcher noch *Pippingii* memor. theologg., Ludovici's Schulhiſtorie, *a Seelen* Athenae Lubecenses.

*) *Watt's* Bibl. Britann. Vol. I, 498. *Crabb* Univ. histor. Diction. Vol. II. unt. d. W.

Hincmar, Hincmarus, s. Hinkmar.

HIND, (هند, Indien, bei den Persern z. B. Mirchond هندستان Hindostan) hat bei muslemischen Schriftstellern einen weit umfassendern Begriff, als bei uns, indem die Völkerschaften des ganzen südlichen Lichtrandes des bewohnten Viertheils (الربع المسكون) ihrer nach 7 Klima's eingetheilten Welttafel im Allgemeinen هنود d. i. Indier, heißen. Deßhalb müssen sich selbst die Äthiopier gefallen lassen, zum Theil noch jetzt bei den Persern unter dem Namen schwarze Indier (سیاه هندی) begrüßt zu werden. Daher kommt es auch, daß die Orientalen, wenn sie überhaupt eine weit entfernte Gegend erwähnen wollen, wie im Norden die Länder des Gog und Magog, so im Süden بلاد الهند وبلاد السند das Ländergebiet von Indien und Sindien nennen. Dort am entlegensten Ende dachte sich die Fabelwelt die berühmten Ameisen, die größer und gefährlicher als die Hunde wären. Man sagte sich allgemein, daß diese bei dem höchsten Stande der Sonne sich in ihre Löcher zurück zögen, und die Indier dann blitzschnell aus Furcht vor dieser Brut mit Lastthieren den in jener Gegend befindlichen Goldsand herbei holten[1]).

Doch führten die orientalischen Geographen allerdings auch die Bedeutung des Wortes Hind sehr bald auf einen bestimmtern Begriff zurück, und bezeichneten, obwohl unter abweichenden Gränzbestimmungen im Norden, durch dasselbe das alte Indien. Als unzertrennlich rechnete man die بلاد السند (das Ländergebiet am Indus) dazu, obwohl beide Reiche dem Namen nach verschieden sind. Auch in ihrer Mythologie wird ihnen verwandter Ursprung beigelegt; denn von Hause aus sind nach ihnen beide Worte Eigennamen zweier Söhne Chams, Hind und Sind, deren Nachkommen sich in jenen Gegenden (bei den Franzosen les Indes Orientales) niedergelassen haben sollen. Andere dagegen, wie Bakui[2]), setzen ihren Ursprung tiefer herab, und weisen beiden Brüdern in der Geschlechtstafel der Nachkommen Kahtans ihren Platz an. Unter Sind aber denken sie sich denjenigen Theil der Vorländer Indiens, welche vom Indus, den die Alten[3]) selbst Sind (sanscrit. Sindhu, d. i. Fluß) nannten, quer durchschnitten werden, d. i. heut' zu Tage das Gebiet der Seiks, so daß Sind und Hind im ersten, zweiten und dritten Klima zu liegen kommen. Kommt es auf die Bestimmung der Gränzen beider Länder an, so weicht Hadschi Chalfa[4]) in seiner Angabe von früheren Geographen[5]) Etwas ab. Indien, von ihm Indisches Klima (اقليم هند) genannt, läßt er durch den Fluß Hind im Westen, im Norden durch den Berg Taurus, im Osten durch den orientalischen Ocean, und im Süden endlich vom indischen Weltmeere begränzt seyn. Anders dagegen Ibn-el-Wardi[6]). Überhaupt aber wird man durch die Angaben der Geographen und Geschichtschreiber auf eine doppelte Eintheilung des großen Ländergebiets hin gewiesen, jedoch so, daß es nach Beiden in drei große Districte zerfällt. Für die erste Eintheilung dient der freilich in Osten und Westen in Ungnade gefallene Ibn-el-Wardi als Gewährsmann. Nach ihm umfaßt der nördliche Theil Sindien und Multan; der mittlere oder das eigentliche Indien die Länderstrecke von der südwestlichen Landschaft Guzerate bis quer durch die Halbinsel über den Ganges hinaus, und endlich das mittägliche oder das Reich Komar (قمار), das man fälschlich vom Vorgebirge Comorin (arab. Comhori رأس كمهري) hat benannt wissen wollen. Bei Abulfeda[7]) dagegen liegt, abgesehen von den Vorländern Indiens, folgende Eintheilung zu Grunde: Das westliche Guzerate, Monibar (منيبار) im Osten und Süden dieses Districts, und endlich der östliche Theil, genannt Mabar (معبر Durchfahrt). Hier nun hat man vorzüglich auf den Unterschied der beiden letzten Benennungen zu achten[8]). Das, was wir Malabar, d. i. die Westküste der Halbinsel nennen, heißt bei den arabischen Geographen Monibar oder das Pfefferland (بلاد الفلفل); Bakui setzt noch ähnlicher مليبار, Melibar[9]), da hingegen Mabar erst 4 Tagereisen östlich von Monibar beim Cap Comorin beginnt. Mabar (d. i. Durchfahrt zwischen diesem Vorgebirge und der Insel Ceylan) ist demnach die Coromandelküste von jener Meerenge an vielleicht bis zur Mündung des Ganges hinauf[10]). Marco Polo nennt Mabar Großindien, im Gegensatze der Küste von Malabar (Kleinindien), und es befinden sich dort nach ihm 5 Königreiche. Ibn-el-Wardi setzt dagegen die Zahl derselben auf der ganzen Halbinsel auf ungefähr zwölf. Unter den Waren aber, welche man von dort in die Khalifenreiche und Sultanate einführte, ertheilte man vorzüglich den Schwertern[11]) und Kleidern den höchsten Werth; außerdem kamen aber von dort Elfenbein, Räucherwerk, Gewürze, Edelsteine u. s. w. Auch die Apotheken bezogen von daher Dend[12]), Castus[13]) und Bananen[14]).

1) *Bakui* in Notic. et Extr. Tom. II. p. 420. 2) Vergl. l. l. S. 413. — 3) *Plin.* VI, 20. — Peripl. mar. Erythr. p. 163. — 4) Dschihannuma und nach ihm Hist. prior. reg. Persar. Viennae 1782. p. 160. — 5) Abulf. Dresdner MS. N. 379 und *Ibn-el-Wardi* Not. et Extr. Tom. II, 45 sq. und Edit. *Hyland.* p. 220 sq.

6) Siehe die beiden angezogenen Stellen. 7) A. a. O. — 8) *Abd-allatif* par *Silv. de Sacy* S. 111 flg. — 9) a. a. O. S. 418. — 10) *Abd-allat.* a. a. O. S. 112. — Übrigens befiehlt das Dresdner MS. des Abulf. durchaus Monibar, nicht Manibar zu schreiben. — 11) Nicht sowohl im indischen Eisen, als in der Kunst der Anfertigung dieser Schwerter lag dieser Vorzug. Vergl. *Ibn-el-Wardi* ed. *Hyl.* p. 171. — 12) *Abd-allat.* S. 75 flg. — 13) Eben das. S. 99. — 14) Eben das. S. 25 —

Vor allen am mächtigsten war der Herrscher von Kannudsch (قنّوج), dessen Reich nur nach einer Reise von drei Monaten in der Länge und zweien in der Breite (nach damaliger Reisemanier) durchschnitten werden konnte. Er war vorzüglich reich an Soldaten und Elephanten, und die Ausführung der mannichfachsten Waren brachte ihm ungemessene Summen[15]). Doch läßt sich die Lage der Residenz, wie Abulfeda ausdrücklich bemerkt, nicht bestimmt angeben. — Das Reich Komar (قمار) mit der Hauptstadt gleiches Namens, im zweiten Klima gelegen, lieferte das theure komarische Holz (العود القماري), eine Art Aloe. Auch das Gebiet von Mandel (منذل) fuhr eine sehr kostbare Gattung desselben (kurzweg المندلي genannt) in die entferntesten Länder aus. Faïssur (قنصور) dagegen war durch seinen Kampfer (القنصوري), Kelba (كلبا), das auf einer schwer zugänglichen Anhöhe lag, durch die beste Gattung Schwerter berühmt. Kulem (كولم)[16]), die entlegenste Stadt im Pfefferlande (في آخر بلاد الفلفل) hatte ausgezeichnete Ärzte und vortreffliches Porzellan. — Sumenât (سومناة) am Meere gelegen und vom Sohne des Sebuktekin erobert, war reizend durch seine reich geschmückten und prachtvollen Tempel, eben so Ssaimur (صيمور) am Sind; und später erhob sich die große Stadt Manssura (منصورة), vom zweiten abbasidischen Khalifen erbaut und benannt. Andere Städte sind noch Multan, Mankir, Lahawar (لهاور), Banars (Benares بانارس) u. s. w. — Auch Cabulistan mit seiner Hauptstadt (كابول), und sogar die so genannten Türkenländer (بلاد الاتراك) rechnen Einige zu Hind.

So der geographische Abriß Indiens, vorzüglich nach arabischen Schriftstellern. Über das Geschichtliche s. d. Art. Indien. Hier werde nur erwähnt, daß der sechste ommaijadische Khalif, Velid, in die Vorländer Indiens drang, der Gauride Schehab-ed-din dort und tiefer hinein große Verwüstungen anrichtete, und Mahmud, Sohn Sebuktekins dasselbe bis zum Ganges hin eroberte. Handelsverbindungen aber unterhielten vorzüglich Ägyptens Mamluken-Fürsten, worüber die viel zu wenig gekannten Mémoires géographiques et historiques von *Et. Quatremère*, Tom. II, p. 284 bis 295 sich verbreiten. (*G. Flügel.*)

HIND, (هند), arabischer Frauenname. Ihn führte unter andern die Mutter des Anir, der ein heftiger Feind der Darimiden war und öfters feindliche Züge nach Jemama unternahm. Die Hamasa gedenkt seiner wiederholt. Ferner hieß so die Tochter des Lachmiden und Beherrschers des Reiches von Hira, Mondhar Ben Mai' ssemâ, der vom Chosroen Cobades auf einige Zeit seines Thrones entsetzt ward. Überhaupt beweisen die Beinamen mehrerer Prinzen dieses Regentenstammes, daß der Name Hind in ihm fast erblich war. Auch Amru, der Steinfresser, hatte eine Hind zur Mutter. Vor Allen aber verdient ruhmvolle Auszeichnung

Hind, die geistreiche und fromme Tochter des Noman, Königs von Hira, der den Zunamen Abu Kabus führte und Christ ward. Sie war Gemahlinn des berühmten Dichters Adi, eines Sohnes des Zeid, der zugleich Dollmetsch und Secretär des Chosru Perwis war. Aus zärtlicher Liebe für ihre Freundinn, die Schöne von Jemama, genannt Anz (Gazelle) oder Zerka (die blauäugige) ward Hind, wie der Bericht sagt, als sie das tragische Ende derselben — sie war geblendet worden — erfahren hatte, Nonne, und baute ein Kloster, das ihren Namen trug, und wo sie bis an ihren Tod verweilte. Als unter dem Khalifate des Moawija der Statthalter von Kufa und Sohn des Schaba, Mogaira, sie daselbst aufsuchte, um ihr seine Hand anzubieten — Hira, so wie das Kloster, lagen ganz in der Nähe von Kufa — erkannte sie nur zu wohl die Hauptabsicht, die dieser Werbung zum Grunde lag, indem Mogaira durch diese Verbindung sich ein Besitzrecht auf das Gebiet ihres Vaters Noman verschaffen wollte. Da sie weder durch Jugend noch Schönheit ihm Liebe einflößen konnte, nöthigte sie ihn, ihre Ahnung durch sein eigenes Geständniß zu bestätigen. Das Gesuch lief mithin unglücklich ab, und dem Werber blieb Nichts übrig, als den Scharfsinn der Hind und ihre Erhabenheit über eitele Wünsche im Stillen zu bewundern*). Das von ihr erbaute Kloster ward überdieß eine Begräbnißstätte syrischer Bischöfe**). — Endlich ist noch zu erwähnen die kriegerische

Hind, Gattinn des Abu Sofian, welcher als Oberhaupt der Koreischiden das Treffen bei Ohod gegen Mohammed gewann. Als diese Krieger von Mekka auszogen, begleiteten sie mit musikalischen Instrumenten 15 Frauen, unter denen jene Hind, die Tochter des Otba, durch wilden Muth und rohe Grausamkeit sich vorzüglich bemerkbar machte. Als die Koreischiden schon zu fliehen im Begriff waren, wußte sie durch ergreifenden Zuruf, indem nur die Wahl zwischen Schande und Tod frei stehe, ihre Kampflust von Neuem anzufeuern. Muthig zogen sie vorwärts und der Sieg war gewonnen. Auch war es diese Hind, die dem tapfern Oheim des Propheten, Hamza, als er gefallen, die Leber aus dem Leibe riß, in den Mund nahm und zu zerkäuen versuchte, als sie aber die Unmöglichkeit hiervon einsah, sie wieder von sich warf***). (*G. Flügel.*)

15) Vergl. hie und da Abulf. und *Ibn-el-Wardi* a. a. O. S. 220. — 16) كوكم bei Bakui S. 416 ist Fehler des MS.

*) *De Sacy* Chrest. Ar. Tom. II. p. 448. — **) *Assem.* Bibl. Or. Clem. Vatic. Tom. III. p. 108 et 109. ***) *Abulf.* Ann. Mosl. I, 94 sq.

HIND, Herred des königl. dän. Amts Ringkiöbing im Stifte Ribe, hat 7¾ □M. mit 12 Kirchspielen mit den Inseln Holm, Hinoſöe, Stadelöe im Stavningſiord †). (*R.*)

HINDARFIALL, (nord. Myth.), von hind, Hindinn, und fiall, Gebirge, Gebirge der Hindinn (nach Andern von hindri, posterus, Hintergebirge), in Frankenland, der Sitz der Brynhildur, wo ſie von dem Vafr-logi (der ſchlagenden Flamme) umgeben und von Othin in Schlaf geſenkt lag, bis Sigurd ſie weckte[1]). In der Nornageits-Saga 5. heißt der Sitz der Brynhildur Hindarheidi, Heide der Hindinn. Hirſch und Hindinn waren ehrende Gleichniſſe und Beinamen, ſo daß man durch Hindinn, wahrſcheinlich vorzugsweiſe, die Brynhildur bezeichnete, ähnlich wie Thora von Gothland Borgarhiortur (Hirſch der Burg) genannt ward, „weil ſie ſo alle Frauen übertraf, wie der Hirſch alle Thiere[2])." Wahrſcheinlich iſt das Gebirge Hindar-fiall rein mythiſch. Suhm jedoch nimmt es für den Hundsrück, und leitet dieſes von Hunnen ab. Von der Hagen[3]) und Andere halten das Hindar-fiall für einerlei mit dem Feldberge auf der Spitze des Taunus, wegen des auf ihm befindlichen Brunhilden-Bettes, Brunhilden-Steines, Lectulus Brunnechilde, Brunehildestein in den Urkunden von 1043 und 1221 und anderwärts[4]). (*Ferdinand Wachter.*)

Hindau, ſ. Gartaas.

Hindbeere, ſ. Himbeere u. Rubus idaeus.

HINDBORG, Herred des königl. dän. Stiftes Wiborg auf Jütland, nur 1¾ □M. u. 2260 Einw. in 9 Kirchſpielen*). (*R.*)

HINDELANG, ein kleiner Marktflecken an der Oſtrach, zwiſchen hohen Bergen in einem engen Thale des Landgerichts Sonthofen im Königreiche Baiern, 4 St. von Immenſtadt. Er enthält 1 königl. Schloß, welches von den ehemaligen Fürſtbiſchöfen zu Augsburg als Jagdſchloß benutzt wurde, 114 Häuſer, 1 Beizollſtation, 560 Einw. und hat vortreffliche Viehzucht. In der Nähe gibt es Eiſengruben, und das dort beſtehende Hüttenwerk liefert jährlich 20 Zent. Stabeiſen (à 14 Fl. 35 Xr.) und 1660 Zent. Prügeleiſen (à 13¾ Fl.). (*Eisenmann.*)

HINDELBANK, ein Pfarrdorf und bis zur ſchweizeriſchen Statsumwälzung (1798) Gutsherrſchaft der bernerſchen Familie von Erlach, 2½ Stunde von Bern. Das Dorf iſt zu bemerken wegen des von dem berühmten Bildhauer Stahl verfertigten Grabmahls der Gattinn des Pfarrers Langhans, welche mit ihrem Kinde im Wochenbette ſtarb. Gedanke und Ausführung ſind gleich ſchön. Ein geborſtener Grabſtein läßt die äußerſt zart dargeſtellte Mutter mit ihrem Kinde auf dem Arme erblicken, wie ſie am großen Auferſtehungstage aus ihrem Grabe hervor ſchwebt. Die ſchöne Einfachheit des Werkes macht den überladenen Prunk des nahen erlach'ſchen Denkmahls deſto widriger. Schade, daß das herrliche Werk nur in weichem Sandſteine ausgeführt wurde: es hat jetzt ſchon ungeachtet aller Sorgfalt gelitten; beſonders wurde 1820 durch einen übermüthigen Engländer das liebliche Geſicht der Mutter verletzt. (*Escher.*)

HINDELOPEN, ein niederländiſches Dorf in Friesland, Diſtrict Sneek, unweit der Süderſee, mit einem hohen Thurme. Den Namen ſoll der Ort von dem Jagdrevier erhalten haben, welches früher, ehe die Süderſee durchbrach, hier geweſen ſeyn ſoll: (Hinde lopen oder laufen). Wenigſtens war dieß jetzt im Boden der See verſenkte Land früher ſehr waldreich. Hindelopen und das benachbarte Molqueren unterſcheiden ſich von den übrigen frieſiſchen Dörfern durch eine ganz beſondere Kleidung und Sprache, die dem Altfrieſiſchen näher zu ſtehen ſcheint als das jetzige ſo genannte Bauernfrieſiſche. Doch dieſe Eigenthümlichkeiten werden immer mehr abgeſchleift, ohne daß der Wohlſtand des Ortes durch mehreren Umgang mit Fremden gewonnen hätte. Im Gegentheil ſinkt dieſer immer mehr. Den Namen einer Stadt, den Hindelopen früher trug, kann es jetzt wohl nicht mehr führen, ſeine Bevölkerung iſt bis auf 200 Selen herab geſunken, und die vorher ziemlich blühende Schifffahrt iſt ganz dahin: der Ort hat kein einziges Schiff mehr, da ſich die Bewohner dürftig vom Landbau ernähren. Überhaupt hat die frieſiſche Seeküſte, Harlingen bloß ausgenommen, ſeit dem Emporkommen von Amſterdam ungemein Viel verloren, das Binnenland hingegen hat ſehr Viel gewonnen. (*van Kampen.*)

HINDENBURG (Karl Friedrich), geb. am 13. Jul. 1741 in Dresden, geſt. als ordentl. Profeſſor der Phyſik, Collegiat des großen Fürſtencollegiums, Mitglied der fürſtl. Jablonowski'ſchen Geſellſch. u. m. a. in Leipzig am 17. März 1808. Sein Vater, ein achtbarer Kaufmann, ließ den Sohn Anfangs durch Hauslehrer in den erſten Elementen unterrichten, brachte ihn hernach auf das damals ſehr blühende Gymnaſium zu Freiberg, wo ſeine erſte gelehrte Bildung befördert wurde. Im J. 1757 kam er auf die Leipziger Univerſität um ſich der Arzneiwiſſenſchaft zu widmen, hörte deßhalb bei J. E. Hebenſtreit, Ludwig, Janke, Boſe u. A., ſtudirte daneben Philoſophie, Phyſik und Mathematik unter J. H. Winkler, Heinſius und Rudolph, und wohnte den Vorleſungen J. A. Erneſti's und Gellerts über alte Literatur und ſchöne Wiſſenſchaften bei. Nach vollendeter akademiſcher Laufbahn 1763 kam er durch Gellerts Empfehlung als Erzieher zu dem damals ſchon als außerordentliches mathematiſches Genie ſich auszeichnenden Hrn von Schönberg, begleitete ſpäterhin ſeinen Zögling auf die Leipziger Hochſchule, wo er ſich vorzugsweiſe mit Mathematik und Phyſik zu

†) Weim. Handb. 3. Abth. 1. Bd. S. 159.

1) Sigurdar-Quida Fáfnisbana II. 42. Jüngere Edda X. Daemesaga 73. Volsunga-Saga 29. 2) Ragnar Lodbroks Saga 1. S. 123. Helga-Quida Handlingsbana en Sidari 36. S. 108. Wachter, Forum der Kritik II. B. I. A. S. 133. 3) Nord. Heldenromane V. S. 144. 4) Wenck, heſſ. Landesgeſch. II. S. 639. *Gudenus*, Cod. diplom. I. p. 479. *Johannis*, rer. Mogunt. T. II. p. 514. Neuhof, Alterthümer bei Homburg vor der Höhe. S. 6—8.

*) Weim. Handb. 3. Abth. 1. Bd. S. 123.

beschäftigen veranlaßt, und außer dem Unterrichte auch eines vertrauteren Umganges mit dem originellen Bortz, damaligen Professor der Mathematik gewürdiget wurde. Auch in Göttingen war ihm Kästners Unterricht und Umgang von wesentlichem Nutzen. Im J. 1771 erhielt er das Magisterium in Leipzig, habilitirte sich, und hatte durch seine Vorlesungen und Schriften so vielen Beifall erlanget, daß ihm im J. 1781 eine außerordentliche Professur der Philosophie übertragen wurde. Weil H. durch seine Animadvv. philol. crit. in Musaei de Herone et Leandro carmen Lips. 1763. 4.; Animm., quibus Xenophontis Memorabilia Socratis dictor. et factor. libri emendantur et explicantur. Lips. 1769. 8. seine Fähigkeit zur Verwaltung einer philologischen Professur beurkundet hatte: so glaubte er um die erledigte Profession der griech. und röm. Literatur (denn nach Clodius's Tode 1784 war Hr Professor Reiz in die Professur der Poesie 1785 eingerückt) anhalten zu dürfen. Allein da der Lehrer der Mathematik Bortz im 73sten Lebensjahre stand: so glaubte die philosophische Fakultät für beide Ämter besser zu sorgen, wenn sie den Landesherrn bittlich ersuchte, für die offene Stelle den gegenwärtigen Senior derselben, Hofr. D. Beck zu ernennen und dem Prof. Hindenburg die Anwartschaft auf die Prof. der Mathematik zu ertheilen. Die Genehmigung erfolgte; und da der Professor der Physik Chr. Bened. Funk, 1786 ganz unerwartet mit Tode abging: so wurde unserm H. diese Professur mit dem Vorrechte der Ancienneté in der philosophischen Fakultät ertheilet. Bortz dagegen starb erst am 31. Januar 1799 im 86sten Jahre.

Als Erfinder der combinatorischen Analyse hat sich H. einen unsterblichen Namen erworben; das Nähere darüber s. im Art. Syntaktik. Seine sowohl eigens verfertigte, als heraus gegebene Schriften in teutscher und latin. Sprache *) stehen vollständig verzeichnet in Meusel's gelehrt. Teutschl. Bd. 3. S. 335 — 337; Bd. 9. S. 594. 5ter Ausg. Auch in seinen ehelichen, väterlichen und freundschaftlichen Verhältnissen zeigte H. einen gleich liebenswürdigen Charakter. Die von ihm hinterlassene Sammlung physikalischer Instrumente ward von dem Könige Friedrich August von Sachsen nicht nur für die Universität angekauft, sondern auch zu deren fortdauernder Vervollständigung, und für die Erhaltung derselben durch Fixirung eines Kapitals so wie durch Besoldung eines Unter-Inspektors, (Ober-Inspektor ist der jedesmalige Professor der Physik) landesväterlich gesorget. Auch auf ein anständiges Lokal ist bei dem vorhabenden Baue des alten Paulinums Rücksicht genommen worden. (*Stimmel.*)

Hindenburg's Luftpumpe, s. Luftpumpe.

HINDERABI, eine kleine Insel im persischen Busen vor der Rhede von Nakeloh [1]). (*R.*)

HINDERHAUSEL (Friedrich), ein 1708 in einem Alter von 72 Jahren verstorbener Kunstgießer zu Nürnberg, von welchem diese Stadt mehrere sehr geschickt ausgeführte Grabmäler und Bilder besitzt [2]). (*R.*)

HINDERNISS (von hindern, d. h. zurück treiben, machen, daß eine Person oder Sache hinten bleibe oder hinter sich gehe, daher es Einige „hintern" schreiben), dasjenige Ding oder diejenige Kraft in demselben, um deren willen eine andere Sache oder Kraft nicht zur Wirklichkeit oder Äußerung kommen kann; insbesondere wenn die Bewegung dieser andern dadurch gehemmt wird. Hindernisse können geistiger und körperlicher Art seyn, da es sowohl geistige als körperliche Kräfte, Wirkungen und Gegenwirkungen gibt. Zu den erstern gehören z. B. die Hindernisse geistiger und sittlicher Ausbildung (wie schlechtes Beispiel, üble Gewohnheit und Erziehung, Faulheit); ferner Hindernisse in Hinsicht der Erlangung oder Ausübung eines Rechts (wie z. B. Ehehindernisse). Unter den Hindernissen der zweiten Art sind besonders die in der Kriegswissenschaft vorkommenden Hindernisse zu bemerken, worunter man Gegenstände versteht, welche den Feind hindern, sich einer befestigten Stelle, namentlich einer Verschanzung zu nähern; die Hindernisse sind theils natürliche, d. h. von der Natur selbst geschaffene (z. B. sumpfiges Terrain, steile Abhänge) theils künstliche. Vergl. über letztere den folgenden Artikel. (Dr. *K. H. Scheidler.*)

HINDERNISSE, künstliche (Kriegsbauw.), heißen in der stetigen Befestigungskunst (fortification permanente) diejenigen Mittel, deren man sich bedient, um den Feind bei seinen Versuchen auf das Glacis, den bedeckten Weg, oder überhaupt auf alle die Werke, welche entweder keinen Graben oder doch in selbigem keine Futtermauer (Mauerverkleidung, revêtement) haben, zum Verweilen innerhalb des Bereiches der Feuervertheidigung der Belagerten zu zwingen. Haupthindernisse der Art sind:

a) Schanzpfähle (Palissades), 5, 6 bis 7 Ellen lange, runde, auch drei- und vierseitige Stammholzstücke mit einem Durchmesser von 6, 8 bis 12 Zoll und einer Spitze am schwachen Ende, während sie am starken Ende senkrecht mit ihrer Axe abgesägt sind. Vergl. die hierzu gehörige Tafel Fig. I—III. Sie erhalten ihren Platz auf dem Bankett des Glacis (a. Fig. II.), hinter dem Bankette, zwischen den Traversen (Querwällen) des bedeckten Wegs, im Graben (Fig. III.), in den Grabengängen (Coffres ou Caponières) ꝛc. Ein mit Schanz-

*) Wir erwähnen hier bloß: Beschreib. einer ganz neuen Art, nach einem bekannten Gesetze folgende Zahlen durch Abzählen oder Abmessen bequem und sicher zu finden: — — mit eingestreueten, die Zahlenberechnung überhaupt betreffenden Anmerk. Lpz. 1776. 8. — D. Methodus nova et facilis serierum infinitar. exhibendi dignitates exponentis indeterminati. ib. 1778. 4. — Novi systematis permutationum — — primae lineae etc. ib. 781. idem lib., duplo auctior editus, additis tabular. specimm. ib. eo. 4. — Samml. combinatorisch-analyt. Abhandl. 1 u. 2r Th. Leipz. 1796 u. 1800. 8. — Über combinator. Analysis und Derivat. Calcul. Eben das. 1803. gr. 8.

1) Helm. Handb. 4te Abth. 2r Bd. S. 658.

2) Füßli Künstlerler. 1r Bd. S. 320 und Doppelmayr hiſtor. Nachr. von d. Nürnb. Mathem. u. Künstl. S. 306.

pfählen umgebener Raum, gleichviel, ob er in den eingehenden Waffenplätzen oder im Innern eines andern Werkes liege, wird Tambour genannt. Die Schanzpfähle werden 1½ bis 2 Ellen tief mit dem starken Ende in die Erde eingegraben und so dicht an einander gesetzt, daß man kaum einen Gewehrlauf durch die Zwischenräume stecken kann. Zu besserer Verbindung wird noch oft 6 Zoll von dem untern Ende der Spitze eine Latte inwendig quer angenagelt (Fig. I.). Schanzpfähle in wagerechter oder noch tieferer Linie, z. B. auf der obern Grabenbreite zwischen der äußern Böschung des Hauptwalles und der Escarpe eingesetzt, heißen Sturmpfähle (fraises), s. c. Fig. II.

b) Spanische Reiter (chevaux de frise), vgl. Fig. IV. Es bestehen solche aus 4-, 6- oder 8seitigen, 6, 7 bis 8 Ellen langen und 6 bis 8 Zoll starken Balken (corps), welche von 6 zu 6 oder von 12 zu 12 Zollen übers Kreuz durchbohrt werden, worauf in diese Löcher 2 bis 3 Ellen lange, 3 bis 4 Zoll starke, zugespitzte und an den Spitzen mit Eisen beschlagene Pfähle (Federn, lances,) eingetrieben und so mit dem Balken vereint werden, daß stets 2 Spitzen in dem Boden feststehen, während die andern beiden eine Wehr bilden. Man verschließt mit diesen spanischen Reitern einzelne zugängliche Stellen der Werke.

c) Verhaue (Abattis), vergl. Fig. V—VII. Sie werden dadurch gebildet, daß man Bäume fällt, das Laub und die Zweige entfernt und die übrig gebliebenen Äste zuspitzt, dann sie so zubereitet dergestalt unter einander legt, daß die Äste dem Feinde zu gerichtet sind, die Stammenden aber über und neben einander zu liegen kommen, und — um das Aufräumen nach Möglichkeit zu erschweren — durch Pfähle, Stricke und Ketten mit einander verbunden werden. Bleiben die Bäume am Fällorte als Verhau liegen, so heißt dieser ein natürlicher (Fig. V.), falls sie aber an einen andern Ort gebracht sind, ein künstlicher oder geschleppter Verhau (Fig. VI. und VII.). Man schließt mit ihnen zugängliche Stellen, Breschen ꝛc.

Diese künstlichen Hindernisse müssen dem feindlichen Geschützfeuer nach Möglichkeit entzogen und stets durch Gewehrfeuer vertheidigt werden, weßhalb sie auch ihre Plätze, wie eben gesagt, nur an zugänglichen Orten, d. h. hinter dem Glacis, im bedeckten Wege, im trocknen Graben, in den Grabengängen, in den Abschnitten der Waffenplätze ꝛc. erhalten. In den nassen Gräben, wo durch das Wasser schon der Zugang schwieriger ist, dem Feind aber dennoch die Übergangsanstalten erschwert werden müssen, gelten für Haupthindernisse:

d) Die Bäre (batardeaux), vergl. d. d. Fig. II. Dieß sind steinerne, eine kleine Öffnung (Schleuse, écluse, vergl. e. Fig. II.) enthaltende Dämme, welche, mit einem Schutzbreite (pale, vanne) versehen, die Besatzung in den Stand setzen, das Wasser im Graben nach Willkür anzuspannen, abzulassen und eine Strömung zu erregen (Wasser-Manöver). Man legt sie in Hauptgraben auf solchen Punkten an, wo sie, der Vertheidigung am wenigsten hinderlich, dem Geschützfeuer des Feindes von Weitem nicht ausgesetzt und überall ihm unvortheilhaft sind. Hat man durch dieß oder sonst ein von der Ortslage abhängiges Kunstmittel das Austreten eines Flusses aus seinen Ufern dergestalt bewirkt, daß dadurch der Zugang zu den Werken einer Festung verhindert wird, so tritt dieß Verfahren unter dem Namen Überschwemmung (inondation) in die Reihe der künstlichen Hindernisse.

Die künstlichen Hindernisse durch Schanzpfähle, spanische Reiter und Verhaue sind auch bei der Feldbefestigung (fortification passagère) anwendbar. (*Benicken.*)

HINDERNISSE (im Bergbau), s. unter den einzelnen Gegenständen, welche als Hindernisse des Bergbaues betrachtet werden können. (*R.*)

Hindernisslast (Maschinenw.), s. Last.

HINDI (der Indier). Unter diesem Namen sind mehrere große Schriftsteller der Araber bekannt. Obenan steht Schehab-ed-din Ahmed Ben Schems-ed-din Ben Omar aus Dewletabâd, der noch vor dem 8ten Jahrh. der Hidschret außer andern Werken eine grammatikalische Anleitung unter dem Titel Irschâd fi ennahw (ارشاد في النحو) schrieb, die wegen der Tiefe ihrer Gedanken und um ihrer geschickten Anordnung willen allgemein geschätzt ward, und an Abu-l-fahdl El-Chatib El-Kazruni (الكازروني) einen sehr gewandten Ausleger fand. Auch commentirte El-Hindi die bekannte Grammatik Kafije, welche Arbeit wiederum von mehreren Gelehrten näher erläutert und vielfach vermehrt ward. Ein anderer

Hindi ist Seradsch-ed-din Abu Hafss Omar Ben Ishak, der 773 der Hid. (1371½ n. Chr. G.) starb, nachdem er als ein warmer Vertheidiger des im Ketzergeruch stehenden Dichters Ibn-el-faredh (gest. 576 der Hid. 1180 n. Chr. G.) in einem Commentare aufgetreten war, den er zu dieses Mystikers Gedicht mit der Aufschrift Taije (تائيّة das auf Ta ausgehende) geschrieben hatte*). — Über Kenke (كنكه) El-Hindi, Temtem (طمطم) El-Hindi, Naufeschal (نوفشل ?) El-Hindi und Andere s. unter ihren Eigennamen. (*G. Flügel.*)

Hindi, Hindi-Sprache, s. indische Sprachen.

HINDIA, HINDIAH, 1) ein in Khandesch (Candeish) gelegener Distrikt des Mahrattenfürsten Sindia, gränzt in N. an Bopal, in O. an Kerleh, in S. an den Fluß Typtee und in W. an Bejapour, ist gebirgig, hat südöstlich Zweige des Caligonggebirges, wird von der Nerbudda und ihren Nebenflüssen bewässert. 2) Hauptort dieses Distrikts auf der Südseite der Nerbudda, der Stadt Newawur gegenüber und mit derselben durch eine Brücke verbunden, wichtig durch sein den Paß über die Nerbudda schützendes Fort†). (*R.*)

*) S. Hadschi Chalifa's Bibl. unter Taije.

†) Weim. Handb. 4te Abth. 3r Bd. S. 318. *Rees* Cyclop. Vol. XVIII.

Hindinn, Hirschkuh, s. Hirsch.

Hindinn (die kerynitische), s. Herakles (2te Sect. 6r Bd. S. 17).

Hindischan, s. Hindsian.

Hindi-Sprache, s. indische Sprachen.

HINDLÄUFTE (Confectio Cichorii), nennt man die frischen Cichorienwurzeln, welche in lange dicke Stücke zerschnitten und mit Zucker überzogen sind nach Art des überzuckerten Kalmus. Wenn diese Confitur gut seyn soll, so müssen dazu starke, schöne, gesunde Wurzeln genommen, diese nicht bloß mit weißem Zucker durchaus überzogen, sondern auch von demselben ganz durchdrungen, auch trocken seyn, ohne jedoch die gehörige Geschmeidigkeit zu verlieren. (*Fr. Thon.*)

Hindmend, s. Hilmend.

HINDÖ, eine fast 9 Meilen lange und über 4 Meilen breite Insel, an der Küste des norwegischen Stiftes Nordland, die größte der norwegischen Inseln. (*Dr. v. Schubert.*)

HINDOLE, ein im Distrikt Cuttak der Provinz Orissa belegenes, den Engländern tributäres Fürstenthum, dessen Semindar 176 Rupien Tribut zahlt; die Bevölkerung nährt sich meist durch Verfertigen von Palankinen *). (*R.*)

HINDON, Burgflecken in England, in Wiltshire, mit 600 Einw. und dem Wahlrechte für 2 Parliamentsglieder. Spitzenklöppelei. (*Benicken.*)

HINDOSTAN, HINDUSTAN, s. am Ende dies. Bandes.

Hindostani, s. Indische Sprachen.

Hindostanisch, s. Indisch.

Hindostanische Menschenracce, s. Menschenracen.

Hindowan, Hindowani, s. Hinduwan.

HINDS, Canton im Mittelpunkt des Stats Mississippi, 6¼ teut. Meile lang und breit, am Quell des schiffbaren Pearlflusses (mexikanischer Meerbusen, Nordamerika's Südseite), ein ziemlich fruchtbares, noch wenig angebautes Ländchen, von den Choctow-Indianern 1801 der Union überlassen. 1825 5 Ortschaften, 1698 Einwohner, worunter 368 Farbige und Sklaven. Hauptort Jackson, 18½ Meile nordöstlich von Natchez, Haupthafen des Stats am Mississippi und 35 teut. Meilen nördlich von New Orleans. (*C. N. Röding.*)

Hindschkraut, s. Solanum Dulcamara *L.*

HINDSIAN, HINDISCHAN oder ANGAR, eine Insel im persischen Meerbusen, dicht unter der Insel Dschesirei Diras oder Kischm †). (*R.*)

HINDSTEDT, Herred des Amtes Aalborg im königl. dänischen Stifte gleiches Namens, 9 □Meilen groß mit 6000 Einw. in 14 Kirchspielen, unter welchen Vive nebst dem Herrenhofe Dalsgaard am Mariagerfiorden mit 4 Landungsplätzen und Fischerei †). (*R.*)

*) Weim. Handb. 4te Abth. 3r Bd. S. 369.
†) Weim. Handb. 4te Abth. 2r Bd. S. 653.
1) Das. 3te Abth. 1r Bd. S. 118.

Hindu, Geographie, Geschichte, Literatur u. s. w., s. unter Indien.

Hindugebirge, s. Himalaya u. Salomonsgebirge (Soliman Koh.).

HINDUGHE, ein bei dem Sultan Babur den Baisankor vielgeltender Magnat, s. über ihn 1ste Sect. VII. Bd. S. 18; er wurde sammt seinen Kindern auf Befehl des Abu Said Mirza 865 oder 866 der Hidsch. hingerichtet, nachdem er sich mehrfache Beweise der Untreue gegen diesen Herrscher hatte zu Schulden kommen lassen *). (*A. G. Hoffmann.*)

HINDUKHO } HINDUKUSCH }, s. am Ende dieses Bandes.

HINDUSCHAH BEN SENDSCHER (هندو شاه بن سنجر), arabischer Schriftsteller. Er verfaßte für Nassr ed-din Ahmed (Ben) El-Fadhlewi das Geschichtswerk Tedscharib es-selef (تجارب السلف) „Erfahrungen der Vorfahren". Sein Todesjahr fällt um 700 der Hid. oder 1300 n. Chr. Geb.; s. Hadschi Chalifa im Asami el-kotob. (*G. Flügel.*)

Hinduschah (Mohammed Kasim), s. Firischte.

Hind u Sind, s. Hind.

HINDUSTAN, s. Hindostan am Ende dies. Bdes.

HINDUWAN (هندوان), ist Name eines Stadtviertels von Balkh, der Hauptstadt in Khorasan, aus welchem der Gesetzlehrer el Hindowani (الهندواني) gebürtig war [1]). Sein vollständiger Name ist Abu Dschafar Mohammed ben Abdallah ben Omar [2]). Er erlangte einen so hohen Ruf bei seiner Sekte, daß ihm die Würde eines Mufti nicht nur zu Balkh, sondern auch für ganz Transoxanien ertheilt und der Ehrenname Abu-Hanife der Jüngere beigelegt wurde. Wunderlich ist die Sage, daß an seinem Todestage wegen seiner Frömmigkeit und Enthaltsamkeit eine große Anzahl Juden und Anhänger des Parsismus zum Islam übergetreten wären. Er starb zu Bokhara im J. 362 d. H. (973 n. Chr. Geb.) [3]). (*A. G. Hoffmann.*)

Sein gründliches Wissen bewies Hinduwani unter andern durch den Commentar, den er zu dem Werke: Verhaltungsregeln des Richters nach der Ansicht des Abu Hanifa (ادب القاضي على مذهب ابي حنيفة), schrieb, welches fast kanonisch gewordene Compendium den eifrigen Cadhi Abu Jusuf

*) Wenn d'Herbelot unt. d. W. Hendoghe erzählt, daß er sich gegen Babur empört habe und von Ali Behadir getödtet worden sei, so ist das eine Verwechslung, welche schon Reiske z. d. St. berichtigt hat; vgl. d'Herbelot selbst unt. d. Artikel Abu Said Mirza.

1) *Firuzabadi Camus* ed. Calcutt. p. 433. 2) d'Herbelot Orient. Biblioth. 2r Bd. S. 720. 3) d'Herbelot a. a. O. unt. d. W. Hendovan.

Jacub Ben Ibrahim, der 182 d. H. (798 n. Chr. Geb.) ſtarb, zum Verfaſſer hatte; ſ. Hadschi Chalifa im Asami el-kotob. (*G. Flügel.*)

Hinduwani, ſ. Hinduwan.

HINEINBRECHEN, ſagen die Bergleute ſtatt wieder ins Geſtein hinein arbeiten; Hineinbruch oder Neinbruch iſt in ihrer Ausdrucksweiſe das erſte auf Herausſchlagung des Geſteins verwendete Tagewerk, womit in der Mitte des ſeigern Ortſtoßes begonnen wird. (*R.*)

HINESBOROUGH, Ortſchaft im Kanton Chittenden, Stat Vermont der vereinigten Staten von Nordamerika, am Lewis Creek, der weſtlich in den Champlainſee abfließt, 1820 mit 1380 Einwohn., in fruchtbarer Gegend, 5¾ Meilen von Montpellier, der Hauptſtadt des Stats. (*C. N. Röding.*)

HINESDALE, 1) Ortſchaft im Kanton Berks, Stat Maſſachuſetts der vereinigten Staten von Nordamerika, mit 822 Einw., hart an der Gränze des Stats New-York. 2) Ortſchaft im Kanton Cheſhire, Stat New-Hampſhire der vereinigten Staten von Nordamerika, auf der Oſtſeite des ſchiffbaren Connecticut-Stroms, Brattleborough im State Vermont gegenüber, 940 Einwohner, Holzhandel, 7½ teut. Meilen von Northampton im State Maſſachuſetts. (*C. N. Röding.*)

HINESTROSA oder HINESTROJA (Ludovicus Venegas de), hat 1557 zu Alcala de Henarez herausgegeben Tratado de Cifra nueva para Tecla, Harpa y Vigueta, Canto llano, de Organo y Contrapunto. in fol., nach Forkel und Gerber. Auch Dr. Pietro Lichtenthal, der jene beiden Männer benutzte und Nachträge des Neuern und Ältern lieferte, hat in ſeinem Dizionario e bibliografia della musica (Mil. 1826) nichts weiter von ihm. Nach einigen kurzen Andeutungen ſcheint das Werk der Aufmerkſamkeit der Geſchichtforſcher der Tonkunſt werth zu ſeyn. (*G. W. Fink.*)

Hinfahrt, Hinfährte, Hingang, ſ. Fährte.

Hinfällige Haut des Eies, ſ. Ei.

Hinführende Blutgefäſse, ſ. Venen.

Hinfuss, ſ. Aegopodium.

Hingang, ſ. Fährte.

HINGANSTSCHEU, eine chineſiſche Stadt 2ten Ranges am Hankiang in der Provinz Schenſi unter 32° 31′ 20″ der Br. und 127° 0′ 41″ der Länge *). (*R.*)

HINGEGOSSEN, nennt der Maler eine liegende Figur, wenn ihre Stellung natürlich, ungezwungen und ſchön iſt. (*R.*)

HINGFUHIEN, chineſiſche Stadt dritten Ranges in der Provinz Setſchuen †). (*R.*)

HINGHAM, 70° 52′ 54″ w. L. üb. Gr. 42° 15′ 25″ n. Br. Hafen am Einfluſſe des Wareflusſes in die Südſeite der Boſtonbucht (Maſſachuſetts Bai, atlantiſches Meer, Nordamerika's Oſtküſte, Kanton Boſton (nicht Plymouth), Stat Maſſachuſetts, vereinigte Staten von Nordamerika, 4 Kirchen, 1 Akademie, Poſtamt, 3764 Einw., 3 Säge- und 1 Walkmühle, bedeutender Stockfiſch- und Makrelenfang. Der Ort liegt 2¾ t. Meil. ſüdöſtlich von Boſton und ſteht mit dieſem Haupthafen in täglichem Verkehr (1828 wurden von dort 54 Fahrzeuge, jedes mit 8 Mann auf dieſen Fang ausgeſchickt und es wurden 33,313 Faß gepackt. Von 1818 bis 1828, dieß Jahr eingeſchloſſen, wurden 225,331 Faß Makrelen gepackt und dabei 45,559 Tonnen Salz verbraucht). Es erſcheint dort eine Zeitung: Hingham-Gazette. (*C. N. Röding.*)

HINGHER (Johann Chriſtoph), angeſehener Geiſtlicher des 17ten Jahrhunderts, iſt geb. den 2. Januar 1604 in dem würtenberg'ſchen Dorfe Wittershauſen, wo ſein Vater Prediger war. Nachdem er ſeine Studien in Tübingen vollendet hatte und einige Zeit Vikar geweſen war, lernte ihn der berühmte ſchwediſche Feldmarſchall, Graf Guſtav Horn, der mit Guſtav Adolph nach Teutſchland gekommen war, kennen, und ernannte ihn zu ſeinem Feldprediger und zum Vorſtand des Feldconſiſtoriums. Als Horn in der Nördlinger Schlacht 1634 in kaiſerl. Gefangenſchaft gerieth, kam Hingher nach Stockholm, und war daſelbſt Prediger, bis ihn, nach 19 Jahren, Herzog Eberhard nach Stuttgart rief. Er war daſelbſt Conſiſtorialrath, Hof- und Stiftsprediger, zuletzt Prälat und Generalſuperintendent, und ſtarb den 15. Mai 1678. Gedruckt ſind von ihm meiſtens Predigten, deren er 5851 eigenhändig zu Papiere brachte *). (*Baur.*)

HINGHIEN, chineſiſche Stadt dritten Ranges am Yufuenho in der Provinz Schenſi [1]). (*R.*)

HINGHUFU, ein Buſen des chineſiſchen Meeres an der Seeprovinz Fokien [2]). (*R.*)

HINGKU TSCHEU, eine chineſiſche Stadt zweiten Ranges in der Provinz Hu-kang [3]). (*R.*)

HINGLAISGHUR, eine auf einer Anhöhe liegende, mit Mauern und tiefen Gräben umgebene Stadt der vorderindiſchen Provinz Malwa, und zwar in dem Holkar zugehörigen Diſtrikte Mundeſſor, bemerkenswerth wegen ſeiner ſehr feſten Citadelle [4]). (*R.*)

HINGLATZ, HINGLAZ, 1) einer der beiden Päſſe, welche aus der von Bergen umgebenen Provinz Lus in Beludſchiſtan nach der Provinz Makran führen; 2) berühmte Hindupagode, zu welcher viele Wallfahrten geſchehen; ſie liegt auf einer Anhöhe am Aghor mit dem Brunnen Unil [5]). (*R.*)

Hing-pu, ſ. China (1ſte Sect. XXI. Bd. S. 166).

HING-SCHAN-HIEN, chineſiſche Stadt dritten Ranges in der Provinz Hukang [6]). (*R.*)

*) Weim. Handb. 4te Abth. 4r Bd. S. 225.

†) a. a. O. S. 220.

*) *Füchslini* memor. theolog. würtemberg. Jöcher's Gel. Lexikon.

1) Weim. Handb. 4te Abth. 4r Bd. S. 160.

2) a. a. O. S. 182.

3) a. a. O. S. 168.

4) a. a. O. 4te Abth. 3r Bd. S. 308.

5) a. a. O. 4te Abth. 2r Bd. S. 825 u. 827.

6) a. a. O. 4r Bd. 4te Abth. S. 168.

HINGSTE, HENGSTE, SPRINGSTRAPPEN, sind kurze Taue (Pl. 1. der Seewissensch. Fig. 1. s. s.), welche von 6 bis 10 Fuß von einander um die Raaen belegt oder befestigt werden, und am untern Ende ein Auge haben, wodurch die Pferde, Paarden (Fig. 1. s. s.) oder Taue gehen, worauf die an den Raaen arbeitenden Matrosen stehen, und wodurch diese Taue gehalten werden, damit sie nicht niederhängen. Vormals nannte man die Paarden auch Hingste. (*C. H. Müller.*)

HINGSTON (John), Schüler Orlando Gibbons, eines in England besonders durch seine Kirchenmusik berühmten Doktors der Tonkunst, war unter dem unglücklichen Karl I. Organist in London. Früher schon stand er mit Olivier Cromwell in einiger Verbindung durch den Unterricht, welchen er seiner Tochter ertheilte und trat nach Karls Hinrichtung in die Dienste des strengen Machthabers. Die Concerte, welche er in seinem Hause hielt, sind unter Anderm dadurch merkwürdig, daß sie der gefürchtete Protector oft besuchte. Unter seinen Schülern hatte H. auch den Dr. Blow, der gleichfalls als Kirchencomponist von seinen Landsleuten, wenigstens von den meisten, in hohen Ehren gehalten wird. Das Bildniß Hingston's ziert noch jetzt die Oxforder Musikschule. (*G. W. Fink.*)

HING TSCHEU, chinesische Stadt zweiten Ranges an einem Nebenflusse des Hoaiho in der Provinz Kiannan [7]). (*R.*)

HINGUNGHAUT, eine Stadt in dem Distrikte Nagpoor der zu Decan gehörenden Provinz Gundwana, dem Raja von Nagpoor unterworfen [8]). (*R.*)

HINHAHY DO RIO MANCO, Militärposten (Destacamento) zur Bewachung des Diamantendistrikts am nördlichen Abhange des Monte Stambé, 7 teutsche Meilen östlich von Tejuco, Hauptstadt der Comarca do Rio frio, Provinz Minas geraës, Kaiserthum Brasilien. (Die Militärposten zur Beschützung des Diamantendistrikts sind jetzt schlecht besetzt und der größte Theil der gewonnenen Diamanten wird dem kaiserl. Schatze entzogen.) (*C. N. Röding.*)

Hinhaltung, s. Suspensio.

HIN-HOA-FU, eine chinesische Stadt der Provinz Fokien an der Mündung eines Flusses mit Hafen und Handel, liegt unter 25° 25′ 22″ der Br. und 136° 56′ 20″ der Länge *). (*R.*)

Hinholz, s. Rhamnus frang.

HIN-KA, ein im Gouvernement Kirin gelegener Binnensee der Mandschurei, nimmt mehrere Flüsse auf, wie den Lefu Pira, den Utschiahu Pira und hat seinen Abfluß durch den Sangatschan in den Ussuri. Um ihn herum wohnt die hauptsächlich von Fischerei sich nährende wilde Völkerschaft Yupitase †). (*R.*)

Hinkaert (Joh.), s. unter Rusbroch (Johann).

HINKAN, ein Gebirge in der Mitte des Gouvernements Tschitschikar, welches den nördlichen Theil der Mandschurei bildet [1]). Hinkan Tabahan, heißt ein Paß in der Scharramongolei, welcher durch die Mongolei führt [2]). (*R.*)

HINKELDEY, eine ehemalige patricische Familie aus Nördlingen, deren Stammvater Christian H. aus Wiesen an der Luhe bei Hamburg, sich in Nördlingen 1679 niedergelassen hatte. Sein Sohn Georg Wilhelm H., Diakonus zu Nördlingen († 1736) verfaßte ein Werk über sein Geschecht: die Münzinger und Hinkeldeischen Descendenten (Nördl. 1726. in 8.) und hatte zwei Söhne, von denen Matthäus Wilhelm (geb. 1719, † 1801) Pfarrer zu Bihl wurde und in seiner Ehe 24 Kinder erzeugte, Hieronymus Heinrich dagegen (geb. 1720) als Rechtsgelehrter sich auszeichnete. Der letztere besuchte die lateinische Schule seiner Vaterstadt, bezog 1739 die Universität Jena, um dort die Jurisprudenz, Statswissenschaft und Philosophie zu studiren, prakticirte dann einige Jahre in Nördlingen, wurde 1745 zum fürstl. Öttingen-Wallerstein'schen Hofrath bei der dortigen Regirung ernannt und 1746 in Nassau-Weilburg'sche Dienste als Regirungsrath berufen. Doch 1750 nahm er schon seinen Abschied, ging nach Frankfurt a. M., wo er als Rath und Consulent mehreren Reichsständen diente, bis er 1751 den Ruf als geheimer Hofrath nach Wertheim erhielt. Er stieg hier schnell von einer Ehrenstufe zu der andern, und erhielt 1753 die Stelle eines Hofkanzlers mit dem geheimen Raths Titel. Während eines mehrjährigen Aufenthalts in Wien brachte er die Rochefort'schen Erbschaftsangelegenheiten seines Fürsten mit den Grafen von Stolberg, worüber schon seit hundert Jahren Streit herrschte, unter der Vermittelung des Reichsvicekanzlers Grafen von Colloredo und des Reichshofraths-Präsidenten Grafen von Harrach durch einen Vergleich 1755 glücklich zu Ende, und wurde zur Belohnung auf Ansuchen des Fürsten vom Kaiser in den Adelstand erhoben. Die ihm darauf angetragene Reichshofrathsstelle schlug er aus. Als Kreisgesandter hielt er sich einige Zeit in Nürnberg auf, wo er mehrere Deductionen schrieb; die: „pro domino contra subditos" zog ihm und seinem Fürsten eine Ahndung des Kammergerichts zu. Im J. 1763 erhielt er die Stelle eines Regirungs- und Kammerpräsidenten zu Wertheim, 1775 aber veranlaßte ein in Wertheim ausgebrochener Tumult *) der Bürgerschaft seine Entlassung mit einer Pension von 1000 fl. und einem Fuder Wein. Nachdem aber alle Differenzen beigelegt und die Gemüther der Einwohner beruhigt waren, wurde ihm 1780 das Direktorium wieder übergeben; erst 1783 trat er mit der früher ausgesetzten Pension in völligen Ruhestand und begab sich auf sein Rittergut Sinnershausen unweit Meiningen, welches er mit seiner zweiten Frau

7) Weim. Handb. 4te Abth. 4r Bd. S. 153.
8) a. a. O. 4te Abth. 3r Bd. S. 504.
*) a. a. O. 4te Abth. 4r Bd. S. 184.
†) a. a. O. S. 237 u. 251.

1) a. a. O. S. 259. 2) a. a. O. S. 290.
*) Veranlassung dazu gab, daß er auf Befehl seines kathol. Fürsten eine Procession in der protestantischen Stadt Wertheim angeführt hatte.

erheirathet hatte, diente indeß auch hier noch mehrern Reichsständen, vorzüglich dem Landgrafen Adolf von Hessen-Philippsthal zu Barchfeld als Consulent, und starb daselbst 1805 in seinem 85sten Jahre. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit religiösen Gegenständen; so entwarf er 467 Fragen, und ihre Beantwortung aus Stellen vieler geistlichen Schriften und ließ diese Zusammenstellung unter dem Titel: „Gottselige Betrachtungen, bestehend in lehrreichen und vorzüglich erbaulichen Stellen aus gedruckten Predigten und Schriften in Fragen und Antworten gebracht," (Coburg 1804) auf eigne Kosten drucken. Unter seinen zwölf Kindern waren drei Söhne: 1) Christian Reinhard v. H., königl. franz. Hauptmann, unter dem Regiment Royal Anhalt, der in Straßburg 1775 ermordet wurde; 2) Carl v. H., kurfürstl. hessischer geheimer Regirungsrath; und 3) August Heinrich v. H., welcher als großherzogl. badenscher Landesdirektions-Präsident in Mannheim starb. Die beiden Letztern haben Kinder hinterlassen, und ihr Geschlecht in 2 Linien fortgesetzt. — Das Wappen: im goldnen Felde ein Palmbaum, woran ein Einhorn sich lehnt; auf dem Helm das nämliche Wappen [2]).

(*Albert Frh. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

Hinkelmann, s. Hinckelmann.

HINKEN (Claudicatio, Coxalgia), ist Folge einer Verletzung, Quetschung, Verrenkung, eines Bruchs des Schenkelknochens oder eines Austritts des Kopfes des Schenkelbeins aus seiner Pfanne. Bei Kindern kann es angeboren werden und selbst der Schenkelkopf fehlen. Das Bein wird kürzer, die Ferse berührt im Gehen nicht mehr den Erdboden, das Knie dreht sich einwärts, das ganze Bein wird mager und zehrt zuweilen ab.

Borelli und Venette (tableau de l'amour conjugal. p. 363) haben das Hinken erblich beobachtet.

(*Schneider.*)

Das Hinken ist demnach keine besondere Krankheit, sondern die Wirkung einer Menge von Krankheiten oder Zufällen. Denn es kann von fehlerhafter Bildung eines Beines, von der Verkürzung oder Verlängerung desselben, oder von fehlerhafter Bildung beider Beine oder des Beckens herrühren, deßgleichen von Affectionen der Knochen, von Affectionen oder Wunden der weichen Theile des Beins, von großem Substanzverluste, von Lähmung, von Schmerzen, von chronischem Rheumatismus in einem Bein. Ein verkrümmtes Becken verursacht Hinken, wenn die Pfannen (cavitates cotyloideae) einander nicht genau entsprechen, wenn die eine höher oder tiefer liegt als die andere. Die widernatürlichen Gelenke, die Anchylosen bringen auch das Hinken hervor *).

Es erhellt hieraus, daß auch die Mittel, das Hinken zu beseitigen, sehr verschieden seyn müssen.

Mit dem Ausdrucke Hinken der Kinder hat Ficker eine besondere Krankheit bezeichnet, welche von Andern mit sehr verschiedenen Namen belegt worden ist. Synonym damit sind unter andern die luxatio spontanea, coxarthrocace etc. Obgleich sie nicht in die Klasse der Algien gehört, so hat man sie doch unter dem Namen Coxalgie beschrieben, auch wohl mit der Krankheit verwechselt, welche sciatica, ischias, dolor ischiaticus, ischiagra, malum ischiaticum, dolor coxendicus, morbus coxarius heißt, und in einer Affection des nervus ischiaticus besteht, während die Coxalgie mit einer Entzündung in den Knorpeln des Hüftgelenkes beginnt †).

Nach Ford, Cooper und Monteggia werden die Kinder und nach Albers und Ficker wird das männliche Geschlecht häufiger von dieser Krankheit befallen; Volpi hat sie am häufigsten bei Erwachsenen beobachtet, behauptet aber, daß kein Lebensalter davon frei sei. Das stadium invasionis derselben gibt sich durch weiter nichts zu erkennen, als durch ein fast unmerkliches Hinken, nebst geringer Schwäche des Glieds und geringem Schmerz bei den Bewegungen desselben, weßhalb die Kranken häufig gar nicht darauf achten. Offenbaren sich die Zeichen der Coxalgie zuerst an dem äußeren Theile des Knies, indem dort Schmerz und Geschwulst entsteht, so ist es schwer, den wahren Sitz der Krankheit zu erkennen; geschieht es aber am Hüftgelenk, so zeigt zwar ein firer Schmerz hinter dem großen Trochanter sogleich den Sitz der Krankheit an, aber es wird dieser Schmerz, wenn er bei jungen Personen ohne Geschwulst und ohne Veränderung der Hautfarbe vorkommt, gemeiniglich für unbedeutend, und bei alten Personen für einfachen Rheumatismus oder eine arthritische Affection gehalten. Fängt der Schmerz an heftiger zu werden, und zieht er sich längs dem muse. vastus externus nach den Knieen zu, und von da längs dem äußeren Theile der tibia bis zum malleolus internus, so kann der aufmerksame und erfahrene Chirurg die Krankheit gar nicht verkennen. Sobald der Kranke ein wenig zu hinken beginnt, so findet man bei Untersuchung des Schenkels und des Unterschenkels der leidenden Seite, und Vergleichung derselben mit denen der gesunden Seite, daß die ersteren ein wenig geschwunden sind; das Hüftgelenk ist, weil es tief liegt, schwerer zu untersuchen als die anderen Gelenke. Am besten kann man sich aber von dieser Krankheit des Hüftgelenks überzeugen, wenn man sanft auf die äußere Seite der arteria femoralis drückt und zwar da, wo sie aus dem Becken heraus kommt. Denn hier wird dieses große Gelenk von vorn gedrückt, auf einer Stelle, wo es am wenigsten bedeckt ist, und wenn es afficirt ist, so verursacht der Druck einen bedeutenden Schmerz (Cooper).

---

2) Benutzt sind außer Beilschlag's Beiträgen zur nördlingenschen Geschlechtshistorie, auch handschriftliche Nachrichten.

*) Vergl. *Camper* (*Pet.*), over de oorzaken van het mankgaan der Kinderen, 1782. *Dylio* (*Dan.*), de claudicatione; D. Lugd. Bat. 1798. 4. Ficker (Wilh. Ant.), Beantw. der Preißfrage: Worin besteht eigentlich die unter dem Namen Hinken der Kinder bekannte Krankheit ꝛc. Wien 1807. 4. *Krause* (*Ado. Gottl. Ferd.*), de claudicatione Comment. med. chir. Lipsiae 1809. 4.

†) Da der Art. Coxalgia, Coxalgie zufällig übersehen worden, so wird hier das Nöthige darüber nachgetragen. (*R.*)

Wenn das hinkende Glied etwas geschwunden ist, und der Schmerz durch den Druck auf den vorderen Theil des Gelenks sich vermehrt, so ist die Coxalgie mit keinem anderen Übel mehr zu verwechseln, zumal wenn das Glied im Anfange verlängert ist, was man leicht entdecken kann, wenn man die großen Trochanter, die Kniescheiben und die inneren Knöchel wechselseitig mit einander vergleicht. Die Ursache der Verlängerung des Glieds bis auf 2 bis 3 Zoll, eines wichtigen und beständigen Begleiters der Coxalgie, ist zur Zeit unbekannt, und bleibt noch immer ein Gegenstand der Nachforschung. Falconer ist der Meinung, daß durch die Anschwellung der Knorpel und der Beinhaut des oberen Theils des Schenkelbeinkopfs und der Gelenkhöhle der Schenkelbeinkopf aus derselben heraus getrieben werde. Diese Meinung ist aber falsch, weil der Durchmesser des acetabulum nicht so groß ist, als die Verlängerung und weil bei der Verlängerung des Gliedes der Schenkelbeinkopf das acetabulum fast noch gänzlich ausfüllt, folglich der Schenkelbeinkopf, so lange die Gelenkhöhle noch nicht zerstört ist, nur wenig in perpendikulärer Richtung nach unten getrieben werden kann. Von der Erschlaffung der Ligamente kann man diese Erscheinung ebenfalls nicht herleiten; denn wenn sie auch Statt findet, so kann doch im gesunden Zustande des Hüftgelenks kein anderes Ligament, als das ligamentum transversum, welches über die incisura acetabuli wegläuft, die Austreibung des Schenkelbeinkopfs nach unten verhindern. Das ligament. triangulare verhindert höchstens, daß der Schenkelbeinkopf nicht nach oben luxirt wird, indem es nach Palletta bloß dazu bestimmt ist, die natürlichen Bewegungen des Schenkelbeinkopfs innerhalb des acetabulum zu beschränken, nicht aber die Ausweichung desselben nach unten zu verhindern. Das ligamentum orbiculare, welches von Natur schlaff ist, so wie alle andere Kapselbänder, muß als ein Sack betrachtet werden, der mehr als zur Verstärkung des Gelenks, zur Einschließung der synovia bestimmt ist. Eben so ist auch Petit's und Camper's Erklärung dieser Erscheinung durch eine Anhäufung von synovia in der Gelenkhöhle falsch **). Denn wenn auch eine solche Anhäufung Statt findet, so senkt sich diese Feuchtigkeit zwischen den Schenkelbeinhals und die Falten des ligament. orbicularis, welches denselben umgibt, und welches hierdurch wohl ausgedehnt wird, und wodurch hydrops articuli — Boyer — entsteht; nicht aber ist diese Feuchtigkeit im Stande, einen harten und nicht nachgebenden Theil auszutreiben. Und wenn auch diese zwischen dem collum femoris und dem ligamentum orbiculare angehäufte Feuchtigkeit sich verdickte, so müßte ja hierdurch der Schenkelbeinkopf noch mehr in seiner Höhle festgehalten werden. Irre ich nicht, so kann diese Erscheinung durch die Anschwellung der Knorpel, welche das acetabulum und den Schenkelbeinkopf überziehen und durch den Übergang dieser Anschwellung auf die Knorpel des Kniegelenkes ***) und des Fußgelenkes, also durch Anschwellung sämmtlicher Knorpel dieser drei Gelenke am besten erklärt werden. Da nun durch die Anschwellung der Knorpel des Schenkelbeinkopfs und des acetabulum der Schenkelbeinkopf nach der Richtung des Schenkelbeinhalses etwas von oben nach unten und von innen nach außen getrieben wird, so scheint uns auch hierdurch das Einwärtsstehen des Fußes sich erklären zu lassen.

Bald gewöhnen sich die an Coxalgie Leidenden daran, daß die ganze Last ihres Körpers auf dem gesunden Gliede ruht, wobei bloß die Fußzehen des kranken Gliedes den Boden berühren und der Schenkel desselben nach vorn gebeugt ist. Diese Stellung ist immer die bequemste, da hingegen die Ausstreckung des kranken Gliedes Schmerzen verursacht. Dieß sind die gewöhnlichen Kennzeichen des ersten Grades dieser Krankheit, in welchem der allgemeine Gesundheitszustand noch nicht beeinträchtigt wird. Selten sind in diesem Grade die das Gelenk umgebenden weichen Theile gespannt und schmerzhaft bei der Berührung, so wie auch die Farbe der das Gelenk bedeckenden Haut selten eine Veränderung erleidet. Wo dieses aber vorkommt, da ist es entweder dem Muthwillen des Kranken zuzuschreiben, der das Glied, statt es in der Ruhe zu erhalten, bewegte, oder den dürftigen Umständen desselben, die ihn zwangen, sich auf die Beine zu machen und herum zu gehen.

Wird die Krankheit in dem ersten Grade vernachläßigt oder nicht richtig erkannt, so verlängert sich das Glied nach und nach immer mehr und das Schwinden des Schenkels nimmt immer mehr zu. Wenn man den Hinterbacken der leidenden Seite untersucht, wobei der Kranke aufrecht stehen muß, so findet man denselben statt conver etwas eben, weil der musculus glutaeus maximus geschwunden ist, und der Rand desselben an dem obern und hinteren Theile des Schenkels nicht mehr eine so erhabene Linie bildet. — Ford. — Die Schmerzen im Hüftgelenk werden nun auch im Kniegelenk empfunden, wenn sie nicht zuerst daselbst vorhanden waren. Heftiger werden diese Schmerzen, wenn das Hüftgelenk bewegt wird, während sie durch Beugung und Streckung des Kniegelenkes, wenn der Schenkel dabei in der Ruhe erhalten wird, nicht sehr vermehrt werden. Diese Symptome bezeichnen den zweiten Grad dieser Krankheit und sind nach Verhältniß der erregenden Ursache und der Körperkonstitution des Kranken bald heftiger, bald gelinder, je nachdem die Entzündung acut oder chronisch ist. Wenn die Entzündung acut ist, so werden die das Gelenk umgebenden Theile gespannt und sehr schmerzhaft, die darüber liegenden Hautbedeckungen rosenroth gefärbt, und der Kranke bekommt ein sympathisches Entzündungsfieber. Dabei verlängert sich das

**) Diese Meinung stimmt fast mit dem überein, was Hippokrates (sect. sept. LIX. u. LX.) sagt: Quibuscunque a coxendicum morbo vexatis, coxa excidit et rursus incidit, his nuci accedunt. Quibuscunque a coxendicum morbo diuturno vexatis, coxa excidit, his crus tabescit, si non usti fuerint.

***) Ich verstehe hier nicht eine krankhafte Anschwellung des Kniegelenkes und des Fußgelenkes, sondern eine Anschwellung der Knorpel dieser Gelenke, welche durch Mangel an Übung entsteht.

Glied immer mehr, so daß es bisweilen 3 Zoll länger als das gesunde wird, je nachdem der Entzündungsprozeß und die Geschwulst immer mehr zunehmen.

Im dritten Grade entsteht mit Abnahme des örtlichen Schmerzes Horripilation, und es bildet sich in der Nähe des Gelenkes eine Geschwulst, welche bald schwappend wird. Diese Geschwulst erscheint bald früher, bald später, je nachdem die Entzündung mehr oder weniger activ ist. Häufiges, von Zeit zu Zeit während dem Schlafen wiederkehrendes und nicht lange Zeit anhaltendes Muskelhüpfen am Schenkel, ist nach Einigen (Philot) das sicherste Zeichen der beginnenden Eitererzeugung in der Gelenkhöhle. Das unmittelbare Resultat einer activen Entzündung des Gelenkes ist eine sehr erhabene Eitergeschwulst, welche mit heftigem, stechendem Schmerz nicht allein der tief liegenden, sondern auch der das Gelenk bedeckenden oberflächlichen Theile verbunden ist, und welche sich bald öffnet. Wenn aber die Entzündung chronisch ist, so entsteht zwar eine sehr erhabene Geschwulst, sie öffnet sich aber nicht so schnell, die Schmerzen sind nicht so heftig und erstrecken sich nicht so weit als im ersten Falle. Endlich verkürzt sich das Glied, wovon die Ursache eine von der Zerstörung der afficirten Knorpel, Ligamente und der Gelenkhöhle selbst herrührende Luration des Schenkelbeinkopfs ist. Zuweilen ist das Glied schon vor der Eitererzeugung in der Gelenkhöhle verkürzt, doch findet das Gegentheil häufiger Statt. Auch gibt es Fälle, wo der Schenkelbeinkopf luxirt und dann anchylotisch wird, ohne daß sich weder vorher noch nachher ein Abscess bildet. — Volpi. —

Zuweilen werden die Kranken vor der Eitererzeugung von allen Symptomen des hektischen Fiebers ergriffen, welche während der Eiterung den allgemeinen Gesundheitszustand des Kranken schwächen, oder nach Verhältniß der Intensität der örtlichen Krankheit denselben wohl ganz zu Grunde richten. Der Kranke verliert nämlich den Appetit, bringt die Nächte schlaflos zu, bekommt häufige Schweiße und einen häufigen Durchfall, welcher trotz der zweckmäßigsten ärztlichen Hilfe die schon geschwächten Kräfte des Kranken vollens aufreibt.

Der in der Gelenkhöhle erzeugte Eiter kommt entweder an dem oberen und äußeren Theile des Schenkels, oder in der Kreuzbeingegend — Albers — oder in der Leistengegend der leidenden Seite zum Vorschein. An einer von diesen Stellen bildet sich eine nicht sehr ausgedehnte, bei der Berührung sehr schmerzhafte, in dem Mittelpunkt am meisten erhabene, und hier und da mit rothen und schmerzhaften Streifen bedeckte Geschwulst. Aus den Öffnungen, welche an verschiedenen Stellen dieser Geschwulst von selbst entstehen, quillt gewöhnlich lange Zeit eine Menge verdorbenen Eiters hervor. Alle diese Öffnungen stehen mit dem Gelenk in Verbindung. Die Ursachen der Entzündung des Hüftgelenkes sind uns noch unbekannt.

Ähnliche Krankheiten können sich auch in anderen Gelenken zeigen, weßhalb sie Rust unter dem Namen der Arthrocacen zusammen gestellt hat. Es ist diese Krankheit identisch mit dem tumor albus.

Die gegenwärtige Behandlung dieser Krankheit unterscheidet sich wenig von der, welche die Alten anwendeten. Sie bedienten sich sowohl allgemeiner als örtlicher Blutentziehungen, und gebrauchten das cauterium actuale und potentiale, Blasenpflaster und andere Hautreize. (*W. L. Brehme.*)

Hinken der Uhr, s. Uhr.

Hinkender Jambus, s. Jambus.

Hinkentsching, s. Yuntai.

HINKLEY, Marktflecken in England, in Leicestershire, mit 10,000 Einw. Strumpfwirkerei, Strumpf-, Ziegel-, Steinkohlen- und Holzhandel. (*Benicken.*)

HINKMAR, Erzbischof von Rheims, einer der thätigsten und gebildetsten Kleriker des 9ten Jahrh., der in einem Zeitraume von beinahe 40 Jahren, unter den mannichfaltigsten politischen, hierarchischen und dogmatischen Streitigkeiten, fast an allen einen entscheidenden Antheil genommen hatte. Er war gegen das Jahr 806 geboren, und stammte aus einer angesehenen westfränkischen Familie. Frühzeitig kam er in das Kloster St. Denys bei Paris, und machte unter der Leitung des Abtes Hilduin, dem er auch in der Folge mit der größten Anhänglichkeit ergeben blieb, sehr bald so bedeutende Fortschritte in den Wissenschaften, wie in den Tugenden des Klosterlebens, daß er dadurch, bei seiner vornehmen Abkunft, die Aufmerksamkeit des kaiserlichen Hofes auf sich zog. Ludwig der Fromme zog ihn daher, neben anderen Bischöfen und dem Abte Hilduin, mit zu Rathe, um die verfallene Disciplin des Klosters St. Denys wieder herzustellen. Im J. 830 verlor Hilduin, der sich in den damaligen politischen Händeln mit mehreren Großen des Reichs gegen den Kaiser verbunden hatte, seine Abteien, und Hinkmar wirkte bei seinem Bischofe sich die Erlaubniß aus, ihn in sein Exil nach Sachsen begleiten zu dürfen, brachte es aber auch bald darauf bei dem Kaiser dahin, daß Hilduin seine Abtei wieder erhielt. Nach Verlauf von ungefähr 10 Jahren übertrug König Karl der Kahle dem Hinkmar die Aufsicht über die Klöster zu Compiegne und Flair, und schenkte ihm ein Landgut; er wurde zum Priester ordinirt, und befand sich oft im Gefolge des Hofes. Auch geschah es nicht ohne Einfluß des Königs, daß er im Anfange des J. 845, unter voller Zustimmung des Klerus und der Gemeinde von Rheims, auf der Synode zu Beauvais zum Erzbischofe von Rheims erwählt, und seine Wahl von den zu Paris versammelten Bischöfen bald darauf bestätiget wurde.

Nicht allein das hohe Ansehen, welches mit dieser Würde besonders in der damaligen Periode bei dem schnellen Wachsen des Einflusses der bischöflichen und dem steten Schwanken der politischen Gewalt verbunden war, sondern auch die Gunst, in welcher er bei dem Hofe stand, seine Gewandtheit in der Führung der wichtigsten Kirchen- und Statsangelegenheiten, der Ruf seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit — verschafften und

sicherten ihm nunmehr jenen bedeutenden Einfluß in den wichtigsten kirchlichen und Statsgeschäften, den er fast bis an sein Ende zu behaupten wußte. Zwar erscheinen hierbei die Grundsätze, von denen er sich leiten ließ, zuweilen in einem zweideutigen Lichte, und sein Verfahren trägt oft den Schein der Halsstarrigkeit, der Härte, des Stolzes. Beurtheilen wir ihn aber im Geiste seiner Zeit, zumal einer in jeder Hinsicht so viel bewegten Zeit, wie die seinige war, so verdient es gewiß unsere Bewunderung, wenn wir sehen, mit welcher Standhaftigkeit, mit welchem Nachdrucke er für die Aufrechthaltung der kirchlichen Gesetze, der Rechte der Synoden und der Bischöfe seines Reiches besorgt war, und mit welcher Unerschrockenheit und Beharrlichkeit er diese gegen die Eingriffe der päpstlichen Macht zu vertheidigen suchte. Seine Gelehrsamkeit übersteigt freilich nicht die Ansprüche, die man in seiner Zeit an einen der gelehrtesten Kleriker zu machen pflegte; doch zeichnete er sich durch Belesenheit in den lateinischen Kirchenvätern, durch gründliche Kenntniß der Kirchengesetze, durch eine, mitunter schwülstige, doch sonst gewandte und leicht faßliche Schreibart, so wie durch seinen Eifer aus, durch gute Ordnung in den bischöflichen und Klosterschulen gebildete Kleriker und Mönche heran zu ziehen [1]).

Unter den merkwürdigsten Ereignissen, deren Triebfeder er war, oder an denen er entscheidenden Antheil hatte, zeichnen wir bloß folgende aus [2]). Gottschalk, ein Mönch, früher im Kloster zu Fulda, dann zu Orbais im Sprengel Soissons, bekannt durch die consequente Ausführung des Augustinischen Lehrbegriffs von einer doppelten Prädestination, wurde unter Hinkmars Vorsitze auf der Synode zu Quiersey (Carisiacum) im J. 849 als Ketzer verurtheilt, nachdem er vorher auf das grausamste gemißhandelt worden war, und auch späterhin wurde der Streit zwischen beiden fortgesetzt. Das Benehmen Hinkmars erscheint allerdings hierbei in hohem Grade hart und unmenschlich; es verdient jedoch darum einige Entschuldigung, als Gottschalk bereits nach einer Mainzer Synode, seinem höchsten Gericht, als ein höchst gefährlicher Irrlehrer überwiesen worden war [3]); und gegen einen Ketzer hielt man alle Mittel für erlaubt, um ihn zum Widerrufe zu nöthigen. — Hinkmar führte auf mehreren Synoden der folgenden Jahre den Vorsitz, und immer war er darauf bedacht, das Ansehen der Bischöfe im Reiche, so wie die Giltigkeit der kirchlichen Verordnungen zu behaupten und zu erhöhen; wozu ihm die Streitigkeiten der königl. Brüder so vielfache Gelegenheit darboten. Er wurde im J. 859 an die Spitze einer Gesandtschaft von mehreren Bischöfen an den teutschen König Ludwig gestellt, um diesen zur Buße wegen seiner Verbrechen gegen die Kirche zu ermahnen, und ihm dann die Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft zu Theil werden zu lassen. Hinkmar wußte diese Angelegenheit trefflich zu benutzen, um das Übergewicht der kirchlichen über die weltliche Gewalt geltend zu machen [4]), wiewohl auch König Ludwig sich durch eine kluge Antwort auf den wiederholten Antrag der Bischöfe aus der Verlegenheit zu ziehen verstand. Im J. 860 erhielt Hinkmar nebst anderen Bischöfen und Äbten und weltlichen Großen den Auftrag, zur endlichen Beseitigung der Zwistigkeiten der königl. Familie einen Vertrag zu schließen, und es gelang ihm, zwischen den beiden Brüdern Ludwig und Karl und ihren Neffen Ludwig, Lothar und Karl den berühmten Coblenzer Vertrag abzuschließen [5]). In der Ehescheidungs-Angelegenheit des Königs Lothar von seiner Gemahlinn Theutberga, welche auf einer Synode zu Aachen im J. 862 von den Bischöfen wirklich von ihm geschieden worden war, wünschte man den Beitritt des Hinkmar zu den Beschlüssen dieser Synode; man legte ihm deßhalb mehrere Fragen zur Beantwortung vor, er aber übernahm vielmehr die Vertheidigung der verstoßenen Königinn in einer besondern Schrift, und durch die Einmischung des Papstes Nikolaus mußte Lothar bald darauf die Waldrada verstoßen, und die frühere Gemahlinn Theutberga wieder zu sich nehmen. Man siehet aus diesem Verfahren Hinkmars, wie wenig er durch äußere Bestimmungsgründe von dem abzubringen war, was er für recht und den kirchlichen Verordnungen gemäß anerkannte. Diese Festigkeit seines Charakters bewies er noch nachdrücklicher in den Streitigkeiten mit dem römischen Stuhle, welcher damals, nachdem man die Decretalen des Pseudoisidorus immer mehr zu verbreiten gesucht, und dadurch auch gallische Bischöfe für das Interesse einer absoluten päpstlichen Monarchie gewonnen hatte, eifrig darnach strebte, das Ansehen der Erzbischöfe und der von ihnen geleiteten Provinzialsynoden gänzlich zu untergraben [6]). Hinkmar hatte auf der Synode zu Soissons im J. 853 mehrere von seinem Vorfahren Ebbo nach dessen Absetzung geweihete Priester ihrer Würde entsetzen lassen; dieser Synodalbeschluß wurde von Benedikt III. und Nikolaus I., jedoch bedingungsweise, bestätiget. Später befahl Nikolaus eine neue Untersuchung dieser Angelegenheit, und Hinkmar übergab der deßhalb versammelten Synode zu Soissons im J. 866 vier Aufsätze, in welchen er unter Anderem erklärte, daß er jene Geistlichen nicht wieder herstellen könne, wie Nikolaus verlange, so gern er sonst dem römischen Stuhle gehorchen wolle, daß auch die römischen Päpste Synodalbeschlüsse und Decretalen nicht übertreten dürften u. s. w. Die Synode fügte sich jedoch in den Willen des Papstes, aber mit der Bemerkung, daß diese Abweichung von der Regel nicht zu Mißbräuchen Veranlassung geben möchte; wodurch Nikolaus sehr aufgebracht wurde. Der Streit

1) Man s. *Flodoard.* histor. Eccles. Rhemig. lib. III. ed. *Sirmond.*; die Hist. littér. de la France Tom. V. p. 544 sq.; *du Pin* Nouv. Biblioth. des auteurs eccles. Tom. VII. p. 12 sq. 2) M. vergl. W. F. Gess Merkwürdigkeiten aus dem Leben und Schriften Hinkmars, Erzbischofs von Rheims. Mit einer Vorrede von Planck. (Göttingen 1806. 8.) 3) S. Schröckhs Kirch. Gesch. XXIV. Th. S. 5 fg.

4) S. Acta Concil. ed. *Hard.* Tom. V. p. 477 sq. 5) S. Capitul. Regg. Franc. Tom. II. p. 137 sq. ed. *Baluz.* 6) S. *du Pin* de antiq. Eccles. discipl. diss. II. p. 131 sq.

wurde durch den Tod dieses Papstes geschlichtet. Kräftiger noch als in dieser Streitigkeit widersetzte sich Hinkmar demselben Papste in der Angelegenheit des Bischofs Rothad von Soissons, der an den päpstlichen Stuhl appellirt hatte [7]), und vertheidigte die Rechte der Metropolitanen im Sinne der alten Kirchenverordnungen. Dasselbe that er eben so nachdrücklich in einer anderen Schrift gegen seinen Neffen, den jüngeren Hinkmar, Bischof von Laon, und behauptete das Ansehen der älteren Synodalbeschlüsse gegen alle jene Decretalen, welche sich nicht auf diese Synodalbeschlüsse gründeten. Noch heftiger war das Schreiben [8]), welches Hinkmar von Rheims im Namen Karls des Kahlen an den Papst Adrian II. in derselben Angelegenheit abfassen mußte; es werden hier die Rechte der Metropoliten über ihre Diöcesanen, das Ansehen der königl. Gewalt, die Unrechtmäßigkeit der Appellation eines in seiner Diöcese kanonisch entsetzten Geistlichen nach Rom in den bittersten Ausdrücken dargestellt; und der Papst wurde wirklich dadurch zum Nachgeben bewogen. Aber nicht bloß gegen die Anmaßungen der Päpste, denen er sich jedoch im Übrigen als den Nachfolgern Petri gehorsam erwies, eiferte Hinkmar, um die Giltigkeit der kirchlichen Gesetze aufrecht zu halten; auch gegen die weltliche Macht suchte er die Vorrechte des geistlichen Standes zu behaupten. Als König Ludwig III., nachdem die von Hinkmar im J. 881 gehaltene Synode zu Fimes den zum Bischof von Beauvais von dem Klerus und der Gemeinde gewählten Rodulf als untüchtig verworfen, dieses Bisthum ohne Weiteres seinem Hofgeistlichen Odaker gegeben hatte, verwies Hinkmar dem Könige hart diesen Eingriff in die kirchlichen Rechte, und alle Bitten und Drohungen des letzten blieben fruchtlos; Hinkmar drohte dem Odaker mit der Excommunication, wenn er, durch königl. Hilfe unterstützt, das Bisthum an sich zu reißen wage [9]). Wenn Hinkmar in mancher Hinsicht sich über den religiösen Aberglauben seiner Zeit nicht zu erheben vermochte, ja denselben beförderte, z. B. durch seine Empfehlung der Gottesurtheile durch die Wasserprobe [10]), durch Unterstützung der Lehre von der Brotverwandlung im Abendmahle, durch Verbreitung abergläubiger Mährchen, z. B. von der heiligen Ölflasche zu Rheims [11]), oder wunderbarer Visionen u. s. w., so verdient er deßhalb in sofern Entschuldigung, als dieß seinem Zeitgeiste gemäß war, und er selbst eine klösterliche Erziehung genossen hatte. Wie sehr ihn die gelehrtesten Männer seiner Zeit ehrten, sieht man aus den Urtheilen, welche Rabanus Maurus und Lupus von Ferrières über ihn fällen. Jener nennt ihn reverendissimum et desideratissimum virum et merito rectae fidei et sanae professionis ab omnibus Catholicis rite venerandum; dieser legt ihm in s. Briefen das Lob bei [12]): Nobilitatem generositatis ornat eruditio salutaris; altitudinem officii commendat religio professionis. Daß ihn selbst die Päpste nicht bloß schätzten, sondern auch fürchteten, beweist die Nachgiebigkeit, die er ihnen bisweilen abnöthigte; und Leo IV. ertheilte ihm nicht ohne Grund das erzbischöfliche Pallium, mit dem außerordentlichen Vorrechte, es täglich tragen zu dürfen [13]), wiewohl Hinkmar aus Bescheidenheit nicht scheint Gebrauch davon gemacht zu haben.

Als die Normannen im J. 882 wiederum in Westfranken eindrangen, sah sich Hinkmar genöthigt, Rheims zu verlassen. Er nahm den Leichnam des heil. Remigius mit, und flüchtete in die Waldgegenden jenseits der Marne, wo er bald darauf zu Épernay starb. Er wurde nachher zu Rheims im Kloster des heiligen Remigius, neben den Gebeinen dieses Heiligen, beerdiget. Seine Schriften, theils Abhandlungen dogmatischen Inhaltes, unter denen sich die de praedestinatione Dei et libero arbitrio gegen den Mönch Gottschalk gerichtete besonders durch Ausführlichkeit und eine vernünftigere Ansicht von dem freien Willen des Menschen auszeichnet [14]), theils längere oder kürzere Briefe und Gutachten, sammelte zuerst, jedoch unvollständig der Jesuit Joh. Busäus (Mainz 1602. 4.); dann der Kanonikus Joh. des Cordes (Paris 1615. 4.). Am vollständigsten gab sie der Jesuit Jakob Sirmond heraus (Paris 1645. 2 Bde. in Fol.). Außer den von ihm mitgetheilten finden sich noch mehrere Schreiben Hinkmars in des Pater *Cellot* Concil. Duziac. p. 391 sq. (Paris 1658. 4.); ferner in den SS. Conciliis von Labbe Tom. VIII., in *Baluz.* Capit. Tom. II. Man vergl. überh. die hist. littér. de la France Tom. V. p. 573 sq. *Cave* histor. script. eccles. litter. Tom. I. p. 278 sq. Daß übrigens manche Schriften Hinkmars entweder verloren gegangen oder noch ungedruckt sind, sieht man aus dem starken Verzeichnisse seiner Schriften, welches uns Flodoardus a. a. O. mitgetheilt.

(*Lobegott Lange.*)

HINKMAR der Jüngere, Bischof von Laon, ein Schwestersohn des Vorhergehenden, vorzüglich bekannt durch seine Streitigkeiten mit demselben. Hinkmar von Rheims hatte sich seiner Erziehung angenommen, und nachdem sein Neffe erwachsen war, ihn an den königl. Hof durch Empfehlung gebracht, wo er in mehreren Geschäften, Gesandtschaften u. s. w. gebraucht wurde. Nachdem im J. 856 der Bischof Pardulus von Laon gestorben war, erhielt er im J. 859, besonders auf Verwendung seines Oheims, dieses Bisthum, und wurde in der Kathedrale zu Rheims ordinirt. Einige Zeit blieb er dem Erzbischof treu ergeben, und bewies dieß auf den Synoden zu Soissons in der Streitigkeit mit dem Bischofe Rothad. Nachdem er aber von dem Könige eine Hofbedienung, so wie eine außer seinem Sprengel gelegene Abtei erhalten hatte, und er sich öfters dahin ohne Einwilligung seines Metropolitan begab, was gegen die

7) S. Schröckhs Kirch. Gesch. XXII. Th. S. 143 fg. 8) In s. Werken. Tom. II. S. 701—706. 9) Die darauf bezüglichen Briefe Hinkmars stehen in s. Oper. Tom. II. p. 188 sq. 10) In der Schrift de divort. Lothari et Tetbergae. Opp. Tom. I. p. 599 sq. 11) S. Tom. I. p. 744. 12) Ep. 42. p. 82.

13) S. *Flodoard.* l. l. lib. III. c. 10. 14) Einen Auszug derselben gibt Schröckh a. a. O. Th. XXIV. S. 108 fg.

bestehenden Kirchengesetze war, kam er zunächst mit diesem, dann auch mit dem Könige in Zwistigkeit, welcher letztere ihm wegen seines trotzigen Benehmens die Hofstelle und Abtei wieder nahm und die Einkünfte seines Bisthums einziehen ließ. Zwar nahm sich der Oheim seiner wegen dieses letzten, in die kirchliche Gerichtsbarkeit einschreitenden Verfahrens, bei dem Könige an, und Hinkmar d. J. drohte selbst auf der Ständeversammlung zu Pitres im J. 868 an den Papst zu appelliren, wenn ihm nicht Genugthuung würde. Dieß letzte geschah, nachdem er dem Könige eine schriftliche Abbitte zugeschickt hatte[1]). Doch bald suchte er neue Händel mit dem Könige, gestützt auf die Hilfe des Papstes, bis ihn der König durch Soldaten abholen lassen wollte, und er sich nur durch die Flucht zu dem Altare rettete. Er wurde im J. 869 vor die Synode zu Verberie citirt, und da er hier an den Papst appellirt und im Sinne hatte, selbst nach Rom zu reisen, gefangen gesetzt, jedoch, nachdem er harte Verweise von seinem Metropolitan erhalten, wieder los gelassen. Er brach nun völlig mit seinem Oheim, erlaubte sich Angriffe auf seine Metropolitanrechte, und behauptete, daß die Streitigkeiten der Bischöfe, wenn sie es begehrten, nicht erst auf einer Provinzialsynode, sondern sofort vor den Papst gebracht und entschieden werden dürften. Wogegen der Erzbischof seine Rechte kräftig vertheidigte[2]). Durch die Synode zu Attigny, im J. 870, wo Hinkmar d. J. wiederholt verlangte, nach Rom reisen zu dürfen, wurde er zwar etwas nachgiebiger, doch währte die Unzufriedenheit mit ihm von Seiten des Königs und des Erzbischofs fort. Desto härter wurde er im folgenden Jahre auf der Synode zu Douzi bei Mouson von beiden Seiten angegriffen; er appellirte abermals an die Entscheidung des Papstes (damals Hadrian II.), wurde aber dessen ungeachtet seiner bischöflichen Würde entsetzt[3]). Man fand für gut, den Papst hievon in Kenntniß zu setzen und ihn zu bitten, falls er den Schluß der Synode nicht billigen sollte, die Sache in ihrer Provinz aufs Neue zu untersuchen, und zwar mit Hinzuziehung fränkischer Bischöfe. Der Papst aber forderte, weil Hinkmar an ihn appellirt habe, beide Parteien zu einer neuen Untersuchung nach Rom; dieß reizte die abermals zu Douzi versammelten Bischöfe und selbst den König Karl den Kahlen, der ihm durch den Hinkmar von Rheims antworten ließ, zu ernstlichen und kräftigen Gegenerklärungen, wodurch der Papst zu milderen Maßregeln gestimmt wurde. Hinkmar blieb seines bischöflichen Stuhls verlustig; er wurde aus seiner Provinz verwiesen, ins Gefängniß geworfen und selbst, des Aufruhrs verdächtig, auf Befehl des Königs geblendet. Erst nach dem Tode des Königs erlaubte ihm der Papst Johann VIII., der im J. 878 nach Frankreich gekommen war, und bei dem Hinkmar eine Klagschrift gegen seinen Oheim eingereicht hatte, die Messe lesen zu dürfen, und einige Einkünfte aus dem Bisthum Laon zu ziehen. Er starb aber bald darauf noch vor dem J. 882, dem Todesjahre seines Oheims.

Überschaut man diesen kurzen Abriß der Schicksale Hinkmars[4]), so berechtigt dieß zu der Vermuthung, daß er, getäuscht durch die falschen Grundsätze der Decretalen des Pseudoisidor, dieselben gegen die in Frankreich noch bestehenden Kirchengesetze, welche an seinem Oheim wie an dem Könige, kräftige Vertheidiger fanden, geltend zu machen suchte, aber zu wenig Klugheit besaß, um den nachtheiligen Folgen, welche dieses bei solchem Widerstande für ihn haben mußte, vorbeugen zu können. Mehrere von ihm in diesen Streitigkeiten verfaßte Briefe und andere kleine Urkunden finden sich in den Sammlungen von Sirmond und Labbe.

(*Lobegott Lange.*)

HINKS (W.). Ein Künstler, welcher die Malerei und Kupferstecherkunst mit gleichem Erfolg übte, von dessen Leben aber nichts Näheres bekannt ist. Nach eigner Zeichnung hat er ein Blatt roth punktirt gestochen, welches die Unschuld darstellt; ferner the Cat, mit einer Stelle aus Tristram Shandy, wie auch 12 Blätter über die Pflanzung des Flachses, und endlich eine Allegorie auf den Eid. (Füßli. Th. 2. S. 548.) (*A. Weise.*)

HINLOPEN (Henlopen), 77° 32′ 30″ w. L. über Paris, 38° 46′ 11″ n. Br., südliche Einfahrtspitze der Delaware-Bai, nördlich von Kurtenort Lewistown (Stat Delaware, verein. Stat. v. Nord-Amerika) auf Nord-Amerika's Ostseite am atlantischen Meere, 18 teut. Meilen südlich von Philadelphia. Das Cap hat einen Leuchtthurm, und die die Delaware-Bai aufwärts fahrenden Schiffe nehmen hier Lootsen ein; das Fahrwasser ist dort 4 Klafter tief, wenn man dasselbe in Entfernung von $\frac{1}{6}$ Seemeilen umsegelt. Vom Cap May, der nördlichen Einfahrtspitze ist Cap Hinlopen $5\frac{1}{2}$ teut. Meilen entfernt.

(*C. N. Röding.*)

Hinna (el), s. Henna (el) u. Lawsonia inermis *L.*

Hinnit, Hinnita, Hinnite, s. folg. Art.

HINNITES, teutsch Hinnit, fr. Hinnite (Paleont.), ein Muschel-Geschlecht, von Defrance[1]) gebildet, für einige mit Ostrea, Spondylus und Pecten verwandte fossile Arten. Gray[2]) hat später eine lebende Art (Lima gigantea *Gr.*, dann Hinnita gigantea *Gr.*) gefunden, und G. B. Sowerby[3]) noch zwei lebende hinzugefügt (H. corallinus *Sow.* von der Ostküste Afrika's und H. pusio *Sow.* – Pecten pusio *Lam.* – Pecten distortus alior. aus dem Mittelmeere), wozu endlich noch *Deshayes*[4]) den H. sinuosus (Pecten sinuosus *Lam.*) von der britischen Küste gebracht hat. Der Ge-

1) Die betreffenden Schreiben s. *Hincmari* Rhem. Opp. Tom. II. p. 316 sq. ed. *Sirmond.*, *Labbei* Concil. Tom. VIII. p. 1760 sq. 2) S. den Art. Hinkmar v. Rheims. 3) M. s. *Cellot* Concil. Duziac. (Paris 1658. 4.) und *Labbe* l. l.

4) Vollständig erzählt sie Schröckh Kirch. Gesch. XXII. Thl. S. 176 flg.

1) *Defrance* im Dict. d. scienc. nat. XXI. (1821) pag. 169. 170. Defr. schreibt unrichtig H. Cortesyi. 2) *J. E. Gray* in Annals of philosophy 1826. XII. pag. 103 — 106. 3) *G. B. Sowerby* im Zoological Journal, Vol. III. pag. 67. 4) *Deshayes* im Dictionnaire classique d'histoire naturelle, Art. Hinnites.

ſchlechts-Charakter wurde dadurch verbeſſert und vervollſtändigt, und der Name wegen der lebenden Arten von Gray[5]) in Hinnita und endlich in Hinnus umzuändern vorgeſchlagen. Ganz neuerlich hat *Marcel de Serres* einer lebenden Art von *Isle de France* erwähnt und zwei foſſile Arten bekannt gemacht[6]). — Die Hinniten ſind anfänglich ganz wie die Pecten-Arten geſtaltet, und auch mittels eines Byſſus äußerlich ſo befeſtigt, daß ſie ſich etwas bewegen und regelmäßig wie dieſe ausbilden können. Etwas älter geworden verkittet ſich jedoch die rechte Klappe gewöhnlich durch ein beſonderes kalkiges Zäment an ihrer äußern Oberfläche mit dem fremden Körper, worauf ſie liegt, mit einem Steine, einer andern Muſchel u. dergl., daher wird ihre Oberfläche durch jenes Zäment theilweiſe verdeckt, die Muſchel kann ſich nicht mehr bewegen noch gleichmäßig entwickeln, ſie wird unregelmäßig, der Byſſus überflüſſig, und die Ausrandung für deſſen Austritt verliert ſich oft. Daher hatte Gray die Hinniten anfänglich unter die Spondyloiden zwiſchen Spondylus und Plicatula geſtellt, Sowerby jedoch ſie dem Geſchlechte Pecten wieder mehr genähert. Die neuere Diagnoſe des Geſchlechtes iſt daher: „Testa bivalvis, inaequivalvis, subinaequilatera, adhaerens, irregularis, radiata, solubilis. Valvae auriculatae, radiatim striatae, asperae; utraque area cardinali subquadrangulari distincta; dextra adultior zonâ mediană caemento plerumque tecta. Sinus byssi parvus, sub auriculâ dextrâ. Cardo edentulus, cartilagine elasticâ, clavatâ in valvae utriusque sulco longitudinali profundo positâ. Ligamentum marginale, lineare, rectum. Impressio muscularis magna, postica, in pallialem cum margine parallelam deorsum et antrorsum continuata.“

Die Textur und Zuſammenſetzung der Schale iſt wie bei den Auſtern, daher ſie ſich mit dieſen in Gebirgsſchichten erhält, wo andre Konchylien aufgelöſt worden und verſchwunden ſind. Vier foſſile Arten.

1) H. crispus nob.-H. Cortesii *Defr.* tb. 61. fg. 1. 2.; *Blainv.*[7]) tb. 61. fg. 1. 2. Ostrea crispa *Brocchi*[8]). H. testa minus crassa, oblonga, valva dextra laminis laciniatis, concentrico circularibus, sinistra aculeis lingulatis radiatim dispositis. Long. 0, 140. In der Subapenninen-Formation um Castell' arquato im Piacentiniſchen, im blauen Thone, wie im gelben Sande.

2) H. Dubuissoni *Defr.* — *J. Sow.*[9]) tb. 601. fg. 1. — *M. de Serres.* H. testa crassiuscula, oblonga, valva dextra convexa, striis incrementitiis concentrico circularibus, sinistra planiore radiis elevatis, numerosis, prope marginem imbricato-squamosis, squamis suberectis, semicylindricis. Long. 0, 110. Zu Saint-Paul-Trois-Châteaux und zu la Chevrolière in regelmäßigen Gebirgsſchichten, woraus die meiſten andern Konchylien verſchwunden ſind. Im Calcaire moëllon in Südfrankreich; dann über dem London-Thone im Crag von Ramſholt in England.

3) H. Brussonii *M. de Serres.* testa oblique elongata, longitudinaliter costata et striata; costis inaequalibus, alternis minoribus, superne rugosis, inferneque spinis spathulatis muricatis; auriculis subinaequalibus; valva inferiore adhaerente. Long. 0, 080. Lat. 0, 068. Im Calcaire moëllon in Südfrankreich.

4) H. Loufroyi *M. de Serres.* testa gibbosa, irregulari, oblique ovali; costis latis elevatis, scabriusculis, distantibusque; interstitiis lineis longitudinalibus, saepe vix distinctis, binis vel solitariis; lineis transversalibus concentricis, praesertim versus marginem; auriculis fere inaequalibus; valva inferiore adhaerente. Long. 0, 079; Lat. 0, 077. In Südfrankreich, am Calcaire moëllon der tertiären Periode[10]).

(*H. G. Bronn.*)

Hinnom, ſ. Ge Hinnom.

Hinnulus *Mühlfeld.* (Insect.) vgl. d. A. Tanymecus.

Hinnus. 1) Petref. ſ. Hinnites. 2) Zool. ſ. Maulesel.

HINOGAL. Villa der ſpaniſchen Provinz Eſtremadura, Partido de Cacenes, unweit des Tajo. (*Stein.*)

HINOJARES. Villa der ſpaniſchen Provinz Jaen, auf dem linken Ufer des Guadalquivir. (*Stein.*)

HINOJOS. Villa der ſpaniſchen Provinz und Teſoreria Sevilla. (*Stein.*)

HINOJOSA, 11° 35′ L., 38° 28′ B. adelige Villa in der ſpaniſchen Provinz Salamanca, unweit des Yeltes, mit 4000 Einw. und einer Fabrik von groben Tüchern zu Franziskanerkutten. (*Stein.*)

Hinpu, ſ. Hing-pu im Art. China (1ſte Sect. 21r Bd. S. 166).

HINRICUS (Joh. Christ.), geboren zu Hamburg, gehört unter die achtungswerthe Zahl erfahrner und für Tonkunſt thätiger Dilettanten. Sein eigentliches Fach war die Statiſtik, die er in der Petriſchule zu Petersburg lehrte. Den Tonkünſtlern hat er ſich nützlich gemacht durch die Herausgabe einer Schrift über die neue, von Mareſch erfundene ruſſiſche Jagdmuſik. Zu dieſem Werke war er nicht nur durch einen fünfjährigen Umgang mit dem Erfinder dieſer neuen Hornmuſik und durch tägliches Hören derſelben völlig geſchickt, ſondern er konnte auch ein von Mareſch hinterlaſſenes Manuſcript zur Ausarbeitung ſeines Buches benutzen, welches den Titel führt: „Entſtehung, Fortgang und jetzige Beſchaffenheit der ruſſiſchen Jagdmuſik. Petersburg, 1796. 4.

5) *J. E. Gray* in Annals of philosophy 1826. XII. pag. 351. 6) *Marcel de Serres* Géognosie des terraines tertiaires (1829) pag. 134. 135. 7) *D. de Blainville*, Manuel de Malacologie (1825) pag. 524. 8) *Brocchi* Conchiologia fottile subapennina II. (1814) pag. 567. und *Aldrovandi* Museum metallicum pag. 468. fg. 1. 2. 9) *J. Sowerby* Mineral Conchology of Great Britain. VI. (1829) pag. 209. 210.

10) Außer den in den Noten 1—9 angeführten Werken ſind zu vergleichen: *Sander Rang* Manuel de l'histoire naturelle des Mollusques (1829) pag. 278. *G. Cuvier* le règne animal, 2. édit. III. (1830) pag. 124.

Die Größe der Hörner wird genau angegeben; es sind Kupfer davon geliefert, wie auch einige vollständige Partituren, die beweisen, mit welcher Vollkommenheit man solche Jagdmusik vorzutragen im Stande ist. (*G. W. Fink.*)

HINRICHTUNG, ist die Vollstreckung eines vom peinlichen Gerichtshofe gefällten Urtheils, welches gegen den verhafteten Inquisiten die Todesstrafe erkannt hat. Es wird dieser Act der vollziehenden Gewalt auch eine Exfecution genannt. So lange das Todesurtheil nach der Landesverfassung noch einem ordentlichen Rechtsmittel unterworfen ist, darf es nicht vollzogen werden. Aber auch bei dem in letzter Instanz bestätigten Todesurtheile hat immer die teutsche Praxis aus der Anerkennung, daß hier die Entdeckung der Wahrheit nicht durch peremtorische Termine gehindert werden kann, angenommen[1]), daß jede Appellation oder Berufung an die Gnade des Regenten, wenn nur nicht dieß Mittel bereits nachgesucht und schon verworfen worden ist, ein Grund des Aufschubs werde, und den Richter verpflichte, die Gesuche des Verurtheilten zur höheren Kenntniß zu bringen, und weitere Befehle einzuholen. Oft kann auch die nur von einem zum Tode Verurtheilten eingelegte Appellation den Richter verpflichten, die Vollstreckung des Urtheils an den übrigen Mitverbrechern auszusetzen[2]). Das Streben nach materieller Wahrheit im Strafprozesse und die Rücksicht auf die Möglichkeit, daß der etwanige Widerruf des Geständnisses von Seite des Hinzurichtenden (in so fern dieser überhaupt in Betrachtung kommen kann), begründet sei, erfordert es, daß auch da, wo der Widerruf erst nach Publication des Urtheils und noch kurz vor der Vollstreckung vorgebracht wird, dieser nicht ganz unberücksichtigt gelassen[3]), vielmehr durch genauere Erforschung der Umstände, welche der Widerrufende zur Bekräftigung seiner Aussage anführt, jeglicher Zweifel noch gehoben werde[4]), der gegen die Gerechtigkeit des Urtheils gemacht werden könnte. Überhaupt ist die Entdeckung eines jeden neuen Umstandes, welcher die Unschuld des Verurtheilten oder seine geringere Strafbarkeit ergeben kann, ein Grund, die Hinrichtung zu verschieben, bis über den Einfluß des neu entdeckten Umstandes richterlich entschieden ist.

Daß eine zum Tode verurtheilte Inquisitinn bei einer wirklich vorhandenen Schwangerschaft nicht hingerichtet werden darf, ist eine Folge der Rücksicht auf die Leibesfrucht. Daher sollte einer Schwangeren ein Todesurtheil gar nicht verkündet werden. Da übrigens jede Strafvollziehung, folglich auch die Hinrichtung, unpassend ist an einem Verbrecher, der keines Bewußtseyns dessen fähig ist, was um ihn vorgeht, so darf ein Todesurtheil nicht an einem Verurtheilten vollzogen werden, der erst später in den Zustand einer wahren Geisteskrankheit gerathen ist[5]). Ein Grund des Aufschubs der Hinrichtung ist auch die Krankheit des Hinzurichtenden, besonders wenn seine Schwäche der Besorgniß Raum gibt, daß die Hinrichtung nicht mit Sicherheit oder ohne Grausamkeit vor sich gehen könne[6]). Diese Rücksicht der Menschlichkeit wie der Strafklugheit erkennen fast alle neuere Strafgesetzgebungen, namentlich die östreichische[7]), die preußische[8]) und die baiernsche[9]) an. Von anderen Gründen des Aufschubs der Hinrichtung, welche in früherer Zeit durch Mißverständnisse oder Vorurtheile herbei geführt worden waren, z. B. nicht erfolgte Reue des Verurtheilten, Verschmähung des geistlichen Zuspruchs oder Genusses des Abendmahles (vor der Hinrichtung), Anerbieten einer Weibsperson, den Verurtheilten zu heirathen, Brechung des Stricks u. s. w.[10]) kann keine Rede mehr seyn[11]).

Verfahren bei der Hinrichtung. Das in der Carolina[12]) vorgeschriebene, als ein Überbleibsel der alten öffentlichen Form des Prozesses beibehaltene[13]), bezieht sich eigentlich nur auf den Anklageprozeß. Es enthält eine öffentliche Rekapitulation der Hauptacte des vorher gegangenen Verfahrens und ihrer Resultate[14]). Auf unsern heutigen Untersuchungsprozeß paßt es nicht.

Nach der Carolina[15]) wird dem verhafteten Inquisiten bei Bekanntmachung des Todesurtheils der Tag der Exfecution zum mindesten noch drei Tage entfernt, bestimmt, und ihm nunmehr der Zutritt eines Geistlichen seiner Confession erlaubt[16]). Auch wird ihm gestattet, sich wegen der oft noch nothwendigen Besorgung ökonomischer Angelegenheiten mit seinen Verwandten und Freunden zu besprechen[17]). Sonst war der Verurtheilte

1) S. Tittmann Handbuch der Strafrechtswissenschaft u. s. w. III. S. 646. Stübel Crim. Verf. §. 3342. 2) S. Tittmann im neuen Archiv des Crim. Rechts IV. Bd. S. 215. 3) S. Tittmann über Geständniß und Widerruf §. 911. *Walch* de revocat. confess. capite damnati in die ejus supplic. destinato. Jen. 1783. Tittmann Handbuch III. §. 911. Stübel Crim. V. §. 3412. 3433. Die Vorschriften d. Art. 91. C. C. C. beziehen sich auf den Widerruf bei dem hochnothpeinl. Halsgericht. 4) Auch die preuß. Crim. O. §. 542 läßt auf den Widerruf die Vollziehung des Urtheils verschieben.

5) *Reddingius* de vi atque effectu mort. et dementiae cum in reor. damnat. tum in damnator. poenam. Groning. 1823. p. 80 sqq. *Clarus* sentent. quaest. 60. nr. 8. *Carpzov.* Prax. qu. 145. nr. 22. *Mathaei* de crim. Art. 48. tit. 3. c. 2. Stübel a. a. O. §. 3337. Östr. Gesetzb. §. 445. Baiern. Gesetzb. §. 379. Code pénal Art. 27. 6) Quistorp P. R. §. 786. Stübel Crim. Verf. §. 3345. Tittmann Handbuch III. S. 647. 7) Gesetzb. Art. 445. 8) Crim. O. §. 336. 9) Gesetzb. Art. 379, wo jedoch der Fall nur angedeutet wird. 10) Erzählungen solcher Fälle finden sich in Paalzow Commentar II. S. 470. M. vergl. *Sam. Fr. Willenberg*, de impoenitente ad mortem condemnato delinquente. Gedan. et Lips. 1717. §. 24. *Jo. Chr. Uebenstreit* (Resp. Platz) de differendo impoenitentis delinquentis supplicio. Lips. 1720. Glaproth, peinl. Prozeß S. 169. *Püttmann* elem. jur. crim. §. 990. *Sam. Fr. Willenberg*, de puella poscente condemnatum ad mortem in maritum. Gedan. 1720. in dessen Exercitatt. Sabbathin. No. XXX. *Jo. Geo. Lebr. Wilke*, de Virginum Vestalium jure deprecandi pro reis. Lips. 1762. 11) S. Tittmann Handbuch III. S. 647. 12) Art. 78—102. 13) S. Tittmann im neuen Archiv des Crim. R. VI. Th. Nr. 28. S. 583. 14) Gerstlacher Handbuch der teutschen Rechtspflege XI. Band, S. 2532. Stübel Crim. V. §. 3411. 15) Art. 79. C. C. C. *Simon* de intimat. execut. capital. sen. 1688. *Willenberg* de tempore ad poenitend. dando condemn. ad mortem. Gedan. 1725. Martin Lehrbuch des teutschen gemeinen Criminalprozesses §. 151. 16) Art. 79. 102. C. C. C. ältere Dissert. in Tittmann Handbuch III. S. 652. Not. 4. 17) Stübel Crim. V. §. 3407.

vielen zudringlichen Besuchen der Neugierigen ausgesetzt. Neuere Gesetzgebungen haben diese verboten[18]).

An dem zur Hinrichtung bestimmten Tage wird der Verurtheilte (in feierlicher Begleitung) an einen freien Platz geführt, wo das hochnothpeinliche Gericht gehalten wird (vergl. den Art. Halsgericht), und wo nun der Richter, der die Untersuchung führte, oder der statt dessen vom höheren Gerichte dazu beauftragt worden, das Executionsgeschäft mit einer öffentlichen Criminalgerichtssitzung eröffnet, worin der Inquisit nochmals kurz über seine Theilnahme an dem zu bestrafenden Verbrechen vernommen, dann das Todesurtheil laut vorgelesen, der Stab gebrochen[19]) und der Scharfrichter angewiesen wird, dasselbe zu vollstrecken[20]). Dieses erfolgt dann in Gegenwart des Criminalrichters am Orte der Hinrichtung (der Richtstelle), zu welchem der Inquisit unter gehöriger Begleitung und Bedeckung geführt wird. Über den ganzen Act wird ein genaues Protocoll geführt[21]). Die meisten dieser Cärimonien sind unpassend[22]). Wo ein Landesgesetz die Form nicht genau vorschreibt, stehet dem Richter die zweckmäßige Abänderung frei. Zweckmäßig ist es, die einmal erkannte Hinrichtung nicht zu verzögern. Die lange Vorherverkündigung ist eine Härte, und es ist ungerecht, die Todesangst eines Unglücklichen auch nur um eine Stunde zu verlängern. Je kürzer das Gesetz hier die Frist bestimmt, desto zweckmäßiger ist es. Nach dem baiernschen Gesetzb.[23]) wird sie binnen 24 Stunden vollzogen, jedoch auf Verlangen des Verurtheilten ihm Aufschub von drei Tagen gewährt. Nach der preußischen Crim. O.[24]) heißt es, so schnell als möglich. Nach östreichischer Crim. O.[25]) nach drei Tagen.

Das Stabbrechen, welches noch beinahe überall in Teutschland, namentlich in Baiern[26]) und Würtemberg[27]) beibehalten ist, könnte, als eine unwesentliche Form, ganz wegfallen. Es genügt die öffentliche Ablesung des Urtheils am Hinrichtungstage auf einem öffentlichen Platze. In Preußen[28]) geschieht die Vorlesung am Richtplatze. In Baiern[29]) am öffentlichen Platze.

Die Öffentlichkeit der Vollziehung selbst, und ob diese zu den nothwendigen Eigenschaften der Todesstrafe gehöre, ist ein criminal-politisches, bei weitem noch nicht hinlänglich erörtertes Problem[30]). Die Gründe für und wider sind gewichtig, die Wagschalen schwanken, welche von beiden auch immer das Übergewicht bekommen. Die Geschichte älterer und neuerer Zeiten liefert Belege für und wider. Schon die Lakedämonier vollzogen ihre Todesurtheile bei Nacht, damit nicht dem dasselbe mit Fassung und Muth aushaltenden Übelthäter durch Äußerungen der Freude und Bewunderung der anwesenden Volksmenge Belohnung zu Theil werde, in Augenblicken, wo die Strafe ihn treffen soll[31]). Erdrosselung (Laqueus), die häufigste Todesstrafe in den ältesten Zeiten des Römerstates, wurde nie anders, als im Gefängnisse vollzogen[32]). Die Annalen von Frankreich und England enthalten mehrere nur zu bekannte Beispiele von Hinrichtungen im Gefängnisse, und selbst in Teutschland waren sie ehedem, vorzüglich bei Personen der höheren Stände, nicht ungebräuchlich[33]). Aber solche Hinrichtungen erinnern an ein Volk, dessen Culturzustand tief unter dem unsrigen ist, ihre Zulassung gibt der Willkür nicht nur in Vollziehung, sondern selbst in Verhängung von Todesstrafen größeren Spielraum. Im Entstehen der Gesittung neuerer Zeit sind zwei Besserungspunkte des Strafsystems sichtbar geworden: die Gleichförmigkeit der Züchtigungen, und die Milderung der Strafen. Das vorurtheilsvolle Gesetz, das ein gleiches Verbrechen um der Standesverschiedenheit willen ungleich ahndet, das an dem Leibeignen oder Adligen den Mord eines Adligen oder Leibeignen nicht mit einer und derselben Strafe und auf eine und

---

18) Östr. Gesetzb. Art. 450. Preuß. Gesetzb. §. 588. Baiern. Gesetzb. §. 282. 19) Geschichtliches darüber liefert *Hertel* de constitut sive forma judiciar. crim. sec. 1733. *Walch* de retib. jud. crim. in C. C. C. abrog. seu. 1784. Stübel Crim. V. §. 3411 bis 3440. 20) Art. 96. C. C. C. Gerstlacher a. a. O. S. 2572. 21) Martin a. a. O. §. 151. 22) Vergl. Tittmann im neuen Archiv des Crim. R. S. 614. 23) §. 381. 24) § 540. 25) §. 450. 26) Gesetzb. §. 382. 27) Gesetzb. §. 6. 28) Crim. O. §. 542. 29) Gesetzb. Art. 382. 30) M. vergl. *Mart. Hassen* (Resp. Dan. Henr. Ernesti) D. 1 et 2. de poenis occulte sumtis. Viteb. 1745. *Benj. Rush*, An Enquiry into the effects of public punishments upon criminals and upon Society. London 1787. 8. Teutsch: Untersuchung der Wirkungen öffentlicher Strafen auf die Verbrecher und auf die Gesellschaft von Benj. Rush, M. D., Professer der Chemie bei der Universität in Pensylvanien. Leipz. 1792. 8. über die Publicität der Strafen; in (v. Eggers) teutsch. gemeinnütz. Magazin. Bd. III. Leip. 1789. 8. S. 1—21. J. L. E. Püttmann, über die öffentliche Vollstreckung der peinlichen Strafen. Ein Sendschreiben an H. Benj. Rush. Leipz. 1792. Klein's Annalen. Th. IX. S. 190 ff. *Aug. Frid. Schott* D. de ignorantia populi circa poenas earum vim impediente. Lips. 1788. Ein Ungenannter im hanoverschen Magazin v. J. 1800. Nr. 75—79. Wendeborn, Zustand von Großbritannien gegen das Ende des 18ten Jahrh., Th. II. Berlin 1785. S. 42. Klein's Annalen B. IV. S. 40. Vergl. Archiv d. Crim. R. Bd. V. St. 2. S. 14. B. Wevelt in den freien Gedanken über die Verminderung der Criminalverbrechen (München 1810). Die Abhandlung von der Execution der Criminalstrafen in den Strafgefängnissen. 31) Jak. Döpler Schauplatz der Leib- und Lebensstrafen, Th. II. Leipz. 1697. 4. S. 17. Heinr. Gfr. Scheidemantel das Statsrecht nach der Vernunft und den Sitten der vornehmsten Völker betrachtet, Th. I. Jena 1770. 8. S. 274. 32) *Pet. Faber* Semestrium, Liber II. (Paris. 1555. 4.) c. 7. p. 90. Ein treffliches Werk von einem Schüler des großen Cujacius, welches verdiente, von Philologen und Juristen mehr benutzt zu werden. 33) An dem nahe an der Brücke zu Braunschweig noch stehenden viereckigen Thurm wurden in älteren Zeiten nur Missethäter von vornehmem Geschlecht hingerichtet. S. Gelehrte Beiträge zu den Braunschw. Anzeigen vom J. 1774. Nr. 58. S. 419. Vergl. noch Döpler a. a. O. S. 22. *Andr. Mylius* D. de jure carnificum. Lips. 1682. c. 5. §. 10. *Math. Bernegger* D. de judiciorum cura politica (Arg. 1624) §. 55. — Joh. Kamprad Chronik von Leißnigk und Colditz. (Leipz. 1753) S. 495. Viele Hinrichtungen sind aus höchst zweideutigen Gründen dem Auge des Publikums entzogen worden. So erzählt Monrau in seinen Bemerkungen über Avignon: unter der Regirung K. Karls IX. sei daselbst ein allgemein geschätzter Einwohner wegen des angeblichen Verbrechens des Protestantismus heimlich im Gefängnisse hingerichtet worden. Man sehe A. v. Kotzebue liter. Wochenblatt, 1818. Nr. 49.

dieſelbe Weiſe verbüßen läßt, verletzt den naturgemäßen Gleichheitsſinn; ſo wie die vorurtheilsvolle Geſetzgebung, die nach Gefallen Strafurtheile mehrte und erſchwerte, die Folter, das Rad, den Scheiterhaufen in Schutz nahm, unſtreitig den Grundſatz der Gerechtigkeit verletzt, dem gemäß die Strafe ſtets dem Verbrechen angemeſſen ſeyn und nie das Maß der Genugthuung überſchreiten ſoll. Seitdem der philoſophiſch beſſernde Menſchengeiſt auf den Ruf der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit gegen jene zwei Mißbräuche der Strafgeſetzgebung in die Schranken trat, und über die Gleichheit der Beſtrafung für Alle und hemmendes Wirken der Strafe ohne Grauſamkeit entſchieden hatte; ſeitdem die Geſetzgeber die langwierigen Todesmartern abgeſchafft, die nothwendig erachtete Strenge von aller grauſamen Willkür entkleidet, und die Hinrichtungen auf den einfachen Tod zurück zu führen ſuchen, ſieht man es als eine Art von Beruhigung für die Statsgeſellſchaft an, daß ihr keines ihrer Mitglieder heimlich entzogen wird, daß ſelbſt die Vollziehung des letzten tödtlichen Streichs mit der möglichſt größten Öffentlichkeit geſchieht. Eine wohl gewählte Todesſtrafe darf in keinem auf Civiliſation Anſpruch machenden State ohne Zeugen vollzogen werden. Ob aber dazu ein zahlreich verſammelter Volkshaufe erfordert werde, oder eine Auswahl ausdrücklich hiezu eingeladener Staatsbürger genüge, iſt eine zu ſchwierige und umſtändliche Frage, als daß ſie hier befriedigend beantwortet werden könnte.

Hinrichtungsarten. Es gibt eine einfache und eine geſchärfte. Eine Eintheilung, wozu die lange Reihe qualvoller Todesarten Veranlaſſung gegeben hat, in denen ſich die Barbarei des Mittelalters gefiel, und die auch noch heut' zu Tage von Einigen deßhalb vertheidigt werden, weil ſie abſchreckender ſeien[34]). Allein ſchon Michael de Montagne, dieſer ehrenwerthe Veteran der allgemeinen Literatur, aus deſſen Essais, wie Hugo[35]) bemerkt, „noch viel mehr für die Rechtsphiloſophie zu nehmen iſt," verwirft ſie durchaus als Wirkungen der Rachelust. „Alles, was über den einfachen Tod geht," — ſind ſeine Worte — „ſcheint mir grauſam. Unſere Rechtsgelehrten dürfen ſich nicht einbilden, daß derjenige, den das Schwert oder der Strang nicht von der Übelthat abhalten kann, ſich durch den Gedanken eines langſamen Feuers, der glühenden Zangen oder des Rades werde abſchrecken laſſen[36])." Alle neuere Rechtsphiloſophen ſprechen ſich in eben dieſem Sinne aus[37]). Dennoch hat die Praxis beinahe aller chriſtlichen Länder von Europa bei außerordentlichen Verbrechen die Schärfungen bei der Hinrichtung bald mehr, bald weniger beibehalten.

Zu den einfachen Hinrichtungsarten rechnet man a) das Hängen (den Strang, poena suspendii), ſ. den Art. Henken. b) Die Enthauptung durch das Schwert, oder durch das Beil[38]). c) Das Arkebú-

---

34) Vergl. Kleinſchrod ſyſtemat. Entwickelung u. ſ. w. Th. III. §. 10 u. 11. 35) In ſ. Lehrbuch der civiliſtiſchen Literärgeſchichte §. 170. 36) Vergl. dieſe Stelle aus den Essais in ihrem Zuſammenhange bei *Chr. Ludw. Paalzow* observationes ad jus Borus. Fasc. I. obs. 15. p. 75 u. 76. 37) Der Verfaſſer in der bereits angeführten Abhandlung über die öffentlichen Hinrichtungen im hanov. Magazin v. J. 1800. S. 1430. ſagt: „Da das Leben des Menſchen das höchſte Eigenthum desſelben iſt, ſo muß die ſimple Beraubung davon auch ſeine höchſte Strafe ſeyn." Alle Gradationen in dieſer höchſten Strafe ſelbſt, da man eine Todesſtrafe wählt, die mit Qualen begleitet iſt, welche den Moment verlängern und verſtärken, leiſten mithin — wie hinzu geſetzt wird — mehr als zur Vollziehung der Strafe nothwendig iſt; ſie überſchreiten die Vollmacht, die der Stat von ſeinem Mitgliede erhielt, und ſind mithin unrechtlich; ſie ſind unmoraliſch, weil ſie ſich von dem Geiſte der Strafe entfernen und den Stämpel der Rache erhalten. Zwei ausgezeichnete Philoſophen unſrer Zeit lehren dasſelbe. G. Ernſt Schulze (in ſ. Leitfaden der Entwickelung der philoſophiſchen Principien des peinlichen und bürgerlichen Rechts. Göttingen 1813) ſagt §. 294: „Vermehrung und Verlängerung der bei der Hinrichtung vorkommenden Schmerzen iſt Rache, oder zu große Nachgiebigkeit gegen Volksmeinung." Er ſetzt hinzu: „es iſt leicht vorherzuſehen, daß, was davon in den Geſetzbüchern civiliſirter Nationen noch übrig iſt, nach und nach außer Gebrauch kommen werde." Wilhelm Traugott Krug (in ſ. Handwörterbuch der philoſophiſchen Wiſſenſchaften nebſt ihrer Literatur und Geſchichte 2. B. S. 877) bemerkt: „Es muß bei der Hinrichtung alles Schaugepränge, welches daraus ein Volksſpectakel macht, und noch mehr alle Barbarei und Grauſamkeit vermieden werden, weil dieſe den Menſchen entehrt und, ſtatt Abſcheu gegen das Verbrechen zu erregen, nur dazu dient, das Mitleid für den Verbrecher in Anſpruch zu nehmen." 38) Vergl. im Allgemeinen über die verſchiedenen Arten der Enthauptung: *Rivinus*, de poena gladii apud Romanos. Lips. 1727. *Schlosser*, de usu gladii in suppliciis apud Romanos. Francof. 1769. Meiners, über die Hinrichtung mit dem Schwerte (in der Berliner Menatsſchrift von 1784. S. 408—422). *Sömmering* sur le supplice de la guillotine (im Magazin encyclopédique. Tom. III. p. 473). — Cloſſius, über die Enthauptung. Tübing. 1797. Eſchenmayer über die Enthauptung. Tübing. 1799. Die Guillotine, verglichen mit anderen zur Bewirkung der Todesſtrafe gebräuchlichen Inſtrumenten (in Grollmann's Bibliothek für die peinl. Rechtswiſſenſchaft. Th. I. St. 1. S. 387 flg.). Klein, über die Hinrichtung der Verbrecher (im Archiv des Criminalrechts. Bd. V. St. 2 u. 4). Kleinſchrod a. a. O. Th. III. §. 12—14. G. W. Böhmer in ſ. trefflichen Aufſatz über die Wahl der Todesſtrafen (im neuen Archiv des Crim. R. Bd. IV. S. 56 u. f. und S. 343 u. f. §. 9.). Bei manchen durch das Schwert hingerichteten Delinquenten will man rückbleibende Spuren von Bewußtſeyn und Empfindung nach der Trennung des Hauptes vom Rumpfe bemerkt haben. Das Maximum derſelben ſoll nach einem, wahrſcheinlich höchſt übertriebenen, Anſchlage ſich auf die Dauer von einer Viertelſtunde belaufen können, während ſie nach den Erfahrungen, auf welche man ſich beruft, kaum eine oder ein Par Minuten ausfüllte. Auf dieſe Entdeckung iſt man gegen die galvaniſchen Verſuche mit den Köpfen enthaupteter Perſonen bedenklich geworden. Merkwürdig bleibt in dieſer Beziehung der königl. preußiſche Specialbefehl d. d. Berlin den 21. März 1803 u. 10. April 1803, abgedruckt in Matthis B. I. S. 202 u. 203, nach welchem auf den Grund eines Gutachtens des Ober-Collegii medici et Sanitatis, die galvaniſchen oder Reizungsverſuche mit dem Körper enthaupteter Perſonen und einzelner Theile desſelben ohne alle Einſchränkung verboten worden ſind. Vergl. Meigebauer Sammlung derjenigen Geſetze und Verordnungen, welche die preußiſche Criminal-Ordnung erläutern oder abändern. (Hamm 1824. S. 201.) Die hieher gehörigen Abhandlungen und Schriften findet man angezeigt von Böhmer in ſ. Handbuch der Literatur des Criminalrechts, (Göttingen 1816. S. 704 u. flg.). Beſondere Aufmerkſamkeit verdienen noch folgende Schriften: J. Wendt, über die wahrſcheinliche Fortdauer des Bewußtſeyns in einem vom Rumpf getrennten Kopfe. Berlin 1803. A. Zadig, Beweis, daß ein vom Rumpf getrennter Kopf ſogleich das Bewußtſeyn verliere, nebſt Erklärung der an dem Kopfe des enthaupteten v. Troer wahrgenomme-

siren, d. h. das durch ein Feuergewehr vollzogene Erschießen[39]). d) Das Ertränken oder Säcken[40]).

Die geschärften oder qualificirten Hinrichtungsarten sind entweder innerlich qualificirt, wie das Rädern (poena rotae, d. h. das Zerschlagen und Zerstoßen der Gelenke mittels eines Rades oder einer eisernen Keule durch die Hand des Henkerknechts, was entweder von oben herab — indem die Brust zuerst zerstoßen wird — oder von unten hinauf, in diesem Falle jedoch gewöhnlich nach vorausgegangener unvermerkter Erdrosselung geschieht[41])), das Verbrennen, Viertheilen, Pfählen und Lebendigbegraben (Strafen, die, mit Ausnahme des Räderns, in allen gesitteten Staten Europens nicht mehr vollzogen werden); oder äußerlich qualificirt, bald durch ein der Hinrichtung vorausgehendes Übel, wohin das Schleifen zur Gerichtsstätte, das Kneipen mit glühenden Zangen und das Abhauen der Hand vor der Hinrichtung gehört; bald durch ein nachfolgendes Übel, z. B. durch Flechten des Leichnams auf ein Rad, Stecken des Kopfes auf einen Pfahl, Verbrennen des Körpers nach der Enthauptung u. s. w.[42]). Alle diese Barbareien empören jenes naturgemäße Mitleidsgefühl, das mit dem Duldenden leidet, und der Grausamkeit zürnt. Die Gerechtigkeit und Menschlichkeit der Regirungen läßt sie nicht mehr zum Vorschein kommen. Heut' zu Tage betrachtet man diejenige Hinrichtung für die zweckmäßigste, welche sich nach dem von Böhmer[43]) aufgefundenen Maßstab zur Würdigung ihrer verschiedenen Arten, dem obersten Grundsatze der Humanität am innigsten anschließt, und, jedes mit dem Begriffe eines gesetzlichen Todes nicht unumgänglich verbundene Übel vermeidend, die meisten Rücksichten für den Verbrecher, für dessen Familie, für den Vollzieher des Urtheils, für die Zeugen dieser Vollziehung und für das Ganze der Statsgesellschaft vereinigt.

In Rücksicht auf den Verbrecher muß die Hinrichtung die möglichste Sicherheit bei Ertheilung des tödtlichen Streichs gewähren. Ihre Vollziehung muß schnell und leicht erfolgen; denn langsam hinrichten heißt die Todesstrafe vervielfältigen. In Rücksicht auf die Familie des Verbrechers muß sie nicht härter in ihren Folgen gemacht werden, als unumgängliche Nothwendigkeit es erfordert. So erfordert es die Menschlichkeit, die Reste eines Hingerichteten seinen Verwandten zur anständigen Beerdigung zu übergeben. Diese Sitte ist auch in Großbritannien, Frankreich und anderen Ländern durch Gesetz oder Herkommen eingeführt. In Teutschland läßt man sie hier und da jenen zum Schimpf unbegraben auf dem Rabenstein vermodern[44]). In Absicht auf die Vollzieher der Hinrichtung darf nicht unerwogen bleiben, daß selbst die angestrengteste Sorgfalt desselben dem Gefühle der Natur unterliegt. Wie oft haben nicht plötzlich eintretende Krankheitsursachen, die Witterung, das Wogen des schaulustigen Publikums, der Körperbau, der Mitleid flehende Blick, vielleicht selbst Verruchtheit des Delinquenten und ähnliche Zufälle an dem Mißlingen der Hinrichtung Antheil? Es ist unrecht, in einem solchen Falle den Strafvollzieher, der als solcher dieselbe Rücksicht verdient, wie jeder andere achtungswerthe Diener des Stats, augenblicklich mit Vorwürfen überhäufen lassen, oder ihn, wie es oft geschehen, dem Unwillen der Umstehenden Preis geben. Nur wirklich erwiesene Unachtsamkeit oder Ungeschicklichkeit ziehe ihm die verdiente Rüge auf dem gesetzlichen Wege zu. Diese kann allerdings in mehrjähriger Freiheitsstrafe und im Verlust der Scharfrichtergerechtigkeit bestehen[45]). Das Mißlingen der Vollstreckung hindert übrigens die Wiederholung derselben nicht[46]).

Ob man gesetzlich Verbrecher hinrichten, d. h. von Statswegen tödten dürfe, oder ob diese Thätlichkeit recht oder doch nothwendig sei, ist die seit Beccaria so vielfach angeregte und erörterte Frage über die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe überhaupt, welche die Philosophie unseres Jahrhunderts noch zu lösen hat. Wenig-

---

nen Erscheinungen. Breslau 1803. 39) Diese unter dem Militär vorzüglich übliche, gegen Personen anderer Stände nur selten, immer nur gegen männliche Verbrecher, und nur in den Fällen zur Anwendung kommende Strafe, wo militärische oder aus Civil- und Militärpersonen gemischte Gerichte das Todesurtheil ausgesprochen haben, wird nicht durch Henkers Hand vollzogen. Sie gilt daher in der öffentlichen Meinung nicht für eine infamirende Strafe. Ihre Vollziehung ist aber sehr unsühet. Vergl. G. W. Böhmer über die Wahl der Todesstrafen a. a. O. §. 17. 40) Mit Unrecht wurde sonst diese Hinrichtungsart zu den qualificirten Hinrichtungsarten gerechnet. Vergl. G. W. Böhmer a. a. O. §. 17—19. Seit der Mitte des verflossenen Jahrhunderts ist diese Todesart in Teutschland, theils durch ausdrückliche Verordnungen der gesetzgebenden Gewalt, theils durch die Praxis außer Gebrauch gesetzt worden. Vergl. G. W. Böhmer a. a. O. §. 17. 41) S. *Carpzov*, pract. crim. qu. 128 und *Böhmer* ad Carpzov. h. l. Idem ad C. C. C. art. 192. §. 2. Meister rechtl. Erkenntnisse. Th. 4. dec. 101. S. 457. Hommen, Beiträge zur juris. Literatur in den preuß. Staten. 8te Sammlung. S. 201. 42) S. darüber *Döpler*, theatrum poenarum et suppliciorum tom. II. *Heil*, judex et defensor in processu inquisitionis. Lips. 1738. Cap. 6. 43) In s. schon angeführten Abhandlung über die Wahl der Todesstrafen (im neuen Archiv des Crim. R. IV. B. 1. St. Nr. III. S. 58 u. ff.).

44) S. Tittmann Handbuch III. S. 655. vergl. Mittermaier Bemerkungen über den hanoverschen Entwurf. S. 11. Code pénal. art. 14. s. jedoch Bauer Entwurf eines Strafgesetzbuchs für Hanover S. 320. 45) Vergl. *Mylius* zu *Beyer* ad art. 97 u. 98 d. P. G. O. pos. 8. Quistorp P. R. §. 796. Klein Annalen u. s. w. Th. IV. S. 35. 46) Ehedem, und noch im vorigen Jahrhunderte wollte man in einem solchen Falle die mildere außerordentliche Strafe an dem Delinquenten vollzogen haben; weil man es für inhuman hielt, durch eine wiederholte Hinrichtung diese Strafe schärfer und qualvoller zu machen, als es das Urtheil verlangte. Vergl. die bei (Blümner) Literatur des Criminalrechts §. 159 angeführten Schriften von *Balthasar* und *Heminga*, und *Salig*, Electa jur. theor. pract. VII. St. Nr. 52. S. 631. Dorn pratt. Commentar u. s. w. Th. II. §. 421. Besonders Heinrich von Cocceji in der Streitschrift: de excessu poenarum ordinariarum (Frf. 1693) c. 2. Nr. 33. verbis: „cum repetito suspendio poena gravior fiat sententia, humanius videtur extraordinariam poenam pro re nata infligi.“ — Damit stimmt auch J. Sam. Fr. v. Böhmer (in Medit. ad C. C. C. art. 97) überein, indem er sagt: „Quis enim tam inhumanus foret, ut miserum ex mortis angustiis recollectum fato tragico denuo exponere, animum subire pateretur?“ S. noch Stübel das Crim. V. §. 3441 ff. Gerstlacher a. a. O. S. 2571.

stens ist ihre Lösung von der öffentlichen Meinung noch nicht angenommen worden. In dreien hinsichtlich der Strafgesetzgebung voranschreitenden Staten Europens ist diese Frage neuerdings wieder aufgenommen worden, und zwar keines Weges als heimlicher Sorgenpunkt einzelner Publicisten, sondern unter den Augen des Publikums als Untersuchungs-Gegenstand von Vereinen ernster und hoch erleuchteter Statsbürger. In Frankreich hat die Gesellschaft für christliche Moral einen Preis auf das beste Werk über jene Frage gesetzt, ohne jedoch im Voraus über dieselbe zu entscheiden. In Genf, Dank dem hochsinnigen Eifer des Herrn von Sellon, ist eine Jury, reich an würdigen Namen, gebildet worden, um eine goldene Denkmünze dem Verfasser der besten Schrift zu Gunsten der Abschaffung der Todesstrafe zuzusprechen, während in Amerika ein Gesetzgeber selbst dieselbe vorgeschlagen hat. So stellt sich also diese Frage in dreifach geschiedener Stufenfolge dar: Frankreich wirft sie zur Lösung auf, Genf achtet sie für gelöst, Louisiana macht die Lösung zum Gesetzvorschlag.

Die Tradition der Weltgeschichte beweiset, daß die Todesstrafe von den größten Gesetzgebern und von den mächtigsten Völkern eingeführt worden ist. Die neueste Polemik über ihre Legitimität beweiset, daß die Theologen ihre eigne Ansicht von dieser Frage haben, die Philosophen, Juristen und Diplomaten gleichfalls. Ihre Gründe für und wider s. bei dem Artikel: Todesstrafe. (*Alexander Müller.*)

HINSBECK, Fabrikdorf im königl. preuß. Kreise Geldern, beachtungswerth wegen seiner Manufakturen in leinenen Tüchern. (*R.*)

HINSCH, 1) Alb. Anton, gebürtig aus Hamburg, ließ sich als Orgelbauer um das J. 1762 zu Gröningen nieder und machte sich in jener Gegend um namhafte Orgelwerke sehr verdient, vorzüglich um die berühmte Orgel in der Martinskirche zu Gröningen, die 47 Stimmen hat. Sie war 1479 von Rudolph Agricola, zugleich mit dem prächtigen 16 füß. Principal angelegt und ist durch H. vortrefflich wieder hergestellt.

2) Ewald, wird von Mattheson in seiner Ehrenpforte S. 74 als Hoforganist in Kopenhagen um 1654 angeführt. Er war in Danzig geboren, von dem berühmten Froberger unterrichtet und von dem damaligen Kapellmeister in Kopenhagen, dem thätigen und reiselustigen Forster jun., der die dortige Kapelle in großen Flor brachte, sehr geschätzt. (*G. W. Fink.*)

Hinsch, s. Hintsch.

Hinschkraut, s. Solanum Dulcamara.

Hinschlag, s. Herschlag.

HINSDORF, ein Anhalt-Dessau'sches Dorf im Justizamte Qualendorf 2 Meilen von Dessau, 3 Stunden von Köthen entfernt, hat 1 Kirche (1781 neu erbaut), das Filial von Qualendorf, 71 Häuser und 478 Einw. in 89 Familien; unter den Einwohnern befinden sich die nothwendigsten Handwerker, 1 Krämer, 2 Gastwirthe und 1 Pferdehändler, der bedeutende Geschäfte macht. Der Boden (85 Hufen) ist größten Theils Mittelboden, aber durch fleißigen Anbau sehr verbessert, die Erbsen und Linsen so wie Kohl und Rüben sind von vorzüglicher Güte. Den Mangel der Wiesen ersetzt der Kleebau. (*H. Lindner.*)

Hinsmint (n. Geogr.), s. Sment.

HINSTRICH, 1) Musik. S. Bogenstrich, (1ste Sect. XI. S. 306). 2) In der weidm. Sprache das Hinwegziehen der Zugvögel, auch Rückstrich genannt. Er steht entgegen dem Herstrich oder dem Wiederkommen derselben. (*R.*)

HINTER, findet sich in einer Menge von Compositis; man hat, was hier nicht besonders behandelt wird, unter den Wörtern aufzusuchen, welchen das Wort hinter vorgesetzt ist. (*R.*)

Hinterachse, s. Hinteraxe.

HINTERALP, salzburger Alpenspitze im Lungau, 5070 Fuß über dem Meere mit Eisengruben. (*R.*)

Hinterarche, s. Gerinne.

HINTERARME, nennt man an einem Hinterwagengestelle die unter einem Winkel gegen einander laufenden beiden Hölzer, welche zwischen der Hinteraxe und dem Sandschemel eingelassen und mit dem Lenkwagen von beiden Seiten verbunden sind. S. d. Art. Wagen. (*Fr. Thon.*)

Hinterasien, s. Asien.

HINTERAU, Thal in Tirol, an der Iser, von der Scharnitz ostwärts, wo bei dem so genannten Kasten der Iserfluß seinen Ursprung hat. Der innere Theil heißt das Hinterkor. (*Rumy.*)

HINTERAXE, HINTERACHSE, derjenige Theil an dem Hinterwagen, um dessen Enden sich beim Fahren die Hinterräder drehen, und auf welcher das ganze hintere Wagengerüste ruhet. Man macht sie entweder von Holz oder von Eisen. 1) Die hölzernen Hinteraxen müssen eben sowohl als die Vorderaxe, da sie nicht selten viel zu tragen haben, aus den gesundesten, reinsten und besten Stämmen der festesten und zähesten Holzarten, namentlich aus Weißbuchen-, Rothbuchen-, Eichen-, Eschen- oder Mehlbirnholz, verfertiget werden. Die von Weiß- oder Hainbuchen hält man für die besten. Da man aber von dieser Holzart selten Stämme von der gehörigen Stärke findet, und die Rothbuche bei uns am häufigsten ist; so wird diese am meisten gebraucht. Der Durchmesser des rohen Stücks muß billig 8 bis 12 Zolle betragen, damit es bei der Ausarbeitung, nach Hinwegnahme des Splint- und jungen Holzes, die gehörige Stärke im reinen und guten Holze erhält. Diese Stärke richtet sich in reiner Arbeit nach der Größe des Fuhrwerks, und die Länge nach der Breite des in einem Lande üblichen Gleises. Im Allgemeinen beträgt die Stärke 4 — 6 Zoll ins Gevierte, und die Länge 6 — 7 Fuß. Die aus gespaltenem Holze verfertigten Axen sind, wegen ihrer größern Haltbarkeit, denen aus ganzem Holze zugerichteten, vorzuziehen. Ein Stamm, welcher so dick ist, daß er nur eine Axe gibt, ist daher nicht so gut, als einer, welcher der Länge nach gespalten zwei Axen gibt. Zu dem Ende nimmt man zur Ausspaltung derselben am liebsten

Klötze von 20 bis 24 Zolle im Durchmesser, und erhält daraus 4 Arenstücke; stärkere Klötze sind minder tauglich, weil sie älteres und darum meist weniger zähes Holz haben. Die Arenklötze werden dann mit den bekannten Instrumenten und Handgriffen gespalten, die Arenstücke aber zuerst mit dem Beile aus dem Groben vierkantig zugehauen, hierauf an ihren beiden Enden mit dem Schnitzmesser rund bearbeitet und zuletzt mit dem Hobel gehörig glatt und gleich gemacht. Was vierkantig bleibt, wird das Mittelfeld genannt; die beiden runden etwas abfallenden Enden heißen die Schenkel. Diese erhalten ober- und unterhalb nach ihrer ganzen Länge, so weit nämlich die Nabe des Rades um sie herum läuft, eiserne, nach der Dicke abgerundete, völlig in das Holz versenkte und mit kleinen eingelassenen Nägeln befestigte Bleche (Ober- und Unterblech), damit die Arenschenkel durch die Reibung nicht leiden; auch pflegt man wohl bei einem Reisewagen, der viel aushalten muß, den ganzen Untertheil der Achse mit einem Stabe Eisen zu belegen. An jedem Ende der Arenschenkel befindet sich ein von oben nach unten durchlochter Schenkelring, durch dessen Öffnungen die deckelförmigen Lünsen gesteckt werden, die den doppelten Zweck haben, daß weder das Räderwerk ablaufen, noch in die Nabe abfallender Koth eindringen kann. Anstatt der Lünsen bringt man auch wohl hinlänglich große Kapseln an, die vor das Rad geschraubt werden und so eingerichtet sind, daß sie den Eingang gehörig verschließen und gegen das Eindringen des Kothes sichern. Hinten, wo die Schenkel sich mit dem Mittelfelde vereinigen, ist endlich die Axe mit einem Tragringe und Stoßbleche versehen, wider welches die Ringe und Büchse der Nabe stoßen, um das Abschleifen der Axe zu verhindern. 2) Die eisernen Axen sind erst in neuerer Zeit erfunden worden, werden aber jetzt fast allgemein an guten Kutschen, Chaisen, Cabriolets und Reisewagen angebracht, weil sie nicht allein weniger Dicke, sondern auch mehr Haltbarkeit als die hölzernen Axen haben, vorausgesetzt, daß sie gut und richtig gearbeitet sind. Da nun, nach den Gesetzen der Mechanik, die geringere Dicke eines in Pfannen oder Büchsen laufenden Cylinders, eine geringere Reibung verursacht, weil weniger Fläche auch weniger Friction hervor bringt; so müssen nothwendig eiserne Axen von weniger Umfang auch weniger Reibung veranlassen, als stärkere hölzerne Axen, die an mehreren Punkten der Reibung ausgesetzt sind. Noch mehr wird die Friction vermindert, wenn die eisernen Axen in Naben gehen, die mit Messing ausgebüchset sind; denn Eisen und Messing reibt sich nur halb so stark, als Eisen auf Eisen; auch ist die Reibung um so schwächer, je runder der Cylinder ist. Nächstdem verhindert das Einschnüren, daß die Ungleichheiten nicht so sehr in einander eingreifen. Eiserne Axen haben also entschiedene Vorzüge vor den hölzernen, sind aber nicht allein viel theurer, als diese, sondern springen auch gern in der Kälte, weil das Eisen dadurch spröder wird, und um so mehr, je schlechter das Eisen ist und je weniger Sorgfalt auf die Verfertigung der Axe selbst verwendet worden. Eine Axe, welche aus einer einzigen eisernen Stange besteht, ist nicht so gut und haltbar, als eine aus 4 und mehrern Stangen bestehende, welche man zusammen geschweißt, nachher über einander gebogen, wieder zusammen geschweißt und so lang als die Axe werden soll, geschmiedet oder gereckt hat. In England setzt man die Axe entweder aus 3 Theilen zusammen, und zwar das Mittelfeld aus Holz, und die beiden Schenkel aus Eisen; oder man macht sie aus Damastmasse, die bekanntlich aus einer gleichen Mischung von Stahl und Eisen besteht. Zu dem Ende werden gleich viel dünne, dem Eisendrahte ähnliche Stäbchen Stahl und Eisen in ungleicher Mischung zusammen gelegt und wie Stricke zusammen gedreht. Mehrere solcher zusammen gedrehter Stücke werden wieder aufs beste und schnellste zusammen geschweißt. Den so erhaltenen Stab schmiedet man wieder möglichst dünn, schweißt ihn wieder mit andern eben solchen Stäben zusammen und wiederholt diese Operation wohl acht bis zehn Mal. Aus dieser Damastmasse lassen sich nun unvergängliche Wagenaxen fabriziren. Andere Verbesserungen an Wagenaxen bestehen darin, daß man Reibungsrollen rückwärts an der Schulter der Axe anbringt, und daß das Gestell, welches dieselben enthält, an der Axe selbst festgemacht ist; ferner in der Anwendung des beweglichen Ringes, zwischen den Reibungsrollen und der Axe, wodurch der Druck und die Friction an den Schultern der Axen, diese häufige Ursache des Brechens derselben, an dieser Stelle wesentlich vermindert wird. Diese Patentaxen, welche Sicherheit mit Leichtigkeit in der Bewegung in einem höhern Grade, als irgend eine andere Art der bekannten Axen, vereinigen, sind vorzüglich für Diligencen brauchbar, welche oft sehr schwer befrachtet werden, und doch sehr schnell fahren sollen; auch für Artillerie-Fuhrwerk, bei welchem Sicherheit und Leichtigkeit eben so wichtig ist, kann diese Erfindung mit Vortheil benutzt werden *).

(*Fr. Thon.*)

HINTERBACKEN (Gesäß, Arschbacken, Eersbellen, Bellen, Afterpellen, Achterbacken, Achterbellen, Clunes, Nates, Gluti, Glutia, Ephedrana, Sedilia, Ischia, Regiones natium), die beiden gewölbten, ein Par halbkugelige Polster bildende, fleischige Erhabenheiten, welche sich an der hintern Fläche des Beckens, zu beiden Seiten des Kreuzbeins befinden. Sie verlieren sich in die Oberschenkel und die Lenden, neigen sich schief nach innen und bilden daselbst eine längliche Vertiefung (Kerbe, Crena ani), in welcher der Mastdarm nach außen sich öffnet. Sie werden von den Gesäßmuskeln und einer dicken Fettlage gebildet. Ihren obern Theil nennt man Epiglutis (ἐπιγλουτὶς), den untern in den Schenkel übergehenden Hypoglutis (ὑπογλουτὶς, subnaticula). Den Thieren fehlen die

*) Dinglers polytechn. Journ. 1822, H. 3., und G. Lankensperger, bewegliche Axen und andere Verbesserungen an Wagengestellen, mit Kupfern und franz. Übersetzung. München 1819. 4.

Hinterbacken und Aristoteles (de partibus animalium IV, 10.), *Buffon* (histoire nat. T. II. p. 544), Galen (de usu partium XV, 8.), Haller (de corporis hum. functionibus. T. I. p. 54), so wie Blumenbach u. A. halten diese Auszeichnung des Menschen für ein Hauptunterscheidungs-Merkmal des Menschen von dem Affen*). (*Wiegand.*)

HINTERBACKEN DES GEHIRNS, die beiden hintern der Vierhügel des Gehirns. S. Gehirn. (*Wiegand.*)

HINTERBACKENMUSKELN, Gesäßmuskeln, Glutäen, Ballenmuskeln, Ballenmäuslein, Musculi glutaei, s. glutei, s. gloutii, Natium auctores, die einander bedeckenden, breiten Muskeln, welche die äußere Fläche des Darmbeins einnehmen und von innen, hinten und oben, nach außen, vorn und unten zum Oberschenkel herab steigen. Sie bilden die Hinterbacken, strecken den Schenkel und rollen ihn zugleich etwas nach außen, entfernen ihn so von dem entgegen gesetzten, und tragen im Stehen zu Aufrechthaltung des Körpers bei. Man unterscheidet drei Hinterbackenmuskeln: 1) den großen (Musc. gluteus magnus, s. major, s. maximus, M. gluto-femoralis magnus, Gloutius maximus et extimus, M. ilii-sacro-femoralis, M. sacro-femoralis); er ist fast rautenförmig, liegt unter dem dünnern Theile der Schenkelbinde, größten Theils zwischen dem Kreuzknochen und dem obern Theile des Schenkelbeins, bedeckt verschiedene Muskeln, von welchen er durch ein lockeres, mit Fett angefülltes Zellgewebe geschieden ist, Gefäße und Nerven, kommt von dem äußern Knorren des Darmbeins, von dem untern Theile der äußern Fläche des Kreuzbeins, von dem Rande des Steißknochens, dem heiligen und Sitzbeinbande, so wie von dem Sitzknorren mit kurzen sehnigen Fasern, läuft als ein sehr dicker, starker Muskel, dessen Fleisch in viele beträchtliche, lose neben einander liegende Bündel getheilt ist, von innen und oben nach außen und unten und heftet sich durch eine sehr starke und breite Sehne, welche sich am obern Rande mit der Schenkelbinde verbindet, an die äußere Lefze der rauhen Linie des Schenkelbeins und an den untern Theil des großen Rollhügels. Mehrere Schleimbälge liegen zwischen diesem und den nahen Muskeln. Außer der angeführten Wirkung spannt er noch die Schenkelbinde und zieht, nach unten wirkend, das Hüftbein nach unten und innen und gleich dem Steißbeine nach vorn.

2) den mittleren oder zweiten Hinterbackenmuskel, Gesäßmuskel von mittlerer Größe (M. glutaeus medius, s. secundus, Gloutius medius et secundus, M. gluto-trochantericus medius, M. ilio-trochantericus, M. ilio-trochantericus magnus); er ist kleiner als der vorige, jedoch fester und dreieckig. Er entspringt von dem hintern Theile der äußern Fläche des Darmbeins und von der Schenkelbinde, und geht, indem seine vordern und mittleren Fleischbündel gerade, die hintern mehr schräg von hinten nach vorn absteigen, zum großen Rollhügel des Oberschenkels, an dessen äußere Fläche er sich durch eine kurze, breite, aber starke Sehne verbindet.

3) den kleinen oder dritten Gesäßmuskel (Musculus glutaeus minor, s. minimus, s. tertius, Gloutius tertius et intimus, M. gluto-trochantericus parvus, M. ilio-trochantericus, M. ilio-trochantericus parvus, M. ilio-ischii-trochantericus); er hat dieselbe Gestalt, wie der ihn bedeckende zweite, nur ist er kleiner. Er entsteht von der rauhen bogenförmigen Linie und dem vordern Theile der äußeren Fläche des Darmbeins, seine Fasern haben dieselbe Richtung, wie die des vorigen, und heften sich mit einer kurzen, starken Sehne an den obern Rand und den obern Theil der innern Fläche des großen Rollhügels. Zwischen den Flechsen und den Befestigungspunkten haben der zweite und dritte Gesäßmuskel einen Schleimbalg.

Auch bei den Thieren findet man diese drei Muskeln, jedoch weichen ihre Ursprungs- und Befestigungspunkte und ihre Form von denen im Menschen in mancher Beziehung ab. (*Wiegand.*)

Hinterbaum, s. Sattelbaum u. Webstuhl.

HINTERBEIN, das hintere Bein bei vierfüßigen Thieren im Gegensatz vom Vorderbein. (*Wiegand.*)

HINTERBILSEN, Thal in Tirol, von St. Gertraud in Ulten, wo es mit dem Kirchbach zusammen stößt, westwärts gegen den Marteller Ferner. Beide Bäche erzeugen den Falzauer Bach. (*Rumy.*)

Hinterboden, s. Uhr.

HINTERBRAND, eine vorzüglich in Lähmung der Hinterfüße bestehende Krankheit der Schweine, s. den Art. Schwein. (*R.*)

Hinterbug, s. Bug.

Hintercastell, s. Schanze.

HINTERCASTROL, heißt auf den Schiffen eine Erhöhung des Hintertheils, auf welcher die Wache sich befindet; ihm wird das Vordercastrol, eine ähnliche Erhöhung auf dem Vordertheile, entgegen gesetzt. (*R.*)

Hinterdeich, s. Deich.

HINTER DER HAND, nennen die Seeleute, welche eine Schiffsarbeit verrichten, alles, was sich hinter ihnen befindet; was vor ihnen ist, wird vor der Hand genannt. Doch bedient man sich statt hinter gewöhnlich des plattteutschen oder holländischen Wortes agter, achter. (*C. H. Müller.*)

HINTER DER HAND ARBEITEN, thut der Bergmann, wenn er mit dem Fäustel (Schlägel, schweren Hammer), statt über die rechte Achsel, über die Brust und linke Achsel ausholt und auf diese Weise einen Schlag von der Linken nach der Rechten verführt.

*) Spiegel (de corporis humani fabrica. p. 9) weiß diesem Prärogativ des Menschen auch einen physisch-theologischen Zweck abzugewinnen. Er sagt: Solus homo ex omnibus animalibus commode sedet, cui carnosae et magnae nates contigere, et pro substernaculo pulvinarique, tomento repleto, inserviunt, ut citra molestiam sedendo, cogitationibus rerum divinarum animum rectius applicare posset."

Es kommt namentlich nur dann vor, wenn der Raum die gewöhnliche Führung des Fäustels nicht gestattet oder wenn etwas auf die Richtung des Schlags ankommt, z. B. beim Einhauen von Buchstaben. (*Freiesleben.*)

HINTERE (der), Hinterer, After, Steiß, Bürzel, Gesäß, Anus, Anulus, Podex, Sedes, Posteriora, Culus, Infernum, im Allgemeinen der hintere und unterste Theil des Stammes des Körpers, worauf sich beim Menschen im Sitzen die Last des Oberkörpers stützt und der durch die Beckenknochen und die darüber gelegenen Weichtheile gebildet wird. Im engern Sinne begreift man unter dem Hintern den Endtheil des Mastdarms und zugleich des gesammten Darmkanals, die Mündung des Mastdarms, Ostium recti, wodurch der Rückstand der dem Darmkanal einverleibten Stoffe ausgeleert wird. (s. Darmkanal u. Mastdarm). (*Wiegand.*)

Hintere Abwalzung, s. Uhr.

HINTEREBBE, die letzte Zeit der Ebbe. (*C. H. Müller.*)

Hintere Gaumenkanäle, s. Gaumenkanäle.

Hintere Gegend des Schädels, s. Hinterhauptsgegend.

HINTEREISEN (das), nennt der Landwirth die Schar am Pflug im Gegensatz gegen das Vordereisen oder das Pflugsech, welches die Erde senkrecht einschneidet, worauf die Schar wagerecht dieselbe durchschneidet und zugleich aufhebt. (s. Schar.) (*Friedr. Heusinger.*)

Hinterer, s. Hintere (der).

Hinterer Muskelbauch des Oberschädelmuskels, s. Hinterhauptsmuskel.

Hinteres Hauptstück, s. Hinterhauptsbein.

HINTERFÄDEN, heißen die senkrechten, hinterwärts ausgespannten Kettenfäden eines hochschäftigen Webersthls, worauf hochschäftige Tapeten (Hautelisse), oder Teppiche mit richtigen Zeichnungen, Figuren, Landschaften u. s. von natürlicher Größe und Farbe gewebt werden. Da hier die Kette perpendicular gehalten wird, so kann der Unterschied der beiden abgesonderten Fäden, welche das Fach machen und den Einschuß umschlingen, nicht so, wie bei der horizontalen Lage der Kettenfäden, in Ober- und Untersprung, sondern muß in Vorder- und Hinterfäden eingetheilt werden, und man sondert letztere von den Vorderfäden mittels eines Stricks, der von der Rechten zur Linken vor derselben durchgezogen wird, ab. S. den Art. Tapeten. (*Fr. Thon.*)

Hinterfahrte, s. Fährte.

Hinterfessel, s. Fesselmuskeln.

Hinterflagge, s. Flagge.

Hinterfleck, s. Schuh.

HINTERFLETH, die hintern Masten und der hintere Theil der Takelage eines Schiffs. (*C. H. Müller.*)

Hinterfries, s. Fries.

HINTERFUSS, 1) bei vierfüßigen Thieren der hintere Fuß, im Gegensatz vom Vorderfuß; beim Menschen versteht man unter Hinterfuß, Fußwurzel, tarsus, den hintersten, stärksten und längsten Theil des Fußes, welcher zwischen den Knochen des Unterschenkels und dem Mittelfuße liegt und von sieben, in zwei Reihen gelagerten Knochen zusammen gesetzt ist (vgl. Fuss). (*Wiegand.*)

2) Bei den Näherinnen heißt so eine Kante, womit eine Entoilage eingefaßt wird. (*R.*)

HINTERGALLERIE, BALCON, 3 bis 4 Fuß vorspringende Altane am Hintertheil großer Schiffe, welche gewöhnlich mit einem Überbau versehen sind; s. Pl. 1. F. 7. s und F. 16. d d. — Sie werden oft mit Blei oder Kupferplatten belegt. — In neuern Zeiten hat man an Kriegsschiffen keine Hintergallerien angebracht, weil das Hintertheil der Schiffe dadurch geschwächt wird. (*C. H. Müller.*)

HINTERGANG, heißt 1) in der Sprache des Weidmannes das Gehen eines Wildes aus dem Walde ins Feld, der Ausgang; 2) im Oberteutsch. bezeichnet man mit dem Worte einen gütlichen Vergleich zwischen zwei streitenden Parteien, auch Anlaß genannt. (*R.*)

Hintergebäude, s. Wohnhaus.

HINTERGEBIRGE, nennt der Bergmann gleich jedem andern die hintere Reihe, den hintern Theil eines Gebirges im Gegensatz des Vordergebirges, der Vorberge, aber auch ein solches Gebirge, welches sich senkt. (*R.*)

Hintergehäse, s. Gehäse.

Hintergehen, s. Betrug, Dolus u. Fälschung.

HINTERGESCHIRR, einmal das Geschirr der beiden hintern Wagen- oder Kutschenpferde, welche an der Deichsel oder Stange gehen, im Gegensatze der Vordergeschirre, wenn nämlich der Wagen oder die Kutsche mit mehr als 2 Pferden bespannt ist; dann aber derjenige Theil eines Hintergeschirrs, welcher das Gesäß oder den Hintern der an der Deichsel gehenden Pferde umgibt, aus einem 4 bis 6 Zolle breiten, riemenartigen, starken, meistens doppelten Leder besteht, mit den Seitenblättern und Brustblatte des Geschirrs fest zusammen hängt und dazu dient, daß die Deichselpferde hergunter kesser aufhalten können, ohne in Gefahr zu kommen, das Geschirr abzuschieben. Ein gewöhnliches Hintergeschirr besteht: 1) aus dem Kammdeckel mit seinen Theilen; 2) dem Oberblatte; 3) den Brustriemen oder Brustlippen; 4) dem Brustblatte; 5) dem Umgange; 6) den Stößeln mit Schnallen; 7) dem Bauchgurte; 8) dem Rückenriemen; 9) der gespaltenen Gabel; 10) dem hintern Oberblatte; 11) dem hintern Unterblatte; 12) den Backenriemen; 13) den Strangschleifen; 14) den Schweifkappen; 15) den Zugsträngen und 16) den Aufhaltern. S. den Art. Pferdegeschirr. (*Fr. Thon.*)

HINTERGESCHLEPP, nennt der Landwirth die Hinterfüße und Hüften des Pferdes; man achtet vorzüglich auf die Stelle, wo der Schenkel mit dem Beine zusammen gefügt ist, welcher Theil nicht fett, sondern mager und gleichsam leer, nicht klein und schwach, sondern groß und nervig seyn muß. (*Friedr. Heusinger.*)

Hintergeschühe, s. Schuh.

HINTERGESTELL, 1) des Pfluges, der hintere Theil des gemeinen Pfluges, besteht aus dem Grindel der Gries- oder Gretsäule, zur Befestigung des Hauptes (Höftes) mit dem Grindel, dem Haupte, den beiden Sterzhölzern, dem Mahlbret (Mollbret), dem Streichbret, dem Pflugbaumen zur Verstärkung der Befestigung des Hauptes mit dem Grindel, der Scheide, welche die 2 Sterzhölzer in der Mitte verbindet, der gesammten Schar und zwar an derselben aus dem Vordereisen, oder dem Sech, zum Abschneiden der Furche; und dem Hintereisen, zum Ausheben der Furche; den eisernen Beschlägen, der Kette, dem Stößel, und endlich der Schleife, der Stellvertreterinn von 2 Rädern.

(*Friedr. Heusinger.*)

2) Eines Sattelbaumes bei den Sattlern, ist der hintere gekrümmte Riegel, welcher die beiden Seitenstege hinten vereinigt und dem Kopfe gegenüber steht. (*St.*)

HINTERGEWICHT des Geschützrohrs, nennt man den Druck des Überschusses, um welchen der hintere Theil desselben bis zum Lagerpunkte (s. d. Art.) schwerer ist als der vordere, auf die Richtmaschine (s. d. Art.). Es wird auch Hinterwichtigkeit und Hinterwucht genannt, und ist nothwendig, um dem Rohr eine feste Lage in der Laffette (s. d. Art.) zu geben, das so genannte Bucken (Abwärtshüpfen des Rohrs beim Schusse) zu verhindern und das Hochrichten (Elevi-ren, Erhöhen) leichter zu machen. Ist aber das Hintergewicht zu stark, d. h. übersteigt obiger Druck $\frac{1}{12}$ vom Gewichte des Rohres, so wird das Richten beschwerlicher und die Richtmaschine leidet durch das Übermaß der Reibung. (*Benicken.*)

Hinter-Glaucha, s. Schönburg (Grafen von).

Hinterglied, s. Glieder (Log. u. Rhetor.) und Urtheil.

Hintergrans, s. Grans.

HINTERGRUND, nennt man bei einem Gemälde Alles das, was hinter den Hauptgegenständen desselben sich zu befinden und von diesen abgesondert zu seyn scheint. Er wird dem Vordergrunde, welchen das darzustellende Hauptobjekt einnimmt, entgegen gesetzt und ist mit ihm durch den Mittelgrund verbunden. Von ihm muß die Wirkung des Gemäldes nothwendig unterstützt werden, wenn es für gelungen gelten soll; bei Landschaften hängt von der geschickten und künstlerischen Behandlung desselben vorzüglich viel ab (vgl. Malerei). Auf dem Theater heißt die hinterste Decoration, welche hauptsächlich die Ansicht von dem Orte der Handlung bildet und die Scene begränzt, der Hintergrund. (*R.*)

Hintergurt, Kammerband, s. Kanone.

Hinterhaar, s. Perrücke.

HINTERHALT (Takt.), auch Versteck, nennt man eine Truppenaufstellung, welche von Terraingegenständen verdeckt und bestimmt ist einen anrückenden Feind zu überfallen, entweder während er fechtend verfolgt (eigentlicher Hinterhalt d. i. Unterstützung der Arrieregarde oder eines sonst dem Feinde vorgeworfenen Truppentheils) oder um feindliche Trupps und Detaschements, die lästig werden, Hilfsmittel zuführen oder recognoscíren, auch Couriere, reisende Officiere im Rücken des Feindes ꝛc. aufzuheben (eigentliches Versteck). Haupterfordernisse sind: Kenntniß von der Zugrichtung und Stärke des Feindes, günstiges Terrain, Geheimniß, Glück.

Allgemeine Regeln für Hinterhalte und Verstecke sind:

a) In Bezug auf die Örtlichkeit. Wald und Gebirg, wellenförmiges Terrain auf den Seiten einer Hauptstraße, die durch eine Ebene läuft, sind vorzüglich für Hinterhalte aus Kavalerie und Artillerie. Die Hinterhaltspunkte liegen dann am besten so weit von der Straße, daß des Feindes Seitenpatrouillen sie nicht berühren ($\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{4}$ Stunde). Für Verstecke reichen Feldhölzer, Hecken, Hohlwege, hohe Kornfelder, Scheunen in und an Dörfern aus. Bedeutende Hinterhalte legt man am sichersten 1000 bis 2000 Schritte vorwärts der Seiten eines Defilé-Ausganges, weil der Feind in der Regel sorgloser wird, wenn er jenseit des Engpasses kein Menschenhinderniß antrifft, auch sich beeilt, den nächsten Hemmpunkt für den Marsch, z. B. Dorf, Paß ꝛc. zu erreichen, wo seine Vorsichtsregeln in Anwendung kommen, also Stillstandspunkte für die Kolonne eintreten müssen. Endlich muß vom Hinterhaltspunkte aus ein Rückzug mit einiger Sicherheit genommen werden können. Im cul de sac ist ein entdeckter Hinterhalt stets gefährdet, oft verloren. Gut ist es, wenn vom Angriffspunkt (d. i. von der Marschlinie des Feindes) aus für den Fall der Abweisung des Angriffs ein Rückzugsweg außer auf den Hinterhaltspunkt zu vorhanden ist; mißlingt der Anfall, so muß der Feind seine Kräfte theilen; auch kann man mit der Hälfte der Hinterhaltstruppen dann die Spitze des Gegners anfallen, diese werfen, auf dem jenseitigen Fluchtwege das feindliche Unterstützungscorps nachziehen und so tief in die Schlinge locken, daß die im Hinterhalt gebliebene Reserve mit Erfolg ihn vom Rücken her anfallen kann.

Hat man einen nachlässigen oder siegsichern Gegner, so lassen sich Hinterhalte mit Erfolg in der Nähe seiner Marschquartiere anbringen und kann er nach dem Einrücken im Orte selbst angegriffen werden.

b) In Bezug auf die Vertheilung und den Gebrauch der Truppen. Infanterie und leichte Kavalerie taugen am besten zu Verstecken; Hinterhalte werden, wenn das Terrain zum Verbergen und Fechten irgend geeignet ist, am zweckmäßigsten durch Kavalerie und reitende Artillerie gebildet; nur da kann Infanterie Bedeutendes leisten, wo man sich nahe an den Feind legen und von Terraindeckungen aus ihn mit Gewehrfeuer angreifen kann, oder Quartiere mit dem Bajonett sperren will, indeß Kavalerie dieselben säubert. Die Kavalerie eines Hinterhalts hat immer die Offensivpartei des Unternehmens d. h. sie bricht ein, sprengt des Feindes Kolonnen, haut dessen Reiter und Artilleristen von den Pferden, macht Gefangene ꝛc. Infanterie und reitende Artillerie haben dagegen eine Defensivaufgabe: beide sichern die Zugänge und weisen herbei eilende Unterstützungen ab; diese schießt mit Kartätschen, jene durch

Massenfeuer die Trupps zusammen, welche während des Angriffs der Kavalerie sich auf den entferntern Kolonnenpunkten (Tete, Mitte, Queue) sammeln dürften. Feuergewehr zum ersten Angriffe taugt nicht, es schlägt gewöhnlich zu früh Lärm und schwächt oder vereitelt dadurch den Erfolg. Bei Hinterhalten aus Kavalerie und reitender Artillerie ordnet man erstere in drei Haupttheile, deren erster (leichte Kavalerie) für die Schwärmattake, der zweite (von dem ein kleiner Theil die Zugänge verrennt) zum geschlossenen Anfall auf widerstehende Truppentheile (schwere Kavalerie), der dritte zum Rückhalt für unvorhergesehene Zufälle bestimmt ist. Die Theilung der reitenden Artillerie wird zwar mitunter von der Zahl der Ausgänge vom Hinterhaltspunkte gegen den Kampfplatz abhangen; in der Regel aber reicht man mit drei Haupttheilen aus, deren erster (der stärkste) sich gegen den Anmarschpunkt des Feindes wendet und dort theils die Queue des angegriffenen Truppentheils zur Sperrung des Rückweges (Kartätschenfeuer), theils den Ausgang des Debouchés zur Hinderung ankommender Verstärkungen beschießt, während der zweite den vorwärts liegenden Zugang gewinnt und den Feind hindert, dortige Punkte von Wichtigkeit zu erreichen. Ein dritter Theil bleibt beim Kavalerie-Rückhalte. Bei Hinterhalten aus Kavalerie und Infanterie übernimmt letztere bei gleicher Theilung die Partie der Artillerie.

c) In Bezug auf die Disposition für das Unternehmen. Zuerst erhält jeder Führer eines nach obiger Theilung selbstständig zu wirken bestimmten Truppentheils eine genaue Vorschrift über seinen Antheil und die Art der Ausführung desselben, wobei ihm jedoch die Freiheit nach den Umständen zu handeln für den Fall gelassen werden muß, daß entscheidende Zufälle den allgemeinen Plan verändernd eintreten sollten. Bestimmt und alle Willkür ausschließend aber wird festgestellt: „was geschehen soll, wenn das Unternehmen gelingt; wohin der Rückzug gehen und wo das Ganze gesammelt werden soll, wenn es fehl schlägt; wann, wo und wie das Zeichen zum allseitigen Losbrechen gegeben werden soll" (Signalraketen ꝛc.). Während des Angriffs ist von Befehlen an Einzelne nicht die Rede. Alles arbeitet auf den Zweck hin; der Führer des Ganzen bleibt beim Rückhalte, beobachtet den Gang des Gefechts und greift ein, wo es nöthig ist.

In Bezug auf die Ausführung selbst kann — da die Hauptsache nur an Ort und Stelle zu bestimmen ist — nur Folgendes angedeutet werden. Stille vor dem Angriffsmomente; Raschheit und höchste Kühnheit beim Angriff; Ordnung und Ruhe beim etwanigen Rückzuge; heimliches Fortgehen, wenn der Feind nicht kommt oder der Anschlag verrathen ist; möglichst schneller Übergang zur Offensive, wenn man einmal entdeckt und vom unbemerkten Entkommen nicht mehr die Rede ist *).

(*Benicken.*)

*) Über Hinterhalt und Verstecke vergl. v. Valentini, kleiner Krieg; v. Decker kleiner Krieg; Desselb. Gefechtlehre der verbundenen Waffen: Kavalerie und Artillerie; C. v. W. preuß. russ. Campagne von 1813 (Gefecht von Hainau); Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei. Th. II. (Gefecht von Hainau); C. v. W. zur Kriegsgesch. d. J. 1813 u. 1814 (Gefecht bei Eteges).

HINTERHALT nennt der Chemiker bei Scheidung des Silbers vom Golde auf dem so genannten nassen Wege dasjenige Silber, welches noch im Golde zurück bleibt (gleichsam im Hinterhalte liegt). Nach der Stärke des Scheidewassers ist dieser Hinterhalt größer oder kleiner; auf die Mark Gold beträgt er von einem halben bis zu einem ganzen Gran. — In den Salzsiedereien heißt die Menge des Salzes, welche von der Salzwage beim Wiegen der Sole zu wenig angegeben wurde, ebenfalls der Hinterhalt, weil er sich gleichsam versteckt hält. (*R.*)

HINTERHAND, heißt 1) an Thieren, namentlich auch beim Pferde das Hintertheil im Gegensatz der Vorhand (Vordertheil); 2) technischer Ausdruck im Spielen; s. Spiel. (*R.*)

HINTERHANG, ein auf der Weser gebräuchliches Fahrzeug von 117 Fuß Länge und 7 Fuß Breite, welches vorzüglich als Lichterschiff gebraucht wird. (*R.*)

Hinterhaupt, s. Kopf u. Hinterhauptsgegend.

Hinterhauptgegend, s. Hinterhauptsgegend.

Hinterhauptmuskel, s. Hinterhauptsmuskel.

Hinterhauptsadergänge, Hinterhauptsaderhöhlen, s. Hinterhauptsblutleiter.

HINTERHAUPTSARTERIE (Hinterhauptspulsader, oder Schlagader, Pulsader des Hinterhaupts, Occipitalarterie, Arteria occipitalis s. occipitis), die aus der hintern äußern Seite der äußern Kopfschlagader, und nur selten aus der innern Karotis, entspringende und das Hinterhaupt versorgende Schlagader. Sie steigt nach außen und hinten in die Höhe, geht zwischen dem Quersortsatze des ersten Halswirbels und dem Zitzenfortsatze des Schlafbeins durch, sendet auf diesem Wege zu den nahen Theilen Äste, und gibt die stilomastoideische Arterie und eine hintere Hirnhautschlagader ab. Sobald sie den Raum zwischen den beiden Fortsätzen verlassen hat, theilt sie sich in einen tiefen und oberflächlichen Ast. Der oberflächliche Ast steigt am Hinterhaupte, unter der Haut verlaufend, bis zum Scheitel in die Höhe, verbindet sich mit dem der andern Seite, der Stirn-, Ohr- und Schlafschlagader, schickt Zweige durch die Knochen zur Diploe und der harten Hirnhaut und versieht die Schädelhaube und die Occipitalmuskeln mit Blut. Mehrere theilen diesen Ast in einen hintern und vordern. Der tiefe Zweig der Hinterhauptsschlagader steigt zwischen den Nackenmuskeln, in denen er sich zerästelt, oft bis zur Mitte des Rückens herab und anastomosirt mit dem der andern Seite, der Wirbel- und den Nackenzweigen der untern Schilddrüsen-Schlagader. In der Ausbreitung dieser Gefäße treten mannichfache Abweichungen ein. (*Wiegand.*)

HINTERHAUPTSBEIN (Hinterhauptsknochen, Occipitalknochen, hinteres oder Hinterhauptstück des Grundbeins, Grundbein, Gebein des Vorderschiffes[1]) oder des Hinterhauptes, Schiffschnabel, Bein des Hinterhauptes, viertes Bein, Gedächtnißbein[2]), Nervenbein, Occipitalbein; Occiput, Os occipitis, s. occipitii, s. occipitale, Pars occipitalis ossis basilaris, Os tertium, Os quartum, Os sextum cranii, Os basilare, s. lambdoides, s. laudae[3]), s. laude[4]), s. lambdae, s. prorae, s. puppis, s. memoriae, s. pyxidis, s. pixidis, s. pyxis, s. nervosum; Inion, Inon, Opisthocranion, Conis, Os fibrosum, Os peloi-cephalicum). — Der unparige Knochen, welcher am hintersten Theile des Schädelgewölbes und am hintersten und mittelsten Theile des Schädelgrundes liegt, und den größten Theil des Hinterhauptes ausmacht. Gewöhnlich wird dieser Knochen getrennt vom Keilbeine beschrieben, weil beide in jungen Subjecten von einander geschieden sind und bei manchen Thierarten durch das ganze Leben getrennt bleiben. Jedoch ist es richtiger, das Keil- und Hinterhauptsbein als einen Knochen (als welchen wir sie bei vollkommner, ja selbst bei noch nicht völliger Knochenentwickelung im Menschen treffen) zu betrachten. Sömmerring (Knochenlehre S. 109) und dann Fr. Meckel (Hdbch. d. mensch. Anat. II. 87 u. 88. §. 527. Anmerk.) haben dieses zuerst gethan und beide Knochen als ein gemeinschaftliches Grundbein (Os basilare s. Os sphoeno-occipitale) dargestellt, das der leichtern Übersicht wegen wieder in Keilbein- und Hinterhauptstück zerfällt[5]).

Es erscheint der Hinterhauptsknochen in jeder Hinsicht als ein vergrößerter Wirbel; er stellt, wie alle Wirbel, einen Ring dar, der aus einem dickern vordern und einem dünnern hintern, (aber bei Weitem stärkeren, breiteren und höheren) Fortsätze abschickenden Theile gebildet ist (vgl. Meckel a. a. O. §. 529). Man unterscheidet an dem Occipitalknochen, nach den im Fetus vorfindlichen, leicht von einander zu trennenden Stücken desselben, den Zapfentheil, die Gelenktheile und den Hinterhauptstheil.

I. Der Zapfentheil (vordere oder Grundtheil, Grundfortsatz, Pars s. processus basilaris s. anterior ossis occipitis), der dickste, kleinste und schmalste Theil des Knochens, liegt zwischen den Gelenktheilen vor dem Hinterhauptsloche und steigt im Boden der Hirnschale nach vorn in die Höhe. Er ist unregelmäßig sechseckig, an seinem hintern und untern Theile breiter und dünner, als an seinem vordern und obern und entspricht dem Körper der übrigen Wirbel.

Die vordere, untere oder äußere Fläche des Basilartheils ist etwas convex und krümmt sich zu beiden Seiten in die Höhe. In der Mitte derselben bemerkt man eine von vorn nach hinten über die ganze Fläche laufende linienförmige Erhabenheit, die zuweilen nur einen kleinen Hügel vorstellt und Kamm, Stachel oder Höcker des Grundfortsatzes (Spina s. crista basilaris s. pharyngea, s. Tuberculum basilare) heißt. Es dient diese Erhöhung der bandartigen Spitze des Schlundkopfs zur Anlage. Zu beiden Seiten des Kammes sieht man zwei symmetrische, hinter einander liegende schiefe Linien und hinter der zweiten eine glatte Furche, an welche sich der kleine und große vordere, gerade Kopfmuskel anlegen; sie bildet die Gränze zwischen dem Zapfen und den Gelenktheilen.

Die hintere, obere oder innere Fläche steigt von vorn nach hinten beträchtlich abwärts und ist in der Mitte, der Länge nach, von einer Seite gegen die andere ausgehöhlt, die Grube des verlängerten Markes, die Aushöhlung für das verlängerte Mark, (fossa medullae oblongatae, s. pro medulla oblongata). Zwischen dieser, zur Aufnahme des verlängerten Hirnmarks bestimmten Grube und dem Seitenrande bemerkt man gewöhnlich eine seichte Furche von dem hintern Felsenblutleiter (Sulcus sinus petrosi posterioris).

Außer diesen Flächen unterscheidet man noch folgende Ränder: a) den hintern oder untern Rand, welcher den vordern Theil des Umfanges des großen Hinterhauptsloches bildet; b) die Seitenränder (deren man auch wohl zwei hintere und zwei vordere annimmt, von denen jene von hinten und innen, nach vorn und außen verlaufen und mit den vordern Rändern der Gelenktheile zusammen fließen, während diese nach vorn convergiren) sind rauh, scharf und etwas ausgeschweift, und gehen in die Ränder der Gelenktheile über; c) den vordern Rand, margo sphoenoidalis, welcher rauh, breit, fast viereckig und in jüngern Subjecten durch Knorpelmasse, später aber durch Knorpelsubstanz mit dem Keilbeine verbunden ist.

II. Die Gelenktheile (Seitentheile, Jugularprozesse, Partes articulares, s. condyloideae, s. laterales, s. jugulares ossis occipitis) liegen zu beiden Seiten des Hinterhauptsloches, haben nach vorn den Basilartheil zwischen sich und gehen nach hinten und unten, allmälig an Breite zunehmend und sich verdünnend, an das Hinterhauptsstück. Man unterscheidet an ihnen die Flächen und die Ränder.

An der höckerigen und unebenen unteren oder äußeren Fläche bemerkt man auf jeder Seite eine längliche, schwach nach unten gewölbte, mit einer glatten, dünnen Knorpelscheibe überzogene Erhabenheit, die von hinten und außen nach vorn und innen sich einander nähern, immer dicker werden, je weiter sie nach vorn kommen und einen innern höheren und äußern niedere-

1) Wegen der Ähnlichkeit des umgekehrten Schädelgewölbes mit einem Kahne oder Schiffe, womit es die Araber verglichen; daher auch die Benennung Schiffschnabel, Os prorae, Os puppis (da man das Hinterhaupt sowohl als Vorder- und auch als Hintertheil dieses Schiffes betrachten kann). 2) Ursprünglich von den arabischen Ärzten, welche diesen Theil des Hauptes für den Sitz des Gedächtnisses hielten. 3) 4) Os laudae s. laude wahrscheinlich statt lambdae von Mundini und Vesalius corrumpirt. 5) Über die von Spix (Cephalogenesis Monach. 1815. p. 16) gegen diese Ansicht ausgesprochenen Einwendungen s. Fr. Meckel a. a. O. §. 527. Anmerkung.

ren Rand haben. Sie nehmen den größten Theil dieser Fläche ein und heißen Gelenkknöpfe (condyloideische Prozesse des Occipitalknochens, Gelenkhügel, Gelenkfortsätze, knöpfichte oder knopfförmige Fortsätze, Gelenkprozesse des Hinterhauptsbeins; Processus condyloidei ossis occipitis, Condyli, Apophyses condyloideae, s. condylosae, Condyli oblongi, Capita, Appendices, Tubera, coronae ossis occipitis). Sie ruhen in der Gelenkvertiefung des ersten Halswirbels und dienen zur Articulation des Kopfes. Neben dem äußern Rande des Gelenkknopfes sieht man eine rauhe Furche, und neben dem innern eine rauhe Grube vor der Anlage der Gelenkbänder. Über demselben nach vorn und außen liegt die äußere Öffnung des vordern, von hier schräg nach innen verlaufenden, Gelenkkanals (foramen condyloideum anterius, foramen canalis condyloidei anterioris), durch welche der Zungenfleischnerve aus dem Schädel geht. Dicht hinter jedem Fortsatze sieht man eine rundliche Vertiefung (die hintere Gelenk- oder Knopf- oder condyloideische Grube, oder hintere Grube des Gelenkfortsatzes des Hinterhauptsbeins, fossa, s. fossula s. fovea condyloidea ossis occipitis), bestimmt für die Aufnahme von Gelenkdrüsen. Im Boden derselben bemerkt man ein größeres oder kleineres Loch (das hintere Loch des hintern Gelenkkanals, foramen condyloideum posterius), wodurch eine Vene geht, welche die äußeren Blutgefäße des Kopfes mit den innern verbindet. Dieses Loch, welches zuweilen auf der einen oder der andern Seite fehlt, ist die hintere Öffnung des schräg von hinten und innen nach vorn und außen verlaufenden hintern Gelenkkanals (Canalis condyloideus posterior). Außerdem bemerkt man noch neben der stark hervor stehenden Ecke des Seitenrandes einen Höcker (tuberculum jugulare nach Hesselbach), welcher, wie die übrigen hier vorfindlichen Ungleichheiten, den Muskeln zur Anlage dient.

Auf der obern oder innern Fläche ragt da, wo der Gelenktheil mit dem Basilartheile zusammen stößt, auf jeder Seite eine kleine, längliche, hügelförmige Erhabenheit hervor, welche der ungenannte Höcker (Processus clinoideus, s. anonymus, s. medullae oblongatae, s. pro medulla oblongata, Tuberculum basilare, s. jugulare) genannt wird und die Lage des verlängerten Markes sichert. Unter dieser verläuft der vordere condyloideische Kanal, der sich hier durch ein Loch neben dem großen Hinterhauptsloche öffnet (innere Öffnung des vordern Gelenkkanals, foramen canalis condyloidei anterioris, foramen condyloideum anterius).

Ferner bemerkt man nach außen und hinten eine breite kurze Furche (Furche des Querblutleiters Sulcus sinus transversi), welche schräg von außen nach innen bis zum ungenannten Höcker geht und das Ende des in einer Rinne am Schläfe- und Hinterhauptsbeine liegenden Querblutleiters ist und zwischen welcher und dem Höcker die vordere Öffnung des hintern Gelenkkanals (foramen canalis condyloidei posterioris, foramen condyloideum posterius) sich befindet.

Am vordern Rande dieser Furche erhebt sich ein schmaler, nach innen und hinten gekrümmter, meist dreiseitiger Fortsatz, der Drosselfortsatz (Processus jugularis), auch Kehlspitze, Jugularprozeß, Drosseladerfortsatz, Drosseladerstachel, Dornfortsatz des Grundbeins, Dorn des Keilfortsatzes, (Spina jugularis, Processus spinosus, Eminentia jugularis ossis occipitis) genannt, dessen untere, schwach hervor stehende Ecke Drosselwinkel, angulus jugularis, heißt. Es nimmt diese Spitze nach innen und oben das Ende des Querblutleiters auf und stößt mit ihrer Aushöhlung an der vordern Fläche an einen ähnlichen Ausschnitt am Felsentheile des Schläfebeins, wodurch ein gemeinschaftliches Loch (das Jugularloch, Drosseladerloch, Halsblutaderloch, zerrissenes Loch, Loch für die innern Halsnerven, foramen jugulare, s. lacerum, s. disruptum, s. irregulare, Rima petroso-occipitalis, s. occipitalipetrosa) gebildet wird. Dieses ist ungleich und bald durch eine knöcherne, bald durch eine membranöse Scheidewand in zwei Theile gespalten. In dem hintern größern Raume liegt der bulbus der innern Jugularvene, der sich mit den Querblutleitern vereiniget, aus dem vordern kleinern treten der herum schweifende, der Zungenschlundkopf- und der Beinerve des Willis hervor.

Die Ränder der Gelenktheile des Hinterhauptsbeines sind folgende: 1) die äußeren, welche mit einer starken Ausschweifung (Sinus jugularis) am Ende der Furche für den Querblutleiter anfangen, hier am breitesten sind (nach Andern der vordere Rand) und in die zackigen Zitzenränder (Margines mammillares) übergehen; 2) die innern Ränder, welche die Seitentheile des Hinterhauptsloches, das durch die von oben nach unten und innen absteigende Fläche dieser Theile hier seine größte Weite erhält, bilden.

III. Der Hinterhauptstheil (Hinterhauptsstück, Nackentheil, Schuppe, Körper, Occipitaltheil, Pars occipitalis, s. nuchae, Squama, Corpus ossis occipitis) ist der größte und hinterste Theil des ganzen Knochens, steigt von unten und vorn nach oben und hinten empor, hat eine fast dreieckige, muschelförmige Gestalt, und bildet den hintern, untern und mittlern Theil des Schädelgewölbes. Man unterscheidet an ihm zwei Flächen und fünf Ränder.

Die äußere, hintere, gewölbte Fläche ist convex, an ihrer oberen schmaleren Hälfte glatt und an ihrer unteren breiteren (dem so genannten Nackenstücke) durch Erhabenheiten und Vertiefungen von der Anlage der Weichtheile uneben. Man bemerkt ungefähr in der Mitte dieser Fläche, da wo der glatte Theil aufhört, den äußern Hinterhauptshöcker (auch äußerer Hinterhauptsstachel, Occipitaltuberanz, Hinterhauptstuberosität, Hinterhauptsgräte, Hervorragung des Hinterhaupts, Erhabenheit des Hinterkopfs, Hinterhauptserhabenheit, Buckel des Hinterhaupts, Hinterhaupts-

hügel, Tuberositas, s. Protuberantia, s. Spina, s. Eminentia occipitalis externa, s. Tuberculum occipitale externum genannt). Von dieser rauhen, bald stärkeren, bald schwächeren, durch das hier sich anlegende Nackenband entstandenen Erhabenheit steigt eine erhabene Linie perpendiculär zum Hinterhauptsloche herab, welche ebenfalls dem Nackenligamente zur Anlage dient, und Hinterhauptskamm, äußere Occipitalspina oder Hinterhauptsleiste, Hinterhauptsbeinstachel, Hinterhauptstachel, Hinterhauptslinie, (Crista, s. Spina occipitalis externa, s. Spina continua occipitis externa) heißt. — Ferner zeigen sich noch zwei halkreisförmige, horizontal und parallel mit einander verlaufende, oben convexe, unten concave linienförmige Erhabenheiten, die halbkreis-, halbmond- oder bogenförmigen Linien (Lineae semicirculares, s. semilunares, s. Arcus occipitales), von denen die obere (Linea semicircularis superior) vom äußern Hinterhauptshöcker zu beiden Seiten ausgehend sich gegen die Seitenwand herab krümmt und dem Hinterhaupts-, dem Mönchkappen-, dem zweibäuchigen und durchflochtenen Nackenmuskel, so wie dem Riemenmuskel des Kopfes und zum Theil dem Kopfnicker zur Anlage dient, während an der untern (L. s. inferior), — welche in einiger Entfernung von jener, ungefähr in der Mitte der untern Hälfte liegt und gleiche Richtung mit jener hat, — der hintere, große, gerade und der obere schiefe Kopfmuskel sich befestigen. Durch den wulstigen hintern Umfang des Occipitalloches, wo sich das zur Seite in die Gelenktheile übergehende Hinterhauptstück endet, wird gewisser Maßen eine dritte halbmondförmige Linie mit jener concentrisch und von gleicher Bildung herrührend gebildet. — Außerdem sieht man noch an der äußern Fläche hin und wieder kleine Löcher für Ernährungsgefäßchen des Knochens.

Die innere, vordere, concave Fläche, welche mit der harten Hirnhaut überzogen ist, zeigt, außer den Eindrücken und Erhabenheiten von der Anlage des Gehirns und den Furchen von Gefäßen, den innern Hinterhauptshügel (Protuberantia occipitalis interna), eine starke, stumpfe Hervorragung, welche in der Mitte liegt, und den Mittelpunkt von vier sich durchkreuzenden linienförmigen Erhabenheiten (kreuzförmige Erhabenheit oder Spina des Hinterhauptbeines, Kreuz, Kreuzgräthen oder Linien, Kreuzleiste, kreuzende Leisten, kreuzförmige oder Tförmige Erhebung, kreuzförmige Rinne, innere Kreuzstachel, gekreuzte Linien oder Kreuzleisten des Hinterhauptsbeines, Spina cruciata ossis occipitis, Crux occipitis, Lineae cruciatae eminentes, Eminentia cruciata, Cruces eminentes, Stillicidium cruciale, Eminentia cruciformis, Lineae cruciatae ossis occipitis genannt) abgibt. Diese laufen nach oben, unten und zu beiden Seiten, und haben auf eine sehr unbestimmte Art eben so verlaufende schwächere Erhabenheiten neben sich, wodurch Rinnen gebildet werden. An die obere Linie setzt sich der obere sichelförmige Fortsatz der Hirnhaut; an die untere, abwärts in zwei Schenkel auslaufende, die Sichel des kleinen Gehirns und an die seitlichen das Zelt desselben. In der Rinne der obern Linie, welche meist auf der rechten Seite liegt, verläuft der obere Längeblutleiter, in denen der Seitenlinien der Querblutleiter und in der untern, wenn sie da ist, der hintere Occipitalblutleiter.

Diese Linien theilen diese Fläche in vier große und breite Gruben (fossae majores); in den obern (f. cerebrales) liegen die hintern Lappen des großen Hirns, während die untern (f. cerebelli) das kleine Gehirn aufnehmen.

Auch an der concaven Fläche sieht man viele Löcher für die Ernährungsgefäße.

Was die Ränder betrifft, so werden folgende unterschieden: a) zwei lambdaförmige (Margines lambdoidei s. parietales), auch die oberen genannt, welche die obern Seitentheile des Knochens einnehmen, bei der stumpfen Ecke hinter den Zitzenrändern anfangen und oben in der Mitte in eine mehr oder weniger spitzige oder gespaltene Ecke zusammen kommen; sie haben saumförmige, gegen die äußere Seite breitere, nach innen schmälere Zacken; b) zwei Zitzenränder (M. mammillares s. mastoidei); sie sind nach innen halbmondförmig ausgeschnitten, fangen beim Drosselwirbel an und endigen sich an der Gränze der Lambdaränder in eine stumpfe, zackige Ecke. An der hintern und untern Gegend des Randes findet sich ein oder mehrere kleine Löcher (foramen mastoideum s. mammillare), öfters vom Zitzentheil des Schlafbeins oder von diesem und dem Hinterhauptsbeine gemeinschaftlich gebildet, welches schräg nach vorn und innen zum untern Theile des Querblutleiters sich fortsetzt und meist ein kleines Blutgefäß enthält. c) Der vordere, kleinste, halbmondförmige Rand bildet den hintern Umfang des großen Hinterhauptsloches und gränzt an die innern Ränder der Gelenktheile.

Das so durch diese drei Theile des Hinterhauptbeins gemeinschaftlich gebildete große oder Hinterhauptsloch (Occipitalloch, Loch des Hinterhauptbeins oder des Hinterhaupts, Loch für das Rückenmark, großes, ovalrundes Loch des Hinterhaupts oder der Hirnschale, größtes Loch des Hinterhauptbeins, foramen occipitale magnum, f. magnum, s. maximum, s. unicum ossis occipitis) ist bald rund, bald stumpfeckig, bald elliptisch, und dient zum Durchgang des verlängerten Markes, der Vertebralvenen und Spinalarterien, während der Beinerve und die Vertebralarterie durch dasselbe in den Schädel treten.

Die Substanz des Hinterhauptbeins ist sehr verschieden; am dicksten sind der Zapfen und die Hinterhauptshügel, am dünnsten das Nackenstück.

Die Verbindung dieses mit sechs andern Knochen geschieht 1) hinten und oben in einer großen Strecke mit den Scheitelbeinen, wodurch die Lambdanaht entsteht, in welcher viele Zwickel- oder Zwischenbeinchen sich vorfinden; 2) mit dem Zitzentheile und dem innern Felsenrande der Schlafbeine durch die Zitzen- und Sei-

tenränder der Gelenktheile; 3) mit dem Keilbeine durch den Zapfentheil und 4) mit dem ersten Halswirbel mittels der Gelenkknöpfe durch ein Gewerbgelenk.

Die Bildung des Occipitalknochens geschieht nach F. Meckel (a. a. O. S. 100—102. §. 543) aus 11 Knochenstückchen. Acht bilden die Schuppe, die drei übrigen den Zapfen und die Gelenktheile. Zuerst erscheint im zweiten Monat das Rudiment der Schuppe unmittelbar hinter dem großen Loche als ein Par getrennter, dreieckiger Knochenstücke, welche mit einander verschmelzen. Es kommen dann noch drei Mal zwei Knochenkerne parweise nach einander von unten nach oben zum Vorscheine, welche sich auf dieselbe Weise vereinigen und bis im fünften Monate der Schwangerschaft die Schuppe völlig gebildet haben. Nicht selten bleiben einzelne Knochenstückchen, als Zwickelbeinchen, das ganze Leben hindurch vom Hinterhauptsknochen getrennt. Etwas später als die eigentliche Schuppe, aber früher als die obern Theile derselben, erscheinen die Gelenktheile als kleine, einfache, länglichrunde Knochenkerne, noch später der mittlere Zapfentheil. In derselben Ordnung, in welcher sie entstehen, verschmelzen sie unter einander und daher trifft man die Trennung des Occipitalknochens in seine vier Theile selbst noch im reifen Fetus.

Das Hinterhauptsbein des Pferdegeschlechtes zeigt auf der äußern Fläche eine große Erhabenheit, aus deren Mittelpunkt vier erhabene Linien entspringen, die ein Kreuz bilden und zwischen deren Winkeln eben so viele Gruben sich befinden, während man an der innern Fläche eine Querlinie und mehrere unregelmäßige Erhöhungen, durch welche vorzüglich drei Vertiefungen gebildet werden, bemerkt. Neben dem großen Loche sind die Knöpfe des Hinterhauptsbeins, und neben diesen nach außen die geraden Griffelfortsätze. Vor den Knöpfen liegen zwei Gräten, an deren Rand man ein für den Durchgang des neunten Nervenpares bestimmtes Loch auf jeder Seite wahrnimmt.

An dem Occipitalknochen des Rindviehes sind die äußern Erhabenheiten minder beträchtlich als beim Pferde, die Knöpfe liegen mehr in die Quere, das Hinterhauptsloch ist größer, die Griffelfortsätze haben mehr eine Richtung nach innen und die Löcher für das neunte Nervenpar liegen zwischen diesen und den Knöpfen.

Die Schafe und Ziegen haben ein kleines Hinterhauptsbein, das im Ganzen dem des Rindviehgeschlechtes gleichkommt und nur durch seine verhältnißmäßig größern Knöpfe sich auszeichnet.

Im Schweine besteht dieser Knochen aus zwei Theilen, die durch eine Quernaht sich verbinden, das geräumige Hinterhauptsloch ist fast dreieckig, die Knopffortsätze stehen mehr auswärts und die verhältnißmäßig langen Griffelfortsätze haben eine gerade Richtung.

Bei dem Hunde und der Katze sehen wir äußerlich eine starke Hervorragung durch drei einander berührende Gräten gebildet, von denen die eine nach oben, die beiden andern seitwärts verlaufen. An derselben Stelle der innern Fläche findet sich eine dünne knöcherne Hervorragung, welche das große Hirn vom kleinen scheidet und in der Katze stärker ist als im Hunde. Die Knöpfe sind flach und die Griffelfortsätze kurz.

Beim Geflügel besteht das Hinterhauptbein in der ersten Zeit aus vier getrennten Stücken, die später unter sich und mit dem Keilbeine und dem Felsentheile des Schlafbeins verwachsen. Der Hinterhauptstheil ist wulstförmig und bildet nach unten eine Gräte, die zu beiden Seiten eine dem Zitzen- und Griffelfortsatze der Säugethiere ähnliche, bei den Schwimmvögeln am stärksten sich vorfindende Hervorragung bildet. (s. J. D. Busch's System der Thierheilkunde Bd. I. S. 108 flg. Marburg 1819.) (*Wiegand.*)

HINTERHAUPTSBLUTADER (Hinterhauptsvene, Occipitalvene, oberflächliche Hinterhauptblutader, flache Nackenvene, Vena occipitalis, V. occipitis superficialis), die unter der Haut des Hinterkopfs gelegene, netzförmig mit der andern Seite, so wie mit den Stirn- und Schläfeblutadern sich verbindende und das Blut vom Hinterhaupte in die äußere Drosselvene zurück führende Blutader. Meckel unterscheidet eine obere oberflächliche Hinterhauptblutader (Vena occipitalis superficialis superior) und eine untere (Vena occipitalis superficialis inferior). Jene steigt zwischen der Haut und dem Hinterhauptmuskel herab und senkt sich in geringer Entfernung unter der hintern untern Ohrblutader in die äußere Jugularvene; während letztere, hinter der obern entsprungen, zwischen dem Kappen- und den Bauschmuskeln, in einiger Entfernung hinter der äußern Drosselader nach unten herab läuft und sich am untern Theile des Halses in letztere ergießt. (*Wiegand.*)

Hinterhauptsbluthöhlen, s. Hinterhauptsblutleiter.

HINTERHAUPTSBLUTLEITER (Hinterhauptsadergänge, Grundbeinblutleiter, Hinterhauptshöhlen, Hinterhauptsbluthöhlen, Hinterhauptsaderhöhlen, Blutbehälter des Hinterhauptes, Aderhöhlen am Hinterhaupt, Occipitalsinus, Sinus occipitales, Sinus basilares), die auf dem Grunde des Hinterhauptsbeines gelegenen, zum Rückflusse des Blutes aus dem Gehirne bestimmten Kanäle der harten Hirnhaut. Man unterscheidet die vordern, hintern und den kreisförmigen Blutleiter des Hinterhauptsloches.

1) Die vordern Hinterhauptsblutleiter (vordere Grundbein- oder Zapfenblutleiter, vordere Hinterhauptsadergänge, Sinus occipitales anteriores, s. inferiores, s. laterales inferiores, s. basilares) zerfallen in einen oberen und zwei untere.

a) Der obere vordere Hinterhauptsblutleiter (oberer Zapfenblutleiter, Sinus occipitalis anterior superior, Sinus sphoenoidalis, S. transversus, S. transversus conciliator, S. basilaris anterior) ist ein einfacher, an der Verbindungsstelle des Hinterhauptes mit dem Keilbeine, hinter der Sattellehne, gelegener, und von dem einen hintern Felsenblutleiter quer zum andern gehender Sinus, der sich mit dem

kreisförmigen Blutbehälter des Ridley und den Zellblutleitern verbindet.

b) Die untern vordern Hinterhauptsblutleiter (untere Zapfenblutleiter, Sinus occipitales anteriores inferiores, Sinus basilares, Sinus basilares anteriores) liegen auf dem Zapfen des Hinterhauptsbeines vor dem großen Hinterhauptsloche, also tiefer, als jener, sind unbeständig und stehen mit dem vorigen und dem Ridley'schen Sinus in Verbindung. Ihr Blut ergießen sie in den Kreisblutleiter des Hinterhauptsloches.

2) Die hintern Hinterhauptsblutleiter (Hinterhaupt- oder hintere Grundbeinblutleiter, Sinus occipitales posteriores, Sin. occipitales, Sin. basilares posteriores) liegen längs der Sichel des kleinen Gehirns jeder in seinem Schenkel, steigen von der Mitte der kreuzförmigen Erhabenheit des Hinterhauptbeines nach unten zum hintern Theile des Umfangs des Hinterhauptsloches und stehen mit den beiden Querblutleitern und dem geraden, so wie mit dem Kreisblutleiter des Occipitalloches, in Verbindung. Nicht selten findet sich bloß ein hinterer Hinterhauptsblutleiter vor; bisweilen ist er in seinem obern Theile doppelt, in der Mitte vereinigt, und trennt sich dann wieder.

3) Der kreisförmige Blutbehälter oder Kreisblutleiter des Hinterhauptsloches (Sinus circularis foraminis magni) umgibt das foramen occipitale und kann als eine Fortsetzung des vorigen und des untern vordern Hinterhauptblutleiters angesehen werden. Er ergießt sein Blut in die Vertebralvenen. (*Wiegand.*)

Hinterhauptsbuckel s. unter Hinterhauptsbein.

HINTERHAUPTSDRÜSEN, Nacken- oder Occipitaldrüsen, Glandulae cervicales s. occipitales, die am Hinterhaupte gelegenen lymphatischen Drüsen (s. Lymphdrüsen). (*Wiegand.*)

HINTERHAUPTSECKE DER SCHEITELBEINE, auch Hinterhauptswinkel, hinterer oberer Winkel des Scheitelknochens, Ecke des Scheitelknochens mitten am Hinterhaupte, Angulus occipitalis bregmatis, Angul. posterior superior ossis bregmatis u. s. w. genannt, die durch das Zusammentreffen des obern (Pfeil-) und des hintern (Hinterhaupts-) Randes des Scheitelbeines gebildete hintere und obere stumpfe Ecke dieses Knochens. S. Scheitelbeine. (*Wiegand.*)

Hinterhauptserhabenheiten, s. unter Hinterhauptsbein.

HINTERHAUPTSFONTANELLE (fontanella s. fonticulus occipitalis), auch hintere, kleinere oder dreieckige Fontanelle (f. posterior, minor, s. triangularis) genannt, — der bis zur vollendeten Knochenbildung bei Kindern vorfindliche häutig knorpelige, dreieckige Zwischenraum zwischen den noch stumpfen hintern obern Ecken der Scheitelbeine und der noch unausgebildeten Spitze des Lambdarandes des Hinterhaupttheils des Occipitalknochens (s. Fontanellen). (*Wiegand.*)

Hinterhauptsgeburt, s. Geburt und Kopfgeburt.

HINTERHAUPTSGEGEND (Hinterhauptgegend, hintere Gegend des Schädels, Hintertheil des Hauptes, Occipitalregion, Hinterkopf, Hinterhaupt, Hinterhauptsrevier, Nacken, Regio occipitis s. occipitalis s. occipitii s. postica capitis, Occiput, Occipitium, Cotis, Inion), derjenige Theil des Kopfes, welcher an die Schläfe, den Scheitel und Nacken gränzt und größten Theils durch das Hinterhauptbein gebildet wird. Man hat diese Region des Kopfes noch in eine obere, die eigentliche Occipitalgegend (Regio occipitalis superior) und in eine untere oder die Nackengegend (Regio occipitalis inferior, Nucha, Regio nuchae) eingetheilt, von denen jene durch die äußere Hinterhauptserhabenheit und durch die obere halbkreisförmige Linie, diese durch jenen Höcker und nach unten etwa durch die Mitte des Nackens begränzt wird. Besonders hat Rosenthal in seinem Handbuche der chirurgischen Anatomie (Berlin, 1817. §. 7 u. 8) diese, wie die übrigen Kopfgegenden genau bestimmt. (*Wiegand.*)

Hinterhauptsgräthen, Hinterhauptsgruben } s. unter Hinterhauptsbein.

HINTERHAUPTSHAARE, auch Zopfhaare, Crines (im engern Sinne) oder Chaete (von χαιτη, juba, Thiermähne) genannt, die am hintern Theile des Kopfes hinter den Vorderhaupts- und zwischen den Seitenhaaren befindlichen Haare. (*Wiegand.*)

Hinterhauptshöcker, s. unter Hinterhauptsbein.

Hinterhauptshöhlen, s. Hinterhauptsblutleiter.

Hinterhauptshügel, s. unter Hinterhauptsbein.

Hinterhauptskamm, Hinterhauptskämme, s. unter Hinterhauptsbein.

Hinterhauptsknochen, s. Hinterhauptsbein.

Hinterhauptsleiste, s. unter Hinterhauptsbein.

HINTERHAUPTSLINIE, HINTERHAUPTSLINIEN, 1) die Leisten am Hinterhaupt, s. Hinterhauptsbein. Ferner 2) versteht man unter Hinterhauptslinie, Occipitallinie, Linea occipitis, in der Anthropometrie eine vom Scheitel bis zum ersten Halswirbel herab in gerader Richtung gezogene Linie, welche den Abstand beider Punkte bestimmt und wonach man die relative Größe anderer Körpertheile angeben kann. An dem wohl proportionirten Kopfe eines Erwachsenen entspricht diese der Gesichtslinie (Gesichtslänge) und der gut gebaute und vollkommen proportionirte menschliche Körper enthält in seiner Höhe diese Linienlänge zehn Mal. (*Wiegand.*)

Hinterhauptsloch, s. unter Hinterhauptsbein.

Hinterhauptsmäuslein, s. folg. Art.

HINTERHAUPTSMUSKEL (Hinterhaupt- oder Occipitalmuskel, Hinterhauptsmäuslein, hinterer Muskelbauch des Oberschädel- oder Schädelhautmuskels, Musculus occipitalis, M. occipitis, M. occipitii, M. occipito-verticalis, M. supercilium retrahens) ein dünner, dreieckiger oder länglich-viereckiger Muskel, welcher von dem Zitzenfortsatze des Schläfebeins und der obern halbkreisförmigen Linie des Hinterhauptbeins mit kurzen, sehnigen Fasern ent-

ſpringt, bald fleiſchig wird, auf dem Hinterhauptknochen in die Höhe ſteigt und (mit einem wieder ſehnigen, oben gewölbten Rande) an dem convexeſten Theile des Hinterhaupts in die Schädelhaube übergeht. Er iſt parig. Beide Muskeln ziehen die behaarte Haut des Kopfes und die Haut der Stirne nach hinten. *Columbus* (de re anatomica lib. 5. cap. 7. 1559) und *Faloppia* (observat. anatomic. in *Vesalii* opera etc. T. II. p. 709. 1561) erwähnen dieſer Muskeln zuerſt. (*Wiegand.*)

HINTERHAUPTSNAHT (Lambdanaht oder Lambdaſutur, dreieckige oder lambdaförmige Naht, Naht des vordern Schiffes, lambdaförmige Einzackung, Winkelnaht, Sutura occipitis, s. lambdoidea. s. lambdoides, s. lambdiformis, s. lambdoidalis, s. labdoides, s. lambdalis, Sut. angulosa, s. angularis, s. ypsyloides, s. transversa posterior, s. prorae, s. lamdae, s. lamdii, s. laudae, s. hypsili), die durch die Verbindung der obern Ränder des Occipitalſtückes des Hinterhauptsknochens mit den hintern Rändern der beiden Scheitelbeine gebildete, ſaumförmige Naht, welche ſich in Form eines griechiſchen Λ am hintern mittleren Theile des Hirnſchädels von einer Seite zur andern erſtreckt. (*Wiegand.*)

HINTERHAUPTSNERVEN (Occipitalnerven, Nervi occipitales), die an dem Hinterhaupte gelegenen Nervenzweige. Als ſolche ſind aufzuführen: 1) der große Hinterhauptsnerv (großer Hinterhauptsnerv, Nervus occipitalis magnus s. maximus), welcher aus dem hintern Aſte des zweiten Halsnerven entſteht, den zweibäuchigen Nackenmuskel durchbohrt, am Hinterhaupte, als der ſtärkſte der Occipitalnerven, bis über die Lambdanaht hinaus in die Höhe ſteigt, ſich in der Haut und in den Hinterhauptsmuskeln verzweiget und mit den folgenden anaſtomoſirt. 2) der kleine oder vordere Hinterhauptsnerv (Nervus occipitalis parvus s. anterior), der aus dem vordern Aſte des dritten Halsnerven hervorkommt, mit dem Beinerven durch den Mönchkappenmuskel geht, an dem Hinterhaupte in die Höhe ſteigt und ſich in der Haut und den Occipitalmuskeln, ſo wie gegen den Zitzenfortſatz und den obern hintern Theil der Ohrmuſchel verbreitet. 3) Der Hinterhauptsaſt des hintern Ohrnerven vom Antlitznerven (Ramus occipitalis nervi auricularis posterioris nervi facialis). Er entſpringt aus den tiefer liegenden Äſten des hintern Ohrnerven, ſteigt auf dem Zitzenfortſatze empor, verbreitet ſich in der dieſen Fortſatz bekleidenden Haut und den Hinterhauptmuskeln und verbindet ſich mit den Zweigen der vorigen*). (*Wiegand.*)

Hinterhauptspulsader, Hinterhauptsschlagader, ſ. Hinterhauptsarterie.

*) Ältere Zergliederer nannten den erſten Halsnerven, welchen ſie noch zu den Gehirnnerven zählten, den Hinterhauptsnerven oder den Nerven unter dem Hinterhaupte (Nerv. occipitalis, s. infraoccipitalis, s. infraspinalis), weil er zwiſchen dem Occipitalknochen und dem erſten Halswirbel hervortritt.

Hinterhauptsrevier, ſ. Hinterhauptsgegend.

Hinterhauptsschlagader, ſ. Hinterhauptsarterie.

Hinterhauptsstachel, Hinterhauptsbeinstachel, ſ. unter Hinterhauptsbein.

Hinterhauptsstück des Grundbeins, ſ. unter Hinterhauptsbein.

Hinterhauptstuberosität, ſ. unter Hinterhauptsbein.

Hinterhauptsvene, ſ. Hinterhauptsblutader.

Hinterhauptswinkel der Scheitelbeine, ſ. Hinterhauptsecke.

Hinterhaus, ſ. Wohnhaus.

Hinterhäuser Bergwein, ſ. Weine.

HINTERHERD nennt der Hüttenmann denjenigen Theil des Schmelzofenherdes, welcher unter die Formmauer reicht. (*R.*)

HINTER-HERMSDORF, Dorf im Amte Hohnſtein im Meißner Kreiſe des Königreichs Sachſen, faſt ganz Enclave in Böhmen, hat gegen 900 Einw., Forſthaus, Zolleinnahme, Fabrikation von hölzernen Waren (Uhren), Sandſteinbrüche, anſehnliche Bleichen. (*G. F. Winkler.*)

Hinterherschruffen, ſ. Drechsler u. Schruffen.

HINTERHIRN, ältere Benennung des kleinen Gehirns, z. B. bei Ambroſius Pareus (Wundarzneikunſt, überſetzt von Uffenbach. Frankfurt a. M. 1601. S. 184). (*Wiegand.*)

Hinterhof, ſ. Hof u. Wohnhaus.

Hinterhuf, ſ. Huf.

Hinter-Indien, Hinterindische Inseln } ſ. Indien.

HINTER-KAISER, ſehr hohes und rauhes Kalkgebirge in Tirol, nordöſtlich von Kufſtein, im Kufſteiner Landgericht, an der Nordſeite des Kaiſerthals, nicht zu verwechſeln mit dem Kaiſerberg, einem hohen, weitläufigen Kalkgebirge, nördlich von Elmau im Landgericht Kufſtein, welches ſich gegen Oſten bis in die Gegend von St. Johann erſtreckt. (*Rumy.*)

HINTERKASTELL wird in Büchern die Schanze oder das hintere halbe Verdeck genannt, worunter ſich die Kajüte befindet; ſ. Pl. 1. F. 7. x. x. und F. 14. g. g. (*C. H. Müller.*)

Hinterknie, Hinterkniebänder, Hinterkniemuskeln, ſ. Knie, Kniebänder, Kniemuskeln.

Hinterkopf, ſ. Kopf und Hinterhauptsgegend.

Hinterkor, ſ. Hinterau.

Hinterlage, ſ. Depositum.

HINTERLASS heißt beim Hirſche die Eigenheit des Ganges, wenn er mit den hintern Füßen nicht bis zum vordern Tritt gelangt, ſondern dahinter zurück bleibt (der Hirſch hinterläßt). Je größer der Hinterlaß, für deſto feiſter gilt der Hirſch. Erfüllung bezeichnet dasſelbe, wie Hinterlaß. (*R.*)

Hinterlassenschaft, ſ. Verlassenschaft.

HINTERLASTIG nennt man Schiffe, die hinten tiefer wie vorn im Waſſer liegen. (*C. H. Müller.*)

HINTERLATERNE, wird eine Laterne genannt, welche oben in der Mitte des Hecks (ſ. Pl. I. F. 7. n. u.) am Heckbord eines Schiffes (ſ. o.) auf einer eiſernen Stange oder Arm, dem Zepter, befeſtigt iſt (ſ. Fig. 7. s. und Fig. 8. s.). (*C. H. Müller.*)

HINTERLAUF, in der Jägerſprache Hinterfuß; ſ. den Art. und Lauf. (*R.*)

Hinterleck, ſ. Hinterlyk.

Hinterleder, Hintergeſchühe, Hackenleder, ſ. Schuh.

Hinterlegen, Hinterleger, ſ. Depositum.

Hinterlegte Muthzettel, ſ. Muthzettel (verlängerte).

Hinterlegungscontract, ſ. Depositum.

Hinterlehne, ſ. Rücklehne u. Stuhl.

HINTERLEIB, ABDOMEN, 1) der Arachnides. Der Hinterleib der ſpinnenartigen Thiere unterſcheidet ſich nicht durch ſeine Lage, indem er ebenfalls die hintere Körperabtheilung iſt, wohl aber durch ſeine Beſchaffenheit von dem der Cruſtaceen und Inſekten. Beſonders zeichnet er ſich dadurch aus, daß bei der Mehrzahl die Geſchlechtstheile ſich nicht an ſeinem hintern Ende, ſondern am vordern und zwar an der untern Seite befinden und daß an dieſer ſich auch die wenigen Öffnungen befinden, welche der Luft den Eintritt in die Tracheen geſtatten, auch daß er nicht, wie bei den Cruſtaceen und Inſekten Füße trägt, die dagegen lediglich dem Thorax angeheftet ſind. Er iſt in der Regel weich, ohne beſondere Abtheilung in Segmente, oft auch dem Thorax ſo enge verbunden, daß er mit demſelben nur ein Körper zu ſeyn ſcheint.

Bei den Araneiden iſt dieſer Hinterleib meiſt weich, deutlich vom Thorax geſondert und hat am hintern Ende, unter dem After 4 bis 6 Warzen, Spinnwarzen genannt, welches kegelförmige oder cylindriſche, gegliederte, am Ende fleiſchige, nahe an einander ſitzende Erhöhungen ſind, deren Endglied mit vielen kleinen Löchern durchbohrt iſt, aus denen die Materie heraustritt, welche ausgezogen und mit den Füßen des Thieres zuſammen gedreht, die ſeidenartigen Fäden liefert, aus denen die meiſten Arten ein mehr oder weniger künſtliches Gewebe machen. Bei Mehreren bemerkt man auf der Rückenſeite eingedrückte Punkte, deren Anzahl und Stellung verſchieden iſt. Léon Dufour bemerkt, daß dieſe Eindrücke von Muskelfibern herrühren, welche innerhalb an dieſen Stellen befeſtigt ſind, und durch die Leber hindurch gehen. An der untern Seite ſieht man nahe an der Verbindung mit dem Thorax ein Par gelbe oder weißliche Flecken, welche die Stelle andeuten, wo inwendig die Lungenhöhlen liegen.

Bei den Scorpionen (Scorpio *L.*) iſt der Hinterleib dicht mit dem Thorax verbunden und läuft hinten in einen gegliederten Schwanz aus, der am Ende mit einem Stachel und einer Giftdrüſe verſehen iſt. Mit Einſchluß der ſechs Schwanzringe zählt man am Hinterleib zwölf Ringe. Der erſte derſelben iſt in zwei Theile getheilt, an dem vordern von dieſen ſitzen die Geſchlechtstheile, am folgenden zwei eigenthümliche Organe, die ſo genannten Kämme, deren Nutzen man noch nicht kennt. Dieſe Kämme beſtehen aus einem ſchmalen, langen, gegliederten, an der Baſis beweglichen Hauptſtück, welches längs der untern Seite mit einer Reihe kleiner Blättchen beſetzt iſt, die mit ihm durch eine Gliederung zuſammen hängen. Sie ſind ſchmal, lang, innen hohl, ſtehen unter einander parallel und ſtellen alſo die Figur eines Kammes dar. Die Zahl dieſer Blättchen iſt mehr oder weniger beträchtlich und weicht nach den Arten, ja auch bei dieſen und vielleicht mit dem Alter ab. An den vier folgenden Leibesringen ſtehen die Luftlöcher. Bei den Arachnides trachearіae erſcheint der Hinterleib zum Theil auch geringelt, namentlich bei den Familien Pseudo-Scorpiones und Pycnogonides. Bei der Familie Holetra aber iſt Thorax und Hinterleib unter einer Oberhaut vereinigt, doch zeigen ſich auf letzterem oft Spuren von Ringen, von denen indeſſen bei der Tribus Acarides wenig zu bemerken. Bei einigen Arten dieſer letzteren iſt der Hinterleib mit einer ſtarken ledernen Haut bekleidet, ſo daß es ſchwer hält, ſie durch einen Druck zu zerſtören.

2) Der Crustacea. Bei den Cruſtaceen, ſo wie auch bei den Inſekten iſt dieß der hintere oder Endtheil des ganzen Körpers, der bei den erſt genannten Thieren auch wohl der Schwanz genannt wird. Er umſchließt vorzüglich das hintere Ende des Darmkanals, auf ſeiner untern Seite am Ende befindet ſich der After, mitunter ſitzen an derſelben Seite Kiemenfüße. Bei den meiſten Cruſtaceen enthält er auch die Geſchlechtsorgane und bei vielen befinden ſich an ſeinem hinteren Ende verſchiedene Anhängſel, welche meiſtens Schwimmwerkzeuge ſind. — Bei den zehnfüßigen kurzſchwänzigen Cruſtaceen iſt der Hinterleib meiſt klein und beſteht wenigſtens aus 4 und höchſtens aus 7 Ringen (Segmenten). Dieſe Ringe erſcheinen mehr oder weniger platt gedrückt, an den Rändern ſchneidend und beſtehen aus 2 Schalenſtücken, einem obern und einem untern. Sie weichen in Länge und Breite ſehr ab, nach Gattung, Art und Geſchlecht, und ſind beſonders bei den Weibchen immer viel breiter, als bei den Männchen. — Bei den eben genannten Cruſtaceen iſt dieſer Hinterleib oder Schwanz beſtändig unter den Vorderleib eingebogen und bedeckt die Längsfurche an der Unterſeite des Bruſttheils. Mit derſelben bildet er eine Art Behältniß, in dem die Eier bis zur Legezeit aufbewahrt bleiben. Bei den Männchen legt ſich der ganze Schwanz in die gedachte Furche. An beiden Geſchlechtern iſt das letzte Segment zugerundet oder dreieckig ohne weitere Blättchen oder andere zum Schwimmen dienende Anhänge. — Bei einigen Gattungen z. B. Albunea, Hippa etc., welche den Übergang von den Brachyuren (Kurzſchwänzen) zu den Makrouren machen, iſt der Schwanz ziemlich klein, ausgebreitet und hat am Ende faſt rudimentäre Schwimmanhängſel. — Die Makrouren haben ihren Namen von der Länge ihres Schwanzes (Hinterleibs). Er iſt bei denſelben bald weich, faſt ohne deutliche Ringe, wie z. B. bei der Gattung Pagurus, bald ſehr feſt, und ſehr muskulös, wie bei Astacus, Palaemon u. ſ. w.—

Die Paguren verbergen ihren weichen Hinterleib immer in leeren Schneckenschalen (Einsiedlerkrebse!), um ihn gegen Verletzungen von außen sicher zu stellen, und er verliert dadurch seine symmetrische Gestalt, indem er sich in die Windungen dieser Schalen fügt. Die Anhängsel an dem Ende derselben haben eine hakenförmige Gestalt und dienen dazu, den Krebs in seiner Wohnung zu befestigen. Der Hinterleib der andern Makrouren ist immer doppelt so lang, als der vordere Körpertheil, hat an seinem Anfange die Richtung von diesem, ist aber an seinem hintern Ende nach unten umgebogen. Dieses Ende hat unten fünf einfache oder doppelte Schwimmblättchen (vergl. die Tafeln Crustacea zur 1sten Sect. Bd. XX u. XXI.), die fächerförmig ausgebreitet sind und mittels gleichzeitiger Bewegung zum Schwimmen dienen. Die Anzahl der Segmente beläuft sich auf zehn. Ihre obere Fläche ist gewölbt, halb cylindrisch oder halb elliptisch, die untere dagegen ist flach. Sie erscheinen der Ausdehnung nach oben länger als unten und nehmen von vorn nach hinten überhaupt an Größe ab. Die Seitenränder derselben sind bald eckig, bald zugerundet. Bei manchen Gattungen sind sie der Gestalt nach unter einander sehr ähnlich, aber bei vielen (Palaemon, Penaeus) bemerkt man, daß der zweite Ring an seinen Seiten mehr als in der Mitte entwickelt ist und daß diese Seiten in Form von Lappen den vorher gehenden und den folgenden Ring bedecken. — Diese Hinterleibsringe haben an jeder Seite einen kleinen ziemlich einfachen Anhang, den man als einen Afterfuß (falscher Fuß) betrachtet und der bei dem Weibchen dazu bestimmt ist, die Eier zu halten.

Bei den Squillen sind die 6 vordern Ringe des Schwanzes platt gedrückt, länger und breiter als diejenigen, welche den eigentlichen Körper bilden. Die 5 erstern haben an jeder Seite kurze zusammen gedrückte Füße mit blattförmigen Gliedern, welche die Kiemen tragen, am sechsten stehen rechts und links eine, aus mehrern, sehr zusammen gesetzten Platten bestehende Flosse und zwischen diesen Flossen findet sich das Endglied (das siebente), welches breit, glatt und schildförmig ist, es ist auf der obern Fläche gekielt, an den Rändern mehr oder weniger gezähnt und stachelig und auf der untern Seite desselben sitzt der After. — Die andern Stomapoda haben einen Schwanz, der mit dem angegebenen in der Zusammensetzung ziemlich überein stimmt, nur ist er im Verhältniß zum Körper bedeutend kleiner. — Der Schwanz der Gattungen Cymothoa, Asellus, Armadillo und anderer ist kurz und besteht aus 5 bis 6 Ringen, ohne Seitenstücke, von denen die erstern kürzer sind, und welche unten blattförmige Kiemen tragen. Das letzte Glied, meist breiter, als die andern, ist mit 2 oder 4 sehr verschieden gestalteten Anhängseln versehen, welche bald kegelförmig, bald einfach oder gespalten, bald zusammen gesetzt sind, bald aus 1 oder 2, oder 3 u. s. w. Gliedern bestehen. Bei der Gattung Caprella ist der Schwanz sehr kurz oder fehlt, bei Bopyrus ist er nach der rechten oder linken Seite gebogen, bei Nebalia, Branchipus und Apus ist seine Gestalt kegelförmig, seine Ringe sind mehr oder weniger zahlreich, und das letzte Glied trägt entweder 2 lange borstenförmige Fäden, manchmal 2 am Rande gefranzte lanzettförmige Platten, manchmal auch, außer den Fäden zwischen ihnen eine kleine, kurze, am Ende abgestutzte Platte. — Bei Limulus ist der eigentliche Körper mit dem Hinterleibe oder Schwanz unter den zweiten Schild des Bruststücks verwachsen, welches an seiner untern Seite runde, über einander liegende Blätter hat, zwischen denen die Kiemen liegen. Der lange, degenförmige Fortsatz am hintern Körperende ist aber als einziger Fortsatz des Schwanzes zu betrachten. — Bei Daphnia und Cypris muß man das hintere, nach unten gekrümmte Körperende, welches die beiden Borsten trägt, als den Schwanz betrachten.

3) Der Insekten. Bei den Insekten ist der Hinterleib theils deutlich gesondert vom Thorax, theils ist er mit demselben gleichförmig gebaut, so, daß ein strenger Unterschied nicht zu machen ist, wie bei den Myriapoden. Deutlich gesondert ist er bei allen den Insekten, welche nur 6 Füße haben. Er enthält den Darmkanal, die Zeugungsorgane, einen Theil der Athmenwerkzeuge und besteht aus 9 bis 10 Ringen, von welchen indessen manche mitunter sehr verborgen oder verkürzt sind. Bei den meisten Insekten liegen die Zeugungsorgane am hintern Ende, wovon jedoch die Gattungen Julus und Libellula Ausnahmen machen. Bei manchen Weibchen bilden die letzten Leibesringe einen eigenen Kanal zum Ausführen der Eier, auch zeigen sich bei mehreren Männchen besondere Anhängsel an der Umgebung des Zeugungsgliedes. — Bei den Myriapoden wächst die Anzahl der Leibesringe mit dem Alter des Thieres, wodurch sie sich hauptsächlich von den andern Insekten unterscheiden, so wie dadurch, daß an jedem Leibesringe Füße stehen. Bei Mehreren dieser Insekten liegen die Geschlechtstheile am Ende des Körpers, bei einigen finden sich die männlichen Organe am sechsten oder siebenten Körperring hinter den Füßen, die weiblichen am Ursprunge des zweiten Fußpares. — Bei der Familie Lepismenae ist der Hinterleib unten auf jeder Seite mit fußförmigen Anhängen versehen und an seinem Ende stehen gegliederte Borsten. Die Insekten der Familie Podurellae aber haben an seinem Ende eine unter den Leib gebogene Gabel, mittels der sie sich in Sprüngen in die Höhe schnellen. — Die übrigen Insekten haben den Hinterleib von der verschiedensten Form, immer aber besteht er aus 6 bis 7 Ringen, mit dem After und den Geschlechtstheilen am Ende, die Luftlöcher (Stigmata) an den Seiten. (*D. Thon.*)

Hinterlist, s. List.

Hinterlocken, s. Locken u. Perrücke.

HINTERLYK oder LECK, ein Tau, womit die hintere Seite eines Stagspriet, Gaffel u. a. Segels eingefaßt ist. — Das Lyk ist Pl. 1. II. a. a. und Fig. 13. a. a. zeigt, wo das Hinter-Lyk eines Houarisegels ist. (*C. H. Müller.*)

HINTERMÄNNER, im Gegensatze der Vormänner, heißen 1) alle Indossenten, wie sie bei einem Wechsel, vom Remittenten bis auf den letzten Inhaber, hinter einander folgen. 2) In der Sprache der Seeleute wird ein Beistänber oder ein solches Schiff, welches dem Flaggenschiffe als Beistand zunächst folgt, mit dem Namen Hintermann belegt. 3) Beim Militär heißen so die Soldaten im zweiten und dritten Gliede. (*Fr. Thon.*)

Hintermauer, s. Meissen.

Hintermittelsperrhölzer, s. Hintersperrhölzer u. Kutsche.

HINTERNAH, Dorf des Kreises Schleusingen im königl. preuß. Reg. Bez. Erfurt, ½ Stunde östlich von Schleusingen an der Nah an der Öffnung eines Grundes freundlich gelegen mit etwa 200 Einw. in 64 Häus., mit Eisenhammer, viel Huf- und Nagelschmiede, Weinhandel. (*R.*)

Hinternaht, s. Nähen u. Schuh.

HINTERNIEDERLASS, nennt der Jäger das völlige zu Boden Treten einer Sau mit dem Hinterfuße. (*R.*)

HINTERPFANNE, heißt die Gradirpfanne, weil sie sich hinter der Siedepfanne befindet. (*R.*)

HINTERPFÄNNIGE, sind Hölzer, welche hinter dem Geviere eines Schachtes in beide Stöße gelegt werden; zwischen ihnen und dem Geviere bleibt Raum für Pfähle von 4 Zoll Dicke. (*R.*)

HINTERPFLICHT, der hintere bedeckte Theil eines offenen Fahrzeugs. (*C. H. Müller.*)

Hinterplatte, s. Eisenfrischgestelle.

HINTERPOMMERN. Nach Saxo Grammaticus (Anfangs des XV. Buchs) werden die Landstriche, welche die Pommern bewohnten, in inferiora et superiora eingetheilt, auf dessen Auctorität hin auch wohl Crantz (Wandalia L. III. Cap. 29.) sich so ausdrückt: Warcislaus princeps praecrat superiori Wandaliae. Wenn wir auch mit A. G. Schwartz (Geographie des Norder-Teutschlands, S. 45) glauben, daß es im 12ten Jahrh. noch kein Land Pommern gab, Sell also seine Eintheilung zu dieser früheren Zeit in Ober- u. Niederpommern wohl anders hätte stellen müssen: so geht doch aus Saxo hervor, daß es Obere und Niedere Landstriche der Pommern gab. Diese Bezeichnung hat sich verloren. Statt deren ward Vor- und Hinterpommern üblich, seit wann aber, läßt sich jetzt wohl schwerlich mehr ausmitteln. Joh. Bugenhagen in seiner Pomerania bedient sich nur, z. B. S. 154. 174. 187, des Ausdrucks Pomerania superior. Th. Kantzow aber in seiner Pomerania schon häufig der Ausdrücke Vor- und Hinterpommern — ein Beweis, daß Anfangs des 16ten Jahrh. diese Benennungen im gewöhnlichen Leben schon üblich waren; jedoch in den damaligen Urkunden möchten sie sich schwerlich finden. Selbst in der jasenitzschen Erbvereinigung von 1569 und in den Regimentsverfassungen des letzten pommerschen Herzogs, Bogislaff XIV., wird nie Vor- und Hinterpommern erwähnt, sondern nur der wolgastischen und altstettinschen Lande und Regirungen. Erst im osnabrück'schen Friedens-Instrumente vom J. 1648 im XIII. Artikel im §. 2. steht: Primo Totam Pomeraniam *citeriorem*, vulgo Vor-Pommern dictam — — Adhuc e Pomerania *ulteriori* Stetinum, Gartz, Dam, Golnau et Insulam Wollin — und nun heißt es in allen folgenden, ähnlichen Urkunden, Gränzrecessen u. s. w. (urkundlich also) Vor- und Hinterpommern. Im J. 1648 rechnete man Stettin, Damm, Golnow und die Insel Wollin zu Hinterpommern. Die Lande Lauenburg und Bütow waren zu der Zeit polnisch und gehörten zu Pommerellen. Seit dem Stockholmer Friedenschlusse vom J. 1720, in welchem Schweden an Preußen Vorpommern bis an die Peene abtrat, rechnete man Stettin, Damm, Golnow und die Insel Wollin zu Vorpommern. Im J. 1777 wurden die Lande Lauenburg und Bütow als ein eigner Kreis und im J. 1816 die neumärk'schen Kreise Schiefelbein und Dramburg mit Hinterpommern vereinigt. Seit nun Pommern erst in 2, seit 1815 in 3, Regirungsbezirke getheilt ist, macht unbestritten die Oder und deren einer Ausfluß, die Diwenow, wie auch schon früher im gewöhnlichen Sprachgebrauch, die Gränze zwischen Vor- und Hinterpommern. Letzteres begreift also jetzt in sich 7 Kreise des Reg. Bez. Stettin, nämlich die Kreise Greiffenhagen, Pyritz, Saatzig, Naugard, Kammin, und die 9 Kreise des Reg. Bez. Köslin, nämlich: die Kreise Schiefelbein, Dramburg, Neustettin, Belgard, Fürstenthum, Schlawe, Rummelsburg, Stolpe und Lauenburg-Bütow. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

Hinterquartier, Hinterleder, s. Schuh.

HINTERRAD, 1) der Stellmacher, ein Rad am Hintergestelle eines Wagens oder andern vierräderigen Fuhrwerks, welches, wie das Vorderrad, aus der Nabe, den Speichen und Felgen kreisförmig zusammen gesetzt und gewöhnlich mit eisernen Reifen oder Schienen und Ringen befestiget ist. Von den vielen Gattungen der Hinterräder sind vorzüglich folgende zu bemerken: a) die hintern Kutschen- oder Chaisenräder, welche gemeiniglich 5 Fuß im Durchmesser, folglich 15 Fuß 8⅔ Zoll Peripherie haben, während die vordern Kutschenräder nur die halbe Höhe, ungefähr 7 Fuß 10⅔ Zoll äußern Umfang, erhalten. Sie werden in der Regel aus 7 Felgen zusammen gesetzt, wovon jede 2 Zolle dick und 5 Zolle breit ist; demnach muß das vierkantige Felgenstück 2 Zolle im Binnen stark, 6½ Zolle breit, und 2 Fuß und 2 Zolle lang seyn. Das erwähnte Verhältniß zwischen den Vorder- und Hinterrädern findet deßhalb Statt, einmal, weil der Wagen dadurch eine Neigung von hinten nach vornehin erhält, dann aber, weil die kleinen Vorderräder ungehindert unter den Wagenbaum laufen können, und demnach das bequeme Umwenden auf einem kleinen Raume möglich machen. b) Die hintern Puffwagenräder, welche nicht mit Eisen beschlagen, und nur bei schlechten Wägen an solchen Orten, wo keine schweren und steinigen Wege angetroffen werden, üblich sind, haben 3 Fuß 3 Zolle im

Durchmesser oder 10 Fuß 2½ Zoll äußern Umfang, und bestehen aus 6 Felgen, deren jede 4 bis 4½ Zoll breit und 3 Zolle stark ist, daher das rohe gespaltene Felgenstück 7 Z. breit, 3 Z. stark und 1 F. 8 Z. lang seyn muß. c) Bei der Artillerie haben die Hinterräder zu 33 — 36 Pfündnern 4 F. 10 Z., zu 24 Pfündnern 4 F. 8 Z., zu 12 — 16 Pfündnern 4 F. 2 Z., zu 4 — 8 Pfündnern 4 F., an Protzwägen 3 F. 3 Z. im Durchmesser. d) An Bauerwägen sind die Räder weniger abweichend, und die Hinterräder verhalten sich gegen die Vorderräder bald wie 3 zu 2, bald wie 4 zu 3, oder wie 5 zu 4 und es walten hierbei in verschiedenen Ländern große Verschiedenheiten ob. Über den Bau der Wagenräder und deren vielfältige Verbesserungen, s. d. Art. Rad. 2) Das Hinterrad der Seiler ist ein Rad, worauf die Seiler und Repschläger, mit Beihilfe des Vorderrads, aus Flachs oder Hanf, auch Werg, einzelne Fäden spinnen und diese zu Bindfaden, Seilen, Stricken, Tauen u. s. f. in runder Form zusammen drehen. Es bestehet aus einem hölzernen, auf zwei Rollen oder Walzen gehendem Gestelle, in dessen Mitte ein senkrechtes 4 Fuß großes hölzernes Rad hängt, welches über die hohe Kante eine Nuth zur Aufnahme der Schnur hat, durch eine Kurbel umgedreht werden kann und oben mit einem Hakenkopfe versehen ist, der aus zwei bogigen, mit einander verbundenen, senkrechten Hölzern besteht, welche auf der Stirne in gleich weiter Entfernung 4 Pfannen und in jeder derselben einen eisernen Haken haben, der aus zwei Theilen, einer eisernen, am vordern Ende hakenförmig-gekrümmten Spille und einer hölzernen, auf der Mitte der Spille befestigten Rolle, gebildet ist. Eine Schnur vereiniget die Scheibe mit den zwischen den beiden Hölzern des Hakenkopfs liegenden vier Rollen, und das bewegliche Gestelle rückt während des Gebrauches in dem Grade fort, wie die Fäden durch das Zusammendrehen der Maschine kürzer werden. Vgl. den Art. Seiler. (*Fr. Thon.*)

Hinterrangen, s. Perrücke.

Hinterrangenmass, s. Perrücke u. Rangenmass.

HINTERRAST, HINTERRUH, heißt bei einem Gewehrschlosse der hinterste Einschnitt in der so genannten Nuß, in welchen der Stangenschnabel greift oder einsetzt, wenn der Hahn des Schlosses ganz zurückgezogen und die Schlagfeder dadurch aufs höchste gespannt wird. Diese Hinterrast oder Hinterruh darf nicht sehr tief, sondern muß flach eingefeilt seyn, damit der Stangenschnabel durch einen mäßigen Druck aus der Rast oder Ruhe gehoben werden kann, weil ein erschwertes Abdrücken nachtheiligen Einfluß auf die Festigkeit des Schützen und dessen Lage hat, wovon doch die Gewißheit des Schusses abhängt. (*Fr. Thon.*)

HINTERRAUFWOLLE, nennt der Wollkämmer diejenige brauchbare Wolle, welche nach dem Kämmen hinter der Kämmlingswolle, nach dem Stiele des Kammes zu sitzt; ihr Name ist davon entlehnt, daß sie hinterwärts vom Kamme abgerauft wird. (*R.*)

HINTERRHEIN. Der südlichste Arm des Rheines in Graubündten, der sich bei Reichenau mit dem Vorderrheine vereinigt. Er entspringt in der Alpe zur Port 6780 Fuß über der Meeresfläche aus einem prachtvollen Gletscher. Von demselben hat das Dorf Hinterrhein, auch Rheinwald genannt, seinen Namen. Doch bezeichnet letzterer Name eigentlich die ganze Gegend oder das Hochgericht (S. den Art. Hochgerichte). Das Dorf Hinterrhein liegt schon sehr hoch, so daß nur noch etwas Sommergerste und Flachs gezogen wird. Fruchtbäume gibt es nicht mehr; Tannen hingegen findet man noch auf einer Höhe von 6100 Fuß. Der Ort ist sehr alt und die Kirche, die Mutterkirche des ganzen Thales, ist wegen ihrer alterthümlichen Bauart merkwürdig. Die vor einigen Jahren neu angelegte fahrbare Straße über den Bernhardinerberg nach Bellinzona und Mailand führt durch dieses Dorf. (*Escher.*)

HINTERRIEGEL, ist das entweder gerade oder geschweifte, oft auch mit Bildhauerarbeit oder auf andere Art verzierte Querholz, welches die beiden Hinterstapfen (s. d.) im Hintertheile eines Stuhls oder Kanapees mit einander gehörig verbindet und zu dem Ende mit denselben gut zusammen gezapft ist. S. den Art. Stuhl. (*Fr. Thon.*)

Hinterrost (Büchsenm.), s. Rost.

Hinterrücken, s. Rücken.

Hinterruh, s. Hinterrast u. Schloss (des Gewehrs).

Hinterruthen, s. Ramme.

HINTERSASSEN, heißen a) im Mittelalter, alle diejenigen Personen, welche in der bürgerlichen Gesellschaft, vermöge ihres Standes, durch einen Schutzherrn vertreten werden. So verschieden die Entstehungsgründe der Schutzherrschaft (Vogtei, advocatia) waren, und so verschiedenartig sich dieselbe im Zeitverlaufe gestaltete und ausbildete, eben so mannichfach waren auch der Ursprung, die Arten, und das Abhängigkeitsverhältniß der Hintersassen. Ins besondere kommen auch moralische Personen, namentlich Städte, als Schutzberechtigte sowohl, als in der Eigenschaft von Schutzbefohlenen oder Hintersassen vor [1]). b) Im praktischen Recht bezeichnet der Ausdruck diejenige Klasse von Dorfgemeindemitgliedern, welche (auch Gärtner, Hintersiedler, oder Brinksitzer genannt) zwar Häuser und Gärten, auch wohl etwas Feld, allein von letzterem nicht so viel besitzen, um Zugvieh zu eigenem landwirthschaftlichen Bedürfnisse zu halten, oder nach Landesgesetzen oder Lokalverfassung halten zu dürfen, eben deßhalb aber auch nur Handfrohne verrichten [2]). Den Gegensatz von diesen bilden die so genannten Hüfner (Anspänner, Pferdner), welche vermöge der Größe und Verfassung ihrer Besitzungen Zugvieh halten und Spannfrohne verrichten. Neben diesen, kommt auch zuweilen eine

1) Vergl. Eichhorn's teutsche Stats- und Rechtsgeschichte. §. 343. Von hintersassigen Städten s. Schmalz teutsch. Statsr. §. 228. 2) s. Hagemann's Landwirthschaftsrecht. §. 55.

dritte Klasse von Gemeindegliedern vor, die so gen. Häusler (Kotsassen, Cossäten), welche bloß mit Wohnhäusern angesessen sind. Alles dieß kommt vorzüglich bei der Vertheilung der Gemeindevortheile und Gemeindelasten in Betracht. In der letztern Hinsicht werden z. B. im Königreiche Sachsen regelmäßig vier Hintersassen oder acht Häusler einem Hüfner gleich gerechnet [3]). Eine eigene Gemeinde bilden die Hintersassen so wenig, als eine der übrigen Klassen von Dorfbewohnern eine solche ausmacht. Nur in einer Beziehung sind sie nach der kursächsischen Erl. Proc. Ordn., wie jede andere dieser Klassen, der ganzen Gemeinde rechtlich gleich gestellt; in Ansehung des Rechts nämlich, Eide durch drei oder vier ihres Mittels zu leisten.

(*B. Emminghaus.*)

HINTERSÄSSIGKEIT, nennt der Hüttenmann die überhängige oder schiefe Lage eines Floßofens, worin Eisenstein geschmolzen wird. Eine solche Beschaffenheit des Ofens ist nothwendig, um die Form zu schützen; vergl. den Art. Flossofen. (*R.*)

Hintersattel, s. Sattel.

Hintersattelholz, s. unter dem Art. Wagen.

Hintersättler, s. Hintersassen.

HINTERSATZ, 1) Grammat. s. Periode u. Satz. 2) Log. s. Glieder, Urtheil (hypothetisches) und Schluss. 3) In der Sprache der Orgelbauer das im hintern Theile alter Orgeln befindliche Pfeifenwerk, welches wie die Mixturen beim Anschlage jeder Taste zusammen ansprach. (*R.*)

Hintersäulen, s. Kutsche.

HINTERSCHALE. Die Masten auf großen Schiffen bestehen aus mehreren der Länge nach mit einander verbundenen Stücken; das am hintern Theil des Mastes befindliche wird H. genannt. (*C. H. Müller.*)

Hinterschanze, s. Schanze.

Hinterschenkel, s. Schenkel.

HINTERSCHIFF, der Theil eines Schiffs hinter dem großen Mast. (*C. H. Müller.*)

Hinterschneeberge, s. Schneeberge.

HINTERSEGEL, heißen die Segel des großen und bei Dreimastern auch die des Besahnmastes. (*R.*)

Hinterseite, s. Aschenseite.

HINTERSEITENTAKEL, die an jeder Seite des Besansmasts (s. Pl. 1. F. 7 ss.) befindlichen Flaschenzüge oder Takel. (*C. H. Müller.*)

Hintersiedler, Kossat, s. Hintersassen.

Hinterspan, s. Sogspan.

Hinterspätig, s. Tuchscheren.

HINTERSPERRHÖLZER, heißen die hintersten Querhölzer einer Kutschendecke, welche in die hintern Eckſäulen des Kutschenkastens eingezapft werden, und mit den beiden Mittelsperrhölzern und dem Vordersperrholze die Decke oder den Himmel ausmachen, dessen oberer Theil mit Leder, der so genannten Himmelhaut (s. d.) überzogen wird, dagegen die Zwischenräume der Seitenflächen, so weit als nöthig ist, ausgetäfelt werden. S. Kutsche. (*Fr. Thon.*)

HINTERSPILL, großes auf dem obern Verdeck eines Schiffs hinter dem großen Mast stehendes Gangspill. Auf großen Schiffen ist es doppelt oder auf dem obersten und zweiten Verdeck; s. Pl. 1. F. 9. 10 u. 15. (*C. H. Müller.*)

Hinterspitzen, s. Sattelbaum.

Hintersporn, s. Drahtplätten.

Hinterstab, s. Kanone.

HINTERSTÄNDER oder HINTERSTAUDEN, im Gegensatze der Vorderstauden, heißen 1) die hintern Pfosten in einem Papiergewerke, zwischen welchen, je zwei und zwei das Hintertheil der Schwinge oder des Stiels der mit Eisen beschlagenen Stampfer oder Hämmer mittels eines Bolzens dergestalt befestiget ist, daß die Schwinge oder der Hammerstiel sich ungehindert um diesen Nagel herum drehen läßt, während der Vordertheil der Schwinge, durch die hübige Welle zwischen den Vorderstauden in die Höhe gehoben, in den Stampftrog niederfällt. Vgl. Papiermühle. 2) Am Stuhl s. Hinterstapfen u. Stuhl. (*Fr. Thon.*)

HINTERSTAPFEN, HINTERSTÄNDER oder HINTERZAPFEN, heißen die beiden hintersten Eckſäulen eines Stuhls, Kanapees oder Sophas, welche die beiden Hinterfüße und zugleich die geschweifte Rückenlehne, überhaupt den Hintertheil in völliger Höhe bilden und durch drei Riegel: den obern oder das Kopfstück, den mittlern oder den Unterkrumpf und den untern oder den Hinterriegel mit einander mittels Zapfen verbunden werden. Vergl. den Art. Stuhl. (*Fr. Thon.*)

Hinterstauden, s. Hinterständer.

HINTERSTEINAU, Dorf im Amte Steinau der kurhess. Provinz Hanau mit fast 900 Einwohnern in 111 Häusern *). (*R.*)

HINTERSTEINER SEE, See in Tirol, nordöstlich von Söll, am Fuße des westlichen Arms vom großen Kaiserberg, im Landgericht Kufstein. (*Rumy.*)

HINTERSTES BAND, nennen die Seeleute den hintersten Balken in der Artilleriekammer eines Schiffes, welcher zur Befestigung des Hintertheiles des Schiffes dient. (*R.*)

HINTERSTEVEN, ACHTERSTEVEN, AGTERSTEVEN (vergl. Pl. 1. F. 7.). Ein von beiden Seiten lothrecht stehendes etwas hinten überliegendes gerades Stück Holz c c auf dem hintersten Ende des Kiels a a woran das Steuer d mit Hacken und Fingerlings e e e e e e hängt. Der stumpfe Winkel, den der Kiel mit dem Steven bildet, das Fallen des Hintersteven genannt, beträgt gewöhnlich den vierten, höchstens den dritten Theil des Überhängens des Vorsteven oder zwischen 98° u. 105°. Auf dem Kiel steht der Steven gewöhnlich mit einem eingelochten Zapfen, auch nur zwi-

3) Haubold's Lehrb. des königl. sächs. Privatr. 2te Ausg. §. 454.

*) Weim. Handb. 1ste Abth. 5r Bd. S. 206.

schen den Planken, derselbe wird durch das Stempknie g und mehrere gegen Steven und Kiel befestigte Knie, auch eiserne Schleifen, welche unter dem Kiel und hinter dem Steven gelegt sind, so wie durch eiserne Bolzen befestigt; auch wohl durch Winkeleisen auf beiden Seiten gegen Steven und Knie genagelt. Inwendig ist der Binnensteven i i und auf sehr großen Schiffen auswendig der Butensteven oder lose Hintersteven k k mit dem Hintersteven verbolzt. Das untere Ende f wird die Hielung genannt. Der Hintersteven muß sehr stark verbunden seyn, weil alle hintern Enden der Außenplanken sich darauf endigen, auch die Heckbalken l und Spiegelworpen m m m daran befestigt sind. Zur bessern Befestigung der Außenplanken ist der Steven mit einer Sponning h. h. h., auch Fig. 1. h. h., Kerbe oder Vertiefung an den äußern Seiten dreieckig eingehauen, worin die Planken eingepaßt werden, versehen. Gewöhnlich ist an beiden Seiten des Hintersteven, die Fußmaße vom untern Ende des Kiels gerechnet, bemerkt, um sehen zu können, wie tief das Schiff im Wasser liegt, oder wie viel dessen Wassertracht beträgt. Diese Masse wird die Ahnung genannt. (*C. H. Müller.*)

Hinterstich, s. Nähen.

Hinterstrass, s. Hinterzarten.

Hinterstrich, s. Apostroph.

HINTERSTÜCKE, Kanonen in der Konstabelkammer, ganz hinten im Schiff unter der Kajüte, um ein Schiff von hinten zu vertheidigen. — In Pl. 1. Fig. 14 u. 16, sind diese Lucken oder Pforten gezeichnet. Auf Kriegsschiffen pflegen die Kajütenfenster so eingerichtet zu seyn, daß man sie auch wie Kanonenpforten gebrauchen kann, besonders auf den seit einigen Jahren gebauten Kriegsschiffen mit rundem Hintertheil. (*C. H. Müller.*)

HINTERSTUDEL, heißt bei einem franz. oder engl. Verschließ- oder Schlüsselschlosse, im Gegensatze der Gewehrschlosse, der starke Eisenstreifen, welcher mit dem Umschweife, oder der vordersten Seitenwand des Schloßkastens, gleiche Höhe hat, und letztern in zwei ungleiche Abtheilungen theilt. Vergl. Schloss. (*Fr. Thon.*)

HINTERTAU, ein Tau, welches dazu dient, den hintern Theil eines Schiffes am Lande, an einen Pfahl oder andern Gegenstand zu befestigen. (*C. H. Müller.*)

HINTERTHEIL EINES SCHIFFS, wird besonders der Platz hinter dem Besammast benannt; vergl. Pl. 1. Fig. 7 ss. (*C. H. Müller.*)

Hintertheil des Hauptes, s. Hinterhauptsgegend.

HINTERTREFFEN (das), mit unteutschem Kunstausdrucke Reserve genannt, ist — dem Namen gemäß — eine Aufstellung (ein Treffen) hinter dem in Schlachtordnung befindlichen Heere, bestimmt zu dessen Sicherung und Unterstützung im Allgemeinen, zur Vervollständigung und Benutzung des Sieges, zur Deckung des Rückzugs ꝛc.

Tüchtige Feldherrn, die den Schlachtengrundsatz — Vernichtung des Feindes — kannten und handhabten, betrachteten stets das Hintertreffen als Hauptstück ihrer Schlachtordnung. Bei den Römern, dem Kriegsmustervolke des Alterthums, bildeten die Triarier — der Kern der Legion — dasselbe; mehr als Einmal scheiterte der abendländische Rittermuth in den Kreuzzügen an dem stets sorgfältig gesparten Hintertreffen der Moslimheere, die — selbst nach den Zeugnissen christlicher Chronikschreiber — aus den trefflichst berittenen und bewaffneten Reiterscharen bestanden. Der 30jährige Krieg hat mehrere Beispiele von Entscheidungen durch Hintertreffen; Heinrich IV. von Frankreich, die Feldherrn Ludwigs XIV., Eugen und Marlborough kannten deren Werth, und die beiden größten Heerfürsten unserer Zeit — Friedrich II. und Napoléon — haben, und zwar bei ganz verschiedenen Schlachtordnungen und Fechtarten, sich in Anordnung, Aufstellung und Gebrauch der so genannten Reserven als Meister bewiesen.

Bei der alten Schlachtordnung in Treffen und Flügel wurde gewöhnlich ein drittes Treffen als Hintertreffen und zwar 3 — 600 Schritt hinter dem zweiten Treffen aufgestellt; das Fußvolk in die Mitte, die Reiterei — mehr leichte zum Verfolgen als schwere zum Entscheiden — auf die Flügel gebracht; von Geschütz war nicht die Rede. Augenscheinlich konnte ein solches Hintertreffen seine mannichfachen Zwecke nur mangelhaft erfüllen; noch auffallender wurde diese Mangelhaftigkeit, als das unselige Cordonsystem nach Friedrichs II. Tode aufkam, mittels dessen unfähige Feldherrn die Truppen und mit diesen die Kräfte ihrer Heere zersplitterten, eine von ihnen zum Schirm eigner Untüchtigkeit ersonnene lahme Strategie mit Verläugnung aller durchgreifenden Taktik an die Spitze der Kriegführung stellten, namentlich in den Revolutionskriegen gegen Frankreich so zu sagen jede Kuh decken wollten und ihren Fürsten Land und Leute, den Heeren schwer erworbenen und zum Theil lange bewahrten Ruhm, ihre eigene Ehre, kurz Alles verloren, was nur zu verlieren war; indeß bei den Gegnern allmälig ein besseres Heersystem sich heranbildete. Erst als Napoléon den Heeren der Hauptmächte des europäischen Festlandes an Ort und Stelle bewiesen, daß ihre Schlachtordnung, Fechtart u. s. w. nichts mehr tauge, d. h. sie vernichtet hatte, reorganisirte man in der Art des Meisters, und so entstand im europäischen Heersysteme die so genannte neue Schlachtordnung auf der Grundlage des wechselseitigen Unterstützens durch selbstständige und bewegliche Truppentheile (Brigaden, Divisionen, Korps). Für die Beschreibung der Art und des Wesens dieser Schlachtordnung vergl. die Art. Heere, Heeresabtheilung und Schlachtordnung; hier nur von der Zusammenstellung und dem Gebrauch des Hintertreffens.

Es muß selbiges bestehen:

1) aus einem selbstständigen Korps, welches im Stande ist, ein Gefecht mit eigenen Kräften ohne Beihilfe zu liefern, folglich aus allen drei Waffen zusammen gesetzt seyn und unter Einem Befehlshaber stehen.

2) Aus Kerntruppen, die durch den Anblick geschlagener Abtheilungen und die übrigen Schrecken eines

Schlachtfeldes nicht leicht wankend zu machen sind, und zwar, weil es — gleich dem römischen Triariertreffen — erst gegen das Ende des Gefechts auftreten, zum Angriff über den Wahlplatz vorgehen und — selbst bei anfänglich ungünstigen Verhältnissen — einen günstigen Ausgang erzwingen soll. Napoléons Hintertreffen bestand stets aus seinen zahlreichen, altgedienten und wirklich — nicht bloß äußerlich — ausgezeichneten Garden.

8) Hauptsächlich aus vieler Kavalerie und leichter Artillerie; denn es soll — abgesehen von der Zweckmäßigkeit größter Schonung dieser beiden kostbaren Waffen — auch entferntere Theile des Heeres möglichst schnell unterstützen, überall rasch ankommen und entscheiden können.

Ferner muß das Hintertreffen so aufgestellt seyn, daß es im Stande ist, Flankenangriffen des Feindes zu begegnen, ohne durch zu große Nähe von der Hauptaufstellung selbst in die Seite genommen zu werden, also 6 — 800 Schritt hinter dem zweiten Treffen. Obgleich vom Terrain und dem Schlachtplane abhängig, steht die Reserve meist hinter der Mitte, um allenthalben zur Hand zu seyn. Dort auch ist der gewöhnliche Platz des Oberbefehlshabers und Lenkers der Schlacht, weil sowohl sein Standpunkt als auch der des Hintertreffens nach gleichen Grundsätzen bestimmt werden, von beiden der Nachdruck in der Schlacht ausgehen muß und der Befehl zum Vorrücken dieses Truppentheiles der wichtigste und entscheidendste zu seyn pflegt, die Wahl des Augenblicks dafür überall von höchster Bedeutung ist und nie dem Zufall oder einseitiger Ansicht überlassen werden darf.

Beim ersten Anblicke scheint die Bestimmung des Hintertreffens — unerwarteten Erscheinungen zu begegnen — rein abwehrender (defensiver) Natur zu seyn. Dieser Schein wird erzeugt durch die Stillstands-Augenblicke, welche — selbst in den meisten Angriffs- (Offensiv-) Schlachten — aus den Hemmungen hartnäckiger Gefechte entstehen. Aber gerade um aus solchen Stillständen das Angriffs-Verhältniß wieder herzustellen, den unerwarteten Widerstand zu brechen, bedarf es des angreifenden Einschreitens frischer Truppen, und diese — wie das Mittel um etwanige Eigenthümlichkeit des aus dem ersten Angriff erst recht erkannten Schlachtbodens (Terrains) zu benutzen, auch der jetzt besser zu würdigenden Aufstellung des Feindes den Vortheil abzugewinnen, ohne die eingeleitete Schlacht zu stören — liefert ein äußerlich und innerlich starkes, zweckmäßig zusammen gesetztes und richtig aufgestelltes Hintertreffen. Ja, es ist ein solches — zu rechter Zeit, am rechten Ort und auf die rechte Art gebraucht — allein geeignet, den Zufall zu beherrschen, begangene Fehler des Feindes zu benutzen, eigene wieder gut zu machen, halb verlorne Schlachten noch zu gewinnen, gewonnene folgenreich zu machen, kurz eigenen Untergang zu verhüten, den feindlichen aber — das einzig rechte Ziel aller Kriegführung — herbei zu führen.

Hieraus gehen folgende allgemeine Regeln für den Gebrauch des Hintertreffens hervor:

Das Hintertreffen darf nie früher gebraucht werden, als bis es *entscheiden* kann. Dieser Fall tritt ein:

1) wenn die lange Dauer eines Gefechts das Einschreiten frischer Truppen zur Entscheidung nöthig — d. h. unerläßlich — macht.

Je länger die Haupttreffen das Gefecht ohne den Beistand des Hintertreffens fortsetzen können, desto vortheilhafter; denn der Theil, der selbiges zuerst aufwendet, ist unbedingt schon dadurch im Nachtheil. Beispiele: Marengo für, Belle Alliance gegen Napoléon; am letzten Orte durfte nämlich das preuß. Heer als Hintertreffen (Reserve) Wellingtons zu betrachten seyn.

2) Wenn ohne das Auftreten des Hintertreffens man befürchten muß geschlagen zu werden: z. B. bei Seiten- und Rückenangriffen. Sind Angriffe der Art — durch diesseitige Fehler oder nicht zu ändernde Umstände — dem Feinde möglich geworden, so muß man ihm allerdings dann das Hintertreffen entgegen stellen, wenn er gleichzeitig von vorn angreift. Geschieht dieß nicht, so reicht meist eine Frontveränderung oder ein Angriff auf den entgegen gesetzten Flügel des Feindes aus — z. B. Austerlitz — und es kommt darauf an, wer zuerst Meister wird. Bei dem Angriff des Feindes auf einer Seite, kann man zum Gegenangriff auf der andern um so sicherer das Hintertreffen verwenden, als durch das Zurückziehen der Flügeldivision auf der unangerührten Seite leicht ein neues Hintertreffen zu bilden ist.

3) Wenn der Feldherr den Entscheidungspunkt deutlich und zugleich erkannt hat, daß auf demselben der Sieg ohne das Einschreiten frischer Truppen nicht entschieden werden kann. Letzteres muß jedoch augenscheinlich seyn; denn so lange noch die Möglichkeit da ist, die Sache ohne des Hintertreffens Dazwischenkunft günstig zu entscheiden, soll man dasselbe nicht ins Feuer bringen. Dieß war ein Hauptgrundsatz Napoléons; bei Marengo, Austerlitz, Jena, Wagram, Mosaisk und Ligny kam sein Hintertreffen nicht eher zum Gefecht, als bis die Sache schon mehrere Male schlecht gestanden hatte. Bei Belle Alliance zwang ihn die unvorhergesehene Erscheinung des Preußenheeres in seiner rechten Seite mit einem Theile des Hintertreffens dieser entgegen zu wirken, während er mit dem andern die Entscheidung gegen die Engländer übereilen mußte. Folge davon war die gänzliche Flucht und Zerstreuung seines Heeres u. s. w.

Zeigt sich dagegen beim Feind ein offenbar nachtheiliges Verhältniß, das ohne frische Truppen nicht zu benutzen ist, so muß allerdings das Hintertreffen sofort auftreten, sobald dieß Verhältniß nicht den sichtlichen Charakter des Bestehens für die wahrscheinliche Dauer der Schlacht angenommen hat. Ist aber dieß der Fall, dann ist es besser, nicht zu früh durch Losbrechen den Feind aufmerksam zu machen. Beispiel: die Schlacht von Wagram, wo Napoléon erst mitten in der Schlacht das Corps von Davoust in die bloß gegebene linke Seite der Östreicher entsendete.

Hauptregel ist: das Hintertreffen nie für den möglichen Fall eines Rückzugs aufzusparen, sobald sich eine

Gelegenheit zum Erringen des Sieges durch dasselbe darbietet. Der Rückzug ist — wenn er einmal angetreten werden muß — durch andere Mittel zu decken. Doch ist wohl zu berücksichtigen, daß, so lange der Feind sein Hintertreffen noch ungebraucht hat, lieber die einmal ins Feuer gebrachten Truppen geopfert, als die unangetasteten des Hintertreffens aufgewendet werden müssen.

Die Art der Verwendung des Hintertreffens hinsichtlich der einzelnen Waffengattungen, aus welchen dasselbe besteht, hängt lediglich von den Umständen ab — gleichmäßig mit dessen Aufstellung zum Gefechte. Sowohl das ganze Hintertreffen kann ins Feuer geführt als auch nach den Waffen getrennt und benutzt werden. So z. B. wenn der Feind in Unordnung gerieth oder eine seiner Seiten sehr schwach ist, kann die ganze Reiterei (Kavalerieresserven) in Masse zur Entscheidung vorgehen; ist irgendwo ein Durchbruch nöthig, so geht das Geschütz (Artillerieresserven) in eine oder zwei Batterien vereinigt vor, und die Reiterei folgt nur, bei der Erschütterung des Feindes durch jene zur Hand zu seyn; soll der fliehende Feind verfolgt werden, so unterstützen Kavalerie und Artillerie sich wechselseitig und das Fußvolk (Infanterieresserve) folgt geschlossen, um unerwartetem Widerstande durch Feuer und Bajonett zu begegnen und nöthigen Falls die zurück gedrängte Reiterei aufzunehmen oder dem bloßgestellten Geschütze Schirm zu gewähren. Auch zur Unterstützung einzelner Theile der Linie oder selbst des Vortrabs (Avantgarde), oder wenn auf irgend einem Punkte Geschütz verloren gegangen ist, kann von den Artillerieresserven entsendet werden. Die Hauptaufgabe des Fußvolks vom Hintertreffen bleibt immer das rasche und geschlossene Heranrücken zur Unterstützung der geschlagenen Punkte unsrer Schlachtstellung. Muß der Feind zu diesem Mittel greifen, so ist es rathsam, die diesseitige Infanterieresserve jener Unterstützung besonders dann entgegen zu stellen, wenn selbige zu nahe heran ist, als daß es vor ihrem Einrücken in die Schlachtlinie der Kavalerie und Artillerie des Hintertreffens gelingen dürfte, den angegriffenen Theil der feindlichen Stellung zu überwältigen. Kann aber — unbeschadet der Schlagfertigkeit, die das Hintertreffen unter allen Umständen der Armee aufrecht erhalten muß — die Kavalerieresserve im Vereine mit reitender oder sonst leichter Artillerie den geschlagenen Feind auf dessen anrückendes Hintertreffen werfen, so ist damit ein bedeutender Theil der Wirksamkeit desselben gehemmt und das entscheidende Gefecht leicht. (*Benicken.*)

Hinterverdeck, s. Verdeck.

HINTERWAGE auch EINHÄNGSEL, an einem Wagen oder einer Kutsche, der hintere auf den Armen der Vorderare entweder bewegliche oder unbewegliche hölzerne Balken mit seinen an den beiden Enden befindlichen Ortscheiten, woran die hintern Pferde durch Stränge oder Riemen angespannt werden, um das Fuhrwerk in Bewegung zu setzen. Soll die Hinterwage beweglich seyn, wie es bei gewöhnlichen Lastwagen meistens der Fall ist, so spielt der Wagebalken oder Einhängsel mit seinem Mittelpunkte in dem Wagennagel, der auf der Mitte der vordern Arenarme befindlich ist und eine etwas nach hinten zu geneigte Lage hat; soll sie aber unbeweglich seyn, welche Einrichtung gewöhnlich die Kutschen haben, so wird sie mit zwei Schrauben auf den beiden Arenarmen an- und festgeschraubt. Die Ortscheite, welche an den beiden äußersten Enden des Hauptwagebalkens angebracht werden, stehen mit demselben durch eiserne Gelenke (Ringe und Bänder) in Verbindung. Sowohl der Wagebalken, als auch die Ortscheite, müssen aus gutem, festem und zähem Holze so stark und dauerhaft gearbeitet seyn, daß sie die Gewalt des Widerstandes der Last, ohne zu zerbrechen, aushalten können. Gewöhnlich wird der Wageneinhängsel oder Wagebalken aus 4 bis 5 Fuß langen Klötzen, 4 Zoll stark ins Gevierte gespaltet und dann ausgearbeitet; die Ortscheite hingegen werden 3 Fuß lang, zu Kutschen 3 Zoll ins Gevierte, weil man sie rund ausarbeitet, zu Wagen, Karren und dergl. 3 Zoll breit und 2 Zoll dick, im Rohen ausgespaltet. (*Fr. Thon.*)

HINTERWAGEN (der), der Theil eines vierräderigen Fuhrwerks, welcher mit den 2 hintern Rädern zusammen hängt; bei dem Ackerwagen besteht er aus der Hinterare mit den beiden Hinterrädern, mit einem Schemel und 2 Rungen auf der Are und 2 Armen, die zur Verbindung mit dem Vorderwagen dienen; bei einem Luxuswagen, hat die Hinterare noch den Windeklotz, welcher hinter der Are zwischen den Wagebäumen und den 2 Arenklötzen liegt, um das Arenbret auf den Bäumen zu tragen, und gerade zu richten. (*Friedr. Heusinger.*)

Hinterwasser, s. Schwellwasser.

Hinterwichtigkeit / Hinterwucht, s. Hintergewicht.

HINTERZACKEN (Hinterzapfen), ist diejenige der vier, aus Eisenplatten (Zacken) bestehenden Seitenwände eines teutschen Eisenfrischherdes, welche sich der vordern Seite, an welcher der Arbeiter steht, gerade gegenüber befindet. Er steht meist nicht vertikal, sondern mit seiner obern Kante etwas aus dem Herde hinaus geneigt, weil hierdurch das Aufbrechen des frischenden Eisens erleichtert wird. Vergl. auch den Artikel Aschenseite. (*Freiesleben.*)

HINTERZANGE, nennt der Schreiner oder Tischler, im Gegensatze der Vorderzange, die hintere kleinere Schraube an einer Hobelbank, womit man die Bankeisen oder eisernen Bankhaken längs der Bank gegen den zu hobelnden Gegenstand anzutreiben, und letztern gehörig zu befestigen, im Stande ist. S. den Artikel Hobelbank. (*Fr. Thon.*)

Hinterzapfen, 1) s. Hinterzacken; 2) Technol. s. Hinterstapfen u. Stuhl.

HINTERZARTEN, HINTERSTRASS, Vogtei und großes Pfarrdorf auf dem Schwarzwalde, zwischen dem Titisee und Feldsee, im großh. badenschen Landamte

Freiburg faſt 8 teutſch. Meilen ſüdöſtlich von der Amtsſtadt, iſt aus vielen Zinken oder Bezirken, Birkenreute, Bruderhalden, Büſten, Dorneck, Erlenbrück, Feldberg, Fürſatz, Hinterdorf, Hinterſtraß, Rinken, Rothwaſſer, Windeck, Winterhalden und in der Zarten zuſammen gefloſſen, welche aus einer großen Anzahl auf einer Meile Wegs verbreiteten Weilern, Höfen und zerſtreuten Häuſern beſtehen. Sie werden von 1240 Katholiken bewohnt; Hinterſtraß mit 351 Einw. bildet jetzt eine eigene Vogtei und gehört zur Pfarrei St. Märchen. Der neuere Name dieſes Kirchſpiels iſt von dem Bezirke in der Zarten, ehemals in der Zárta, ſeit ungefähr 40 Jahren entſtanden; vorher hieß die ganze Gemeinde Hinterſtraß, zum Unterſchiede der Gemeinden Breitnau und Staig, welche bis zur Theilung der Sickingenſchen und Pfirdt'ſchen Herrſchaften im J. 1651 die Gemeinde Vorderſtraß ausmachten, und jetzt beide, Breitnau mit 500 Seelen, und die dem Freiherrn v. Wangen als Grundherrn zuſtändige Vogtei Ober- und Unterſtaig mit 507 Einw., alle kathol. Confeſſion, in den genannten Dörfern und vielen dazu gehörigen zerſtreuten Weilern ebenfalls dem großh. badenſchen Landamte Freiburg zugetheilt ſind.

Hinterſtraß und Vorderſtraß waren in älteren Zeiten eine Beſitzung der Herren von Falkenſtein. Kunli von Falkenſtein verkaufte im J. 1408 die Vogtei H., welche aber damals noch ſehr wenig bebaut und bevölkert war, an Haman Schnewlin von Landegg. Mit Jakob von Landegg, deſſen Geſchlecht die meiſten falkenſtein'ſchen Beſitzungen an ſich gebracht hatte, erloſch der Mannsſtamm; durch ſeine Tochter Anna, welche 1588 an Friedrich Freiherrn von Sickingen vermählt wurde, kamen alle landegg'ſche Beſitzungen an das gräfliche Haus Sickingen. Endlich 1808 verkaufte Graf Wilhelm von Sickingen-Hohenburg die Vogteien Hinterzarten und Breitnau, und noch viele andere Beſitzungen an das Großherzogthum Baden.

Der Gemeindsbann, der an den Titiſee und Feldberg ſtößt, iſt gebirgig, hat leichten Boden, nur für Hafer, Sommerroggen und Grundbirn tauglich, hier und da ganze Strecken von Sümpfen und Moos, aber gute Weiden, beſonders um den Feldberg, wo auch Heilkräuter. Bei Rothwaſſer an der Gutach und bei Birkenreute waren ehemals Silberbergwerke. Bei dem letztern iſt auch ein altes Schlößchen, einſt der Sitz der Herren von Frankenſtein zu Birkenrütti, jetzt die Wohnung eines Stadt-Freiburg'ſchen Förſters. Die Pfarrkirche iſt in der Zarten, wurde 1416 gegründet, und war urſprünglich eine Wallfahrtskirche. Man vermuthet, daß der hieſige ehemals ſtark gebrauchte Schwefelbrunnen die zahlreichen Wallfahrten dahin veranlaßt habe, und daß durch die heilenden Wirkungen ſeines Waſſers der Ruf des wunderthätigen Marienbildes erhöht worden ſei. Konrad Kieſer hatte es gekauft und den Anfang der Kapelle gemacht. Beiſteuern und Vermächtniſſe, an deren Spitze Graf Heinrich von Fürſtenberg und ſein Bruder Egon ſtanden, gaben der Kirche ihr Daſeyn; 1732 wurde ſie erweitert, der Thurm erhöhet, und 1800 zu einer ſelbſtſtändigen Pfarrkirche erhoben, während ſie früher Filial von Breitnau geweſen. Der Ort Unterſtaig mit der uralten St. Oswaldskirche und 180 Pfarrkindern wurde ihr einverleibt; 1813 auch ein Schulhaus erbaut. — Dieſe ganze Pfarrgenoſſenſchaft nährt ſich hinlänglich von Viehzucht, vom Verfertigen hölzerner Uhren und Löffel, von Holzverkauf, Handel mit Glas, Uhren und hölzernem Geſchirre*).

(*Thomas Alfried Leger.*)

HINTERZEUG, heißt der ſtarke lederne Riemen, durch deſſen eines Ende, welches die Geſtalt einer hinlänglich großen Schlinge oder Öſe hat, der Schweif des Pferdes geſteckt, das andere Ende hingegen entweder bei Reitpferden hinten an den Sattel, oder bei Zugpferden an das Oberblatt, mittels einer Schnalle mehr oder weniger ſtraff angeſchnallt wird. Es iſt alſo das Hinterzeug, in dem einen oder andern Falle, nichts Anderes als eine Art Schwanzriemen, welcher den Schweif des Pferdes mit dem Hintertheile des Sattels, oder mit dem Kummet in Verbindung ſetzt, und bewirken ſoll, daß weder jener, noch dieſes vorrücken kann. (*Fr. Thon.*)

Hinterzinnwald, ſ. Zinnwald.

Hintong, ſ. Kimtam.

HINTSCH, HINSCH, HINDSCH, nennt man im gemeinen Leben, beſonders der Landmann, die Engbrüſtigkeit, das Schwerathmen und Keuchen, den ſo genannten Dampf; der Ausdruck iſt vorzüglich vom keuchenden Rindvieh im Gebrauch und iſt unſtreitig von dem Laute entlehnt, welchen die Engbrüſtigkeit veranlaßt. (*R.*)

Hintsch (Joh. Georg), ſ. Hinz.

HINTSCHEU, Name dreier chineſiſcher Städte zweiten Ranges in den Provinzen Kiannan, Schanſi und Honan [1]). (*R.*)

HINTSCHU, Name einer geſchätzten Heilquelle Chinas, welche alaunhaltig iſt und zum Baden benutzt wird [2]). (*R.*)

Hintzsch, ſ. Hinz.

Hinulus (Hinnulus), ſ. Curculionides u. Tanymecus.

Hin und Herarbeit, ſ. Fussarbeit, Weben, Weberſtühle u. Zwillichweben.

Hin und Hereinpaſſiren, ſ. Weben.

Hin und Hertreten, ſ. Fussarbeit, Weben, Weberſtühle u. Zwillichmachen.

Hinunterſtrich, ſ. Bogenſtrich.

HINVERNADERO, Gebirge zu der großen cantabriſchen Bergkette gehörig in der ſpaniſchen Provinz Galicia. (*Stein.*)

HINWEIL, auch HÜNWEIL, ein ſehr großes, ſtark bevölkertes Kirchſpiel, das aus mehreren zerſtreuten

*) Meiſtens nach Rotb im Lexikon von Großherzogthum Baden, II., Art. Hinterzarten.

1) Weim. Handb. 4te Abth. 4r Bd. S. 150. 160 u. 164.

2) a. a. O. S. 19.

Gemeinden besteht, im zürcher'schen Oberamte Grüningen. Neben sehr guter Landwirthschaft nähren sich die Einwohner besonders auch von Fabrikarbeiten in Seide und Baumwolle. Die ausgezeichnet schöne Lage der Kirche gewährt eine herrliche Fernsicht nach Süden und Westen. Über derselben auf einem Hügel stand die Stammburg des adeligen Geschlechtes von Hinweil oder Hünweil, welche aber schon im 14ten Jahrh. zerfiel, und deren Trümmer zu Erbauung des Kirchthurmes verwendet wurden. Dieses Geschlecht erscheint urkundlich schon vor der Mitte des 12ten Jahrh., und gehörte im 13ten zum höhern Adel; in einer Urkunde vom J. 1260 wird Walther nobilis de Hunwile genannt, der Titel nobilis aber bezeichnete damals noch Freiherren; erst später erhielt denselben auch der niedere Adel. Im 14ten Jahrh. erscheinen die Edlen von Hinweil als habsburg'sche und östreich'sche Vasallen. Mehrere von ihnen waren Burgvögte zu Rapperschweil, seit Östreich in den Besitz dieser Stadt und Grafschaft gekommen war. Sie stehen daher auch in den östreich'schen Heeren gegen die Eidsgenossen; in der Schlacht bei Näfels (1388) fielen sieben aus diesem Geschlechte. Um diese Zeit scheint die Stammburg in Verfall gekommen zu seyn. Die Hinweiler finden sich im 15ten Jahrh. auf den benachbarten Burgen Werdegg und Greifenberg. Allein wie andere Geschlechter sanken sie durch die Kriege der Östreicher immer tiefer; besonders war der so genannte alte Zürichkrieg in der Mitte des 15ten Jahrh. verderblich für sie, indem damals ihre Besitzungen verwüstet und Werdegg verbrannt wurde. Sie erwarben indessen noch die Herrschaft Elgg in der Grafschaft Kyburg, und im Anfange des 16ten Jahrh. durch Heirath Humbrazried in Schwaben, wo dann der Stamm im J. 1586 mit Hans Ulrich von Hinweil erlosch. (*Escher.*)

HINWICK, Dorf in England, in Bedfordshire, mit 1000 Einw., Manufaktur für Spitzenzwirn. (*Benicken.*)

HINZ oder HINTZSCH (Johann Georg), ein aus Hamburg, wo er noch 1670 lebte, gebürtiger und daselbst gestorbener geschickter Maler, welcher nicht bloß historische Stücke und Bildnisse mit dreistem Pinsel und angenehmem Kolorit ausführte, sondern auch Früchte, goldne und silberne Gefäße, Gläser und Eßwaren mit vieler Wahrheit darstellte. Letztere kamen in der Ausführung den Arbeiten des Cornelius de Heem ziemlich nahe, und fanden in Hamburg und Niedersachsen viel Beifall. Von den erst genannten Darstellungen findet man noch in den Kirchen Hamburgs Denkmale seiner Kunst *). (*A. Weise.*)

HINZE (Heimbert Johann), bekannter kameralistischer Schriftsteller, ist geb. zu Hasselfelde im Fürstenthum Blankenburg den 28. Julius 1730. Nach Vollendung der Studienjahre wurde er Auditor beim Residenzamte in Wolfenbüttel, kam 1761 als Secretär in die geheime Rathsstube zu Braunschweig, und wurde darauf Präbendarius am Stifte St. Blasii, Klosterrath und Hofkommissär daselbst. Da er 1779 seiner Dienste entlassen wurde, begab er sich nach Helmstädt, lebte daselbst als Advokat, Notar und Privatlehrer der Kameralwissenschaften und der Ökonomie, bis er am 4. März 1802 starb. In den Fächern, in welchen er mündlichen Unterricht ertheilte, zeichnete er sich auch als Schriftsteller rühmlich aus, und seine literarischen Arbeiten empfehlen sich besonders durch systematische Ordnung, klare Darstellung und Vollständigkeit der Gesichtspunkte, aus welchen jeder Gegenstand betrachtet werden kann. Die bedeutendsten sind: Über Pachtabnahme und Übergabe. Gotha 1781. 8. Beobachtungen und Reflexionen über den Ackerbau und dessen Beförderung. Dessau 1782. 8. Beiträge zur Ökonomie-, Kameral- und Polizeiwissenschaft. Eben das. 1782. 8. Über die Befriedigung der Getreidefelder; eine Preisschrift, welche 1784 von der göttingen'schen ökonomischen Societät das Accessit erhielt, und im Leipziger Magazin zur Naturkunde und Ökonomie 1 St. 1786 abgedruckt wurde. Grundsätze des landwirthschaftlichen Rechnungswesens. Helmst. 1800. 8. Sehr viele Aufsätze in Journalen, zum Theil gesammelt unter dem Titel: Auswahl einzelner Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Landwirthschaft, Polizei und des Kameralwesens. Helmst. 1801. 8. *). Er war auch Mitarbeiter an der allgemeinen teutschen Bibl. und der allgem. Literat. Zeit. im ökonomischen und kameralistischen Fache, und ein Mitglied der Landwirthschaftsgesellschaft in Celle **). (*Baur.*)

HINZERS, russischer General, welcher sich 1821 in Kischenen, einem Gränzorte des russischen Reiches nach der Moldau zu befand, als Ypsilanti's Aufstand gegen die Türken erfolgte. S. den Art. Lisgaras. (Dr. *Carl Iken.*)

Hinzuan, s. Anjuan im Art. Comorren (1ste Sect. XVIII. S. 368).

HJO (sprichw. Jö), eine alte Landstadt in der schwedischen Provinz Westgothland, am See Wettern, im J. 1815 mit 438 Seelen. Krämerei, Fischerei, besonders Lachsfang und Ackerbau, die 4 Jahrmärkte, sind Nahrungsquellen der Stadt. (*v. Schubert.*)

Hio (Geogr.), s. Eyos.

HIOB. Unter den Hagiographa des A. T. (s. diesen Art.) findet sich ein Buch, in welchem die Geschichte eines Mannes im Lande Uz, der aus einem sehr glücklichen Zustande in das größte Elend versetzt wurde, kurz in Prosa erzählt wird, worauf dann die in den höchsten Schmuck der dichterischen Rede eingekleideten Klagen desselben über die Ungerechtigkeit seines Schicksals nebst den Gegenreden Anderer, die ihn strafen, belehren und zurechtweisen, angeführt werden: diesen Redekampf endigt denn eine prachtvolle Rede des erscheinenden Gottes, welcher den kühnen Ankläger seiner Gerech-

*) Hamburger Kunstnachr. S. 91 u. Füßli Künstlerlexikon. Th. 2. S. 546.

*) Ihr Inhalt ist vollständig angegeben in der neuen allgem. teutsch. Bibl. 82r Bd. 263 — 272. **) Meusels gelehrtes Teutschland.

tigkeit des Unverstandes zeihet; und eine kurze Erzählung, wie der schwer Geprüfte zuletzt wieder glücklich geworden, beschließt das Ganze.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Inhalt und Zweck des Buches teleologischer Art sei, oder die Frage über das Verhältniß der sittlichen Würdigkeit des Menschen zu seinem Glückszustand oder die Vergeltungslehre betreffe. Hiob klagt Gott an, daß er den Unschuldigen, wie den Schuldigen, tilge, daß er des Jammers der Unschuldigen spotte, daß die Erde den Frevlern Preis gegeben sei, daß er den Blick der Richter verhülle (Kap. 9, 22 — 24.); seine Gegner dagegen, daß die so Böses pflanzen und Unheil säen, es ernten (Kap. 4, 8.), daß die Hoffnung des Gottlosen schwinde, daß Gott den Frommen nicht verwerfe, und den Bösen nicht die Hand reiche (Kap. 8, 13, 20.). Mithin schließt sich das Buch offenbar an die teleologischen Psalmen 37 u. 73. an, und muß mit diesen aus demselben Gesichtspunkte betrachtet werden, welcher folgender ist.

Vergeltung, Befriedigung des nach Ruhe und Seligkeit strebenden Gemüths, ist das Ziel jedes menschlichen Strebens, mithin auch des sittlich frommen Glaubens und Handelns; und jede nur einiger Maßen auf die Ansprüche des menschlichen Geistes Rücksicht nehmende Religion muß eine Vergeltung verheißen. Die mosaische that es; aber indem sie das sittlich religiöse Leben noch nicht rein geistig faßte, und keine frohe Unsterblichkeit und keine Entwickelung und Vollendung des geistigen Lebens in der Ewigkeit kannte, sondern Tugend und Gottesfurcht als eine innerhalb der engen irdischen Schranken eines politisch-religiösen Volkslebens zu lösende Aufgabe darstellte, verhieß sie bloß eine irdische Vergeltung. So setzt sie auf die Erfüllung der wichtigen Pflicht der Älternliebe den Lohn eines langen Lebens in dem väterlichen Lande, und öfters verheißt sie dem Volke für die Haltung des Gesetzes Glück und Segen, wogegen sie den Übertretern desselben mit Strafe und Elend drohet. In diesem Sinne preiset der erste Psalm den Gottesfürchtigen glücklich, und verheißt ihm Wohlstand und Gedeihen, dem Gottlosen hingegen drohet er Untergang. Es ist nun wahr, daß Tugend und Frömmigkeit, in sofern sie eigentlich nichts sind, als der Einklang der Gesinnung und des Handelns mit dem Gesetze der Welt, auch meistens den Einklang des menschlichen Zustandes in der Natur mit seinen innern Trieben und Wünschen, d. h. Glückseligkeit, herbei führen, wie es denn wahr ist, daß sie zugleich die höchste Klugheit in sich schließen. Aber theils ist doch kein Mensch im Stande, sich in vollkommenen Einklang mit der Welt zu setzen, mithin auch nicht, sein Glück fest zu gründen; theils steht der Mensch als Einzelwesen unter dem Spiele des Zufalls, oder richtiger betrachtet, unter dem Einflusse der Bewegung des Weltganzen, welche oft eben so sehr seine Wünsche als sein Handeln durchkreuzt: und so geschieht es oft, daß die besten Menschen, welche nach den besten Grundsätzen lebten, und sich durchaus nicht mit den Gesetzen der Welt in Zwiespalt setzten, sehr unglücklich sind. Die blinde Kraft der Elemente zerstört eben so gut das Glück des Frommen, wie des Gottlosen; der Tod rafft den edelsten Menschen die Geliebten von der Seite, und die großen Bewegungen des Völkerlebens zerstören das Glück der Unschuldigsten. Ja, gerade die Treue des Guten gegen das, was er für wahr und recht hält, ruft die Leidenschaften der Bösen gegen ihn zum Kampfe auf, und das, was ihn glücklich machen sollte, macht ihn gerade unglücklich. Das Letztere erfuhren die Frommen im Volke Israel so gut, wie alle andere Frommen; die Gesetzesfreunde, die Verkündiger der Wahrheit, die Tadler der herrschenden Ungerechtigkeit (die Propheten) wurden von den Ungerechten und Gottlosen verfolgt. Daher die vielen Klagen in den Psalmen über Befeindung und Verfolgung und die Bitten um Rache und Hilfe. Diese Klagepsalmen stehen im Widerspruch mit den Verheißungen des Pentateuchs und dem ersten Psalm: und daher entstanden in der Seele Vieler Zweifel über dieses Mißverhältniß, welches die oben angeführten Psalmen zu lösen suchten. „Beneide nicht die Ungerechten, sagt Ps. 37., denn wie Gras welken sie schnell; die Bösen werden ausgerottet, und die auf Jehova hoffen, besitzen das Land." Ps. 73.: „Ich eiferte über die Übermüthigen, weil ich das Glück der Frevler sah: also vergeblich hielt ich rein mein Herz, und bin geschlagen alltäglich? Ich dachte nach, dieß zu begreifen, bis ich Acht hatte auf jener Ende. Ja, auf schlüpfrige Art hast du sie gestellt, du lässest sie fallen in Gruben." Aber befriedigend gelöst waren diese Zweifel auf solche Weise keines Weges; denn die Behauptung, daß es den Frevlern am Ende doch immer schlecht gehen müsse, wurde unstreitig oft durch die Erfahrung widerlegt. Der Verf. des Buchs Hiob versuchte eine umfassendere und gründlichere Lösung derselben in einem großen Lehrgedicht. Aber es hält schwer, den Plan desselben und die darin durchgeführte Idee zu begreifen. Es finden sich offenbar widerstreitende Bestandtheile in ihm vereinigt, wie dieß eine Inhaltsanzeige lehren wird.

In der geschichtlichen Einleitung Kap. 1—3. wird erzählt, daß der Unheilstifter und Ankläger der Menschen die Tugend des glücklichen Hiob in Gottes Augen verdächtig zu machen, und ihn zu bewegen gewußt habe, ihm denselben zur Prüfung Preis zu geben, und ganz unglücklich zu machen; Hiob aber sei Gott treu geblieben, und habe voll Ergebung das Schlimme, wie das Gute, aus Gottes Hand empfangen.

Mit dieser frommen Ergebung reimt es sich nun übel, daß Hiob in verzweiflungsvolle Klagen über sein Schicksal ausbricht, und Gott sogar der Ungerechtigkeit und Härte gegen sich anklagt. Es folgt nämlich nun von Kap. 3. an der Wortwechsel des Unglücklichen mit seinen Freunden, den wir genauer zergliedern müssen. Zuerst verwünscht Hiob den Tag seiner Geburt, und wünscht sich den Tod (Kap. 3.). Sodann tritt Eliphas auf, straft ihn wegen seines Verzagens, und erinnert ihn an die Wahrheit, daß nie ein Unschuldiger umgekommen, die Bösen aber immer den Lohn ihrer Thaten eingeerntet hätten; er gibt ihm zu verstehen,

daß, da kein Sterblicher vor Gott rein sei, er sich sein Unglück wohl selbst als eine Züchtigung zugezogen haben möge, und er solle sie nur vertrauensvoll annehmen (Kap. 4. 5.). Hiob ist gekränkt durch diese Rede, beschuldigt seine Freunde der Treulosigkeit, bejammert aufs Neue sein Unglück und das Elend des menschlichen Lebens überhaupt, und beklagt sich gegen Gott, daß er ihn, obschon einen sündigen Menschen, doch so hart behandle (Kap. 6. 7.). Bildad sagt es nun weit deutlicher, daß der Grund von Hiobs Unglück in seiner und seiner Söhne Sünde liege, und stützt sich auf die anerkannte Wahrheit, daß der Gottlose unglücklich sei. (Kap. 8.). Hiob erwiedert, mit Gott könne der Mensch freilich nicht rechten, denn er gebe keine Antwort, selbst der Unschuldige müsse vor ihm verstummen: Unschuldige, wie Schuldige, treffe das gleiche Schicksal, und er, obgleich unschuldig, müsse doch schuldig seyn, wenigstens strafe Gott seine Schuld allzu hart (Kap. 9. 10.). Zophar spricht geradezu die Beschuldigung aus, Hiob leide für seine Sünden, und werde noch gelinde genug bestraft; er solle nur Buße thun, so werde er wieder glücklich werden (Kap. 11.). Hiob behauptet dagegen, die Gottlosen seien gerade die Glücklichen, obschon er wohl wisse, daß Gott, der Weise und Allmächtige, solches ordne; aber immer müsse er sich gegen ihn beklagen, daß er ihn so hart behandle, da er zwar nicht von Fehlern rein, aber doch ohne Schuld sei, so wie überhaupt das Menschenleben jammervoll und ohne Hoffnung sei (Kap. 12 — 14.).

Nun beginnt der Kampf von Neuem. Eliphas spricht sich jetzt auch deutlicher aus: er beschuldigt Hiob, daß er sich durch seine vermessenen Reden selbst anklage; vor Gott sei kein Mensch gerecht, und es sei nur alte Erfahrung, daß der Frevler unglücklich sei (Kap. 15.). Hiob erwiedert: sein Unglück zeuge gegen ihn, obschon kein Unrecht in ihm sei; so hart er sich von Gott behandelt fühlt, so sucht er doch bei ihm Schutz gegen die Lieblosigkeit seiner Freunde (Kap. 16. 17.). Bildad wiederholt die Behauptung, daß der Sünder seiner Strafe nicht entgehe (Kap. 18). Hiob beklagt sich bitter über die kränkenden Urtheile seiner Freunde; Gott habe ihn unschuldig so elend gemacht, aber von ihm selbst hofft er die Rettung seiner Unschuld (Kap. 19.). Zophar wiederholt ebenfalls die alte Behauptung, daß der Frevler unglücklich sei (Kap. 20.). Hiob setzt dagegen die Behauptung, daß die Frevler glücklich leben, und widerlegt den gegen ihn so boshaft geltend gemachten Satz, daß sie entweder selbst oder in ihren Kindern gestraft werden (Kap. 21.).

Die dritte Wechselrede beginnt Eliphas mit der unverhohlenen Beschuldigung, Hiob habe sein Unglück selbst verschuldet, verweist ihm mit Härte die Klagen über Gottes Weltregirung, und ermahnet ihn zur Buße Kap. 22.). Hiob wird dagegen nur desto kühner, spricht seinen Wunsch aus, mit Gott rechten zu können, der freilich in seiner Allmacht thue, was er wolle, und schildert die in der Welt herrschende Ungerechtigkeit (Kap. 23. 24.). Bildad antwortet kurz: vor Gott, dem Allmächtigen, sei kein Sterblicher gerecht (Kap. 25), und Hiob stimmt, ihn verspottend, daß er so wenig Treffendes gesagt, in das Lob der Allmacht Gottes, die er noch herrlicher schildert, ein (Kap. 26.).

Zophar bleibt die Antwort schuldig, und Hiob behält allein die Rede. Aber nunmehr scheint er, und der Dichter mit ihm, sich selbst zu widersprechen. Denn nun behauptet er, was er immer gegen seine Freunde geläugnet, und was er, ohne sich zu beschuldigen, nicht wohl zugeben zu können scheint, daß der Gottlose wirklich immer seine Strafe finde. Noch bleibt er sich im Anfange der Rede gleich: „fern sein von mir, euch Recht zu geben; bis zum letzten Hauch bleib' ich bei meiner Unschuld" (27, 5.); aber die Kap. 27, 7. beginnenden Äußerungen müssen Jedem auffallen: „Es gehe, wie dem Frevler, meinem Feinde; denn was ist des Gottlosen Hoffnung? — — Dieß ist das Los des Frevlers vor Gott: mehren sich seine Söhne, so sind sie fürs Schwert — — er baute der Motte gleich sein Haus — — der Reiche liegt und wird nicht begraben (vergl. Kap. 21. 32. Im Leichenzuge wird er zu Grabe getragen, und auf dem Hügel lebt er fort) — — Gott schießt auf ihn ohne Schonung" u. s. w. Hierauf folgt Kap. 28. ein Lob der Weisheit, welche aber den Menschen verborgen und nur bei Gott zu finden sei, weßwegen die wahre Weisheit in der Furcht Gottes bestehe. Passender ist die Rede Kap. 29 — 31., wo Hiob die Tage seines frühern Glücks mit der unglücklichen Gegenwart vergleicht, über die gewaltthätige Behandlung Gottes klagt, seine Unschuld und Gerechtigkeit rühmt, und Gott herausfordert, mit ihm zu rechten. (Nur die Verse 31, 38 — 40 schleppen nach, und stehen wahrscheinlich nicht an ihrer Stelle.)

Nun tritt ein neuer Wortkämpfer, Elihu mit Namen, auf, der in der geschichtlichen Einleitung gar nicht erwähnt war, und über welchen jetzt in einem kurzen Vorwort Nachricht gegeben wird. (Kap. 32, 1 — 5.) Er ist unzufrieden mit Hiob und seinen bisherigen Gegnern, und weiß es besser, als sie alle, wie man die Sache zu beurtheilen habe (Kap. 32, 6 — 22.). Er tadelt Hiob, daß er sich für unschuldig halte, Gott der Härte gegen ihn anklage und mit ihm rechte: Gott sei zu erhaben, als daß der Mensch mit ihm rechten könne, und er sende das Unglück nur, um zu züchtigen, wenn der Mensch seinen leiseren Warnungen nicht gehorche (Kap. 33.). Es sei Lästerung, wenn Hiob Gott der Ungerechtigkeit anklage; Gott sei gerecht und übe Vergeltung, aber wohl nicht gerade nach Hiobs Sinne Kap. 34.). Er widerlegt die aus Hiobs Reden gezogene Folgerung, daß die Frömmigkeit dem Menschen nichts nütze; der Mensch nütze und schade sich selbst durch sein Betragen, nicht Gott; wenn Gott die Klagen der Bedrängten nicht immer höre, so liege die Schuld an diesen, indem sie Gott nicht immer demüthig anflehten; auch müsse man sein Gericht mit Geduld erwarten (Kap. 35.). Gott beglücke nicht die Frevler, und lege das Leiden nur zur Besserung auf; erkenne man dieß, so werde man wieder glücklich; wo nicht, so sinke man ins

Verderben. Eine Schilderung der Allmacht Gottes in der Natur beschließt seine Rede (Kap. 36. 37.).

Endlich erscheint Gott im Gewitter, und verweist den, der seinen Rathschluß mit unverständigen Reden verdunkelt, zur Demuth, da er ja die Weisheit des Schöpfers nicht begreifen könne, was Hiob auch demüthig anerkennt (Kap. 38—40, 5.). Zu derselben Anerkennung nöthigt er ihn, indem er seine Allmacht als Schöpfer der menschlichen Ohnmacht gegen über schildert (Kap. 40, 6. — 42, 6.).

In einem geschichtlichen Nachwort wird erzählt, daß Gott die drei Freunde Hiobs, „weil sie nicht recht von ihm geredet, so wie Hiob" zu einem Sühnopfer, welches Hiobs Gebet wohlgefällig machen solle, verurtheilt, und daß er diesem alles Verlorne doppelt erstattet und ihn glücklicher, als er vorher gewesen, gemacht habe (Kap. 42, 7—17.).

Schwerlich kann Jemand von geradem, unbefangenem Sinne mit dieser Behandlung der Aufgabe, welche der Dichter sich gestellt, zufrieden seyn. Es gibt zwar Bibelerklärer, welche Alles zusammenstimmend finden, und diejenigen, welche anders urtheilen, beschuldigen, daß sie nicht tief genug einzudringen wüßten*); aber diese sich selbst so nennende Tiefe möchte wohl nichts seyn, als Mangel an gesundem Urtheil.

Halten wir uns an die hervorstechenden Hauptgedanken des Buches, so scheint es, daß der Dichter die Zweifel an der Gerechtigkeit der Weltregirung in ihr stärkstes Licht stellen, und die Schwäche der gewöhnlichen Vergeltungslehre zeigen wollte (diese legt er den Freunden Hiobs in den Mund, jene Hiob selber); und daß er, die Lösung derselben mittels des Verstandes für unmöglich haltend, die einzige Befriedigung des beunruhigten Gemüths in der demüthigen Unterwerfung unter die erhabene Weisheit und Allmacht Gottes suchte. In diese Idee fügen sich nun diese Theile des Gedichtes: der dreifache Wortwechsel Hiobs mit seinen Freunden, Kap. 3. bis 26, jenes Schlußrede, Kap. 29—31. und die Reden Gottes nebst Hiobs Bekenntniß, Kap. 38—42, 6., vortrefflich. Nachdem der Knoten dialektisch geschürzt ist, wird er herrlich gelöst durch den Sieg des frommen, demüthigen Gefühls.

Gelähmt aber wird dieser Gang *erstens* durch die Rede Hiobs, Kap. 27. 28., wo das zugegeben wird, was die Gegner bisher behauptet haben, und die Hinweisung auf Gottes Weisheit eher die Demuth, als den Trotz begünstigt, welcher doch noch bis jetzt in Hiobs Gemüth herrschend seyn muß. Man hat dieß schon längst gefühlt. *Kennicot* (Diss. gen. in V. T. ed. *Bruns* p. 539.) und *Eichhorn* (Conjecturen über das Buch Hiob in s. Allg. Bibl. d. bibl. Liter. II, 613.) theilen Kap. 27, 13—23. dem Zophar zu, der das dritte Mal nicht aufgetreten ist; *Stuhlmann* (Anmerk. zu seiner Übers. S. 76 ff.) gibt ihm auch noch die vorhergehenden ebenfalls störenden Verse V. 11. 12., und Kap. 28. läßt er noch von Bildad sprechen (S. 68.); *Bernstein* (über das Buch Hiob in *Keils* und *Tzschirners* Analekten I. B. 3. St. S. 134.) hält Kap. 27, 7—28, 28. für ein späteres Einschiebsel, indem er Kap. 27, 2—6. an Kap. 29. anreihet, und diese Verbindung mit Recht passend findet. Aber daß jenes ganze Stück von einer spätern Hand eingeschaltet sei, ist schwer zu glauben, da es des Dichters nicht unwürdig ist. Bernstein findet im 28. Kap. den Bombast der Reden Elihu's, und glaubt denselben Verfasser zu erkennen; und in der That ist die Rede etwas spielend und überladen; jedoch ist der Unterschied nicht so auffallend, wie bei jenen Stücken. Schwerlich hätte wohl derjenige, der Elihu's Reden einschaltete, auch diese Einschaltung gemacht, da er damit etwas Überflüssiges gethan hätte. Das Stück Kap. 27, 11—23. oder V. 13—23. kann nicht wohl dem Zophar zugetheilt werden. V. 11. 12. wird die Rede nicht an Hiob, sondern an Mehrere gerichtet; und paßten auch V. 13—23. in Zophars Mund, so konnten sie eben so gut von einem andern Gegner Hiobs gesprochen werden. Zophar kann nicht wohl zum dritten Male auftreten, da ihm dann Hiob nicht antworten und gewisser Maßen das Feld lassen würde; der Dichter hat, wie es scheint, absichtlich diesen schwächsten unter den Gegnern Hiobs, als unvermögend, weiter Etwas vorzubringen, die dritte Rede schuldig bleiben lassen.

Andere suchen die Schwierigkeit, die in diesem Stücke liegt, wegzuräumen. Mehrere glauben, Hiob wolle seine frühere Behauptung, daß es den Bösen in der Welt wohl gehe, einschränken, indem er zugebe, daß sie *oft* gestraft werden. Allein das sagen die Verse Kap. 27, 13 ff. keines Weges, sondern sie sprechen allgemein. *Rosenmüller* löst die Schwierigkeit so. Die Gegner Hiobs hätten behauptet, die Frevler büßten immer noch bei Lebzeiten; Hiob aber sage hier nur, die Frevler würden nach ihrem Tode gestraft. Allein Hiobs Gegner hatten auch behauptet, daß die Frevler in ihren Söhnen gestraft würden (Kap. 5, 4. 15, 30. 34. 18, 19.) und Hiob hatte dieses als etwas Ungenügendes abgewiesen (Kap. 21, 19.): wie kann er dieß nun hier selbst mit so großem Nachdruck behaupten, als berichtige er dadurch die Ansicht seiner Gegner? Und dann behauptet er hier auch noch, daß der Frevler selbst durch einen schnellen Untergang gestraft werde (Kap. 27, 20 ff.). *Umbreit* (Übers. u. Ausleg. d. Buchs Hiob S. 212) sagt: Hiob habe bisher nur im Widerspruch mit seinen Freunden, welche das Unglück des Gottlosen immerfort ausmalten, um dem Leidenden zu beweisen, daß sein gegenwärtiges Elend auf begangene Sünden schließen lasse, die entgegen gesetzte Lebenserfahrung, wie es gerade dem Bösen am besten gehe, ausführlich dargelegt: jetzt aber, nachdem die Freunde zum Schweigen gebracht worden, gebe er ihnen, um sie auf den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung seiner Leiden zu führen, ihren Lieblingssatz zu; nur, meine er, sei für sie dadurch Nichts gewonnen, denn seine Unschuld stehe eben so fest, als die Behauptung von den unglücklichen Folgen der Ruchlosigkeit.

*) S. *Kern* über den Inhalt und Geist, so wie über den dichterischen Werth des Buchs Hiobs, in *Beugel's* Archiv IV, 2. S. 363. 373.

Daher, weil auch der Tugendhafte leide, müßte es noch andere geheimnißvolle Gründe des menschlichen Elends geben, als verübtes Unrecht. Auf diese Weise, meint U., komme der ganze Streit erst zu einer Entscheidung, die doch im Plane des weisen Verfassers liegen mußte. Ohne diesen scheinbaren Widerspruch in Hiobs Reden wäre der Wortwechsel ins Unendliche fort gegangen. Im Kap. 28. findet nun dieser Gelehrte die Lösung des ganzen Räthsels von Hiob anticipirt. Da auch der Tugendhafte zuweilen leide, so müsse der Mensch eine höhere Weisheit in der Leitung der irdischen Dinge anerkennen, die er aber nicht zu durchdringen vermöge. — Aber diese Erklärung vom Kap. 27, 7 ff. ist höchst willkürlich, und daß jetzt schon die Lösung des Räthsels gegeben seyn soll, verträgt sich nicht mit der Herausforderung, welche Hiob Kap. 31, 35 f. ausspricht, und schadet dem Eindrucke, den die Reden Gottes machen sollen. Wie kann Gott sagen, Hiob verfinstere seinen Rathschluß durch Reden ohne Verstand, wenn er schon das Richtige getroffen hatte? Nach Kern (a. a. O. S. 362 ff.) will der Dichter die höhere Ansicht vorbereiten, und darum mildert er das Schroffe, das in der dem Hiob in den Mund gelegten Ansicht als einer antithetischen liegt. Aber dieses Mildern ist nichts als ein Schwächen und Lähmen. Dieses Gelehrten Erklärung vom Kap. 27, 7 ff. ist übrigens die alte längst verworfene, daß nämlich Hiob seine frühere Behauptung über das Glück der Frevler beschränke, und jetzt zugebe, daß sie oft die Strafe treffe (S. 387.).

Das Mindeste also, was man über diese Rede Hiobs zugeben muß, ist, daß sie den Plan des Ganzen stört, und wenn sie vom Dichter selbst herrührt, dieser einen schweren Fehler gegen die Anlage des Ganzen verschuldet hat.

Zweitens vertragen sich auch die Reden Elihu's nicht mit dem Plane des Ganzen. Sie drängen sich schon durch ihre Stellung störend zwischen die Herausforderung Hiobs und die Erscheinung Gottes, wodurch dem Eindrucke der letzteren geschadet wird. Man vergißt unterdessen, was Hiob gesagt hat, und doch beziehen sich die Reden Jehova's ganz darauf. Auch erscheint Hiob als widerlegt, da er nicht auf Elihu's anmaßende Belehrung antwortet. Sodann geben diese Reden die Lösung der Aufgabe im Voraus, und zwar auf dem Wege der Erkenntniß durch die Behauptung, daß die Übel ein Züchtigungs- und Besserungsmittel in der Hand Gottes seien. Zwar ist diese Lösung nicht ganz neu, da schon Hiobs erste Gegner Ähnliches behauptet haben, und keines Weges tief und erschöpfend; aber sie enthält doch viel Wahres, und hat den Schein einer Lösung (wenn man nämlich nicht auf den Prolog Rücksicht nimmt). Selbst die Hinweisung auf die göttliche Allmacht nehmen sie vorweg, so daß die nachherige Rede Gottes geschwächt und überflüssig erscheint. Elihu's Reden sagen dasselbe, was diese, ja noch mehr. Wozu, wenn man weiß, daß die Übel nützlich sind, die Forderung, sich der Allmacht und Weisheit Gottes unbedingt zu unterwerfen? Es ist gerade so, als wenn man nach Darlegung einer klaren Erkenntniß von einer Sache hinterher forderte, man solle nicht erkennen, sondern bloß glauben. Nach Stäudlin (über die Philosophie, den Zweck und den Ursprung des B. Hiob in s. Beiträgen zur Philos. u. Gesch. d. Relig. u. Sittenl. B. II.) enthalten Elihu's Reden die Entscheidung des Streites, die nur in den Reden Jehova's die Bestätigung erhalte: in der That müßte sie der Dichter so haben geben wollen, wenn sie echt sind, zumal da er sie unwiderlegt läßt; indeß wird in den Reden Gottes bloß Hiobs Unverstand getadelt, Elihu's Weisheit aber auf keine Weise berücksichtigt, mithin auch nicht bestätigt.

Auf die Gefahr hin, flach zu erscheinen, muß ich die Rede Elihu's als ein falsches, störendes Einschiebsel ansehen, auch kann ich die nach Eichhorns, Stuhlmanns und Bernsteins Vorgang geäußerten Zweifel gegen ihre Echtheit noch nicht zurück nehmen, obschon Umbreits Einwendungen fast allgemeine Zustimmung geworden ist. Der Haupt-Zweifelsgrund liegt allerdings im Inhalte dieser Reden; und wenn man das Unpassende darin läugnet, so kann man mich füglich für widerlegt halten. Ein anderer Grund liegt in dem auffallenden Abstich der Schreibart, welche äußerst matt, gesucht und weitschweifig ist, ja selbst einen zum Theil verschiedenen Sprachgebrauch hat (was schon Michaelis Einleit. ins A. T. I. S. 113 bemerkt). Dagegen behauptet man, das sei Alles auf Rechnung der Kunst des Dichters zu setzen, welcher diesen Redner besonders habe charakterisiren wollen, so wie er auch die früheren zum Theil in der Art zu reden ausgezeichnet habe. Warum aber hob er gerade die Eigenthümlichkeit des letzten so sehr heraus? und warum auf eine so nachtheilige Weise? Man sollte denken, er wolle dadurch das, was er sagt, als verwerflich bezeichnen; und doch müßte man mit der Echtheit dieser Reden auch zugleich annehmen, daß der Verf. das darin Gesagte für richtig habe geben wollen, da er keine Gegenrede anführt. Man wendet zwar dagegen ein, der Verf. habe den Elihu gerade als einen Schwätzer, der keine Antwort verdiene, darstellen wollen. Aber dann hätte er ihn durch Hiob wenigstens abweisen lassen sollen. Noch scheint uns gegen die Echtheit dieser Reden zu sprechen, daß Hiob darin genannt wird, was in keiner der andern Gegenreden geschieht, und daß weder der Prolog noch der Epilog Elihu's Erwähnung thut; woraus zu folgern ist, daß diese Reden später eingeschaltet sind.

Aber auch gegen jene geschichtlichen Stücke lassen sich Zweifel erheben. Nach ihnen hätte Hiobs Leiden in der Absicht Gottes, ihn zu prüfen, seinen Grund gehabt, und es wäre durch eine spätere Vergeltung wieder gut gemacht worden: mithin behielte die gewöhnliche Vergeltungslehre der Hebräer wenigstens zum Theil Recht. Hiobs Leiden wäre zwar keine Strafe für sein Übelthun gewesen, aber es bliebe doch die Wahrheit stehen, daß der Fromme immer wieder am Ende glücklich werden muß. Wozu nun der Aufwand von Redekunst, um den Zweifelnden zur demüthigen, unbedingten Unterwerfung unter Gottes Weisheit und Allmacht zu bewegen? Aber

außerdem daß diese Stücke sich nicht zur Idee des Ganzen schicken, stehen sie noch in andern Hinsichten in Mißverhältniß. Hiob wird in der Einleitung als ganz Gott ergeben geschildert, und dann empört er sich doch gegen Gott. Er soll allein recht geredet haben, und doch hat er Gott der Ungerechtigkeit angeklagt. Es wird in diesen Stücken ein hoher Werth auf Opfer gelegt (Kap. 1, 5. 42, 8.), und im ganzen Gedicht ist von solchen Gebräuchen keine Rede, wie denn überhaupt alles Theokratische vermieden ist. Weniger will bedeuten, daß diese Stücke in Prosa geschrieben, daß darin der Name Jehova's anstatt des in der Rede üblichen Namens Eloha gebraucht ist, und der Satan vorkommt. Das Geschichtliche mußte in Prosa geschrieben seyn (wie z. B. in dem Abschnitt von Bileam die Erzählung in Prosa und die Rede im Rhythmus geschrieben sind); den Namen Jehova hielt der Dichter nicht für schicklich im Munde der redenden Personen, welche nicht Hebräer, sondern Araber sind, und daher Jehova nicht kennen; und am Satan hat man bloß Anstoß genommen, weil man dem Gedicht ein so hohes Alter beilegte, als ihm aus andern Gründen nicht zukommen kann. Immer aber hat man Grund genug, mit Hasse (Vermuthungen über d. B. Hiob in s. Magaz. f. d. bibl. orient. Literat. I, 162 ff.), Stuhlmann und Bernstein an der Echtheit dieser Stücke zu zweifeln, wenn man auch sich nicht bewogen fühlt, sie geradezu zu verwerfen.

Uns scheint, daß das Buch Hiob in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht aus einer und derselben Feder geflossen ist. So wie mehrere Bücher des A. T. verschiedene Bearbeitungen erfahren haben, so auch dieses. Der letzte Bearbeiter fand wahrscheinlich mehrere Vorarbeiten vor; Reden dieser Art und dieses Inhalts waren vielleicht von mehreren Dichtern niedergeschrieben worden; die Geschichte Hiobs hatte mehrere Zusätze und Veränderungen erfahren; und er, der Idee nicht mächtig, bildete aus dem überlieferten Stoffe dieses unzusammenstimmende Ganze. Ein Beispiel von noch weit größerer Verwirrung bietet das Hohelied dar, in welchem Bruchstücke eines alten Gedichtes, oder mehrerer verwandter, an einander gereihet sind.

Daß dieses Buch ganz der didaktischen Dichtungsart angehöre, ist in unserer Zeit keinem Zweifel mehr unterworfen. Ehedem hielt man den Inhalt für geschichtlich: diese Ansicht streitet mit dem guten Geschmack, der das Dichterische, zumal in den Reden, nicht verkennen kann. Manche unter den Neueren nehmen an, der Dichter habe einen geschichtlichen Stoff benutzt; Hiob habe wirklich gelebt und diesen Glückswechsel erfahren: das kann seyn und nicht seyn; aber daß Alles, auch die vorausgesetzten Thatsachen der Dichtung angehören, möchte wohl überwiegend wahrscheinlich seyn. Der Name Hiob bezeichnet einen Befeindeten (אִיּוֹב = אֹיֵב), und ist daher wohl, wie die Person selbst, erdichtet. Wenn man im Morgenlande Hiobs Grabmal aufweist, so will dieß gar Nichts bedeuten, da man weiß, daß der Legenden-Geschmack der Morgenländer mehrere solche Denkmäler biblischer Personen geschaffen hat; überdieß werden sechs verschiedene solcher Gräber gezeigt (s. Jahn Einleit. ins A. T. II, 761). Die alexandrinische Übersetzung hat am Ende des Buchs eine genealogische Nachricht von Hiob, nach welcher er Eine Person mit dem Könige der Edomiter, Jobab, der 1. Mos. 36, 33. vorkommt, gewesen seyn soll; aber diese Nachricht ist in jedem Fall zu jung, um Glauben zu verdienen, und beruht wohl nur auf der geringen Ähnlichkeit der zwei Namen Job und Jobab. Das Tristigste, was man für die Geschichtlichkeit der Person Hiobs anführen kann, ist die Stelle Ezech. 14, 14. 16. 20., wo er neben Noah und Daniel genannt wird; aber dieser Prophet konnte wohl eine dichterische Person neben geschichtlichen als ein Beispiel von Tugend anführen; auch konnte er das Dichterische für geschichtlich nehmen. Es ist gewiß kein geringer Beweis für den dichterischen Charakter des Buchs, daß der Talmud den Hiob für einen Maschal (ein Gedicht) erklärt (Bava Bathra fol. 15. c 1.). Vgl. *Bellermann* de libro Jobi, num sit historia, an fictio? Erfurt. 1792. 4. Bernstein ist nach dem Beispiel von Warburton und Hermann von der Hardt so weit gegangen, den Hiob für eine symbolische Person, nämlich für das Sinnbild des Volkes Israel zu halten; aber wenn gleich die Beziehung auf die teleologischen Zweifel der Israeliten, mithin auch auf ihr Schicksal, nicht zu verkennen ist: so hat der Dichter doch die Sache freier behandelt, als jener Gelehrte annimmt. Man muß indeß gegen diese Ansicht nicht einwenden, daß das Volk Israel schuldig, Hiob aber unschuldig gelitten habe; denn Hiob würde immer nur das Sinnbild des besseren Theiles des Volkes, der Frommen, seyn.

Der Prolog setzt den Helden des Gedichtes in das Morgenland, in das Land Uz, welches nach der besten Meinung im nördlichen Arabien zu suchen ist. S. *Spanheim* hist. Jobi c. III. p. 35 sqq. *Rosenmüller* prolegg. in Job. §. 5. Gesenius u. d. W. Er macht ihn zu einem reichen Hirtenfürsten, und nach Kap. 42, 11., wo er eine nur 1. Mos. 33, 15. und Jos. 24, 32. vorkommende Art von Geld anführt, scheint er ihn in das patriarchalische Zeitalter zu setzen, wozu auch dessen hohes Lebensalter stimmt. Im Gedicht aber wird die Farbe dieser Lebensart und dieses Zeitalters keines Weges festgehalten. Einiges kommt vor, was auf Hiobs Hirtenleben schließen läßt (Kap. 5, 22 ff. 21, 10 f. 29, 6. 30, 1.); dagegen aber wird in vielen Stellen ein städtisches Leben und ein hoher Grad von bürgerlicher Ausbildung vorausgesetzt (Kap. 5, 4. 15, 28. 24, 12. 29, 7 f. 39, 7. 3, 14. 12, 18 f. 31, 35. 20, 24. 39, 21. — 20, 15. 22, 24. 23, 10. 27, 16 f. 28, 1 ff. 16 ff.): daher Bernstein nicht ohne große Wahrscheinlichkeit behauptet hat, die im Prolog zum Grunde gelegte und von Eichhorn besonders lebhaft ausgemalte Situation sei dem Gedichte selbst fremd (worin ein neuer Zweifelsgrund gegen die Ursprünglichkeit des Prologs und Epilogs liegen würde). Der Dichter könnte sich einen reichen Hebräer gedacht haben, welcher zwar Viehzucht trieb, dem städtischen Leben aber nicht fremd war.

Die Krankheit, an welcher nach dem Prolog Hiob leidet, ist wahrscheinlich für die schlimmste Art des Aussatzes, die so genannte Elephantiasis, zu halten (sie hat den Namen von dem Anschwellen der Beine), welche vorzüglich in Ägypten zu Hause und 5. Mos. 28, 27. mit dem Namen שחין מצרים bezeichnet wird. Darüber ist Michaelis Einleit. ins A. T. I, 58 ff. am ausführlichsten. Bernstein vermuthet, daß, wenn das Gedicht selbst Hiob als krank schildert, dieses nur eine bildliche Bezeichnung seines Leidens sei, wie es denn bei den hebräischen Dichtern nicht ungewöhnlich ist, Krankheit und Wunden als Bild des Leidens zu gebrauchen (vgl. Jes. 53, 3 ff. 10. Ps. 6. u. a. Ps.). In der That stimmt die im Prolog gegebene Schilderung des Unglücks, das Hiob betroffen haben soll, nicht überall zum Gedichte selbst. Was Hiob Kap. 30, 1 ff. von der Befeindung und Verspottung sagt, die er von gewissen verächtlichen Menschen erfahre, scheint andere Verhältnisse voraus zu setzen, als die im Prolog voraus gesetzt werden, wo er mit Niemand als mit seinem Weibe und seinen Freunden zu thun hat. Indeß kann der Dichter die vorausgesetzte Situation nicht ganz fest gehalten haben, wie er denn in einer Stelle von der Bestrafung der Söhne Hiobs spricht (Kap. 8, 4.), und in einer andern (Kap. 19, 17.) sie noch am Leben seyn läßt.

Daß das Gedicht zur Klasse des Lehrgedichts gehöre, kann keinem Zweifel unterworfen seyn, und diejenigen, die es für eine Epopee halten (*Ilgen* Jobi antiquissimi carminis hebraici natura atque virtus. Lips. 1789 u. A.), können schwerlich von dieser Dichtungsart einen richtigen Begriff haben; auch ein Drama ist es nicht, wofür es Ältere gehalten (wie Beza, Joh. Gerhard u. A. vergl. *Carpzov* introd. p. 76.), denn es fehlt ihm das wesentliche Merkmal des Drama's, die Handlung. Indeß ist diese Meinung richtiger als jene, da die im Drama, besonders in der Tragödie, hervor tretende Idee der Zweckwidrigkeit und des Widerstreites die Sele unseres Gedichtes ist, so daß man es eine dialektische Tragödie nennen könnte. Da aber der Zweck der einer religiös-philosophischen Überzeugung ist, so thut man am besten, bei dem Begriff eines Lehrgedichts zu bleiben.

Nun ist noch von dem Ursprung des Buches zu reden. Die Person des Verfassers, welche nicht genannt ist, zu bestimmen, liegt eigentlich nicht im Bereich der Kritik, welche nur allgemeine Merkmale auffinden kann. Mithin sollte nur die Frage zu beantworten seyn, aus welcher Zeit das Gedicht seyn möge. Denn daß es im Schoße der hebräischen Nation entsprungen sei, scheint kaum dem Zweifel zu unterliegen, da es hebräisch geschrieben ist und ganz den Geist der hebräischen Poesie athmet, dessen ungeachtet hat man es für ein auswärtiges Erzeugniß gehalten. Aben Esra (im Comment. zu Hiob II.) glaubt, es sei aus einer fremden Sprache übersetzt, und daher so voll Schwierigkeiten. Der Zusatz der LXX am Ende nennt eine syrische Quelle (fälschlich verstehen dieß Mehrere nur von der genealogischen Nachricht, die dieser Zusatz enthält); und dieser Meinung ist auch der Verf. eines fälschlich dem Origenes zugeschriebenen Commentars (vgl. *Carpzov* introd. p. 52). Fr. Spanheim (hist. Jobi c. 18. p. 221 sqq.) hält die Urschrift für arabisch, wie auch *J. Gerhard* Exeges. L. II. de script. s. und *Calov.* Bibl. illustr. Zu dergleichen Annahmen fand man sich veranlaßt theils durch den Prolog, der die Scene des Gedichtes ins Ausland setzt, und die kindliche Vorstellung, daß Hiob oder Elihu selbst das Buch geschrieben habe, theils durch die Sprachschwierigkeiten, die es enthält, und die man fälschlich besonders aus dem Arabischen erklären zu müssen glaubte. Aus dem Grunde, weil man in dem Buche keine Beziehungen auf Moses Gesetzgebung und die Geschichte der Israeliten zu finden glaubte (was Michaelis Einleit. ins A. T. I, 47 ff. besonders ins Licht gesetzt hat), nahmen Herder (Geist der hebr. Poesie 1. Th. 125 ff.) und Ilgen (de Jobi antiqu. carm. hebr. virt. p. 28) einen Idumäer und Niemeyer (Charakteristik der Bibel II, 480 ff.) einen Nachkommen des Nahor als Verfasser an; und Eichhorn (Einl. III, 569 ff.) glaubte aus demselben Grunde auf einen Verfasser rathen zu müssen, der, ein Hebräer von Geburt, in der Gegend von Idumäa in Arabien und zwar vor Mose gelebt habe. Allein man hatte Unrecht, zumal unter der Voraussetzung der Echtheit des Prologs und der in das Morgenland gesetzten Scene des Gedichtes, dergleichen Beziehungen zu erwarten, und nicht dem Dichter so viel Kunst zuzutrauen, daß er sich auf ein allgemeineres Gebiet zu stellen vermocht habe. Überhaupt ist das Theokratische und Volksthümliche außer den gesetzlichen und geschichtlichen Büchern der Hebräer nicht so vorherrschend, wie man voraus zu setzen scheint. Die Psalmen enthalten nicht immer theokratische Begriffe und volksthümliche Anspielungen, und die Sprüche und der Prediger Salomo's tragen noch mehr ein allgemein menschliches Gepräge. Aber das Buch Hiob steht gar nicht so weit ab von dem Gedankenkreis der Hebräer. Kap. 22, 15—17. ist eine Anspielung auf die Sündfluth; Kap. 40, 23. wird der Jordan genannt; von Gott, als dem Schöpfer und Herrn der Natur, wird ganz im Geiste des israelitischen Glaubens gesprochen Kap. 9, 5—9. 12, 10. 15, 7. 26, 5 ff.; eben so von der Natur des Menschen Kap. 4, 19. 10, 9. 27, 3., von dessen Vergänglichkeit und Zustand nach dem Tode Kap. 7, 7—10. 21. 10, 21 f. 14, 10—14. 16, 22. 30, 23. 38, 17. 3, 12 ff. 26, 5., von dessen sittlicher Beschaffenheit Kap. 4, 17 ff. 9, 2 ff. 13, 26. 14, 4. 15, 14. 25, 4.; von den Engeln Kap. 4, 18. 5, 1. 15, 15. 21, 22. 38, 7. und von der Unrechtmäßigkeit der Verehrung der Gestirne Kap. 31, 26. 27. Übrigens stellt sich das Gedicht durch seinen Inhalt ganz in den Kreis der religiösen Weisheit der Hebräer, denen Nichts so sehr am Herzen lag, als die Vergeltungslehre, welche hier behandelt wird. Das ganze Gedicht ist vom hebräischen Geiste durchdrungen, wie es denn auch ganz seiner rhythmischen Form nach das Gepräge der hebräischen Poesie trägt. Selbst in einzelnen Stellen besteht zwischen ihm und den Psalmen und Sprichwörtern eine große Verwandtschaft, wovon man bei Rosenmü-

ler Prooem. in Job. p. 32 sqq. die Nachweisung findet. Die hebräische Ursprünglichkeit unseres Buches ist heut' zu Tage so gut als allgemein anerkannt, und es bedarf eigentlich dafür keines Beweises mehr.

Es bleibt sonach nur noch die Untersuchung übrig, in welches Zeitalter die Abfassung zu setzen sei. Es ist eine in der That sehr sonderbare Erscheinung in der Geschichte der alttestamentlichen Kritik, daß so Viele dem Buche ein höheres Alter, als allen andern Büchern des A. T. zugeschrieben haben. Nicht nur Ältere, wie Carpzov u. A., die er p. 53 sqq. anführt, sondern auch noch Eichhorn, Jahn, Stuhlmann, Bertholdt nehmen eine vormosaische Abfassung an. Die Gründe des Letztern sind folgende. 1) Der Verfasser kenne noch keinen Priesterstand (Kap. 12, 19 soll כהן eine andere Bedeutung haben), und Hiob opfere selbst nach Patriarchen-Sitte. — Aber die Freiheit zu opfern bestand trotz dem gesetzlichen Verbote noch lange nach Mose (vgl. de Wette's Archäol. §. 222. 226 f.), nicht zu gedenken, daß der Dichter diese Sitte der angenommenen geschichtlichen und geographischen Verhältnisse wegen beobachten konnte. 2) Gott sei nicht als König, sondern als Emir oder Hausvater gedacht. — Dieß bezieht sich unstreitig auf die Scenen im Himmel im Prolog. Ich finde aber die 1. Kön. 22, 19 ff. geschilderte nicht sehr verschieden. 3) Damals, als das Buch geschrieben worden, habe man noch den Glauben an Gotteserscheinungen gehabt; die Theophanieen in den Psalmen dagegen seien nur poetische Form. — Wer aber beweist, daß die Erscheinung Gottes im Buche Hiob etwas Anderes sei? 4) Bejahrte Männer hätten hier noch das Ansehen, wie in der Patriarchenwelt; ihr Wort entscheide Alles; derjenige Stamm sei der weiseste, der die ältesten und meisten Greise zählte. Nach Moses Zeit hingegen sei das Gesetz Gottes als die einzige Quelle der Weisheit angesehen worden. — Dann müßte auch die Einleitung zu den Sprüchen Salomo's, wo alles Wahre und Gute auf die Weisheit zurückgeführt und nirgends auf ein geoffenbartes Gesetz Gottes hingewiesen ist, vormosaisch seyn. Übrigens ist jene Behauptung keines Weges genügend belegt. Die angeführten Stellen Kap. 4, 8. 5, 3. 27. 13, 26. beweisen gar Nichts; in andern Kap. 8, 8. 12, 12. 20. 15, 10. 18 f. berufen sich die Gegner Hiobs allerdings auf die Erfahrung der Alten, weil sie eben die gemeine Ansicht behaupten; aber Kap. 32, 6 f. läßt der Dichter im Widerspruche gegen diese Berufung den echt hebräischen Satz aufstellen, daß nur der Geist Jehova's Weisheit verleihe. 5) Nirgends sei von einem bestimmten Gesetze Gottes die Rede. — Eben so wenig Spr. 1—9. 6) Das Eigenthümliche im Gebrauche gewisser Wörter setze die Abfassung des Buches in die Zeiten vor Mose hinauf. — Aber alles zum Beleg Angeführte hält die Prüfung nicht aus, und ist in jedem Fall unbedeutend gegen die Menge von Beispielen eines viel späteren Sprachgebrauchs, welche man nachgewiesen hat. 7) Der Charakter der Alterthümlichkeit lasse sich im Buche Hiob nicht verkennen. Eine ganz andere Welt stehe dem Verfasser vor Augen, als wie von Davids Zeit an gewesen. Die häuslichen Sitten seien nicht die der spätern Jahrhunderte, sondern der vormosaischen Zeit, und insonderheit spiegle sich das alte Ägypten und noch mehr Arabien so kenntlich ab, daß man nicht glauben könne, ein späterer Israelite habe sich in die vormosaische Zeit versetzt, sondern annehmen müsse, er habe selbst darin gelebt. — Es ist schon bemerkt, daß im Gedicht selbst hie und da ein hoher Grad von bürgerlicher Ausbildung voraus gesetzt wird; wäre aber auch das patriarchalische Leben wirklich deutlich voraus gesetzt, so muß man nicht denken, daß dieses den Hebräern in der spätern Zeit ganz fremd geworden sei, da sie, zumal im Süden und Osten, immer fort Viehzucht trieben, und mit dieser stets die alte einfache Lebensart verbunden ist. Die Kenntniß Ägyptens und Arabiens konnte unter den spätern Hebräern nicht fehlen, da sie mit diesen Ländern, besonders mit Ägypten, häufig im Verkehr standen, und wenigstens immer Einige Reisen dahin gemacht haben mögen.

Die Behauptung, daß dieses Gedicht vormosaisch oder auch nur mosaisch sei (wie letztere im Tr. Bava Bathra fol. 15. und von andern Rabbinen [vgl. *Hottinger* thes. philol. p. 499. *Wolf* Bibl. Hebr. P. II. p. 102], von *Pseudo-Origenes*, *Ephraem. Syr.*, *Huet.* Demonstr. evang. IV, 2. und Michaelis Einl. ins A. T. §. 11—17. aufgestellt worden ist), muß in der That dem Kenner der hebräischen Literatur ein Lächeln abnöthigen. Ein Gedicht, das mit den Psalmen und Sprüchen Salomo's so viele Verwandtschaft hat, soll vielleicht um 500 J. oder noch früher abgefaßt seyn!

Diejenigen, welche die Abfassung in Salomo's Zeitalter setzen, wie R. Nathan (Tr. Bava Bathra f. 15. c. 1., *Gregor. Nazianz.* Orat. IX., Luther Tischreden, *Harduin.* Chronol. V. T. p. 533, Reimarus Einl. zu Hoffmanns neuer Erklärung des B. Hiob, Döderlein Schol. in libros poët. V. T. p. 2, Stäudlin Beitr. z. Phil. und Gesch. der Rel. II., Richter de aetate libri Jobi definienda, Rosenmüller prooem. in Job. p. 35), treten der Wahrheit schon weit näher, zumal wenn man, wie Letzterer, nicht zu bestimmt verfährt, und nicht, wie Stäudlin u. A., Salomon selbst für den Verfasser hält, sondern auch noch die auf Salomo zunächst folgenden Zeiten mit in den Kreis der Vermuthung zieht.

Aber man muß die Abfassung noch weiter herab setzen. Gesenius Gesch. der hebr. Sprache S. 33 ff. und Bernstein a. a. O. S. 49 ff. (Letzterer mit zu wenig strenger Auswahl der Beispiele) haben gezeigt, daß der Sprachgebrauch des Buches sich sehr zum Aramäischen hin neigt und daher auf der Gränze zwischen dem alten rein hebräischen und dem späteren chaldäisch-artigen Sprachgebrauche steht. Dazu kommen die Spuren späterer religiöser Vorstellungen, nämlich einer weit mehr ausgebildeten Engellehre, als in den frühern Büchern vorkommt. Nicht nur kommt im Prolog der Satan vor (welchen Eichhorn und Herder fälschlich für etwas Anderes als den eigentlichen Satan halten wollen), sondern auch im Gedicht selbst finden sich eigenthümliche, wahrscheinlich spätere Vorstellungen von den Engeln:

diese werden nämlich als Vermittler zwischen Gott und Menschen gedacht, Kap. 5, 1. 33, 23. Selbst der Götterrath im Prolog Kap. 1, 6. 2, 1. scheint eine spätere Vorstellung zu seyn, vergl. 1 Kön. 22, 19 ff. Vorzüglich aber spricht die Beziehung des Gedichts auf die Leiden des israelitischen Volkes und die dadurch veranlaßten Zweifel und der unverkennbare Fortschritt in dieser Art des Philosophirens für die spätere Abfassung. Sonach muß man annehmen, daß das Gedicht in der chaldäischen Periode abgefaßt ist: welche Meinung auch nicht alter Auctoritäten entbehrt, wenn man darauf einen Werth legen will. Die Rabbinen Juchanan und Eleasar (s. Bava Bathra fol. 15. Hieros. Sota f. 20. c. 3.), die christlichen Gelehrten Hermann von der Hardt (Comment. in Jobum s. historia populi Israelis in Assyr. exsilio. Helmst. 1728), Clericus (Vet. Test. libri Hagiogr. Amstel. 1731. fol.), Warburton (göttl. Sendung Moses — er hält Esra für den Verf.), Thom. Heath (an Essay towards a new English Version of the Book of Job. 1755.), *J. Garnett* (a diss. on the book of Job. 1751 — er hält Ezechiel für den Verf.) haben diese Meinung aufgestellt, und Neuere, wie Gesenius, Bernstein, Umbreit haben sie kritischer begründet. Man könnte dagegen einwenden, daß das chaldäische Zeitalter schwerlich ein so vortreffliches Gedicht habe hervor bringen können; aber wir brauchen uns nur auf Habakuks Weissagungen, das Schönste, was die prophetische Literatur der Hebräer aufzuweisen hat, und die ebenfalls sehr schön geschriebenen Weissagungen des Pseudo-Jesaia (Kap. 40—66.) zu berufen, um diesen Einwand zu entkräften.

Das Buch Hiob ist unstreitig eines der trefflichsten Hervorbringungen der hebräischen Literatur. Die Sprache ist zwar etwas chaldäisch gefärbt, aber die Schreibart ist sehr kräftig und körnig; der Rhythmus musterhaft; die Bilder sind mannichfaltig, frisch und blühend, und nicht selten sehr erhaben; die Gedanken zeugen von einem hohen und reichen Geist, und nehmen oft den erhabensten Flug. Alle Tugenden der hebräischen Dichtkunst finden sich in diesem Werke vereinigt; aber auch die Fehler derselben. Nicht selten fehlt es an Klarheit und bündigem Ausdruck, so wie an richtiger Gedankenfolge. So wie die hebräischen Dichter selten Etwas im Ganzen richtig gestalten und fast immer gegen die Einheit und das Ebenmaß fehlen: so auch der Dichter des Hiob. Einige Reden sind musterhaft gearbeitet und schließen sich harmonisch ab (Kap. 3. 6. 7. 9. 10.); aber gegen das Ende hin wird die ewige Wiederholung des schon Gesagten lästig, und wie das ganze Gedicht sich gleichsam mit Kap. 26. auflöst, so hat man auch schon früher Gelegenheit, die Erschöpfung der Dichterkraft zu bemerken. Mit geringer Mühe ließe sich durch Weglassung und Zusammendrängung aus diesem Gedicht etwas ganz Vortreffliches gestalten, das einen Jeden ansprechen müßte *). (*de Wette.*)

*) Die Schönheit und Schwierigkeit des Buches hat zu einer Menge von Bearbeitungen veranlaßt, deren Aufzählung vollständig bei Rosenmüller im Elenchus interpr. Jobi vor seinen Scholien und im Auszuge bei Umbreit und in de Wette's Einleit. zu finden ist. Wir begnügen uns, die berühmtesten und brauchbarsten unter den älteren und die neueren anzuführen: die Commentare von Mart. Bucer (1528), J. Oekolampad (1532), Victorin Strigel (1571), J. Mercer (1651), Joh. de Pineda (1597. 1601), C. Sanctius (1625), Joh. Drusius (1656), Sebast. Schmid (1670), J. H. Michaelis (nott. uber. in l. Jobi in Vol. II. Annotatt. in Hagiogr.), Alb. Schultens (Comment. L. B. 1737. 2 Voll. 4. in comp. red. *Vogel* 1773. 74. 2 Theile. 8. Animadverss. philol. Opp. min. 1769.), D. R. Boullier (observatt. misc. in l. Job. Amstel. 1758), Döderlein (schol. in libr. V. T. poet. Hal. 1779. 4.), Eckermann (übers. 1778. Animadverss. 1779), Reiske (Conject. in Job. et Prov. Sal. 1779), H. A. Schultens u. H. Muntinghe (das Buch Hiob aus dem Hebr. mit Anmerkk. Leipz. 1797), E. F. C. Rosenmüller (Schol. in V. T. P. V. Vol. I. II.), W. F. Stuhlmann (übers. und Anmerkk. Hamb. 1804. 8.), F. W. K. Umbreit (übers. und Ausl. Heidelb. 1824); die Uebersetzungen von S. Grynäus (Basel 1767. 4.), J. D. Cube (Berlin 1769. 71. 3 Thle. 8.), D. G. Moldenhauer (Leipzig 1780. 81. 2 Thle. 8.), W. F. Hufnagel (Erl. 1781), D. Keßler (Tüb. 1784. 8.), S. Chr. Pape (Gött. 1797. 8.), A. S. Block (Rateb. 1797. 8.), J. G. Eichhorn (Leipz. 1800. 8. Allg. Bibl. X, 579.), Gaab (Tüb. 1809. 8.), J. P. Schärer (Bern 1818. 2 Thle.), E. G. A. Böckel (Berl. 1821. 8.), K. F. Melsheimer (Mannh. 1823. 8.).

HIOB gilt den Muhammedanern, welche ihn Ejub (أيّوب) den Gerechten oder den Geduldigen nennen, als historische Person; sie lassen ihn in völliger Übereinstimmung von Esau (العيص), abstammen, indem sie als seinen Vater Mûss (موص) und seinen Großvater Zerah (زرح s. زرأ) aufführen, und betrachten seine Mutter als eine der Nachkommen Loths [1]). Hadschi Chalifa in seinen zu Konstantinopel gedruckten chronologischen Tabellen bestimmt sogar das Jahr seiner Geburt (3435 nach Erschaffung Adams) und seines Todes (3642 nach Adam), und macht ihn zum Zeitgenossen Abraham's, Isaak's und Jakob's [2]). Mohammed, der, wo er konnte, christliche und jüdische Sagen auffaßte, stämpelte den Hiob zu einem Propheten, und führt ihn in der Reihe der Patriarchen auf [3]). Deßhalb läßt auch noch heute wie in der Schrift, so gesprächsweise jeder fromme Muslim dem Namen Ejub ein: „Heil sei über ihm!" folgen. Der ihm angewiesene Wohnort ist das im Distrikte von Damaskus [4]) gelegene Bathenia (البثنية), welches er ganz besaß. Kurz ist seine Geschichte nach dem Koran, Mirchond, Kesraï (Cod. Dresd.), Abulfeda und Andern folgende: Gott ließ ihn, um seine standhafte Treue und wahre Frömmigkeit auf die Probe zu stellen, zuerst ganz arm werden, und suchte ihn alsdann durch eine furchtbare Krankheit, die durch Eiterbeulen und Würmerfraß fast seine gänzliche Auflösung herbei führte, heim. Als er endlich in seinen Schmutz dahin gestreckt einen Ge-

1) Cod. Bibl. Dresd. 383. Bl. 122. Modifikationen dieser Genealogie siehe bei d'Herbelot. 2) Takwim-et-tewarich. S. 14 u. 15. 3) Sure 19 u. 38. 4) Hierbin wird auch das Land Uz, der in der Bibel angegebene Aufenthalt des Hiob, von einigen Auslegern versetzt.

ruch von sich gab, der jedes lebende Wesen von ihm entfernte, blieb ihm nur sein Weib Rahma (رحمة, d. i. Mitleiden, Erbarmung) getreu und pflegte ihn. Endlich ließ Gott, um seine Prüfung zu vollenden, auch diese durch den bösen Geist zum Abfall vom wahren Glauben versuchen, indem dieser ihr den frühern Besitz ihres Mannes vorführte und wieder zu geben versprach, wenn sie statt Gott ihn anbeten wollte. Schon bittet sie den gequälten Hiob um Erlaubniß dazu, er aber im Zorne über ein solches Ansinnen schwört, nach seiner Wiedergenesung mit 100 Streichen diesen Frevel an ihr zu strafen. Nach dieser letzten, glücklich bestandenen Versuchung gibt ihm Gott seine Jugend und Schönheit und die frühern Besitzthümer in doppeltem Maße zurück, und seine reiche Nachkommenschaft, 26 Söhne, wovon der älteste Bischr, mit dem Beinamen Dhu'l Kefl (ذو الكفل der Bürgschaft leistet [5]), das Prophetenthum ererbte, und ebenfalls in Syrien lebte, steigerte seine irdische Glückseligkeit zu einer nie gekannten Höhe. Damit er aber seines Schwures, die 100 Streiche betreffend, entbunden werde, befahl ihm Gott mit einem Palmenzweige von 100 Traubenkämmen oder Blättern sein Weib, die auf gleiche Weise ihre frühere Jugend und Schönheit wieder erlangt hatte, zu berühren.

Im Widerspruche mit Hadschi Chalifa gibt ihm Abulfeda nur 93 Lebensjahre. Andere wieder anders. Noch heute werden verschiedene Orte des Orients, als ob sein Grabmal daselbst vorhanden, andächtigen Muslimen zu Wallfahrten empfohlen. So Newa, eine Tagreise von Damaskus [6]), ferner Kubben oder Grabdenkmäler bei Hemss (حمص Emessa) in Syrien [7]), im glücklichen Arabien auf dem Wege von Ssanâ nach Sâde 2 bis 3 Stunden östlich von letzterer Stadt [8]), auf der Ostseite von Arabien dicht am Euphrat nahe bei Helle, d. i. eine Stunde nach Süden von Babylon [9]), in Persien auf der Straße von Ispahan nach Schirâs [10]). Auch zeigte man Niebuhr'n eine halbe Stunde südlich von Helle eine Quelle, mit einer Kubbe überbaut, bei welcher der Nebi Ejub (Prophet Hiob) gewohnt haben soll [11]). Auch bewahrt man handschriftlich eine syrische und arabische Biographie desselben [12]), und der Araber nennt noch heute sprichwörtlich das Kamel um seiner Geduld willen Vater des Hiob (ابو ايّوب) [13]).

Sonst vergl. man noch d'Herbelot Orient. Bibl. unt. dem Art. Ajub, *Abulfedae* Annales Anteislamici (ed. *Fleischer*). p. 26 sq., *Hottingeri* Hist. Orient. u. Thes. philol. p. 504, Wahl's Übersetzung des Korans. S. 283 u. 453 (i). *Abul Pharaji* Hist. Dynast. compend. p. 19. (*G. Flügel.*)

Hiob, s. Ejub im Art. Constantinopel (1ste Sect. XIX, 149.).

Hiobsbad, s. Wiesenbad.

HIOBSPOST, nennt man im gemeinen Leben jede traurige Nachricht, wie sie Hiob nach der biblischen Erzählung (Hiob 1.) beim Hereinbrechen seines sprichwörtlich gewordenen Unglücks mehrfach erhielt. (*R.*)

HIOBSTHRÄNE (Bot.), s. Coix Lacrima (1ste Sect. XVIII. S. 223). Die Samenkörner dieses Gewächses, die Wassertropfen oder Thränen ähnlich sehen, werden zu Paternostern gebraucht, auch in Mehl verwandelt und zu Brot verbacken, oder eingeweicht und geschält genossen; in Teutschland säet man die Samenkörner im Frühling in ein Mistbeet, versetzt die aus denselben hervorkommenden Graspflänzchen in ein feines wohlzubereitetes Land und erntet die reifen Früchte gegen Michaelis; die amerikanische rohrartige Art (Seminibus angulatis), wird in Töpfe gesäet, im Winter in Lohtreibhäusern erhalten, und im folgenden Sommer zum Reifen gebracht. (*Friedr. Heusinger.*)

HIOMYAO, Stadt oder Flecken des Gouvernements Mukden (Fon-tien) in der Mandschurei, liegt am Meerbusen Leaotong. Hiomyao pira ist ein Küstenfluß desselben Gouvernements, welcher in den erwähnten Golf mündet *). (*R.*)

Hiona, s. Yonne.

HIONGHIEN, chinesische Stadt der Provinz Petscheli mit 2 Vorstädten, 1 Pagode und 2 Triumphbögen **). (*R.*)

Hiongnu, s. Hunnen.

HIONGTSCHUEN, Stadt der Provinz Tcuenlo, welche den südlichsten Theil von Korea (Kaoli) bildet †). (*R.*)

Hionna (Icauna), s. Yonne.

HIÖRDISUR, von Hiördys, Schwertdyse, stammte von Eilymi. Als zwei Könige, Sigmund und Lingra um ihre Hand warben, ließ ihr Vater sie frei wählen; sie vermählte sich daher mit dem Erstern, der zwar älter, aber seiner Thaten wegen berühmter war. Der dadurch beleidigte Lingra überzog den König Eilymi und Sigmund mit Krieg, tödtete seine Feinde und siegte. Hiördisur, ohne Schutz und Hilfe, wollte sich vor den Nachstellungen desselben durch Übernahme der Rolle ihrer Dienerinn retten, verrieth sich aber durch ihr freieres Benehmen und ward durch Alf, Hialfrecks, Königs von Dänemark, Sohn geraubt und seinem Vater als Gemahlinn zugeführt. Die Augen ihres Sohnes Sigurds, des Faffnirstödters, verriethen dem Hialfreck seine künftige Größe. (*Schincke.*)

HIÖRING (Andreas Matthias), Hospitalprediger in Kopenhagen, geb. um 1609, und gest. 1679, hat die schwedische Belagerung von Kopenhagen im J. 1658

5) Vergl. Wahl's Übers. des Korans. S. 454 (k), *Hotting.* Hist. Or. unter אל כפל ר׳. 6) Mariti Reis. S. 358. 7) Arvieux Nachr. Bd. 2. S. 363. 8) Niebuhr's Reisebeschr. Bd. I. S. 466. 9) a. a. O. in der Anm. 10) *Chardin* Voy. Tom. II. p. 138. 11) Niebuhr's Reisebeschr. Bd. II. S. 291. 12) *Assemani* Bibl. Orient. Tom. I. p. 585. Tom. III. p. 286. 13) *Hariri* Makam. ed. *de Sacy*. p. 581.

*) Weim. Handb. 4te Abth. 4r Bd. S. 253 u. 251.
**) a. a. O. S. 144.
†) a. a. O. S. 386.

in 2 kleinen Schriften (Leyers-Brands d. i. Lagerkranz, und des Lagers Polizei) beschrieben, und handschriftlich eine Lebensbeschreibung König Christians IV. hinterlassen, die sich wahrscheinlich in der Bibliothek zu Kopenhagen befindet [1]). (*Baur.*)

HIORLEIF, 1) ein norwegischer König von Rogaland und Hordaland, ganz der Sagenzeit angehörend, mit dem Beinamen hin quennsami (mulierosus), Hior's Sohn und Nachfolger, unternahm, um seine Vermögensumstände, die er durch zu große Freigebigkeit zerrüttet hatte, eine Seefahrt nach dem Biarmaland. Auf dem Eilande Niardey (jetzt Nerdöe) wurde er von dem aus königlichem Geschlecht entsprossenen Hogni von Niardey herrlich bewirthet, sah dessen schöne Tochter, Hilldur hin Miósa (die Zarte), und verliebte sich so in sie, daß er sie heirathete, ungeachtet er schon eine Frau Asa hin liósa (die lichte, weiße) zu Hause hatte. Als er von der Seefahrt nach Biarmaland, während welcher er auf der südlichen Seite von Finnmarken zu Gardeyargeim einen Riesen erlegt hatte, mit seiner neuen Gemahlinn glücklich heimkehrte, freute sich Alles, nur Asa nicht, welche vielmehr über ihre Nebenbuhlerinn erbittert auf Rache sann, wozu sich auch nur zu bald Gelegenheit fand. Hogni segelte zur Versammlung der Könige auf der Konghella (dem Königfelsen). Hier hatte er seine Zelle neben denen des Königs Hreidar von Seeland, wurde mit dessen Sohne Heri vertraut, und Heri drang so lange in seinen Vater, bis dieser Hogni zu sich nach Seeland einlud. Hier sah Hogni Hreidar's überaus schöne Tochter Hringia, entbrannte in Liebe gegen sie, und erlangte sie durch Heri's Verwenden vom Vater. Aber als er heimsegelte, starb die neue Gemahlinn auf dem Schiffe, wurde in einem Sarge in die See geworfen, welche sie an Seeland's Strand trieb. Da argwohnte Hreidar, daß sie Hiorleif umgebracht haben könnte, segelte, um sich zu rächen, mit großer Kriegsmacht gegen Hiorleif, umzingelte seine Wohnung, warf Feuer hinein, und Hiorleif konnte sich nur dadurch retten, daß er über die Feinde hinweg sprang, wobei er Heri tödtete, und in den Wald sich flüchtete. Von hier sah er, wie die Königswohnung in Asche verwandelt, und seine beiden Gemahlinnen Asa und Hilldur von Hreidar hinweg geführt wurden. Er schnaubte vor Grimm über das von seinem Schwiegervater ohne Verschuldung erlittene Unrecht, landete wohlgerüstet so bald als möglich am Abend in Seeland, ließ seine Krieger beim Schiffe und ging allein in Hreidar's Frauenwohnung. Hier fand er nur Asa allein noch im Bette, und er bat sie, ihn zu Hreidar zu führen. Sie stellte sich bereit, ihm zur Ausführung seiner Rache behilflich zu seyn, und bewog ihn, damit er nicht entdeckt würde, sich in eine Kiste einschließen zu lassen. Der Untreue desselben eingedenk verrieth sie ihn an Hreidar, und dieser ließ ihn in dem königl. Hofe zwischen zwei brennende Feuer mit seinen eignen Riemen an ein Kreuz henken. Nachdem das Hofgesinde gejubelt und sich satt gesehen, ging es hinweg. Nur des Unglücklichen Gattinn Hilldur blieb, löschte, da sie noch Leben in ihm bemerkte, das Feuer, und zerschnitt die Bande; der Befreite überfiel jetzt den schlummernden König von Seeland, welchen Asa in ihren Armen hatte, erschlug ihn, eilte zu seinen Kriegern, überraschte mit ihnen die Königsburg, fing das Hofgesinde, schenkte ihm jedoch das Leben. Siegreich heimgekehrt ließ er Gericht über Asa halten; sie wurde verdammt im Sumpfe ertränkt zu werden. Jedoch Hiorleif, seiner eignen Schuld eingedenk, trennte sich nur von ihr. Sein ganzes Leben hat er durch Thaten verherrlicht, trieb Seeräuberei und fiel in einer Schlacht. Von Hilldur der Zarten hinterließ er zwei Söhne: Hiorolf und Alf. Asa's und Hiorleif's Sohn Oblaud wurde Vater Otrygg's, dessen Tochter Sigya von Orlog Kebill Gnisa gebar, einen der berühmten ersten Anbauer Islands *).

2) Einer der ersten berühmten Bebauer Islands, siehe unter seinem ursprünglichen Namen Leif.

(*Ferdinand Wachter.*)

HIÖRRING, 1) Amt des königl. dän. Stiftes Aalborg, bildet die nördlichste Spitze von Jütland, hat auf fast 50 □M. gegen 40,000 Selen. Im N. und W. bilden das teutsche Meer, in O. der Kattegat, in S. das Amt Aalborg seine Gränze; Heide und Moräste nehmen einen großen Theil des Areals ein. Das Amt wird in 6 Herreders getheilt und umfaßt 4 Städte, 85 Kirchspiele und 59 Edelhöfe. 2) Amtsstadt in dem gleichnamigen königl. dän. Amte unweit einer Aae, mit 1 Kirche, gegen 470 Einw. in 133 Häus., war ehemals viel bedeutender **). (*R.*)

HJORT (Victor Christian), geb. den 13. Okt. 1765 zu Gunderslevholm in Seeland, besuchte das Gymnasium zu Odensee und die Hochschule zu Kopenhagen, wurde 1791 Prediger zu Taareby auf der Insel Amack, erhielt 1796 eine Predigerstelle in Kopenhagen, wurde im Jan. 1811 Ritter des Danebrogs, im Mai Bischof in Ribe, und starb daselbst den 26. Julius 1818. Als Prediger sehr beliebt, hat er sich auch als Dichter und gemeinnütziger Schriftsteller in dänischer Sprache rühmlich bekannt gemacht. Schon während seiner Kandidatenjahre ließ er eine Sammlung geistlicher Lieder drucken, von denen späterhin die meisten in das öffentlich eingeführte evangelisk kristelige Psalmebog aufgenommen wurden, und später gab er drei geschätzte Liedersammlungen heraus: für junge Mädchen in den Arbeitsschulen; für die Handwerker in den Sonntagsschulen; und für den Soldatenstand. Einen originellen Dichtergeist besaß er nicht, aber eine reine Sprache, ein leichter Reim, eine gesunde Moral und der wohlgetroffene Volkston zeichnen alle seine dichterischen Arbeiten aus, und sichern ihnen eine lange Fortdauer. Er schrieb auch ein Andachtsbuch für Seefahrende, nahm thätigen Antheil an den Köben-

1) *Bartholin* de scriptor. Dan.; N. Slangens Geschichte Christians IV., teutsch v. J. H. Schlegel 1r Th. 21.

*) *Island's* Landnámabók. II, 19. S. 121. *Torfaeus* Hist. Norv. I, 8—10. 180—85.

**) Weim. Handb. 3te Abth. 1r Bd. S. 114.

havnske laerde Efterretninger, in denen sich von ihm (unter den Zeichen α. π.) eine Menge Recensionen findet, besonders im Fache der Homiletik, und war ein geschätzter Mitarbeiter an den Zeitschriften: Iris, Borgerven, Morgenpost, Middagsposten, und den von Paulsen heraus gegebenen Neujahrsgaben †). (*Baur.*)

HJORTER (Olof), geb. 1696 in der schwedischen Provinz Jämteland; 7 Jahre alt (1703 den 13. Dec.), sah er einmal in der Morgendämmerung bei klarem Himmel, auf den Mond hin und bemerkte, daß er gar dunkel scheine. Erschrocken eilt er zu seinem Großvater, einem Prediger, bei welchem er sich eben befand und bittet ihn, er möge herauskommen und sehen. Der Großvater, der eine Mondesfinsterniß erkannte, beruhigte ihn, der Mond werde bald wieder hell werden; zeigte ihm auch den Kalender, worin die Finsterniß, auch Tag und Stunde, vorher angezeigt war. Als nun der Schein des Mondes zurück kehrte, verwunderte der Knabe sich darüber, daß ein Mensch so etwas voraus sagen könne. Von dieser Zeit an interessirte ihn nichts mehr als die Kalender, deren er alte und neue sammelte, und konnte nie des Anschauens des Himmels satt werden: oft kletterte er Nachts auf Dächer und betrachtete da mit großer Andacht den Himmel; machte in kindlicher Einfalt, selbst schon Versuche in Beziehung auf Stellung und Berechnung der Himmelskörper. 1713 kam er nach Upsala, und seit der großen Sonnenfinsterniß 1715, wo er aber Hauslehrer in Nerike war, hielt er regelmäßige und sorgfältige Observationen. 1722 wollte er eine Astronomia Atlantica drucken lassen; was er indeß aufgab. 1723 trat er, mit einem jungen de Geer, eine ausländische Reise an; 4 Jahre hielt er sich in Utrecht auf, wo er emsig Astronomie, Physik und Geschichte studirte; in Amsterdam hielt er für junge Seeleute Vorlesungen über Astronomie und Steuermannskunst. Dann kehrte er nach Schweden zurück und ward Astronomiae Docens in Upsala. Als die große Sonnenfinsterniß 1733 bevorstand, gab er „einen deutlichen Unterricht, wie ein jeder diese Sonnenfinsterniß beobachten könne" heraus. Die Societät der Wissenschaften in Upsala ließ diese Schrift auf ihre Kosten drucken und im Reiche vertheilen. Mehr denn 140 Observationen gingen ein, von denen 60 in den Akten der Societät für das Jahr 1735 abgedruckt wurden. 1739 machte Hjorter auf eigene, und 1749, auf Kosten des Landmesser-Comtoirs Reisen durch Upland, Westmanland, Nerike, Dalarne und Gestrikland, zur Bestimmung der Polhöhe der bedeutendsten Orte; wodurch es möglich ward, genaue Provinzialcharten heraus zu geben. 1746 ward er zum königl. Observator an der Sternwarte zu Upsala ernannt, starb aber schon 1751. Seine und seines Schwagers, Professors Andr. Celsius, mathematische und physikalische Bibliothek von etwa 1500 Bänden und Instrumenten, wie eine Geldsumme zur Vermehrung der Bibliothek schenkte er der Sternwarte. Er hat mehrere Jahrgänge Kalender ausgearbeitet. Über seine Observationen vergl. die Akten der Societät der Wissenschaften zu Upsala 1734 bis 1737. (*v. Schubert.*)

HIORTHOLM, eine kleine Insel im ND. der zwischen Seeland und Jütland gelegenen dän. Insel Samsöe *). (*R.*)

HIÖRTHRIMUL, eine der Valkyren, die Schwertklirrende, Schwerttönerinn, s. Valkyren. (*Schincke.*)

Hiörtoe, s. Södrä Tjusto.

Hjörtoe, s. Dreyöe.

HIORVARD, HIORVARDR (nord. Mythol.), von hior, Schwert, und varda, Wachen, Wächter des Schwertes, Name nordischer Könige: 1) H., König von Norwegen, hatte das Gelübde gethan, dasjenige weibliche Wesen sich zur Frau verschaffen zu wollen, welches er als das schönste kennen lerne; so bekam er nach und nach vier Frauen. Die Vielweiberei war zwar bei den Germanen nicht verboten, doch hatte die Sitte Monogamie zur Regel gemacht (*Tacitus* Germ. 38.); H's Verfahren ist also bloß als Ausnahme zu betrachten, welche in einer Mythe um so weniger Anstoß gab. Hiorvard hatte schon Alfhildur, Mutter Hedin's, Sáreithr, Mutter Humlung's, Sinrioth, Mutter Hymling's, als er erfuhr, daß Sigurlin, die Tochter des Königs Svafnir von Svavaland, die schönste aller Frauen sei. Er sandte Atli den Sohn seines Jarls Idmund dahin, daß er für ihn um sie werbe. Svafnir's Jarl Frommar aber, der Sigurlin in seiner Pflege hatte, rieth, sie ihm zu verweigern. Hiorvard zog daher selbst nach Svavaland, welches eben ein andrer Freier Sigurlin's König Hrodmar verheerte, und den König Svafnir tödtete. Atli fand ein Haus, auf welchem ein großer Vogel saß, es hütend. Atli schoß den Vogel, welcher eingeschlafen war, todt, und traf in dem Hause Sigurlin, die Königstochter, und Alof, die Tochter des Jarls Frommar, welcher Adlergestalt angenommen und sie vor dem feindlichen Heere beschützt hatte. Atli führte die Mädchen fort, und Hiorvard nahm Sigurlin, und Atli Alof. Hiorvard und Sigulm wurden die Ältern des berühmten Helgi, der seinem Vater Vorwürfe machte, daß er ungerechte Kriege führe, und Svafnir's Tod nicht räche. Da gab dieser ihm Truppen, worauf er Hrodmarn erlegte [1]).

2) H., des König Hunding von Hundland Sohn, verlangte nebst seinen Brüdern Alf, Eolf und Havarth von Helgi dem Hundingstödter, Sühngeld. Helgi verweigerte es; als Schlachtfeld wurde daher das Gefilde bei dem Logafioll bestimmt. Hier wurden Hiorvard und seine Brüder von Helgi erlegt [2]).

(*Ferdinand Wachter.*)

†) Hall. allg. Lit. Zeit. 1819. Febr. Nr. 35. S. 279.

*) Weim. Handb. 3te Abth. 1r Bd. S. 81.

1) Quitha Helga Haddingiaskata, gr. Ausg. der Lieder-Edda II. S. 26—36. Wachter, Forum der Kritik I. B. II. A. S. 96—99. 2) Helga-Quida Hundingsbana en fyrri XI. XII. XIV. S. 61—63. Helga-Quida Hundingsbana en sidari. S. 93. Wachter, Forum der Kritik I. Bd. II. Abth. S. 108. II. Bd. I. Abth. S. 129. Volsunga-Saga 16. S. 25, wo aber Hiorvard Hagbard genannt wird.

Hipanis, ſ. Hypanis.

HIPERIOS, hieß einer der vielen Söhne des Ares. (*Schincke.*)

Hiphil, Hifil, ſ. Species Verbi.

HIPHINOOS, einer der Lapithen, welcher auf der Hochzeit des Peirithoos von Peleus getödtet wurde *). (*Schincke.*)

Hiphon, ſ. Nipon.

HIPIO, *Hübner* (Insecta), eine Gattung der Tagſchmetterlinge mit eckigen Flügeln; auf den vordern derſelben ſteht oben ein doppelter, großer, ſchwarzer Augenfleck. Es gehören hierher Papilio Constantia *Cramer* uitländſch. Kapellen. t. 133. A. B. und Papilio Leda, *L. Cramer* 196. C. D., ſiehe Hübners Verzeichniß bekannter Schmetterlinge. S. 56. (*D. Thon.*)

Hipoepa, ſ. Hypaepa.

Hipothebae, ſ. Hypothebae.

Hipothoontis, ſ. Hippothoontis.

HIPPA, nach Ptolemäos eine Stadt im Innern von Mauretania Cäſar. unweit Bamicäda zwiſchen den Flüſſen Ampſaga und Gulus. (*R.*)

HIPPA (*Ἵππα*), eine Nymphe, welche ein orphiſcher Hymnos [1]) nach Phrygien, dem Ida und Tmolos verſetzt, empfängt auf Zeus Befehl den Dionyſos zur Pflege und Erziehung. Nach der bekannten Hieroglyphe des Pferdes, welche das Waſſer bezeichnet, läßt ſich nicht zweifeln, daß *Ἵππα* für *Ἵππεια* ſteht. Im orphiſchen Hymnos wird ſie *χθονίη μήτηρ, βασίλεια* genannt, und alſo als Erdmutter gegeben [2]). Auf dem Gemälde des unter dem Namen des Taufgefäßes von Gaeta [3]) bekannten Gefäßes kommt Hermes und überbringt einer Nymphe den kleinen Dionyſos, die aber, wie Welcker [4]) entſcheidet, nicht gerade Ino, Makris oder Hippa ſeyn muß, ſondern Repräſentantinn der übrigen, welche gewöhnlich die dionyſiſchen Ammen genannt werden, und welche als die, ſo das Waſſer in der Erde und ihren Quellen bedeuten, mit der Leukothea, dem Urborn, dem Meer zuſammen gehören, und mit den gleichfalls zu Dionyſos Ammen gerechneten Hyaden [5]) und Plejaden im Weſentlichen des Gedankens übereinſtimmen [6]). (*D. Schincke.*)

HIPPA, *Fabricius* (Crustacea). Dieſe Krebsgattung gehört nach Latreille's Anordnung (*Cuvier* règne animal. éd. 2. IV, 74.) zur Ordnung Decapoda, Familie macroura, in Fabricius Syſtem ſteht ſie in der Ordnung Exochnata, und Desmareſt rechnet ſie eben dahin, wohin Latreille ſie ordnete. Sie hat folgende Kennzeichen nach dem Umfange, den man ihr jetzt gibt, denn von den ihr von Fabricius zugetheilten Arten ſind mehrere Typen neuer Gattungen geworden, er ſelbſt ſonderte vier als Gattung Albunea ab. Die zwei vordern Füße endigen in eine ſehr zuſammen gedrückte, faſt eiförmige, fingerloſe Hand; die ſeitlichen Fühler ſind viel kürzer als die mittleren und gedreht. Dieſe letzteren laufen in zwei kurze, ſtumpfe, auf einander ſtehende Faden aus; die Augenſtiele ſind lang und fadenförmig; das dritte Glied der Kiefernfüße iſt ſehr groß, plattenförmig, ausgerandet und bedeckt die folgenden Glieder. Die Schale des Vorderkörpers iſt faſt eiförmig, gewölbt, an beiden Enden abgeſtutzt. Das zweite, dritte und vierte Fußpar endigen in ein plattes, ſichel- oder halbmondförmiges Glied. Der Hinterleib iſt an ſeiner Baſis an beiden Seiten gleichſam ausgerandet, und endigt in ein langes, dreieckiges, ſchmales Glied, welches auf jeder Seite, nahe an ſeiner Wurzel eine kleine, gekniete oder gebogene, an den Rändern gefranzte Schwimmplatte hat. Die Augen ſtehen vorn am Kopfe einander genähert. Man weiß von der Lebensweiſe dieſer Thiere nur wenig. Sie halten ſich im feuchten Sande der Seeküſten auf, aus dem ſie, in der Bai von Rio Janeiro, von den Fiſchern täglich ausgegraben werden, um ſie als Köder zu gebrauchen. Man kennt nur wenige Arten.

1) H. emerita, *Fabric.* (auch deſſen Hippa adactyla, Emerita *Gronov.* Gazophyl. t. 17. f. 8. 9. Herbſt Krebſe. t. 22. f. 3. *Desmarest* Considérations générales sur la classe des Crustacés. t. 29. f. 2.). Der Rückenſchild iſt fein in die Quere geſtreift, vorn mit 4 ſehr deutlichen, eingedrückten Querlinien, am vorderen Rande mit 3 Zähnen, die Füße behaart. Länge 2½ Zoll. Lebt an den Küſten von Braſilien.

2) H. coerulea, *Risso.* (Crustacés de Nice. p. 50). Ob dieſe ſchöne Art wirklich dieſer Gattung angehört, iſt noch zweifelhaft. Sie iſt länglich, im Umkreiſe des Körpers gelblich, in der Mitte ſchön ultramarin blau. Die Schale des Vorderkörpers iſt eiförmig, länglich, vorn ausgerandet, die Augen ſtehen auf kurzen Stielen; die äußern Fühler ſind ſehr dick, die innern kurz; der Hinterleib glatt; am erſten Fußpar ſind die Glieder etwas breiter als an den übrigen, und die letzteren haben keine Klauen. Die Schwimmplatten des Schwanzendes enden in eine nach unten gebogene Spitze. Dieſe Art lebt in den äußern Löchern der Schale der Auſtern, auf denen ſie ſehr behend herum läuft. Länge 6, Breite 2 Linien. Um Nizza. (*D. Thon.*)

Hippace, ſ. Coagulum.

Hippacontistae, Hippacontisten, ſ. Hippakontisten.

Hippacra, ſ. Hippakra.

Hippacura, ſ. Hippokura.

Hippades (*Ἱππάδες πύλαι*), ſ. Attika (1ſte Sect. VI. Bd. S. 241).

HIPPAGOGOI oder AMPHIPPOI, waren Reiter der Griechen, welche zu mehrerer Bequemlichkeit zwei Pferde hatten, um ſich deren bei weiten Märſchen abwechſelnd bedienen zu können. Es ſcheint der Gebrauch von 2 Pferden durchaus nur auf dem Marſche, nicht

*) *Ovid.* Metam. XII, 379.

1) XLVII. (49.) Fragm. XLIII, 3. 4. oder XXX. 2) Schwenck Etymol. mnth. Andeut. S. 165. 3) *Spon* Miscellan. II. p. 25. *Montfaucon* Tom. I, 142, 1. von der Becke Tagebuch auf einer Reiſe (von Böttiger) 4r Th. S. 12; am beſten gezeichnet in Welckers Zeitſchrift. Bd. I. 3s Hft. Taf. V. Fig. 25. 4) Eben daſ. S. 504. 5) Schol. ad *Hesiod.* 92. *Theon* ad *Arat.* Phaenom. 177. *Heyne* ad *Apollodor.* p. 228. 6) *Apollodor.* III, 4. 3.

aber in der Schlacht selbst Statt gefunden zu haben. Denn, obgleich die Griechen schon zur Zeit des Sängers der Iliade geschickte Reiter waren und mit Leichtigkeit von einem Pferde auf das andre sprangen, so hätte doch der Gebrauch und das Leiten zweier Pferde in der Schlacht nur hindern können. Bei Livius (XXXV, 28. 29.) kommen Reiter vor, die tarentinische heißen und zwei Pferde haben, doch wird nichts Näheres über sie von ihm angeführt †). (*Carl Wilhelm Müller.*)

HIPPAGONISTAE, HIPPAGONISTEN, sind eine Art leicht bewaffneter Reiter der Griechen, welche Wurfspieße abwarfen, sich aber nur im Nothfalle in ein eigentliches Handgemenge einließen, da ihre Bewaffnung zu leicht war, als daß sie den Hieben der Feinde hätten Widerstand leisten können. Sie waren mit den Reitern, welche tarentinische genannt werden, wohl einerlei; (vergl. unter Hippagogoi). (*Carl Wilhelm Müller.*)

Hippagreta, s. Hippo Zarytos.

HIPPAGRETAE, HIPPAGRETEN, hießen bei den Spartanern die Commandeurs von einer Centurie Hippeis, deren es drei aus den würdigsten Epheben bestehende gab. Diese Hippeis dienten aber nicht alle zu Pferde, wie man aus dem Namen schließen könnte, sondern als Schwerbewaffnete *), und ihre Führer, die Hippagreten, wurden von den Ephoren aus den verdientesten Bürgern erwählt, und hatten nicht nur das Recht, die besten Epheben unter die Hippeis aufzunehmen, sondern auch von den Hippeis selbst die 5 ausgezeichnetsten jährlich zu entlassen, welche dann den Namen *ἀγαθοεργοί* erhielten. Bei Hesychios heißen die Hippagreten auch Pädagreten (*παιδαγρέται*); im Texte steht fälschlich *παιλαγρέται* **). (*Carl Wilhelm Müller.*)

HIPPAKONTISTEN (Speerschützen zu Rosse), leichte Reiter im makedonischen Heere, meist Thraker und Päonen, leicht geharnischt und mit Lederhelmen bedeckt. Sie führten kurze Wurfspieße mit Schaften von Hagedornholze als Hauptwaffe, daher ihre Benennung. Vgl. *Arrian.* III. IV. V. an mehreren Stellen. (*Benicken.*)

HIPPAKRA, HIPPACRA, Stadt im Karthagergebiete in Nordafrika, unweit von Utika. S. *Polyb.* I. Ob indeß nicht Hippakra mit Hippo-Zarytos einerlei und hier bloß eine Namenumgestaltung vorhanden sei, bleibt immer zweifelhaft. (*Benicken.*)

Hippakura, s. Hippokura.

Hippalime, s. Hippalimus.

HIPPALIMUS, fr. Hippalime (Palaeont.). *Lamouroux* [2]) hat dieses Geschlecht für eine fossile Polyparienart gegründet, welche in der Ordnung Sarcoporae *Bronn*, Familie Actinariae *Lamouroux* gehört; und bisher beibehalten worden ist [2]). „Polyparium fossile, fungiforme, pedicellatum, planum, inferne poris destitutum, superne lacunis superficialibus irregularibus porisque parum distinctis sparsum; Osculum terminale magnum, profundum, poris intus carens. Pediculus cylindricus, crassus, brevis."

Die einzige Art ist H. fungoides *Lam.* Tf. 79. Fg. 1. *Bronn.* [3]) Tf. VI. Fg. b. Sie ist 0,070 hoch, und 0,100 breit. Vorkommen mit andern Polyparien in einer Bank blauen Mergels, welche zur Bildung der steilen Seeküsten im Calvados-Departement beiträgt, und deren Alter nicht angegeben wird. Nach Lazard, Toulouzan und Negrel [4]) findet sie sich auch im Rhone-Departement, angeblich in einer Schichte, welche aber viele tertiäre Versteinerungen enthält, was daher noch weitrer Untersuchung bedarf. (*G. H. Bronn.*)

HIPPALKIMOS (*Ἱππάλκιμος*), 1) einer der Argonauten [1]). Hippalkmos [2]) und Hippalkos [3]) hält man für dieselbe Person. 2) Ein Sohn des Pelops [4]). 3) Ein Sohn des Itonos, Enkel des Böotos und Bruder des Elektryon, welcher Peneleus, den Argonauten zeugte [5]). (*Schincke.*)

Hippalkmos, Hippalkos } s. Hippalkimos.

HIPPALMOS, ist wahrscheinlich der von Apollodor †) erwähnte Vater des Peneleus (*Ἱππάλμου Ἱππάλκιμος*). (*Schincke.*)

HIPPALOS, ein griechischer Seemann, dessen Zeitalter ungewiß, jedoch vor dem der ersten Ptolemäer zu suchen ist, war der erste, der von der Küstenschifffahrt abgehend und seinen wahrscheinlich in Ägypten erworbenen nautischen und astronomischen Kenntnissen vertrauend, zuerst die Fahrt auf hoher See im indischen Ocean wagte, dabei mit den dort wehenden Passatwinden (Monsoons-Etesien) bekannt ward, diese zur Hin- und Herfahrt zwischen Ost- und West klüglich benutzte, dadurch Gründer eines neuen nautischen Systems wurde und eines so ausgebreiteten Ruhmes genoß, daß der Süd-West-Monsoon nach seinem Namen Hippalos genannt wurde *). (*Benicken.*)

HIPPANA, Stadt auf Sicilien, zwischen den Flüssen Himera und Menalus gelegen, jetzt ein Trümmerhaufe nördlich von Vicari in der Intendanz Palermo. *Polyb.* I. gedenkt ihrer. (*Benicken.*)

Hippanacra, Hipponakra, s. Hippakra.

Hippanthropen, Hippanthropi (*ἱππάνθρωποι*), Pferdemenschen, s. Kentauren.

---

†) Vergl. *Victor.* var. lect. 9, 8. *Lipsius* de milit. Roman. 3, 8. *Gronov.* ad *Cic.* ad Attic. 5, 19. *Suid.* s. v. *ἀμφιππος*. *Pollux.* onomast. I. c. 10.

*) *Hesych.* s. v. *ἱππαγρέται*. *Strabo* X, 481 d. **) Vid. *Manso's* Sparta I, 1. p. 153.

1) *Lamouroux* exposition méthodique des Genres de l'Ordre des Polypiers (1821). p. 77. 2) *Defrance* im Dict. d. scienc. nat. XXI. (1821). p. 171. 3) H. G. Bronn, System urweltlicher Pflanzenthiere (1825). S. 14. 4) *Villeneuve* Statistique du départ. des Bouches du Rhône I, 328 — 457.

1) *Hygin.* Fab. XIV. 2) a. a. O. Fab. XCIV. 3) *Apollodor.* I, 9, 16. 4) Schol. *Pindar.* Olymp. I, 144. *Muncker* ad *Hygin.* Fab. XIV. p. 50 u. 180. ed. *von Stavern.* 5) *Diodor. Sic.* IV, 67. und dazu *Wesseling.* *Heyne* ad *Apollodor.* I, 9, 16. p. 75.

†) *Apollodor.* I, 9, 16. §. 8.

*) s. *Plin.* VI, 23. 26. *Arrian.* Peripl. mar. erythr. p. 27. Vergl. *Dodwell.* Diss. de Peripl. mar. erythr. *Vincent.* voy. of Nearch. p. 75.

Hippaphasis, s. unter Hetären (2te Sect. VII. Bd. S. 227).

Hipparch, s. Hipparchos.

HIPPARCHIA, *Fabricius* (Insecta). Eine Gattung der Tagschmetterlinge, schon von den Verfassern des Verzeichnisses der Schmetterlinge der Wiener Gegend, in der Familie F aufgestellt, von Schrank früher (Fauna boica II, 1. S. 70) Maniola genannt, welcher Name indessen nicht, wie Einige meinen, den Vorzug verdient, indem unter ihm auch die Gattung Apatura begriffen ist. Latreille rechnete die Hipparchien früher zu seiner Gattung Nymphalis, jetzt aber (*Cuvier* règne animal. V.) nennt er sie Satyrus. Man sieht hiernach, daß der fabricius'sche Name der Gattung den Vorzug verdient und ihn Ochsenheimer mit Recht angenommen hat. *Meigen* hat aus Hipparchia, wohl ohne Noth, da wesentliche Unterschiede nicht Statt finden, die Gattung Melanargia gesondert. (Systematische Beschreibung der europäischen Schmetterlinge I, 38 Hft.). Nach Fabricius (Auszug aus dessen Systema Glossatorum im 6ten Bande von Illigers Magazin für Insektenkunde) sind die Kennzeichen folgende. Zwei Taster (Palpen), welche langl, fein, zusammen gedrückt, nach außen länger gefranzt und dreigliederig sind. Das dritte Glied ist kurz, eingekrümmt, spitzig, unter der Spitze eingelenkt, die Fühler sind nach außen dicker, spitzlich. Die vordern Füße sind Putzfüße. Ochsenheimer, bei welchem diese Schmetterlinge, bevor er im 4ten Bande seines Werks, „die Schmetterlinge von Europa," eigentliche Gattungen aufstellte, die Familie der „randaugigen Falter" bildeten, gibt folgende nähere Kennzeichen an. Die Falter haben nach außen verdickte Fühler und das erste Fußpar ist nur halb so groß, als die übrigen. Die Flügel sind meist bräunlich auf denselben, gewöhnlich nahe am Außenrande einige kleine Augenflecken oder runde schwarze, zuweilen bloß eingefaßte Flecken, mit einem weißen Mittelpunkt. Der Hinterleib der Raupen endigt sich immer in zwei kleine Spitzen (Zweispitzraupen). Ihr Kopf ist fast kugelig, nur vorn etwas gedrückt. Die meisten sind mit feinen weißlichen Haaren besetzt und der Länge nach abwechselnd heller und dunkler gestreift. Die Verwandlung geschieht gewöhnlich frei, bei einigen Arten indessen unter der Erde. Die Puppe hängt mit dem Hinterleibe fest, ist kurz und hat vorn zwei kleine von einander stehende Spitzen. — Von den Längsadern der Vorderflügel sind nur bis drei an der Wurzel aufgeschwollen *). Die Mittelzelle an den Hinterflügeln ist geschlossen. Die vordern Füße sind bei beiden Geschlechtern kurz. — Die Raupen leben sehr verborgen und gehen meist nur des Nachts ihrer Nahrung nach, die Falter, deren man auf 200 Arten zählt (*Godart* in Encyclopédie méthodique, Entomol. tom. IX.), sind fast in allen Gegenden der Erde verbreitet, sogar noch in Lappland einheimisch, und lieben vorzugsweise trockne, grasreiche Gegenden, Gebirge, Wiesen, fliegen schnell und ruckweise und in der Regel nicht sehr hoch.

Ochsenheimer hat die ebenfalls bedeutende Anzahl der europäischen Arten (etwa etliche Achtzig!) der leichtern Übersicht wegen in sieben Familien getheilt, welche aber einer genauen Sichtung bedürfen oder die man am zweckmäßigsten ganz unbeachtet läßt, da die Übergänge zu sehr in dieser Gattung herrschen, als daß es möglich wäre, die genauen Gränzen der Abtheilungen anzugeben.

Bei der großen Menge, selbst europäischer Arten, können wir nur einige der letzteren, als Typen der Gattung auswählen.

1) H. Proserpina, Wiener Verzeichniß (*Hübner* Papil. t. 26. f. 119. Münchhen f. 120. 121. Weibch. Text. S. 21. n. 1. *Ej.* Larvae Lepidopterorum I. Pap. I. Nymph. F. fig. 1. a. b. Rösel's Insektenbelustigungen IV. t. 27. f. 3. 4. Pap. Circe. *Fabr.* Entom. System. III. 1, 233. *Boisduval* Conspectus. p. 19 **) der Ruchgrasfalter.

Die Grundfarbe dieses Schmetterlings ist ein sammtartiges Schwarz oder Schwarzbraun, welches aber, nach längerem Fliegen oder bei den Exemplaren der Kabinette verbleicht. Durch alle Flügel zieht sich eine breite, milchweiße, auf beiden Seiten scharf begränzte Binde, welche auf den Hinterflügeln von den schwarzen Adern durchschnitten wird, auf den vordern aber aus stärker abgesonderten, nach außen spitzig zulaufenden Flecken bestehet, in deren erstem am Vorderrande ein schwarzes Auge stehet, das zuweilen eine kleine, weiße Pupille hat. Der an den Hinterflügeln stark gezähnte Saum ist schwarz und weiß gescheckt. Auf der Unterseite sind die Vorderflügel dunkel schwarzbraun, der Vorderrand zur Hälfte und die Spitze nebelgrau mit dunklern Schüppchen bestreut, die weiße Binde ist breiter, der weiße Fleck, in welchem das Auge steht, das immer eine weiße Pupille hat, läuft in den Vorderrand aus, an dem gegen die Wurzel noch zwei weiße, längliche Flecken liegen. Die Hinterflügel sind nebelgrau, durch schwarze und dunkelbraune Schüppchen, welche zum Theil in undeutliche Wellen zusammengedrängt sind, marmorirt. Durch die Mitte zieht eine breite, stark gezackte, weiße Binde, welche nach innen scharf begränzt, nach außen schwarzbraun besprengt ist, mit einem kleinen, weiß gekernten Auge gegen den Innenwinkel. Zwischen ihr und der Wurzel steht ein weißer, gebogener, nur bis in die Mitte reichender Streif. Die Raupe lebt auf Ruchgrase (An-

*) Meigen erhebt diese Anschwellung (a. a. O.) zu Kennzeichen der Gattungen Melanargia und Maniola und zwar soll bei der erstern nur die vorderste, bei der letztern aber die vorderste und die zweite Längsader aufgeschwollen seyn. Eine nähere Betrachtung lehrt jedoch, daß dieses Kennzeichen nicht überall anzutreffen ist. Bei Man. Phaedra, Dejanira Maera u. a. ist die erste Ader an der Wurzel stark, die zweite und dritte kaum aufgeschwollen, dagegen sind bei Pamphilus u. a. alle drei stark aufgeschwollen. Übrigens sinken bei trocknen Exemplaren die 2te und 3te Aufschwellung leicht ein.

**) Der Name des Wiener Verzeichnisses ist älter, verdient also den Vorzug vor dem des Fabricius, den Boisduval annimmt.

thoxanthum odoratum), auf Lolch (Lolium), Trespe (Bromus) und andern Gräsern. Der Kopf ist elfenbein weiß, mit 6 dunkelbraunen, welligen Strichen vom Scheitel gegen den Mund. Der Leib erscheint bunt gestreift, vom Rücken aus folgender Maßen gezeichnet. Über die Mitte des Rückens läuft ein tief schwarzer Strich; an diesen stößt eine milchweiße Linie, dann folgt ein hellgraues, mit Braun gegittertes und gerandetes Band, an diesem zieht sich ein blaß mennigrother, dann ein dunkelbrauner und zu unterst ein ockergelber, oben und unten weiß begränzter Streif, in welchem die schwarzen Luftlöcher stehen, hin, die Brustfüße sind gelblich, die Bauchfüße und die ganze untere Bauchseite sind kaffeebraun, sammtartig matt. Der ganze Körper ist glatt und haarlos. Diese Raupe lebt am Tage zwischen dürren Grashalmen, nahe an der Erde und kriecht erst Abends nach Sonnenuntergang ganz langsam höher an die grünen Halme hinauf. Man findet sie im Junius. Zu Anfang des Julius kriecht sie zur Verwandlung unter die Erde und wird zu einer glänzend kastanienbraunen, vorn stumpfen, in der Mitte sehr dicken und hinten zugespitzten Puppe. Der Falter erscheint im Jul. und August und fliegt im mittlern und südlichen Teutschland, in Südfrankreich und in Italien.

2) H. Briseis. *Linné* (*Hübner* Pap. t. 28. f. 180. 181. Weibchen. Text. S. 21. n. 3. t. 118. f. 604. 605. Pap. Pirata. Varietät des Weibchens. Esper Schmetterlinge I. t. 26. f. 1. Janthe major, fig. 2. Janthe minor, t. 100. f. 3. Pirata. — Bergsträßers Nomenklatur. t. 94. f. 1. 2. Pape. Daedale. f. 4. 5. Janthe. t. 96. f. 1. 2. Briseis. t. 127. f. 4. 5.). Der gemeinäugige Falter, braungraue grünschillernde Falter.

Die Flügel sind gezähnt, braungrau ins Grünliche schillernd. Die vordern haben eine aus 6 länglichen, gelblich weißen, abgesonderten Flecken bestehende Binde; der erste und vierte führen ein schwarzes Auge, welches zuweilen eine weiße Pupille hat; das letztere fehlt manchmal bei dem Männchen oder ist viel kleiner. Auf den Hinterflügeln steht eine breite weiße Binde, welche sich nach beiden Seiten in die Grundfarbe verliert. Die Vorderflügel sind auf der Unterseite gelblich weiß, am Außenrande und gegen die Wurzel graubraun schattirt und haben außer den schwarzen Augenflecken am Vorderrande noch zwei schwarzbraune Flecken. Die Hinterflügel sind bei dem Weibchen nebelgrau, bei dem Männchen gelblich weiß, schwarzbraun bestäubt, mit einem dunkeln, großen Flecken am Vorderrand und einem dergleichen in der Mitte. In einiger Entfernung von dem Außenrande läuft eine dunkle Wellenlinie, welche einen schwarz- oder braungrauen Schatten begränzt, der sich nach der Wurzel zu in die Grundfarbe verliert. Von diesen Schmetterlingen finden sich viele Varietäten und besonders, hinsichtlich der Gestalt der weißen Binde auf den Hinterflügeln und der Unterseite derselben, welche zuweilen gegen den Innenwinkel ein oder zwei kleine Augen bald mit bald ohne weiße Pupille führt. Die bemerkte Varietät Pirata unterscheidet sich nur durch die braungelbe Farbe der Binden auf der Oberseite. Sie ist in der südlichen Schweiz, in Piemont und Languedok zu Hause und hier ziemlich häufig. Die Raupe dieses Falters ist noch unbekannt, der Schmetterling selbst fliegt in felsigen Gegenden und an trocknen, dürren Anhöhen auf deren Mittagsseite. In Teutschland, im südlichen Europa, Frankreich und Rußland im Julius und August.

3) H. Hermione, *Linné*. (*Hübner* Pap. t. 27. f. 122. Männchen, 123. 124. Weibchen. Text. 22. n. 4. Larvae Lepid. IX. Cap. I. Nymph. F. f. 2. a. b. *Scopoli* Pap. Fagi. Espers Schmetterlinge I. t. 8. f. 3. Weibchen, Hermione major. t. 70. f. 4. Var. des Männchens). Der Roßgrasfalter, die Weißbinde, der Eremit, teutscher Atlas, Eisvogel, Wiesentagvogel.

Dieser Falter ist mit dem folgenden so nahe verwandt und so häufig mit demselben verwechselt worden, daß es nöthig ist, die Beschreibung beider zu vereinigen, um auf diese Weise die unterscheidenden Kennzeichen desto besser angeben zu können.

Hermione ist beträchtlich größer und die Hinterflügel sind bei dem Männchen mehr in die Länge gestreckt, als bei Alcyone. Die Grundfarbe ist bei ersterm tief schwarzbraun; die Binde, welche durch die Vorder- und Hinterflügel zieht, bei dem Männchen düsterer und gleichsam mit Rauchfarbe überzogen, verläuft sich allmälig in den Außenrand. Bei Alcyone hat die weiße oder vielmehr beinfarbene Binde auf den Hinterflügeln nicht die beinahe gerade Richtung, wie bei Hermione, sondern bildet in der Mitte nach innen einen deutlichen Winkel oder wenigstens stärkern Bogen. Beide Arten haben auf den Vorderflügeln gegen die Spitze derselben einen schwarzen augenförmigen Fleck mit oder ohne weiße Pupille, Alcyone immer noch einen kleinern blinden gegen den Innenrand, der bei Hermione nur äußerst selten und kaum als Punkt sichtbar ist. Auf den Hinterflügeln hat der letztere auf beiden Seiten gegen den Innenwinkel ein schwarzes Augenfleckchen mit weißer Pupille, Alcyone meistens nur auf der Unterseite. Diese ist an beiden Arten auf den Vorderflügeln gleich, schwarzbraun mit einer gelblichen Binde, in der gegen die Spitze ein schwarzer Augenfleck mit weißer Pupille und weiter unten, gegen den Innenrand, zuweilen ein kleinerer steht. Die Hinterflügel weichen wesentlich ab. Bei Hermione ist das schwärzliche Feld von der Wurzel bis zur Mitte sehr stark mit weißgrauen Stäubchen marmorartig gemischt und auswärts von einer zwar sehr stark gezähnten, aber besonders bei dem Weibchen fast gerade laufenden schwarzen Linie begränzt. Bei Alcyone ist dieses Feld reiner, schwarzbraun und die Randlinie weniger gezackt und bildet in der Mitte einen busenförmigen, starken Ausschnitt, welcher sich niemals bei Hermione findet. Die Binde der Hinterflügel ist bei Alcyone nach innen immer reiner weiß, dagegen bei Hermione stark mit braunen Stäubchen vermischt.

Die Raupe von Hermione ist röthlich grau, mit ockergelbem, schwarz gestreiftem Kopf, schwarzem Rückenstreif und feinen dergleichen Querlinien. Sie überwin-

tert und man findet sie im Mai und Junius auf dem Honiggrase (Holcus lanatus); zur Verwandlung geht sie in die Erde und wird zur dunkelbraunen Puppe mit helleren Flügelscheiden. Der Schmetterling fliegt im Julius und August, in Wäldern auf Waldwiesen an Bäumen und ist im südlichen Teutschland, in Frankreich und Italien einheimisch.

4) H. Alcyone, Wiener Verzeichniß (*Hübner* Pap. t. 27. f. 125. 126. Männchen. Text. S. 22. n. 5. Herbst Schmetterlinge VIII. t. 215. f. 1. 2. Hermione mas. Esper Schmetterlinge. t. VIII. f. 2. Hermione minor.). Der Honiggrasfalter, der dunkelbraune, blaßgelbstreifige Falter ist im nördlichen und südlichen Teutschland, in Östreich, auf den Pyrenäen, einheimisch, bei Dresden und in Thüringen oft häufig und fliegt im Julius.

5) H. Allionia, *Cyrilli* (Entomol. Neapol. Spec. I. t. II. f. 13. Herbst Schmetterlinge. VIII. t. 201. f. 5. 6. Allionius. t. 200. f. 1. 2. Fidia, mas. Esper Schmetterlinge. I. t. 52. f. 4. Fidia, Var. t. 95. f. 2. 3. Arachne, t. 105. f. 4. Allionia. *Hübner* Pap. t. 82. f. 145. 146. t. 100. f. 510. 511. Fauna. Text. S. 23. Anmerk. zu Arachne.)

Dieser Schmetterling ist mit Fidia und Statilinus nahe verwandt und mit beiden öfters verwechselt worden, ja Boisduval sieht ihn nur als Varietät des Letztern an, welcher ihm die eigentliche Stammart ist. Die Grundfarbe der Oberseite ist schwarzbraun, ins Grünliche schillernd, der Saum weißgrau, an den Vorderflügeln schwarzbraun gescheckt. Auf diesen stehen in einem etwas helleren Grunde zwei schwarze verloschene Augen, deren oberes nur äußerst selten eine weiße, kaum sichtbare Pupille hat, und zwischen ihnen zwei weiße Punkte. Unten sind sie von der Wurzel bis zur Mitte braungrau, am Vorderrande zeigen sich zwei schwarze Striche, und durch die Mitte zieht eine schwarze bogige Querlinie, die nach außen in ziemlicher Breite weiß angelegt ist. Zwischen ihr und dem Außenrande, vor welchem eine schwärzliche, gegen den Innenrand etwas abgesetzte Linie herzieht, stehen zwei große, schwarze, gelb umzogene Augenflecken, deren oberer nur eine weiße Pupille führt, und zwischen ihnen zwei weiße Punkte, der erste in dem Ringe des oberen Auges. Die Flügelspitze ist hellgrau angelegt, welches einwärts ins Weiße übergeht. Die Hinterflügel sind stark gezähnt, führen gegen den Innenwinkel einen kleinen schwarzen, meistens blinden Augenflecken, und längs dem Außenrande 3 oder 4 weiße Pünktchen. Auf der Unterseite sind sie von der Wurzel bis zur Hälfte braungrau, nur sehr selten weißlich bestäubt, mit zwei ganz durchziehenden, schwärzlichen, wellenförmigen Querlinien, wovon die äußere in der Mitte einen starken Vorsprung bildet, und eine weißliche, ansehnlich breite Binde begränzt, die nach außen in die dunklere Grundfarbe verläuft. Vor dem Außenrande steht eine schwärzliche Bogenlinie, zwischen ihr und dem Saume ist der Grund lichtgrau und verloschen dunkler gefleckt. Das kleine Auge gegen den Innenwinkel und die weißen Punkte sind wie oben vorhanden. — Das Weibchen ist größer, seine Hinterflügel sind stärker gezähnt, es ist von der Wurzel, die etwas heller bestäubt ist, bis zur Mitte schwarzbraun, von da bis gegen den Außenrand heller gefärbt, welches den Flügeln das Ansehen einer verloschenen, fast ockergelben Binde gibt. Die vorderen führen in derselben zwei schwarze, gelblich umzogene Augen, die größer und deutlicher sind, als bei dem Männchen; das obere ist gewöhnlich länglichrund, beiden fehlt meistens die Pupille, und zwischen ihnen zieht sich die dunklere Grundfarbe bis an die beiden weißen Punkte. Der Außenrand hat hellere, verloschene Flecken, die durch eine schwarze Bogenlinie von der Grundfläche getrennt sind. — Dieser Falter ist in Portugal, Italien und im südlichen Frankreich einheimisch und fliegt im August.

6) H. Statilinus, *Hufnagel* (im Berliner Magazin 2. S. 84 ist also der älteste Name. Fauna, Sulzer Geschichte II. t. 17. f. 8. 9. *Hübner* Pap. t. 100. f. 107. Männchen 108. Weibchen. Text. S. 22. Arachne). Die Fauna, der eirundäugige Falter.

Nach Ochsenheimer unterscheidet sich dieser Schmetterling so von dem vorigen: 1) ist er durchgehends kleiner und die Hinterflügel sind minder stark gezähnt; 2) die Grundfarbe der Oberseite ist etwas heller, bei dem Weibchen schmutzig grau braun, die Zeichnungen sind dieselben, nur hier mehr verloschen; 3) den auffallendsten Unterschied gibt die Unterseite der Hinterflügel, welche hier durchaus röthlichgrau ist, mit dunklern Schüppchen stark bestäubt und in der Mitte und am Außenrande nur selten einen durchziehenden, undeutlichen, kaum etwas hellern Streifen hat; 4) dieser Schmetterling bleibt sich in allen seinen Abänderungen gleich. Er findet sich in mehrern Gegenden Teutschlands, ist bei Dresden und Berlin nicht selten, wo man indessen nie einen der vorigen Art gefangen hat. Er fliegt im August in Tannenwäldern. Ochsenheimer stützt sich bei der Trennung dieses Falters von dem vorhergehenden als einer eigenen Art auf die Vergleichung einer großen Menge von Exemplaren, bei welchen sich ein Übergang durchaus nicht fand, dagegen ist wieder Meigen (europäische Schmetterlinge 1. S. 115), nach Vergleichung einer großen Menge Exemplare, wobei sich eine Menge Übergänge gefunden, geneigt, beide Falter zu einer Art zu rechnen. Völlige Aufklärung ist wohl nur von der Entdeckung der Raupen zu erwarten.

7) H. Phaedra *Linné* (*Hübner* Pap. t. 28. f. 127. Männchen 128. 129. Weibchen. Text. S. 22. Larvae Lepidopterorum I. Pap. I. Nymph. F. f. 3. a. Esper Schmetterlinge I. t. 6. f. 1. Briseis, t. 40. f. 1. 2. Dryas), der Hafergrasfalter, der kleine Klotzer.

Die Grundfarbe ist bei dem Männchen schwarzbraun, bald heller bald dunkler, mit einem schwachen, grünlichen Schiller, bei dem Weibchen, welches um vieles größer ist, braun grau. Auf den kaum gezähnten Vorderflügeln stehen zwei schwarze Augen, mit hellblauen Pupillen, das obere ist kleiner und bei dem Weibe sind beide beträchtlich größer und mit verloschenen, ockergelben

Ringeln umzogen. Die Hinterflügel, welche stärker gezähnt sind, haben oben ein kleines Auge, welches unten nur als ein Punkt erscheint. Die Unterseite ist heller, auf den Vorderflügeln sind die Augen größer und stehen in gelblichen Ringen. Das Weibchen führt zwischen denselben nach dem Außenrande zu zwei weiße Punkte. Die Hinterflügel zeigen mancherlei Varietäten; durch die Mitte zieht sich gewöhnlich eine wellenförmige, nur nach innen scharf begränzte, etwas verloschene, weiß bestäubte Binde, nach der Wurzel zu zeigt sich der Anfang einer zweiten und zuweilen ist von beiden kaum eine Spur sichtbar. — Die Raupe ist aschgrau, mit zwei Reihen schwarzer, länglicher Flecken über den Rücken. Sie lebt auf dem Hafergrase (Avena elatior), und der Falter fliegt in Teutschland im Julius und August in Wäldern auf der gemeinen Haide (Erica vulgaris).

8) H. Semele, *Linné.* (*Hübner*, Pap. t. 31. f. 143. 144. Männchen.? 168. f. 832. 833. Männchen. 834. 835. Weibchen. t. 167. f. 826. 827.). Der adlerbraune, safrangelbfleckige Falter.

Die gezähnten Flügel sind bei dem Männchen oben schmutzig schwarzbraun, bei dem Weibchen mehr braungrau mit einem grünlichen Schiller. Eine aus roth- oder ockergelben, länglichen Flecken von ungleicher Größe bestehende Binde zieht durch die Vorder- und Hinterflügel, erstere haben zwei schwarze Augen mit kleinen weißen Pupillen, letztere ein ähnliches, aber kleineres im Innenwinkel, welches unten oft nur als ein weiß gekernter Punkt erscheint. Auf der Unterseite sind die Vorderflügel von der Wurzel aus rothgelb, mit einer ockergelben, bei dem Weibchen deutlicher abgeschnittenen Binde, in der die Augen wie auf der Oberseite stehen und mit braungrauem, weißgrau und schwärzlich bestäubtem Vorderrande. Die Hinterflügel sind von der Wurzel bis zur Mitte dunkelgrau, durch hellere und schwärzliche Schüppchen und Striche marmorartig gemischt, von da, wo eine schwarze, stark gezackte Bogenlinie durchzieht, weißlich und gegen den Außenrand, vor dem eine schwarze abgesetzte Linie herläuft, dunkler schattirt. Einige Abänderungen sind durchaus marmorirt, so daß man gar keine Zeichnung wahrnimmt. Der Saum ist weiß und schwarzbraun gescheckt.

Die Raupe findet sich, erwachsen, im Mai und Junius auf der Bergschwiele (Aira montana) und ist gelblich weiß mit blaßbraunen Längsstreifen. Der Schmetterling fliegt im Julius und August an hohen, dürren, felsigen Stellen.

9) H. Arethusa, Wiener Verzeichniß (*Hübner* Pap. t. 34. f. 154. 155. Weibchen. Text. S. 26. t. 115. f. 591. 592. Männchen, Erythia. Text. S. 29. Aristeus, *Bonelli.* Anthelea? *Hübner.* t. 174.). Goldbrauner, orangefleckiger Falter.

Die gezähnten Flügel sind auf der Oberseite braungrau, jeder hat 4 orangefarbene Flecken vor dem Außenrande; gegen die Spitze der Vorderflügel steht ein schwarzes Auge, das auf der Unterseite, welche braungelb und dunkelgrau gerandet ist, eine weiße Pupille führt. Die Hinterflügel haben oben gegen den Innenwinkel einen schwarzen Punkt, unten sind sie nebelgrau, in der Mitte, in Form einer Binde, etwas heller. Der Saum ist hellgrau und dunkelbraun gescheckt. Das Weibchen ist heller gefärbt, die Flecken der Oberseite sind ockergelb und hängen mehr zusammen, so, daß sie gleichsam eine Binde ausmachen; auf den Vorderflügeln steht noch ein schwarzer Punkt (zuweilen auch ein dritter), gegen den Innenrand, der unten gewöhnlich eine kleine weiße Pupille hat, und hier zeigen sich unter dem oberen Auge zwei kleine weiße, kaum sichtbare Punkte. — Die Varietät Erythia kommt sowohl im südlichen Frankreich, als in Rußland vor, der Falter selbst ist im südlichen Teutschland, Frankreich, Sardinien, Ungarn und Rußland zu Hause.

10) H. Janira *Linné.* (Janira *Linné* und Anderer ist das Männchen, Jurtina das Weibchen. *Hübner* Pap. t. 36. f. 161. 162. Weibchen, Jurtina. Text. S. 28. Janira. Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. F. a. f. 2. a. b. Maniola Lemur, *Schranck* Faun. boic. II, 1. S. 175. — Variet. Hispulla *Hübner* Pap. t. 116. f. 593. 594. Männchen. f. 595. 596. Weibchen. Text. S. 27). Der Riedgrasfalter, gemeine Wiesenvogel, braunes, gelbes Sandauge.

Die beiden Geschlechter dieses Schmetterlings sind so verschieden gefärbt, daß sie früher für zwei Arten gehalten wurden. Das Männchen ist dunkelbraun, zuweilen mit einer gelblichen Mischung gegen den Außenrand der Vorderflügel, welche gegen die Spitze auf beiden Seiten ein schwarzes Auge mit weißer Pupille führen, das auf der Oberseite in einem rothgelben Ringe steht. Unten sind sie ockergelb mit bräunlichem Außenrand. Die gezähnten Hinterflügel sind oben einfarbig, unten von der Wurzel bis zur Mitte graubraun, von da bis zu dem dunklern Außenrande in Form einer Binde heller gefärbt, in welcher 2 oder 3 schwarze Punkte in gelben Ringen stehen. Das Weibchen ist größer und hat auf den Vorderflügeln ein bald größeres, bald kleineres, roth- oder ockergelbes, durch die Grundfarbe unterbrochenes Feld, in welchem der Augenflecken steht, der noch einen kleinern unter sich hat, mit dem er zusammen geflossen ist. Die Hinterflügel führen meistens vor dem Außenrand eine verblichene, oft kaum sichtbare Binde und sind auf der Unterseite braungrau mit einer deutlichen, weißlichgrauen oder gelblichen Binde, ohne alle Punkte.

Über den unter dem Namen Hispulla bekannten Falter, aus Portugal, sind die Meinungen noch sehr getheilt. Der Entdecker desselben, Graf von Hoffmannsegg, behauptet in Illigers Magazin, daß er bestimmt eine eigene Art sei, dagegen will dieß Ochsenheimer nicht gelten lassen, indem er weder in Gestalt noch Zeichnung ein anderes beständiges Merkmal gefunden haben will, als die ausgezeichnete roth- oder ockergelbe Binde auf der Oberseite der Hinterflügel bei dem weiblichen Hispulla, wovon sich bei dem weiblichen Janira zwar öfters deutliche Spuren zeigen, aber niemals von der Lebhaftigkeit, wie bei jenem. Nach ihm ist es allen portugiesischen Schmetterlingen, welche zugleich in

Teutschland zu Hause sind, eigen, sich durch härtere Farben und vorzügliche Größe auszuzeichnen. In einer Beurtheilung des Ochsenheimerschen Werks wird hingegen behauptet, daß Hispulla auf der Unterseite der Hinterflügel zwischen der zweiten und dritten Flügelader in dem Bogen einen Zahn habe, der bei Janira fehle. Meigen findet ebenfalls keinen Unterschied zwischen beiden Schmetterlingen und führt sogar ein in Teutschland gefangenes Exemplar der Janira an, welches auf der Oberseite völlig der Hispulla gleicht, auf der Unterseite aber wie eine gewöhnliche Janira aussieht.

Die Raupe der Janira lebt auf dem Riedgrase (Poa pratensis) und andern Grasarten, ist grün mit einem weißen Seitenstreif und kurzen feinen Härchen, überwintert in halber Größe und wird im Anfang des Jun. zu einer gelblich grünen Puppe, mit schwarzbraunen Streifen auf dem Bruststück und auf den Flügelscheiden und mit 2 Kopfspitzen. Der Falter fliegt oft schon Anfangs Jun., in der Regel aber vom Jul. bis in den Herbst, auf freien Waldplätzen und Wiesen, ist nirgends in Teutschland selten und überhaupt fast überall in Europa einheimisch.

11) H. Hyperanthus, *Linné.* (*Hübner* Pap. t. 38. f. 172. 173. Weibchen. f. 173. * Var. Text. S. 28. Pap. Polymeda. Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. F. a. b f. 2. a. b. — *Müller* Faun. Friedr. n. 330. Pap. Arete. p. 331. Pap. Vidua.). Der Hirsengrasfalter.

Er erscheint in den mannichfaltigsten Varietäten, deren Verzeichniß man bei Borkhausen, Herbst und Bergsträßer findet und von denen manche sogar als eigene Arten angesehen wurden. Sie beziehen sich meistens auf die Zahl und Gestalt der Augen, in welchen die wenigsten Exemplare überein kommen. — Auf der Oberseite sind die Flügel braunschwarz, bei frischen Exemplaren dunkler und blau schillernd, sonst auch zuweilen braungrau, die vordern haben 2 oder 3, die hintern, welche etwas gezähnt sind, gewöhnlich 2 Augen mit gelben Ringen und weißen Pupillen. Doch weicht die Zahl der Augen ab, oft fehlt die Pupille, zuweilen fehlen die Augen ganz. Unten ist die Grundfarbe heller, bräunlich oder gelblich grau; auf den vordern stehen 2 oder 3 schwarze Augen mit gelben Ringen und weißen Pupillen; die hintern, die von der Wurzel, bis über die Mitte hinaus, etwas dunkler gefärbt sind, führen in der Regel 5 derselben, wovon 2 am Vorderrande und 3 gegen den Innenwinkel stehen.

Die merkwürdigste Varietät ist die unter dem Namen Arete angeführte, bei welcher die Flügel oben keine Augen und auf der untern Seite statt derselben nur weiße Punkte haben. Ochsenheimer führt noch eine Varietät an, welche oben auf dem Hinterflügel gegen den Innenwinkel 2 weiße Punkte, unten auf dem vordern 2, auf den hintern 5 derselben in eben der Lage wie bei den gewöhnlichen Exemplaren hatte. Auch kamen ihm Exemplare vor, wo Punkte und Augen unter einander standen, so wie ein anderes mit folgender Zeichnung. Die Oberseite wie gewöhnlich, mit 2 Augen auf den Vorder- und 3 auf den Hinterflügeln, welche etwas größer und mit stärkeren, weißen Pupillen versehen sind. Auf der Unterseite stehen auf den Vorderflügeln 3, auf den hinteren 5 Augen von besonderer Größe, eiförmig, ockergelb eingefaßt; die schneeweißen, ansehnlichen Pupillen sind in die Länge gezogen, und an beiden Enden, oder nur auswärts, zugespitzt.

Die Raupe ist weißgrau, mit einem bräunlichen, schmalen Rückenstreif, der sich auf dem ersten Ringe nur verloschen zeigt und mit kurzen feinen Härchen, lebt auf dem Hirsengrase (Milium effusum) und dem gemeinen Grase (Poa annua), überwintert, und kommt nur am Abende zum Vorschein. Die Puppe ist rund, mit langen Flügelscheiden und kurzem Hinterleibe, hellbraun, mit dunkleren Streifen und Schattirungen. Der Falter fliegt im Julius, August und September, allenthalben in großer Menge, auf Wiesen, in Wäldern.

12) H. Dejanira, *Linné.* (*Hübner* Pap. t. 38. f. 170. 171. Weibchen. Text. S. 29. Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. F. a. b. f. 1. a.). Der Taumelgrasfalter, die Bacchantine.

Die Flügel sind etwas gezähnt und auf der Oberseite graubraun; auf den vorderen stehen gegen den Außenrand 5 sammtschwarze Augen mit gelben Ringen, wovon die beiden gegen den Innenrand die größten sind. Auf den Hinterflügeln zeigen sich 2 gleichfarbige, große Augen, nicht weit vom Innenwinkel, und eins oder zwei kleinere, oft verloschene, nach dem Vorderrande zu. Die Unterseite ist heller gefärbt, die Vorderflügel haben gewöhnlich 5 Augen wie oben, alle, oder einige mit weißen Pupillen und breiteren hellgelben Ringen. Auf den hinteren stehen vor dem Außenrande in einer weißen Binde 6 schwarze, gelb geringte Augen, mit weißen Pupillen; das letzte am Innenwinkel scheint aus zweien zusammen geflossen, das dritte vom Vorderrande her ist das kleinste, und fehlt öfters. Vor dem Saume aller Flügel läuft eine dreifache, dunkelbraune Parallellinie her. Die Raupe ist hellgrün, mit dunkleren Längsstreifen und feinen Härchen, und lebt auf dem Taumelgrase (Lolium temulentum). Der Falter zeigt sich in Teutschlands Wäldern von der Mitte des Junius bis gegen das Ende des Julius, im Fluge gleichsam tanzend, auf- und niedersteigend.

13) H. Maera, *Linné.* (*Hübner* Pap. t. 39. f. 174. 175. Weibchen. Text. S. 29. Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. F. f. 2. a. Kleemann Insektenbelustigung. t. 45). Der Rispengrasfalter.

Die Flügel sind auf der Oberseite dunkelbraun, die vordern haben bei dem Weibchen gegen den Außenrand ein breites, roth- oder braungelbes Feld, das meistens von beiden Seiten scharf begränzt ist, wobei die von der Grundfarbe gebildete Einfassung bei dem Weibchen kaum gebogen ist und sich schief gegen den Innenrand zieht. Die innere Gränzlinie der rothgelben Binde setzt sich von der Nähe des Vorderrandes bis in die Nähe des Innenrandes unmittelbar fort. Bei dem Männchen, welches fast zugespitzte Vorderflügel hat, stehen die Flecken nur verloschen aus der Grundfarbe heraus. Am Vorderrande

zeigt sich ein großes, schwarzes, gelb eingefaßtes Auge mit starker, bläulich weißer Pupille, das nach unten etwas in die Länge gezogen ist und hier öfters noch ein kleines, mit ihm zusammen hängendes Auge, mit einem bläulich weißen Pünktchen führt. Näher gegen die Flügelspitze steht noch ein kleines, schwarzes, weißgekerntes Auge. Die Hinterflügel sind an beiden Geschlechtern stärker gezähnt als die vordern, einfärbig dunkelbraun und haben gegen den Außenrand, in braungelben Ringen, 2 bis 3 schwarze Augen von ungleicher Größe mit hellblauen oder bläulich weißen Pupillen. Zuweilen stehen gegen den Vorderrand noch ein oder zwei braungelbe Flecken, mit verloschenen, kleinen Augen. Auf der Unterseite sind die Vorderflügel von der Wurzel längs dem Vorderrande bräunlichgrau angeflogen, welche Farbe von dunklern Linien durchzogen, von der Flügelspitze längs dem Außenrande sich herunter zieht. Die Augen erscheinen in eben der Lage und Gestalt wie auf der Oberseite; das Mittelfeld bis zum Innenrande ist braungelb und am Vorderrande wie oben, aber nicht so deutlich in einzelne Flecken abgetheilt. Die Hinterflügel sind röthlich aschgrau, an der Wurzel dunkler und von gezackten und wellenförmigen Querlinien durchzogen. Längs dem Außenrande stehen 6 schwarze Augen von verschiedener Größe mit bläulich weißen Pupillen in gelben Ringen, wovon das letzte, am Innenrande, mit einem kleinern zusammen hängt. Die Raupe erscheint zweimal im Jahre; einmal im Junius, worauf der Falter im Julius und August fliegt. Seine Brut überwintert nach der zweiten Häutung, und gibt dann den Falter zu Ende des Mai. Die Raupe nährt sich von mehrern Grasarten, dem Rispengras (Poa annua), Schwingelgras (Festuca fluitans) und der Mäusegerste (Hordeum murinum), ist hellgrün, mit einigen weißlichen Längsstreifen, einer dunkleren Rückenlinie, und feinen weißlichen Härchen. Die Puppe ist stumpf, schwärzlich oder blaßgrün. Der Falter ist in mehrern Gegenden von Europa zu Hause; manchen indeß fehlt er ganz.

14) H. Megaera, *Linné.* (*Hübner* Pap. t. 39. f. 177. 178. Männchen. Text. S. 29. Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. F. f. 1. a. b.). Schwingelgrasfalter.

Er ist dem vorigen in mancher Hinsicht ähnlich, so daß seine Varietäten wohl mit jenem verwechselt wurden, aber durchgehends kleiner und die Hinterflügel weniger gezähnt. Die Grundfarbe ist oben schwarzbraun, welche aber besonders bei dem Weibchen nur am Rande und in einzelnen Streifen durch das ockergelbe Feld durchscheint, womit die Vorder- und Hinterflügel beinahe bedeckt sind. Das Männchen hat vor dem Außenrande eine breite, aus ockergelben, gegen den Innenrand stark abgesetzten Flecken bestehende Binde, in der am Vorderrande ein schwarzes Auge mit weißer Pupille steht, das viel kleiner ist, als bei dem P. Maera. In der Mitte erscheint die Grundfarbe als ein breiter, dunkelbrauner Querstreif, welcher mit dem gleichfarbigen Vorderrande einige ockergelbe Flecken einschließt. Die Hinterflügel haben ein ockergelbes, durch die Grundfarbe getheiltes Querband, in welchem 4 oder 5 schwarze Augen von verschiedener Größe stehen. Das Weibchen ist viel heller angelegt, und auf den Vorderflügeln bildet die Grundfarbe verschiedene schmale Querstreifen. Das Auge am Vorderrande ist etwas größer als bei dem Männchen. Auf der Unterseite sind beide Geschlechter übereinstimmend gezeichnet; auf den Vorderflügeln scheinen die Zeichnungen der Oberseite verloschen durch, die Augen haben ockergelbe, dunkelbraun eingefaßte Ringe und weiße Pupillen, und über einem kleinen an der Flügelspitze steht zuweilen ein noch kleineres, kaum bemerkbares. Die Hinterflügel sind griesgrau, gegen die Wurzel dunkler, in der Mitte mit einigen gelblichen Einmischungen, übrigens wie bei dem P. Maera von schwarzbraunen, gezackten und wellenförmigen Querlinien durchzogen, mit 6 kleinen, schwarzen, weißgekernten und gelbgeringten Augen von beinahe gleicher Größe, wovon das letzte am Innenwinkel doppelt ist.

Die Raupe ist schlanker, als die von Maera, meergrün mit 3 dunkeln Streifen, wovon einer über den Rücken und einer an jeder Seite dicht über den Luftlöchern. Sie lebt von mehrern Grasarten und findet sich schon erwachsen und überwintert im März unter breitblätterigen Gewächsen z. B. dem Wollkraute; eine zweite Generation ist im Sommer vorhanden. Die weibliche Puppe ist grün, die männliche schwarz, mit helleren Knöpfchen, 2 stumpfen Kopfspitzen und einer erhabenen stumpfen Spitze auf dem Rücken, welche bei der Puppe von Maera fehlt.

15) H. Egeria, *Linné.* (*Hübner* Pap. t. 40. f. 181. 182. Männchen. Text. S. 30. Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. F. b. f. 1. a. b.). Queckengrasfalter.

Die Flügel sind oben dunkel oder olivenbraun, mit gelben oder weißlichen Flecken; auf den vordern steht gegen die Spitze in einem länglichen gelben Flecken, welcher zwischen 2 kleinern liegt, ein schwarzes Auge mit weißer Pupille, und auf den hintern, die gezähnt sind, 3 derselben, mit gelben Ringen, längs dem Außenrande. Unten sind die Vorderflügel wie auf der Oberseite gezeichnet, aber die gelben Flecken sind größer. Die Hinterflügel sind gelbbraun, gegen den Außenrand rothbraun gefärbt, mit 2 gezackten Wellenlinien durch die Mitte, zwischen welchen zuweilen die Grundfarbe dunkler erscheint und eine breite Binde bildet. Vor dem Außenrande zeigen sich statt der Augen 4 oder 5 weiße, dunkel umschattete Punkte. Mehrere Schriftsteller betrachten H. Meone als Varietät dieses Falters, der sich jedoch nach Ochsenheimer durch folgende Merkmale unterscheidet. 1) Die Flügel sind stärker gezähnt, besonders die vorderen, welche auch noch am Außenrande tiefer eingeschnitten sind. 2) Der Außenrand der Vorderflügel ist von der Spitze gegen den Innenrand zu bis über die Hälfte rothgelb angelegt, da sich bei dem P. Egeria hier nur in der Mitte ein gelber Flecken zeigt; vor dem Saume zieht eine zarte braune Linie her, die sich gegen den Innenrand in die Grundfarbe verliert und bei dem P. Egeria beständig fehlt. 3) Die rothgelben Flecken auf dem schwarzbraunen Grunde sind größer und deut-

lücher. 4) Auf der Unterseite sind die Vorderflügel von der Wurzel bis zur Mitte gelb angelegt, und vor dem Saume zeigt sich die zarte braune Linie, wie oben. 5) Die Hinterflügel sind unten bunter, hier und da röthlich gemischt. 6) Sollen sich gar keine Übergänge finden. Boisduval rechnet Meone zu Egeria und auch Meigen stimmt für die Vereinigung, da so viele der angegebenen Merkmale sich auch bei dem letztern finden; doch bekennt er, Meone nicht in Natur gesehen zu haben, indem alle ihm unter diesem Namen vorgekommenen Falter zu Egeria gehört hätten. Auch habe ich bei Eisenach im Frühjahre alljährlich an einer besondern Waldstelle, sonst aber nirgends, einen Falter gefangen, der bis auf die blassere, gelbe Farbe ganz mit Meone überein kommt, zwischen welchem und Egeria, welcher im August häufig und überall, weniger aber an jener Stelle flog, ich keine Übergänge habe finden können. Übrigens entspricht er mehrern Abbildungen der Egeria, namentlich der von Sepp gelieferten und ich mag daher nicht entscheiden, ob er bloß Varietät von dieser oder von Meone oder vielleicht gar eigene Art ist, da er auch mit der letztern in der Farbe nicht überein kommt.

Die Raupe von Egeria ist mattgrün, mit dunkelgrünen und weißen Streifen und zarten weißen Härchen. Sie lebt auf der Quecke (Triticum repens) und mehreren weichen Grasarten. Die Puppe ist eckig, bald hell, bald dunkelgrün, oder bräunlich. Der Falter fliegt im Frühjahr und dann wieder im Julius und August in Teutschland, Frankreich und Italien. H. Meone findet sich in Italien, dem südlichen Frankreich, Portugal, und nach neuern Nachrichten auch in Kärnthen und Tirol. Esper, Hübner und Boisduval, dieser mit ? citiren den Pap. Xiphia *Fabr.* E. S. III, 1, 95. 294. zu dem H. Meone, allein nach der Versicherung des Gr. v. Hoffmansegg, der den P. Xiphia, aus Madera besitzt, ist dieser ein ganz anderes Thier und noch einmal so groß (Ochsenheimer).

16) H. Galatea, *Linné.* (*Hübner* Pap. t. 41. f. 183. Männchen, 184. 185. Weibchen. Text. S. 30. Var. A. Leucomelas. *Hübner* Pap. t. 102. f. 517. 518. Var. B. Procida. Herbst Schmetterlinge. t. 183. f. 5. 6. *Hübner* Pap. t. 130. f. 658. 659. Männchen. Galaxaera, Esper Schmetterlinge. t. 111. f. 5. Var. C. Galene. Esper Schmetterlinge. t. 124. f. 1. Männchen. f. 2. Weibchen). Lieschgrasfalter, Schachbret, Damenbret.

Die gezähnten Flügel dieses Falters sind schwarz, mit weißen oder gelblichen Flecken, welche in der Mitte der Hinterflügel eine gebogene Binde bilden. Auf den vorderen steht gegen die Spitze ein verloschenes, oft kaum sichtbares schwarzes Auge, und vor dem Außenrande der hinteren zeigen sich gewöhnlich in der schwarzen Grundfarbe 2 oder 3 verblichene Augen mit bläulich weißen unregelmäßigen Pupillen. Der Saum ist weiß und schwarz gescheckt. Auf der Unterseite sind die weißen Flecken der Vorderflügel größer, und gegen die Spitze, welche weiß oder gelblich angelegt ist, steht ein schwarzes, bläulichweiß gekerntes Auge. Die Hinterflügel sind weiß, oder gelblich und schwarz geadert; durch die Mitte zieht eine schwarz angeflogene, von den Adern in mehrere Flecken abgetheilte Binde, und vor dem Außenrande stehen in einem schwärzlichen Schatten 5 schwarze Augen mit gelben oder weißen Ringen und bläulichen Pupillen. Das letzte am Innenwinkel hat einen doppelten Kern, und die beiden äußeren stehen abgesondert am Vorderrande. Vor dem Außenrande aller Flügel läuft eine gezackte schwarze Linie her, die mit den Adern und der Randlinie die Grundfarbe einschließt. Das Weibchen ist größer, seine Hinterflügel sind unten gelb, mit bräunlich angeflogenen Schatten und Adern, und meistens verloschenen Augen.

Was die angeführten Varietäten betrifft, so ist darüber, ob sie nicht wenigstens zum Theil eigene Arten sind, noch nicht entschieden. Ochsenheimer sieht sie für erstere an, so auch Boisduval. Dagegen führt sie Meigen alle und auch Espers Electra, t. 111. f. 4., welche Ochsenheimer mit ? zu Var. B zieht, als eigene Arten auf. Ein Rec. der Schmetterlinge versichert, daß Galene nur Varietät sei, bleibt aber über Procida zweifelhaft, nicht so über Leucomelas, den er mit einem andern Rec. desselben Werks für eigene Art hält.

Von Leucomelas sagt Ochsenheimer: „er ist nur in Ungarn zu Hause, und unterscheidet sich stets durch die Unterseite seiner Hinterflügel, die ohne alle Zeichnung, weiß oder gelblich gefärbt ist, und die schwarze Grundfarbe der Oberseite scheint nur verloschen durch. Auch die Adern sind nicht einmal dunkler gefärbt. Alle angeführten Abbildungen stellen Weibchen vor, und die Exemplare, welche ich besitze oder gesehen habe, sind es ebenfalls. Einen ähnlichen Mann kennt man bis jetzt nicht, und daher möchte, da überdieß kein Übergang sich finden will, die Artverschiedenheit zur Zeit noch unentschieden bleiben."

Von Procida berichtet Meigen: „Die Oberseite kommt in der Zeichnung mit dem vorigen überein, nur ist die schwarze Farbe stärker verbreitet und daher sind die weißen Flecken kleiner. Auf den Hinterflügeln zeigt sich keine Spur von Augen. Unten sind die Vorderflügel schwächer angelegt als bei der gemeinen Art; die hintern zeigen keinen erheblichen Unterschied, nur sind die Augenringe deutlicher und das letzte Auge ist nicht doppelt. Dieser Falter findet sich in Kroatien" (und in Italien?).

Und von Electra sagt derselbe Schriftsteller: „Die Grundfarbe dieses Falters ist ein sehr düsteres Schwarzbraun; die Flecken sind sehr erhöht gelb, die am Außenrande der drei vorigen Arten befindlichen, fehlen hier gänzlich, oder es sind an der Spitze der Vorderflügel nur ein Par verlorne stehen geblieben. Auf der Unterseite weicht die Zeichnung der Vorderflügel ganz ab; sie ist schwarz mit gelben von den Adern durchschnittenen Flecken; die Hinterflügel sind gelb; Binde und Augen wie bei Galatea, doch haben die Augen keine blauen Pupillen, sondern nur einen schwarzen Mittelpunkt."

Dieſer Falter wurde in mehrern Exemplaren bei Karlſtadt in Kroatien gefangen.

Ochſenheimer, der Galene Anfangs als eigene Art aufführte, gibt davon folgende Beſchreibung: Größe und Geſtalt des P. Galatea, auch die Zeichnung der Oberſeite, aber außer einem ſchwarzen Pünktchen gegen die Spitze der Vorderflügel, zeigt ſich auf den hintern keine Spur von Augen. Die Unterſeite der vorderen iſt wie bei P. Galatea, nur fehlt das Auge. Die hinteren ſind gelblich weiß, die Adern ſchwarz; durch die Mitte zieht eine ſchwarz angeflogene Binde und vor dem Saume ſteht eine ſchwarze Zackenlinie: über derſelben, nach innen, bei dem Manne eine unterbrochene Reihe ſchwarzer Flecken, ohne Augen; bei dem Weibe iſt der Raum zwiſchen der Mittelbinde und der Randlinie ganz ungefleckt. Dieſer Falter fand ſich in mehreren ganz überein ſtimmenden Exemplaren im Julius auf den Sabiner Gebirgen in Italien.

Die Raupe iſt lebhaft grün, vor der Verwandlung gelblich, mit bräunlich rothem Kopf, einer dunklern Rücken- und zwei helleren Seitenlinien. Der Leib läuft hinten wie bei allen Raupen dieſer Gattung in 2 Spitzen aus, auf denen 2 rothe Dörnchen ſtehen. Sie lebt im Mai auf dem Wieſenliſchgraſe (Phleum pratense). Die Puppe iſt glatt, eiförmig, gelblich, mit langen Flügelſcheiden und zwei ſchwarzen, augenähnlichen Punkten an den Seiten des Kopfs. — Der Falter fliegt im mittleren und ſüdlichen Europa im Julius und Auguſt auf Berg- und Waldwieſen.

17) H. Epiphron, *Knoch.* (Beiträge IV. t. 6. f. 7. — Janthe *Hübner.* t. 44. f. 202. — Egea Borkhauſen europ. Schmetterlinge I. S. 77. II. S. 202.)

Die ungezähnten Flügel ſind auf der Oberſeite ſchwarzbraun, mit einem grünlichen Schiller; auf den vorderen ſteht gegen den Außenrand eine gelbrothe Querbinde, welche durch die Adern in mehrere Flecken abgetheilt wird, und in dieſer befinden ſich 2, 3 oder 4 ſchwarze Augen, die bei dem Weibchen größer und weißgekernt ſind, meiſtens aber nur als ſchwarze Punkte von verſchiedener Größe erſcheinen, jedoch bei keinem der vielen Exemplare, die Ochſenheimer vor ſich hatte, gänzlich fehlten. Die Hinterflügel ſind länglich rund, bilden in der Mitte des Außenrandes eine hervorſtehende, ſtumpfe Spitze, und führen längs dem Saum 3 oder 4 gelbrothe Flecken, die öfters in eine nur durch die Adern unterbrochene Binde zuſammen gefloſſen ſind, — und darin wie auf den vorderen, ſchwarze Punkte oder Augen, zuweilen mit weißen Pupillen. Die Unterſeite iſt wie die obere gefärbt, aber ohne Schiller; auf den Vorderflügeln iſt die gelbrothe Binde nur nach außen ſcharf begränzt und verfließt einwärts in die Grundfarbe, wodurch oft die ganze Fläche bis an die Wurzel, mehr oder weniger gelbroth erſcheint. Die Punkte oder Augen ſind wie oben, und eben ſo auch auf den Hinterflügeln. Die Fühler ſind oben braungrau, unten weißlich. Dieſer Falter iſt nur auf dem Harze zu Hauſe.

18) H. Medusa, *Linné.* (*Hübner* Pap. t. 45. f. 103. 104. Männchen. Text. S. 84. Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. F. d. f. 1. o. — Ligea Esper Schmetterlinge I. t. 7. f. 2. — Medea Borkhauſen europ. Schmetterlinge. I. S. 74. 235. II. S. 201). Blutgrasfalter.

Die ungezähnten Flügel ſind ſchwarzbraun und haben auf den vorderen oben und unten eine aus rothgelben Flecken zuſammen geſetzte Binde, in welcher am Vorderrande 2 ſchwarze Augen mit weißen Pupillen ſehr nahe beiſammen ſtehen und oft zuſammen gefloſſen ſind. Die übrigen Flecken ſind bald mit, bald ohne Augen, und führen zuweilen nur ſchwarze Punkte. Die Hinterflügel haben gewöhnlich oben 3, unten 4 oder 5 von einander abſtehende rothgelbe Flecken, mit ſchwarzen, weißgekernten Augen. Abänderungen kommen häufig vor und beziehen ſich meiſtens auf die Zahl und Geſtalt der Augen und der rothgelben Flecken, in denen ſie ſtehen. Die Raupe iſt hellgrün mit weißlichen und dunkelgrünen Längsſtreifen und feinen Härchen. Sie lebt auf dem Bluthirſengras (Panicum sanguinale). — Der Falter fliegt im Mai und Junius, in verſchiedenen Gegenden Teutſchlands, in Wäldern.

19) H. Medea, Wiener Verzeichn. (*Hübner* Pap. t. 48. f. 220. Männchen. 221. 222. Weibchen. Text. S. 87. — Blandina, *Fabr.* Ent. Syst. III, 1. 236. — Aethiops Esper Schmetterl. I. t. 25. f. 3. t. 63. f. 1.). Hundsgrasfalter.

Die Flügel ſind gezähnt, und bei dem Weibchen weiß und dunkelbraun geſäumt. Die Grundfarbe iſt dunkelſchwarzbraun, die Vorderflügel haben oben eine roſtfarbene, unten öfters rothgelbe Binde, mit 3 oder 4 ſchwarzen, weißgekernten Augen, wovon die beiden erſten zuſammen gefloſſen ſind, — die hintern oben 3 oder 4 Augen in roſtfarbenen Flecken, die zuweilen eine Binde vorſtellen. Unten ſind ſie bei dem Männchen ſchwarzbraun, mit einer helleren verloſchenen Binde gegen den Außenrand, in welcher 2 bis 4, oft kaum ſichtbare, kleine ſchwarze Augen mit weißen Pupillen ſtehen. Die Wurzel iſt manchmal etwas heller gefärbt. Das Weibchen iſt auf der Unterſeite der Hinterflügel viel abweichender gezeichnet: die Wurzel iſt weißlich grau oder bräunlich gelb beſtäubt, hierauf folgt eine breite, dunkelbraune, nach außen bogig ausgeſchnittene Binde und zwiſchen dieſer und dem gleichfarbigen Außenrande zeigt ſich eine weißgraue, oder ockergelbe Binde, in welcher 3 oder 4 kleine weißgekernte ſchwarze Augen zu ſehen ſind, die auch eben ſo oft gänzlich fehlen. Dieſer Falter iſt in den meiſten Gegenden Teutſchlands in Wäldern zu Hauſe, im Auguſt an Fahrwegen. Seine Raupe lebt nach dem Wiener Verzeichn., auf dem Hundsgraſe (Dactylis glomerata).

20) H. Ligea, Wiener Verzeichn. (*Hübner* Pap. t. 49. f. 225. 226. Männchen. f. 227. Weibchen. Text. S. 86. Pap. t. 47. f. 218. 219. Weibchen. Text. S. 87. Philomela. — Alexis Esper Schmetterlinge. I. t. 44. f. 1. Philomela t. 54. f. 2. Var. t. 116. f. 4.). Kupferbrauner Falter.

Die ſchwarzbraunen Flügel, beſonders die hinteren, ſind gezähnt und der Saum iſt immer weiß und ſchwarz-

braun gescheckt. Durch die Vorder- und Hinterflügel zieht eine kupferbraune, rostfarbene oder rothgelbe, durch die Adern getrennte Fleckenbinde, in welcher bald mehrere, bald wenigere schwarze Augen, mit oder ohne weiße Pupillen liegen, wovon die beiden ersteren auf den Vorderflügeln nahe beisammen stehen. Auf der Unterseite sind die vorderen etwas heller gefärbt und öfters am Vorderrande über der rostfarbenen oder rothgelben Binde weißlich bestäubt, übrigens aber wie oben gezeichnet. Die Hinterflügel kommen in sehr mannichfaltigen Varietäten vor, deren auffallendste hier folgen. 1) Die Grundfarbe ist ein schwärzliches Braun, gegen den Außenrand stehen 3 oder 4 größere oder kleinere Augen mit oder ohne weiße Pupillen in rothgelben oder rostfarbenen Ringen. In der Mitte zeigt sich am Vorderrande ein milchweißer Flecken, der sich zuweilen bis in die Mitte des Flügels zieht. So ist fast durchgehends das Männchen gezeichnet. 2) Die Augenflecken stehen in einer helleren, mehr oder weniger weiß bestäubten Binde, die nach innen scharf begränzt ist, starke Zacken bildet und nach außen in die Grundfarbe verläuft. 3) Die Wurzel ist in ziemlicher Breite mit gelblichen oder weißlichen Atomen angeflogen, und gegen den Außenrand zeigt sich eine, nach innen milchweiße, nach außen braun- oder ockergelb bestäubte Binde, in welcher die oft kaum sichtbaren Augen stehen und die Grundfarbe erscheint dadurch in der Mitte des Flügels als eine breite, sehr zackige Binde. (Hübners Philomela. f. 219). 4) Die Wurzel ist ockergelb angelegt und braun bestäubt und die Binde vor dem Außenrande ockergelb ohne weißliche Einmischung, nach innen scharf begränzt, nach außen in die Grundfarbe verlaufen. — Der P. Ligea ist in Teutschland, der Schweiz, Italien und Schweden einheimisch. Die Raupe ist nach den Hübnerschen Abbildungen grün, mit einer schwarzen Rückenlinie und mehreren weißlichen Längsstreifen. Der Kopf ist rothgelb.

21) H. Davus, *Fabr.* (Tullia, *Hübner* Pap. t. 52. f. 243. 244. Text. S. 41. — Philoxenus Esper I. t. 54. f. 3. t. 78. f. 3. — Musarion u. Laidion, Borkhausen I. S. 91. 92. 244. II. S. 208).

Dieser Falter hat die größte Ähnlichkeit mit dem P. Pamphilus, aber er ist beträchtlich größer. Die Grundfarbe der ungezähnten Flügel ist ockergelb, bei dem Männchen etwas dunkler. Die vorderen führen gegen die Spitze ein schwarzes blindes Auge, oft nur einen Punkt und zuweilen noch einen zweiten undeutlichen gegen den Innenrand. Unten sind sie röthlich gelb, an der Spitze und längs dem Außenrande aschgrau; eine gelblich weiße, nur nach innen scharf begränzte Binde zieht sich vom Vorderrande bis in die Mitte, ein schwarzes, weißgekerntes Auge steht in einem hellgelben Ringe und gegen den Innenrand ein zweites oder drittes kleineres. Die Hinterflügel haben oben 2 oder 3 schwarze Augen in verloschenen gelben Ringen, unten sind sie aschgrau, dunkler bestäubt, am Außenrande heller. Durch die Mitte geht eine weiße, stark unterbrochene Binde, von der oft nur 2 Flecken sichtbar sind, und vor dem Außenrande läuft eine Reihe von 5 oder 6 schwarzen, weißgekernten und gelbgeringten Augen her, wovon das am Vorderrande das größte, und das am Innenwinkel zuweilen doppelt ist. Der Saum ist hellgrau. Der Falter fliegt in mehreren Gegenden Teutschlands auf feuchten Wiesen häufig.

22) H. Pamphilus, *Linné.* (Nephele, *Hübner* Pap. t. 51. f. 237. Männchen. f. 238. 239. Weibchen. Text. S. 40). Kammgrasfalter.

Die ungezähnten Flügel sind oben ockergelb oder bräunlich, am Rande dunkler, auf den vorderen mit einem schwarzen, blinden Augenflecken, der sich auch unten, jedoch größer, mit einer weißen Pupille und einem gelben Ringe umzogen, zeigt. Die Grundfarbe ist hier dunkler, an der Wurzel graubraun, an der Spitze und dem Außenrande aschgrau. Die Hinterflügel sind unten graubraun, in der Mitte mit einer verloschenen, unterbrochenen, weißlichen Binde, und 3 oder 4 verblichenen kleinen Augen. Die Raupe nährt sich von weichen Grasarten, vorzüglich von dem Kammgrase (Cynosurus cristatus), ist grün, nackt, mit einer dunkleren Rücken- und einer weißen Seitenlinie. Die Puppe hängt gestürzt, ist grün und ohne Spitzen an Kopf und Leib. Der Falter ist im Mai, Julius und August allenthalben in Europa häufig.

23) H. Iphis, Wiener Verzeichn. (*Hübner* Pap. t. 53. f. 249. Männchen. f. 250. 251. Weibchen. Text. S. 40. Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. F. c. f. 2. a. b. Hero, *Fabr.* Ent. Syst. III, 1. 222. Tiphon. Herbst Schmetterl. VIII. t. 189. f. 1 — 4.). Zittergrasfalter.

Die Grundfarbe der ungezähnten Flügel ist bei dem Männchen ockerbraun, bei dem Weibchen im Mittelfelde ockergelb, der Außenrand der vorderen, und die hinteren dunkler. Letzteres hat an der Flügelspitze ein kleines Auge. Auf der Unterseite der vorderen zeigt sich zwischen einem verblichenen, oft kaum sichtbaren, weißlichen, abgekürzten Streif und dem lichtgrau angelegten Außenrande ein einzelnes, kleines Auge, das auch öfters fehlt. Die Hinterflügel sind grau, zuweilen bräunlich oder grünlich, mit einer unterbrochenen weißen Binde und sechs kleinen Augen mit weißen Pupillen, wovon einige zuweilen bei dem Weibchen oben durchscheinen. Vor dem Außenrande läuft eine zarte, oft kaum sichtbare, silberfarbene Linie her, und hinter ihr ein rothgelber, schmaler Streif, der aber nicht immer ganz durchzieht. Die Raupe ist nach der Hübnerschen Abbildung dunkelgrün, mit einem bläulichen Kopfe und schmalem, dunklem Rückenstreife. Sie lebt auf verschiedenen weichen Grasarten. Die Puppe ist dunkelgrün mit helleren Flügelscheiden. — Der Falter fliegt im Junius und Julius, in lichten Waldungen, überall in Teutschland.

24) H. Hero, *Linné.* (*Hübner.* t. 53. f. 252. 253. Weibchen. t. 172. f. 849. 850. Var. Text. S. 42. — Sabaeus. *Fabr.* Ent. Syst. III, 1. 222.). Scheinsilberäugiger Falter.

Die ungezähnten Flügel sind braun, meistens ins Schwärzliche fallend; auf den vorderen zeigt sich an

beiden Geschlechtern, öfter aber bei dem weiblichen, ein schwarzer Punkt in einem rostfarbenen Kreise, und zuweilen noch ein kleines rostfarbenes Pünktchen gegen den Innenrand. Unten ist die Grundfarbe ockerbraun; zwischen einem verblichenen, abgebrochenen, weißlichen Streif und einer silberfarbenen Linie, welche vor dem rothgelben Außenrande steht, zeigt sich ein schwarzes Auge mit weißer Pupille in einem rothgelben Ringe, — seltner noch ein zweites blindes gegen den Innenrand. Die Hinterflügel haben oben 2 bis 5 schwarze Augen, — von denen die beiden mittleren die größten sind, — in rothgelben Ringen, zuweilen eins oder das andere, selten aber alle, mit gelblichen kleinen Pupillen. Im Innenwinkel steht noch ein schmales, abgebrochenes, rothgelbes Randstreifchen. Unten sind sie graubraun, mit einer grünlichen Mischung an der Wurzel: in der Mitte liegt eine gezähnte, weiße Binde und hinter dieser 6 schwarze, glänzend weißgekernte Augen in rothgelben Ringen. Vor dem rothgelben Außenrande läuft eine silberne, oder vielmehr bleifarbene Linie her, und der Saum ist weißlich. Der Falter ist Ende Mai, im Junius und Julius in Teutschlands Laubwäldern auf Birken nicht selten.

25) H. Arcania, *Linné*. (*Hübner* Pap. t. 51. f. 240. Männchen. f. 241. 242. Weibchen. Text. S. 42. Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. F. c. f. 1. a.). Perlgrasfalter.

Die Vorderflügel sind auf der Oberseite rostgelb, mit einem breiten schwarzen Außenrande, in welchem zuweilen, besonders bei dem Weibchen, ein kleines verloschenes Auge steht, das sich unten größer und deutlicher, mit weißer Pupille und einem gelben Ringe, sehr oft in einem gelblichen, bindenartigen Streife zeigt, und seltner ganz verblichen ist. Die hinteren sind oben schwärzlich, unten graubraun, mit einer ungleich breiten weißen Binde, vor welcher ein einzelnes, schwarzes, weißgekerntes Auge in einem gelben Ringe steht. Hinter ihr zeigen sich 4 ähnliche, wovon die beiden letzteren die größten sind, die zuweilen auf der Oberseite durchscheinen. Vor dem rothgelben Rande aller Flügel läuft eine glänzend bleifarbene Linie her*). Die Raupe ist grün, der Kopf eingekerbt, das Maul roth. Über den Rücken zieht eine dunkelgrüne, zu beiden Seiten desselben eine weißlichgelbe und nahe über den Füßen eine gelbe Linie hin. Die Afterspitzen sind am Ende röthlich. Sie lebt auf dem Perlgrase (Melica ciliata), und verschiedenen andern Grasarten. Die Puppe ist breit, stumpf, am Hinterleibe röthlich, mit weißlichen, röthlich eingefaßten Flügelscheiden. Der Falter entwickelt sich nach 3 Wochen und fliegt im Junius und Julius in Laubwäldern; in Teutschland, Schweden, Frankreich und Italien.

(*D. Thon.*)

*) Borkh. P. Naidon. S. 91. n. 28. Tab. adj., wozu auch Herbsts P. Naidon. Tab. 188. f. 3. 4. (eine Copie) VIII. Th. S. 47 gehört, dürfte wohl, da er nur ein einziges Mal gefangen worden, und Borkh. selbst davon nicht überzeugt war, ob er eine eigne Art bilde, als bloße Varietät anzusehen seyn. (Ochsenheimer a. a. O.)

Hipparchia (Gattinn des Krates), s. Krates.

Hipparchi Diagramma, s. Hipparchos.

HIPPARCHIE (die), eine selbstständige Abtheilung von Reiterei bei den Griechen (vergl. Hipparchos). Bei den Makedoniern, welche die ausgebildetste Reiterei hatten, war diese Abtheilung etwa unsrer heutigen Brigade gleich. (*Benicken.*)

Hipparchisches Diagramm, s. Hipparchos.

HIPPARCHOS (der), Hipparch, Befehlshaber der Reiterei (Marschall in der alten Bedeutung) bei den Griechen. Die Athener, denen der gänzliche Mangel an Reiterei nach Beendigung des ersten Perserkrieges (500 v. Chr.) zuerst fühlbar wurde, errichteten Anfangs eine Schwadron (Phyle) von 500 Pferden, bald noch drei von gleicher Stärke, wovon zwei und zwei ein Regiment (Taxis) bildeten, die von einem Tariarchen im Frieden und besonders in Bezug auf Verwaltung und Disciplin befehligt, vor dem Feinde aber von einem Hipparchen geführt wurde. In der Schlachtordnung hatten die beiden Hipparchen ihre Standorte auf den Flügeln der Phalanx in der Regel; selten war die Reiterei vereinigt. Auch bei den Lakedämoniern hieß der Anführer der ebenfalls nicht zahlreichen, aber in Ulamen (Züge) von 50 Pferden getheilten Reiterei, der Hipparch; Hippagreten wurden aber bei ihnen die drei Schwadronschefs der 300 Reitergarden der lakedämonischen Könige genannt. Bei der zahlreichen Reiterei der Makedonier gebührte der Titel des H. auch den Anführern der einzelnen Hipparchien *). (*Benicken.*)

HIPPARCHOS, HIPPARCHUS, 1) Sohn des Pisistratos, des Ordners und Beherrschers von Athen (reg. v. 561 — 528 v. Chr.), erbte mit seinem Bruder Hippias die Herrschaft des Vaters, in dessen Geiste er durch Gefälligkeit gegen Jedermann, klugen Gebrauch seines Reichthums, Liebe für Kunst und Wissenschaft, Beredsamkeit und Weltklugheit, die ungeregelte Freiheitsliebe der Athener zügelte, ihren Kunstsinn läuterte, sie dem Wohlstande durch Anregung der Betriebsamkeit zuführte und mit Hilfe der Gesetze Solons regirte. Der Privatfeindschaft indeß konnte er nicht entgehn; am Feste der Panathenäen fiel er durch Meuchelmord (s. d. Art. Harmodios und Aristogiton 2te Sect. II. Bd. S. 295) auf dem feierlichen Zuge zum Tempel der Pallas Athene (514 v. Chr.). Plato nennt ihn einen der vollkommensten Sterblichen und setzt in seine Regirungszeit die Wiederkehr des goldnen Weltalters. Den Anakreon und Simonides zog er nach Athen, und beförderte dort die Kunde von Homers Dichtungen. (*Benicken.*)

2) H. aus Nikäa in Bithynien *) ist der Va-

*) Vergl. *Xenoph.* Rep. Lac. IV, 3.; hist. graec. III, 3, 9.; mag. equit. 5. *Polyaen.* Strateg. I, 43. 1. *Arrian.* IV, 4, 27.

1) Suidas (sub voce Ἵππαρχος) nennt ihn einen Nikäer; dagegen wird Hipparch auf dem Titel seines Commentars über Aratos ein Bithynier genannt, so auch vom Strabo (lib. XII. cap. 3.). Manche neuere Schriftsteller nennen ihn Hipparch von Rhodos und berufen sich deßhalb auf Plinius, der indessen (Hist. nat. lib. II. cap. 12 et 16.) den Hipparch ohne solchen Beinamen nennt, so wie auch Ptolemäus (*συντ. φυσικ. ἀστρ.*

ter der eigentlichen wissenschaftlichen Astronomie. Seine auf uns gekommenen Beobachtungen gehen von der 154sten bis zur 163sten Olympiade, er blühete also in den Jahren 160 bis 125 vor Anfang unserer Zeitrechnung. Seine meisten und besten Beobachtungen hat er auf Rhodos angestellt, einige vielleicht auch in Alexandrien [2]); frühere jugendliche Versuche scheint er schon während seines Aufenthalts in Bithynien gemacht zu haben. Über Hipparchs Lebenslauf ist uns keine weitere Nachricht aufbehalten; was seinen sittlichen Charakter betrifft, so schreibt ihm Ptolemäos unermüdlichen Fleiß und strenge Wahrheitsliebe zu, (μεγαλ. συνταξ. βιβλ. γ' κεφαλ. β' und an vielen andern Stellen) und dafür, so wie für das, besonders von Plinius, hochgepriesene Genie desselben sprechen auch seine Arbeiten. — Hipparchs früheste astronomische Beobachtungen scheinen, nach der Gewohnheit seiner Zeit, nur den Auf- und Untergang der Gestirne betroffen zu haben. Darüber verfaßte er entweder zu Rhodos oder in Bithynien einen Commentar zum Aratos (vgl. den Art. Aratos). Er bemerkte nämlich viele Unrichtigkeiten in den Angaben des Eudoxos und Aratos über die Lage der Gestirne; erst später aber scheint er entdeckt zu haben, daß seit Aratos oder vielmehr seit Eudoxos, welchem Aratos in seinem Gedichte folgt, die ganze Lage der Himmelskugel sich geändert haben müsse. Seine Liebe zur Wahrheit und zur genauen Erforschung derselben veranlaßte ihn nun, die gesammte Astronomie seiner Zeit einer strengen Prüfung zu unterwerfen und zwar mußte es ihm zunächst am Wichtigsten seyn, die Lage der Äquinoctial- und Solstitialpunkte und die Zeit, welche die Sonne gebraucht, um von dem einen jener Punkte zum andern zu gelangen, mit Einem Worte also, die Länge des Jahres, und seine Theile scharf zu bestimmen. Er verglich, um sicherer zu gehen, seine eigenen Beobachtungen mit den älteren und entdeckte, daß die bis dahin auf 365 Tage 6 Stunden angenommene Länge des Sonnenjahrs um ungefähr 5 Minuten zu groß sei. Schon vor Hipparchs Zeit hatte man bemerkt, daß die vier Theile, worein das Jahr durch die Solstitien und Äquinoctien getheilt wird, keines Wegs einander gleich seien, und hatte, indem man übrigens, wie alle Astronomen vor Kepler, keine andern als kreisförmige Bahnen der Himmelskörper gelten ließ, diese Erscheinung durch die Annahme erklärt, daß die Erde sich nicht genau im Mittelpunkte der Sonnenbahn befinde, so daß bei stets gleichförmiger Geschwindigkeit, welche man ebenfalls vor Kepler für jeden Himmelskörper annehmen zu müssen glaubte, die Sonne doch scheinbar in kürzerer Zeit den südlichen Theil der Ekliptik als den nördlichen durchlaufe. Nur über die Größe dieser Excentricität der Sonnenbahn und über die Lage der Apsidenlinie (d. i. nach der ältesten Bedeutung diejenige gerade Linie, welche den Punkt, wo die Sonne der Erde am Nächsten ist, mit demjenigen verbindet, wo sie am Weitesten von der Erde entfernt ist), war man nicht einig. Hipparch schloß aus seinen Beobachtungen, daß die Größe der Excentricität, d. i. der Abstand von der Erde vom Mittelpunkte der Sonnenbahn, $\frac{1}{24}$ vom Halbmesser dieser Bahn betrage und daß die Sonne dann am entferntesten von der Erde sei, wenn sie im 24sten Grade des Zeichens der Zwillinge steht. Lange Zeit legte man diese Annahmen bei Berechnung der Sonnentafeln zum Grunde, bis man erst durch fortgesetzte Beobachtungen mit vollkommneren Instrumenten fand, daß die Excentricität etwa um den sechsten Theil kleiner angenommen werden müsse. Mit gleichem Fleiße und Scharfsinne bemühte sich Hipparch, die freilich noch viel schwierigere Theorie des Mondes auf eine mehr wissenschaftliche Form zu bringen. Durch Vergleichung älterer Beobachtungen von Verfinsterungen mit seinen eigenen suchte er die Dauer eines Mondsumlaufs genau zu bestimmen, und benutzte diese Bestimmung zur Verbesserung der Kalipp'schen Mondsperiode (vergl. den Art. Kalippos). Auch suchte er die Excentricität der Mondsbahn und ihre Neigung gegen die Ekliptik, so wie die Bewegung der Apsiden nach der Ordnung der Zeichen, und der Knoten in der entgegen gesetzten Richtung, genauer anzugeben. Hipparch berechnete nun die ersten Sonnen- und Mondstafeln, deren in der Geschichte der Astronomie Erwähnung geschieht, welches wahrscheinlich die mit H.'s anderweitig bekannter Vorsicht nicht wohl vereinbare und daher vermuthlich übertriebene Äußerung des Plinius [3]) veranlaßt hat: Hipparch habe den Lauf jener beiden Gestirne auf 600 Jahre vorausgesagt. — Über die Theorie der Planeten scheint Hipparch Etwas zu bestimmen nicht gewagt zu haben, weil er die auf ihn gekommenen älteren Beobachtungen derselben als zu mangelhaft erkannte. Er begnügte sich daher, jene Beobachtungen in eine bessere Ordnung zu bringen und zu zeigen, daß die von früheren Astronomen aufgestellten Hypothesen nicht genügten, die beobachteten Erscheinungen der Planeten zu erklären [4]). Dagegen unternahm es Hipparch, die Entfernungen und die Größe der Sonne und des Mondes zu bestimmen, worin er freilich, wie sich bei der Unvollkommenheit seiner Instrumente nicht anders erwarten läßt, noch sehr von der Wahrheit entfernt blieb, aber doch alle seine Vorgänger übertraf. Scharfsinnig ist die

κεφαλ. ε'.) nur sagt, daß Hipparch in Rhodos beobachtet habe. Ganz irrig unterscheiden Riccioli (Chronic. p. 36) und Gassendi (Opp. T. V. p. 377) Hipparch den Rhodier von Hipparch dem Bithyner. — Die Araber schreiben den Namen dieses Astronomen ابرخس, woraus Unkundige Abrachis gemacht haben. — Die Schreibart Ὑππαρχος findet sich, meines Wissens nur in Theon's Commentar über den Ptolemäos z. B. lib. I. cap. 9., damit ist Bailly zu entschuldigen, welcher beständig Hypparque schreibt. 2) Ob Hipparch jemals in Alexandrien beobachtet habe, ist ungewiß, obgleich es von den meisten neuern Astronomen angenommen wird. Vergl. darüber *Delambre* Hist. de l'astron. ancienne. T. I. p. XXI u. ff.

3) Hist. nat. II, 12. utriusque sideris cursum in sexcentos annos praecinuit Hipparchos. Schon die fast poetische Sprache läßt hier einige Übertreibung vermuthen. Auch steht sexcenti bekanntlich oft, wo nicht gerade die Zahl 600, sondern nur irgend eine große Zahl gemeint ist. 4) *Ptolem.* IX, 2.

von ihm, in Ermangelung direkter Methoden, angewandte indirekte Verfahrungsweise, welche in der Astronomie unter dem Namen Diagramm des Hipparch bekannt ist, und in einer Vergleichung der scheinbaren Durchmesser, der Horizontalparallaxen und der Entfernungen und Größen der Sonne und des Mondes mit dem Durchmesser des Erdschattens an der Stelle, wo ihn der Mond in den Mondsfinsternissen durchschneidet, besteht. Hipparch glaubte auf diese Art zu finden, daß die Entfernung der Sonne von der Erde ungefähr 1200 Erdhalbmesser, ihre Horizontalparallaxe etwa 3 Minuten, und die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde 59 Erdhalbmesser betrage, woraus er schloß, daß der Durchmesser der Erde $3\frac{2}{3}$ Mal so groß als der des Mondes, und der Durchmesser der Sonne $6\frac{1}{2}$ Mal so groß als der der Erde sei. — Ein seltenes Phänomen, das sich indessen bekanntlich auch zu Tycho's und Keplers Zeiten ereignet hat, nämlich die Erscheinung eines neuen Sternes, soll, nach Angabe des Plinius (Hist. nat. II, 26.), den Hipparch veranlaßt haben, ein für seine Zeitgenossen staunenswerthes Unternehmen, nämlich eine Zählung sämmtlicher Fixsterne und, mittels eigens dazu von ihm erfundener Instrumente [5]), eine genaue Bestimmung ihrer Örter und scheinbaren Größen zu wagen, um dadurch die Astronomen späterer Zeiten in den Stand zu setzen, zu erkennen, nicht nur ob Sterne verschwinden und neue entständen, sondern auch ob sich die Lage der Fixsterne gegen einander nicht ändere, und ob ihre scheinbare Größe nicht zu- oder abnähme. Dieß mag den Hipparch darauf gebracht haben, Planiglobien zu construiren, eine Erfindung, welche Synesios [6]) ihm zuschreibt. Noch wichtiger aber war die Entdeckung des Vorrückens der Nachtgleichen, worauf Hipparch durch seine Arbeiten über die Fixsterne geleitet wurde, indem er seine Beobachtungen mit den anderthalb hundert Jahre früher angestellten des Aristillos und Timocharis verglich und bemerkte, daß alle Sterne seitdem um ungefähr zwei Grade in der Ordnung der Zeichen vorgerückt seien. Hipparch vermuthete Anfangs, wie Ptolemäos erzählt, daß nur die im oder nahe am Thierkreise liegenden Sterne dieser Bewegung unterworfen wären, fand aber bald, indem er die Örter der andern Sterne verglich, daß die Bewegung allgemein sei. Dennoch kündigte er, die geringe Genauigkeit seiner Vorgänger erwägend, seine Entdeckung nicht mit großer Zuversicht an, hinterließ aber, um die Nachwelt zu einem bestimmteren Urtheile zu befähigen, eine große Anzahl eigener Beobachtungen über die Fixsterne, mit deren Hilfe späterhin Ptolemäos sich sowohl von der unveränderlichen Lage der Fixsterne gegen einander als von der Bewegung der ganzen Sphäre um die Pole der Ekliptik überzeugte. Um die Geographie erwarb sich Hipparch gleichfalls großes Verdienst, indem er die eigentliche wissenschaftliche (mathematische) Geographie dadurch begründete, daß er darauf drang, die geographischen Längen und Breiten zur Bestimmung der Lage von Örtern auf der Erdoberfläche anzuwenden, und zur Bestimmung der Längen die Mondsfinsternisse gebrauchte [7]). Freilich machte die große Unvollkommenheit der damaligen praktischen Astronomie es unmöglich, schon zu jener Zeit von den an sich trefflichen Principien Hipparchs den rechten Vortheil für die Erdkunde zu ziehen; doch gebührt ihm die Ehre, die Polhöhen und Längen schärfer als Pytheas oder irgend ein anderer seiner Vorgänger bestimmen gelehrt zu haben. Mit Unrecht tadelt daher wohl Strabon Hipparchs nur aus Wahrheitsliebe entspringende Strenge gegen den Eratosthenes, für welchen Strabon offenbar parteiisch ist, während er doch oft selbst dem Hipparch gegen Eratosthenes beizutreten genöthigt ist †). — Hipparch besaß, wie man aus dem, was er geleistet hat, schließen muß, schon ziemlich vollständige Kenntniß der ebenen und sphärischen Trigonometrie, und wußte dieselbe geschickt anzuwenden, obgleich es ihm freilich an den jetzigen, besonders durch die Logarithmen so sehr vervollkommneten trigonometrischen Hilfsmitteln noch fehlte. Er selbst hat, nach dem Zeugnisse des Theon [8]), über die, damals die Stelle der Sinus vertretenden, Sehnen ein Werk in 12 Büchern verfaßt. Die Schriften des Hipparch, welche von Ptolemäos, Theon, Suidas und andern alten Schriftstellern angeführt werden, aber leider fast alle verloren gegangen sind, haben folgende Titel: 1) *Τῶν Ἀράτου καὶ Εὐδόξου φαινομένων ἐξηγήσεων βιβλία γ'.* 2) *Ἀστερισμοὶ* oder *εἰς ἀστερισμούς.* Diese beiden Werke sind die einzigen uns erhaltenen, und sind zuerst zu Florenz im J. 1567 in fol. von Peter Victorius heraus gegeben, später ist das erst genannte auch von Petavius in seinem Uranologium (Paris. 1630. fol.) mit lateinischer Übersetzung erschienen, das letztere aber weggelassen worden, weil es fast wörtlich auch im siebenten Buche der Syntaxis des Ptolemäos steht; das letzt gedachte Werk, welches ein Fixsternverzeichniß ist, steckt vermuthlich unter dem von Suidas angeführten, offenbar von Abschreibern verdorbenen, Titel *εἰς τοὺς ἀρίστους* und ist, wie es scheint, mit dem jetzt zunächst zu erwähnenden einerlei. 3) *Περὶ τῶν ἀπλανῶν ἀναγραφαί*, welchem Werke Pto-

5) Es sind dies die unter den Namen Astrolabium und Dioptra bekannten astronomischen Werkzeuge, welche jetzt freilich außer Gebrauch sind, vor Erfindung der Fernröhre aber sehr nützlich waren. 6) De dono astrolabii. p. 310. edit. *Petavii.*

7) *Strabonis* Geogr. lib. I. p. 7. ed. Paris. †) Den größten Erdkreis bestimmte H. auf 275,000 oder 276,000 Stadien (s. Stadium). Bei Abschätzung des bekannten bewohnten Landes nahm er für die Länge des Eratosthenes 70,000 Stadien für richtig, für die Breite, in 11 Parallelen vom Äquator bis Thule 46,200 Stadien an. Den Hauptmeridian des Eratosthenes (durch Meroë, Syene, Alexandrien, Rhodos, Karien, Jonien, Troas, den Hellespont, Byzanz und die Mündung des Borysthenes) behielt er als der Wahrheit am nächsten kommend bei; auch den Hauptparallel bestimmte er — wie jener — durch Rhodos. Taprobane galt ihm nicht als Eiland, sondern als Anfang eines andern Welttheils. Seine mathematische Strenge in den eignen Forschungen wie in der Beurtheilung seiner Vorgänger hat ihm den Ehrennamen des ersten festen Gründers der Geographie erworben. (*Benicken.*) 8) Comm. in Almag. lib. I. cap. 9.

lemäos im ſiebenten Buche ſeiner Syntaxis folgt, und welches vermuthlich daſſelbe iſt, das von Suidas unter dem Titel *περὶ τῆς τῶν ἀπλανῶν συντάξεως καὶ τοῦ καταστηριγμοῦ* erwähnt wird. 4) *Περὶ μεγεθῶν καὶ ἀποστημάτων* (scil. *ἡλίου καὶ σελήνης*). 5) *Περὶ τῆς κατὰ πλάτος μηνιαίας τῆς σελήνης κινήσεως.* 6) *Περὶ μηνιαίου χρόνου.* 7) *Περὶ ἐνιαυσίου μεγέθους.* 8) *Περὶ τῆς μεταπτώσεως τῶν τροπικῶν καὶ ἰσημερινῶν σημείων.* 9) *Περὶ τῆς πραγματείας τῶν ἐν κύκλῳ εὐθειῶν βιβλία ιβ'.* 10) *Πρὸς τὸν Ἐρατοσθένη καὶ τὰ ἐν τῇ Γεωγραφίᾳ αὐτοῦ λεχθέντα.* 11) *Βιβλίον περὶ τῶν διὰ βάρους κάτω φερομένων.* — Außerdem ſoll Hipparch nach dem Zeugniſſe des Pappus[9]) ein Buch de duodecim signorum ascensione, und, nach Plutarch[10]) auch eine Arithmetik geſchrieben haben, ſo wie ihn ferner Achilles Tatios[11]) zu den Schriftſtellern rechnet, welche *περὶ ἐκλείψεων ἡλίου κατὰ τὰ ἑπτὰ κλίματα* geſchrieben hätten[12]). (*Gartz.*)

3) H., ein Philoſoph der pythagoräiſchen Schule, lebte ums J. 380 vor unſerer Zeitrechnung, was man daraus erkennt, daß Lyſis, welcher ein Schreiben an ihn richtete, des Epaminondas Lehrer war. Hipparchos war der erſte, welcher aufhörte, das von Pythagoras aufgeſtellte und von deſſen Schülern fortgepflanzte philoſophiſche Syſtem, als Geheimlehre zu behandeln; denn er machte es in einer deutlich abgefaßten Schrift zu einem Gemeingute. Der obgedachte Lyſis tadelte ihn deßwegen in einem an ihn gerichteten Briefe ſehr bitter*). Clemens von Alexandrien**) ſetzt hinzu, die Pythagoräer hätten ihn wegen dieſer That aus ihrer Verbindung ausgeſchloſſen und ihm eine Todtenſäule geſetzt, um ihn hiermit gleichſam für todt zu erklären. Ein Fragment aus ſeiner Schrift von der Selenruhe, *περὶ εὐθυμίας* iſt im Stobäos***) noch aufbewahrt. (*Pet. Friedr. Kanngieſser.*)

4) H., ein Dichter der alten Komödie, iſt wenig bekannt. Nach Suidas handelten ſeine Stücke von den Hochzeiten (*περὶ γάμων*), und Athenäos führt drei derſelben namentlich an: die Geretteten (*ἀνασωζόμενοι*) XI. p. 477, Thais XI. p. 484 und die Nachtfeier (*παννυχίς*) XV. p. 691. Ob die ägyptiſche Ilias, welche von Athenäos IX. p. 393 auch einem Hipparchos beigelegt wird, von demſelben Dichter der alten Komödie herrühre, wird bezweifelt. (*Pet. Friedr. Kanngieſser.*)

Hipparchos, Hipparchus (der Dialog), ſ. Platon.

HIPPARENUM (Naarda beim *Ptol.* (II.), Nearda b. *Joseph.* (XVIII.), Naharra auf der Tab. Peuting., Naharda bei *Abulfeda* und Nahardagha bei *Benjamin von Tudela*), ein vom *Plin.* (VI, 26.) unter dieſem Namen aufgeführter Ort in Babylonia, gelegen am Naarmalcha (Königskanal), der den Euphrat mit dem Tigris oberhalb Babylon verband. Plinius a. a. O. nennt den Kanal einen Fluß Namens Narraga. *Ammian.* (XXIV, 2.) gibt wahrſcheinlich demſelben Ort den Namen Macephracta. Jedenfalls iſt er in der Gegend der mediſchen Mauer und der Asphaltquellen, vielleicht in dem Izanneſopolis des *Isidor.*, dem Is *Herodot's* (I, 179.), dem heutigen Hit, ſelbſt, oder doch in deſſen Nähe zu ſuchen. (*Benicken.*)

HIPPARINOS, Halbbruder des Tyrannen Dionyſios II. von Syrakuſä, trat gegen Kalippos, von welchem Dion, nachdem er den Dionyſios vertrieben und die Zügel der Regirung ergriffen hatte, verrätheriſcher Weiſe getödtet worden war, auf und entriß ihm im J. 354 vor Chr. den Thron, welchen er hierauf 2 Jahre inne hatte, ſtarb aber eines gewaltſamen Todes†). (*R.*)

Hipparis, ſ. Camarina.

HIPPARITES, worauf 1ſte Sect. XIX. S. 380 unt. d. Art. Cornu copiae verwieſen worden, iſt Hippurites, welches nachzuſehen. (*R.*)

HIPPARMOSTES, hieß der oberſte Befehlshaber des ſpartaniſchen Corps der Hippeis, deren 3 Abtheilungen unter der Anführung der 3 Hippagreten ſtanden, ſo daß ihm die Hippagreten untergeordnet waren. (*Carl Wilhelm Müller.*)

HIPPASOS (Ἵππασος), HIPPASUS, hieß 1) der Vater des Argonauten Aktor[1]). 2) Ein Sohn des Königs Keyx von Trachin, welcher mit vielen Andern Herakles auf ſeinem Zuge gegen Eurytos und deſſen

---

9) Collect. math. IV, 59., welches Werk bekanntlich bis jetzt nur in der lateiniſchen Überſetzung Commandin's herausgegeben iſt. 10) De Stoicorum repugnantiis. p. 1047 der Ausgabe des Fabricius. 11) Isagoge in *Arati* phaenom. cap. 19. 12) Vergl. *Ptolem.* Syntaxis mathem., welches Werk ſich durchgängig auf Hipparch's Schriften und Beobachtungen ſtützt, an den oben angeführten und an vielen andern Stellen; *Theon* Comment. in Ptolem.; *Galenus* III. *περὶ κρισίμων ἡμερῶν.* Tom. III. opp. p. 445. *Suidas* a. a. O. *Strabo* a. a. O. und an mehreren andern Stellen. *Plin.* hist. nat. a. a. O. und auch lib. II. cap. 108. *Proclus* hypotyp. astron. cap. 5. p. 364. *Synesius* a. a. O. *Cleomed.* cycl. theor. lib. II. cap. 1. *Gerh. Joh. Vossii* de univ. Mathes. natura etc. cap. 33. §. 4 u. 5. *Weidler* hist. astron. p. 140 u. ff. *Heilbronner* hist. mathes. p. 288 u. ff. *Fabricii* biblioth. graeca ed. *Harles* Vol. 4. p. 26 ff. *Bayle* dict. hist. T. 2. *Montucla* Hist. des mathém. nouv. édit. T. I. p. 257 — 266. *Bailly* hist. de l'astron. moderne T. I. p. 77 u. ff. Boſſ ſut Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Math. überſ. von M. Th. Reimer. Th. 1. S. 235 ff. *Delambre* Hist. de l'astron. anc. T. I. p. 6. 106 ff. und Disc. prél. p. XXI. T. II. p. 189. 193. 240 u. ſ. w. Derſelbe in der Biogr. univ. T. 20. Art. Hipparque. — Schließlich werde hier noch bemerkt, daß neuerlichſt ein Franzoſe *J. N. P. Marcoz* in einer Schrift, die er Astronomie solaire d'*Hipparque* soumise à une critique rigoureuse et ensuite rendue à sa vérité primordiale. (Par. 1828. in 8.) betitelt, den Hipparch für den Bewahrer höherer ihm übertragener aſtronomiſcher Kenntniſſe ausgibt, welche Hipparch aber ſorgfältig verhehlte. Marcoz findet durch gezwungene Erklärungen, indem er dem Hipparch beſtändigen Doppelſinn und abſichtliches Verſchweigen Schuld gibt, in den Worten deſſelben faſt alle genaueren Kenntniſſe der neueren Aſtronomen. Gründlich widerlegt werden dieſe Behauptungen von *Letronne* im Journal des Savans 1828 u. 1829 Janv., ferner von Littrow in den Wiener Jahrb. 1830 Januar — März. Vergl. auch Leipz. Literaturz. 1830. Nr. 12. und Bulletin univ. de *Férussac.* Sect. 1. 1828. Nov. p. 290.

---

*) *Diog. Laert.* VII, 1. 22. **) Strom. V. p. 574. ***) Serm. CVI. p. 571. ed. Basil.

†) *Polyaen.* lib. V.

1) *Apollodor.* I, 9, 16. §. 8.

Söhne begleitete, Trachin erobern half, aber blieb und von Herakles beerdigt ward [2]). 3) Ein Kentaur, welchen Theseus auf Peirithoos Hochzeit erlegte [3]). 4) Eurytos Sohn, welcher dem Herakles auf die Jagd des kalydonischen Ebers folgte [4]). 5) Einer der zahlreichen Söhne des Priamos, welchen er mit einer Beischläferinn erzeugte [5]). 6) Ein Sohn der Leukippe, einer Tochter des Königs Minyas von Orchomenos [6]), welche mit ihren Schwestern (die von Ovidius, Antonin. Liberal. [7]) und Plutarchos verschieden angegeben werden): Arsippe (Aristippe) und Alkathoë, das Fest des Dionysos zu feiern versäumte, in Wahnsinn verfiel und den Bruder zerriß. (*Schincke.*)

HIPPASOS, HIPPASUS, Schriftsteller, 1) ein Lakedämonier, hat 5 Bücher über den Stat der Lakedämonier (*Λακώνων πολιτείαν*) geschrieben, die aber verloren gegangen sind. Auch wird von ihm erwähnt, daß er den Spartanern die Erfindung des so genannten Sphärentanzes und der Gymnasien (*τὴν ὄρχησιν διὰ σφαίρας καὶ τὰ γυμνάσια*) beigelegt habe *). (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

2) H. aus Metapont nach der gewöhnlichen Angabe, nach Andern aus Kroton oder Sybaris gebürtig, von ungewissem Zeitalter, wird von den spätern Berichterstattern [2]) der pythagoreischen Schule zugerechnet, vielleicht nur seines Vaterlands wegen. Hiermit verbindet sich dann die Nachricht, daß er Stifter der akusmatischen Sekte der Pythagoreer, welche den Mathematikern als Eroteriker gegenüber gestellt zu werden pflegt, gewesen sei [3]). Diese Sekte soll gelehrt haben, daß die Zahl das beurtheilende Werkzeug Gottes bei Bildung der Welt und das Vorbild derselben sei [3]), eine Ausdrucksweise, welche schon sehr nach platonischer Lehre schmeckt und von dem symbolischen Ausdruck der Pythagoreer, die Zahlen seien das Wesen der Dinge, auffallend abweicht. Einer ältern Nachricht zu Folge [4]), gehörte er zu denen, welche wie Heraklit das Feuer für den Urstoff der Dinge hielten, dessen gröberer Theil zur Erde werde, welche dann vom Feuer aufgelöst sich in Wasser verwandle, welches verdunstend zur Luft werde, und daß die Welt und alle Körper in periodischer Umwandelung wieder in Feuer aufgelöst werde [5]). Hiermit stimmt nun nicht recht die Angabe der Spätern, die ihn zum Pythagoreer machen und erzählen, er habe zuerst pythagoreische Lehren verbreitet, oder die aus 12 Pentagonen bestehende Sphäre bekannt gemacht [6]) und sei zur Strafe im Meer umgekommen; zumal da er, nach einer andern, nicht minder glaubwürdigen Nachricht gar Nichts geschrieben haben soll [7]). An einer andern Stelle wird von einem Hippasos [8]) gesprochen, der dem Pythagoras eine Schrift *λόγος μυστικός* untergeschoben habe, von welchem wir aber Nichts weiter wissen, weßhalb wir auch nicht beurtheilen können, wie sie sich zur pythagoreischen Lehre verhalten habe. Einige nehmen auch hier verschiedene Personen an. (*A. Wendt.*)

HIPPE oder auch MENALIPPE, eine Tochter Cheirons, liebte die Jagd und ward auf dem Pelion geschwängert. Ihr Vater war darüber sehr traurig und die Götter verwandelten sie in ein Pferd *). (*Schincke.*)

Hippe, s. unter Hetären (2te Sect. VII, 227.)

Hippe (Fabian), s. Hippius.

HIPPE, 1) Technol. s. Heppe. 2) In Thüringen und Franken nennt man Hippe oder Hippel eine Art harten Kuchens, welcher nicht viel dicker als Oblate ist und in einem besondern, fast wie eine Zange gestalteten Eisen (dem Hippeneisen) gebacken wird. (*R.*)

HIPPEASTRUM. Unter diesem Namen hat Sims aus einigen Arten der Pflanzengattung Amaryllis *L.* (namentlich A. maranensis *Ker.* und acuminata *Ker.*), eine besondere Gattung aufgestellt, die aber wegen des unbedeutenden Unterschiedes von der Gattung Amaryllis mit dieser zusammen fallen muß. (*Sprengel.*)

HIPPEIA, eine Tochter des Antippos und Gattinn des Elatos aus Thessalien, gebar Polyphemos, welcher in den Reihen der Argonauten steht †). (*Schincke.*)

Hippeis, s. Hippagretae, Reiter, Ritter und Solonische Gesetzgebung.

Hippeis (des Aristophanes), s. Aristophanes (1ste Sect. V. Bd. S. 269).

HIPPEIS (Münzk.), hießen bei den Griechen die Silbermünzen der Könige von Macedonien nach dem gewöhnlich auf dem Avers befindlichen Bilde eines Reiters, welcher in jeder Hand einen Wurfspieß trug und einen Hut als Kopfbedeckung hatte. Auf dem Revers dieser Münzen ist gewöhnlich ein lediges Roß angebracht. (*R.*)

HIPPEL (Theodor Gottlieb von), war den 31. Januar 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen geboren, wo sein Vater Rektor an der dortigen Schule war. Ein großer Theil der Eigenthümlichkeit dieses Mannes, dem Hippel die ersten Kenntnisse in den Sprachen und Wissenschaften verdankte, ging auch auf ihn über. Seine Spiele, seine Art zu studiren, sein eingebildeter Verkehr mit Gott und der Geisterwelt überhaupt verriethen früh die ungewöhnlichste geistige Organisation. In Königsberg widmete er sich seit seinem 15ten Jahre, nach sei-

---

2) *Apollodor.* II, 7, 7. §. 8. 3) *Ovid.* Metam. XII, 352. 4) *ib.* VIII, 313. 5) *Hygin.* Fab. XL. 6) *Ovid.* Metam. IV, 1 ff. 7) c. X.

*) *Diogen. Laert.* VIII, 6. *Athenaeus* I. p. 14.

1) *Jamblich.* de vita Pythag. l. XVIII, 81 u. 88. 2) l. l. auch bei *Villoison* anecd. II. p. 216. 3) *Stob.* ecl. phys. ed. *Heeren* p. 862 heißt es: er habe die Sele genannt *κριτικὸν κοσμογονοῦ θεοῦ ὄργανον*, indem er die Zahl auf dieselbe anwendete; bei *Jamblich.* in Nicom. p. 11 wird aber als Lehre desselben angeführt *ἀφθαρτον εἶναι παράδειγμα κοσμοποιίας* und *κριτικὸν κοσμογονοῦ θεοῦ ὄργανον*. 4) *Arist.* Met. I, 3. 5) *Sext. Emp.* adv. math. IX, 360. und X, 313. *Stob.* eclog. phys. p. 304. 862. ed. *Heeren.*

6) Nach Demetrius bei *Diog. Laert.* VIII, 84. Vergl. *Boeth.* de mus. II, 18. Einige vermuthen hier eine Namensverwechselung mit Hipparchos. 7) *Jambl.* vit. Pyth. p. 81. 8) *Diog. L.* VIII, 7.

*) *Pollux.* IV, 141.

†) *Hygin.* Fab. XIV. *Apollod.* Schol. I, 1241.

nes Vaters Wunsch, der Theologie, Philosophie und Mathematik. Besonders nützlich und lehrreich war dort für ihn der Umgang mit dem Justizrath Woyt, der ihn in sein Haus aufnahm und ihm seinen Sohn zur Aufsicht anvertraute.

Im J. 1760 begleitete Hippel den russischen Lieutenant v. Kaiser, den er in Königsberg kennen gelernt hatte, nach Petersburg. Mit diesem Eintritt in die große Welt wurden neue Ideen, Plane und Bedürfnisse in ihm rege, die auf sein späteres Leben einen entscheidenden Einfluß hatten. Es eröffneten sich ihm dort manche günstige Aussichten für die Zukunft. Aber die Liebe zum Vaterlande bewog ihn, wieder nach Königsberg zurück zu kehren, und eine Hauslehrerstelle bei einer sehr gebildeten adeligen Familie zu übernehmen. In dieser Zeit reifte sein Plan, sich der Rechtswissenschaft zu widmen, zu welcher Woyt die erste Neigung in ihm geweckt hatte. Der Gedanke, einst einen bedeutenden Wirkungskreis, verknüpft mit Reichthum und Würden, erreichen zu können, gehörte längst zu den höchsten Wünschen, die er im Stillen nährte. Die Liebe zu einem Mädchen von bedeutendem Stande und Vermögen steigerte diesen Wunsch zu einer so unwiderstehlichen Sehnsucht, daß er im J. 1762 seine Hauslehrerstelle aufgab, und, alle Hindernisse besiegend, die ihm Armuth und Mangel an Unterstützung in den Weg stellten, mit unglaublicher Aufopferung und dem angestrengtesten Eifer die rechtswissenschaftliche Laufbahn einschlug. Er zeigte sich von nun an durch sein ganzes Leben als einen Mann von ausgezeichnetem Talent, seltener Beharrlichkeit und praktischer Klugheit, der fast Alles, was er wollte und unternahm, durchsetzte und erreichte. Er befriedigte seine leidenschaftliche Ehr- und Geldliebe, indem er sich hohe Würden und großen Reichthum erwarb. Dem Besitze der Person, die er geliebt hatte, entsagte er nur, um im ehelosen Stande seinen politischen Planen und Zwecken ganz leben zu können.

Im J. 1765 ward er Rechtsconsulent in Königsberg. Seine Einsicht, Gewandtheit, Thätigkeit und Umsicht in allen Geschäften erwarb ihm bald allgemeinen Ruf. Er erstieg eine Ehrenstelle nach der andern, bis er 1780 dirigirender Bürgermeister und Polizeidirektor mit dem Titel eines geheimen Kriegsraths und Stadtpräsidenten ward. Als solcher ließ er den Adel seiner Familie vom Kaiser erneuern. Daß der kühne Plan, Minister zu werden, fehlschlug, trug wahrscheinlich in Verbindung mit seinen übrigen Leidenschaften und mit der unruhigen und heftigen Betriebsamkeit, die ihm eigen war, zu seinem Tode bei, der den 23. April 1796 erfolgte.

Durch seine seltenen Geisteskräfte, die sich über das Gewöhnliche erhoben, erwarb sich Hippel als Gelehrter und als Geschäftsmann einen gleich großen Namen. Gewandtheit, Umsicht, rastlose Betriebsamkeit, Pünktlichkeit und Ordnungsliebe zeichneten ihn in der Verwaltung seiner Statsämter aus. Charakteristisch war die schlaukluge, despotisch strenge Behandlung der unter ihm stehenden Personen. Als Bürgermeister war er die Seele des Collegiums, das durch ihn zu rastloser Thätigkeit gespornt ward. Indem er auch die kleinsten Umstände, durch die eine Stelle gehoben werden kann, nicht leicht übersah, machte er jedem Posten, den er bekleidete, Ehre. Außer der Wiederbelebung des Magistrats, ließ er sich die Regeneration des Stadtgerichts, des Commerz- und Admiralitäts-, des Wett- und Handlungsgerichts sehr angelegen seyn. Mit den ihm obliegenden Geschäften war er am Schlusse eines jeden Tags so völlig im Reinen, daß er wohl zu seinen Freunden sagen konnte: „Sobald ich die Feder auf dem Rathhause niederlege, hab' ich Alles verrichtet; ich kann auf der Stelle meinen Abschied nehmen, ohne mit irgend Etwas rückständig zu seyn."

Mit großer Leichtigkeit entwarf er die umfassendsten Plane, und zeigte bei ihrer einfachen Ausführung eine unerschütterliche Beharrlichkeit. Gemein und gewöhnlich war Nichts an ihm. Mit den Tugenden eines Genie's theilte er auch dessen Fehler. Aufklärung des Verstandes vereinte sich in ihm mit Gefühlsschwärmerei und mit einem Hang zum Aberglauben. Eine von Andächtelei nicht entfernte Frömmigkeit und innige Liebe zur Tugend und Pflicht wohnte in demselben Herzen, das sich auch nicht selten unlautern Leidenschaften und der Sinnlichkeit hingab. Sein Gefühl für schwärmerische Freundschaft schloß planmäßige Versteckheit gegen Menschen, die ihm die theuersten zu seyn schienen, nicht aus. Humanität war bei ihm mit Despotismus, leidenschaftliche Liebe für die Natur und ihre Einfalt mit Künstelei in seinem ganzen Thun und Lassen verbunden.

Sein Haus war mit Meubeln, Gemälden, Vasen und mancherlei Seltenheiten bis zur Überladung decorirt, ohne daß er eigentlich auf den Namen eines Kunstkenners Anspruch machen konnte. Indeß wußte er über jede Verzierung in seinem Hause eine Rechenschaft zu geben, die sich wenigstens hören ließ, so wunderlich jene Zusammenstellungen und Anlagen oft auch aussahen. Desto einfacher war gewöhnlich seine Kleidung. Doch putzte er sich für vornehme Tafeln bestmöglichst. Ungeachtet sein Äußeres angenehm und, wenn er wollte, selbst voll Würde war, konnte er doch eine gewisse Nachlässigkeit sowohl hierin, als in seinem Gange nicht läugnen. Den Besuchen der Höhern wich er gern aus. Die Mahlzeiten, die er kleinen Zirkeln gab, waren hinlänglich, nie verschwenderisch. Im Allgemeinen sparsam, war er nie karger, als wo es auf die Vermehrung seiner Bibliothek ankam. Er kaufte fast gar keine Bücher, und in Auctionen gab er die allerwohlfeilsten Aufträge. In dicht verschlossenen Schränken befanden sich die wenigen Bücher, die er besaß. Mehrere darunter waren incomplet. Sein Hang zur Verschlossenheit und zum Grübeln über manche Dinge, die sich vielleicht gar nicht ergrübeln ließen, machte ihm die Einsamkeit, nach der mit seinem Amte verbundenen Unruhe, doppelt werth. Ungern ließ er sich, selbst durch seine vertrautesten Freunde, in seiner Einsamkeit stören, in der ihn oft das Singen geistlicher Lieder, mit Clavierbegleitung, erheiterte.

So originell wie sein Leben, waren Hippels Schriften, die sämmtlich anonym erschienen sind. Mit einer reichen Ader von Witz, Laune und Humor abgefaßt, enthalten sie eine Fülle seiner Beobachtungen über Welt und Menschen, so wie einen großen Reichthum tiefer Ideen, die zum Theil wohl auch seinem Umgange mit geistreichen Männern, besonders mit Hamann und Kant, ihren Ursprung verdanken. Das Eigenthümliche seiner Schreibart verläugnete Hippel nie. Es herrscht in seinen Briefen, in seinen Dienstaufsätzen, in den verschiedenen Abhandlungen und Bemerkungen, über den Landrechtsentwurf, wie in seinen philosophischen und schönwissenschaftlichen Werken. Etwas völlig Unbedeutendes ist aus seiner Feder nicht geflossen. Hätte er indeß auch nur sein Buch über die Ehe [1]) geschrieben, so würde ihm schon dieß Werk einen geachteten Schriftstellernamen zusichern. Eine systematische und erschöpfende Behandlung seines Gegenstandes nach dessen ganzem Umfange darf man in diesem Werke nicht suchen. Es ist mehr eine Sammlung neuer, feiner und witziger Beobachtungen, Ideen und Paradoxen, in dem lebhaftesten, geistreichsten Tone vorgetragen. An dieses Werk, das die Resultate eines gelehrten und philosophischen Menschenbeobachters enthält, schließen sich seine Schrift: über die bürgerliche Verbesserung der Weiber [2]) und sein Nachlaß über weibliche Bildung [3]) eng an. Das tiefste, anziehendste und ideenreichste seiner Werke sind indeß die Lebensläufe nach aufsteigender Linie, die bereits in eine frühere Periode seines Lebens fallen [4]). In diesem philosophischen Romane liegen unter der heitern humoristischen Einkleidung der höchste Ernst, das zarteste und innigste Gefühl, und die tiefste Betrachtung verborgen. Hippel hat zum Theil darin sein eigenes Leben und seine Freunde dargestellt und geschildert, und man kann in dieser Hinsicht seine später erschienene Selbstbiographie [5]) als Erläuterung dazu benutzen. Wie in den Lebensläufen, ist in den Kreuz- und Querzügen des Ritters A — Z. [6]) eine ganz unbedeutende Geschichte mit der größten Darstellungsgabe dazu benutzt, eine Reihe trefflich gezeichneter Charaktere vorzuführen, lachenden und ernsten Spott über Ahnenstolz, wilde Freiheitsschwärmerei, Sucht nach Ordensverbindungen und Geheimnißkrämerei auszugießen und die erhabensten Vorschriften der Weisheit damit zu erwecken. Dem Stoff und der Darstellung nach mit diesem Werke mehr oder minder verwandt sind die scharfsatirische Schrift über Zimmermann I. und Friedrich II., auf deren Titel er sich Joh. Heinr. Friedr. Quittenbaum, Bildschnitzer zu Hanover nennt [7]), und seine idyllischen Handzeichnungen nach der Natur [8]). Auch in diesen, wie in allen seinen übrigen Schriften ist Hippels Darstellungsweise höchst bilderreich und mannichfaltig, voll kühner Sprünge, Abschweifungen, eingestreuter Sentenzen, Reflexionen, feiner und witziger Bemerkungen. Seine Sprache ist gedrängt, kraftvoll und eigenthümlich, wenn auch bisweilen schroff, hart, ungenau und nachlässig. Auch hierin, wie in vieler andern Hinsicht erinnert Hippel an Jean Paul, dessen geistiger Vorgänger er genannt werden kann.

In jüngern Jahren schrieb er zwei Lustspiele den Mann nach der Uhr (Königsberg 1765. N. A. Eben das. 1771. 8.) und die ungewöhnlichen Nebenbuhler (Eben das. 1768. 8.), die zur Zeit ihrer Erscheinung als eine Bereicherung der dramatischen Literatur gelten konnten, seitdem aber längst durch gehaltvollere Erzeugnisse verdrängt worden sind. Auch Freimaurerreden ließ er zu Königsberg 1768 drucken und zu Berlin 1772 geistliche Lieder, von denen viele mit Veränderungen in neue Gesangbücher aufgenommen worden sind. Über die gewöhnlichen dogmatischen Vorstellungen seiner Zeit erhebt sich Hippel in diesen Liedern nicht. Auch fehlt er darin nicht selten gegen die Sprache und das Mechanische der Poesie. Von der Kraft des Ausdrucks, die seine prosaischen Schriften auszeichnet, findet man in seinen geistlichen Liedern nur wenig Spuren. Indeß behielt er eine Vorliebe für jene Versuche, besserte daran, mit Benutzung der Urtheile seiner Freunde, und verfertigte zu jenen 82 Liedern noch weit mehrere, die er handschriftlich hinterließ.

Strenger als Hippel hat nicht leicht ein Schriftsteller die Anonymität behauptet. So groß auch der Beifall war, den die meisten seiner Werke fanden, und so eifrig man sich von mehreren Seiten bemühte, ihn aus der Dunkelheit hervor zu ziehen, so war er doch nicht zu bewegen, sich öffentlich als Verfasser der Produkte zu nennen, durch die er sich so viele enthusiastische Verehrer erwarb. Wahrscheinlich fürchtete er als Geschäftsmann bei seinen Vorgesetzten durch irgend eine

---

1) Berlin 1774. 8. 4te Ausg. Eben das. 1793. 8. (Mit einem Titelkupfer und Titelvignette von Bolt nach Chodowiecky). 5te Aufl. Eben das. 1825. Vgl. allgem. teutsche Biblioth. Bd. 28. St. 1. S. 36 u. f. Neue allgem. teutsche Bibliothek. Bd. 2. St. 2. S. 466 u. f. Leipziger gel. Zeitung 1791. S. 827 u. f. Goth. gel. Zeitung. 1793. St. 79. S. 700 u. f. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. Bd. 46. St. 1. S. 146 u. f. Allgem. Lit. Zeitung 1793. Nr. 158. S. 521 u. f. 1794. Nr. 389. S. 558 u. f. 2) Berlin 1792. 8. Vergl. allgem. Lit. Zeitung 1794. Bd. 4. Nr. 387. S. 537 u. f. Gutsmuth's Bibliothek der pädagogischen Literatur 1800. Bd. 1. St. 1. S. 81 u. f. St. 2. S. 105 u. f. St. 4. S. 418 u. f. 3) Berlin 1801. 8. Vergl. allgem. Lit. Zeitung 1802. Bd. 4. Nr. 281. S. 30 u. f. 4) Berlin 1778 — 81. 3 Theile. 8. (der letzte in 2 Bänden). Vergl. allgem. teutsche Bibliothek. Bd. 41. St. 2. S. 468 u. f. 5) In Schlichtegroll's Nekrolog auf d. J. 1796. Bd. 2. S. 171 — 346 und auf d. J. 1797. Bd. 1. S. 123 — 414; auch einzeln gedruckt zu Gotha 1801 mit Hippels Bildnisse. Vergl. neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. Bd. 66. St. 1. S. 79 u. f. 6) Berlin 1793. 94. 2 Bde. 8. Vergl. neue allgem. teutsche Bibliothek. Bd. 28. St. 2. S. 519 u. f. Goth. gel. Zeitung 1793. St. 66. S. 755 u. f. 1794. St. 56. Beil. S. 501 u. f. Oberteutsche allgem. Lit. Zeitung 1793. Bd. 2. S. 527. Allgem. Lit. Zeitung 1794. Bd. 4. Nr. 383. S. 509 u. f. 7) London, gedruckt in der Einsamkeit (Berlin) 1790. 8. 8) Berlin 1790. 8. Vgl. allgem. Lit. Zeitung 1792. Bd. 2. S. 534 u. f. Allgem. teutsche Bibliothek. Bd. 113. St. 2. S. 605 u. f. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. Bd. 47. St. 1. S. 138 u. f.

Stelle seiner lebendigen und oft satirischen Darstellungen anzustoßen. Er glaubte daher nicht sicherer auch der Möglichkeit des kleinsten Vorwurfs ausweichen zu können, der ihm von irgend einem seiner Obern wegen der durch schriftstellerische Arbeiten herbei geführten Versäumniß seiner Amtspflichten hätte gemacht werden können [9]). (*Heinr. Döring.*)

Hippel, s. Hippe.

Hippelaphus (Mammalia), s. Cervus Aristotelis (1ste Sect. XXII. Bd. in den Nachträgen zu C.)

Hippeneisen, s. Hippe.

HIPPERLING, nennt man, z. B. in Thüringen, eine nicht völlig ausgewachsene Feder, deren Spule noch Blut enthält. Geschieht das Federreißen von mehrern jungen Leuten beiderlei Geschlechts in Gemeinschaft, so nöthigt eine scherzhafte Volkssitte die Person, welche den Hipperling findet, sich bei dem Nachbar oder der Nachbarinn durch einen Kuß auszulösen. Der Ausdruck wird auch bildlich gebraucht von einem kleinen, sehr beweglichen Menschen; endlich bezeichnet er auch so viel als Hopfner oder Hopfengärtner. (*R.*)

HIPPERSDORF, ein Marktflecken an der obern Schmieda in dem Kreise unter dem Manhartsberge des östreich. Landes unter der Ens. (*R.*)

HIPPEUS (Ἱππεύς), geboren dem Herakles von einer der Töchter des Königs Thespios von Thessalien *). (*Schincke.*)

HIPPI (Ἵπποι), wurden an der Küste Kleinasiens vier Inselchen genannt, welche vor dem Hafen der ionischen Stadt Erythrä (jetzt Dschesme) lagen. (*Strabo* XIII. p. 644). (*Kanngiesser.*)

HIPPIA, Ἱππία, wurde Athene genannt [1]), weil sie in der Gigantomachie auf einem zweispännigen Streitwagen auf den Enkelados eindrang, und unter diesem Namen bei den Bewohnern von Manthurea verehrt, auch als Statue dargestellt. Andere leiten den Beinamen anders ab. Hippia ist wohl einerlei mit χαλινίτις (Züglerinn, Bändigerinn), wie Athene auch heißt, weil sie dem Bellerophontes den Pegasos einzufangen behilflich war, wie sie denn Beschützerinn aller Helden ist [2]). Ihr Vater Poseidon ist Schöpfer der Pferde, daher ἵππιος; sie mußte also wohl Ἱππία seyn. In der Nähe Athens an der Straße nach Theben standen dem Poseidon Hippios und der Athena Hippia geweihete Heiligthümer; der Ort, wo sie standen, Κολώνος ἵππιος, verdankte seinen Namen den rings umher sich ausdehnenden vortrefflichen Pferdeweiden. Im benachbarten Demos Acharná wurde Athena auch als Hippia verehrt [3]). Als Göttinn des Krieges bediente sie sich der Schlachtrosse [4]), der Waffen [5]), der Reiterei und des Fußvolkes [6]), und stand sie auf der olympischen Rennbahn neben Ares ἵππιος. Auch konnten Poseidon und Athene als Schirmgötter des attischen Ritterstandes, welcher die Pferde liebte, ἵππιοι [7]) heißen. Dagegen erhielt sie dieß Epitheton wohl nicht als Göttinn der Zimmermannskunst, deren Erfindung ihr allerdings zugeschrieben [8]) wird, wie auch Homer [9]) singt: Epeus habe das ilische Roß unter Pallas-Athene's Aufsicht gebauet, weßhalb die abziehenden Griechen es ihr weiheten, wenn es nicht, wie Völcker [10]) meint, geschahe, um sie als Ἀθήνα Ἱππία zu ehren. Vergl. Pallas Athene. (*Schincke.*)

HIPPIA *L.* Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Eupatorinen der natürlichen Familie der Compositae und der vierten Ordnung der 19ten Linnéschen Klasse, deren Charakter in einem dachziegelförmig-schuppigen gemeinschaftlichen Kelch, weiblichen, fast dreigezähnten, allein fruchtbaren Strahlenblümchen, röhrenförmigen, männlichen Scheibenblümchen, einem nackten Fruchtbehälter, und Samen ohne Krone besteht. 1) H. frutescens *L.* Suppl., strauchartig und zottig, mit halbgefiederten Blättern, und doldentraubigen Blüthen. Im südlichen Afrika. (Tanacetum frutescens *L.* Sp. pl.). 2) H. bogotensis *Kunth.* Syn., krautartig und unbehaart, mit zweimal halbgefiederten Blättern, eingeschnitten-gezähnten Blattsetzen, und am Ende stehenden, wenigblumigen Doldentrauben. In Neu-Granada. 3) H. pedunculatis *Kunth.* Syn., krautartig, kriechend, und unbehaart, mit buchtig-halbgefiederten, scharf gezähnten Blättern, und einzeln oder in Doldentrauben am Ende stehenden Blüthenstielen. In Quito. 4) H. integrifolia *L.* Suppl., (nicht *Ait.* Kew. und *W.* Sp.

---

9) S. Schlichtegrolls Nekrolog auf d. J. 1796. Bd. 2. S. 171 — 346, auf d. J. 1797. Bd. 1. S. 123 — 414. Nachrichten und Bemerkungen den geh. Kriegsrath v. Hippel betreffend, ein Nachtrag zu seiner Biographie im Nekrolog, von W. G. Keber. Königsb. 1802. Epistolische Lection für den Erzpriester Keber in Bartenstein, dessen Nachtrag zur Biographie Hippels betreffend. Danzig 1804. L. F. Borowsky: über das Auctorschicksal des Verfassers des Buchs über die Ehe, der Lebensläufe in aufsteigender Linie u. m. a. Königsb. 1797. (Salzmann's) Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutschen des 18ten Jahrh. S. 590 u. f. Goldbeck's literar. Nachrichten von Preußen. Th. 1. S. 57 u. 286. Th. 2. S. 35 u. f. Koch's Compendium der teutschen Literaturgeschichte. B. 2. S. 287 u. f. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorb. Schriftsteller. Bd. 5. S. 523 u. f. S. Baur's Gallerie histor. Gemälde aus dem 18ten Jahrh. Th. 4. S. 147 u. f. Hessen interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des 18ten Jahrh. Th. 5. S. 561 u. f. Hessen neues histor. biograph. literar. Handwörterbuch. Bd. 2. S. 757 u. f. Jördens Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 2. S. 403 u. f. Bd. 6. S. 335 u. f. Eichhorn's Geschichte der Literatur. Bd. 4. Abth. 2. S. 1096. Bouterweks Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Bd. 11. S. 474. 501. Fr. Horn's Poesie und Beredsamkeit der Teutschen. Bd. 3. S. 298 u. f. Wachler's Handbuch der Geschichte der Literatur. (2te Umarbeitung). Th. 3. S. 321. Raßmann's literar. Handwörterb. der verstorb. teutschen Dichter. S. 273. Kunisch: Handbuch der teutschen Sprache und Literatur. Th. 1. S. 63 u. f.

*) *Apollodor.* II, 7, 8, 1.

1) *Pausan.* VIII. 47. 1. und dazu *Siebelis* Tom. III. p. 342, wo behauptet wird, Ἵππιος sei richtiger, wie auch Amasäus übersetzt zu haben scheine. 2) *Pindar.* Olymp. XIII, 90. 3) *Sophokles* Oedip. Kol. v. 1070. 4) *Cic.* de nat. Deorr. III, 24. inventrix belli. 5) *Platon.* Timaeus. 6) *Aristidis* Orat. in Minerv. p. 11 ff. 7) *Aristophan.* Equit. 551. Nub. 1265. 8) *Diodor. Sic.* V, 73. *Ovid.* Fast. III, 825. 9) Odyss. VIII, 492. 10) Mythol. des jüngst. Geschlechts. S. 170, und dessen Recens. der Lange'schen Recens. von Müllers Dorern in Allg. Lit. Zeit. 1827. Nr. 123.

pl. mit den Synonymen, welche zu Cotula bicolor *Roth.* gehören, krautartig und hackerig, mit eiförmigen, gesägten, fünfnervigen Blättern, und am Ende stehenden Blüthentrauben. In Ostindien. — H. stolonifera *Boot.* fl. lusit. und minuta *L.* Suppl. gehören zu der Gattung Gymnostyles *Juss.* — S. *Spr.* Syst. III, 487. (*Sprengel.*)

HIPPIADEN, HIPPIADES, sind Statuen weiblicher Personen zu Pferde z. B. der Amazonen. (*R.*)

HIPPIAS, 1) des Pisistratos Sohn, Bruder und Mitherrscher des Hipparchos über Athen. Als der Letztere durch Privatrache gefallen war, suchte Hippias seine Herrschaft auf Furcht zu gründen, und regirte streng. Die Alkmäoniden, vom Pisistratos vertrieben, benutzten die ob des Gebieters Strenge vielfach aufgeregte Unzufriedenheit des Volkes, kehrten mit zahlreicher Heermacht, und auf des delphischen Orakels Befehl von Sparta unterstützt, unter dem Klisthenes, des Megakles Sohn, plötzlich zurück und vertrieben mit Hilfe des Volks den Hippias (510 v. Chr.). Dieser entfloh nach Persien zum Könige Darius I. (Hystaspis), reizte diesen, — der um der Verbrennung von Sardes und des den empörten Milesiern geleisteten Beistandes willen den Athenern ohnehin abhold war — zur Rüstung wider Griechenland, rückte mit dem Perserheere, nach Zerstörung der Stadt Milet, in Griechenland ein, verlor aber sein Leben schon in der ersten für die Griechen siegreichen Schlacht von Marathon (490 v. Chr.).

(*Benicken.*)

2) H. aus Elis, einer der berühmtesten und eitelsten Sophisten zu Sokrates Zeit. Plato legt seiner offenbar etwas übertriebenen Schilderung dieses Sophisten in den beiden Dialogen, welche den Namen des Hippias als Titel führten, einige historische Züge unter, wie z. B. den, daß Hippias sich, als er nach Olympia reiste, nicht nur zu Elis bereitwillig erklärte, über jeden aufgegebenen Gegenstand zu sprechen, und auf alle ihm vorgetragenen Fragen zu antworten [1]), sondern auch sich aller Geschicklichkeiten gerühmt und auf dem Markte in Olympia behauptet haben soll, er trage Nichts an seinem Körper, was er nicht mit eigner Hand verfertigt habe, bis Siegelring, Schuh und Mantel [2]). Auch wird ihm große Prachtliebe [3]) beigelegt. Daß er sich hauptsächlich mit Naturkunde beschäftigte und die Elementarkenntnisse seinen Schülern vortrug, scheint aus mehreren Stellen zu erhellen; der große Ruf des Mannes aber scheint zu bestätigen, daß er auch viele Gelehrsamkeit wirklich besaß. Er stellte das Gesetz im Gegensatz der Natur und mit ihr streitend dar, was sich wohl daraus mit Sicherheit ergibt, daß sowohl Platon [4]) als auch Xenophon [5]) diesen Gegenstand berühren. (*Wendt.*)

8) Zwei griechische Mathematiker dieses Namens werden in den alten Schriftstellern erwähnt: der eine, Hippias von Elea, hat nach Proklos (ad Eucl. lib. I. p. 9) Curven erfunden, vermittels welcher man die Theilung des Winkels in drei und mehr gleiche Theile zu bewerkstelligen suchte; der andere, welchen Montucla Hippias von Sebaste *) nennt, war ein geschickter Architekt und Mathematiker, auf welchen Lukian eine eigene Lobrede unter dem Titel *Ἱππίας ἢ βαλανεῖον* geschrieben hat, worin er die treffliche Einrichtung eines von diesem Hippias erbaueten Bades preist, und zugleich die ausgezeichneten Kenntnisse des Erbauers in der Musik, Astronomie, Mechanik, Optik und in der Verfertigung von Sonnen- und Wasseruhren rühmt. Dieser letztere Hippias lebte entweder zur Zeit des Lukian oder kurz vor ihm, also etwa im Anfang des 2ten Jahrh. nach Christus. (*Gartz.*)

4) H. aus Erythra, ein Geschichtschreiber, welcher Historien seines Vaterlandes *τῆς πατρίδος ἱστορίας* d. i. seiner Vaterstadt Erythra, abgefaßt hätte (*Athenaeus* VI. p. 258), ist nicht weiter bekannt.

(*Pet. Fr. Kanngiesser.*)

5) Hippias von Rhegium, s. Hippys.

6) H. ein Bildhauer, dessen Zeitalter sich nicht bestimmen läßt, und der nach *Pausanias* VI, 13, 3. die im heiligen Haine Altis bei Olympia gesetzte Bildsäule des jugendlichen Faustkämpfers Duris aus Samos verfertigt haben soll. (*J. Horner.*)

7) H. ein Bildhauer, den *Dion Chrysostomos* (Orat. LV. T. II. p. 282) als den Lehrer des Pheidias nennt. (*J. Horner.*)

8) H. ein Maler, dessen Zeitalter sich nicht bestimmen läßt, und der nach *Plinius* XXXV, 11. 40. durch ein Gemälde des Poseidon und der Nike berühmt wurde. (*J. Horner.*)

Hippias (die Dialogen), s. Platon.

Hippiater (Roßarzt), s. d. folg. Art.

HIPPIATRIK, Pferde- oder Roßarzneikunde, ars hippiatrica, hippiatria, l'art hippiatrique, ist ein Hauptzweig der Thierheilkunde, und beschäftiget sich ausschließlich mit der Verhütung, Erkennung und ärztlichen Behandlung der Krankheiten und Gebrechen des Rosses. Gleich der Erforschung und Heilung der Krankheiten unserer übrigen Haus- und Nutzthiere hat auch die Hippiatrik auf der einen Seite ihre großen, und zum Theil mehrere und wichtigere Schwierigkeiten, als die Menschenheilkunde, aber auf der andern Seite wird sie auch wieder durch manche Umstände nicht wenig begünstiget und erleichtert.

Die Hauptschwierigkeiten dabei möchten seyn, daß 1) das Thier vernunft- und sprachlos ist, wenigstens sich uns nicht verständlich genug machen kann, daß mithin der Thierarzt, durch Fragen, über die Natur der Krankheiten, über deren Sitz, und die Aufeinanderfolge der Zufälle keinen gehörigen Aufschluß erhalten kann, sondern aus den stummen, äußerlichen Kennzeichen und Erscheinungen Alles schließen muß, wie der Kinder- und Irrenarzt; 2) daß das Thier, wegen seiner geringern

1) *Plato* Hipp. min. p. 363 C. ed. *Steph.* 2) Hipp. min. p. 368. C. vergl. *Cic.* de orat. III, 32. *Pausan.* V, 25. 3) *Plato* Protag. p. 315 C. 4) Protagoras p. 337 D. 5) Memorab. Socr. IV, 4, 14.

*) Im Lukian findet sich dieser Beiname nicht.

Empfänglichkeit für Körperleiden, das aufkeimende Übel leichter erträgt, und nur erst dann verräth, wenn dieses zu einem hohen Grad gestiegen ist; 3) in wiefern bei mancher Thierart der Eigenheit ihrer Organisation wegen manche Arzneimittel nicht wohl anwendbar, wenn auch dringend angezeigt sind, wie z. B. Brechmittel bei den Wiederkäuern ꝛc., denn nur in höchst seltenen Fällen will Greve beim Rinde eine Art Erbrechens, und nur von einigen kleinen Haarballen bemerkt haben, wenn es nicht ein bloßes Aufstoßen (ructus) war. — So wirken Jalappe, Senna, Rhabarber ꝛc. bei den Grasfressern nicht so, wie beim Menschen, purgirend, sondern erregen leicht Krämpfe und Entzündungen. So bringt Opium, auch zu 2 — 4 Drachmen in Substanz, bei denselben keinen Schlaf hervor, wohl aber bei dem Hunde und der Katze, und es scheint hier überhaupt mehr auf die Muskel- als die Nerventhätigkeit zu wirken. So sind Essig, Weinstein u. a. Pflanzensäuren dem Pferde und Schafe gleichsam Gift, aber nicht dem Rinde. Dagegen können Spießglanz und dessen Präparate, so wie manche andere mineralische Arzneimittel die Herbivoren weit besser vertragen, als die Carnivoren. So erweitert beim Pferde das Belladonnaextract die Augenpupille eben so stark, als beim Menschen ꝛc.

Leichter ist aber auf der andern Seite die Behandlung der Thierkrankheiten, sofern vermöge der einfachen Lebensweise unserer Hausthiere und ihrer, außer bei Schweinen, Hunden und Katzen, alleinigen Pflanzennahrung, ihre Krankheiten einfacher, weniger anomalisch und complicirt, mithin den Mitteln nachgiebiger sind, wiefern eben deßhalb die Thiernatur unverdorbener, folglich kräftiger ist, um theils den Krankheitsursachen thätiger entgegen wirken, theils die Wirkung der Arzneien mächtiger unterstützen zu können.

Werfen wir nun einen Blick in die Kulturgeschichte der Thierheilkunde im Allgemeinen und der Hippiatrik insbesondere, so findet sich bald, daß je nachdem die Menschen in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen sich von jeher, bildend oder verbildend, auf mannichfaltige Weise veränderten, dieß auch auf ihre natürlichen Sklaven, die Hausthiere, bedeutenden Einfluß haben mußte. In dieser Hinsicht zeigt sich bei beiden eine zweifache Quelle der Krankheiten. Solche nämlich, deren Entstehung nicht sowohl von irgend einer besondern Anlage, als vielmehr von gemeinschädlichen und heftigen Außenreizen abhängt, konnten und mußten schon damals sich offenbaren, als bei einer noch unverkünstelten Lebensart das Thierleben die dem freien Walten der Natur gemäße Energie und Ausdauer zu erreichen pflegte. Hieher gehören theils die chirurgischen, theils die epizootischen Krankheiten oder Seuchen, deren auch schon die ältesten geschichtlichen Urkunden erwähnen. Eine zweite Quelle von Krankheiten, und zwar von solchen, die auf irgend eine besondere, selbst schon abnorme Disposition sich gründen, liegt in dem immer despotischern und vielseitigern Zwange, worein die Hausthiere unter der Herrschaft des Menschen geriethen. So lange er noch Nomade war, lebten sie, wiewohl ihm unterthan, doch in einer ziemlich ungebundenen Freiheit, in einer steten, willkürlichen Bewegung, waren an den Witterungswechsel, dem sie immer fort ausgesetzt blieben, gewöhnt, und, ihr Futter auf freien Weideplätzen suchend, konnten sie ungehindert ihrem Instinkte folgen, der mit aller seiner wohlthätigen Naturkraft die Wahl ihrer Futterkräuter leitete. Allein mit dem Übergange zum Feldbau, und dem davon unzertrennlichen engern geselligen Leben mußte sich auch ihr Geschick verändern. Zu Arbeitsthieren bestimmt, wurden sie in ihrer Freiheit und Nahrungswahl ungleich mehr eingeschränkt, sie wurden bei zugemessenem Futter zu anhaltenden, unfreien Bewegungen angestrengt. Somit sank die energische Thätigkeit ihres Instinkts, ihre Leibesconstitution änderte sich verschiedentlich, ihre Empfänglichkeit für äußere Schädlichkeiten nahm durch Entwöhnung zu, und in eben dem Maße gesellten sich dazu neue, in der gezwungenen Lebensart gegründete, um so häufiger, je mehr allmälig Vorurtheile, abergläubische Begriffe u. s. w. sich in die Behandlung der Thiere einmischten. — Gleichzeitig, wie auf seine eigene Leiden und Gebrechen, mußte der Mensch auch auf jene seiner Hausthiere aufmerksam werden, und deßhalb möchte Thier- und Menschenheilkunde wohl auch gleichzeitigen Ursprungs seyn, oder vielmehr erstere mit dem Gebrauche der Hausthiere begonnen haben. Wahrscheinlich aber trat die Hippiatrik später auf, weil die Zähmung der Rosse später erfolgte. Wie die Menschenheilkunde durch Priester, so wurde die Thierheilkunde durch Hirten zuerst getrieben. Und, wenn wir von einem Volke bemerkt finden, daß es vorzüglich für seine Nutzthiere sorgte, so läßt sich schließen, daß auch die Thierheilkunst unter ihm ausgeübt wurde.

Bei den alten Griechen erhielt diese um so früher eine wissenschaftliche Gestaltung, in je höherm Ansehen unter ihnen manche Hausthiere, und besonders die Pferde standen. Schon Homer (über 900 Jahre vor unserer Zeitrechnung) rühmt die Griechen wegen ihrer guten Wartung der Pferde, und deren sorgsamer Auferziehung zum Wettrennen, deßgleichen Hesiod, Herodot, Pindar u. A. Schon 400 Jahre vor Chr. Geb. schrieb Xenophon eine eigene Abhandlung über die Reitkunst, in welcher er einige noch ältere Schriftsteller dieses Faches, z. B. Simon von Athen ꝛc., anführt; der vorzüglichste aber scheint Melampos von Argos zu seyn. Hippokrates aus Kos, noch mehr Demokritos beschäftigten sich schon mit Thierzergliederung, und machten davon, wie späterhin der Römer Galenus ꝛc., Anwendung auf den Menschenkörper. Außerdem gab das Schlachten der Thiere zu feierlichen Opfern und zum Wahrsagen aus deren Eingeweiden, Gelegenheit zu manchen zootomischen Kenntnissen, auf der andern Seite aber auch nicht selten Anlaß zur Übertragung seuchenartiger Krankheiten von den Opferthieren auf die Priester. Eine Menge Beobachtungen über die Hausthiere, ihren Bau, ihre Lebensart und Krankheiten findet sich bei Aristoteles.

Die thierärztlichen Kenntnisse der alten Römer, größten Theils von den Griechen entlehnt, enthalten die

landwirthschaftlichen Schriften eines Cato, Varro, Columella, Palladius, Gargilius Martialis u. A. Valerius (im 1sten Jahrh. nach Chr. Geb. zur Zeit des Kaisers Tiberius) erwähnt insbesondere eines Pferdearztes (equarius medicus), mit Namen Herophilus. So finden wir die Ausdrücke: Medicus veterinarius, ars s. medicina veterin. schon beim Columella; sie stammen ab von den lateinischen Wörtern: veterinae sc. pecudes beim Varro, oder veterina animalia, auch wohl genus veterinum (Last- oder Zugvieh) beim ältern Plinius.

Auch gab es, wo nicht früher, doch wenigstens seit dem 7ten Jahrh. so genannte Hippiater (von ἵππος Pferd, und ἰατρὸς Arzt), die für die Gesundheit der griechischen und römischen Streitrosse sorgen mußten. Indeß waren sie alle, wie man aus ihren, in den zwei Büchern der Medicina veterinaria, von Sim. Grynäus zu Basel 1537 edirt, gesammelten Schriften schließen muß, Leute ohne alle wissenschaftliche Bildung. Der älteste hieß Eumelos von Theben, und noch der gelehrteste, dem alle Übrigen fast wörtlich nachsprechen, scheint Absyrtos von Prusa gewesen zu seyn. Alle lebten in dem Zeitraume vom 7ten bis 10ten Jahrhunderte.

Im 15ten Jahrh. schrieb Jordan Ruffus seine Hippiatria, deren erste italienische Übersetzung 1492 zu Venedig erschien; der erste vollständige und korrekte Abdruck des Originals ward von Hieron. Morelli zu Padua besorgt. In dieses Zeitalter gehört auch die Ars veterinaria s. mulomedicina des Vegetius Renatus von 1528 in 4 Büchern, welche zuletzt zu Mannheim 1781 wieder abgedruckt und in mehrere Sprachen übersetzt ist, aber eine bloße, zum Theil elende Übersetzung der griechischen Hippiatriker seyn dürfte, welche ein unwissender Mönch in Italien etwa im 12ten oder 13ten Jahrh. veranstaltet hat. Schneider's Commentar. ad *Vegetii Renati* mulomedicinam Libb. VI. kam zu Leipzig 1791 heraus.

Die Einfälle roher Völker im Mittelalter mußten, wie auf alle griechische und römische Wissenschaften, so auch auf die Thierheilkunde den unglücklichsten Einfluß haben. Am meisten möchten noch die Araber, welche schon damals sehr viele Liebhaberei mit Pferden trieben, für die Ausbildung der Roßarzneikunde gewirkt, und diese später auf die Spanier übergetragen haben. Auch finden sich unter beiden Nationen die ersten Scheidungsspuren des Fachs eines Thierarztes von dem des Huf- oder Grobschmied's.

Dessen ungeachtet fand man zur Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften immer noch sehr Wenig für die Thierheilkunde gethan, und theils des langsamen Fortschreitens der Wissenschaften im Allgemeinen, theils wohl auch der wenigen Pferde wegen, die damals noch gehalten wurden, entging sie der nähern Aufmerksamkeit denkender Ärzte. Mit dem jetzt allgemein eingeführten Hufbeschlag kam auch die Ausübung der Hippiatrik in die Fäuste der Hufschmiede.

Im 16ten Jahrhunderte, das so günstig für die Cultur aller Wissenschaften war, wurde zwar auch die Nothwendigkeit einer thätigern Bearbeitung der Thierheilkunde fühlbar, aber doch nur theilweise realisirt. Der Arzt Ruellius übersetzte die früher durch des griechischen Kaisers, Constantin Porphyrogenitus, veranlaßte Sammlung aller ältern thierärztlichen Schriften aus dem Griechischen auszugsweise ins Lateinische, Paris 1530. fol.; bald nachher wurde sie auch in die italienische, französische und teutsche Sprache übertragen. Die letztere Ausgabe erschien zu Nürnberg 1570. — Conr. Gesner sammelte eine weitläufige Geschichte der Thiere von Aristoteles, Plinius, Älian, Oppian, Varro, Columella, Vegetius u. A., bereicherte sie mit vielen neuen Bemerkungen, und gab sie 1551 heraus; eine zweite Ausgabe erschien 1670 in fol., und eine teutsche Übersetzung von Horst zu Frankfurt 1669. fol. — In diesem Jahrh. gab der Italiäner Vincenz ein latein. Werk über Thierheilkunde heraus. Ferner erschienen: Libro del marchi del cavalli. Vened. 1588. *Hipp. Bonacossa* tractat. Equorum. Venet. 1590. l'Hippostéologie par *J. Hernard*, à Par. 1599. Von Leonardo da Vinci haben wir treffliche Handzeichnungen aus der Menschen- und Thieranatomie, die Chamberlain heraus gegeben hat.

Auch im 17ten Jahrh. machte die eigentliche praktische Thierheilkunde noch keine bedeutende Vorschritte. Noch immer ward sie bloß Afterärzten ausschließlich überlassen. Während dem erschienen mehrere Abhandlungen über die Krankheiten der Thiere, und die Mittel sie gesund zu machen, im Druck, welche von Volkswahn und schiefen Ideen strotzen. Nur wenige Auctoren, wie ein Ramazzini, ein Cäsar Fiurchi, der ein ital. Werk über die Reitkunst schrieb, worin auch eine sehr verständige Abhandlung über den Hufbeschlag der Pferde enthalten ist, schöpften aus der Fülle ihrer eigenen Erfahrung, alle Übrigen schrieben die Fehler aus den Schriften der Alten ab. Auch ward damals bei sorgfältigerer Cultur der Anthropotomie die Zootomie nur zu sehr vernachlässiget, mithin konnte auch von dieser Seite die Thierheilkunde zu keiner wissenschaftlichen Form sich erheben. Um so größer war das Verdienst von Carlo Ruini zu Bologna, der 1618 zu Venedig eine Hippotomie mit sehr zierlichen und genauen anatomischen Zeichnungen herausgab, wovon Snape, Gibbon und fast alle französische Schriftsteller die ihrigen haben kopiren lassen. — Im J. 1654 erschien zu Paris ein von Mehreren bearbeitetes großes und nicht unverdienstliches Prachtwerk: le grand Maréchal françois betitelt. — Gerard Blasius gab 1675 zu Amsterdam eine Zergliederungskunst des Pferdes mit Kupfern heraus, die nicht ohne Werth ist. — Noch mehr gewann in manchem Betracht die Wissenschaft durch Solleysel's, des Stallmeisters von Ludwig XIV., zu seiner Zeit klassisches Werk: le véritable parfait Maréchal, à Par. 1664, neuere Ausgaben 1677. 1698. 1746. 1754. 4. 2 Vol., davon wir teutsche und engländische Übersetzungen besitzen. Schade, daß Solleysel nicht zugleich Thier-

arzt im eigentlichen Sinne des Wortes war. Indeß scheint er doch genaue Kenntniß vom äußern Baue des Pferdes gehabt zu haben, und seine Bemerkungen darüber sind sehr schätzbar. Als ein scharfsinniger Beobachter sah er manche Fehler in der thierärztlichen Praxis ein, und rügte sie öffentlich: So war er der Erste, welcher sich dem Brennen des Frosches, einer Entzündungsgeschwulst unter der Zunge des Pferdes, als einem albernen und gefährlichen Verfahren, laut widersetzte. Er verwarf zuerst den Aderlaß im Gaumen, nicht nur als unnütz in Fiebern, sondern auch als schädlich, weil dabei so leicht die Gaumenschlagader verwundet werden kann. Er widerrieth das Einbringen reizender Mittel mit Federschwingen in die Nase, weil die dadurch erregte Entzündung Geschwüre, und selbst den Rotz hervorbringen könnte u. s. w. — Übrigens waren auch in manchen andern naturhistorischen und medizinischen Werken, so wie in wissenschaftlichen Wörterbüchern bereits einige Elemente der Thierheilkunst enthalten, allein so durch einander geworfen, und unbestimmt ausgedrückt, daß man daraus leicht den nur geringen Aufschwung unserer Kunst abnehmen kann.

Selbst bis in die Mitte des 18ten Jahrh. reiste sie nur langsam ihrer Vervollkommnung entgegen. — Ein blühender Handel vermehrte jedoch den Reichthum, und dieser erzeugte Luxus, mit ihm wuchs auch die Zahl und der Werth der Pferde. Dieß und zugleich die schrecklichen Niederlagen, welche eine aus dem Oriente nach Europa eingeschleppte Viehseuche (Rinderpest, Löserdürre ꝛc.), zumal in der ersten Hälfte dieses Zeitraums überall anrichtete, trugen Viel zu der vermehrten Aufmerksamkeit bei, welche man auf die bisher noch mehr, als die Hippiatrik selbst, vernachlässigte übrige Veterinärkunde verwandte. Von dieser Zeit an gewann diese überhaupt durch die sowohl allgemeine, als theilweise Bearbeitung von Ramazzini, Lancisi, Sauvages, Camper, Haller u. A. immer mehr an Form und innerer Gestaltung, wechselte aber auch um so öfter mit den mancherlei Ansichten und Systemen, je mehr sich die Thierärzte von den medizinischen Zeittheorien beherrschen ließen. — Gleichwohl begünstigte der wissenschaftliche Fleiß des 18ten und 19ten Jahrh., vorzüglich d'Aubenton's, John Hunter's, Monro's, Camper's und Vicq d'Azyr's zoologische Untersuchungen, und Buffon's Naturgeschichte, die dadurch gemachten Vorarbeiten für die weitere Ausführung der vergleichenden Anatomie durch Blumenbach, E. Home, Cuvier, Albers, Rudolphi, Fr. Meckel u. A., nicht Wenig die weitere Entwickelung und Pflege der Thierheilkunde. — Bourgelat war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter den Franzosen der Erste, welcher diese den Händen der Unwissenheit entriß, und sie zu einem gewissen Grad größerer Vollkommenheit erhob. Ihm verdanken wir den ersten mehr wissenschaftlichen Unterricht in derselben durch seine l'Art vétérin. à Par. 1767. 4. und in seinen Elém. d'Hippiatr. à Lyon. 1750—63. 4. Auch gründete er die erste Thierarzneischule zu Lyon (1762), wozu jedoch viel früher schon Cothenius in Berlin die Idee angegeben hatte. — Bourgelat's Schriften enthalten leider! zu wenige reine Beobachtungen an den Thieren selbst, ein Vorwurf, der auch zum Theil die spätern vorzüglichern Werke Vitet's trifft, z. B. dessen Médec. vétérin. III. à Par. 1770. Lyon 1771., verteutscht von Erxleben. 3 Bde. Lemgo 1773 — 76. 8. — Gleichzeitig mit Bourgelat lebte der ältere La Fosse, von dem viele Entdeckungen und Verbesserungen in der Thierheilkunde ausgegangen sind. Seine, wie dessen Sohnes hippiatrische Werke: Cours d'Hippiatrique, und Diction. hippiatr. etc. in ihrer Art einzig, verdienen für ihre Zeit alle Bewunderung.

So ist die Veterinärkunde auch in Frankreich immer mehr gediehen, und durch eine Menge neuer Aufschlüsse, und eine größere Einfachheit in der Methode ꝛc. zu dem Grade von Ausbildung gelangt, welchen die Naturwissenschaften überhaupt seit einigen Lustris nach und nach erreichen konnten, durch die vorzüglichen Bemühungen eines Gilbert, Girard, Chabert, Flandrin, Huzard, Tessier, Valois, Arbuthnot, Leblanc, Dupuy, u. a. neuerer ausgezeichneter franz. Thierärzte.

In England war die Thierheilkunde vor nicht zu langer Zeit noch ziemlich unvollkommen, und manche ihrer Verbesserungen kamen dahin erst vom Festlande. Während des 17ten Jahrh. war dort kunstmäßiges Reiten sehr allgemein, und dieß Vergnügen zog viele teutsche und französische Reit- und Stallmeister herbei, von welchen nicht nur die schulgerechte Bewegung der Pferde, sondern selbst deren Gesundheit abhängig wurde. Nachdem aber Pferderennen und Jagden mehr zu Nationallustbarkeiten geworden waren, vernachlässigte man die Reitbahn. Die Behandlung der Pferdekrankheiten blieb in den Händen der Schmiede und Reitknechte, wodurch die Wissenschaft selbst einen Schritt rückwärts that, und nur selten sah man einen schwachen Versuch, sie vom gänzlichen Untergange zu retten.

Blundevill ist der erste engländische Schriftsteller unter der Regirung der Elisabeth, der sein System aus ältern thierärztlichen Werken zusammen stoppelte. Eben so unbedeutend sind Mascal, Martin, Clifford, Burdon und einige Andere. Fast zu derselben Zeit lebte Markham, dessen Abhandlung über Pferdezucht bloß empirisch ist. Das erste veterin. Originalwerk hat de Grey zum Verfasser. Nach diesem gab Snape sein Anatomical — Treatise on the horse etc. heraus mit Nachbildungen von Ruini und Saunier.

In der Mitte des 18ten Jahrh. trug Gibson durch manche verständige Winke und Vorschläge in seinem Farrier's guide, ohne sie doch selbst auszuführen, nicht Wenig zur Verbesserung der Wissenschaft bei. Gleichzeitig mit ihm lebte der berühmte Dr. Bracken, dessen Werke mehrere Male wieder aufgelegt worden sind. Auf diese beiden folgte Bartlett, und vereinigte das Beste aus deren Schriften zu einem bündigen Ganzen in seinem Gentleman's Farriery; auch übersetzte er la Fosse's Schriften ins Engländische. Nach ihm folgte

Osmer, dessen verbesserter Hufbeschlag mit Recht sehr geschätzt ist. Bald darauf schrieb Clarke zwei vortreffliche hippiatrische Werke: Treatise on shoeing, and diseases of the feet, und sein Prevention of the diseases of the horse. Clarke's praktische Winke benutzte Lord Pembroke in seinem später erschienenen veterin. Werke. Zu derselben Zeit gab Stubbs, der berühmte Pferdemaler, sein Prachtwerk heraus: Plates of the Anatomy of the horse, worin aber der Schönheit zuweilen die Genauigkeit aufgeopfert ist. — In die achtziger Jahre desselben Jahrh. fällt auch die von Charles Vial de Sainbel, einem Franzosen, zuerst vorgeschlagene Stiftung der Londoner Thierarzneischule, deren erster Lehrer er wurde. Sainbel's Abhandlung über den Hufbeschlag ist sehr gut; weniger gilt dieß von jener über die Krankheiten der Pferde. Jetzt ist Coleman würdiger Vorsteher der Londoner Thierarzneischule, vortheilhaft bekannt durch mehrere klassische Schriften. Marcroft, ein gleichfalls talentvoller thierärztlicher Schriftsteller, war sein Mitbewerber. Außer diesen Beiden zeichnen sich noch der Arzt Prosser, Freeman, der sich aus Liebhaberei mit der Hippiatrik beschäftigt, John und Rich. Lawrence, Hastfer, White, Delabere, Blaine, Rich. Pewis, Thom. Peal, Budd u. A. unter den engl. Thierärzten neuerer Zeit aus.

Auch in Teutschland, Dänemark u. a. Staten hat sich die Thierheilkunde erst in unsern Tagen von ihrem rohesten Anfange besser gestaltet, und es ist seitdem so Mancherlei von ganz verschiedenem Gepräge erschienen, daß daraus nur durch eine scharfe Kritik, wie sie die Marburg'sche Literaturzeitung für Medizin und Chirurgie ꝛc. herausgegeben von J. H. Sternberg 1805. II, 1. Stck. 17 — 20 gab, das Bessere von dem Schlechtern gesichtet werden kann. Als thierärztliche Schriftsteller neuerer Zeit nennen wir: in Dänemark Abilgaard und Viborg ꝛc., in Teutschland und seinen Nachbarstaten: Adami, Ammon, Am-Bach, P. Binz, Bojanus, Bouwingbausen von Wallmerode, v. d. Brinken, Brosche, Brugmans, Busch, Daum, Dieterichs, Emmert, Eckel, v. Erdelye, Fechner, Frenzel, Gerike, Geutebrück, Greve, Havemann, Hering, v. Hochstetter, J. D. Hofacker, Jörg, Justinus, Kausch, Kersting, v. Knobelsdorf, Langenbacher, Lappe, Laubender, Lorinser, Lur, Metzger, Metzler, Mogalla, Mundigt, Naumann, Nebel, Niemann, Pessina, Pilger, Plank, Plouquet, Prinz, Reutter, Ribbe, Rohlwes, Rumpelt, Rysh, Sander, Schreber, Schwab, J. L. Seisfert, Sind, Sir, Sydow, Taplin, v. Tenneker, Teuffel, Tögt, Tscheulin, Veith, Vietz, Wink, Waldinger, G. L. Walther, Walz, Weidenkeller, Will, Willburg, Wollstein, Zipf ꝛc. ꝛc.

Thierarzneischulen gibt es bis jetzt folgende: in Frankreich zu Lyon, Alfort, Charenton und Montpellier, in England zu London, in Italien zu Turin und Padua, in Spanien zu Madrid, in Teutschland zu Wien, Berlin, München, Dresden, Stuttgart, Hanover, Karlsruhe, Göttingen, Jena, Würzburg, Schwerin, in Böhmen zu Prag, in der Schweiz zu Bern und Zürich, in Dänemark zu Kopenhagen, in Schweden zu Stockholm, in Rußland zu Petersburg, Moskau und Lubny *).

(*Th. Schreger.*)

Hippica turris, s. Jerusalem.

HIPPICI MONTES, beim Ptolemäos (Sarm. asiat.) der nördliche Theil der Hügelreihe, die als Wasserscheidung des Stromgebietes der Wolga (Rha) von dem des Don (Tanais) zwischen beiden Flüssen im heutigen Gouvernement Saratow (Gebiet der Sirakener, Suraner, Sakaner, der Landschaft Mithridats ꝛc. beim Ptolemäos) vom Norden nach dem Süden ununterbrochen fortläuft, und sich unfern der Quellen des Manysch und der Kuma (Achardeus *Strab.* XI, 506, und Alonta *Ptol.* l. c.) beim Eintritt in Kaukasien dem Kaukasusgebirg anschließt. Den südlichen Theil dieser Hügelkette kannten, unter dem Namen Ceraunii montes, den auch Ptolemäos ihm gibt, bereits Strabo (l. c.), Mela (I, 19.) und Plinius (VI, 10.), nicht aber die Hippici montes. (*Benicken.*)

Hippicon, s. Hippikon.

HIPPIDES (Crustacea), eine von Latreille in seinen Familles du règne animal 1825 errichtete Familie der Crustaceen, welche die Gattungen Albunea, Hippa und Remipes umfaßte. In der neuesten, von diesem Naturforscher gelieferten Systematik (*Cuvier* règne animal éd. 2. tom. IV.) ist dieser Familie nicht mehr gedacht. (*D. Thon.*)

Hippikoi, s. Hippici montes.

HIPPIKON, ein Längenmaß der Griechen und vorzüglich der Athener, welches 4 Stadien (*Plutarch.* Solon. c. 25), also nach römischem Maße 2500 pedes betrug oder nach Eisenschmidts Berechnung 198 Ruthen 8 Fuß 961 Linien rheinisch lang war. (*Carl Wilhelm Müller.*) Dieses griechische Wegmaß ist also = 3 ägyptischen = 4 persischen = 6⅔ kleinen Stadien (s. Stadium) = 24 Plethren = 240 Acänen = 400 Orgyien = 960 einfachen Schritten (s. Passus) = 1200 heiligen Ellen = 1920 königlichen = 2160 olympischen = 2400 geometrischen = 2700 pythischen Fußen (s. Pes.) = 2072½ Pygonen = 2133⅓ Pygmen = 3200 Spithamen. Es war ferner = 342 Toisen 2 F. 4 Z. 8 L. Pariser Maß = 177 Ruthen 2 Fuß rhein. Decimalmaß. $11\frac{1}{100}$ Hippiken waren = 1 geogr. Meile. Seinen Namen erhielt es wahrscheinlich entweder von der Länge des Raumes zu Pferderennen, oder weil es selbst das Maß für die Rennbahn war. Vgl. Potters Archäol. III, 203. (*Benicken.*)

*) Vergl. C. F. Ludwig tabell. übers. einer Geschichte der Thierheilkunde. Leipzig 1794. 8. J. J. Schmidt übers. der system. Kultur d. Thierarzneik. Stendal 1798. 8. *Nebel* Hist. artis veterinar. (bis auf Karl V.), Gieß. 1805. 4. über den Nutzen u. d. Wichtigkeit der Thierheilwissensch.; nebst einer kurzen geschichtlichen Darstellung derselben, von G. Franz Eckel. Wien 1823. 8. Curt Sprengel's pragm. Gesch. d. AK. II. ꝛc.

HIPPION, *Spr.* Syst. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gentianeen und der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Klasse, deren Charakter gegeben wird durch einen fünfgespaltenen, zuletzt mit der Kapsel zusammen wachsenden Kelch, eine tellerförmige Korolle, zweifächerige, nicht gedrehte Antheren, eine knopfförmige Narbe, und eine in zwei Hälften theilbare Kapsel mit einwärts gebogenen, die Placenten tragenden Klappen. 1) H. viscosum *Spr.* Syst., mit drehrundem Stängel, ablangen, nervenreichen, stielumfassenden Blättern, von denen die obersten herzförmig-eiförmig sind und den klebrigen Kelch einhüllen. Auf den karaibischen Inseln. (Exacum viscosum *Sm.* Icon. Fasc. III. t. 18., Gentiana viscosa *Ait.* Kew.). 2) H. verticillatum *Spr.* Syst., mit viereckigem Stängel, lanzettförmigen, dreinervigen Blättern, wirbelförmigen Blühten, zurückgeschlagenen Kelchen, welche länger sind als die Kapseln, und stachlicht-stumpfen Korollenfetzen. In Südamerika. (Gentiana verticillata *L.* Sp. pl., Exacum verticillatum *W.* Sp. pl.). Diese Art ist noch zweifelhaft. 3) H. hyssopifolium *Spr.* Syst., mit viereckigem Stängel, linienförmigen, nervenreichen Blättern, wirbelförmigen Blühten, und Kelchen, welche kürzer als die Kapseln sind. In Ostindien. (Gentiana hyssopifolia *L.* Suppl., Exacum hyssopifolium *W.* Sp. pl.) Abgeb. in *Burm.* ind. t. 74. f. 3. — S. *Spr.* Syst. I. 589. (*Sprengel.*)

HIPPIOS (Ἵππιος), Rossebändiger, ein weit verbreiteter Beiname Poseidons; s. den Artikel. (*Schlüter.*)

Hippios (alte Geogr.), s. Hypios unter dem Art. Hypia.

Hippi promontorium, s. Hippu akra.

HIPPIUS (Fabian), HIPPE, ein in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrh. thätiger Lehrer der Leipziger Universität, geb. 1564 zu Stolpe, gest. den 12. Febr. 1599 *), studirte seit 1580 in Leipzig, wurde dort 1587 Magister, trat dann als Privatdocent auf und bekleidete zu gleicher Zeit das Conrectorat an der Thomasschule. Im J. 1596 war er Assessor der philos. Fakultät geworden, 1598 aber Professor der Physik und legte nun seine Schulstelle nieder, ohne jedoch die durch zu anhaltendes Arbeiten zerstörte Gesundheit auf die Dauer wieder gewinnen zu können. Außer einer Disp. de corporis humani ex semine ortu (Lips. 1597) schrieb er Psychologia physica in 4 Büchern, Problemata physica u. logica peripatetica **). (*R.*)

HIPPO (Ἵππω), 1) eine Okeanide [1]), deren Name deutlich auf das Pferd hinweiset und von Völcker [2]) als Beweis angeführt wird, daß Pferd und Schiff gleich bedeutend seien.

2) Unter diesem Namen, der von Andern auch in Epona, Hippone umgewandelt wird [3]), verehrten die Eseltreiber in Rom ihre Schutzgöttinn [4]), so wie die Römer die Schirmerinn ihres Viehes und ihrer Viehställe [5]). Man stellte ihr Bild in den Ställen auf und bekränzte es an bestimmten Tagen mit Blumen [6]). Ein später römischer Mythos erzählt, daß Fulvius Stellus, Misogyn, mit einer Stute Unzucht getrieben, eine schöne Tochter, Epona, gezeugt, und diese zur Schützerinn und Versorgerinn der Pferde erhoben und verehrt worden sei [7]).

3) Hieß so eine Tochter des thespischen Fürsten Thespios, mit welcher Herakles den Pylos zeugte [8]). (*Schincke.*)

Hippo (Gesch.), s. Hippon.

HIPPO (alte Geogr.), 1) eine Küstenstadt in Bruttium, war eine Anlage der Lokrer und hieß eigentlich Hipponion, Ἱππώνιον, woraus der verkürzte Namen Hippo oder Hippon entstand, der auch dem Meerbusen, an dem die Stadt lag, die Benennung sinus Hipponiates verschaffte. Agathokles bemächtigte sich späterhin der Stadt und legte eine Schiffswerfte an, die sich auch noch in der Römer Zeit erhielt. Als die Römer Herrn des Landes wurden, verpflanzten sie 6000 Mann hieher als Kolonie, welche Vibo Valentia, auch schlechthin Vibo hieß. Bei dem Anonymus Ravennas heißt sie Bibona Valentia, woraus im Mittelalter Bivona entstand. Der Ort der Schiffswerfte heißt jetzt Monte Leone (*Scylax.* p. 8. *Strabo* VI. p. 256. *Liv.* XXXV, 40. *Cic.* pro Plancio. c. 40. *Plin.* III, 6.). (*Kanngiesser.*)

2) Ebne der Insel Kos (Coe), s. d. Art. (*R.*)

3) Ort in Hispania, den Livius (XXXIX, 30.) nennt, südlich von Toletum (Toledo) gelegen. Wahrscheinlich Mora unweit des Alagon. (*Benicken.*)

Plinius (Hist. Nat. III, 1.) führt eine Stadt Hippo nova in Hispania baetica an, welche südlich vom Flusse Bätis liegend, zwischen Epitibrium und Illurco genannt wird. (*R.*)

4) H. Carausiarum, s. Hippo in Bätika.

5) H. Diarrhytus, s. unt. Nr. 7.

6) H. REGIUS, Stadt in Numidien, Sitz der numidischen Könige (*Strabo* XVII, 832.), später christlicher Bischofsitz, berühmt durch den Kirchenvater Augustinus. Gegenwärtig ein Trümmerhaufen bei Bona, im Gebiet von Constantine *).

7) H. ZARYTOS (διάρρυτος), feste Hafenstadt im Gebiete von Karthago, an einem schiffbaren See,

---

*) Gegen Jöcher (Gelehrtenlex. 2r Bd. 1618), welcher behauptet, er habe noch im J. 1617 gelebt, s. Adelung Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. 2017. **) Diese Schriften müssen Beifall gefunden haben, denn sie sind im 17ten Jahrh. im Druck wiederholt worden; vergl. Adelung a. a. O.

1) *Hesiod* Theog. 351. 2) Mythol. d. Jaret. Geschlechts. S. 147. 3) *Turnebus* adversar. XXIV, 4. *Ruperti* ad *Juvenal.* Sat. VIII. 157. 4) *Ruperti* l. l. Epona: dea multubulci et quae asinis praefuit (dicta ab *ἵνι* et *ὄρος*) ut equis Hippona vel Hippo. 5) *Cellar.* ad *Minuc.* Octav. 28. 6) *Apulei* Met. III, 27. 7) *Plutarch.* Agesil. c. 29. 8) *Apollodor.* III, 7, 8.

*) Vergl. Itiner. *Ant.* p. 42. Proc. ap. *Wessel.* ad It. *Ant.* p. 20.

von dessen Verbindung mit dem Meere das Erscheinen der Ebbe und Fluth zeugte **). Unstreitig das heutige Bizerte an dem Busen, den die Vorgebirge Blanco und Marabut im Gebiete von Tunis bilden. Hippagreta ist hiemit nach Einigen einerlei; Andere combiniren es mit Hippanakra. (*Benicken.*)

Hippobdella (Annulata), s. d. Art. Hirudineae u. Hirudo.

HIPPOBOSCA (Insecta), Pferdelausfliege. Diese von Linné aufgestellte Gattung der zweiflügeligen Insekten ist in neuerer Zeit sehr beschränkt worden, indem mehrere andere Gattungen aus ihr gesondert worden sind. Sie gehört nach Meigen [1]) zu dessen Familie Coriaceae in der Abtheilung Eproboscideae. Latreille ordnet sie [2]) in die Familie Pupipara. Nach Meigen sind die Kennzeichen folgende: die Fühler sind knospenförmig, an den Seiten des Untergesichts eingesetzt und haben eine nackte Endborste; die Punktaugen fehlen, die Füße haben zweizähnige, gleich große Klauen. Die Flügel liegen parallel auf, sind stumpf und vieladerig.

Diese Insekten haben überhaupt einen merkwürdigen Bau. Der Kopf ist vom Mittelleibe (thorax) deutlich getrennt, flach und rund; die Stirn ist breit und die Punktaugen (ocelli) fehlen, die Netzaugen (oculi) sind länglich. Der vorstehende Rüssel ist schnabelförmig und besteht aus einer zweiklappigen, gabelförmigen Scheide, zwischen welcher die fadenförmige, hornartige, längere Zunge liegt. Das obere Klappenstück ist kegelförmig, haarig, das untere fleischig, stumpf, nur halb so lang als jenes. Die Taster (Palpen) fehlen. Die Fühler, an den Seiten des Untergesichtes eingesetzt, sind knospenförmig, klein, mit einer Borste aus der Spitze. Das harte, lederartige Rückenschild (Thorax) ist flach, scheibenförmig, mit einer gebogenen, in der Mitte unterbrochenen Quernaht und vorne noch mit einer eingedrückten, quer liegenden Seitenlinie. Das Schildchen ist kurz, querlänglich. Der Hinterleib ist häutig, rund, vorne eckig. Die starken Beine haben dicke Hüften, die Füße sind kurz. Die kleinen Schwinger (Schwingkölbchen) sind unter dem Schildchen versteckt. Die lederartigen Flügel haben eine stumpfe Spitze und sind haarlos. Am Vorderrande derselben stehen einige starke Adern.

Am Ende des Leibes bemerkt man beim Weibchen zwei kleine, auf einander liegende zungenförmige Spitzen und an den Seiten zwei, mit Haaren besetzte Warzen. Der After verlängert sich in Gestalt einer kleinen Röhre. Wenn man den Leib des Männchens drückt, so zeigt sich über diesem After eine Warze, welche auf jeder Seite ein hornartiges Plättchen und auf dem mittleren Hauptkörper zwei gleichfalls hornige Spitzen oder Zähne hat, welche wahrscheinlich dazu dienen, das Weibchen bei der Begattung fest zu halten. Im Innern des Bruststücks befinden sich nach Dufour [3]) schlauchförmige und röhrenförmige Tracheen, im Hinterleibe aber bemerkt man nur solche der letzteren Art. Derselbe Naturforscher will auch Speicheldrüsen, und eine Art Uterus in diesen Thieren entdeckt haben, welcher letztere in einem großen, häutig-muskulösen Sack bestehen soll, so wie Eierstöcke, die gänzlich von denen anderer Insekten abweichen. Sie bestehen aus zwei eiförmigen, stumpfen, freien Körpern, welche mit einem weißen, homogenen Marke angefüllt, und an einem Ende zugerundet sind, am andern aber in einen eigenen Kanal übergehen. Nach Dufour's Angabe sollen diese Ovarien durch Gestalt und Lage gar sehr denen des menschlichen Weibes ähnlich seyn. Der Uterus, welcher Anfangs sehr klein ist, erweitert sich während des Tragens nach und nach zu einer ungeheuern Größe, drängt alle Eingeweide aus ihrer Stelle, nimmt endlich die ganze Unterleibshöhle ein und erweitert sie sehr bedeutend. Die Fortpflanzung ist überhaupt sehr eigenthümlich und gewisser Maßen derjenigen der lebendig gebärenden Thiere höherer Klassen zu vergleichen. Die Larve schlüpft nämlich im Leibe der Mutter aus, nährt sich in demselben (wie?) und bleibt auch bis zum Nymphenstand in diesem Aufenthalt, dann tritt sie aber als solche in Gestalt eines länglichen Eies aus dem Leibe, das fast eben so groß, als dieser selbst ist. Die Farbe dieses Eies ist Anfangs milchweiß, an einem Ende desselben ist eine große, schwarze, wie Ebenholz glänzende Platte. Diese Nymphenhülle, gewöhnlich, wenn auch fälschlich Ei genannt, ist übrigens rundlich, platt, wie eine Linse, an dem Ende, wo sich die schwarze Platte befindet, ausgerundet, und bildet an diesem Theile zwei hörnerförmige, zugerundete Vorragungen. Einige Zeit nach dem Austritt aus dem Leibe, wird die Nymphenhülle schwarz, die glänzende Haut derselben widersteht einem starken Fingerdruck, sie ist bedeutend dick, hat eine knorpelig hornartige Beschaffenheit und ist selbst mit guten Scheren schwer aus einander zu schneiden. Die größte Breite dieser Nymphenhülle beträgt anderthalb, die größte Dicke fünf Viertheil Linien. Die Stärke des Körpers eines Weibchens, welches gelegt hat, oder nicht trächtig ist, ist kaum so groß, als eine solche Nymphenhülle, was allerdings als sehr merkwürdig erscheint, wenn nicht Beobachtung gelehrt hätte, daß die Hülle nicht so groß aus dem weiblichen Körper hervortritt, daß sie aber gleich nach ihrem Austritt aus demselben augenblicklich zu jener Größe heranwächst. Bei der harten Schale dieser Hülle, war eine Vorrichtung nöthig, um dem entwickelten Insekte den Austritt zu erleichtern und diese besteht in einer doppelten Klappe an dem einen Ende, welche sich schon mit einem Federmesser öffnen läßt.

Nitzsch hat [4]) die Gattung Hippobosca als Hauptgattung aufgestellt, und die eben abgehandelte

**) *Plin.* V, 8. *Strabo* XVII, 832. *Plin.* jun. ep. IX, 33. It. *Anton.*, Tab. *Peut.*; vergl. *Wessel.* ad It. *Ant.* 22.

1) Systemat. Beschreibung der bekannten europäischen zweiflügeligen Insekten. IV. S. 386. 2) *Cuvier* règne animal. éd. 2. tom. V. p. 543.

3) Annales des Sciences naturelles. tom. VI. p. 299 seq. 4) Germar's Magazin der Entomologie III, 307.

Nirmomyia genannt, von welcher er mehrere Arten zu kennen scheint, als Typus aber nur folgende allgemein bekannte anführt.

H. equina, *Linné.* (*Meigen.* l. c. t. 63. f. 15. *Degeer* Mémoires VI. t. 16. f. 1 — 20. *Panzer* fauna VII. f. 23.). Stirne und Untergesicht glänzend rostgelb; Augen pechbraun, Rückenschild glänzend dunkelbraun, mit rostgelben Schultern, welche hellgelb eingefaßt sind; vor dem Schildchen mit drei gelben Flecken: der mittelste spitzig dreieckig; Schildchen gelb, mit schwarzen Seitenflecken. Hinterleib haarig, bräunlich grau. Beine rostgelb: die mittleren Schenkel und Schienen mit einem schwärzlichen Ringe, die hintere mit zwei. Springer schwarz; Flügel bräunlich, die vielen Randadern dunkelbraun. Auf Pferden und Rindvieh. Soll auch auf Kamelen leben, wenn diese nicht eine andere Art ist. Länge 4 Linien. (*D. Thon.*)

HIPPOBOTON (*ἱππόβοτον*), ist ein Beiwort, welches von Homer besonders der Stadt und dem Gebiete Argos im Peloponnesos beigelegt wird. Die Gegend bot reichliche Weide dar und die Pferdezucht daselbst war berühmt. Eben deßwegen wird auch das Beiwort Hippion (*ἵππιον*) d. i. ritterlich, von Argos gebraucht*). In ähnlicher Weise führt Strabo (XI. p. 525) pratum hippoboton, *λειμὼν ἱππόβοτον*, eine Wiese in Medien an, die Herodot (VII, 40.) *πεδίον Νισαῖον* nennt, auf welcher 50,000 Mutterpferde weideten und die größten und schönsten Pferde für den königlichen Dienst erzielt wurden und nisäische hießen. Manche Geographen führen mit Beziehung auf Älian (V. H. VI) auch unter dem Namen Hippoboton ein Feld der Einwohner von Chalkis auf Eubóa an, das die Athenäer ihren Kolonisten vertheilt hätten. Allein Älian hat offenbar aus Herodot (V, 77.) geschöpft. Dieser erzählt aber, daß in Chalkis die reichen Leute, Hippobotä genannt, eine aristokratische Regirung gebildet hätten, von den Athenäern aber besiegt und fortgeschleppt und auf deren Ländereien *ἐπὶ τῶν Ἱπποβοτέων τῇ χώρῃ* 4000 athenäische Kolonisten zurück gelassen wären. Scheffer hat daher mit Recht im Älian statt *ἱππόβοτον* zu lesen angerathen *Ἱπποβοτῶν*. Vgl. *Strabo* X. p. 447. (*Kanngiesser.*)

HIPPOBOTOS, gehört zu den älteren Bearbeitern der Geschichte der Philosophie und lebte vermuthlich, denn es fehlt an Angaben, um seine Zeit genau zu bestimmen, im ersten Jahrhundert oder in der ersten Hälfte des zweiten unserer Zeitrechnung. Er hatte ein Buch von den Schulen oder Secten der Philosophen *περὶ αἱρέσεων* geschrieben, deren er nach Diogenes Laertios (Prooem. 13. vergl. Pythagor. 22.) und nach Suidas (v. *αἵρεσις*) neun aufzählte. Porphyrios (de vita Pythagor. am Ende vergl. hiebei not. *Rittershusii*), Jamblichos (c. 13.) und Clemens von Alexandrien (Strom. I. p. 300) hatten seine Schrift vor Augen, führen aber von den Lebensumständen Nichts an. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

*) *Strabo* VIII. p. 369. *Plin.* IV, 8.

HIPPOBUS (Mammalia), die Alten belegten mit diesem Namen einen angeblichen Bastard von einem Pferde mit einer Kuh erzeugt. (*D. Thon.*)

Hippocampi pedes, Hippocamposfüsse, s. Gehirn.

HIPPOCAMPUS, *Cuvier* (Pisces), Seepferdchen, eine, wie aus dem Namen fast schon erhellt, bereits den Alten — wegen ihrer eigenen Gestalt — bekannte Fischgattung. Linné stellte die hierher gehörigen Arten mit seiner Gattung Syngnathus zusammen in die Ordnung der Knorpelfische (Pisces cartilaginei), Cuvier trennte sie als eigene Untergattung, deren Typus S. Hippocampus (unter dem zwei Arten vereinigt) war. Sie gehören nach der neuesten Eintheilung Cuviers †) unter die Ordnung Lophobranchiata (Lophobranches — einen lat. Namen hat Cuvier nicht gegeben!), welche nur aus den drei Gattungen Syngnathus, Solenostoma und Pegasus besteht. — Mit der Hauptgattung Syngnathus haben sie folgende Kennzeichen gemein. Der Kopf ist in einen röhrenförmigen Rüssel verlängert, der zwar in einen gewöhnlichen Mund ausläuft, am Ende aber fast vertikal gespalten ist. Das Kiemenloch steht gegen den Nacken. Die Bauchflossen fehlen. Hinsichtlich der Fortpflanzung besteht das Eigene, daß die Eier in einem Sacke ausschliefen, der sich durch Erweiterung der Haut bildet. Die besondern Kennzeichen sind folgende: Der Körper ist seitlich zusammen gedrückt, und bedeutend höher als der Schwanz. Nach dem Tode krümmt sich der Kopf dergestalt nach dem Körper herab, daß das Thier das Ansehen eines aufgezäumten Pferdes (im Kleinen) erhält. Die Nähte der Schuppen sind kielförmig erhöht, und ihre Ecken in Dornen verlängert. Der Schwanz ist flossenlos. Die bekannte Art ist:

1) H. brevirostris, *Cuvier* (l. c. 363. — H. vulgaris, *Cloquet* in Dictionaire des Sciences nat. XXI. p. 178. — Syngnathus Hippocampus *Linné*, aliorum. — *Bloch* Fische. t. 109. f. 3.? Wir können diese Figur nicht vergleichen und führen sie deßhalb nur fragweise an. — *Willughby* Hist. Piscium. ed. *Rajus*. Oxonii 1686. Tab. I. 25. f. 3.). Der Rüssel ist kurz, über den Augen stehen fünf Höcker, mit Fäden versehen, die Augen selbst sind groß, silberfarben und glänzend. Am Schwanze stehen auf jeder Seite drei Stacheln, zwei nach oben, einer nach unten. Der Körper ist von 13, aus 7 Platten bestehenden Ringen umgeben, der Schwanz hat 35 — 38 vierplattige Ringe, auf jeder solchen Platte stehet in der Regel ein, mit einem Faden versehener Höcker. Die Farben dieses Fisches ändern sehr ab. Bald ist er bleifarben, bald braun, schwärzlich oder grünlich, immer aber ist er etwas weiß gestreift oder gefleckt. — Was den innern Bau betrifft, so hat er eine ziemlich große Luftblase, der Darmkanal macht fast keine Biegungen, der Magen ist weit, die Leber lang, schmal und blaßgelb. Man findet dieß Fischchen fast in allen Meeren, im Ocean, im Mittelmeer, und in

†) règne animal. éd. 2. II, 361.

dem indiſchen Ocean. Nach Martens*) iſt es ein munteres Thier, das ſich häufig im Meere und in den Lagunen findet. Seine Größe ſteigt von ſechs Zoll bis auf einen Fuß Länge. Es lebt von kleinen Meerwürmern, Waſſerinſekten und kleinen Fiſcheiern. Man findet es wegen der ſonderbaren Form, die es nach dem Tode annimmt, häufig in Kabinetten. — Man ſchrieb dieſem Fiſche ſonſt große Heilkraft zu und noch jetzt ſollen dieß die venetianiſchen Fiſcher (nach Martens l. c.) thun, die Norweger ihn dagegen für Gift halten.

2) H. foliatus, *Shaw.* (General-Zoology V. pl. 180. — Syngnathus taeniolatus, *Lacépède* in Annales du Mus. d'hist. nat. IV. p. 203. 211. pl. 58. f. 3.) Um den Augenkreis herum ſteht ein doppelter und vier einfache Stacheln, ſo wie eine Reihe kleiner Spitzen. Ein langer, in ein häutiges Blättchen auslaufender Stachel ſteht oben auf dem Kopfe nahe am Nacken, ein anderer mehr nach hinten, zwei andere ſtehen nahe am After und drei Par andere auf der obern Seite des Schwanzes. Alle dieſe Blättchen tragende Stacheln ſind gezähnelt. Der Körper und der vordere Theil des Schwanzes ſind ſiebeneckig, die hintere Hälfte des Letzteren iſt viereckig. Die Farbe iſt röthlich mit unregelmäßigen, weißlichen, ſehr kleinen Flecken. Dieſer Fiſch, deſſen Länge wenigſtens einen Fuß beträgt, ward an der neuholländiſchen Küſte (Meerenge Baß) durch die Expedition von Baudin entdeckt. (*D. Thon.*)

HIPPOCAMPUS (Palaeont.), Boccone (Museo di Fisica 281) verſichert, den Eindruck eines Fiſches dieſes Geſchlechtes auf einer Steinplatte geſehen zu haben. Vergl. Syngnathus. (*H. G. Bronn.*)

HIPPOCARCINUS (Crustacea), Aldrovand bezeichnete mit dieſem Namen Krebſe, welche jetzt zur Gattung Homala, *Leach's* gezählt werden. (*D. Thon.*)

HIPPOCASTANIN oder ÄSCULIN, ein eigener Stoff, den Fr. Lanzoneri (ſ. Journ. der Pharm. 1825) in der Frucht des Roßkaſtanienbaums (Aesculus Hippocastanum) fand, und für ein Kaloid ausgibt, wofür aber noch mehrere Beweiſe erforderlich ſind. Nach Guibourt erſcheint zwar daſſelbe auf die Art, wie das Chinin aus den Chinarinden durch Kalk dargeſtellt, als eine formloſe Maſſe von gelblicher Farbe, Anfangs ſüßlichem, nachher ſtechendem Geſchmack, die ſich in Alkohol und Äther löſt, und mit Schwefelſäure kryſtalliniſche Nadeln bildet, im Feuer ſchmilzt, ſich aufbläht, und dann faſt wie Öl aufflammt. Ganz kalkfrei aber wirkt das Äsculin nicht auf blaue Pflanzenfarben, und löſt ſich dann eben ſo wenig in Waſſer auf. (Vergl. Pelletier's u. Caventou's Analyſe der Roßkaſtanienrinde in Buchner's Rep. der Pharm. XII, 2.) (*Th. Schreger.*)

HIPPOCASTANUM VULGARE, Aesculus Hippocastanum, Castanea equina (gemeine Roßkaſtanie, aſiatiſche wilde Kaſtanie), ein zur Gattung Aesculus gehöriger ſommergrüner Baum, welcher über 100 Jahre alt wird, ſich in einem angemeſſenen Boden zu einer Höhe von wenigſtens 60 Fuß erhebt und ſeine ſparrigen Äeſte weit ausbreitet. (Vergl. den Art. Aesculus Hippoc.) Der Nutzen, den dieſer Baum leiſtet, iſt ſehr mannichfaltig, und es gibt wenig andere Bäume, welche ihn darin übertreffen. Denn das Holz, welches ziemlich dicht, fein langfaſerig, nicht hart, aber zart und von Farbe gelblich weiß oder gelblich, nach dem Kerne zu bei alten Stämmen oft grau und bräunlich geflammt iſt, gebrauchen die Schreiner und Drechsler, die Formſchneider und Bildſchnitzer häufig, weil es ſich wegen ſeiner Weich- und Zartheit wie Lindenholz und faſt noch beſſer bearbeiten läßt, Beitze und Politur annimmt, und keinem Wurmfraße unterworfen iſt. Jedoch kann es die Näſſe durchaus nicht vertragen, weßhalb man es überhaupt vor dem Wechſel der Temperatur durch einen guten Lackfirniß zu ſchützen ſucht. Da die Wurzelſtücke oft flammig und ſchön ausfallen, ſo werden in neuern Zeiten ſehr feine Möbel daraus gemacht, denen man die engländiſche Lackpolitur gibt. Zum Brennholz iſt es minder gut; es beſitzt nur geringe Hitzkraft. Seine Kohle aber kann man mit Vortheil zur Bereitung des Schießpulvers verwenden, die Aſche gibt eine erprobt gute Lauge und mit Gyps vermengt ein vortreffliches Düngmittel. Die Rinde, welche am Stammholze bräunlich aſchgrau, bei alten Bäumen aufgeriſſen, an den Äſten und Zweigen bräuner iſt, iſt zur Färberei und Gärberei brauchbar, ertheilt dem wollenen Zeuge eine bräunlich-gelbe Farbe, und das damit gegärbte Leder wird feſter, dauerhafter und geſchmeidiger. Deßgleichen eignet ſie ſich mit Eſſig ausgezogen zur Bereitung einer Tinte; die Flüſſigkeit erſcheint zwar Anfangs indigoblau, auf dem Papiere aber verwandelt ſie ſich und wird ſchön ſchwarz. Über den arzneilichen Gebrauch der Rinde, ſo wie der Früchte ſ. unter Aesculus. Nach andern Unterſuchungen hat erſtre ihre fiebervertreibende Kraft nicht bewährt, auch iſt kein dem Cinchonin ähnliches Alkaloid darin zu finden*), und gehört nur zu den adſtringirenden und der Fäulniß widerſtehenden Mitteln. Wegen ihrer zähen Beſchaffenheit iſt ſie ſchwer zu pulveriſiren; ohnehin verliert das Pulver bald ſeine Kraft, während die Rinde in Stücken lange Zeit von guter Wirkung bleibt. Im J. 1826 koſtete der Zentner 18 fl., im Pfunde 12 bis 16 Kreuzer**). Das Laub wird nicht allein im Winter vom Rothwilde, ſondern auch von den Schafen, Ziegen und dem Rindviehe gern gefreſſen, auch kann man es nach Dambourney zur Färberei benutzen; als Streu iſt es den Blättern der meiſten übrigen Laubhölzer vorzuziehen. Die zahlreichen, ſchönen, auf weißem Grunde roſenfarbig und gelb gefleckten Blumen, die ſich an den Spitzen der Zweige in großen, aufrechten, pyramidenförmigen Trauben aus der ausgebreiteten, buſchigen, ſchattenreichen Krone erheben, gewähren nicht nur einen ſehr angeneh-

*) Reiſe nach Venedig II. S. 410.

*) Vergl. Trommsdorff's N. J. VI, 1. S. 113; Deſſen Taſchenbuch ꝛc. 1824, S. 1; Buchner's Repertor. XII. S. 217; Berl. Jahrb. XXIV, 1. S. 77 u. f. **) Eine große Menge Schriftſteller verbreiten ſich über die Heilkräfte der Roßkaſtanienrinde, müſſen aber hier übergangen werden.

mern Anblick, sondern werden auch von den Bienen häufig besucht. Die Fruchtkapseln liefern, nebst dem Holze und der Rinde, einen vortrefflichen Gärbestoff; in einem kalten Aufgusse mit Wasser sind sie zur Gährung geneigt, und diese Infusion gibt mit aufgelöstem Eisenvitriole eine zum Schwarzfärben anwendbare Tinte. Vorzüglich aber gewähren die Früchte in mancherlei Hinsicht wesentliche Vortheile, und würden noch größern Nutzen schaffen, wenn man ihre starke Bitterkeit, welche von einem schleimig-harzigen Bestandtheile herrührt, auf eine leichte Art wegschaffen könnte. Nach von Bon läßt man, um dieß zu erreichen, die geschälten und in 4 Theile zerschnittenen Früchte 48 Stunden in einer Lauge von 3 Theilen Asche und 1 Theile mit Wasser gelöschten Kalks weichen, süßt sie dann in einem andern Gefäße 10 Tage lang mit reinem, täglich erneuertem Wasser aus, worauf sie getrocknet und zum Gebrauche aufgehoben werden. Die auf diese oder andere Weise ausgesüßten Früchte geben gutes und vieles Stärkmehl, das sich wie Kartoffelstärkmehl, mit Getreidemehl vermischt, zu Brot verbacken läßt. Geröstet und zu Pulver gemahlen, eignen sie sich vor vielen andern vorgeschlagenen Ersatzmitteln zu einem Surrogat des Kaffees. Ausgesüßt, zu grobem Pulver gestoßen und mit Weizenkleie vermengt, geben sie ein vortreffliches Futter für die Hühner, auch bitter, wie sie von Natur sind, lassen sie sich gekocht und ungekocht als ein nahrhaftes Viehfutter anwenden, und, wie man glaubt, sollen sie bei den Schafen ein sicheres Mittel gegen das Faulwerden seyn. Das nicht an ihren Genuß gewöhnte Rindvieh geht zwar Anfangs schwer daran; allein wenn es einmal daran gewöhnt ist, so frißt es sie eben so gut, wie das Roth- und Schwarzwild, für welches die wilden Kastaniennüsse eine annehmliche Äsung sind. Nach Scopoli reinigen und heilen sie die Pferde, und Krocker behauptet, daß die Türken die zerstoßenen und gemahlenen Früchte den Pferden, besonders gegen die Druse, mit gutem Erfolge geben, daher Einige von diesem Gebrauche den Namen Roßkastanie herleiten, während Andere der Meinung sind, Roß sei so viel als wild. Die zu Pulver gestoßenen Roßkastanien dienen als ein kräftiges Niesmittel; auch sollen sich Haarpuder und Stärke daraus fertigen lassen; das aus ihnen bereitete Mehl liefert ein der gewöhnlichen Mandelkleie ähnliches Seifenpulver zum Waschen der Hände und kann auch, wegen des zusammenziehenden, alaunartigen, salzigen und seifenreichen Stoffes, zur Reinigung der Leinwand, des wollenen Zeuges und der Seide angewendet werden *). Zum Bleichen hat man sie schon lange benutzt. In Stücke zerschnitten, getrocknet und gestoßen, und dann auf die gewöhnliche Art bereitet, sollen sie einen feinen Leim geben; besonders hat man das Mehl der bittern Roßkastaniennüsse, unter den Buchbinderkleister gemischt, als ein Schutzmittel wider den Bücherwurm empfohlen. Wegen der großen Bitterkeit hat man die Früchte auch statt des Hopfens zum Bierbrauen benutzt. Endlich hat man aus ihnen nicht allein Branntwein und Essig, sondern auch ein zum Brennen taugliches Öl bereitet. Selbst die Schalen der Früchte brennt man entweder in wohlverschlossenen lutirten Gefäßen zu einer schönen schwarzen Farbekohle, oder benutzt sie durch wiederholtes Auskochen mit einem Zusatze von Pottasche zum Färben der wollenen, mit Eisenvitriol vorbereiteten Tücher. Die Fruchtschalen sind auch zu Nachtlichtern brauchbar, wenn man sie, nachdem ein Loch hinein gestochen worden, wenigstens 24 Stunden in Öl legt, einen Docht durchzieht, in ein Gefäß mit Wasser setzt und den Docht anzündet *). (*Fr. Thon.*)

*) Vergl. Berner ökonom. Samml. ꝛc. Bd. II. S. 943.

Hippocentauren, Hippokentauren, s. Kentauren.

HIPPOCEPHALOIDES, von ἵππος, Pferd und κεφαλή, Kopf abgeleitet (Palaeont.), nannte man früher zuweilen in unwissenschaftlicher Weise irgend einen Stein, der mit einem Pferdekopf eine allgemeine Ähnlichkeit zu haben schien, und glaubte selbst einen solchen im versteinerten Zustande zu erkennen. (*H. G. Bronn.*)

HIPPOCHRENES, franz. Hippocrène, (Palaeont.) Denys de Montfort [1]) hat dieses Geschlecht für eine fossile Konchylienart aufgestellt, welche zu Lamarck's [2]) Rostellarien gehört, jedoch an der flügelförmigen Ausbreitung des äußern Mundsaumes nicht, wie andere Arten, mit Einschnitten versehen ist. Lamarck und de Féruſsac [3]) hatten dieses Geschlecht nicht angenommen; in Bronn's Systeme [4]) war es beibehalten worden, weil es damals schien, daß die meisten fossilen Rostellarien darunter bequem zusammengefaßt werden könnten, und lebende Arten davon noch nicht bekannt geworden waren. Nachdem sich aber diese aufgefunden und Defrance [5]) nachgewiesen hat, daß beide Genera ganz in einander übergehen, indem seine Rostellaria costata mit zweilappigem Flügel nur eine Varietät von R. calcarata *Sow.* [6])

*) 1) *Willden.* Berl. Baumz. S. 12; 2) *Ejusd.* Spec. plant. p. 285. n. 1; 3) *Aiton* hort. Kewens. I. p. 493; 4) *Linné* syst. ed. Reit. II. p. 493; 5) Hort. ups. 29; 6) *Roth* flor. germ. I. 434, II. 557; 7) *Royen* flor. Leyd. 463; 8) *Haller* fl. helv. n. 1029; 9) *Roehm.* fl. Lips. n. 457; 10) *du Ham.* arb. I. 207; 11) *Clus.* hist. I. p. 7; 12) *C. Bauh.* p. 419; 13) *Joh. Bauh.* hist. I. p. 128; 14) *Scopoli* fl. carn. I. p. 268; 15) *Reuss* comp. bot. p. 248; 16) *Willd.* prodr. Berol. n. 419; 17) *Leers* fl. Herborn. n. 283; 18) *Mönch* Hass. n. 313; 19) *Reich* fl. Moeno-Francof. n. 244; 20) *Scholler* Barb. n. 302; 21) *Wiggers* prim. flor. Holsat. p. 72; 22) *Dörrien* pl. Nass. p. 252; 23) *Jacq.* Vind. p. 63; 24) *Nonne* fl. Erford. p. 209; 25) *Zinn* fl. Göttinq. p. 204; 26) *Schrank* bav. I. 636: 27) du Roi Harb. Baumz. I. S. 62; 28) Borkhausen Forstbot. S. 871; 29) Dessen Hessendarmst. Holzart. S. 49; 30) Bechstein Forstbot. I. S. 214 u. 558; 31) Hartig Lehrb. f. Förster I. S. 88; 32) Germershausen Hausv. V. 282 u. a. m. Abbildungen: a) *Cramer* tab. 23; b) Schmidt östr. Baumz. t. 38; c) *Schkuhr* t. 104; d) *Kerner* t. 304; e) *Reitter* et *Abel* t. 1; f) *Kniphof* cent. III. n. 5. g) Oelhafen II. 37. 39 u. a. m.

1) *D. de Montfort* Conchyliologie systématique II. (1810.) p. 522—524. 2) *de Lamarck* Histoire naturelle des animaux sans vertèbres. VII. (1822.) p. 191—194. 3) *de Péruſsac* Tableaux systématiques des animaux Mollusques (1822) p XXXV. 4) *H. G. Bronn* System urweltlicher Konchylien. (1824) p. 13. 5) *Defrance* in Dictionnaire des Scienc. natur. XXI. (1821) 180, und XLVI. (1827) 296 ff. 6) *J. Sowerby* Mineral Conchology of Great Britain tf. 349. fg. 6. 7.

mit einlappigem Flügel seie, so kann man nur höchstens noch mit Blainville[7]), Rang[8]) und Cuvier[9]) Hippochrenes als Subgenus zu Rostellaria bringen. Der Charakter nach Montfort war:

„Testa libera, univalvis, fusiformis, spira elata acuta; „Columella callosa; Apertura dilatata, basi in cana„lem acutum brevem terminata; Canalis alter e con„junctis duobus labiis superne oriundus in spira „resurgens. Labium exterius in alam dilatatum."

Die von Montfort angeführte Art ist H. macroptera, wozu noch zu bringen seyn würden: Rostellaria columbata *Lam.*, R. fissurella *Lam.* (R. lucida und R. rimosa *Sow.*), R. labiosa *Defr.*, R. calcarata *Sow.*[10])

(*H. G. Bronn.*)

Hippoclid, Hippoclides, s. Hippoklid, Hippoklides.

HIPPOCRATEA *L.* Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der dritten Linné'schen Klasse bildet nebst den Gattungen Tonsella *Vahl.*, Triceros *Lour.*, Johnia *Roxb.* (nach *Cand.* Prodr.) und Trigonia *Aubl.* eine eigene natürliche Familie, nämlich die der Hippokrateen. Der Charakter der Gattung Hippocratea besteht in einem fünfgetheilten, kleinen Kelch, fünf mönchskappenförmigen Corollenblättchen, an der Basis verwachsenen Staubfäden, querüber trompetenartig klaffenden Antheren, einem einfachen Pistill, und drei zusammen hangenden, zweiklappigen Kapseln mit zwei bis vier, an der Basis geflügelten Samen. 1) H. arborea *Roxb.* (corom. Ill. t. 205.) baumartig, mit kletternden Zweigen, gegenüber stehenden, ablangen, borstig zugespitzten, feingesägten Blättern, in den Blattachseln stehenden Doldentrauben, und linienförmig-ablangen, zweisamigen Kapseln. In Ostindien. (H. disperma *Vahl.* En.) 2) H. excelsa *Kunth.* Syn., baumartig, mit vierwinkeligen Zweigen, elliptisch-ablangen, langzugespitzten, wellenförmig-gekerbten Blättern, zweigespaltenen, vielblumigen, pulverig-krummhaarigen Blühtenstielen, welche kürzer, als die Blätter sind, und meist mit vier Staubfäden in jeder Blume. In Meriko. 3) H. indica *W.* Sp. pl., baumartig, mit kletternden Zweigen, gegenüber stehenden, ablangen, stumpfen, feingekerbten Blättern, und in den Blattachseln stehenden Doldentrauben. In Ostindien. Abgeb. in *Roxb.* corom. II. t. 130. 4) H. obtusifolia *Roxb.* fl. ind., strauchartig, mit gabeltragenden Zweigen, ablangen, stumpfen, glattrandigen Blättern, in den Blattachseln und am Ende stehenden Doldentrauben, und umgekehrt eiförmigen, viersamigen Kapseln. Auf der Küste Koromandel. 5) H. macrophylla *Vahl.* En., mit ablangen, an der Basis abgerundeten, langzugespitzten, glattrandigen, oben widerscheinenden Blättern. In Sierra Leone. Diese ist, wie die folgenden Arten, ein strauchartiges Gewächs. 6) H. paniculata *Vahl.* En., mit ablangen, an beiden Enden verschmälerten, gekerbten Blättern, und anstehender Rispe. In Sierra Leone und auf St. Domingo. 7) H. ovata *Lam.* (Illustr. t. 28. f. 2.) mit ablangen, ziemlich stumpfen, gekerbten, auf beiden Seiten unbehaarten Blättern, in den Blattachseln stehenden, ausgesperrten Rispen, und ovalen Kapseln. In Westindien. (H. volubilis *L.* Syst., elliptica *Kunth.* Syn.) 8) H. verrucosa *Kunth.* Syn., kletternd, mit drehrunden, warzigen Zweigen, elliptisch-ablangen, etwas zugespitzten, entfernt feingesägten Blättern, unbehaarten, den Blättern an Länge gleichenden Rispen, und umgekehrt eiförmigen Kapseln. In Neu-Granada und Meriko. (H. acapulcensis *Kunth.*) 9) H. celastroides *Kunth.*, Schlingpflanze mit drehrunden, unbehaarten Zweigen, ablang-lanzettförmigen, borstig zugespitzten, entfernt feingesägten Blättern und gabeligen Rispen, welche kürzer als die Blätter sind. In Meriko. 10) H. acutiflora. *Sess.* (in *Cand.* Prodr.), mit ablang-ovalen, gezähnten Blättern, gabeligen Rispen, welche kürzer als die Blätter sind, zugespitzten Blumenblättchen und umgekehrt eiförmigen Kapseln. Eben das. 11) H. obcordata *Lam.* (Ill. t. 28. f. 1.), mit eiförmig-lanzettförmigen, gesägten Blättern, in den Blattachseln offen stehenden Rispen und umgekehrt-herzförmigen Kapseln. In Südamerika. (H. scandens *Jacqu.* am. t. 9.) 12) H. laevigata *Vahl.* En., mit eiförmig-ablangen, ziemlich stumpfen, undeutlich gekerbten, oben widerscheinenden, unten, wie die Blattstiele, rothbraunen Blättern, und offen in den Blattachseln stehenden Rispen. In Cayenne. (H. discolor *Meyer* essequ.) 13) H. viridis *R.* et *P.* (Fl. per. I. t. 74. f. a.), mit ablangen, ziemlich stumpfen, undeutlich gesägten, auf beiden Seiten glatten Blättern, wenigblumigen, in den Blattachseln stehenden, sehr kurzen Blühtenstielen, und umgekehrt eiförmigen, ausgerandeten Kapseln. In Peru und Brasilien. 14) H. comosa *Sw.* Fl. ind. occ., mit fast herzförmig-eiförmigen, langzugespitzten, glattrandigen Blättern, vielgetheilten, haarförmigen Blattstielen und eiförmig-ablangen, viersamigen Kapseln. Auf St. Domingo. 13) H. velutina *Afzel.* (in Sprengel Neuen Entdeck.), mit ablangen, zugespitzten, scharf anzufühlenden, glattrandigen, unten, wie die Zweige, rothbraun-hackerigen Blättern, und in den Blattachseln stehenden, gabeligen Rispen. In Gujana, Brasilien und Guinea. 16) H. emarginata *Rudg.* (pl. guj. 10. t. 8.), mit umgekehrt-eiförmigen, ausgerandeten, glattrandigen, unbehaarten Blättern, raub anzufühlenden Zweigen, in den Blattachseln stehenden Rispen und rundlichen Antheren. In Gujana. 17) H. uniflora *Sess.* (in *Cand.* Prodr.), mit herzförmig-ablangen, glattrandigen Blättern, einblumigen Blühtenstielen und umgekehrt herzförmigen Kapseln. In Meriko. — S. *Spr.* Syst. I, 178.

(*Sprengel.*)

Hippocrates, s. Hippokrates.

Hippocrates Ärmel, s. Hippokrates Ärmel.

Hippocratica facies, s. Hippokratisches Gesicht.

Hippocraticum vinum, s. Hippokras.

Hippocratis Manica, s. Hippokrates Ärmel.

HIPPOCRATIS VAPOR, Vapor animalis, an-

7) *D. de Blainville* Manuel de Malacologie (1825) p. 395. 8) *Sander-Rang* Manuel d'hist. nat. des Mollusques (1829) p. 221. 9) *G. Cuvier* le règne animal, IIe édit. III. (1830) p. 108. 10) *J. Sowerby* Mineral Conchology of Great Britain taf. 319. fg. 6. 7.

malischer Dunst, die im lebenden thierischen Körper, im Zellgewebe und auf der Oberfläche des Hautsystems abgesonderte dunstförmige Feuchtigkeit, welche die Theile weich und schlüpfrig erhält. Den Namen vapor Hippocratis erhielt dieses Sekret nach einer Stelle im 8ten Kap. der dem Hippokrates zugeschriebenen Schrift „de arte". (*Wiegand.*)

Hippocrene (Alt. Geogr.), s. Hippokrene.

Hippocrène, s. Hippochrenes.

HIPPOCRENES (Palaeont.), ist zweifelsohne die richtige Schreibart für Hippochrenes, daher sie auch nach Montfort von allen Schriftstellern angenommen worden ist. Vergl. Hippochrenes. (*H. G. Bronn.*)

Hippocrenes, Montfort (Mollusca) s. den Art. Rostellaria.

HIPPOCREPIS *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen und der letzten Ordnung der 17ten Linnéschen Klasse, deren Charakter in einem fünfgezähnten Kelch und einer zusammengedrückten Gliederhülse, deren Naht buchtig ist, besteht. 1) H. balearica *Jacqu.* (Icon. I. t. 149.), strauchartig, mit winkelig-zusammengedrückten Zweigen, linienförmig-ablangen, stumpfen Blättern, und doldenförmigen, langgestielten Blühten. Auf den balearischen Inseln. 2) H. barbata *Lour.* cochinch., strauchartig, mit gedreiten, eiförmigen, unbehaarten Blättern, ährenförmigen Blühten und bärtigen Gliederhülsen. Diese Art, welche in Cochinchina wächst, ist noch zweifelhaft. 3) H. comosa *L.* Sp. pl., krautartig, perennirend, mit aufsteigendem Stängel, gefiederten Blättern, umgekehrt eiförmigen, fest ausgerandeten Blättchen und doldenartigen Blühten. Im mittleren Europa. Abgeb. in der Engl. bot. t. 31. 4) H. multisiliqua *L.*, Sommergewächs mit spathelförmig-linienförmigen Blättchen, doldenförmigen Blühten und ganz ebenen, am untern Rande gleichförmigen Gliederhülsen, deren Lappen, welche die Samen von einander unterscheiden, ausgerandet sind. Im südlichen Europa. 5) H. glauca *Tenor.* neapol., perennirend, mit spathelförmigen, schwach ausgerandeten, schimmelgrünen Blättchen, doldenförmigen Blühten und fast aufgeschwollenen, scharf anzufühlenden Gliederhülsen, deren Lappen, welche die Samen unterscheiden, konver und etwas von einander entfernt sind. In Neapel und Sizilien. 6) H. biflora *Jacqu.*, aufrechtes Sommergewächs mit umgekehrt eiförmigen, stachlichtstumpfen Blättchen, zweiblumigen, abgekürzten, in den Blattachseln stehenden Blühtenstielen und ebenen Gliederhülsen, deren Lappen, welche die Samen unterscheiden, fast viereckig und ausgerandet sind. Wahrscheinlich im südlichen Europa. 7) H. ciliata *W.* Berl. Mag., ziemlich aufrechtes Sommergewächs mit spathelförmig-linienförmigen, fast ausgerandeten Blättchen, zwei- bis dreiblumigen Blühtenstielen und ebenen Gliederhülsen, deren Samen am unteren Rande bärtig sind. In Spanien, bei Frejus in der Provence, in Sizilien, Taurien und auf der Insel Melos im ägäischen Meere. (H. annua *Lag.*, dicarpa *M. B.* taur. cauc.) 8) H. unisiliqua *L.*, ziemlich aufrechtes Sommergewächs mit keilförmig-linienförmigen Blättchen, sehr kurzen, einblumigen Blühtenstielen und ebenen, aufrechten, auf beiden Seiten gewimperten Gliederhülsen. Im südlichen Europa. — S. *Spr.* Syst. III, 823. (*Sprengel.*)

Hippocrepis-Natter, s. Coluber (1 Sect. XXI. Bd. S. 310.)

Hippocura, s. Hippokura.

Hippodam (von Milet), s. Hippodamos.

HIPPODAMAS (*Ἱπποδάμας*), 1) Sohn des Acheloos und der Perimede *), soll nach Ovidius **) die Perimele erzeugt haben, welche vom Flußgott Acheloos verführt wurde. Ihr Vater, darüber erzürnt, stürzte sie ins Meer und Poseidon verwandelte sie auf des Vaters Bitten in eine der Echinaden. Der Mythos soll erklären, wie die fünf oder neun Inseln an der Mündung des Acheloos im ionischen Meere entstanden sind. Eine andere Sage macht Euryte zur Tochter des Hippodamas und zur Gemahlinn des Porthaon, welcher mehrere Söhne und Sterope, die Mutter der Seirenen von Acheloos, zeugte ***). 2) ein Sohn des Priamos, welchen Achilleus tödtete †). (*Schincke.*)

Hippodame, s. d. folg. Art. Hippodameia.

HIPPODAMEIA (*Ἱπποδάμεια*), werden 1) zwei Töchter des Danaos genannt, deren eine sich mit Istros, die andere mit Diokorystes [1]) vermählte. Heyne [2]) vermuthet den Namen der Gemahlinn des Diokorystes bei Pausanias [3]) in *Κλεοδάμεια* oder *Φιλοδάμεια*, weil diese auch Danaiden sind. 2) hieß so nach Diktys II, 17) die Geliebte des Achilleus, welche von ihrem Vater Briseus auch Briseis genannt wird (s. den Art.). 3) Gemahlinn des Königs von Ormenium, Amyntor, welche ihm Phönix gebar. Eifersüchtig auf die Beischläferinn ihres Gemahls, überredete sie ihren Sohn, dieselbe zu verführen. Bald erfuhr es der Vater und rief unter gräßlichem Fluch

Daß nie sitzen möcht' auf seinen Knien ein Söhnlein [4]),

die Erinnyen. 4) Anchises Tochter, Schwester des Äneias und Gemahlinn des Alkathoos. In ihrem Hause wurde Äneias erzogen [5]). Sie glänzte vor allen aufblühenden Jungfrauen an Schönheit, Kunst und Tugenden und ward darum die Gattinn des edelsten Mannes im weiten Lande der Troer. 5) Gemahlinn des Lapithenfürsten Peirithoos, Tochter des Atrax oder des Akastos [6]) oder auch des Adrastos [7]), welche von Plutarchos [8]) Deidameia und vom Propertius [9]) Ischomache [10]) genannt. Sie gebar ihrem Gatten den Polypoetes und starb in der Blühte ihres Lebens [11]). Nach Ovid [12]) wollte Irions Sohn Hippodame (so wird Hippodameia abgekürzt) heimführen und lud die trotzigen Kentauren zum gastlichen Mahle. Festliche Lust durchschallte die Königsburg; da wollte Eurytos (Eurytion bei Homeros), vom

*) *Apollodor.* I, 7. 5. **) Metam. VIII, 592. ***) *Apollodor.* I, 7, 10. †) *Apollodor.* III, 12, 13. *Hom.* Il. XX, 401.

1) *Apollodor.* II, 1, 4. 2) ad Apollodor. l. l. p. 122. 3) IV, 80, 2. 4) Il. IX, 448. 454—456. und dazu die Schol. 5) II, XIII, 423. 6) *Hygin.* Fab. 33. 7) *Burmann.* ad *Propert.* II, 2, 61. 8) *Theseus.* c. 35. 9) II, 2, 9. 10) von *ἰσχω* und *μάχη*, die Kampfliebende. 11) *Diodor.* Sic. IV, 65. 12) *Ovid.* Metam. XII, 209—535.

Weine glühend, die Braut und die seines Stammes die übrigen von ihnen erkornen Frauen entführen. Verwirrung entsteht und Theseus befreiet die Jungfrau. Nun vergreift sich Eurytos an Theseus, wird aber von ihm durch den Wurf mit dem alterthümlichen Hochzeitskruge zu Boden geschleudert. Seine Stammgenossen bereit, seinen Tod zu rächen, ergreifen als Waffen, was zum fröhlichen Schmause vorhanden war; 53 Kentauren und 18 Lapithen kämpfen furchtbar gegen einander, der Sieg blieb lange unentschieden, bis erstere unterliegen. Diese stürmische Hochzeitfeier, welche gewöhnlich zu den Kentauromachien gerechnet wird, ist von den alten Künstlern oft dargestellt worden. Panános und Polygnotos haben sie mit dem Pinsel versucht. 6) eine Tochter des Önomaos, Königs von Pisa in Elis, und der Enarete, von Akrisios stammend, auch Hippodame genannt[13], eine Jungfrau von vorzüglicher Schönheit. Andere nennen ihre Mutter Asterope, Sterope oder Eurythá[14]. Furcht vor der Zukunft, welche ein Orakelspruch, Önomaos werde sterben müssen, wenn seine Tochter sich vermähle[15], vergrößert hatte, oder wie von Andern erzählt wird, strafbare Liebe des Vaters zur Tochter[16] stellten den Bewerbern um ihre Hand die schwere Bedingung, im Wagenrennen den Vater zu besiegen oder als Besiegte den Tod zu erleiden[17]; Phylla aber und Harpinna[18], seine Rosse, flogen schneller als der Nordwind[19]. Dreizehn Freier waren schon durch seine Hand gefallen; doch wagte Tantalos Sohn, Pelops, König von Elis, nachdem er dem Poseidon geopfert und um Sieg ihn angefleht hatte, mit ihm in die Schranken zu treten. Nach späterer Sage bestach er Myrtilos, den Diener (Stallmeister) des Önomaos, durch das Versprechen, ihm die Hälfte des Königreiches zu geben oder Hippodameia in der ersten Nacht zu überlassen[20], was sogar diese selbst zugesichert haben soll[21]. Treulos zog dieser nun die Nägel heraus, welche die Räder an der Achse festhielten und steckte dafür wächserne ein[22]; beim Wagenrennen fielen die Räder natürlich ab und Pelops erhielt die Jungfrau, stürzte aber den Myrtilos, als dieser den versprochenen Lohn forderte, ins Meer, welches nach ihm das myrtoische genannt wird[23]. Hippodameia ward Mutter mehrerer Söhne: Hippalkas, Aikeus, Thyestes[24], und lebte mit Pelops höchst glücklich und stiftete der Here aus Dankbarkeit festliche Spiele[25]. Aber nicht freundlich behandelte sie den ihrem Gatten von einer Beischläferinn geborenen Sohn, Chrysippos; er fand seinen Tod durch ihre Söhne[26]. Pelops empfand diesen Verlust so sehr, daß er sie verstieß, weßhalb sie nach Midea in Argolis flohe und dort entweder vor Kummer und Reue starb oder sich selbst den Tod gab[27]. Ein Orakelspruch erhob sie zur Ehre einer Heldinn; denn Pelops mußte ihre Gebeine nach Elis bringen lassen, wo man sie verehrte. Zu Olympia stand ihr Tempel, Ἱπποδάμειον[28]. Dichtern und Künstlern gab diese tragische Erzählung reichen Stoff zu Dramen und Denkmälern, und wie verschieden sie auch mitgetheilt worden[29], das Giebelfeld der hintern Seite des Zeustempels zu Olympia war, man weiß nicht von welchem Künstler, mit dem Wettkampf des Önomaos und Pelops geschmückt[30].

(*Schincke.*)

Hippodameia (Geogr.), s. den folg. Art. Hippodamion.

HIPPODAMION (forum), Ἱπποδάμειος ἀγορά, Ἱπποδαμεία, war ein freier Platz in der athenäischen Hafenstadt Piräus. Der Milesier Hippodamos, welcher dort wohnte und ein geschickter Baumeister war, hatte diese Hafenstadt von Athen, mit welcher sie früher zusammen hing, gewisser Maßen geschieden und daraus eine besondere Stadt gebildet. Er schenkte dem Gemeinwesen sein eigenes Haus und der von ihm angelegte Marktplatz erhielt von ihm den Namen. Die Bauart, welche er hiebei anwendete, war neu, und wurde die hippodameische, τρόπος ἱπποδάμειος, genannt. Sämmtliche darauf bezügliche Stellen sind von Meursius in Atticis Lectionibus lib. V. c. 19. p. 282 gesammelt. (*Kanngiesser.*)

HIPPODAMISCH nennt man alles zur Pferdemalerei Gehörige; das Hippodamische der Stellung, ein besonders gern gebrauchter technischer Ausdruck, umfaßt Alles, was zur Charakteristik des Pferdes gerechnet wird.

(*R.*)

HIPPODAMOS aus Milet. Nach Aristoteles (Polit. II, 8.) war er ein Zeitgenosse des Themistokles und bei der Anlage des Piräus beschäftigt*). Aristoteles schildert ihn nach seinem Äußern als einen ehrgeizigen Sonderling, und nennt ihn als den ersten, der ohne Statsmann zu seyn, über die beste Statsverfassung nachgedacht und die Eintheilung der Staten erfunden habe. Er nahm drei Stände im State an: Künstler, Ackerbauer und Krieger, und theilte das Gebiet in Privatgebiet, welches den Ackerbauern gehören sollte, in öffentliches Gebiet, wovon die Krieger ernährt werden sollten, und in heiliges

13) *Hygin.* Fab. 84. *Virgil.* Georg. III, 7. u. daſ. *Servius:* Graeca, quae in ῆ exeunt, plerumque ipsum ῆ in *IA* (oder *eia*) solvunt, ut Hippodame Hippodameia. *Eustath.* Schol. ad *Dionys.* p. 26. 14) *Muncker* ad *Hygin.* Fab. 94. ed. *van Stavern.* p. 160. 15) *Diodor.* Sic. IV, 75. Schol. Apollon. Rhod. I, 752. 16) *Hygin.* Fab. 253. *Tzetzes* ad *Lykophr.* 156. 17) *Pindar.* Olymp. X, 60. I, 112—145. 18) *Lycophr.* 166. *Pausan.* V, 21. 19) *Hygin.* Fab. 84. 20) *Hygin.* Fab. 225. *Pausan.* VIII, 14. 21) *Servius* ad *Virgil.* Georg. III, 7. 22) *Tzetzes* ad *Lykophr.* 156. *Muncker* ad *Hygin.* Fab. 84. p. 162. *van Stavern.* 23) *Hygin.* Fab. 84. Schol. ad *Euripid.* Orest. 982. Schol. *Apollon. Rhod.* III, 12. 13. Schol. ad *Aristoph. Equit.* 585. 993. 24) *Hygin.* l. l. und *Muncker* dazu, welcher die Verschiedenheit der Namen der Söhne angibt. 25) *Pausan.* V, 16. s. den Art. *Here.*

26) *Pausan.* VI, 20. 27) *Hygin.* Fab. 243. 28) *Pausan.* V, 22, 2. 29) Wir nennen hier nur die wichtigeren. Neben *Pausanias*, *Diodor. Sic.*, *Strabon*, *Hellanikos* und *Thukydides* *Pindar.* Olymp. I, 86 sqq. Schol. *Apollon. Rhod.* I, 752 sqq. Schol. *Pherekyd.* Fragm. p. 99. *Plutarch.* in Hellen. 45 sqq. *Palaephatos* 30, *Pseudolukian.* in Charid. Tom. III. p. 629. *Tzetzes* ad *Lykophr.* 156. *Hom.* Schol. Il. II, 204. *Ovid.* Metam. VI, 401. 30) Meyer Geschichte d. bild. Künste. 2te Abtheil. S. 81 ff.

*) Er war ein Baumeister aus Milet oder Thurion, der zur Zeit der Perserkriege den Hafen Peiräeus bei Athen entweder selbst erbaute oder doch mit Mauern umgab. *Hippocration* s. v. Ἱπποδάμεια. (*J. Horner.*)

Land, welches dem Götterdienst bestimmt seyn sollte. Ferner nahm er auch dreierlei Arten von Gesetzen, und drei Gegenstände richterlicher Beurtheilung (Injurie, Schaden und Todschlag) an. Aristoteles geht diese und andere seiner Einrichtungen an dem angeführten Orte ausführlich durch. (*A. Wendt.*)

HIPPODATES wird Äolos, der Gott der Winde, genannt, weil er ein Enkel des Hippotes war*). (*Schincke.*)

HIPPODES, nach Jornandes**) eine Insel des indischen Oceans, südwestlich, wie es scheint, von Taprobane gelegen. (*R.*)

HIPPODETES, Ἱπποδέτης[†]), Hippodetos, Hippodotos, der Pferdebinder, wird Herakles genannt[‡]), weil er die Pferde der Orchomenier, welche Theben bis auf 30 Stadien schon sich genähert hatten, an die Streitwagen so künstlich fesselte, daß sie nicht losgebunden werden konnten[§]). Unter diesem Namen verehrte man ihn in Böotien und erbaute ihm einen Tempel[¶]). Wahrscheinlich hat davon der so genannte Heraklesknoten, eine alte, für den phönikischen Handelsmann unauflösliche Versiegelung oder Verschließung, Ursprung und Namen[††]). (*Schincke.*)

Hippodiarrhytos, s. Hippo Nr. 7.

HIPPODIKE (Ἱπποδίκη), war eine der 50 mit verschiedenen Gattinnen erzeugten Töchter†) des Danaos, und zwar mit Herse erzeugt, welche sich mit Idas verlobte und ihn ermordete. Vergl. Danaos. (*Schincke.*)

Hippodocus } s. Hippodetes.
Hippodotus }

HIPPODROME, 1) eine der 50 Töchter des Thespios††); 2) ein Flecken in Mauretanien. (*R.*)

Hippodromos, (alte Geogr.) s. Hypodromos.

HIPPODROMOS, Roßlauf, s. Rennbahn; über die beiden berühmtesten, den zu Olymp und den zu Constantinopel s. die Art. Olympia und Constantinopel (1ste Sect. XIX. S. 130). (*R.*)

HIPPODROMOS (Ἱπποδρόμος), ein Sohn des Herakles, mit Anthippe, einer der 50 Töchter des Thespios, gezeugt†††). (*Schincke.*)

HIPPODROMOS, Hippodromus, ein Thessalier, zu Ausgang des 2ten und im Anfange des 3ten Jahrh. unserer Zeitrechnung blühend, galt bei seinen Zeitgenossen für das Ideal eines Sophisten und stand deßhalb in außerordentlichem Rufe. Die Eigenschaften eines solchen vollkommenen Sophisten waren eine unabhängige, freisinnige Denkart, welche furchtlos der Wahrheit ihr Recht gibt, ein richtiges Urtheil in Sachen des Geschmacks, eine ausgebreitete Vielwisserei, besonders in der poetischen und historischen Literatur, eine auf jeder Stelle fertige und fruchtbare Erfindungskraft, welche für jeden aufgegebenen Gegenstand sogleich den passendsten Entwurf trifft und die angemessensten Ideen entwickelt; ferner die Geschicklichkeit, diese Ideen ohne Zeitverlust und weitere Vorbereitung zweckmäßig und witzig zu verbinden, geschmackvoll und geistreich einzukleiden und in einer aus dem Stegreif gehaltenen Rede, mit Anstand und Würde und nach den Regeln der Deklamation so vorzutragen, daß sie den rauschenden Beifall der Zuhörer erwarben. Kam dazu, was bei Hippodromos der Fall war, eine durch Reichthum gesicherte, behagliche Lage als Bürger, so blieb Nichts zu wünschen übrig. Hippodromos hatte sich aller dieser Eigenschaften, die theils von der Natur und dem Glücke gegeben, theils durch Anstrengung erworben worden, zu erfreuen. Er war zu Larissa, einer blühenden Stadt in Thessalien, geboren, wo sein reicher Vater eine große Pferdezucht hielt, welche in Thessalien großen Gewinn brachte. Er studirte in Athen, wo der Sophist Chrestos sein Lehrer wurde. Späterhin ward er zweimal zu der Ehre berufen, den Vorsitz bei den pythischen Spielen zu führen. Hier überstrahlte er durch Reichthum und durch die auf die Spiele gewendete prachtvolle Ausrüstung seine Vorgänger und zeigte unbestechliche Gerechtigkeit in seinem Urtheile über die Leistungen der Preisringer. Unter Andern hatte ein Tragödienspieler aus Byzanz den Vorzug verdient, dieser ward ihm aber nicht zuerkannt, weil die Kampfrichter, aus Furcht vor dem Kaiser Septimius Severus, der die gegen ihn empört gewesene Stadt Byzanz hart bestraft hatte, ihm keinen Ruhm einräumen wollten. Allein Hippodromos erklärte, daß er, trotz des meineidigen und ungerechten Ausspruches der Kampfrichter, dem Clemens, denn so hieß der Schauspieler, den Preis zuerkenne, und er hatte die Genugthuung, daß der Kaiser sein Urtheil bestätigte, als ein anderer Schauspieler an denselben appellirt hatte. Er galt nun für den feinsten Kenner der Schönrednerei und für den untrieglichsten Beurtheiler derselben, daher er überall, wo Sophisten ihre Reden hören ließen, eingeladen wurde, um über deren Werth zu entscheiden. Dieß that er vorzüglich in Athen und zu Olympia in einer Weise, daß er zugleich seine Meisterschaft zeigte. Denn wenn etwa ein Stümper sein Thema schlecht behandelte, äußerte er auf urbane Art sein mißbilligendes Urtheil und nahm seine Stelle ein, führte den Gegenstand nach seinem Sinne aus und zeigte in einer meisterhaften Rede, wie die Sache behandelt werden müsse. Er erhielt endlich selbst in Athen einen Lehrstuhl der Sophistik, allein weil sein Eigenthum in Thessalien litt und seine Frau in ihn drang, desselben zu warten, gab er denselben nach vier Jahren wieder auf. Auch in Thessalien blieb er seinen Studien treu, besuchte die griechischen Festversammlungen und trug Prunkreden vor, um nicht unbekannt zu werden. Die deklamatorischen Übungen unterließ er weder auf dem Lande noch in der Stadt, auch nicht auf der Reise. Er hatte das Meiste und Beste der griechischen Literatur auswendig gelernt und sich durch vieles Lesen mit allen Gegenständen bekannt gemacht, wobei ihn ein

---

*) *Ovid.* Metam. IV, 663. XI, 431.

**) De reb. Getic. p. 79.

†) 1) Ἱπποδόσιος vulgo Ἱπποδότης, *Hesych.* und *Phavorin.* 2) *Hesych.* und *Phavorin.* s. v. Ἱπποδότης Ἡρακλῆς, ὁ ἐν Ὀγχηστῷ τιμώμενος οἱ δὲ ἐν Θήβαις. 3) *Pausan.* IX, 26, 1. *Polyaen.* I, 3, 5. *Diodor. Sic.* XV, 79. Schol. *Pindar.* Olymp. XIV, 2. 4) *Pausan.* l. l. 5) *Böttiger* Amalthea. Bd. I. S. 112.

††) *Apollodor.* III, 1, 9.

†††) *Apollodor.* II, 7. am Ende.

††††) *Apollodor.* II, 7, 8.

glückliches Gedächtniß unterſtützte. Hiedurch hatte er ſich in den Stand geſetzt, über Alles aus dem Stegreif zu reden und mit den Worten, Gedanken und Wendungen der berühmteſten Dichter und Redner ſeinen Vortrag auszuſchmücken. Einſt beſuchte er Smyrna und trat ſogleich in die Schule des Megiſtias ein, dem er nach einer kurzen Unterredung und ohne ſich zu erkennen zu geben, den Vorſchlag machte, die Kleider zu wechſeln. Als Hippodromos, ſtatt ſeiner Chlamys, den Lehrmantel umgehangen hatte, forderte er von Megiſtias eine Aufgabe zur Abhaltung einer Prunkrede. Kaum hatte er aber begonnen, ſo erkannte Megiſtias, welcher ihn Anfangs für wahnſinnig gehalten, in ihm einen Meiſter und bat ſogleich dringend, ſich zu nennen. Kaum hatte er ſeinen Namen angegeben und erklärt, daß ſein Zweck ſei, ſich bei einem ſo berühmten Lehrer zu üben und die Art des ioniſchen Vortrags kennen zu lernen, als ſogleich auf das ſchnell verbreitete Gerücht die Gebildeten der Stadt zuſammen ſtrömten, um den Hippodromos zu hören. Dieſer wiederholte das, was er bereits vorgetragen hatte, aber auf neue Weiſe und erntete großen Beifall. Dieſe Leichtigkeit, öffentlich zu ſprechen, durch Talent unterſtützt, war durch vieles Leſen und beſtändige Übung erworben worden. Man hatte etwa dreißig Prunkreden, unter welchen die mit dem Titel die Katanäer, die Skythen, und Demades, der nicht von Alexander, als dieſer in Indien iſt, ablaſſen will, die vorzüglichſten waren. Er hatte auch muſikaliſche Compoſitionen verfertigt, nach denen geſungen wurde. Er ſtarb im ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters*).

(*Pet. Friedr. Kanngieſser.*)

HIPPOGLOSSUM oder HYPOGLOSSUM, nannten die Alten den Ruscus Hypoglossum (zungenblättriger Mäuſedorn auch Zäpfleinbruſch). S. darüber den Art. Ruscus. (*Fr. Thon.*)

HIPPOGLOSSUS, *Cuvier* (Pisces), eine Fiſchgattung, geſondert aus Linné's Gattung Pleuronectes, gehört nach Cuvier's neueſter Anordnung unter die Malacoptérygiens subbrachiens (lateiniſche Namen gibt dieſer Schriftſteller nicht davon), und unter die Familie der Poissons plats (*Cuvier* règne animal. éd. 2de. II. 340). Nächſt den Kennzeichen, welche ſie mit der Hauptgattung Pleuronectes (ſ. den Art.) gemein hat, unterſcheidet ſie ſich durch folgende Kennzeichen. Ihre Rückenfloſſe geht nur bis über das obere Auge und läßt, ſo wie die Afterfloſſe, zwiſchen ſich und der Schwanzfloſſe einen leeren Raum; die Form iſt lang rhomboidal. Kinnladen und Kehlkopf ſind meiſt mit ſtarken, ſpitzigen Zähnen beſetzt. Die merkwürdigſten Arten ſind folgende.

1) H. septentrionalis, *nobis* (Pleuronectes Hippoglossus *L.*) Bloch Fiſche Teutſchlands II. f. 47. (die Farbe verfehlt) Faber Fiſche Islands S. 148. Derſ. in Oken's Iſis (XXI. S. 888.) die Heilbutte, Heilbuttſcholle. Isländiſch Flydra (in der Edda), Heylag-Fiskr, die jüngere Greipu-Lúda, Smá Depla. Däniſch Hebkeſlynder, die jungen Roadmänd. Grönländiſch Netarnak. Franzöſiſch Le grand flésan, le Helbut.

Die Kennzeichen ſind folgende. Des glatten, kleinſchuppigen Körpers Länge beträgt wenig über das Dreifache der Höhe; in den Kiefern ſtehen viele ſpitzige, gekrümmte, von einander getrennte Zähne. Die Seitenlinie macht über den Bruſtfloſſen einen bedeutenden, vordenſelben mehrere kleine Bogen. Vor dem etwas zur Rechten ſitzenden After ſteht ein ſtumpfer, verſteckter Stachel. Es ſcheint, daß es von dieſer Art zwei Varietäten gibt, von welchen Faber die eine als däniſche, die andere als isländiſche beſchreibt. Die däniſche hat 5 Kiemenſtrahlen, die Rückenfloſſe 102, die Bruſtfloſſen 16, die Bauchfloſſen 6, die Afterfloſſe 72 und die Schwanzfloſſe 17 Strahlen. Der Körper iſt ziemlich ſchmal, dick, allmälig abnehmend, glatt, ſchleimig; die Schuppen ſehr klein; der Oberleib gewölbt; der Kopf iſt groß, zwiſchen und hinter den Augen glatt; die ſehr ſtarken Kiefern haben große Lippen; der Unterkiefer iſt wenig länger, beide mit ziemlich ſtarken, einwärts gebogenen, getrennten, loſen und feſten Zähnen zwiſchen einander. Der Gaumen und die ſchmale Zunge ſind glatt; die Naſenlöcher ſind doppelt, das vordere größer, wenigröhrig. Die in der Regel auf der rechten Seite ſtehenden Augen ſind blau und haben eine goldfarbene Iris. Der Kiemendeckel iſt gewölbt, doppelt, der hintere dreitheilig, und die Kiemenöffnung groß. Die Seitenlinie iſt wenig erhaben, fängt bei der Schwanzfloſſe mit einer Furche an, läuft gerade aus, iſt aber neben den Bruſtfloſſen ſtark gebogen in mehrere Krümmungen und endet gegen den Anfang der Rückenfloſſe. Der Unterleib iſt ſcharf. Die Bauchfloſſen bedecken den offenen After, der nur einen ſehr kurzen und oft verborgenen Stachel hat. Die Rückenfloſſe fängt ſehr ſchmal unter dem vordern Augenwinkel an, wird in der Mitte hoch, nimmt dann ab und endet kurz vor der Schwanzfloſſe. Die Afterfloſſe fängt weit hinter dem After an, gleicht jener im Laufe und in der Geſtalt; ihre Strahlen ſind einzeln. Die hochſitzenden Bruſtfloſſen ſind wenig abgerundet, die Bauchfloſſen kleiner und die Strahlen beider mehrtheilig. Die Schwanzfloſſe hat vieltheilige Strahlen, ſcheint gerade abgeſchnitten, hat aber zuſammengelegt einen kleinen Einſchnitt. Die Farbe iſt oben lebergelb mit dunklern Schatten, beſonders am Kopfe und in der Mitte, der Unterkiefer und der Kiemendeckel ſind gelb, die Rücken- und Afterfloſſe haben einen weißen Rand. Die Bruſt- und Schwanzfloſſen ſind grünlich, die Bauchfloſſen hell fleiſchfarbig, die blinde Seite und der Mund ſind weiß. Alle Floſſen haben einen röthlichen Schein. Die Farbe weicht nicht ſelten ab. Ein viel größeres Individuum bei Skagen war dunkelbraun, oben mit hellerem Kopfe, weiß, unten mit einem großen ſchwarzbraunen Flecke auf dem Schwanze. Bisweilen iſt die Unterfläche ſehr ſchwarz gefleckt. Die gemeine Länge der jütländ. iſt 19 Zoll, die Höhe kaum 6 Zoll.

In der Beſchreibung der isländiſchen Heilbutte weicht Faber's Beſchreibung in einigen Stücken von der obigen ab. Nach ihm haben die Kiemen 7, die Rücken-

*) *Philostratus* de vita Sophist. II. p. 610. ed. *Morell.*

flossen 110, die Brustflossen 17, die Bauchflossen 6, die Afterflosse 82, die Schwanzflosse 19 Strahlen. „Der Körper lang, fast elliptisch, glatt, schleimig, mit sehr kleinen Schuppen; die Augen in der Regel rechts; die Mundöffnung ziemlich groß, mit starken, spitzigen, gekrümmten und getrennten Zähnen, welche im Oberkiefer 2 unregelmäßige, im Unterkiefer nur eine Reihe bilden. Dieser ist bei dem geöffneten Munde länger als der obere. Der Schlund höckerig gezähnt; die Zunge klein, keilförmig; die Nasenlöcher doppelt, rundlich; der Augenkreis glatt, die Augen mittelmäßig groß, dicht zusammen, das obere fast am Kopfende; die Iris goldfarben, der Kiemendeckel doppelt, der hintere dreitheilig; die Kiemenöffnung weit. Die Seitenlinie dem Rücken etwas näher, kaum erhaben, läuft gerade aus von der Mitte des Schwanzes bis über die Brustflossen, wo sie erst einen großen und dann mehrere Bogen macht, erstreckt sich längs dem obern Rande des Deckels, und verliert sich dicht hinter den Nasenlöchern. Die inwendigen 2 Strahlen der Kiemenhaut verwachsen; die Rückenflosse reicht vom vordern Winkel des obern Auges fast bis zur Schwanzflosse; die mittlern Strahlen sind die längsten. Ein stumpfer Stachel vor dem After, welcher ein wenig rechts sitzt, dicht hinter den Bauchflossen. Die Afterflosse hat dieselbe Bildung und denselben Lauf, wie die Rückenflosse; die Brustflossen halb viereckig mit mehrtheiligen Strahlen; die Bauchflossen zugespitzt mit zweitheiligen Strahlen; die Schwanzflosse kaum eingeschnitten mit mehrtheiligen Strahlen. Die Farbe aber graubraun mit wenigen hellern leberfarbigen Flecken; die Seitenlinie lichter; die blinde Seite reinweiß und ungefleckt; die Brust- und Bauchflossen und die Seitenlinie unten blaß, fleischfarbig, die übrigen Farben bleifarbig, blaß geändert; Mund und Zunge blaß. Ein 6 Fuß langes Exemplar hatte eine Breite von 2 Fuß 8 Zoll; die jüngeren sind 20 Zoll lang und 8 Zoll breit." Bei Skagen wurde eine dänische Heilbutte, 5 Fuß lang und 20 Zoll hoch, gefangen, welche man als auffallend großes Exemplar ansahe. An den isländischen Küsten wird dieser Fisch viel größer, und nicht selten 6 Fuß lang. Olaffen berichtet von einem, der 10 Fuß lang war. Die isländischen Fischer versicherten Faber'n, daß sie so große Heilbutten fischten. Doch hat er solche selbst nicht gesehen, sondern 7 Fuß lange waren die größesten, welche er sahe. Anderson's Angabe, es habe ein Stück 400 Pfund gewogen, ist übertrieben. Die Heilbutte also, und nicht die Steinbutte, ist ohne Vergleich die größte Scholle, hat unter allen Arten am wenigsten die Schollennatur und macht sowohl durch ihre Bildung als durch ihre Raubgier und mehr ausgebildete Schwimmfähigkeit den Übergang zu den wahren Raubfischen. Die dänischen Namen bedeuten Heilbutte, Rathsherren.

Die Heilbutte, sagt Faber a. a. O., ist eigentlich in dem Norden zu Hause, und geht über 70° n. B. hinauf; sie ist nicht selten an den grönländischen und faröischen, und ziemlich häufig an den isländischen und norwegischen Küsten bis zu Finnmarken; sie ist gemein in der Nordsee längs der westlichen Küste von Jütland und auch ziemlich häufig an dessen nördlichster Spitze, Skagen, geht aber nicht weit in's Kattegatt hinein, ist schon seltener bei Hirschholmenö und Flatstrand, und wird nur als eine Seltenheit an den südlichen ostjütländischen und fühnischen Küsten erhalten; an Seelands Nordküste wird sie doch ab und zu im Winter gefangen, nur ausnahmsweise in der Ostsee, wie bisweilen bei Eckernförde nach Schönfeld. Um die jütländischen und isländischen Küsten lebt sie das ganze Jahr, wird doch am ersteren Orte meist den Sommer durch gesehen. Sie liebt die Tiefe noch mehr als die verwandten Arten, und wird also mit den Dorschen auf den Fischbänken angetroffen; im Frühling kommt sie jedoch der Küste näher und sogar in die Mündungen der Flüsse, z. B. der Elbe, geht aber nie in eine schmale Bucht hinein. Bei den Farödern erscheint sie in manchen Jahren in Menge vom April an den ganzen Sommer; bei Grönland im Frühling und Herbst. An den Küsten Islands kommt sie je nach deren Lage zu verschiedenen Zeiten an; gegen Süden und Westen mit dem Kabliau im Anfange des März und in zunehmender Menge den ganzen Sommer hindurch, am Nordlande vom Mai bis Julius, am Ostlande vom Julius bis November, und zeigt sich auch, wiewohl seltener, den ganzen Winter. Sie zieht Lehm- und Moorboden vor, und ist deßwegen oft auf der blinden Seite sehr schmutzig. Sie ist träg und liegt oft am Boden des Meeres, verfolgt jedoch auch ihre Beute bis zur Oberfläche, und schwimmt, wiewohl nicht hurtig, doch weiter umher als die verwandten Arten. Durch diese mehr ausgebildete Schwimmfähigkeit ist sie im Stande, wenn nicht regelmäßige Wanderungen anzustellen, doch als Streichfisch herum zu irren, auch eine schwimmende Beute zu verfolgen. Es ist merkwürdig, daß sie bisweilen in Landseen fortkommt, wie in dem See Olafswatn in Island gegen Norden; auch in einigen norwegischen Seen nach Pontoppidan. Sie ist ein durch ihre Größe und Natur furchtbarer Räuber, und würde es noch mehr seyn, wenn sie die Hurtigkeit des Kabliau's hätte. In dem Magen eines Stückes fand Faber 3 große Schellfische, in einem andern mehrere Tintenfische, Seeskorpione u. s. w.; Fabricius mehrere Dorscharten, den rothen Schuppenfisch, kleine Rochen, auch Crustaceen; Olaffen sogar Holz, Eisen und Polareis. Nach Bloch setzt sie den Laich in den Mündungen der Flüßchen im Frühling ab; doch fand Faber noch im Mai Rogen in den meisten Weibchen; an den isländischen Küsten laicht sie von Junius bis August. Bei Skagen fängt man sie mit den Schollen in Netzen, und die größeren an den Kabliau-Angeln; in Island gemeinschaftlich mit dem Kabliau mit den Handschnüren, und im Sommer besonders an den kleinen Angeln der Lodline. Der Fang fängt bei Island erst an, wenn der Kabliaufang aufgehört hat; besonders gegen Osten, wo dieser letztere Fang oft mißlingt, ist die Heilbutte von größtem Nutzen. Wenn eine alte Heilbutte die Angel gefaßt hat, so kann sie nur mit Mühe heraufgezogen werden; auch ist Vorsicht nöthig, da sie viel um sich schlägt und dadurch gefährlich wird; die Fischer schneiden gemeiniglich über dem Schwanz ein, wodurch sie wegen des Blutverlustes ihre Stärke verliert. Bei Grönland fischt man sie mit Fischleinen,

die von Seehundsfell oder den Barden der Wallfische gemacht sind, mit Seeskorpionen als Köder; nachdem die gefangene Heilbutte sich müde gearbeitet hat, wird sie herauf gezogen und mit Kopfschlägen getödtet. Die Heilbutte ist den jütländischen Fischern, die sie meistens ohne Salz trocknen, aber besonders den Isländern ein gar nützlicher Fisch. Das Fleisch der Alten ist ziemlich trocken und unverdaulich, und eben nicht gesund, ob wir schon nicht mit Olaffen einverstanden sind, daß es die im Norden herrschende Mortalität verursache. Die großen H. werden selten frisch genossen, außer ihr Kopf, welcher, besonders an seinen Knochen, eine sehr angenehme Fettigkeit hat. In Island trocknet man das Fleisch, indem es in langen Streifen aus den Seiten geschnitten, umgekehrt und an der Luft gedörrt wird, was man Röckling nennt. Die Flossen sind sehr schmackhaft und fett, werden aber in Island öfterer frisch gegessen, selten, wie in Norwegen, ein wenig gesalzen, getrocknet und als Handelsware unter dem Namen Raßbälte verkauft. Auf Färöe gibt der Fisch eine gute Suppe. Die Leber hat wenig Thran; er wird mit der Haut, wozu ein Zusatz von der Beere des Empetr. nigrum kommt, roh von den Grönländern gegessen. Diese Nation braucht auch seine Magenhaut zu Fensterscheiben. Die Eier werden manchmal von den Isländern mit Mehl gemischt und in Brot gebacken, was ein bitteres und gar nicht angenehmes Essen ist. Er schadet durch seine Gefräßigkeit; sein hartes Fleisch kann wohl auch, zuviel genossen, Krankheiten veranlassen. Selbst eine Tyranninn der kleinern Fische hat die Heilbutte ihre Verfolger in den Caschalotten und Eishaien, in deren Magen man sie oft fand. Die kleinen Heilbutten werden von den Rochen und Dorschen gefressen. Seltener wird sie von dem Fischadler angegriffen werden, wie Pontoppidan berichtet; denn ihrer Natur nach ist die Heilbutte gewöhnlich am Boden des Meeres. Eingeweidewürmer und Ungeziefer plagen ihren Körper.

2) H. macrolepidotus, *Bloch.* (ausländische Fische t. 190). Hat eine längliche Gestalt, große Schuppen, eine schiefe weite Mundöffnung, die untere Kinnlade ist länger, die Seitenlinie fast gerade, die Brustflossen sind lang. In den Brustflossen stehen 14, in den Bauchflossen 6, in der Afterflosse 45, in der Schwanzflosse 17, in der Rückenflosse 69 Strahlen. Nach Bloch ist sie in den brasilischen Meeren, nach Cuvier auch im mittelländischen Meere einheimisch. Sie ist viel kleiner als die vorige Art. (*D. Thon.*)

HIPPOGRYPH (Rossgreif); der Name widerspricht geradezu dem Verhältnisse, in welchem der Greif zum Rosse steht und läßt sich nur in der dichterischen und plastischen Darstellung Apollo's auflösen. Apollo's Sonnenwagen war zwar eigentlich mit geflügelten Rossen [1]) bespannt, und senkte sich mit diesem schnellen Fuhrwerke in die Fluthen des hesperischen Meeres [2]); allein in der Nähe der westlichen Rhipäen gibt ihm der Künstler ein Greifengespann [3]) und Philostratos [4]) vier Greife zum Vorspann. Da die Rhipäen weiter nach Mitternacht versetzt worden, fährt Apollo mit gezäumten Greifen von den nördlichen Rhipäen nach Delphi [5]). Sie sollen mit den Roßreitenden Arimaspen zugleich das Gold der Rhipäen bewacht haben, aber in ewigem Kriege auch mit ihnen gelebt, daher pferdescheu wurden. (Und doch verwandelte sich der Löwenleib des Greifs in einen Roßleib?) Voß [6]) will den Greif, heilig dem Apollo, erst in der spätern, vielfach umgebildeten Fabel finden. Könnten aber nicht Dichter oder des Mythos unkundige Künstler in dem Hippogryph eine Vereinigung der Arimaspen und Greife versucht haben? Oder, was wahrscheinlicher ist, vereinte man vielleicht die Sonnenpferde mit dem Greifenkopfe, nachdem Apollo als Sonnengott in der Nähe der Goldbewachenden Greife sich ins Meer tauchte [7])? So ward nun der Hippogryph das Sonnen- wie das Musenroß. Auf einer Gemme bei Bellori [8]) sitzt Apollo, die Lyra spielend und vor ihm steht ein horchender Greif. (Die Gewalt der Musik zähmt.) Vgl. auch den Art. Gryphen. (*Schincke.*)

Hippoi, s. Hippi.

HIPPOKAMPE (Ἱπποκάμπη oder Ἱπποκάμπος), ein mythisches Seethier, dessen Name sich nicht auf die Gestalt seines Hintertheils bezieht, sondern aus dem Pferde, dem Symbole des Wassers, und dem Fische, dessen Gestalt es endet (κάμπτει), zusammen gesetzt ist. Seine eigentliche Gestalt zeichnet Philostratos [1]), indem er den Meerfahrenden Poseidon in Homers Dichtung daneben stellt: „Dort erkennst du Landrosse, erzfüßig und rasch fliegend und mit der Geißel gebauen; hier sind Hippokampen, das Geschenk, mit Hufen zur Wasserfahrt, schwimmend, blauäugig und wahrlich! wie Delphine!“ Der Grammatiker Nonios erklärt das Thier durch Meerrosse, von der Beugung des Fischschwanzes genannt, und findet das Wort bei Menandros und dem Tragiker Nävius in der Stelle, wo die Seirenen, obgleich längst mit Fittigen begabt, dennoch ein schimmerndes Fuhrwerk lieben:

die Sirenen ungestüm
Auf der Meerdelphine Wagen und der Hippokamp' in Wuth [2]).

Man will in diesem Thiere das Seepferdchen, einen Meerfisch mit pferdeähnlichem Kopfe erkennen. Poseidon trägt bei Strabo [3]) einen H. in der Hand, welcher τοῖς ὀρυκτοῦσι κίνδυνον φέρων heißt. Es ist also eine Art von Fischen nach Älian [4]), vielleicht Syngnathus hippocamp. *Linn.* [5]). Sehr häufig findet man Hippokampen vor den Wagen der Meergötter; nach Voß [6]) sollen sich nur die unteren Götter mit diesen

1) *Eurripid.* Electr. 461. Orest. 1001. Ion. 102. *Ovid.* Fast. III, 416. II, 48 2) *Statius* Thebaic. III, 407.

3) *Spon.* Miscellan. 3. 4) Vit. *Apollon.* III, 48. 5) *Claudian.* XXVIII, 80. 6) Mythol. Br. Th. 2. S. 163. 7) Setzte man doch verschiedene Thiere zusammen z. B. ἱππελεφάντων als Schiffszeichen. *Aristoph.* Ran. 933. τριγλιππος Boothirsch. *Voss* Br. II. S. 163. 8) Tom. II. Fig. 14.

1) Imagin. I, 8. 2) Text in Voß mythol. Br. Th. 2. S. 212. 3) VIII, 590. 4) Var. hist. XIV, 20. 5) Schneider Wörterb. u. d. W. 6) Mythol. Br. Th. 2. S. 223.

ungestalteten Thieren, die oberen mit edleren bespannen, was aber nicht im Allgemeinen angenommen werden kann; die H. tragen auch die Thetis, die Nereiden, Venus marina oft auf ihrem Rücken [7]). Auf Kunstwerken sieht man diese mythologischen Thiere als Halbrosse, bald mit zwei Hufen die Wellen berührend, bald mit gespaltenen Floßfüßen schwimmend, bald über den ganzen Leib mit Schuppen bedeckt [8]). Auf einem Denkmale ruht eine Nereide auf zwei gezäumten Hippokampen, wovon der vordere den Roßleib behaart und mit natürlichen Hufen, der andere floßartige Schwimmfüße hat [9]). Euripides läßt Poseidon mit dunkeln Rossen die Salzwoge durchfahren [10]) und Statius [11]) mit fischschwänzigen Hippokampen. Proteus fährt bei Virgil [12]) mit fischschwänzigen Hippokampen, Poseidon mit edleren Rossen, wie im Homer [13]). Mehrere Denkmale, auf welchen H. vorkommen, findet man in *Millin's* Galerie mythol. (*Schincke.*)

Hippokamposfüsse, s. Gehirn.

Hippokastanum, s. Hippocastanum.

Hippokentauren, s. Kentauren.

HIPPOKLEIDES, HIPPOKLID, HIPPOCLID, HIPPOKLIDES, HIPPOCLIDES, 1) Archon zu Athen im 3ten Jahre der 54. Olymp., in welchem die panathenäischen Spiele eingeführt worden sind. 2) Ein junger Athener, durch vornehme Abkunft, Reichthum und Schönheit ausgezeichnet, einer von den Bewerbern der durch ihre Schönheit berühmten Tochter des Königs Kleisthenes aus Sikyon. Als letztrer einst, nachdem er in einem Wagenrennen gesiegt hatte, den Freiern seiner Tochter ein Gastmahl gab, tanzte H., in der Meinung, großen Beifall zu erlangen, den Tanz Kybistike (s. d. Art.). Kleisthenes fand aber den Tanz so unanständig, daß er ihm deßhalb die Hand seiner Tochter versagte *). (*Rauschnick.*)

Hippoklid, Hippoklides, s. Hippokleides.

HIPPOKOON (*Ἱπποκοών*), 1) Sohn des Öbalos und der Bateia, König von Lakedämon, hatte 12 Söhne: Dorykleus, Skaios, Enarsphoros, Eutyches, Bukalos, Lykon, Tebros, Hippothoos, Eurytos, Hippokorystes, Alkinoos, Alkon, welche von Pausanias und Herodotos verschieden angegeben werden [1]). Nach Andern soll er ihrer 20 gehabt haben [2]), nach Pausanias aber [3]) nur vier: Alkimos, Enaraphoros, Dorkeus und Sebros. Tyndareus und Ikarion, Stiefbrüder Hippokoons, (nach der lakedämonischen Sage) beherrschten Lakedämon, Hippokoon, von Nikostrate geboren, jagte sie aus der Stadt und nahm den Thron [4]). Die Vertriebenen fanden Schutz beim König Thestios [5]). Mancherlei Gewaltthätigkeiten erlaubten sich die regirenden Brüder, — welche? kann kaum bei der verworrenen Genealogie bestimmt werden — besonders gegen Herakles. Dieser wünschte nach dem Morde des Iphitos von ihnen gesühnt zu werden, und sie wiesen ihn ab. Nicht allein diese Verachtung, sondern auch die Verletzung der Gastfreundschaft, welcher sie sich an Donos schuldig machten, weckte gegen sie Herakles Haß. Donos, ein Sohn des Likimnios, begleitete Herakles nach Lakedämon, das er noch nie gesehen. Als Beide an das Haus der Hippokoontiden kamen, fiel sie der Haushund an. Donos warf ihn mit einem Steine todt. Vater und Söhne stürzen wüthend auf Donos und morden ihn. Auch Herakles wird dabei verwundet. Später kommt Herakles mit einem kleinen Heere vor Lakedämon und rächt den Tod seines Verwandten an seinen Mördern. Zum Andenken an diesen Kampf errichtete man dem Herakles eine Bildsäule. Der Vater blieb im Kampfe, die Söhne nur zum Theil, und andere wurden Sklaven [6]). Einige dieser Söhne begleiten Herakles gegen den Eber bei Kalydon [7]). 2) Ein Theilnehmer an der kalydonischen Eberjagd, Sohn des Ampkos [8]). 3) Ein Freund des Rhesos, Königs von Thrakien, welchen er nach Troja begleitete, als *βουληφόρος Θρηκῶν*. Als Ulysses den König und 12 seiner Begleiter, welche sämmtlich von der Reise ermüdet in tiefem Schlafe lagen, getödtet und die schönen Pferde mit sich fort geführt hatte [9]), wurde Hippokoon von Apollo geweckt und erfuhr, was geschehen [10]). 4) Begleiter des Äneias [11]), stammte von Hyrtakos aus Troja. In den öffentlichen Spielen, welche in Sicilien gefeiert wurden, errang er im Bogenschießen den vierten Preis [12]). (*Schincke.*)

Hippokoontidae, s. Hippokoon, Nr. 1.

HIPPOKORYSTES, 1) ein Sohn des Ägyptos, mit Hephästine gezeugt, vermählte sich mit der Danaide Hyperipte und wurde, wie alle seine Brüder von den Danaiden, von ihr ermordet *). 2) Ein Sohn Hippokoons, Königs von Lakedämon, wurde von Herakles ermordet **). (*Schincke.*)

HIPPOKRAS, vinum hippocraticum, vor Alters ein mit Honig und Gewürzen vermischter Traubenwein, den man gewöhnlich, als Schlaftrunk, zu sich nahm. (*Th. Schreger.*)

HIPPOKRASESSENZ, eine zu schneller Bereitung des Hippokras bestimmte auf mancherlei Weise zubereitete Essenz, von welcher 10 — 12 Tropfen hinreichen, um eine Flasche Wein damit anzumachen. (*R.*)

HIPPOKRATE, eine Thespiade, mit welcher Herakles den Hippozygos erzeugte †). (*Schincke.*)

HIPPOKRATES 1) von Chios, ein berühmter Geometer des Alterthums, der einige Zeit vor Platon blühete. Er war ursprünglich ein Kaufmann, jedoch

---

7) *Olearius* ad Heroic. *Philostr.* p. 729. *Scaliger* ad *Varronis* L. L. IV. p. 28. ed. Bipont. 8) *Winckelmann* Monument. ined. Nr. 131. 9) *Montfaucon* VIII, 1. 10) Andromed. 1012. 11) Thebaic. II, 45. 12) Georg. IV, 387. 13) Aen. V, 816.

*) *Diodor. Sicul.* Fragm. Lib. VIII. c. 18.

1) *Heyne* ad *Apollodor.* III, 10, 5. 2) *Diodor. Sic.* IV, 33. p. 278. 3) III, 15, 1. 4) *Apollodor.* III, 10, 15. 5) *Pausan.* III, 1. 6) *Apollodor.* II, 7, 3. *Pausan.* III, 19. 7) *Ovid.* Metam. VIII, 314. 8) *Hygin.* Fab. 173. 9) *Hom.* Il. X, 435. 10) Il. X, 518. 11) *Virgil.* Aen. V, 492. 12) *Hygin.* Fab. 273. certavit sagitta Hippocoon.

*) *Apollodor.* II, 1, 9. **) a. a. O. II, 7, 3. *Pausan.* III, 15.

†) *Apollodor.* II, 7. 8. §. 7.

mangelte es ihm, wenigstens nach der Schilderung des Aristoteles, sehr an Weltklugheit und Tüchtigkeit zu den Geschäften des praktischen Lebens. Durch Betriegerei der Zollpächter (πεντηκοστολόγων) zu Byzanz verlor er den größten Theil seines Vermögens und ging darauf nach Athen, um dort seine zerrütteten Umstände wo möglich wieder in Flor zu bringen. Hier gerieth er zufällig in eine philosophische Schule und fand an der Geometrie, die er da vortragen hörte, so viel Geschmack, daß er sich ganz dieser Wissenschaft hingab, und späterhin selbst als Lehrer derselben auftrat. Er ließ sich aber seine Vorträge bezahlen und wurde deßhalb von den Pythagoräern aus ihrer Schule gestoßen. Weiter ist von seinem Leben Nichts bekannt, desto mehr aber werden seine Verdienste um die Geometrie von den Alten gerühmt. Er war der erste, welcher ein System dieser Wissenschaft unter dem Titel στοιχεῖα schrieb; außerdem aber bereicherte er dieselbe durch sinnreiche Entdeckungen, wohin besonders das von ihm benannte Möndchen (s. den Art. Möndchen) als der älteste uns bekannte Versuch eine krummlinige Figur genau zu quadriren, und die Zurückführung des delischen Problems auf die Aufgabe: „Zwischen zwei gegebenen geraden Linien zwei mittlere Proportionallinien zu finden" (s. Delisches Problem und Würfel) gehören. Daß Proklos in einer Stelle (in Euclid. lib. 2. cap. 5.) den Dinopides von Chios als Erfinder des Möndchens nennt, während er und alle übrigen alten Schriftsteller diese Erfindung sonst immer dem Hippokrates von Chios beilegen, hat Veranlassung gegeben, daß Heinius (Mém. de l'acad. de Berlin. T. 2. a. 1746) behauptete, Dinopides sei der eigentliche Erfinder, oder, was nicht ganz unwahrscheinlich wäre, Dinopides sei ein Beiname des Hippokrates, wegen seines früheren Weinhandels; dagegen erklärt sich jedoch Cramer (Mém. de Berlin. T. IV. a. 1748) und Castilhon (eben das. a. 1749) so wie auch Montucla*). (*Gartz.*)

2) H. aus Kos. Das 5te Jahrh. vor unserer Zeitrechnung war von der Vorsehung dazu bestimmt, die menschlichen Wissenschaften und Künste auf eine Stufe der Ausbildung zu bringen, wie sie nur ohne Kenntniß der Natur erreicht werden konnte. Diese Vollendung gab den menschlichen Wissenschaften und Künsten eine Nation, deren körperliche und geistige Erziehung, deren bürgerliche Verfassung, deren Feste und Spiele selbst zur Schärfung des Verstandes, zur Bildung der Urtheilskraft und zur Verfeinerung des Geschmacks abzweckten. So geschah es, daß die praktische Vernunft von Sokrates als die einzige Lebensweisheit gelehrt wurde, während Anaxagoras, Empedokles, Leukipp und Demokrit, Diogenes von Apollonia und Plato die ersten Gründe menschlicher Erkenntniß in ganz entgegen gesetzten Richtungen prüften. In demselben Jahrhundert erreichte die historische Kunst im Herodot und Thukydides, doch von jedem eigenthümlich bearbeitet, die höchste Stufe der Ausbildung. Unter den schönen Künsten wurden in der Bildhauerkunst von Phidias und Polyklit so große Meisterwerke hervorgebracht, als Äschylus, Sophokles und Euripides unvergänglichen Ruhm in der tragischen Poesie erwarben.

In diesem Zeitalter nun ward auch die Kunst, Krankheiten zu heilen, gegründet, nachdem ganz rohe Anfänge derselben, als ein Theil des Gottesdienstes, von den Priestern geübt worden und die Philosophen eben angefangen hatten, die Theorie des Lebens und der Krankheiten zu entwickeln.

Der Urheber dieser wohlthätigen Veränderung, wodurch den Priestern ihr bisheriges Vorrecht, Krankheiten durch Cärimonien und Gaukeleien zu heilen, entrissen und die Theorie der Medizin zur Gründung der Kunst benutzt wurde, war Hippokrates, des Heraklides Sohn, von der Insel Kos gebürtig, der im J. 460 vor unserer Zeitrechnung geboren wurde und während des peloponnesischen Krieges am thätigsten war. Über seine Herkunft und Lebensumstände werden von spätern Schriftstellern so viele zweifelhafte und selbst widersprechende Nachrichten gegeben, daß die Kritik sich vorzüglich in der Sichtung derselben, zur Unterscheidung historischer Thatsachen von fabelhaften Sagen üben kann. Plato, der nächste Schriftsteller nach Hippokrates, nennt diesen τὸν τῶν Ἀσκληπιαδῶν, einen der Asklepiaden [1]). Diese Benennung scheint er an einem andern Orte zu erklären [2]), wo er die Lehrlinge des Äskulap seine Nachkommen (τοὺς ἐκγόνους) nennt. Es war nämlich, wie überall im rohen Zustande der Nationen, auch im alten Griechenland Sitte, die erworbenen Kenntnisse und Kunstfertigkeiten nur den Söhnen und nächsten Verwandten als Familiengeheimniß mitzutheilen. Galens Zeugniß hierüber ist entscheidend. Im Anfange des zweiten Buches von anatomischen Handreichungen sucht er zu erklären, warum die frühesten Alten nichts Schriftliches über Anatomie hinterlassen. „Sie lernten, sagt er, von Jugend auf, von ihren Vätern die Kunst zu zergliedern, und fanden es eben so unnöthig, darüber zu schreiben, als über die Schreibekunst selbst. Im Laufe der Zeiten aber fing man an, die Kunst nicht allein durch Erbschaft auf die Söhne und nächsten Verwandten fortzupflanzen, die dieselbe von Kindheit an üben mußten; sondern man theilte sie auch fremden, und solchen Männern mit, die sich durch gewisse Vorzüge auszeichneten (οὓς ἐτίμησαν ἀρετῆς ἕνεκα, καὶ ἁπλῶς τοὺς καθ' ὅλον τὸν βίον εὐδοκιμοῦντας)." Diese nun, da sie nicht von Jugend auf geübt waren, bedurften einer schriftlichen Anleitung. Man sieht aus dieser Stelle, daß in der Familie des Äskulap gewisse Kenntnisse und Künste, die mit der

*) *Aristotelis* Ethica ad Eudem. VII, 14. *Eratosthenes* apud *Eutoc.* in comment. Archimedis. *Simplicius* ad Aristot. Phys. I. fol. 13. edit. Aldi. *Joh. Philopon.* in *Aristot.* Phys. lib. I. p. 13. edit. Aldi. *Jamblich.* in lib. III. philos. Pythag. ex vers. *Nic. Scutellii* am Schluß des Buchs de myster. Aegypt. p. 64. *Proclus* in Euclid. p. 19 et 59. edit. Basil. *Nic. Theod. Reimer* Hist. problem. de cubi duplicatione cap. IV. *Montucla* Hist. des mathém. Nouv. édit. T. I. p. 151 — 155.

1) Phaedr. p. 211. Protag. p. 283. ed. Basil. gr. 2) De republ. 10. p. 464.

Medizin zusammen hangen, erblich waren, und als Geheimnisse bewahrt wurden. Nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit theilten sie die Väter ihren Söhnen mit; wie der Arzt bei Lukian sagt: „der heilige, geheimnißvolle Eidschwur bindet mich: ich muß schweigen; so will es der letzte Befehl des sterbenden Vaters“ [3]). In dem hippokratischen Gesetze kommt eine Stelle vor, die ebenfalls hieher gehört: „heilige Dinge werden nur Geweihten offenbart: Profanen aber dürfen sie nicht anvertraut werden, ehe diese in die Orgien der Wissenschaft eingeweiht worden.“ Noch Alexander von Tralles deutet im 6ten Jahrh. unserer Zeitrechnung diese Stelle so, indem er einen Talisman gegen Kolikschmerzen nur tugendhaften Personen, und die ein solches Geheimniß zu bewahren wissen, mitzutheilen empfiehlt [4]).

Die Inhaber solcher Geheimnisse und Künste, wodurch die Gesundheit wieder hergestellt wird, gehörten also ursprünglich zu Einer Familie, und nannten sich Asklepiaden, weil sie ihr Geschlecht von derselben Gottheit ableiteten, deren Dienst in den Tempeln mit der Ausübung jener geheimen Künste verbunden war. Durch Sagen erhielten sich Geschlechtsregister der Asklepiaden, die bis auf Äskulap und Herakles hinauf geführt wurden, und von denen Tzetzes noch eine Probe erhalten hat [5]).

Aus solchem Geschlecht stammte Hippokrates. Aber, weit entfernt, wie seine Vorfahren, zum Tempeldienst und zur Gaukelei der Priester von Jugend auf angeführt zu seyn, erhielt er eine Erziehung, wie sie der veränderte Geist der Zeit forderte. Schon sein Großvater, Hippokrates, des Gnosidikos Sohn, war als Schriftsteller aufgetreten. Wenigstens führt Galen die Meinung Einiger an, daß die Bücher von Gelenken und Beinbrüchen des Gnosidikos Sohn zum Verfasser haben [6]).

Ja, es ist gewiß, daß die Asklepiaden in dem benachbarten Knidos früher als selbst in Kos, Schriftsteller gewesen. Es gab nämlich zu Hippokrates Zeit ein altes Werk, welches er unter dem Namen der knidischen Sentenzen anführt, und dieses war von Neuem überarbeitet und mit manchen nützlichen Zusätzen vermehrt worden. Vielleicht rührt dieß Werk, welches längst verloren gegangen, von dem Knidier Eurypphon her, dem auch, wiewohl zweifelhaft, das Buch von der Lebensordnung der Gesunden zugeschrieben wird.

Dem sei indeß, wie ihm wolle, so ist so viel klar, daß des großen Hippokrates Geburt und Jugend in eine Zeit fiel, wo die Asklepiaden längst den Kreis ihrer Gaukeleien verlassen und aus dem Dunkel ihrer ererbten Geheimnisse hervor getreten waren. Sie waren aber dazu gezwungen, theils weil aus dem pythagorischen Orden, seit Auflösung desselben (J. 471) mehrere Ärzte, so genannte Periodeuten, hervor gegangen waren, die, wie Metroboros aus Kos, Demokedes aus Kroton und Akron von Agrigent, an keinen Eidschwur mehr gebunden, die Kunst ausübten; theils hatte die Ausbreitung der Gymnastik die Errichtung von Kampfschulen in der unmittelbaren Nähe der Tempel des Äskulap veranlaßt. In diesen Gymnasien nun fanden sich schon 80 Jahre vor Hippokrates Geburt Philosophen ein, welche den Jünglingen nicht bloß Lehren der Weisheit vortrugen, sondern sie auch in der mit den Kampfübungen nothwendig zu verbindenden Lebensordnung unterwiesen. Die Sorge für den Körper der Jünglinge, besonders die Heilung mancher unvermeidlichen Verletzungen, übernahmen die Handlanger, welche Jatrolipten, und wie Plato ausdrücklich [7]) bezeugt, auch Ärzte genannt wurden. Daher nun kam es, daß die Priester, wenn sie noch länger als Ärzte auf Vertrauen Anspruch machen wollten, genöthigt waren, ihre Kenntnisse und Künste, nach Art der Periodeuten, frei und öffentlich zu lehren und zu üben, und sich um Gründe zu bekümmern, die einige Philosophen schon vorgetragen hatten.

Daher ließen einige Asklepiaden selbst ihre Söhne die Schulen der Philosophen und Vorsteher der Gymnasien besuchen. Diesen Unterricht genoß auch unser Hippokrates. Wenigstens versichert der Koër Soranus, aus dessen Lebensgeschichte des Hippokrates wir einen Auszug in den hippokratischen Werken besitzen, daß, außer seinem Vater Heraklides auch Herodikos von Selymbrien, Gorgias von Leontium und Demokrit von Abdera Lehrer des Hippokrates gewesen seien. Auch Celsus führt die Nachricht Einiger an, daß Hippokrates von Demokrit unterrichtet worden. Auch kann dieß sehr wohl seyn, da Letzterer um wenigstens 10 Jahre älter als H. war, und viele Jahre auf Reisen, selbst durch das innere Asien, zugebracht hatte.

Daß H. in jüngern Jahren bedeutende Reisen unternommen, ist wahrscheinlich, da zur Bildung als nothwendiges Erforderniß der Besuch fremder Länder angesehen wurde. Wenn wir die genaue Schilderung der nord- und ostwärts vom Pontos Euxinos gelegenen Gegenden in seinem Buch von der Luft, den Wassern und Klimaten vergleichen; so müssen wir fast als ausgemacht annehmen, daß er Kolchis, Skythien und Taurien besucht habe. Dazu bot sich ihm häufige Gelegenheit dar. Denn die Milesier hatten seit dem Anfange des 7ten Jahrh. vor unserer Zeitrechnung eine Menge blühender Kolonien und Stapelplätze für ihren ausgebreiteten Handel mit Getreide, Bauholz, Sklaven und Bernstein angelegt, die von ihnen und andern ionischen Städten besucht wurden. Außer Heraklea, Sinope und Anisos an der südlichen Küste des schwarzen Meeres, waren in Kolchis, Dioskurias und Phasis, am mäotischen See Tauris, auf der taurischen Halbinsel, Pantikapäum und Theudosia, am Borysthenes Olbia und Tyros an dem Flusse gleiches Namens, ihre berühmtesten Pflanzstädte und Stapelplätze. In diesen Ländern war es, wo H. den Einfluß des Bodens, des Klima's, der

3) *Lucian.* Tragopodagr. v. 270. 4) *Alex. Trall.* ed. Guinth. Andern. lib. 10. p. 593. 5) *Tzetz.* hist. 7. chil. 155. 6) Comm. in l. de diaet. acut. p. 356. ed. Lips.

7) De legib. 4. p. 545.

Winde und Waſſer auf den körperlichen und geiſtigen Zuſtand der Menſchen genau beobachtete. Der Unterſchied zwiſchen Aſien und Europa beſchäftigt ihn vorzüglich. Er ſchildert den körperlichen Zuſtand der ſkythiſchen Nomaden, ihre Sitten und Gebräuche, beſonders der Sauromaten, die an der Mäotis wohnten, deren kriegeriſche Weiber nur Eine Bruſt hatten, weil die linke in der Kindheit mit einem glühenden Kupferblech gebrannt wurde. In dieſen Nachrichten, ſo wie in denen von den Anwohnern des Phaſis, worin manche Übereinſtimmung mit Herodot und ſpätern Schriftſtellern bemerkt wird, hebt Hippokrates Alles heraus, was auf Geſundheit und herrſchende Krankheiten Bezug hat.

Nachdem er die Gegenden am Pontos und der Mäotis beſucht, lebte er wahrſcheinlich viele Jahre lang in Thrakien und Makedonien. Hier beobachtete er den Gang der Epidemien und einzelne Krankheiten. Er nennt ausdrücklich die thrakiſchen Städte Datus, Doriskus, Olenus, Kardia, Abdera und die an der Küſte liegende Inſel Thaſos, ferner Makedoniens Städte Pella, Olynthus und Akanthus, als die Schauplätze ſeiner Beobachtungen und ſeiner Wirkſamkeit. Daß er auch an den Hof des Königs Perdikkas von Makedonien gerufen worden, um dieſen, der an der Auszehrung litt, zu heilen; daß er erkannt habe, es ſei ein Selenleiden, indem der Kranke in ſeine Stiefmutter Phila verliebt ſei, wird auch von den Biographen erzählt. Doch gibt es keine weitern Zeugniſſe, die dieſe Nachricht beſtätigten, oder widerlegten. Dazu kommt, daß dieſelben Schriftſteller vieles Andere aus dem Leben des koiſchen Arztes berichten, was nicht leicht glaublich iſt. Ein gewiſſer Andreas hatte erzählt, Hippokrates ſei deßwegen nicht ſo bald wieder in ſein Vaterland zurück gekehrt, weil er das Archio (*γραμματοφυλακεῖον*) in Knidos angeſteckt habe. Eine ſpäte Sage, die deßwegen ſehr unwahrſcheinlich iſt, weil der Abſcheu der Griechen gegen die Tempelräuber und Verletzer der heiligen Orte durch mehrere Beiſpiele bewieſen wird.

Eine andere Nachricht hat ein ſcheinbares Zeugniß für ſich. Demokrit nämlich, der die Thorheit ſeiner Landsleute unaufhörlich verlachte, ward eben deßwegen von ihnen für wahnſinnig gehalten, und Hippokrates nach Abdera gerufen, um ihn zu heilen. Für dieſe Nachricht führt man den Briefwechſel des Hippokrates an, in welchem man die Sendſchreiben des Senats von Abdera an Hippokrates, ſeine Antwort, und ſeine Berichte über ſeine Reiſe von Kos nach Abdera mit Verwunderung lieſet. Allein die Unechtheit dieſes Briefwechſels geht ſchon daraus hervor, daß ein Schreiben des Hippokrates an Krateuas den Rhizotomen dabei iſt, der bekanntlich zu Mithridats Zeit, 300 Jahre nach Hippokrates, lebte. Aber auch keiner der übrigen bei dieſer Gelegenheit von Hipp. geſchriebenen Briefe zeigt die geringſte Spur von Echtheit, weder im Dialekt, der durchaus nicht rein ioniſch iſt, noch in der Schreibart, die in dem Schreiben an Dionys von Halikarnaß ſogar abgeſchmackt wäre. Hippokrates bittet nämlich ſeinen Freund, während ſeiner Abweſenheit ſein Hausweſen zu beſorgen und beſonders genaue Aufſicht über ſeine Gattinn zu führen: denn, wenn Weiber nicht täglich beſchnitten werden, ſo treiben ſie, wie die Bäume, üppige wilde Schoſſen. (*εἰ μὴ καθ' ἡμέραν ἐπικόπτοιτο, ὡς τὰ δένδρα καθυλομανέει*). Nach Rhodos ſchreibt Hipp., und läßt ſich von da ein ſchnell ſegelndes Fahrzeug kommen. Dieß Alles hindert uns, jene Briefe für echt zu halten.

Auf eben dieſen Briefwechſel gründet ſich die Sage, daß Hippokrates von dem Perſer König Artaxerxes berufen worden, es aber abgeſchlagen habe. Darauf drohte der König den Koërn mit Feuer und Schwert, wenn ſie den Arzt nicht überliefern würden. Es erwiedern aber die Bewohner von Kos: ſie wollen lieber den ſchrecklichſten Untergang erleiden, als den Hippokrates herausgeben. In der That ſieht man, daß der ganze Briefwechſel in Alexandrien untergeſchoben iſt, um die Zahl der hippokratiſchen Schriften zu vermehren. Deſſen ungeachtet muß die Sage ziemlich allgemein geweſen ſeyn, da Galen darauf hindeutet: ein redlicher Arzt, ſagt er, verachtet auch des Artaxerxes und Perdikkas Macht und Schätze. Vor jenem wird er ſich nicht einmal ſehen laſſen: dieſen wird er wohl heilen, aber nicht immer bei ihm leben wollen, ſondern lieber den armen Bürgern in Kranon und Thaſos beiſtehn [8]).

Daß er nach Athen gerufen worden, um der Peſt während des peloponneſiſchen Krieges Einhalt zu thun, erfahren wir ebenfalls aus jenem Briefwechſel. Dieſer enthält auch den Beſchluß des atheniſchen Senats, wodurch Hippokrates Verdienſte um den Stat mit dem Bürgerrecht, einer goldenen Krone, der freien Koſt im Prytaneum und der Einweihung in die großen Myſterien belohnt worden. Dem ſteht aber entgegen, daß Thukydides, ein ſicherer Augenzeuge, der ſelber an der Peſt gelitten, ausdrücklich ſagt, weder göttliche noch menſchliche Hilfe habe in jener Volksſeuche das Geringſte ausgerichtet [9]).

Die Kritik erkennt, was die ſpätern Lebensjahre des Hippokrates betrifft, nichts als entſchieden, als daß er in Theſſalien gelebt, in Lariſſa beſonders die Kunſt ausgeübt, dort auch geſtorben, und zwiſchen Lariſſa und Gyrton begraben worden, wo noch ſpät ſein Grabmal gezeigt wurde. Wie alt er geworden, iſt nicht genau bekannt, da Einige von 85, Andere von 90, noch Andere von 104, oder gar von 109 Jahren ſeines Lebens ſprechen. Wenn wir die erſtern Nachrichten vorziehn, ſo iſt er in den Jahren 375 oder 370 vor unſerer Zeitrechnung geſtorben.

Er hinterließ 2 Söhne, Theſſalos und Drako, und einen Schwiegerſohn, Polybos, deren Schriften mit den ſeinigen verſchmolzen ſind. Die Söhne der beiden erſtern hießen auch Hippokrates. Von des Theſſalos Sohn ſagt Plutarch ausdrücklich: er habe Plato's Lehre angenommen [10]). Polybos blieb in Kos, Theſſalos lebte am Hofe des makedoniſchen Königs Archelaos [11]). Hier

8) Quod optimus med. sit quoque philos. p. 58. ed. Lips. 9) Hist. II, 47. 51. 10) De Stoic. repugnant. p. 269. 11) *Galen.* comm. in lib. de nat. hum. p. 12.

soll auch Hippokrates, Drakons Sohn angestellt gewesen seyn, und sein Zeitalter fällt mit dem des großen Alexander und dessen nächsten Nachfolgers, Kassander, zusammen.

Zunächst interessiren uns die Werke des Hippokrates, weil wir aus ihnen allein den echten Geist seiner Medizin erkennen. Indessen sind von den 72 Schriften, welche die hippokratische Sammlung ausmachen, nur etwa 14 bis 16 von ihm selbst hinterlassen. Die übrigen alle rühren von Mitgliedern seiner Familie, oder gar von Gelehrten her, die den Wetteifer der Ptolemäer und der Könige von Pergamos in Sammlung der Werke des Alterthums zu eigenem Gewinn benutzten [12]). Sie enthalten häufige Spuren platonischer, stoischer und anderer Philosopheme, die jünger sind, als Hippokrates Zeit. Daher schon in Alexandrien das Geschäft der Chorizonten darin bestand, die echten von den unechten Schriften zu sondern: die erstern wurden auf ein kleineres Bücherbret gelegt [13]). Aber auch die erstern waren nicht unverfälscht, da die Söhne selbst die Schriften des Vaters verfälschten, außer dem, was sie unter seinem Namen von eigenen Büchern bekannt machten [14]). Solche Zusätze und Einschiebsel finden sich zuvörderst in den Aphorismen, dann in dem Buch von der Lebensordnung in hitzigen Krankheiten, in dem Buch von der Natur des Menschen. Ganz echt scheinen nur das erste und dritte Buch von Volkskrankheiten, das Buch von der Luft, den Wassern und Klimaten, und einige kleinere Schriften zu seyn.

Schon hieraus ergibt sich, wie höchst schwierig und mißlich das Unternehmen ist, den Geist der hippokratischen Medizin darzustellen. Indessen dienen uns Celsus Worte als Leitfaden: Hippokrates habe zuerst die Philosophie von der Medizin getrennt (ab studio sapientiae disciplinam hanc separavit). Und Galen sagt: er habe in allen therapeutischen und prognostischen Erfindungen die Lehre von den Elementen als erwiesen vorausgesetzt, aber keines Weges die Beweise selbst geführt [15]). So ist es; Hippokrates enthält sich allerdings aller theoretischen Grübeleien, ohne doch die Lehre von den Elementen, welche damals Empedokles am folgerechtesten vorgetragen, zu vernachlässigen. Wenn in dem Buch vom Anstand des Arztes gesagt wird: *ἰητρὸς γὰρ φιλόσοφος, ἰσόθεος*; so muß man nicht übersetzen: der Arzt, der zugleich Philosoph ist, muß den Göttern gleich geachtet werden; sondern, der Arzt, der als Freund der Weisheit (alle kurz zuvor empfohlne Tugenden übt), ist ein Göttergleicher Mann. Hippokrates erscheint überall, in seinen echten Schriften und in den Zeugnissen seiner Nachfolger als ein Freund der Erfahrung, und Aristoteles, da er die Erfahrung, den Anfang der Kunst und Wissenschaft kannte, und den Weg der Induktion (*ἐπαγωγή*) betrat, um aus einzelnen Beobachtungen allgemeine Schlüsse zu ziehn (Analyt. poster. 2, 18.),

12) *Galen.* comm. in libr. de nat. hum. p. 109. 13) *τὰ ἐκ τοῦ μικροῦ κιναικίδιον. Galen.* de dyspnoea 2. p. 855. 14) *Galen.* l. c. p. 830. 831. 15) Comm. in libr. de nat. hum. p. 106.

wird darin von Galen ein Nachfolger des Hippokrates genannt. Es waren aber die ersten Naturphilosophen von den schon vorhandenen Mythen ausgegangen [16]). Wie der Okean bei den ältesten Dichtern als Vater der Götter und Menschen gilt; so suchte Thales von Milet im Wasser den Grund aller Dinge. Wie die Mutter Erde, als Asia oder Kybele in Phrygien verehrt und von Dichtern gefeiert war; so wiederholte Xenophanes von Kolophon diesen Mythus als Philosophem, indem er die Erde als den Grundstoff aller Dinge angab. Das Feuer, welches unter mancherlei Bildern im ganzen Morgenlande als oberste Gottheit verehrt worden, stellte Pythagoras, ein Lehrling der ägyptischen und morgenländischen Priester, als Lebensprincip auf. Den Äther, den die Orphiker als Zeus verehrten, nannte Anaximander den Grundstoff aller Dinge, und Anaximenes, sein Zögling, setzte die gröbere Luft an die Stelle des Äthers, worin ihm Diogenes von Apollonien folgte.

Jeder von diesen Philosophen hatte sich also begnügt, ein materielles, erstes Princip anzunehmen, und das Ganze als Eins zu betrachten. Aber Empedokles, 7 Jahre vor Hippokrates geboren, gab der ganzen Naturphilosophie eine andere Richtung, indem er durch das Zusammentreffen der entgegen gesetzten Elemente Alles entstehen, und durch das Einwirken gleichartiger Grundstoffe Alles aufgelöst werden und untergehen ließ. Dieser Elementartheorie huldigte auch Hippokrates, und im Anfang des Buches von der Natur des Menschen läßt er sich sogar in eine empirische Widerlegung derer ein, die nur Ein Element erkannten. Aber er wich darin von Empedokles ab, daß er die Mischung der 4 Elemente in allen Dingen annahm, da Empedokles sie als unveränderlich ansah, und behauptete, sie stießen und legten sich an einander, wie man viererlei trockene Substanzen, als verschiedene Kupfererze, mit einander mengt, ohne daß eigentliche Auflösung erfolgt [17]). Hippokrates dagegen nahm eine eigentliche Umänderung der Elemente (*μεταβολὴ* sagt Galen,) an.

Diese vier Grundstoffe nahm er nicht allein in allen Dingen an, ohne sich auf Beweisführung ihres Daseyns aus Begriffen einzulassen; sondern er scheint auch ihre Wirksamkeit im menschlichen Körper voraus zu setzen, wenn er bei denen, die da wachsen, die meiste eingepflanzte Wärme annimmt (aph. I, 14.), und wenn er die feuchte Constitution als den Grund der Verschleimung angibt. Nirgends findet sich indeß in seinen echten Schriften eine Spur von der Annahme der Cardinalfeuchtigkeiten, des Bluts, des Schleims, der gelben und schwarzen Galle, die Plato in seinem Timäos zuerst als den Grund der Krankheiten darstellte, und die auch schon von den nächsten Nachfolgern des Hippokrates als höchst wichtig zur Erklärung pathologischer Erscheinungen angesehen wurden. Dagegen findet sich im Buche von der Medizin der Alten die Meinung, daß, so lange ent-

16) *Διὸ καὶ φιλόμυθος ὁ φιλόσοφος πώς ἐστιν. Arist.* metaph. I, 2. 17) *Galen.* comm. in libr. de nat. hum. p. 32.

gegen gesetzte Elemente innig gemischt seien, Gesundheit bestehe, das Hervorstechen aber des einen oder des andern Krankheit erzeuge.

Galen beweiset völligen Mangel an Kritik, wenn er Hippokrates unter denen zuerst aufführt, welche die vernachlässigte anatomische Theorie wieder hergestellt haben [18]). Nirgends finden sich in den echten Schriften des koïschen Arztes Spuren tieferer Einsichten in den Bau des Körpers. Aber eine Menge solcher Irrthümer zeigt sich, die mit einer aus Zergliederung hervor gehenden Kenntniß nicht bestehn. Wenn man nur die ganz widersinnige Vorstellung von der Vertheilung der vier Par Adern im Körper im Buche von der Natur des Menschen liest; so kann man nicht glauben, der Verfasser habe jemals einen menschlichen Körper zergliedert. Auch findet man nirgends, daß Hippokrates die Schlagadern von den Blutadern unterschieden hätte. Das Wort φλὲψ bedeutet beide Arten von Gefäßen. Eben so wenig kennt er die Nerven: denn νεῦρος bedeutet durchgehends Sehne und Band: solche νεῦρα gehn von Knochen zu Knochen, wo sie die Beweglichkeit der Gelenke fördern. Aber von Kopf und Antlitz gibt es keine. Aristoteles und Praxagoras von Kos waren die ersten, die die Nerven (Aristoteles nennt sie noch πόρους) und die Aorte nebst ihren Zweigen, als Gefäße, die im Gegensatz zu den Blutadern stehen, kennen lehrten. In das 4te Jahrh. vor unserer Zeitrechnung muß man die ersten Anfänge der anatomischen Kenntniß des menschlichen Körpers setzen, weil früher die Vorurtheile von der Heiligkeit der Leichname jeden Versuch der Zergliederung unmöglich machten. Aber der Feldzug des großen Alexanders brachte so merkwürdige Änderungen in der Denkart der Griechen hervor, daß auch jene Vorurtheile schwanden, und daß Alexanders Nachfolger in Ägypten, die Ptolemäer die eifrigsten Beförderer der Anatomie wurden, ja, wie Plinius bezeugt (18, 5.), selbst Hand an die Zergliederung der Leichen zur Erforschung der Krankheitsursachen legten.

Hippokrates ist, trotz des gänzlichen Mangels an anatomischer Kenntniß, dennoch als Stifter der Kunst anzusehen, weil er zuerst die Regeln vortrug, die bei Erkenntniß, Vorhersagung und Heilung der Krankheit, leiten müssen. Bei Erkenntniß der Krankheitsursachen ging er nie von Begriffen aus, wie die Philosophen vor ihm; sondern er hielt sich an die offenbaren Ursachen, die er mit großem Scharfsinn in der Luft und ihrer epidemischen Constitution, in den Winden, den Nahrungsmitteln und Getränken und in den Leidenschaften aufsuchte. Dabei war er frei von Aberglauben, und leitete keine Krankheit, wie die Priester, seine Ahnen, vom Zorne der Götter ab. Da er die Ἐναρέες oder Mannweiber unter den Skythen beschreibt, erwähnt er auch der Meinung, die diese Krankheit von dem Zorn der Götter herleitet. Ihm aber, sagt er, erscheine keine Krankheit mehr oder weniger, als die andere, von den Göttern hervorgebracht. So erklärt sich auch der Verfasser des Buchs von der heiligen Krankheit gegen Zaubergesänge, Läuterungen und Sühnungen, als Mitteln um die Götter zu versöhnen und so die Krankheiten zu heben. Des Menschen Körper, sagt er, kann nicht von einem Gott verunreinigt werden. Dennoch ermahnt er in dem Prognostikon das Göttliche in Krankheiten zu erforschen, wodurch er wahrscheinlich die wunderbaren, Anfangs unerklärlichen Erscheinungen versteht. Galen schränkt mit Unrecht dieses θεῖον des Hippokrates auf die Luft-Constitution ein. Sie gehört freilich mit dazu: denn gerade epidemische Krankheiten sind oft in ihrem Laufe unerklärbar. Aber es gibt noch vieles Andere, was den Namen des Göttlichen verdient. Hippokrates glaubte den Grund der Volkskrankheiten in der Witterung der Jahreszeiten zu finden. Um den Anfang und Schluß jeder Jahreszeit zu bestimmen, war ihm der Auf- und Untergang des Arktur und der Pleiaden hinreichend. Bei der Entwickelung der nächsten Ursache der Krankheiten entfernte er sich nie von den nächsten Schlüssen aus den Erscheinungen, welche Schlüsse die alexandrinischen Empiriker Epilogismen nannten. So sagt er im Buche von Kopfverletzungen: die Geschwüre werden entzündet, durch Einströmen des Bluts. So bringt er die Ursachen der Krämpfe auf zwei zurück: Anfüllung und Ausleerung. (aph. 6, 39.)

Besonders groß sind seine Verdienste um die Zeichenlehre des kranken Zustandes. In den Weihtafeln, die in den Tempeln des Äskulap aufbewahrt wurden, waren oft die Krankengeschichten enthalten. Diese wurden die erste Grundlage der Semiotik; und schon lange vor Hippokrates hatte man eine bedeutende Sammlung semiotischer Lehrsätze und allgemeiner Regeln aus den Krankengeschichten jener Weihtafeln zusammen getragen, die wir noch jetzt unter dem Namen der koïschen Vorhersehungen besitzen. Hippokrates aber stellte als Hauptgrundsatz der Erkenntniß und Vorhersagung hitziger Krankheiten auf, daß man die verschiedenen Perioden der letztern, Rohigkeit, Kochung und Krise unterscheiden müsse, um die Zeichen des kranken Zustandes richtig beurtheilen zu können. Er machte zuerst die Bemerkung, daß, vermöge der gewöhnlich an wechselnden Tagen erfolgenden Verschlimmerungen, die ungleichen Tage, und wegen des vorrückenden oder nachsetzenden Typus, oder wegen Theilnahme des Fiebers an der anhaltenden Natur, auch bisweilen andere Tage die vorzüglichen, kritischen seien. Περισσοὶ ἡμέραι sind ungleiche und vorzügliche Tage. Diese kritischen Tage werden von spätern Schriftstellern verschieden angegeben. In den echten Schriften des Hippokrates sind es der vierte, siebente, eilfte, vierzehnte, siebenzehnte und zwanzigste Tag. Spätere Schriftsteller haben der Kraft der Zahlen, nach dem pythagorischen System die Wichtigkeit der kritischen Tage zugeschrieben, ohne zu bedenken, daß gerade die Zahlen 11 und 17 gar keine Bedeutung in der pythagorischen Lehre haben. Dagegen ist die Dekas, als Complement der einfachen Zahlen, die vollkommenste bei den Pytha-

18) De dogm. Hipp. et Plat. 8. p. 650.

gorikern [19]), und der zehnte Tag gehört gleichwohl gar nicht zu den kritischen Tagen. Nein, es ist reine Beobachtung der Natur, wodurch die Lehre von kritischen Tagen entstand, und sie wird unter solchen Umständen bestätigt, wo die Natur, ungestört durch Verwickelungen, wirken kann.

Die Bedeutungen der Erscheinungen in Krankheiten (τέκμαρσις) stellte Hippokrates zuerst in Beziehung auf die allgemeinen Perioden der Krankheiten, in Rücksicht auf die kritischen Tage, zum Theil auch in Hinsicht auf die epidemische Constitution auf. Gleichwohl sind jene Bedeutungen oft zu allgemein und ohne Einschränkung ausgedrückt. Man kann wohl ohne Bedenken annehmen, daß Hippokrates solche Sätze als Resultate einzelner Beobachtungen, zu eigener Erinnerung (εἰς ἀνάμνησιν ἑαυτῷ *Galen.* comm. in lib. de diaet. acut. p. 587) niedergeschrieben, daß sie aber von den Redaktoren (διασκευασταὶ) seiner Werke nicht gehörig unterschieden und als allgemeine Wahrheiten hingestellt wurden.

Außerdem hat die Lehre von der Lebensordnung, besonders in hitzigen Krankheiten, ihn zum Erfinder. Dazu gaben wahrscheinlich die Bemühungen der Gymnasten, den sich in den Kampfschulen übenden Jünglingen diätetische Regeln vorzuschreiben, Gelegenheit. Aber die genaue Auswahl und Angabe solcher Regeln nach den allgemeinen Perioden hitziger Krankheiten ist allein das Werk des koischen Arztes. Daß bei allen Getränken in hitzigen Krankheiten, und bei den Speisen, die man erlaubt, nur auf Unterstützung der Natur gesehen und nur die Wege eröffnet werden müssen (εὔροα ποιέειν τὰ σώματα), ohne an Ernährung zu denken, war der vorzüglichste Grundsatz der hippokratischen Lehre, auf welchem auch seine Therapie beruhte.

Galen bezeugt es, und es ist aus allen echten Werken des Hippokrates zu erweisen, daß er der eigentliche Gründer der allgemeinen Therapie ist, ohne deren Anwendung sich keine vernünftige Heilung denken läßt. Wenn auch der Ausspruch: die Natur ist der Arzt der Krankheiten (*Νούσων φύσιες ἰητροί.*) in einem unechten Buche, dem sechsten von Epidemien vorkommt; so ist er doch echt hippokratisch, und drückt mit 3 Worten das aus, was an sehr vielen Stellen der echten Schriften über die genügende Wirksamkeit der Natur in gewöhnlichen hitzigen Krankheiten, über die Nothwendigkeit ihre Winke zu befolgen und Nichts ohne diese zu thun, gesagt wird. Daher war Hipp. bloß ruhiger Beobachter, so lange die Krankheit noch roh und sehr heftig war, auch die Anfälle nach unregelmäßigem Typus eintraten. Bis der Typus standhaft geworden (ἕως ἂν στῶσιν de diaet. acut. p. 391), wurde nichts Wirksames vorgenommen. Daher findet man in seinen Krankengeschichten die Heilmittel selten erwähnt, und fast eben so oft, ja hier und da noch öfter wird der tödtliche Ausgang als die Genesung, berichtet. Man hat dieß in allen Zeiten dem koischen Arzte zum Vorwurf gemacht, und doch ist die häufige Erwähnung des tödtlichen Ausganges der von ihm beobachteten Krankheiten ein ihn ehrender Beweis des Mangels an Ruhmsucht und Eitelkeit, und in der ruhigen Beobachtung der Natur und der pünktlichen Befolgung ihrer Winke sind die größten Ärzte aller Zeiten und aller Völker Nachfolger des Hippokrates gewesen.

Daß er inzwischen auch thätig gewesen, beweisen seine Grundsätze über die Nothwendigkeit des Aderlasses, den er in Entzündungen, wo es nöthig schien, bis zur Ohnmacht, und so nahe am leidenden Ort als möglich, vornehmen ließ. Die meisten übrigen Mittel waren ausleerende. Die stärkende Methode bestand zu jenen und noch zu Galens Zeit bloß in beförderter Ernährung und in angemessener Bewegung des Körpers. (*Galen.* de constit. artis ad Patrophil. p. 301).

In der Chirurgie war Hippokrates der größte Meister, den das Alterthum aufzuweisen hat. Die richtige Behandlung der Wunden und Geschwüre nach allgemeinen Grundsätzen trug er, wie die Lehre vom Verbande, zuerst vor. (*Galen.* de compos. med. sec. gen. 4. p. 686). In seinem Buche von Geschwüren findet man jene Grundsätze; so wie im Buche von Knochenbrüchen die Behandlung derselben und die Anlegung von elastischen Schienen, aus den Stängeln der Ferula (ῥαφῆκες) gelehrt wird. Das Buch von Kopfverletzungen lehrt die Anwendung des Trepans, von dem er schon zwei Arten, den πρίων oder das περιτήριον, unsere Tryphine, und den πρίων χαρακτὸς oder γοινίζης, den gewöhnlichen Trepan kennt. Sehr wichtig ist auch das Buch von Gelenken, da es die Erkenntniß und Behandlung der Knochenbrüche sowohl als der Verrenkungen lehrt. Hier wird auch die Krümmung der Füße nach außen (κύλλωσις) abgehandelt, und die Kur derselben mit kretischen Halbstiefeln (ἀρβύλαι πελοπατίδες) gelehrt.

Die beste Ausgabe der hippokratischen Schriften bleibt immer noch die von Foesius Gener. 1657. fol., besonders mit dessen Oeconomia Hippocratis, einem trefflichen Lexikon der eigenthümlichen hippokratischen Ausdrücke. Keine der spätern Ausgaben kann dieser, in Hinsicht der Korrektheit des Textes, der kritischen Angabe verschiedener Lesearten und der guten Übersetzung gleich gestellt werden. (*Sprengel.*)

Die Nachrichten der Griechen von Hippokrates (im Arab. بقراط oder ابقراط, im Plur. بقاطة) und seinen Verdiensten um die Heilkunde sind unverfälschter und natürlicher auf die Araber übergegangen, als die manches andern griechischen Philosophen und großen Gelehrten. Wie man seinen Namen schon vor jener Zeit in Persien und Arabien über Alles achtete, ehe noch unter den ersten abbasidischen Khalifen seine Schriften den gelehrten Muslimen durch arabische Übersetzungen bekannt wurden, und diese Achtung durch Verbreitung der letztern nur an Festigkeit gewann, eben so gilt ihnen H. noch heute als das Non plus ultra aller

19) *Philo Jud.* de congressu erud. p. 342.

je auf die Welt gekommenen Ärzte. Der Dey's tibib (der Emim [1]) oder Präsident der Ärzte) fragte mich einstens, erzählt Shaw [2]) ziemlich spaßhaft, ob die Christen einen solchen Schriftsteller, wie Bu-kratt, das ist, den Vater des Kratt [3]), hätten (so nennen sie aus Unwissenheit oder Eigensinne den Hippokrates), und setzte hinzu, daß dieses der Erste aller arabischen Hakime oder Lehrer wäre, und kurz vor dem Avicenna gelebt hätte.

Der Gewährsmann, der uns die vollständigste Ansicht über den Einfluß der Grundsätze des H. auf die Behandlungsart der Medizin unter den Arabern, so wie über die Übersetzungen seiner Werke darbietet, ist der Verfasser der so genannten Bibliothek der Philosophen, von welcher uns zuerst Casiri weitläufige Auszüge geliefert hat [4]). Eine von mir eigenhändig genommene Copie zeigt die nicht immer glücklich getroffene Auswahl Casiri's, so wie seine Willkür in Behandlung des Textes nur zu deutlich; folgende Bemerkungen sind daher als Ergänzung desselben [5]) wohl nicht ohne Interesse.

Die Reihe der griechischen Ärzte nach Angabe des alexandrinischen zur Zeit Omar's lebenden Grammatikers Johannes (يحيى) ist auch von den Arabern in folgender Reihe festgehalten worden: Äskulap I. (اسقليبيوس), Diagoras, Minos, Parmenides, Aflatun (Platon), der Arzt, Äskulap II., Hippokrates, Galenus. Auch sie machen den Hippokrates zu einem der Asklepiaden, und verfallen nur bei Nachweisung des Geschlechtsursprunges der Letztern, wie die Griechen, ins Mythische. Sie nehmen nämlich 2 Stammväter derselben an, wovon der eine vor der Sündfluth, der andere nach derselben als Gründer der Wissenschaften auftrat. Des Ersteren großer Schüler [6]) war Minos, der seinen Ruf dadurch unvergeßlich machte, daß er, den Ansichten seines Lehrers folgend, die Spekulation und Methode mit der Erfahrung in Verbindung brachte, welche letztere bis dahin einzig und allein gegolten hatte. Doch fand er keine würdigen Nachfolger, indem diese eigenes Nachdenken scheuten und den Alltagsweg der früheren Ärzte von Neuem betraten. Deßhalb fand auch Parmenides die Behandlung der Medizin in einem traurigen Zustande, da die Empiriker jeden allgemeinen Grundsatz verwarfen, und ihre durch die Erfahrung gewonnenen Kenntnisse obendrein falsch inducirten. Während er aber bei seiner Restauration alle Empirie ausschloß, verfiel er in den entgegen gesetzten Fehler dadurch, daß er rein die Spekulation an ihre Stelle setzte. Es war daher dem Hippokrates, des Heraklides Sohn (ابن ايرقلس), vorbehalten, die beiden in sich abgeschlossenen und zu Extremen führenden Wege durch tiefes Nachdenken und scharfsinnige Beobachtung zu jenem Systeme zu verbinden (وقوي صناعة القياس والتجربة قوة عجيبة), das sich in der ganzen alten Welt unter dem Namen des hippokratischen fortgepflanzt hat, und zur Zeit der Herrschaft der Araber auch unter diesen einheimisch wurde. Als Zögling des zweiten Äskulap kam er jedoch erst nach dem Tode zweier älterer Mitschüler, Magarius und Hipparchus (ماغاربس وفرخس), zu seinem großen Ansehen, daß er um seiner Wissenschaft willen zum Sprichwort ward, und die Menschen ihn fast göttlich verehrten. Doch ließen gleich den Abendländern die Syrer und Araber die oft angeregte Frage nicht unberührt, wer eigentlich dieser Hippokrates, und der wie vielte seines Geschlechtes er gewesen sei. Deßhalb kennen wir auch einen eigenen Traktat von Thabit Ben Korra über die Zahl der Hippokraten (رسالة في عدد البقراطة), dessen Titel Casiri ganz falsch verstanden hat [7]). Der so genannte große Hippokrates aber, von dem hier allein die Rede ist, lebte, wie El-Kofti in Übereinstimmung mit den Griechen und ihnen folgend berichtet, ungefähr 100 Jahre vor Alexander d. G. Als sein Wohnort wird nach einer bloßen Conjektur Hemss (Emessa) in Syrien angeführt, von wo aus er sich von Zeit zu Zeit der Studien wegen nach Damaskus begeben habe, indem dort die vielen Gärten seine botanischen Kenntnisse vermehrten. In einem derselben zeigte man einen Ort, der noch bis ins 13te Jahrh. herab den Namen des Sitzplatzes des Hippokrates (صفة بقراط) führte [8]). Seine ausgebreiteten Reisen, auf denen er viele Kranke umsonst heilte, beweisen eben so sehr seine Uneigennützigkeit und menschliche Größe, als der Bericht, daß der Perserkönig Ardeschir, der Großvater des Darius, eines Sohnes des Darius (جد دارا بن دارا) ihm 1000 Talente Gold (الف قنطار من الذهب) geboten, wenn er ihn von seiner Krankheit zu heilen verspräche, er aber aus Vaterlandsliebe diesem Feinde seiner Nation den Dienst verweigert habe. (Nach einer andern Tradition war es Behmen, der Sohn des Ardeschir, der krank ward, und des Hippokrates Landsleute ersuchte, ihm

1) Afrikanische Aussprache für Imam. 2) Reisen, teutsche übers. (Leipz. 1765.) S. 173. 3) Diese Deutung ist eine Erfindung Shaw's, eben so wie seine folgende in Parenthese eingeschlossene Bemerkung. Ibukrat, abgekürzt Bukrat, ist die arabische Umwandlung des griechischen Ἱπποκράτης, ohne daß dieser Form eine Bedeutung zum Grunde liegen soll. 4) Es ist mir gelungen, den Verfasser dieser Bibliothek, der bis in die neuesten Zeiten herab unbekannt blieb, auf das Bestimmteste zu ermitteln. Es ist der große Wesir und fruchtbare Schriftsteller Dschemal-ed-din Abu-l-hasan Ali Ben Jusuf El-Kofti (القفطي), der 646 H. (beginnt 26. April 1248 Chr.) starb. — S. meine Anmerkung zu S. 154 von Abulfeda's Annales Anteislam., herausgeg. von Fleischer. 5) Casiri Bibl. S. 235 ff. 6) d. h. der erste große Arzt nach Äskulap I.

7) l. l. S. 388 und 391. 8) Abulfar. Hist. Dynast. compend. p. 86. nennt als den Ort, wo der Garten, das Thal Nirab (نيرب).

denselben zu überschicken. Diese aber hätten sich dahin ausgesprochen, daß, ginge er fort, sie Alle mit ihm gehen würden.) Selbst bei 2 griechischen Königen, die er heilte, verweilte er aus Liebe zur Wissenschaft und Geringschätzung alles Weltglückes nur so lange, als es nöthig war. Eben so sei Neid, Stolz, Eitelkeit und Selbstbewunderung diesem Manne ganz fremd gewesen, und die besten Zeugnisse gäben hierüber die offenen schönen Geständnisse ab, die er seinen Werken als Einleitungen vorausschickte. Als größtes Verdienst aber rechnen ihm die Araber an, daß er den eingerissenen Kastengeist, nach welchem die ärztliche Wissenschaft und Kunst der Sohn allein vom Vater ererbte, vernichtete, indem er der Erste war, der Fremden, d. h. außer seinen Söhnen auch Andern, seine Erfahrungen und Kenntnisse mittheilte, und durch seine Gemeinnützigkeit aller Geheimnißkrämerei früherer Sektenschulen ein Ende machte. Über diesen Umstand, so wie über seine Furcht vor dem Untergange der Kunst sprach er sich deutlich in seiner Denkschrift an die fremden Ärzte (كتاب عهده الى الاطبّاء الغرباء) aus. — Es ist noch zu erwähnen, daß die Erzählung vom Physiognomen Philemon und den Schülern des Hippokrates, die uns Abulfaradsch[9]) überliefert hat, so wie das dadurch veranlaßte Geständniß des Letztern, aus El-Kofti entlehnt ist. Dieser berichtet ferner, daß er 95 Jahre alt geworden sei, und von diesen 16 mit Lernen, die übrigen aber mit Lehren zugebracht habe.

Es wurde oben bemerkt, daß, ehe noch die Schriften des Hippokrates unter den Persern und Arabern bekannt wurden, die Ansichten dieses Arztes und seine Methode unter jenen Völkern längst Aufnahme und Ausübung gefunden hätten. Abulfaradsch[10]) sagt ausdrücklich, der Kaiser Aurelian habe, als er seine Tochter an Sapores verheirathet, zu ihrem Dienste griechische Ärzte mitgegeben, und diese hätten die hippokratische Arzneilehre im Oriente verbreitet (وهم بثّوا الطب البقراطي بالمشرق). Hareth, der bekannte große Arzt zu Mohammeds Zeit in Tajef, verpflanzte dieselbe nach Hedschâs, und interessant ist es, zu sehen, wie die Niederlassung eben erwähnter Griechen in Dschendisabur Veranlassung der dortigen berühmten Pflanzschule der größten Mediziner unter den Abbasiden ward. Man denke an die Familie der großen Bochtischua, die eine lange Reihe von Jahren die Vorsteher des Krankenhauses dieser Stadt waren.

Die Menge der Schriften, die man in's Arabische, Syrische und Hebräische unter des Hippokrates Namen übersetzte, übertrifft bei Weitem den Katalog der griechischen Werke, die ihm mit Recht oder Unrecht beigelegt werden. Daraus geht wenigstens so viel hervor, daß so manche medizinische Schrift, die in der Zeit vom zweiten abbasidischen Khalifen El-Mansur an bis herab auf den siebenten, den großen Wissenschaftsfreund El-Mamun in's Arabische übersetzt ward, ziemlich alten Ursprungs gewesen seyn muß, da die des Griechischen wohl kundigen Übersetzer den eigentlichen Verfasser schon damals weder erwähnt fanden, noch entdecken konnten, und daher die ihnen unter des Hippokrates Namen zufloßenden Werke auch wirklich für die seinigen ansahen. Dazu kam, daß er den Arabern nicht allein als Arzt (طبيب), sondern auch als (nicht-mohammedanischer) Philosoph (فيلسوف) galt, welche beide Prädikate sie in dem Worte حكيم vereinigten. Selbst als Mathematiker (رياضي) stand er ihnen sehr hoch, und sie legten ihm daher außer andern dahin einschlagenden Werken auch einen Traktat von der Ausgleichung der Größen (كتاب الكسر والجبر) bei. Keines Weges aber glaubten die besser unterrichteten der Übersetzer, daß alle jene Schriften wirklich dem Hippokrates angehörten, und übten dahin ihre Kritik, daß sie nur zwölfen derselben Authenticität zuschrieben. Und in der That, es ist erfreulich, daß gerade seine Hauptschriften von den gewandtesten und des Griechischen und Arabischen zugleich kundigsten Männern, die noch überdieß selbst geachtete Ärzte waren, als Übersetzer und Commentatoren behandelt wurden. An ihrer Spitze steht der Nestorianer Honein Ben Isbak[11]) mit seinen Söhnen und Neffen. Einige zugleich berichtigende literär-historische Bemerkungen mögen hierüber nähere Kunde geben.

Die Aphorismen (افوريسموا) kennen die Araber in der Übertragung des Honein unter dem Titel فصول, Abschnitte, Sätze, und besitzen dieselben, 422 an der Zahl, in sieben Büchern (مقالات) zugleich mit dem Commentare des Galenus, welchen der Scheich Abu-l-Kasim Abderrahman Ben Ali, gewöhnlich Ibn Abi Sfadik (ابن ابي صادق) oder Sokrates der Zweite genannt (سقراط الثاني), aus Nisabur, wiederum erläuterte und durch Zusätze vermehrte, so daß diese Arbeit einer der reichhaltigsten und erschöpfendsten Kommentare ward. Er behauptet geradezu, daß kein Mediziner von Profession sich ausschließen dürfe, diese Elemente der medizinischen Wissenschaft (اصول الطب) auswendig zu lernen. Außerdem aber kommentirte sie Abdallah Ben Abd-el-asis Ben Musa aus Siwas (Sebâstia in Kappadokien), und vollendete seine Arbeit 716 H. = 1316 Chr.; ferner Mowaffik-ed-din Abdo-l-latif Ben Jusuf aus Bagdad, der 629 der Hidschret d. i. 1232 Chr. starb, und eine Menge Anderer, unter denen ich nur noch Schems-ed-din Mohammed Ben Abdan aus Damaskus, den Sohn des Sebudi, der 621 H. d. i. 1224 Chr. starb, und den Leibarzt des Thahir Gasi Ben Nâssir, Jusuf El-Israïli, aus Fes gebürtig, nenne. — Da aber Honein in seiner Übersetzung Mehreres de suo hinzu fügte, so liefern zwei andere, die von Costa Ben Luca, der diese Aphorismen von irgend

9) Vergl. l. l. S. 86 und 87. 10) l. l. S. 129 und 130. 11) S. diesen Art.

einem Arzte aus den Schriften des Hippokrates gesammelt glaubt, und die von Isa Ben Jahja ein getreueres Abbild des Originals.

Das Buch Prognostica (كتاب بروغنوسيطيكون) führt im Arabischen den bekannteren Titel تقدمة المعرفة oder تقدمة المعلوم d. i. Vorkenntnisse oder Vormerkmale der Wissenschaft (Praemissa scientiae), und umfaßt 3 Traktate. Der bekannteste Kommentator dieses Werkes ist Ala-ed-din Ali Abu-l-haram El-Karschi, gewöhnlich En-Nefis genannt, der 687 H. d. i. 1288 Chr. starb. Von Honein übersetzt.

Das Buch Ἐπιδημίων (ابيديميا) heißt كتاب الامراض الوافدة „das Buch der grassirenden Krankheiten," in 7 Traktaten (مقالات libri), von denen jedoch der vierte, fünfte und siebente nach Galen auch von den Mohammedanern für untergeschoben gehalten wird. Die Übersetzung ist von Isa Ben Jahja.

Von allen seinen Schriften wollte aber Hippokrates als die erste von seinen Schülern das Werkchen قاطيطرون gelesen wissen. Mannichfach hat dieses Wort die Interpreten beim Übersetzen verführt[12]). Es ist nichts als das griechische κατ' ἰατρεῖον in ein Wort — Catiterun — verwandelt. Sehr richtig sagt daher Hadschi Chalifa: ومعني قاطيطرون حانوت الطبيب „Das Wort Catiterun bedeutet die Offizin eines Arztes" (de officina medici).

Das Buch περὶ διαίτης ὀξέων ist كتاب الامراض الحادة „das Buch der acuten Krankheiten" (nicht الحارة, was nicht ὀξύς bedeutet) in 3 Abschnitten. Auch dieses Werkchen ist eines der 12 authentischen.

كتاب الاهوية والمياة والبلدان, ebenfalls eins der 12, ist das Werk περὶ ἀέρων καὶ ὑδάτων καὶ τόπων in 3 Abschnitten, deren Inhalt Hadschi Chalifa angibt, wie überhaupt zu bemerken ist, daß er einen großen Theil der arabischen Übersetzungen des Hippokrates genau einsah, als er sie verzeichnete. Die Übersetzung ist von Honein, und ein Auszug daraus von Thabit Ben Korra.

Περὶ χυμῶν ist das كتاب الاخلاط in drei Abschnitten, was Pococke und d'Herbelot nicht richtig de mistione übersetzten.

Περὶ τῶν ἐν κεφαλῇ τρωμάτων führt den doppelten Titel: كتاب شجاج الراس „von den Kopfwunden" oder, was dasselbe bedeutet: كتاب براحات الراس, in einem Abschnitte, übersetzt von Isa Ben Jahja.

Die Schrift, ὅρκος, jusjurandum, ist das كتاب الايمان, aus welchem Elichmann ein Specimen gegeben hat. Doch führt sie noch öfter die Aufschrift كتاب العهد d. i. literarisches Testament, was Hippokrates für seine Schüler und die jungen Ärzte, die ihre Praxis beginnen wollen, niederschrieb. Die Anfangsworte des Schwures, den er ihnen abverlangte, lesen wir bei Abulfaradsch[13]), dem Assemani folgte[14]).

Das Werkchen διαθήκη (دياثيقي) kennt man nur aus dem Titel der arabischen Übersetzung. Griechisch existirt es nicht, oder ist wenigstens noch unedirt.

Alle übrigen weniger bekannten Schriften, wie كتاب اوجاع النساء „de doloribus feminarum" (περὶ γυναικείων), كتاب طبيعة الناس d. i. Περὶ φύσιος ἀνθρώπου, von Honein übersetzt, كتاب البثور d. i. Περὶ ἑλκῶν, كتاب الاجنة in 3 Abschnitten, كتاب ماء الشعير „vom Gerstentrank" u. s. w. können hier nicht ausführlicher angegeben werden. Doch werde noch bemerkt, daß d'Herbelot[15]) durch seine falsche Lesart استخراج الفصول statt استخراج الغصول „de extractione cuspidum" einen ganz irrigen Begriff veranlaßt hat.

Die gedruckten Hauptstellen arabischer Schriftsteller über Hippokrates stehen *Abulfar.* Hist. Dynast. compend. p. 85 sq. und *Casiri* Bibl. Tom. I. p. 236 sq. Über einen Theil der in Europa vorhandenen arabischen Übersetzungen in MSS. finden sich in *Fabric.* Bibl. Gr. unter Hippokrates einzelne Nachrichten. Hebräische Übersetzungen, wie die der Aphorismen von Nathan Hamatâus, liegen vorzüglich in Paris und Rom. Vergl. über sie *Bartolocci* Biblioth. Rabb. Tom. I. 423. eben so Wolf in seiner Bibl. Hebr. Obige Angaben sind zum großen Theil aus den noch ungedruckten Werken des Hadschi Chalifa, Taschköprisade, El-Kofti und Andern genommen. (*Flügel.*)

3) H. Feldherr auf Sizilien, s. unter d. Art. Carthago (1ste Sect. XXI. Bd. S. 82).

4) H. des Gnosidikos Sohn, s. unter Nr. 2. S. 340.

5) H. hießen außerdem mehrere minder wichtige Griechen, von welchen einige mit dem bekannten Arzte gleiches Namens verwandt waren und seine Kunst trieben. Vergl. auch den Art. Arzneikunde (1ste Sect. VI. S. 8.). Fabricius*) hat sie alle namhaft gemacht mit Angabe des Wenigen, was über sie bekannt ist. H., des Thessalos Sohn und H., Sohn des Drako von Kos, erstrer Enkel, letztrer ein Verwandter des großen Arztes, traten nach Suidas in der Medizin als Schriftsteller auf. Jener ist vielleicht mit dem vom Rhetor Antiphon angegriffenen**) einerlei. Aus derselben Familie waren die beiden Söhne des Thymbräos, und des Prarianax Sohn, auch aus Kos und nach Suidas ebenfalls Verfasser me-

12) Vergl. z. B. *Pocock.* l. l. p. 86.

13) l. l. S. 11. 14) Biblioth. Medic. Laur. et Palat. p. 354 sqq. 15) Bibl. Or. p. 209. Pariſ. Ausg. von 1697.

*) Bibliotb. Graec. Lib. II. c. XXIII. §. II. (Vol. II. p. 509. ed. *Harl.* not. t.) **) *Jonsius* de Script. Hist. Phil. p. 324.

dizinischer Werke. Der H. aus Athen gab es mehrere, als der Vater des Telesippos, Demophontes und Perikles, dann ein athenischer Feldherr im peloponnesischen Kriege, dem Dioskorides nach Galen eine Schrift de morbis zuschreibt. Von den übrigen Männern dieses Namens sind etwa noch zu erwähnen der Vater des athenischen Tyrannen Pisistratos; dann ein Sohn des Megakles, welcher Pisistratos vertrieb; ferner ein lakedämonischer Beamter zu Chalcedon; H. des Xenodokos Sohn aus der königlichen Familie Thebens; der Tyrann H. von Gela, Vater des Euklides und Kleander, und endlich H. König von Georgien, welchen Tamerlan gefangen nahm*).

(*R.*)

HIPPOKRATES-ÄRMEL (Manica Hippocratis), ein großer, unten spitz zulaufender Filtrirsack von Leinwand, Wollenzeug oder Filz, den man in Offizinen und Liquörfabriken zum Durchseihen und Läutern von Flüssigkeiten gebraucht. Man stellt solche Durchseiher (Filtra s. Cola) entweder in einen von Holz oder Federkielen verfertigten Filtrirkorb, oder in einen gläsernen Trichter mit an der Seite eingeschobenen gläsernen Röhrchen, um das bessere Abfließen der Flüssigkeit zu befördern.

(*Fr. Thon.*)

HIPPOKRATIKER nennt man einen solchen Arzt, welcher, wie es Hippokrates aus Kos that, bei seiner ärztlichen Hilfe hauptsächlich die Erfahrung, aber nach wissenschaftlichen Grundsätzen, anerkennt und befolgt. (*R.*)

Hippokratisch - dogmatische Schule, s. Hippokrates (Nr. 2.), und Arzneikunde (1ste Sect. VI. S. 9.)

Hippokratischer Wein, s. Hippokras.

HIPPOKRATISCHES GESICHT, (facies hippocratica, s. cadaverosa, s. mortifera, Todtenfarbe), die von Hippokrates sehr treffend beschriebene Veränderung der Gesichtszüge, welche mit dem Erlöschen des vitalen Turgors eintritt und meist die dringendste Gefahr oder den heran nahenden unvermeidlichen Tod verkündet. Es charakterisirt sich diese Erscheinung durch todtenblasse, erdfarbene, blauliche oder schwärzliche Gesichtsfarbe, harte, trockene, gespannte Stirnhaut, eingezogene, mit kaltem Schweiße bedeckte Stirne, durch Hohlwerden der Augenränder, verdrehte, halb offen stehende Augenlieder, durch glanzlose, lichtscheue, verzerrte, matte, schmutzige, unwillkürlich thränende Augen, durch allmäliges Zuspitzen der blassen kalten Nase und des Kinns, durch Einfallen und Gespanntseyn der Schläfe, durch eingesunkene Wangen, so wie durch kalte, blasse, mißfarbige Lippen und Ohren, welche letztere eingezogen sind, herab hangen und einwärts gesenkte Ohrläppchen haben. Zuweilen folgt diese Veränderung des Gesichts nach Fasten, Entkräftung und starken Ausleerungen, wo sie dann in der Regel weniger gefährlich ist. Häufig ist sie mit den übrigen Zeichen des schwindenden Lebensprozesses verbunden (s. Sterben).

(*Wiegand.*)

HIPPOKRENE, Hippocrene, (*Ἱπποκρήνη, ἵππου κρήνη*), die Roßquelle, befand sich an dem Berge Helikon, einem hohen, fruchtbaren und bewaldeten Berge im westlichen Böotien. Nach der gewöhnlichen Sage war sie durch den Hufschlag des Pegasos, auf welchem Bellerophon ritt, entstanden. Nach einer andern Sage war sie, wie Aganippe, eine andere ebenfalls aus diesem Berge entspringende Quelle, durch Kadmos, als er zu Pferde die Gegend, welche er bewohnen wollte, in Augenschein nahm, entdeckt worden*). Da dieser für den Erfinder des Schriftwesens galt, so sollen die Dichter die Vorstellung verbreitet haben, daß diejenigen, welche aus der Hippokrene oder Aganippe tränken, für das Schriftwesen begeistert würden. Die Quelle war mit einem Haine umgeben und den Musen geweiht, denen überhaupt der ganze Berg Helikon heilig war. Der Weg dahin war mit Bildsäulen und Denkmälern geschmückt. Bei der Hippokrene befanden sich die in Blei eingeschriebenen *ἔργα* des Hesiodos, deren Schriftzüge aber zur Zeit des Pausanias großen Theils unleserlich geworden waren. Ob der den Musen gewidmete Tempel, der sich auf dem Helikon befand, bei der Hippokrene stand, ist ungewiß (*Strabo.* IX. pag. 409. *Pausan. IX.* 28 *sq. Solin.* 7. *Salmas.* Plin. Exc. I. p. 145. *Hygin.* Astron. II, 18). Eine andere Quelle, auch Hippokrene genannt, floß bei Trözen in Argolis. Sie war der Sage nach ebenfalls vom Hufschlag des Pegasos entstanden, als Bellerophon nach Trözen kam, um sich um Äthra, des Pittheus Tochter zu bewerben. Man holte aus dieser Quelle das Wasser zu feierlichen Reinigungen, weil Orestes, nach Ermordung seiner Mutter unter andern auch diese Quelle zu seiner Reinigung gebraucht haben sollte (*Pausan.* II, 31). (*Kanngiesser.*)

HIPPOKURA, Hippocura, nach Ptolemäus zwei Städte in der Landschaft India intra Gangem. Die eine setzt er nach Ariake (s. den Art.) unweit Bätana, welche man für Bagnagar, Golconda, Hyderabad hält; die andere lag nach Ptolem. auf der Halbinsel Larike unweit Palipatra, vielleicht nordwestl. von Byzantium. (*R.*)

HIPPOLA, wird auf der südwestlichen Küste, nordwestlich von Tänaron in Lakonien von Pausanias (III, 25. vergl. Stephanos de urb.) als eine zerstörte Stadt, von welcher er nur die wüste Stelle sah, angeführt. Sie befand sich 30 Stadien entfernt von der Stadt Kainupolis auf einer hervor ragenden Land-

*) Die bestätigenden Zeugnisse der Alten über alle diese s. bei Fabricius a. a. O.

*) Noch Andere sagen, Pegasos sei von dem Gesange der Musen und Apollon's Spiele so bezaubert worden, daß er vor Freude aufgesprungen und mit seinem Hufe den Quell aus dem Felsen geschlagen habe (*Statius* Thebaic. VI, 338.); dann wieder, es habe Poseidon verdrossen, daß sich der Helikon so glücklich preise, den Musen einen Lieblingsaufenthalt gewähren zu können, und um sich diese Ehre zuzueignen, dem Pegasos den Quell aus dem Felsen zu schlagen befohlen (*Antonin.* Lib. IX.). Endlich erzählt man auch, das Musenroß habe sich den Quell geöffnet, als es gedurstet. Dieser kleine Theil eines größern Mythos ist von Böttiger (Vasengemälde Thl. 1. Heft 1. S. 131), Hug (Mythos d. alten Völk. S. 328), Voß (Mythol. Briefe Th. 2. S. 52), Thorlacius (Prolusio de Pegasi, equi coelestis mytho graeco etc. Havniae 1819), Völcker (Mythol. d. Japet. Geschl. S. 186), F. Rückert (Dienst der Athena, S. 89. Hildburgh. 1829.) verschieden gedeutet worden. Über die Lage des Quells s. O. Müller Orchomenos, S. 47. Kruse Hellas, Thl. 2. S. 496. (*Schincke.*)

spitze. Ein Tempel der Minerva, welcher daher den Beinamen Hippolaitis führte, war allein von der Stadt noch übrig. (*Kanngiesser.*)

HIPPOLAI PROMONTORIUM wird von Herodot IV, 53., indem er den Lauf des Borysthenes (Dniepr) und des Hypanis (Bog) beschreibt, genau bezeichnet. Er bemerkt, daß diese Flüsse nahe beim Meere in einen oder denselben See oder Meerbusen, jetzt Dnieprowski Liman genannt, fallen; das zwischen den Mündungen dieser Flüsse vorstoßende Land werde die Spitze oder das Vorgebirge des Hippolaos genannt. Es ist demnach im weitesten Sinne dasjenige Stück Landes, welches zwischen Cherson und Nikolajew südlich in eine Spitze ausläuft, im engsten Sinne diese Spitze, jetzt Stanislaw, selbst. (*Kanngiesser* und *Benicken.*)

Hippolais, s. Sylvia hippolais.

HIPPOLAÏTIS, *Ἱππολαΐτις*, Name der Athene zu Hippola (s. den Art.), wo sie einen Tempel hatte *). (*Schincke.*)

Hippolaos, (*Ἱππόλεω ἄκρη*), Hippoleon, s. Hippolai promontorium.

HIPPOLAPATHUM ROTUNDIFOLIUM (*Tabernaem.* p. 822. Icon.) oder LAPATHUM ROTUNDIFOLIUM (*Clus.* hist. II. pag. 69.), wird auch der Alpenampfer, Alpengrindwurz (Rumex alpinus) genannt, eine zweijährige Pflanze aus der VI. Linn. Klasse, deren große, dicke, holzige, der Rhabarber ähnliche, Wurzel sonst offizinell war, s. Rumex und Mönchsrhabarber. (*Fr. Thon.*)

Hippoleon, s. Hippolai promontorium.

Hippolithen, s. den Art. Concremente (animalische). in 1ster Sect. XIX. S. 16.

Hippolithus a Lapide, s. unt. d. Art. Chemnitz (Bogisl. Phil.) in 1ster Sect. XVI, 271.

HIPPOLOCHE, eine Tochter des Herakles †).

HIPPOLOCHOS, 1) Bruder des Peisandros, und Sohn des viel geltenden Antimachos, welcher gegen die Auslieferung Helena's war, mußte den Frevel des Vaters büßen. Denn mit dem Bruder auf einem Streitwagen stehend und die Rosse tummelnd, wurde er wie dieser von Agamemnon angefallen, des Vaters verderblichen Rath an ihnen zu rächen. Sie fleheten vergeblich um Schonung; schnell traf der Speer die Brust des Peisandros, daß er vom Wagen stürzte; Hippolochos sprang zwar von dem Wagen, aber Agamemnon hieb ihm die Hände und das Haupt ab ††). 2) ein Sohn des Bellerophontes und der Philonoë, welcher seinen Sohn Glaukos dem Priamos nach Troja zu Hilfe sandte †††). (*Schincke.*)

Hippolyt, s. Hippolytos.

HIPPOLYTE, (*Ἱππολύτη*), 1) Gemahlinn des Akastos [1]), stammte aus dem Hause Kretheus [2]), und soll auch Hippolyte Kretheïs genannt worden seyn [3]), aber auch Astydameia geheißen haben [4]). Als Peleus auf der kalydonischen Eberjagd seinen Schwiegervater Eurytion, König von Phthia [5]), oder nach Andern den Aktor, Akastos Sohn, aus Versehen getödtet [6]), und sich zu Akastos begeben, um sich sühnen zu lassen, empfand Hippolyte Liebe zu ihm. und verleumdete ihn, da er sie nicht erwiederte, bei Akastos ihrem Manne, als habe er sich ihr mit Gewalt nähern wollen, worauf ihn dieser bei einer Jagd auf dem Pelion hilflos liegen ließ [7]). Sie mußte schwer dafür büßen; denn Peleus überfiel die Residenz Iolkos, sie wurde in Stücken zerhauen und ihr Gatte mußte fliehen [8]). Vergl. den Art. Peleus.

2) eine Amazonenköniginn, Tochter des Ares und der Otrera [9]), welche in den Heraklesmythos verflochten wurde (vgl. den Art. Herakles, 2te Sect. VI. S. 20.), wegen des von Eurystheus Tochter Admete gewünschten Gürtels derselben [10]). Nach Pausanias [11]) fiel sie in Attika's Gebiet, um die gefangene Antiope zu befreien, wurde aber von Theseus geschlagen und flüchtete mit Wenigen nach Megara. Ohne Hoffnung, je in ihre Heimath zurück zu kehren, starb sie vor Gram und man errichtete ihr ein Denkmal in der Form eines Amazonenschildes, nämlich eines halben Mondes [12]). Die Erklärung dieses Mythos findet man 1ste Sect. III. S. 319. Alkamenes malte den Herakles-Kampf am hintern Giebel des Zeustempels zu Elis [13]), und Aristokles stellte die Gruppe, wie Herakles einer reitenden Amazone den Gürtel entreißen will, in dem Haine um den Zeustempel zu Olympia auf [14]). Wie er den Gürtel raubt, zeigt ein Denkmal in der Villa Pinciana und ein Marmor im Kapitol [15]). Den Kampf des Theseus und der Amazonen sieht man in der Hamilton'schen Sammlung bei Tischbein [16]) in einem andern Moment [17]), im dritten auf einem Sarkophag des Capitol. Mus. [18]) und wie Theseus Antiope tödtet, bei Millin [19]). (*Schincke.*)

HIPPOLYTE, *Leach* (Crustacea), eine aus Latreille's Gattung Alpheus gesonderte Krebsgattung, nach dieses Naturforschers Anordnung (*Cuvier* règne animal, éd. 2. IV. p. 96) unter die Decapodes macroures salicoques zwischen Alpheus und Autonoea, von Desmarest (Considérations générales sur la classe des

---

*) *Pausan.* III, 25, 6.

†) *Natal. Com.* VII, 1. ††) *Homer.* Il. XI, 122—147. †††) Il. VI, 206.

1) *Pindar.* Nem. IV, 92. 2) *Pindar.* Nem. V, 26. 3) Schol. *Pindar.* Nem. V, 26. Schol. *Apollon. Rhod.* 224. 4) Schol. *Aristoph.* Nub. 1059. führt beide Namen an. *Heyne* ad *Apollodor.* III, 13, 3. 5) *Apollodor.* III, 13, 2. 6) Schol. *Lycophr.* 175. 901. 7) *Apollodor.* III, 13, 3. 8) *Apollodor.* III, 13, 7 sqq. 9) *Ὀτρηρή. Hygin.* Fab. 30. p. 87. ed. *van Stavern* schreibt Oetrira, dagegen Fab. 112. p. 265. Otrera. *Justin.* II, 9. Orithya. Hippolyte war die Tochter der Penthesilea. *Servius* ad *Virgil.* Aen. I, 491. 10) Dieser Gürtel war nicht der gewöhnliche, *zona*, denn er wird nicht unter der Brust getragen, sondern um die Lenden befestigt; es ist ein kriegerischer (*Virgil.* Aen. XII, 490. V, 311). Er war von Leder mit metallenen, vielleicht goldenen Buckeln versehen, auratus religans ilia balteus. *Senec.* Herc. fur. 542. 11) I, 41, 7. 12) *Servius* ad *Virgil.* Aen. I, 490. Tom. I. p. 84. ed. *Lion.* 13) *Pausan.* V, 11. 14) *Pausan.* V, 25. 15) Mus. Pio-Clement. Tom. II. A. No. 7. 16) Taf. 8. bei Hancarville. *Hamilton.* Tom. II. 65. 17) Daselbst. 18) *Foggini* mus. Capit. Tom. IV. pag. 108. Taf. XXIII. 19) Guattani Monument. ined. 1785. p. 87; s. über diese und andere Darstellungen Böttiger Vasengemälde. Bd. 1. Heft 3. S. 168. Gruber's Wörterbuch z. Bch. der Ästhetik. 1r Th. S. 191 ff.

Crustacés p. 221) aber zwischen Pandalus und Alpheus gestellt.

Die obern oder mittlern Fühler sind die kürzesten, gespalten und stehen auf einem Stiel von 3 Gliedern, deren erstes und größtes an der Augenseite ausgerandet und mit einer unter den Augen vorragenden Platte versehen ist. Die äußern oder untern Fühler sind länger als der Körper, borstenförmig, an der Wurzel mit einer verlängerten, gegen die Spitze hin, nach außen einzähnigen Schuppe versehen. Die beiden ersten Fußpare sind zweifingerig, die andern enden in eine einfache, am untern Rande sehr stachelige Klaue; das vordere Fußpar ist das kürzeste und dickste, das zweite das längste und schwächste, das dritte, vierte und fünfte steht hinsichtlich der Länge zwischen den beiden ersten, von vorn nach hinten an Größe abnehmend. Das vorletzte Glied der äußern Kiefernfüße ist viel kürzer, als das letzte, welches stachlig ist. Das Brustschild ist kurz und breit und endigt vorn in einen ziemlich kurzen, sehr zusammengedrückten und hohen, aber an der Spitze nicht in die Höhe gebogenen, an den Rändern mehr oder wenig sägezähnigen Schnabel. Der Hinterleib ist gegen den dritten Ring eingebogen, die Schwimmblättchen des Schwanzes sind lang, besonders das mittlere, welches gegen die Spitze mit kleinen Stacheln versehen ist.

Man kann die Arten dieser Gattung in zwei Abtheilungen bringen. In der ersten stehen alle diejenigen, bei welchen das letzte Glied der äußern Kiefernfüße an der Spitze schräg abgestutzt, die Wurzel der mittlern Fühler mit einem Stachel versehen und das mittlere Schwimmblättchen des Schwanzes auf jeder Seite mit 2 Dornen besetzt ist.

Es gehört hierher unter andern H. Prideuxiana, *Leach* (Malacostraca britannica t. 38. f. 1. 3. 4. 5.). Der Schnabel ist gerade, einfach, mit einem einzigen Zahn nahe unter der Spitze. Die Länge beträgt 6 Linien. Diese Art findet sich an den Küsten von Devonshire in England.

In der zweiten Abtheilung stehen diejenigen, bei welchen das letzte Glied der äußern Kiefernfüße in einen Haarbüschel ausläuft, die Wurzel der mittlern Fühler mit einem stachligen Blättchen, das mittlere Schwimmblättchen des Schwanzes an jeder Seite mit 4 kleinen Stacheln versehen ist.

Als Typus mag betrachtet werden: H. Cranchii, *Leach* (Malac. t. 38. f. 17—21.); 10 Linien lang, der Schnabel vorragend schwach gebogen, an der Wurzel oben mit 3 Zähnchen am Ende mit 2 Spitzen, von welchen die obere die stärkste ist. Ebenfalls an den englándischen Küsten. (*D. Thon.*)

HIPPOLYTE (St.), Name von 3 Städten in Frankreich, 1) H. auch St. Bilt genannt, an der Westgränze des Dept. du Haut-Rhin, im Thale der Leber am Ekenbache, mit 2000 E., einem schlechten Hospitale und bedeutenden Steinkohlengruben. 2) Stadt am Zusammenflusse der Dessoubre in den Doubs, im Dept. du Doubs, mit 1000 Einw. und starken Gärbereien. 3) Stadt an der Vidourle im Dept. du Gard, am Fuße des Sevennengebirges, mit 6000 E., Gärbereien, Woll-, Baumwoll- und Seidenwebereien, Strumpfwirkereien, Seidenbau. Handelsgericht. (*Benicken.*)

HIPPOLYTE-ROCKS, Bergkette auf der Ostküste von Vandiemensinsel vor der Bucht Dolomieu. (*Benicken.*)

Hippolyteia, Beiname der Aphrodite (Venus), s. den Art. Kypris.

Hippolyteion, s. den Art. Hippolyteum u. Athen im Art. Attika (1ste Sect. VI. S. 239).

HIPPOLYTEUM, Hippolyti monumentum (*ἀνάθημα*), das Denkmal des Hippolytos befand sich in Athen, wenn man von dem Tempel des Äskulap zu der Akropolis gehen wollte, auf dem Wege dahin vor dem Tempel der Themis (*Pausan.* I, 22.). Das Grab (*τάφος*) des Hippolytos befand sich aber zu Trözen und hier war ihm auch ein ausgezeichneter heiliger Platz (*τέμενος*) gewidmet. Auf demselben stand ein ihm geheiligter Tempel und seine alte Bildsäule. Diomedes sollte der Sage nach den Tempel gebaut und zuerst ihm geopfert haben. Der bei diesem Tempel angestellte Priester blieb es lebenslänglich und jährliche Opfer waren angeordnet. Die Jungfrauen brachten vor ihrer Hochzeit eine Locke von ihrem Haare zum Geschenk in den Tempel (*Pausan.* II, 32.). (*Kanngiesser.*)

Hippolyti monumentum, s. den vorherg. Art.

HIPPOLYTO (Hieronymus de), Dominikaner aus Monopoli im Neapolitanischen (daher gewöhnlich Monopolitanus genannt), war zu seiner Zeit nicht nur als Prediger, sondern auch als öffentlicher Lehrer der Philosophie und Theologie zu Neapel und Padua berühmt, und starb 1528 zu Viterbo als ernannter Erzbischof von Tarent. Provinzial in Sizilien war er seit 1516. Geschrieben hat er: Commentaria et quaestiones in libros metaphysicorum. Super symbolum Athanasii; gegen Zwingli u. s. w. *). (*Baur.*)

HIPPOLYTOS (*Ἱππόλυτος*).

A) Mythische Personen.

1) Sohn des Ropalos und Enkel des Phástos [1]), König von Sikyon, wurde nach dem Tode seines Vorfahr Zeusippos von Agamemnon mit Krieg überzogen und den Mykenern tributpflichtig. 2) ein Gigant, steht in der Gigantomachie (furchtbaren Naturerscheinungen, Elementenkämpfen) dem Hermes gegenüber, welcher ihn mit Aides unsichtbar machendem Helme [2]) tödtete. 3) ein Sohn des Ägyptos und der Arabia, welcher mit Rhode vermählt war [3]). 4) der Vater des Deiphobos, König von Amyklä, welcher Herakles, den Peleus aus Freundschaft mit Eurytos wegen des an Iphitos begangenen Mordes nicht reinigen wollte, sühnte [4]). 5) Sohn des Theseus, mit Antiope gezeugt [5]), oder auch mit Hippo-

*) *Toppi* biblioth. napolet. *Ughelli* Italia sacr. *Echard* scriptor. ord. Dominican.

1) *Pausan.* II, 6, 4. und dazu *Siebelis* Vol. I. pag. 179. 2) *Ἀΐδου κυνέη Apollodor.* I, 6, 2, 5. und dazu *Heyne* pag. 32. Orci galea, quam qui impositam haberet, cerni nequibat. 3) *Apollodor.* II, 1, 4. 4) *Apollodor.* II, 6, 2. 4. 5) *Servius* ad Aen. XI, 661. *Tzetzes* ad *Lycophr.* 1382.

lyte [6]), wurde nach dem frühen Tode seiner Mutter seinem Großvater, Pitheus, König von Trözene, zur Erziehung gegeben [7]). Bald darauf heirathete Theseus des Königs Minos II. Tochter, Phädra [8]), Ariadne's Schwester, die ihren Stiefsohn an einem Feste zu Eleusis, zu welchem ihn sein Vater eingeladen hatte, sah und heiße Liebe für ihn fühlte [9]). Diese artete in die höchste Leidenschaft aus, die alles sittliche Gefühl verläugnet, und sie ließ auf der Akropolis in Athen einen Tempel der sehnsuchtsvoll nachblickenden Liebe, Ἀφροδίτης Κατασχοπίας [10]) erbauen, um nach der Gegend, wo Trözene lag, weit hinschauen zu können [11]); ja, sie vergaß sich so weit, daß sie ihn, als sie einst mit Theseus nach Trözene kam, zur Befriedigung ihrer Wünsche überreden wollte [12]). Verächtlich wies Hippolytos ihre Zumuthungen zurück. Sie sann auf Rache, verleumdete ihn wegen schändlicher Anträge bei seinem Vater (mündlich oder schriftlich) [13]) und erhing oder entleibte sich mit dem Schwert [14]). Theseus, nicht ahnend die strafbare Untreue seiner Gemahlinn, beschied den Sohn nach Athen, welches dieser nach der einen Sage sahe und furchtbare Flüche aus dem Munde seines Vaters vernahm, nach einer andern aber nicht einmal erreichte, sondern von seinen Pferden geschleift wurde, welche durch ein auf Bitten seines Vaters von Poseidon dem Meere entsandtes Meerungeheuer scheu geworden waren. Anders gestaltete sich dieser Mythos in Trözene. Die Bewohner Trözene's ehrten ihn als Nationalhelden und errichteten ihm neben Phädra's Grab ein Denkmal und einen Tempel, weil sie nicht glaubten, daß er von scheuen Pferden geschleift worden sei. Sein Bild wie seine Priester wurden hoch geehrt, ein jährliches Fest ihm gefeiert und auf sein Grab legten Bräute vor der Hochzeit ihr abgeschnittenes Haar [15]). Als das Sternbild des Fuhrmanns sei er am Himmel versetzt [16]), sagten Einige, Andere, Äsklepios habe ihn, ehe er gestorben, ins Leben wieder gerufen [17]). Dieser Lokalmythos ging in den italischen über, nach welchem Artemis, die keusche, dem todten Hippolytos das Leben wieder gegeben und seine Verehrung der Nymphe Egeria im Haine bei Aricia empfohlen haben soll [18]). Nahe bei Aricia unter dem albanischen Berge hatte Artemis einen Hain, in welchem sie nach skythischer Weise verehrt wurde. Hier genoß auch ein italischer Held, Virbius (bis vir), Verehrung. Man fand dieses Helden Geschichte der des Hippolytos ähnlich und Spätere vergaßen Virbius und setzten an seinen Platz Hippolytos [19]). Noch Andere erzählen, Hippolytos habe als Freund und Verehrer der Artemis mit ihrer Dienerinn Aricia den Virbius gezeugt und dieser habe nun ein neues Leben (bis vir) begonnen. Nach Creuzer [20]) soll Virbius Hippolytos selbst seyn, ein Bild der Unsterblichkeit, der Gegenstand eines neuen Dienstes. Unter den herkulanischen Gemälden [21]) will man auf einem die Scene gefunden haben, wo Hippolytos sich gegen Phädra's Wünsche erklärt. Ein mit Verachtung auf ein vor ihm stehendes Frauenzimmer blickender Jüngling soll Hippolytos und Phädra darstellen und die an der Seite stehende Jungfrau ihre Dienerinn.

(*Schincke.*)

B) Geistliche und Schriftsteller.

1) H., ein Zeitgenosse des Jul. Africanus, ist wenig bekannt; Zuverlässiges von seinem Leben und seinen Schriften (von den letzten Einiges ausgenommen) ist uns nicht übrig. Eusebius und Hieronymus nennen ihn schlechthin einen Bischof, ohne den Ort seines Wirkens anzugeben. Von späteren Schriftstellern wird er Metropolit der Araber genannt. Man hat namentlich Aden annehmen wollen, wohin oft römische Kaufleute kamen. Mehr hat die Meinung für sich, die ihn zu einem Bischofe der Hafenstadt Roms, Ostia, macht. Ferner wird er für einen Schüler des Irenäus ausgegeben. Er soll gegen 225 geblüht und darauf unter einer Christenverfolgung den Martyrertod erlitten haben. Auf alle Fälle gibt es mehrere dieses Namens, die nicht selten mit einander vermengt werden. Ziemlich allgemein wird er als sehr gelehrt und beredt bezeichnet. Vorzüglich wird er der Erfinder des Ostercyclus genannt (Canon paschalis). Eine 1551 in Roms Nähe ausgegrabene Statüe, die im Vatikan aufbewahrt wird, enthält an den Seiten des Stuhls den Osterzirkel und ein Verzeichniß seiner Schriften: „Von den Wundergaben. — Von der apostolischen Lehre. — Vom Guten und dem Ursprunge des Bösen. — Wider die Heiden, besonders gegen Platon; auch „vom Ganzen" betitelt. — Gesänge über die ganze heilige Schrift — und eine Chronik." Nach dem Ostercyclus wurden Chroniken bearbeitet, chronica paschalia und epistolae paschales genannt. Seinen Osterzirkel, welchem eine Geschichte bis auf den Kaiser Alexander beigefügt ist, kennen wir am genauesten. Das Buch vom Antichrist ist zweifelhaft und seiner nicht würdig. Joh. Albrecht Fabricius hat dessen angebliche Werke 1716 und 1718 zu Hamburg bekannt gemacht *).

Dieser in der Folge heilig gesprochene Martyrer war unter Anderm auch zum Schutzheiligen der Stadt Mexiko erwählt worden. Um das J. 1585 fühlte sich

---

6) Schol. *Aristoph.* Ran. 873. *Muncker* ad *Hygin.* Fab. XLVII. 7) *Pausan.* I, 22. 8) *Hygin.* Fab. 47. pag. 111. ed. *van Stavern.* 9) *Diodor.* IV, 64. 10) Auf eine gewisse Stellung des Beischlafes bezieht sich das Beiwort nach Schwenck Andeut. S. 242. 11) *Pausan.* II, 32, 2. 12) *Diodor.* IV, 64. 13) *Hygin.* fab. 47. tabellos scriptos ad virum suum misit. 14) *Senec.* Hippolyt. 891. *Virgil.* Aen. VI, 445. und *Servius.* 15) *Pausan.* II, 32, 1. 2. 3. 9. 16) *Ovid.* Fast. VI, 735. *Hygin.* Fab. 47. und *Muncker* dazu, p. 112. ed. *van Stavern.* 17) *Servius* ad Aen. VI, 898. *Eratosthenes* Katast. 6. *Apollodor.* III, 10, 3. und *Heyne* Obs. p. 278. 18) *Ovid.* Metam. XV, 532. *Meziriac* zu *Ovid.* Fast. I, 383. 19) *Heyne* Excurs. VIII. ad Aen. VII. *Ovid.* Fast. III, 265 und dazu *Gierig* p. 139.

20) Symbolik. Thl. 2. S. 147. 21) Pitture Ercolan. Tom. III. tav. 15.

*) Lardner von der Glaubwürdigkeit der evangel. Geschichte. 2r Th. des 2ten Buches. S. 69 ꝛc. Histoire litéraire de France. t. I. p. 361 (Paris 1733) und Semlers Gesch. der christlichen Glaubenslehre. 1r Bd. S. 212 ꝛc. sind zu vergleichen. Schröckh Kirchengesch. 4r Bd. S. 153—60.

ein frommer Einwohner dieser mit Spaniern besetzten Stadt, Bernardin Alvarez, lebendig erregt, eine christliche Gesellschaft zur Verpflegung der Kranken zu errichten. Er bauete in einiger Entfernung von den Stadtmauern mit Zustimmung des Erzbischofs ein Hospital und weihete es dem heiligen Hippolyt zur Erinnerung an den 13. August (1521), wo die Stadt in die Gewalt der Christen durch die Tapferkeit des Kortez gekommen war, als am Tage des heil. Hippolyt. Bernardin Alvarez verfaßte nun für seine neuen Hospitaliter Statuten und schickte sie nach Rom an Gregor XIII. zur Bestätigung. Ehe die schriftliche Erklärung des heil. Vaters aufgesetzt worden war, übereilte den Papst der Tod und Sixtus V. ließ erst die bestätigende Bulle ausgehen. Bald darauf wurden noch 2 andere Hospitale der Art in Mexiko selbst erbaut, das eine „zum heiligen Geiste," das andere „das königliche" genannt, weil es der spanische Hof auf seine Kosten hatte errichten lassen. Auch in Puebles de los Angelos entstand ein solches Hospital. Diese verbanden sich nun zu einer Congregation, die sich nach dem ersten „Brüder der christlichen Liebe von St. Hippolytus" nannten, welchem Hospitale sie sich sämmtlich unterwarfen. Clemens VIII. gab dieser thätigen Verbrüderung durch ein Breve vom 2. April 1594 alle die Freiheiten, deren sich die Brüder der christlichen Liebe des heiligen Johannes erfreueten. Unsere neuen Brüder des heil. Hippolytus legten aber nur die beiden Gelübde der christlichen Liebe und der Armuth ab. Demnach konnte jeder Einzelne nach Gutdünken die Congregation wieder verlassen. Der General des Ordens, Major genannt, sendete deßhalb eine Bittschrift an Clemens VIII., dieses willkürliche Austreten zu verhindern. Der Papst glaubte genug gethan zu haben, wenn er in seinem Breve vom 1. Nov. 1594 die Sache dahin abänderte, daß er die christlichen Brüder des heil. H. zu den Gelübden einer beständigen Gastfreiheit und eines beständigen Gehorsams verpflichten ließ. Daraus gingen aber neue Unordnungen hervor. Nicht Wenige fanden sich bald genug, die das Gelübde der Keuschheit verletzten, weil sie sich dazu nicht für verpflichtet hielten. Eben so stand es auch mit dem Gelübde der Armuth, dem sie sich gleichfalls nicht unterworfen glaubten. Selbst den freien Austritt aus der Brüderschaft erlaubten sich Einige, weil sie sich nicht für eigentliche Mönche erklärten. Dadurch sah sich der Generalprokurator des Ordens, Joh. Cabrera, genöthigt, 1700 den Papst Innocenz XII. um Änderung des Wahlrechts zu bitten. Bisher hatten nämlich 20 der ältesten Brüder das Recht gehabt, ihren General zu ernennen. Waren nun zufällig die ältesten Brüder nicht auch zugleich die verständigsten, so mußten Mißgriffe entstehen. Wirklich waren aus Unerfahrenheit des Wahlcollegiums einige Male untüchtige Männer ernannt worden, die weder Geist noch Kraft hatten, die etwas unsichere Congregation in guter Ordnung zu erhalten. Cabrera's Bitte ging also dahin, daß statt der 20 Ältesten künftig 20 der Tüchtigsten das Wahlrecht erhalten möchten. Dazu fügte er noch den Wunsch, es möchte ihnen um besserer Ordnung willen die Regel des heil. Augustin verwilligt werden. Am 20. Mai 1700 erschien die Bulle. Nach derselben sollte die alte Wahlordnung beibehalten, die Brüder aber von nun an zum Gelübde der Keuschheit, der Armuth, des Gehorsams und der Gastfreundlichkeit verpflichtet werden. Auf Erlaubniß der Congregation legte nun zwar Joh. Cabrera zuerst das förmliche Gelübde ab, scheint aber mit der Beibehaltung des alten Wahlrechts unzufrieden gewesen zu seyn, was seine mannichfachen Versuche beweisen, von hier fort zu gehen und sich einen auswärtigen Wirkungskreis zu schaffen. Zum Besten der Congregation ertheilte Clemens XI. ihnen 1701 alle Vorrechte der Bettelorden und der Congregation der geistlichen Diener der Schwachen. Die Form ihrer Kleidung ist wie die Kleiderform der Brüder der christlichen Liebe des heil. Johannes von Gott, nur durch die Farbe unterschieden, die, nach Helyot, zimmetähnlich ist. (*G. W. Fink.*)

2) H. von Theben, aus dem 11ten Jahrh., hat ein Chronikon von Christus Geburt bis auf seine Zeit abgefaßt, daher er auch ὁ χρονογράφος genannt wird. Ungeachtet er Eusebius, Georgius Syncellus und Andere benutzt hatte, so wichen doch seine chronologischen Angaben bisweilen von denen seiner Vorgänger ab [1]). Es sind noch Bruchstücke seines Chronikons vorhanden, welche zuerst lateinisch von Sambucus im libellus de ortu et cognatione Virginis chariae Patav. 1556 griech. und lat. von H. Canisius in Antiq. Lect. Tom. III. p. 40. Ingolst. 1603 erschienen. Auch wird ein Werk über die 12 Apostel unter seinem Namen aufgeführt [2]). (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

3) Ist H. ein Presbyter zu Antiochia, Anhänger des Novatian, jedoch späterhin seine Ansichten aufgebend, starb als Martyr unter Decius; sein Andenken wird am 30. Januar gefeiert. Mit ihm wird oft verwechselt der Bischof H. zu Edessa, welcher unter Theodosios dem jüngern thätig war. Die katholische Kirche verehrt noch mehrere heilige Blutzeugen und Mönche unter diesem Namen, welche aber sich nicht anderweit ausgezeichnet haben *). (*A. G. Hoffmann.*)

Hippolytus a Collibus, s. Colli.

Hippolytus a Lapide, s. Chemnitz (Bogislaw Phil.), in 1ster Sect. XVI. S. 271.

Hippolytus a Treispach, s. Knipschild (Philipp).

Hippolytus de Marsiliis, Marsilius, s. Marsilius.

Hippolytus d'Este, s. Este.

Hippolytus de Medicis, s. Medici.

Hippolytus de Ossau, s. Ossau (Pellicer de).

Hippolytus de Vrye, s. Vrye (de).

Hippolytus Marsilius, s. Marsilius.

---

1) *Glycas* Annal. pars III. p. 176. ed. Venet. *Codinus* de Origin. Const. S. 71. p. 27. ed. Venet. und in Anonymi Collect. de Antiquitatibus ed. *Gretseri* in demselben Bande. p. 67. 2) S. *Fabricii* Bibl. Graec. Vol. V. p. 212. ed. pr.

*) *Fabric.* Bibl. Graec. V, 1. §. 25.

Hippolytus Olicius, s. Olicius.
Hippolytus Salviani, s. Salviani.
Hippolytus von Este, s. Este.
Hippolytus von Medici, s. Medici.
Hippolytusorden, s. Hippolytus.

HIPPOMACHOS (*Ἱππόμαχος*), ein Sohn des Antimachos, kämpfte vor Ilion und wurde von Leonteus in den Verschanzungen der Griechen niedergemacht *). (*Schincke.*)

HIPPOMACHUS, ein alter griechischer Flötist, soll einen seiner Schüler, als ihn das Volk pries, obgleich er wider die Kunst tüchtige Verstöße begangen hatte, mit Schlägen zum Aufhören genöthigt und gesagt haben: Es ist der größte Beweis der Ungeschicklichkeit, wenn man von der unwissenden Menge gelobt wird. Vielleicht hat Gellert diese Anekdote zu seiner Fabel vom Maler benutzt, der seinen Kriegsgott ausstreicht, weil ein Geck ihn lobt †). (*G. W. Fink.*)

HIPPOMANE *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Trikokken und der zweiten Ordnung der 21sten Linné'schen Klasse (nach *Spr.* Syst. — nach *W.* Sp. pl. aus der 8ten Ordnung, Monadelphia, derselben Klasse). Ihr Charakter ist folgender: die männliche Blume besteht aus einem zweigespaltenen Kelch, und einem Staubfaden mit zwei angewachsenen Antheren; die weibliche aus einem dreigetheilten Kelch, mehreren strahlenförmigen Narben, und einem Fruchtknoten, der sich zu einer fleischigen Frucht mit mehreren zusammen gewachsenen Körnern ausbildet. 1) H. Mancinella *L.* Sp. pl., mit eiförmigen, zugespitzten, feingesägten Blättern, und rundlichen, ährenförmigen, männlichen Blühtenkätzchen. Dieser Baum (Mancenillebaum), welcher auf den westindischen Inseln einheimisch ist, enthält in allen seinen Theilen einen weißen äußerst ätzenden Saft; das Holz ist äußerst dauerhaft, und nimmt gute Politur an. Abgeb. in *Jacqu.* amer. t. 150. 2) H. spinosa *L.* Sp. pl., mit eiförmigen, buchtig-dornigen Blättern, und lanzettförmigen, zugespitzten, ährenförmigen männlichen Blühtenkätzchen. Diese, auch in Westindien wachsende Art hat Willdenow (Sp. pl.) unter dem Namen Sapium ilicifolium aufgeführt, welches er indeß mit Valentinia ilicifolia *Sw.* Fl. ind. occ. verwechselt; sie ist abgebildet in *Plum.* Ic. 171. f. 1. — S. *Spr.* Syst. III, 805. (*Sprengel.*)

HIPPOMANE MANCINELLA *L.*, ein exotischer Baum, aus der Familie der Tithymaloideen, dessen Saft, Früchte (Manschinelläpfel) und übrigen Theile, vermöge eines eigenthümlichen scharfen Giftstoffs, den Ricord in den Äpfeln ꝛc. fand, und Mancillanin nannte, auf Menschen und Thiere tödlich wirken. Es erfolgen auf den Genuß der Früchte ꝛc. vorzüglich heftiges Erbrechen, vermehrter Harnfluß, Auftreibung des Leibes ꝛc. Aber die Ausdünstung des Baumes soll nicht giftig seyn. Der Saft, womit die Indianer ihre Pfeile vergiften, verbreitet, nach Orfila und Ollivier, einen Geruch, wie ein Gemenge von Wermuth und Tanacetum, schmeckt erst fade, dann scharf, und erregt ein brennendes, zusammen ziehendes Gefühl hinten im Gaumen. Auf die Haut eingerieben bewirkt er einen pustulösen Ausschlag; 1½ Drachmen davon, ins Zellgewebe eines Hundes gebracht, tödtet das Thier nach 24 Stunden, wobei das Zellgewebe entzündet, zerreiblich, und das Herz nebst den großen Gefäßen von Blut strotzend gefunden wird. Eine Drachme in den Magen gebracht bewirkt Erbrechen, starke Blutausleerungen, Sinken der Kräfte, und nach 12 Stunden den Tod; Magen und Därme zeigen sich stark entzündet. In die Jugularvene eingespritzt tödtet der Saft binnen 2 Minuten, und das Herz ist von coagulirtem Blute überfüllt *). Die Nhandiroba (Fevillea cordifolia) dient zum Gegengift **). (*Th. Schreger.*)

HIPPOMANEN (chem.), nennt man die normale weiße, sonst dunkel olivenfarbige, harnartig riechende, weiche und klebrige Schleimsubstanz, welche in der Allantoisflüssigkeit der Stute und Kuh, vorzüglich in den letzten Monaten ihres Trächtiggehens schwimmt, oder auch an der Allantoishaut anhängt. Sie enthält, nach Lassaigne (in Meckel's Arch. für die Physiol. V. S. 243), außer Schleim, wenigem Eiweiß und salzsaur. Natron, auch oxalsauren Kalk, den man früher nur bisweilen in den Harnsteinen der Menschen und einiger Thiere, nie aber in normalen thierischen Stoffen gefunden hatte (vergl. Trommsdorff's n. Journ. d. Pharm. IV, 1.). (*Th. Schreger.*)

Hippomanes, s. d. vorherg. Art. Hippomanen.

HIPPOMANUCODIATA (Aves), älterer Name des Paradiesvogels, s. Paradisea. (*D. Thon.*)

Hippomarathrum, s. Seseli.

HIPPOMEDON (*Ἱππομέδων*), Sohn des Aristomachos und der Schwester des Adrastos [1]), bei Sophokles aber [2]) ein Sohn des Talaos, und bei Hygin [3]) des Nesimachos und der Mythidike, einer Tochter des Talaos von Argos, zog als Held mit Sechs gegen Theben [4]), besetzte das Thor der Athene Onka und blieb im Gefechte am Ismenos, getödtet von Ismaros [5]). (*Schincke.*)

HIPPOMEDUSA (*Ἱπποµέδουσα*), eine Danaide, die ihren Verlobten (Alkmenor) tödtete, wie alle Schwestern *) den ihrigen. (*Schincke.*)

HIPPOMENES, 1) Vater des Megareus (s. den Art.), aus Onchestos in Böotien. (*R.*) 2) Ein Sohn des Megareus und der Merope [1]), liebte Schöneus

*) *Hom.* Il. XII, 188.

†) Vergl. *Aelian.* de varia hist. und *Heyerlinck* magnum theatrum vitae humanae etc. unter dem Hauptart. musica.

*) s. Archiv. général. 1826. 3. teutsch i. J. Fr. Hecker's liter. Ann. der ges. Heilkunde ꝛc. III. 1827. Sept. Nr. 8. **) s. Rud. Brandes Archiv des Apothek. Ver. i. nördl. Teutschl. XXIV, 2. XXV, 3.

1) *Pausan.* X, 10. 2) Oedip. Col. 1383. 3) Fab. 120. pl 122. Not. 6. et *van Staveren.* 4) Septem contra Thebas. 5) *Apollodor.* III, 6, 3. 6. 7. und dazu *Heyne* p. 246.

*) *Apollodor.* II, 4, 5.

1) *Heyne* ad *Apollodor.* III, 9, 2. Observ. p. 270.

Tochter, Atalante, eine Jungfrau von ungemeiner Schönheit [2]), zu deren Besitz er auch gelangte. Das Nähere s. unt. d. Art. Atalanta. (*Schincke.*) 3) Athenischer Archon im 3ten Jahre der 14ten Olympiade, wurde seiner Würde entsetzt, weil er seine von einem Jünglinge geschwängerte Tochter eingesperrt und an ein Pferd gebunden dem Hunger Preis gegeben hatte, bis endlich das Pferd, dem sein Futter ebenfalls vorenthalten worden, sie lebendig verzehrte [*]). (*R.*)

HIPPOMYRMEX (Insecta), bei Aristoteles eine große Art Ameisen, welche sich nicht genauer bestimmen läßt. (*D. Thon.*)

HIPPON oder HIPPO, wird häufig von den Spätern als pythagoreischer Philosoph angeführt [1]); der gewöhnlichen Angabe nach aus Rhegium; und von unbestimmter Zeit. Was jedoch seine Lehre anlangt, so schließt sie sich näher der ionischen Schule an. Er soll nämlich nach dem Berichte des glaubwürdigen Aristoteles, der ihn übrigens mit Geringschätzung [2]) gleich nach Thales anführt, wie dieser das Wasser, — oder wohl die Samenfeuchtigkeit — für den Ursprung der Dinge, und weil alle Erzeugung auf Feuchtigkeit beruht, auch für den Ursprung der Sele [3]) gehalten haben. Dagegen läßt ihn der spätere Sextus Empiricus [4]) behaupten, Feuer und Wasser, oder Warmes und Kaltes seien die Grundprincipien der Dinge; was Pseudoorigenes [5]) sogleich zu combiniren sucht, indem er meint, daß nach Hippon wohl das Feuer aus dem Wasser entstanden sei. Der Commentator des Aristoteles, Alexander von Aphrodisias [6]) erklärt den ältern Bericht dahin, daß H. wohl nur das Feuchte (*ὑγρόν*), unbestimmt jedoch, ob es Wasser oder Luft sei, zum Princip gemacht habe. Derselbe berichtet auch noch von ihm, er habe geläugnet, daß es Etwas außer dem sinnlich Erkennbaren gebe, welches jedoch nur eine Folgerung aus der Ansicht des H. zu seyn scheint, da ihn ohnehin Aristoteles zu den roheren Denkern [7]) rechnet. Mit der obigen Annahme stimmt es auch, daß H. Untersuchungen über die Beschaffenheit des Samens angestellt hat [8]). Noch wird er auch des Atheismus beschuldigt [9]), wenn anders von einer und derselben Person die Rede ist. (*Wendt.*)

Hippon, s. Hippo.

Hippona, 1) Myth., s. Hippo Nr. 2. 2) Alt. Geogr., s. Hippo regius unt. d. Art. Hippo.

Hipponacra, Hipponakra, s. Hippakra und Hippo.

2) *Servius* ad *Virgil.* III, 113.

*) *Suidas* unt. d. W. *Aeschines* Orat. in Timaeum. *Dion. Chrysost.* Or. 32. *Pausanias* in Messenic. *Meursius* de Archont. Athen. 13.

1) *Jamblich.* vita *Pythagor.* c. 18 et ult. *Censorin.* de die natali c. 5. 2) *Arist.* met. I, 3. *Simpl.* in phys. Ar. p. 6 a. 3) *Arist.* de anima I, 2. *Stob.* ecl. phys. p. 798. 4) *Pyrrh.* hyp. III, 30. adv. mathem. IX, 360. 5) Philos. c. XVI. 6) In *Arist.* met. I. p. 12. Vgl. *Simpl.* l. l. de coelo. fol. 146 a. 7) De an. l. l. 8) Vgl. s. Ansicht bei *Plutarch.* de plac. philos. V, 5. 9) *Plut.* adv. Stoicos. c. 31.

Hipponakteus, hinkender Jambe, Choliambus, s. Hipponax [2]) und Jambus.

HIPPONAX [1]), 1) der Sohn des Pythes und der Protis [2]), aus Ephesos [3]), blühte im 6ten Jahrhundert vor Christus zwischen der Regirung des Kyros und Darios [4]), fast anderthalb Jahrhunderte nach dem ihm an Geist verwandten Archilochos, mit dem er auch einige der äußern Schicksale gemein hatte. Den Tyrannen seines Vaterlandes Athenagoras und Komas verhaßt, wurde er aus Ephesos vertrieben, und begab sich nach Klazomenä [5]), wo ihn Einige in Dürftigkeit und Mangel sterben lassen [6]). In der Geschichte der griechischen Poesie hat ihn der Gebrauch einer Gattung von jambischen Versen berühmt gemacht, die, weil am Schlusse derselben der Rhythmus gleichsam gebrochen scheint, hinkende (Choliamben) genannt werden [7]). Zu ihrer Erfindung soll ihm der Haß gegen die ephesischen Bildhauer, Bupalos und Anthenis, Veranlassung gegeben haben [8]), die ihn, weil er häßlich von Gestalt, klein

1) Ἱππῶναξ, minder richtig Ἰππώναξ. 2) *Suid.* T. II. p. 147. 3) *Strabo* XIV. p. 642. Tom. V. p. 542. ed. *Siebenk. Clem. Alex.* Strom. I. p. 308. D. 4) Nach dem Marm. Arundel. Ol. 68., nach *Plin.* XXXVI, 5, s. 4, 2. in der 60. Ol. Jetzig rückt ihn *Eusebius* Chron. MCCCXIX bis zur 25sten Ol. hinauf; wodurch er zum Zeitgenossen des Terpander wird; ein Irrthum, den schon Plutarch de Music. c. 6. T. II. p. 1133. D. rügt. Mit einem, der komischen Bühne nicht ungewöhnlichen Anachronismus, hatte Diphilos, ein Dichter der neuern Komödie, den Hipponax und Archilochos als Liebhaber der Sappho aufgeführt. *Athen.* XIII. p. 599. D. Welcker's Sappho. S. 90. Photios (Chrestomath. ap. *Phot.* Cod. 239. p. 319. ed. *Bekk.*), der ihn nach dem Archilochos und dem Simonides erwähnt, nennt den ersten einen Zeitgenossen des Gyges, den Hipponax des Darios. 5) Daher nennt ihn *Sulpicia* Sat. V, 6. Clazomenius; wo die Prosodie des Namens bemerkungswerth: nec trimetro Jambo, nec qui pede fractus eodem Fortiter irasci discit duce Clazomenio (*Κλαζομενίῳ*). 6) Für diesen Umstand gibt es bei den Alten keine Bestätigung; einigen neuern Erzählern gilt dafür die höchst unsichere Deutung eines dunkeln Distichums in Ovids Ibis 525., worüber man *Welcker* in *Hippon.* et *Ananii* Fragment. p. 22 nachsehen muß. Daß er, was bei einem Landesvertriebenen nicht Wunder nimmt, wenige Mittel besessen, läßt sich aus einigen seiner Verse vermuthen. 7) *χωλιαμβοι* und *σκάζοντες*. 8) Einige legen diese Erfindung dem Ananios bei, was aber nicht gehindert hat, diese Gattung von Versen mit dem Namen des berühmtern Dichters zu bezeichnen. Senarios Hipponacteos nennt sie Cicero Orat. ad Brut. c. 56. und *Ἱππώνακτος Ἰαμβον Athen.* XV. p. 701. F. Andere Zeugnisse s. bei Welcker a. a. O. p. 17 f., wo auch p. 20 diejenigen genannt werden, die sich desselben Sylbenmaßes bedient haben. Der ästhetische Charakter desselben wird mit seinem Urtheil vom Demetrios de Elocutione c. 301. p. 117 sq. angegeben, und in den Ausdruck leidenschaftlicher Heftigkeit gesetzt; wobei aber zu bemerken ist, daß Spätere dieses Sylbenmaß oft ohne Rücksicht auf seinen ursprünglichen Charakter gebraucht haben. Wie A. W. Schlegel es Kunstrichtern empfiehlt, deren Kritik hinkt, kann man in seinen poetischen Werken. 2r Th. S. 71 sehen. Die Gesetze für diese Art von Trimeter gibt *Terentian. Maur.* de Metr. c. 4. v. 2398 ff. Vergl. *Hermann* Elem. Doctr. metr. II, 15. p. 142 ss. S. *Plin.* XXXVI, 5. s. 412. Statt Athenis, wie Suidas und der Schol. zu Aristoph. Avv. 575 hat, heißt er Anderen Anthermos, welchen Namen Sillig zu *Janii* Catal. Artif. p. 50 bestreitet. S. Thiersch Epochen. S. 192. Anmerk. Den Bupalos nennt Horaz bei diesem Handel allein, Epod. VI, 11. acer hostis Bupalo; und den ganzen Kampf des Dichters gegen den Künstler hatte Kallimachos (Fragm. XC.) durch

und schmächtig war [9]), in lächerlicher Verunstaltung abgebildet hatten. Für diese Unbilde bestrafte Hipponax die Künstler, vornehmlich den Bupalos, wie vormals Archilochos den Lykambes [10]), mit so bittern Versen, daß sie, wie die Sage ging, ihrem Leben ein gewaltsames Ende machten [11]). Diese Sage aber wurde nach dem Zeugnisse des Plinius [12]), welcher hier aus guten Quellen geschöpft zu haben scheint, durch die Werke widerlegt, die sie nach jenem Handel verfertigt hatten; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie ihre Entstehung entweder einem hyperbolischen Ausdrucke, oder dem Bestreben dankte, die ganze Geschichte durch einen so bedeutungsvollen Ausgang dem Handel des Archilochos ähnlich zu machen. Von den Eigenschaften der Werke des Hipponax heben die Alten fast nur die Bitterkeit [13]) heraus, die sie denn auch, in diesem Falle vielleicht nicht mit Unrecht, auf den Charakter des Dichters übertragen. Daher ist ihnen sein Grab mit Dornengestripp bedeckt, statt daß die Grabhügel wohlwollender Dichter von Reben und Epheu prangen [14]); und Leonidas von Tarent warnt die Vorübergehenden, nicht die bittern Wespen des Dichters zu wecken, der selbst seine Ältern angebellt habe, und auch aus dem Hades noch mit glühenden Worten zu schaden wisse [15]). Doch rühmt der syrakusanische Theokritos, was Andre verschweigen, daß er die Guten von den Bösen zu unterscheiden verstanden, und daß, wenn diese sein Grab zu meiden hätten, die Guten ruhig darauf schlummern dürften [16]). Außer den Choliamben hatte H. auch Gedichte in regelmäßigen jambischen Sylbenmaßen und homerische Parodien [17]) geschrieben. Weniges hat sich davon erhalten, meist nur einzelne Zeilen, um seltner Wörter willen, die denn auch wohl den Grammatikern über ihn zu schreiben Veranlassung gaben [18]). Die wenigen Überbleibsel sind von Welcker sorgfältig gesammelt, und, verbunden mit den Lebensumständen des Dichters, gelehrt erläutert in: *Hipponactis* et *Ananii* Jambographorum Fragmenta. Gottingae. 1817. 4.

2) Hipponax, ein Grammatiker, der als Verfasser einer Sammlung von Synonymen beim *Athenae.* XI. p. 480. F. angeführt wird. 3) Auch ein Arzt dieses Namens wird von *Plutarch.* T. II. p. 905. E. F. erwähnt, wo aber Wyttenbach und Andere Ἵππων lesen wollen; gegen welche Verbesserung Welcker a. a. O. S. 2 Zweifel erhebt. (*Fr. Jacobs.*)

HIPPONENSIS SINUS, heißt bei *Plinius* (Hist. Nat. V, 4.) und *Pomp. Mela* (I, 7.) der Meerbusen in der Nähe von Hippo Diarrhytos an der Küste von Zeugitana in Afrika. (*R.*)

HIPPONESUS, HIPPONNESUS, hieß nach Stephan. Byzant. eine Stadt in Karien am Sinus Kerameikos, und nach *Plinius* (Hist. Nat. V, 31.) eine Insel in dem genannten Busen zwischen den Eilanden Priaponesos und Pyra *). (*R.*)

HIPPONIATES SINUS (Ἱππωνιάτης κόλπος), Sinus Vibonensis, Meerbusen an der Westküste von Bruttium zwischen Temsa und Vibo Valentia **), der Golfo di S. Eufemia. (*R.*)

Hipponice, s. Hipponyx.

HIPPONIKOS, aus dem Stamme des Kekrops und ein Sohn des Kallias, war einer der angesehensten Athener und zeichnete sich als Feldherr durch einen Sieg aus, den er gemeinschaftlich mit dem Nikias in dem Gebiete der Tanagreer im J. 422 vor Christus erfocht. Er wurde auch durch seinen Gleichmuth merkwürdig, mit welchem er eine grobe Beleidigung des Alkibiades ertrug. Dieser gab ihm nämlich, um eine in der Trunkenheit gemachte Wette zu gewinnen, eine Ohrfeige. Des Tages darauf ging der Beleidiger aber zum Hipponikos, entkleidete sich in dessen Vorhause, und übergab sich ihm so freiwillig zur Bestrafung. H. verzieh ihm und gewann ihn so lieb, daß er ihm seine Tochter Hipparte zur Gemahlinn gab. S. Plutarch. im Leben des Alkibiades †). (*Rauschnick.*)

Hipponion, s. Hippo (in Bruttium).

HIPPONITIS, nach der Tab. Agathodaemon. ein sumpfartiger See (palus) im Innern der afrikanischen

---

μάχη Βουπάλειος bezeichnet. Über den Künstler selbst ist vornehmlich *Bayle* Dict. *Bupalus*, nachzusehen, wo mehrere ihn betreffende Irrthümer berichtigt werden; und über die von ihm angeführten Werke *Junius* a. a. O. S. 112 ff. 9) *Aelian.* Var. Hist. X, 6. *Plin.* a. a. O. legt ihm eine notabilem foeditatem oris bei. An körperlicher Stärke fehlte es ihm dabei nicht. *Athen.* XII. p. 522. C. 10) S. Encykl. 1ste Sect. V, 142. Horaz verbindet a. a. O. die Erinnerung an beide: in malos asperrimus Parata tollo cornua; Qualis Lycambae spretus in fido gener, Aut acer hostis Bupalo. Wenn man dem Scholiasten zu dieser Stelle glauben könnte, so wäre auch hier verschmähte Liebe die Quelle des Hasses gewesen: Hipponactem significat, qui Bupali filiam nuptum petiit, et pro deformitate est contemtus. 11) Schol. *Horat.* l. c. Illud tamen verius volunt: Bupalum fuisse pictorem apud Clazomenam — Hic Hipponactem quendam, poetam deformem, pro risu pinxit: quo ille furore commotus tali cum carmine perculit, ut se laqueo suspenderet. *Plin.* XXXVI, 5. s. 4, 2. amaritudinem carminum destrinxit in tantum, ut credatur aliquibus ad laqueum eos compulisse. 12) *Plin.* l. c. 13) ὁ πικρὸς Ἱππῶναξ heißt er beim Eustathios an mehr als Einer Stelle. S. *Fabric.* Bibl. Gr. I. p. 481. ed. *Harl.*; πικρὸν σφῆκα nennt ihn Leonidas von Tarent Anth. Pal. VII, 408. und er selbst vergleicht sich rühmend mit einem zweischneidigen Schwerte, das den nicht fehle, auf den es ziele (*Erotianus* Glossar. p. 54). 14) *Alcaeus* Messen. Anth. Palat. VII, 536. übersetzt in Jacobs verm. Schriften. 2r Th. S. 156. Nr. 58. Vgl. eben das. S. 159. das Epigramm auf den Sophokles. 15) Anth. Pal. VII, 408. übersetzt in den verm. Schriften S. 155. Nr. 57. Vgl. ein Epigr. des Philippus Anth. Pal. VII, 405. verm. Schriften. S. 156. 16) Anthol. Pal. XIII, 3. in Choliamben geschrieben, in welchem Versmaße es A. W. Schlegel auf folgende Weise übersetzt hat:

Hipponax, Meister in der Musenkunst, ruht hier.
Bist du ein Böswicht, nahe nicht dem Grabmale;
Doch, wenn du bider, und von gutem Blut abstammst,
So setz' dich dreist hin, ja so dir's gelieht, schlummr' auch.

17) S. Moser über die parodische Poesie der Griechen in Creuzers Studien. 6r Band. S. 289 f. 18) Ausleger des Hipponax erwähnt der Schol. zu Aristoph. Frieden 480. und *Athenae.* VII. p. 324. A., namentlich wird von diesem VII. p. 327. B. auch Hermippos aus Smyrna ἐν τοῖς περὶ Ἱππώνακτος angeführt.

*) Vgl. *Cellarii* Not. Orb. Antiq. III, 2. §. 34.

**) *Ptolem.*; *Cic.* epist. ad Att. XVI, 6.

†) *Diodor. Sicul.* Lib. XII. c. 61 — 65.

Landschaft Zeugitana, südlich von Hippo Diarrhytos, vielleicht in der Nähe des Flusses Tusca *). (*B.*)

Hipponium, s. Hippo.

Hipponix, s. Hipponyx.

Hipponizaritus, s. Hippo.

Hipponnesos, s. Hipponesos.

HIPPONOË (*Ἱπποννόη*), 1) Tochter des Nereus und der Doris [1]). 2) Eine Tochter des Prótos und der Stenoböa oder Antiope, Schwester der Lysippe und Kyrianassa (Prótiden). Sämmtliche Schwestern bildeten sich ein, so schön, als Here, zu seyn und entwendeten als Priesterinnen derselben das Gold am Kleide der Göttinn, um sich zu schmücken. Darüber erzürnt machte sie die Göttinn wahnsinnig; aber Melampos heilte sie [2]). (*Schincke.*)

HIPPONOË, *Audouin* et *Milne Edwards* (Annulata), eine Gattung der Ringwürmer (Anneliden) von Gaudichaud entdeckt, welche zur Gruppe der Amphinomen gehört. Die wesentlichen Kennzeichen derselben sind folgende: Der Kopf ist deutlich abgesondert und mit Fühlern versehen; dem Rüssel fehlen die Kiefern; die Füße haben nur Ein Ruder; auf dem Rücken steht weder ein Kamm noch Cirrhen; die Kiemen haben die Gestalt von ästigen Quasten, oder von kleinen, strauchartigen Büschen und sitzen an der obern Wurzel der Füße. Diese Gattung hat viel Ähnliches von Amphinome und Euphrosyne. Der Körper ist fast spindelförmig und nur aus wenigen Ringen zusammengesetzt. Der Kopf ist klein und mit 5 Fühlern versehen, deren mittlerer, ziemlich groß und kegelförmig etwas hinter den 4 sehr kleinen seitlichen liegt. Ein Kamm ist nicht vorhanden. Die Füße bestehen nur aus einem einzigen Ruder, welches wenig vorspringend, zusammengedrückt, senkrecht und mit einer großen Anzahl feiner Borsten besetzt ist, die nach hinten gerichtet und nur mit einem einzigen Cirrhus versehen sind, der am untern Ende steht. Die Kiemen stehen hinter den Füßen und gleichen einem kleinen Strauch, der von seiner Basis an in 4 Äschen getheilt ist.

Diese letzteren Kennzeichen lassen keinen Zweifel darüber, daß diese Gattung zur Gruppe der Amphinomen gehört, daß sie aber von allen bis jetzt bekannten Gattungen abweicht. Das Vorhandenseyn eines deutlichen Kopfes und selbst der Fühler, eines kiefernlosen Mundes und die ästigen Kiemen sind dieser Gattung, den Euphrosynen, Amphinomen und den Chloën eigen, von der andern Seite aber haben alle diese in 2 Ruder getheilte Füße, während die Hipponoë nur ein solches Ruder (Borsten tragenden Höcker) hat. Sie weicht ferner durch den Mangel des Rückenkamms und der obern Cirrhen ab. Hinsichtlich der Kiemen und ihrer Struktur kommt sie zwar mit Euphrosyne überein, allein bei dieser bestehen die Kiemen aus 7 einzeln stehenden ästigen Anhängen, bei Hipponoë aber sieht man nur 4, auf einen Punkt vereinigt.

Es ist bis jetzt nur eine Art bekannt: H. *Gaudichaudi*, welche bei Port Jackson in Neuholland gefunden wurde. Sie ist fast 1 Zoll lang und besteht aus 80 Ringen, deren erster, zunächst am Kopf, nur Anfänge von Kiemen trägt und deren letzte sehr klein sind. Längs der Mitte der Bauchseite, welche sehr gewölbt ist, zeigt sich eine Furche und ihr zur Seite eine Reihe Poren. Die Rückenfläche ist sehr abgeplattet und die Füße treten kaum vor. Beschreibung und Abbildung dieses Thiers s. in Annales des Sciences naturelles. 1830. Tom. XX. p. 156. planch. III. f. 1 — 5. (*D. Thon.*)

HIPPONOME (*Ἱπποννόμη*, equi pasca) *), eine Tochter des Menökeus und Gemahlinn des Alkáos, gebar Amphitryon und Anaro **). Bei Andern heißt die Mutter Amphitryons Laonome und stammte aus Pheneos in Arkadien. Von Einigen wird Lysidike, Pelops Tochter, dem Alkáos als Gemahlinn gegeben, die doch sonst Elektryons und Alkmene's Mutter heißt. (*Schincke.*)

HIPPONON, ein befestigter Posten am rechten Nilufer in Mittelägypten (Heptanomis), zum Nomos (Bezirk) Aphroditopolitis gehörig. S. Not. Imp. — Jetzt Geiada, ein Dorf. (*Benicken.*)

HIPPONOOS, 1) ein Sohn des Priamos und der Hekabe [1]). 2) Ein Sohn des Herakles, welcher mit seinem Bruder, Adrastos, sich selbst in die Flammen stürzte aus Furcht vor der Erfüllung eines unheilbringenden delphischen Orakelspruches [2]). 3) Eigenname des Bellerophontes, s. den Art. 4) Vater der Peribóa, der bekannten Mutter des Tydeus [3]), und sicher auch des Kapaneus, welchen er mit Talaos Tochter Astynome oder Astyoche, Astynomia [4]) zeugte. Der ganze Mythos ist durch häufige und verschiedenartige Bearbeitung der Tragiker verwirrt. Bald heißt es, Öneus habe Peribóa als Beute empfangen für seine bei der Einnahme der Stadt Olenos in Ätolien bewiesene Tapferkeit, bald aber wieder, sie sei gefangen von Olenos weggeführt. Bald soll sie in einem zu vertrauten Umgange mit Hippostratos gelebt, und vom Vater der Schande wegen von Olenos zu seinem Freunde, dem König Öneus in Ätolien geschickt, damit dieser sie entweder tödten oder weit entfernen möchte, doch dieser sie für sich behalten haben [5]). Nach einer dritten Sage wird Peribóa von Ares schwanger, oder von Öneus selbst, darum habe sie ihr Vater dem Öneus auch zugeschickt. Daß Hipponoos zur Familie des Megapenthes gehört, ist gewiß [6]). Dem Sophokles soll der väterliche Zorn auf die Tochter Gegen-

*) *Cellarii* Notit. Orb. Antiq. IV, 4. §. 66.

1) *Apollodor.* I, 2, 7. 2) *Servius* ad *Virgil.* Eclog. VI, 48. Voß dazu Theil 2. S. 312.

*) *Hermann* Opuscul. Tom. I. p. 209. **) *Apollodor.* II, 4, 5. und dazu *Heyne* p. 128.

1) *Apollodor.* III, 12, 5. 12. 2) *Hygin*, Fab. 42. ex responso Apollinis. 3) *Heyne* ad *Apollodor.* 1, 8. 4. Obs. p. 51. 4) *Hygin.* Fab. 70. Not. 4. und *Heyne* Obs. ad *Apollodor.* III, 6, 3. p. 246. 5) Schol. *Pindar.* Olymp. X, 46. *Heyne* ad *Apollodor.* 1, 8. 4. Obs. p. 52. 6) Schol. *Pindar.* Nem. IX, 30.

ſtand eines Trauerſpieles unter dem Namen Hipponoos geworden ſeyn [7]). (*Schincke.*)

HIPPONOS, Sohn des Triballos und der Thraſſa, welche eine Geſpielinn der Artemis war. Sie überhob ſich gern über Aphrodite, und ward von dieſer mit Liebe zu einem Bär erfüllt. Zwei Buben, *μέγιστοι καὶ δύναμιν ἔχοντες ἄπλετον*, waren die Früchte ihrer Liebe. Unthaten verübten die Buben, wie ihre Namen andeuten, Agrios und Dreios. Zeus konnte nicht länger zuſehen, und ſendete Hermes, ſie zu beſtrafen; Ares aber, der ſie in Schutz nahm, verwandelte Mutter und Söhne in Vögel [8]). (*Schincke.*)

HIPPO NOVA, Ort, den Plinius (III, 3.) in Hiſpania nennt, vielleicht Don Gonzalo, unweit Ecija am Xenil, der Lage nach wahrſcheinlicher Rute, wenn Lucena — wie Morales (Antig. p. 16), Florez (Esp. sagr. T. XII. p. 11) und Gruter (p. 477 s.) vermuthen laſſen — das alte Ciſimbrum iſt. (*Beuicken.*)

HIPPONUM PROMONTORIUM, Vorgebirge in Calabria ulterior, das neapolitan. Vorgebirge Zambrona. (*R.*)

HIPPONYX, *Defrance* (Mollusca). Dieſe Gattung iſt aus Patella *Linné's* geſondert. *Cuvier* (règne animal éd. 2. III, 87.) ſtellt ſie in die Familie Capuloides, zwiſchen die Trochoides und Buccinoides in die Ordnung Pectinibranches der Gasteropoda. *Blainville* aber (Manuel de Malacologie. p. 507) bringt ſie in die Familie Calyptracea der Ordnung Scutibranchiata, in der Unterklaſſe Paracephalophora monoica. Der erſtere hat — auffallender Weiſe, der lebenden, mit dem Thier aufgefundenen Art gar nicht gedacht. Der zweite gibt folgende Gattungskennzeichen an. Das Thier iſt ei- oder faſt zirkelförmig, kegelförmig oder platt gedrückt; der Fuß iſt ſehr dünn, gegen die Ränder etwas dicker, welche ſich ſelbſt, nach Art derer des Mantels, denen ſie vollkommen gleichen, verdünnen und erweitern; der kugelige Kopf ſteht am Ende einer Art Hals, welcher an jeder Seite einen in der Wurzel aufgeſchwollenen, in eine kleine, kegelförmige Spitze auslaufenden Tentakel trägt; die Augen *) ſtehen auf der gedachten Anſchwellung, der Mund iſt mit 2 kleinen Labialtentakeln verſehen, der After ſteht zur Rechten der Nackenhöhle; der Eiergang läuft in einen großen Höcker an der Wurzel des rechten Tentakels aus; der Anheftemuskel iſt hufeiſenförmig und oben und unten gleich ſichtbar. Die Schale iſt kegelförmig oder niedergedrückt, die Spitze kegelförmig oder nur wenig ausgebildet; die Mündung hat einen unregelmäßigen Rand; der Muskeleindruck iſt hufeiſenförmig; ein ähnlicher Eindruck findet ſich auch auf dem Körper, worauf das Thier ſitzt und manchmal auf der Fläche eines blätterigen Trägers, welcher deutlich von dem tragenden Körper verſchieden (und wahrſcheinlich durch den Fuß des Thieres bewirkt) iſt.

Blainville bringt die (wenigen, meiſt foſſilen) Arten in zwei Abtheilungen: A. Plattgedrückte, mit wenig deutlicher Spitze, ohne deutlichen Träger. B. Kegelförmige, mit deutlicher Spitze, und deutlichem Träger.

Zu der erſtern gehört die Art, deren Thier man kennt, nämlich:

H. radiata, *Guoy* et *Gaimard* (in *Freycinet* Voyage autour du monde, Zoologie p. 454. pl. 69. f. 1 — 5.). Wir geben hier die l. c. gelieferte Beſchreibung vollſtändig, da ſie mehr Licht auf dieſe Gattung wirft, als die Kennzeichen, auch von den obigen Angaben hier und da abweicht. „Wir haben dieſes Thier auf, oder vielmehr ziemlich tief verſenkt gefunden in der äußern Fläche der Schale von Pterocera chiragra. Der Durchſchnitt des Eindrucks, welchen es gemacht hatte, zeigt auf deutliche Weiſe, daß dieſe Thiere, einmal aufſitzend, keine andern Bewegungen mehr machen können, als Heben und Senken der Schale, zur Aufnahme des Waſſers und der Nahrung. Dieß hat uns auch beſtimmt, dieß Thier zur Gattung Hipponyx zu bringen, ungeachtet ihm der Träger abgeht und ihm der Körper, auf dem es aufſitzt, zugleich als ſolcher dient. Der Körper, ob er gleich viel Ähnlichkeit mit dem der Patellen hat, iſt doch viel mehr platt gedrückt, und oben kaum mehr gewölbt, als unten, er iſt ei- und faſt zirkelförmig. Der Mantel, der über der Eingeweidemaſſe ſehr dünn iſt, verdickt ſich am Umkreiſe etwas, der kaum über den einziehenden Muskel des Fußes reicht. Nach vorn bildet er unter dem obern Halstheil eine kleine Kiemenhöhle. Nirgend ſieht man Cirrhen an ihm. Der Fuß hat große Ähnlichkeit mit dem Mantel, ſo daß die Maſſe der Eingeweide zwiſchen zwei dünnen, am Rande dickeren Häuten zu liegen ſcheint, welche am Umfange des Thieres faſt gleich breit vortreten; ungefähr ſo, wie bei manchen zweitheiligen Muſcheln deren Mantellappen vereinigt ſind. In der Furche, welche die Ränder trennt, bemerkt man keine Falten, welche man für Kiemen angehörige halten könnte. Oben ſowohl, als unten ſieht man das Ende des einziehenden Muskels des Fußes oder der Schnauze der Spindel (muscau, vielleicht muscle de la columelle) unten etwas ausgedehnter als oben, wo er aber dagegen etwas breiter iſt, und eine Art Hufeiſen bildet, das vorn offen iſt. Auch läßt er einen ſo geformten Eindruck nicht bloß in der Schale des Thieres ſelbſt, ſondern auch auf der zurück, welche ihm als Träger dient und auf welcher er wirklich feſtſitzt. Der Kopf iſt ſehr deutlich geſondert, kugelig, etwas zuſammen gedrückt, weil er am Ende einer halsförmigen Einſchnürung zu ſtehen ſcheint. Er läuft vorn in zwei Labialanhängſel aus, die kegelförmig und Tentakeln ähnlich ſind; zwiſchen denſelben ſteht der Mund. Die eigentlichen Tentakeln ſind dick, deutlich von einander geſchieden und laufen in eine kleine contractile Spitze aus. An 2 wohl erhaltenen Individuen, die wir beobachten konnten, war keine Spur von Augen zu bemerken, was, zuſammen gehalten mit der Weiſe des

7) *Hesych.* unter Ἱππόνοος und *Pollux* Tom. III. p. 111.

8) Die einzige Quelle iſt *Antonin.* Lib. 21.

*) Blainville lieferte in Freycinets Voy. autour du monde die genauern Beſchreibungen der Mollusken; aber im Manuel de Malacologie, wo er doch jene citirt, ſcheint er gar nichts davon zu wiſſen.

Thiers seinen Platz nie zu verlassen, vermuthen läßt, daß das Thier augenlos ist. Die Kiemenhöhle, welche dieselbe Lage und Gestalt hat, wie bei andern Mollusken, bei denen sie ebenfalls im Backen liegt, hat an ihrer Wand Kiemenfäden, wie man solche bei der Gattung Capulus findet. Zur Rechten in dieser Höhle öffnet sich auch der Darmkanal in einen fast aufsitzenden After. An derselben Seite, aber mehr nach vorn, ganz an der Basis des Kopfs, steht ein kegelförmiger, zurückgebogener Anhängsel, wie ein dritter Tentakel. Wäre dieß vielleicht ein zur Begattung reizendes Organ? In der Mittellinie unter dem Halse, zwischen dem Kopf und dem vordern Rand des Fußes findet sich ein anderer, dünnerer, spatelförmiger Anhängsel, dessen Nutzen wir nicht anzugeben vermögen. Die Schale ist dick, eiförmig, fest, fast zirkelförmig, platt gedrückt, mit wenig bemerkbarer, ziemlich in der Mitte liegender und nach hinten gerückter Spitze, ohne, daß sie deßhalb am Rande stände. Der fast zirkelförmige Rand ist dick, unregelmäßig, in der Mitte mehr ausgehöhlt, so daß er auf eine ebene Fläche sich nicht aufzulegen vermag, ohne nicht vorn und hinten zu klaffen. Außen ist die Schale weißlichgrau, tief, besonders gegen den Rand, gestreift. Innen ist sie etwas ausgehöhlt, glatt, weiß, an den Rändern gekerbt, mit einem hufeisenförmigen Muskeleindruck, der hinten vollkommen geschlossen, vorn weit offen ist." — Das Vaterland ist nicht angegeben.

(*D. Thon.*)

HIPPONYX, von ἵππος und ὄνυξ, Pferdehuf; franz. Hipponice (Palaeont.). Defrance[1]) machte die Bemerkung, daß manche lebende und fossile Arten von Capulus sich nur einfach auf andere Körper festsetzen, und daher die Ränder ihres Gehäuses im Verhältnisse es an Größe zunimmt, beständig nach den zufälligen Unebenheiten der Oberfläche jener Körper umgestalten müssen, damit es luftdicht anschließen könne. Andere höhlen sich eine ebene Stelle auf der Unterlage aus, auf welcher sie sich ansetzen, wenn diese kalkiger Natur ist. In beiden Fällen findet man Spuren eines hufeisenförmigen Muskels auf dem fremden Körper, ähnlich jenem in der Schale selbst. Noch andere Arten endlich haben das Vermögen, durch Sekretion sich selbst eine eigenthümliche kalkige Unterlage von rundlicher und etwas concaver Form zu bilden, welche auf dem fremden Körper (Fels, größeres Konchyl u. dgl.) angekettet ist, weßhalb die Schale einen mehr regelmäßigen Rand von mehr gleichbleibender Form, als im erstern Falle besitzt. Weil nun jenes Vermögen besondere Organe vorauszusetzen scheint, so glaubte Defrance, aus den damit begabten Arten ein besonderes Genus bilden zu müssen. Diese Arten unterscheiden sich daher von den Bivalven mit ebenfalls angewachsener Unterschale durch allen Mangel eines Schlosses (wie die Rudisten), und ihre bleibende Verwandtschaft mit den Capulusarten läßt sich durch den stets deutlichen, hufeisenförmigen Muskeleindruck nicht nur in der obern oder eigentlichen Schale, sondern auch auf der Unterlage — nicht valva, Klappe, sondern substratum — erkennen. Dort muß demnach dieses Geschlecht auch seine Stelle behalten. Weil aber wegen des Mangels eines Schlosses nach dem Tode des Thieres beide Theile nicht mehr vereinigt bleiben können, so findet man sie auch fast immer von einander getrennt vor, und hat einer Seits zuweilen die Unterlage für sich zum Geschlechte Acardo bringen wollen; während man anderer Seits auch aus dem Ansehen der obern Schale allein nicht immer sicher zu erkennen vermag, ob sie mit einer eigenthümlichen Unterlage versehen gewesen, oder ob sie sich eine scheibenförmige Stelle auf einem kalkigen Körper zur Anheftung ausgehöhlt hatte. Deßwegen bleiben im Geschlechte Capulus ohne Zweifel manche Arten zurück, welche zu Hipponyx gebracht werden müssen; weßhalb Lamarck[2]) Hipponyx nur als Subgenus bei Pileopsis stehen läßt, und Deshayes[3]) beide wieder mit einander verschmilzt, während Sowerby[4]) jedoch dieses Geschlecht zu den Rudisten bringt. Blainville[5]) äußert die Vermuthung, daß junge Individuen sich nur einfach an fremde Körper mittels ihres Muskels anhefteten, und sich erst dann allmälig ihre Unterlage bildeten. Diese Unterlage hat auch eine verschiedene, mit der der Austern übereinstimmende Textur und Zusammensetzung und erhält sich mit letzterm öfters in Gebirgen, aus welchen andere Konchylien und die Oberschale selbst durch Auflösung, mit oder ohne hinterlassenen Abdruck, verschwunden sind. Der Geschlechtscharakter ist nunmehr:

„Testa univalvis, non spiralis, conoidea, subtus concava, simplex, apice retrorsum inclinata, solubilis; Substratum (adultioribus) rotundatum, non solubile; Impressio muscularis forma ferri equini utrinque manifesta."

Arten. Defrance besitzt eine Unterlage von einer noch lebenden, doch übrigens unbekannten Art, und Quoy und Gaymard haben später eine lebende Art dieses Geschlechtes H. radiata von ihrer Reise mit zurück gebracht, wovon Blainville[6]) und Rang[7]) das Thier ausführlicher charakterisiren, und seine eigenthümliche Organisation nachweisen. Fossile Arten aber kennt man 5 — 6, alle aus tertiären Formationen.

1) H. cornucopiae *Defr.*[8]) tf. 50. fg. 1. *Blainvill.*[9]). tf. 50. fg. 1. *Sow.*[10]). fg. 1 — 9. *Knorr*[11]) II, 11. tf. N. fg. 3. Patella cornucopiae *Lam.*[12])[13]). *Brocc.*[14]). Pileopsis cornucopiae *Lam.*[15]). *Des-*

1) *Defrance* im Dict. d. Scienc. nat. XXI. (1821). p. 185—188., auch *Cuvier*, le règne animal. III. (1830). p. 87.

2) *Lamarck* histoire natur. d. Anim. s. vertèbr. VI, II. (1819). p. 19. 20. 3) *Deshayes* description des coquilles des environs de Paris. II. (1824). p. 22 ff. 4) *Sowerby* Genera of recent and fossil shells. Nr. 1. 5) *D. de Blainville* Manuel de Malacologie (1825). p. 507. 508. 6) Wie 5. 7) *Sander-Rang* manuel etc. p. 244. 8) Wie 1. 9) Wie 5. 10) Wie 4. 11) *Knorr* Lapides diluvii testes II, II. 12) *Lamarck* in Annales du Museum, vol. II. p. 311. Nr. 5. Nr. 4. 13) *Lamarck* in Annales du Museum, vol. VI. tf. 43. fg. 4. u. fg. 2. 3. 14) *Brocchi* Conchiologia fossile II. (1814). p. 258. 15) Wie 2.

hay.[16]). tf. II. fg. 13 — 16. H. testa conica, substrato adhaerente, basi ovata, apice postrorsum inclinata, subrugosa, obsolete decussata, costis parvis radicantibus striisque margini parallelis notata, vertice elevato adunco; impressione musculari utrinque profunda. Alt. Long. = 0,080 : 0,065. — Die Unterlage ist oft über 0,050 dick, die Ränder des Konchyls sind scharf, hinten mit einem Ausschnitte, in der Jugend, so lange nämlich das Substratum noch nicht gebildet ist, unregelmäßig; Mundöffnung oval; Muskeleindruck bei jungen Individuen hinten in zwei gesondert, und vorn von beiden Seiten zusammen reihend, bei älter werdenden umgekehrt.

Vorkommen: lebend....; dann Fossil im ältern Grobkalk, die größten Exemplare zu Hauteville bei Valogne; andere nur halb so große zu Paris, Grignon, Parnes, Mouchy, Chaumont, Courtagnon, Montmirail; nach Brocchi auch in Italien (an der Rocchetta bei Asti), wo ich sie jedoch in keiner Sammlung sah.

2) P. dilatata *Defr.*[17]). tf. 50. fg. 3. *Blainv.*[18]) tf. 50. fg. 3. — Patella dilatata *Lam.*[19]) [20]). — Pileopsis dilatata *Lam.*[21]). *Deshay.* tf. II. fg. 19. 21[22]).

P. testa oblique conica, depressiuscula, rugosa, substrato adhaerente, apertura amplissima, patula, ovato-rotundata, vertice nutante, striis longitudinalibus confertis undulatis. Alt. obliq. 0,070. (— 0,028). Long. 0,040. — Verhältnißmäßig länger und dünner als vorige, Unterlage blätteriger, dünner, sehr zerbrechlich; Muskeleindruck schmäler und seichter.

Vorkommen: im älteren Grobkalk zu Grignon, Parnes und im Valmondois.

3) H. Sowerbyi *Defr.*[23]). tf. 50. fg 2. *Blainv.*[24]) tf. 50. fg. 2.

H. testa depressa, eleganter radiatim striata; apice margini posteriori vicino; apertura orbiculari-ovata; impressione musculari utrinque manifesta. In denselben Gesteinschichten des Grobkalkes zu Hauteville, wo diese Schale vorkommt, findet sich auch ein Substratum, welches wohl nur zu ihr bezogen werden kann. Es besteht aus mehreren, unten zusammen hängenden, oberwärts oft nur eine Linie divergirenden, oft über einander hingeneigten Näpfchen, so daß durch die verschiedene Neigung derselben das Thier seine Stelle etwas ändern zu können schien.

4) H. opercularis = Pileopsis opercularis *Deshay.*[25]). tf. III. fg. 8 — 10.

H. testa orbiculari, extus concava, intus convexa, papyracea, sublamellosa, squamaeformi; apice spirato depresso, submarginali, striis tenuissimis irregularibus interruptis. Diam. 0,025. In derselben Gebirgsschichte mit dieser Schale findet man auch ein Substratum mit ganz ähnlichem Muskeleindruck, welches blätterig und sehr concav, außen befestigt gewesen und wohl zu dieser Art gehört. Denn da die Schale selbst außen concav ist, so bedurfte sie eines noch concaveren Substratums, damit das Thier zwischen beiden Platz finden konnte. Im ältern Grobkalk zu Parnes; sehr selten.

5) H. laevis *Sow.*[26]). fg. 10 — 16.

H. testa laevi..... Aus London-Thon.

6) H. granulatus *Basterot*[27]). tf. IV. fg. 14.

H. testa lateraliter compressa, longitudinaliter costata, costis granulosis, margine irregulari. Long. 0,012. — Der Scheitel steht nur etwa $\frac{1}{4}$ von der Länge der Schale vom Hinterrande entfernt. Die Schale hat den Habitus von Hipponyx, doch das Substratum ist unbekannt. — Im jüngern Grobkalk zu Dax bei Bordeaux. Vergl. Capulus und Pileopsis.

(*G. H. Bronn.*)

HIPPOPHAË *L.* Diese Pflanzengattung von unbekannter natürlicher Verwandtschaft, gehört zur vierten Ordnung der 22sten Linné'schen Klasse. Ihr Charakter ist bei der männlichen Blume ein zweigetheilter Kelch, keine Korolle, und ungestielte Antheren; bei der weiblichen ein zweigespaltener Kelch, ein einfacher Griffel, und ein Fruchtknoten, aus welchem später eine einsamige Beere wird. Die einzige bekannte Art, H. rhamnoides *L.* Sp. pl., welche im nördlichen Europa zu Hause ist, wird ein hoher Strauch mit an der Spitze dornigen Zweigen, linienförmig-lanzettförmigen, oben unbehaarten, unten weißlich-schuppigen Blättern, und goldgelben Beeren. Dieser Strauch, welcher in der Engl. bot. t. 425. abgebildet ist, findet sich häufig in unseren Gärten unter dem Namen Sanddorn *). Die

16) Wie 3. 17) Wie 1. 18) Wie 5. 19) Wie 12. 20) Wie 13. 21) Wie 2. 22) Wie 3. 23) Wie 1. 24) Wie 5. 25) Wie 3.

26) Wie 4. 27) *Basterot* in den Mémoires de la Société d'hist. natur. de Paris II, 1. (1825), p. 72.

*) Auch im nördlichen Asien findet sich dieser Strauch; er wächst auf Klippen und Felsen im Flugsande, besonders am Meeresstrande, in frischem, sandigen oder kiesigen Boden bis zu 2000 Fuß Höhe, wild, bleibt nur niedrig, wird aber durch Kultur ungleich höher und bei uns in den Gärten zuweilen über 10 Fuß hoch. Die starken, ästigen, weit auslaufenden Wurzeln streichen in schiefer Richtung bis gegen 5 Fuß Tiefe; die sperrigen, biegsamen, durch einander gewachsenen Zweige breiten sich schon von unten auf weit aus, und sind häufig, besonders an den ruthenförmigen Enden, mit langen, steifen, spitzigen Dornen besetzt, die aus den Winkeln der Blätter kommen; die Rinde ist Anfangs grau, nimmt aber später ein schwarzbraunes und endlich ein rostfarbiges Ansehen an; das Holz weißgrünlich oder gelblich, oft nach dem Kerne zu braun geflammt, grob kurzfaserig, hart, fest und glatt. Die im Oktober reifende, mit einer dünnen, glatten, fleischigen Haut umgebene Steinfrucht ist eine kleine, erbsengroße, röthlichgelbe, glänzende Beere, welche eine umgekehrt eiförmige Gestalt und einen herben Geschmack hat, einen rundlichen, braunen Samenkern enthält, und bald nach der Reife abfällt. Die Fortpflanzung geschieht durch Samen, Wurzelschößlinge, Ableger und Schnittlinge; der Same geht aber erst im zweiten Frühjahre mit zwei rundlichen Samenblättchen auf. Zu Befestigung sandiger Dünen und Dämme ist der Strauch sehr brauchbar, in sofern sie dadurch sehr haltbar werden, und gedeihet, wo oft keine andere Pflanze fortkommen will, eben so zu dichten, schützenden Hecken und wegen seiner goldfarbigen Knospen und safrangelben Beeren, zu Lustgebüschen. Sein Holz wird vom Tischler und Drechsler zu mancherlei kleinen Waren und Geräthe verbraucht, läßt sich schön beizen, färben und

zweite von Linné bestimmte Art, H. canadensis, bildet nebst H. argentea *Pursh.* eine besondere Gattung, Shepherdia *Nutt.* — S. *Spr.* Syst. III, 902. (*Sprengel.*)

HIPPOPHAGI, 1) Sarmatae, beim Ptolemäus ein Volk an dem östlichen Zuflusse des Rhosstroms (an der Kama), etwa in der Gegend des heutigen Perm, wo noch jetzt die Syrjänen, ein Stamm von Halbnomaden, der Gewohnheit des Benutzens der Pferde als Schlacht- und Melkvieh getreu ist, die der alte Geograph durch jenen Namen andeutet. 2) H. Scythae, bei demselben ein Volk an der Ostseite des Imaus (hier der Altai), etwa nördlich der Irtisch- und Selengaquellen, wo noch heute Kalmückenhorden mit allen Gewohnheiten der alten Skythen nomadisiren, und das Pferdfleisch als Leckerbissen achten. (*Benicken.*)

HIPPOPODES (Pferdefüßler), ein fabelhaftes Nordlandsvolk des Pomponius Mela [1]) und des Plinius [2]), welche diese Nachricht wahrscheinlich von älteren griechischen Geographen entlehnt hatten [3]). Die unerforschten nördlichen Gegenden der Erde boten dem Südländer im Alterthume zu Phantasiegebilden den weitesten Spielraum dar; auch mag die seltsame Tracht der Polarvölker, die sich ganz in Thierfelle kleideten, zur Täuschung Vieles beigetragen haben. Die Fußbedeckungen von Pelzwerk aus Einem Stücke mögen dem an Sandalen, welche mit zierlichen Riemen befestigt waren und die natürliche Form des Fußes genau sehen ließen, gewöhnten Auge des Südländers wohl ein wenig pferdefußartig vorgekommen seyn. Die vermeintliche Heimath der Hippopoden wird von Pomponius Mela ziemlich bestimmt angegeben; er setzt sie in die der Sarmatia Europaea gegenüber liegenden Gegenden. „Das den Sarmaten gegenüber liegende Gebiet, sagt er, erscheint wegen des wechselnden Andranges und Zurückwogens des Meeres, und weil die Räume, durch die es getrennt ist, bald durch die Meereswogen bedeckt, bald trocken sind, jetzt als Inseln und bald wieder als ein einzelnes zusammen hängendes Land. Hier wohnen die Daonen (Eieresser), die nur von Eiern der Sumpfvögel und von Hafer leben. Auch soll es daselbst Hippopoden geben und Panoten (Ganzohren), deren Ohren so groß und breit sind, daß sie den ganzen Körper einhüllen und den Nackenden zur Kleidung dienen." Dann setzt Mela zur eigenen Rechtfertigung hinzu: „dieß sind zwar nur Fabeln; aber dennoch sind sie von achtungswerthen Schriftstellern aufgenommen worden." Plinius scheint dieselbe griechische Urkunde benutzt zu haben; er sagt in seiner Naturgeschichte: „Man spricht auch von Donischen Inseln, auf welchen die Einwohner von Vogeleiern und Hafer leben. Von andern Inseln spricht man, auf welchen die Menschen mit Pferdefüßen geboren würden, die man Hippopodes nenne; und ferner von Inseln der Panotier (Ganzohren, eine andere Lesart hat für Panotiorum fälschlich Fanesiorum), auf welchen die übrigens ganz nackten Körper der Einwohner von ihren ungeheuern großen Ohren ganz bedeckt würden." Solinus [4]) stimmt mit Plinius überein. Vergl. die Art. Hellusier und Oäonen. (*Aug. Wilhelm.*)

HIPPOPODIUM, eine von Sowerby *) aufgestellte fossile Muschelgattung, die im Lias vorkommt und wovon eine Art: H. ponderosum von ihm abgebildet ist. (*Bronn.*)

HIPPOPODIUS, *Quoy* et *Gaimard* (Zoophyta), eine Gattung der Medusen (Acalephae) von den genannten Begründern derselben zuerst beschrieben in Annales des Sciences naturelles X. daraus in Isis XXI. S. 838. Eschholtz (System der Acalephen. p. 146) stellt dieselbe in die (2te) Familie Physsophoridae, zwischen Physsophora und Rhyzophysa, *Cuvier* (règne animal éd. 2. III, 287. unter dem falschen Namen Hippopus) in die Hauptgattung Physsophora, zwischen die Untergattung gleiches Namens und Capulites. Ein Bruchstück des ganzen Thieres ward von *Bruguière* in der Encyclopédie méthodique, Vers. pl. 89. f. 5. 6. und von *Otto* in Acta nova Acad. Caes. Leopold. XI. pl. 42. f. 3. unter dem Namen Gleba, als eigene Gattung aufgestellt.

Als Kennzeichen hebt Eschholtz heraus: die Fangfäden haben fadenförmige Zweige, kugelige mit Flüssigkeit gefüllte Bläschen stehen an der Wurzel der Zweige; die Schwimmstücke sind knorpelig und haben eine Schwimmhöhle, die mit einem Blatte halb überdeckt ist. Die Entdecker geben noch besonders an: „die Thiere, zusammen gehäuft, frei, schwimmend, bilden Reihen von 6 — 9 Individuen, gruppirt um eine Schnur von Saugern und Eierstöcken, welche sich sehr weit ausdehnen kann. Die einzelnen Individuen gleichen einem Roßhufe, zusammen gehäuft der Ähre einer Briza oder einem Hopfenkätzchen."

Die einzige Art ist H. luteus. Die Entdecker sagen von derselben Folgendes: „dieses Thier ist wieder eine von den Formen, die man schwer mit einem andern Thiere vergleichen kann; noch schwerer ist die Art des Lebens in diesen Individuen, welche sich beim geringsten Stoße trennen, zu begreifen. Unter einer großen

---

reliren und gibt Spazierstöcke, Pfeifenröhre u. s.; seine Beeren, welche einen herben, sauren, gelben, färbenden Saft enthalten, werden am bothnischen Meerbusen zu einer Lattwerge verkocht, an einigen Orten zu Fischbrühen benutzt, die davon einen angenehmen Geschmack bekommen. Als Farbholz verdient er mehr Aufmerksamkeit, wie zeither; denn unvorbereitetes Tuch erhält in dem Absude von 4 Loth Zweige und Blätter eine Lederfarbe, und Seide wird blaßgrau, mit Eisenvitriol vorbereitetes Tuch nimmt eine angenehme schwarzbraune Farbe an, welche sehr gesättigt, auf der eben so behandelten Seide aber etwas schwächer ausfällt, alauntes Tuch endlich und Seide bekommen eine gesättigte ledergelbe Farbe. (*Fr. Thon.*)

1) *Mela* de situ Orbis III, 6. 2) Hist. Nat. IV, 27. 3) Der griechische Geograph Megasthenes (er lebte zur Zeit des Seleucus Nicator und war der Verfasser einer indischen Geschichte. *Pet. Bertii* Theat. Geogr. Vet. Tom. I. Praef. p. 4.) scheint der Urheber dieser Fabeln gewesen zu seyn; er hatte in seinem geographischen Buche von *ἐκτοκολίταις*, *ἀστόμοις*, und *μονοφθάλμοις* geschrieben.

4) Polyhist. XXX.

*) Mineral Conchol. of great Britain III. 1821. tab. 250.

Menge ist man selten so glücklich, ein vollständiges Exemplar zu erhalten. Es bildet einen Kegel von der Länge eines Zolls, und besteht aus 7 — 8 Individuen, die dachziegelartig und abwechselnd über einander liegen, so daß die größten die untersten sind; von einem der obern geht eine Eier- und Saugerschnur ab, läuft durch den Kanal, welchen sie durch ihre Zusammenhäufung bilden und hängt 8 — 10 Zoll lang hervor. Die untere Fläche des einzelnen Individuums ist rundlich, concav mit vier kleinen Spitzen am Umfang der Concavität, welche zur Verbindung der Individuen dienen. Auf der Basis dieser Spitzen erhebt sich eine kleine, sehr dünne, halbzirkelförmige Klappe, 3 — 4 Linien breit und außer dem Wasser kaum sichtbar; durch ihre Zusammenziehung wird die Ortsbewegung bestimmt. Eine Seite des Individuums ist ausgeschweift, und dieser Ausschnitt bildet vereinigt mit dem der andern Individuen den Centralkanal. Die obere Fläche des Thieres ist ebenfalls concav. In der Mittellinie ist ein Streif, ohne Zweifel der Anfang des Ganges, der zur Ernährung dient. Übrigens sind diese ziemlich derben, durchsichtigen, opalartigen Thiere von unten nach oben, in abnehmender Reihe geordnet; gewöhnlich endigen 2 sehr kleine mehr abgerundete Individuen die Spitze des Kegels. Die Schnur der Fühlfäden und der Sauger hängt am häufigsten mittels eines kleinen Anhängsels an der Spitze des Kegels, doch auch bisweilen an dem zweiten oder dritten Individuum; sie tritt willkürlich aus dem Kanal, der nicht über einen Zoll lang ist, heraus und zieht sich wieder hinein. Die Ausdehnung der Sauger, deren Bewegungen sehr rasch und lebhaft sind, erstreckt sich auf 7 bis auf 8 Zoll. Auf dem Stiele eines jeden und zwar auf einer Seite befindet sich ein ovaler schön gelber Körper, der gestreift und von einem spiralförmigen Faden begleitet ist. Zwischen den Fühlfäden hängt nur ein einziger verzweigter Centralstiel von Saugern hervor, während eine Gruppe von ziemlich zahlreichen Saugern fast nie aus dem Leibe vortritt. Wir haben nie mehr als 8 bis 10 Individuen zusammen gehäuft gefunden, indessen kann man wohl denken, daß sie in größern Massen vorkommen. Sind die Fühlfäden zurück gezogen, so bewegen sie sich horizontal, hängt aber die Schnur der Fühlfäden heraus, so schwimmen sie senkrecht, und das Schwimmen geschieht mittels der angezeigten Klappe. Es wirken nicht alle zusammen, sondern ein einziges ist im Stande, die Masse zu leiten; sind sie getrennt, so bewegen sie sich auch einzeln. Dasselbe gilt auch von den Fühlfäden und Saugern, welche auf diese Art über 12 Stunden leben können; um der bessern Untersuchung willen muß man selbst zu diesem Mittel seine Zuflucht nehmen. Die Trennung der Individuen geschieht so leicht, daß wir sie fast immer einzeln antrafen; man findet auch vereinigte, welche nur die Hälfte des Kegels bilden, aber noch die Fühlfäden und Sauger am Gipfel haben. Wir können nicht sagen, wie die Ernährung bei denjenigen geschieht, an denen keine Sauger hängen, denn es zeigt sich kein Kanal, der von dem einen zum andern liefe und sie hängen so schwach an einander, daß man es nur ein Ankleben nennen kann, wie bei den Salpen." (*D. Thon.*)

HIPPOPODROMEN, Plänkler zu Roß bei den Makedoniern. Sie waren ungeharnischt, aus den bezwungenen Skythen, Sarmaten und Arabern genommen und mit Bogen oder leichten Wurfspeeren bewaffnet. Ihr Hauptgeschäft bestand im Aufspüren des Feindes und im Spähen nach Beute. Sie bildeten nicht eigne Scharen, sondern waren den leichten Reiterabtheilungen beigegeben. Vgl. Arrian an mehreren Orten. (*Benicken.*)

HIPPOPOTAMUS, *Linné* (Mammalia), Nilpferd, Flußpferd. Eine Gattung Säugethiere, nach Cuviers Eintheilung (règne animal. éd. 2.) in die Ordnung Pachydermes gehörig, und zwischen die Gattungen Mastodon und Sus gestellt.

Die Kennzeichen sind nach *Cuvier* (l. c. I, 242.) folgende. An allen Füßen 4, fast unter einander gleiche Zehen, mit kleinen Hufen; in der obern und untern Kinnlade jederseits 6 Mahlzähne, von welchen die 3 vorderen kegelförmig sind, die 3 hintern 2 Par Spitzen haben, welche jedoch, durch das Kauen abgeschliffen, das Ansehen von 2 einander gegenüber stehenden Kleeblättern erhalten, 4 Schneidezähne in jedem Kiefer, von welchen die oberen kurz, kegelförmig, und zurück gebogen, die untern lang, cylindrisch, spitzig sind und nach vorn gestreckt liegen; in jedem Kiefer 2 Eckzähne, wovon der obere gerade, der untere sehr dick und zurückgebogen ist, beide nutzen sich einander ab. Der Körper massig, haarlos, die Beine sehr kurz, so, daß der Bauch fast auf der Erde liegt, der Kopf unmäßig groß, mit großer aufgeschwollener Schnautze, welche die starken, vordern Zähne umschließt, der Schwanz kurz, die Ohren und Augen klein. Der Magen ist in mehrere Säcke getheilt.

Cuvier spricht noch neuerdings (1829. Règne animal. éd. 2. I. 242.) nur von einer einzigen lebenden Art, aus dem mittlern und südlichen Afrika, und scheint also die früheren Angaben *Desmoulin's* (1825. Dictionnaire classique d'histoire naturelle. tom. VIII. Art. Hippopotame), welcher noch eine Art annimmt, nicht zugeben zu wollen, da er ihrer gar nicht gedenkt. Wir werden auf die Unterschiede beider Arten unten zurück kommen, vorerst aber das Allgemeine vorausgehen lassen, da Mehreres davon wohl beiden Arten zukommt, die bis jetzt von den Reisenden und Naturforschern nicht unterschieden worden sind.

Die Benennung dieses Thieres, aus dem frühen Alterthume und der griechischen Sprache herrührend, hat bei mehreren Schriftstellern, welche dasselbe wahrscheinlich bloß dem Namen nach kannten, zu sehr unvollständigen Beschreibungen desselben Veranlassung gegeben und nur Diodor scheint das Richtigere getroffen zu haben, wenn er angibt, daß das Geschrei des Thieres dem Wiehern des Pferdes gleiche. Die Organisation des Flußpferds selbst war lange Zeit nur unvollständig bekannt, wie aus dem Folgenden näher hervorgehen wird. Daß unter dem Behemoth des Buches Hiob das Flußpferd zu verstehen

sei, ist kaum zweifelhaft, obschon die dort befindlichen Angaben ungenügend sind. Die Beschreibung, welche Aristoteles gibt (Hist. anim. II, 7.), ist voller Irrthümer. Er schreibt ihm zwar Ägypten als Vaterland zu, sagt aber weiter: das Thier hat die Größe eines Esels, die Mähne und die Stimme eines Pferds, den gespaltenen Fuß eines Ochsens; seine Schnauze ist stumpf, der Mund mittelmäßig gespalten, die Zähne stehen etwas vor, der Schwanz gleicht dem eines Schweines und die Haut des Rückens ist so dick, daß man Wurfspieße aus ihr machen kann. Man muß sich über diese sonderbare Beschreibung um so mehr wundern, wenn man auf die Quellen derselben zurück geht; denn sie ist fast ganz aus Herodot entlehnt, der doch was er selbst gesehen hat, so genau beschreibt. Dieser hat zwar noch einen Irrthum mehr, als Aristoteles (denn er sagt, daß der Schwanz des Flußpferdes dem des Pferdes gleiche), dagegen hat er auch wieder einen weniger, indem er die Größe desselben mit der der größten Ochsen vergleicht (*Herodot.* II, 71.). Man würde nach diesen beiden Beschreibungen zu glauben versucht seyn, daß die Alten unter dem Flußpferd ein anderes Thier verstanden, als wir heutigen Tages, wenn nicht Diodor (Lib. I.) uns darüber aufklärte; denn er gibt ihm seine wahre Größe, wenn er sagt, es sei 5 Vorderarme lang und sein Körper nähere sich an Umfang dem des Elephanten. Weiter aber gibt er an, es habe an jeder Seite 3 vorspringende Zähne, welche größer als die Hauer des Ebers seien, doch läßt er ihm noch gespaltene Füße gleich Ochsenfüßen. Plinius, welcher recht gut diese Beschreibung kennen konnte, hat doch nur die des Aristoteles aufgenommen; doch gibt er die Größe nicht an und sagt von der Haut nur, man könne aus derselben Helme und Schilde machen, die undurchdringlich seien, so lange sie nicht naß würden (Lib. VIII. cp. 25.). Er bringt aber noch den Irrthum hinzu, daß das Thier, wie die Seehunde, mit Haaren bedeckt sei (Buch 9. Kap. 12.). Plinius hätte indessen sich besser instruiren können, da er selbst erzählt (Buch 8. Kap. 26.), daß unter dem Ädil *Scaurus* ein Hippopotamus zu Rom gezeigt wurde. Auch wissen wir von Dion, daß Augustus bei dem Triumphzuge über die Kleopatra ein solches Thier mit aufführte. Nach Plinius Zeiten sahe man mehrere Flußpferde in Rom. So ließ nach dem Zeugniß von Julius Capitolinus, Antonius ein drittes sehen, andere Schriftsteller erzählen, daß der Kaiser Commodus bei einer Gelegenheit ihrer 5 zeigte und bei einer andern eins mit eigener Hand tödtete; auch unter Heliogabalus und Gordianus konnte man dergleichen schauen. Nichts desto weniger haben die nach Plinius lebenden Schriftsteller keine bessere Beschreibung, z. B. Ammianus Marcellinus, der noch ausdrücklich erzählt, daß die Flußpferde seit der Zeit des Kaisers Julian aus Ägypten verschwunden seien.

Dagegen sagt Abdollatif, ein Arzt aus Bagdad, der zu Ende des 12ten Jahrh. unter dem Schutz von Bohaëddin, Vezier von Saladin, ganz Ägypten durchwanderte (Relation de l'Egypte trad. par *Sylv. de Sacy.* 1810. 4.), daß die Flußpferde wieder im Delta erschienen seien. Nach seiner genauen Angabe finden sie sich in dem niedrigsten Theile des Flusses bei Damiette, sind sehr stark, von erstaunenswerther Kraft, und bieten einen schreckbaren Anblick dar. Der H., sagt er, verfolgt die Kähne, wirft sie um und verzehrt Alles, wessen er von der Ladung habhaft werden kann, gleicht mehr dem Büffel als dem Pferde und seine rauhe Stimme ist der des Pferdes oder vielmehr des Maulesels ähnlich, sein Kopf sehr plump, das Maul weit gespalten, die Zähne sehr spitz, die Brust breit, der Bauch herabhängend und die Beine kurz. Weiter spricht er von einigen dieser Thiere, welche vom Flusse nach Kairo getrieben wurden, und dort nur durch nubische Schwarze, in deren Lande das Thier sehr bekannt ist, getödtet werden konnten, fügt hinzu, daß ihre Haut schwarz, haarlos und sehr dick war, die Länge vom Rüssel bis zum Schwanze 10 mittlere Schritte, ihre Stärke die dreifache eines Büffels betrug, daß Hals und Kopf das nämliche Verhältniß wie bei diesem Thier, hatten, der Mund vorn, oben und unten mit 6 Zähnen besetzt war, von welchen die äußern seitlichen einen halben Vorderarm lang, die mittlern nur etwas kürzer waren, daß in den Seiten der Kiefern eine Reihe von 10 Zähnen stand, welche die Größe eines Hühnereies hatten, daß der Schwanz nur einen halben Vorderarm lang, fingerdick und haarlos, die Beine nicht höher als ein Drittheil der Vorderarmslänge waren, daß die Füße denen des Kamels glichen, aber 4 Hufe hatten, und daß endlich der Körper dicker und länger war als beim Elephanten. Übersieht man den Irrthum über die Backenzähne, welcher sich indessen wegen ihres Baues leicht entschuldigt, so ist diese Beschreibung eine der genauesten aus früherer Zeit.

Besser als die Naturforscher und Historiker, haben die alten Künstler das Nilpferd dargestellt. So findet man es unter andern sehr kenntlich abgebildet, in Gesellschaft des Ibis, des Krokodils und der Lotuspflanze, auf dem Fries der Statue des Nils im Belvedere zu Rom, wo nur Füße und Zähne nicht ganz genau ausgedrückt sind. Auf dem, unter dem Namen der Mosaik von Palästrina bekannten Kunstwerke, welches die Thiere Ägyptens und Äthiopiens darstellt, sind 3 sehr gute Figuren vom H., deren 2 durch Mohrenjäger von Pfeilen durchbohrt, das dritte schwimmend erscheinen. Das Bild von diesem entspricht ganz der Natur, es zeigt, wie das Flußpferd sich dem Strom überläßt, nur den Oberkopf aus dem Wasser steckend, um Ohren, Augen und Schnauze frei zu haben, hören, sehen und athmen zu können. Die Münzen von Hadrian, der bis zu den Wasserfällen des Nils in Ägypten vordrang, zeigen sehr häufig diesem Lande entlehnte Attribute und unter andern auch das Flußpferd mit dem Krokodil und dem Nilgott. Eine dieser Münzen in Angeloni's Geschichte der Kaiser (Taf. 149. Fig. 58.) zeigt das Flußpferd, mit einem darauf reitenden Kinde, dabei befindet sich ein Krokodil, so wie auch auf einer andern solchen Münze, welche in

dem Werk von Jakob de Bie über die Münzen der römischen Kaiser (Taf. 39. fig. 7.) abgebildet ist.

Diese Denkmäler ergänzen die Mängel der Beschreibungen, und lassen keinen Zweifel über die wahre Anwendung des Namens Hippopotamus in früherer Zeit. Er erscheint immer unter den Symbolen Ägyptens, so wie sein Name überall unter den, diesem Lande eigenthümlichen Thieren. Es läßt sich also daraus der Schluß ziehen, wenn man auch keine andern Beweise dafür hätte, daß jene Abbildungen und dieser Name demselben Thiere zugehören.

Das christliche Europa sahe kein lebendes Nilpferd; Belon war der erste neuere Schriftsteller, welcher selbst eines beobachten konnte. Er sahe es zu Konstantinopel und beschreibt es in seiner Naturgeschichte der Fische, indem er zugleich eine Abbildung nach einer Münze Hadrians gibt, wobei er jedoch den Irrthum auf der angegebenen Bildsäule des Nils berichtigt, welche dem Thiere 5 statt 4 Zehen gibt; von den Zähnen sagt er nichts weiter, als daß sie denen des Pferd's zu vergleichen. Geßner in seinem Thierbuche schreibt nur Belon nach. Ein halves Jahrh. nach diesem besaß ein italienischer Chirurgus Namens Zerenghi zwei Hippopotamushäute, Männchen und Weibchen, und gab eine sehr gute Beschreibung der Art, nebst einer Abbildung des Weibchens heraus. Aldrovandi, welchem er das nämliche Weibchen gezeigt hatte, hatte es für seine Naturgeschichte der Thiere zeichnen lassen, indessen ist es nicht diese Figur, welche in seinem Werke erscheint, sondern eine andere, die er seiner Angabe nach von Padua erhielt. Wahrscheinlich ist diese von Alpini; denn man findet sie in des Letztern Werke pag. 247. Der gelehrte Fabius Columna hatte von dem Thier Zerenghi's eine bei Weitem bessere Zeichnung machen lassen, welche mit einer guten Beschreibung im J. 1616 erschien und also früher, als die von Aldrovandi, selbst wenn man annimmt, daß diese von Alpini gewesen sei. Denn dieser Arzt verließ Ägypten 1583, wo er 3 Jahre zugebracht hatte, und starb zu Padua 1617. Da man seine Naturgesch. Ägyptens erst im J. 1735 erscheinen ließ, so fing dadurch der Gegenstand an, etwas verwirrt zu werden. Er überschrieb sein 12tes Kap.: vom Chaeropotamus u. Hippopotamus, und gibt die Zeichnung von 2 ausgestopften Häuten, von denen die eine einem ausgewachsenen, weiblichen Thiere, die andere einem Fetus angehört, welche er bei dem Pascha von Kairo sah. Beide Häute gehören offenbar dem jetzt so genannten Hippopotamus an, nur daß der Schädel und folglich auch die Zähne zugleich mit den übrigen Knochen bei dem Ausstopfen weggenommen worden sind. Er schließt aus dieser Abwesenheit der Zähne, daß dieß nicht der Hippopotamus der Griechen seyn könne, weil dieser etwas vorstehende Zähne gehabt habe, und da er einige Zeit nachher zu Alexandrien eine andere Haut mit Schädel und Zähnen sah, so gab er auch von dieser eine Abbildung, dieselbe, welche Aldrovandi schon geliefert hatte und schloß nun, daß dieß der wahre Hippopotamus der Griechen sei, weil er mit ihrer Beschreibung besser übereinstimme. Aus dem Grunde glaubte er auch, daß die Figuren auf der Bildsäule des Nils nicht den Hippopotamus, sondern ein anderes Thier darstellten.

Dieser Irrthum der Alten, daß nämlich die Zähne des Hippopotamus aus dem Maule vorständen, war schwer zu vermeiden, wenn man das Thier nicht lebendig gesehen hatte. Diese Zähne, besonders die Eckzähne sind so groß, daß man kaum begreift, wie sie von den Lippen bedeckt werden können; nun hatten aber die Alten schon viele solche Zähne gesehen, selbst da, als sie noch keinen Begriff von der Größe des Thiers hatten, welche sie der eines Esels gleich schätzten. Diese Zähne machten einen Handelsartikel aus und man wandte sie statt Elfenbeins zu den kostbarsten Kunstwerken an. So spricht Pausanias von der Bildsäule einer Göttinn, deren Gesicht aus solchen Zähnen gemacht war und Kosmas will zur Zeit des Kaisers Justinian einen solchen Zahn gesehen haben, der 13 Pfund wog. Indessen ist es Thatsache, daß man die Zähne des H. nicht sieht, wenn das Maul geschlossen ist, und mehrere Augenzeugen bestätigen dieß, ganz deutlich aber sieht man es an Köpfen, im Pariser Museum und anderwärts, deren Haut durch das Trocknen nicht zusammen geschrumpft ist. Die antiken Figuren, von denen wir sprachen, geben uns also ein treues Bild des Thieres, und die Annahme einer zweiten Thierart ist keines Weges erforderlich, um sie zu erklären. Alpini setzte das Vorhandenseyn einer solchen Art voraus, und behauptet, daß die Griechen sie Chaeropotamus genannt hätten. Nun findet sich aber in keinem alten Schriftsteller dieser Name, wohl aber sieht man auf der gedachten Mosaik ein vierfüßiges Thier mit einigen kaum zu deutenden Schriftzügen, die man gemeiniglich als χοροιπ liest. Da aber die Alten einen Chaeropithecus hatten, welches wahrscheinlich eine Art Mandrill war, und die fragliche Figur einem solchen einiger Maßen gleicht, so läßt sich aus derselben auf das Daseyn des Chaeropotamus nicht schließen. Herrmann in Straßburg, der die Existenz desselben behauptet, ward offenbar von seinen Ansichten über die Verbindung der Wesen durch eine fortlaufende Kette irre geleitet.

Was das Vaterland der Flußpferde betrifft, so ist dasselbe außer dem Nil, oberhalb der Wasserfälle, besonders das Kap der guten Hoffnung und der Senegal, auch weiß man von vielen Reisenden, daß sie in Guinea und am Congo vorhanden sind. Bruce versichert, daß sie in Abyssinien im Nil (siehe weiter unten die Angaben von Rüppel) und im See Tzana sehr häufig sind. Le Vaillant fand sie in allen Theilen des Kafferlandes, die er durchreiste und so scheint das südliche Afrika fast überall damit bevölkert. Es fragt sich nun, ob sie sich nur in diesem Welttheile finden? Nach einer alten Meinung läugnet schon Strabo (Libr. 15.), gestützt auf das Zeugniß von Nearchos und Eratosthenes, daß es dergleichen im Indus gebe, obgleich Dnesikritos es behauptet; Pausanias stimmt mit den beiden ersten überein, aber Philostratos und Nonnos sind

der Meinung des Letzteren. Buffon widerspricht der Ansicht Michael Boym's, der in seiner flora sinensis 1656 China als Vaterland angibt, so wie der Angabe Aldrovandi's (de quadruped. dig.) von einem Briefe Alexanders an Aristoteles, nach welchem sie im Indus einheimisch waren. Linné's Anführen, daß sie sich in Asiens Flüssen fänden, hat keine Auctorität für sich, obgleich Marsden (Hist. of Sumatra) behauptet, gestützt auf die Erzählung und Zeichnung Whatfield's, eines Küstenofficiers, daß sie an der Mündung eines der südlichen Flüsse der Insel vorkämen, und obgleich ferner die batavische Gesellschaft (Vol. I. 1799) den Hippopotamus unter die Thiere von Sumatra, unter dem malay'schen Namen Conda-Ayer oder Kúda-Ayer aufzählt. Cuvier in seinen Untersuchungen über diesen Gegenstand, wirft die Frage auf, ob nicht der Hippopotamus von Sumatra mit dem Succotyro von Java, welches Newhoff abgebildet hat, ein und dasselbe Thier, schlecht abgebildet und schlecht benannt, sei. Schreber hat diese Figur aufgenommen und man wird schon an der Abbildung ungefähr sehen, in wie weit das Thier entstellt ist. Diard und Duvaucel, welche Java und Sumatra fast nach allen Richtungen durchkreuzt haben, eine neue Art Rhinoceros und eine neue Art Tapir daselbst entdeckten, konnten doch weder einen Hippopotamus, noch den Succotyro auffinden. Vor der Hand muß also noch die Frage über andere Heimathgegenden des Flußpferdes, als die oben angegebenen, unentschieden bleiben.

Was das äußere Ansehen des Flußpferdes betrifft, so wird die Größe desselben sehr verschieden angegeben; das Weibchen soll 12 Fuß lang, 5 hoch seyn, 10 Fuß im Umfang haben, die Füße 2 Fuß dick und hoch, der Kopf 2½ Fuß lang seyn, das Männchen dagegen 17 Fuß lang. Dagegen gibt Rüppel die Länge eines alten, von ihm an Ort und Stelle gemessenen Männchens nur auf 13½ Fuß von der Schnauze bis zum Schwanzende an. Vielleicht rühren diese verschiedenen Maße daher, daß manche von ausgestopften Exemplaren entnommen wurden. Die Farbe ist sowohl an ausgestopften, als lebenden, theils schwarz oder schieferschwarz, theils lohfarbig; es scheint die Farbe auf das Geschlecht keinen Bezug zu haben, vielleicht deutet sie bloß Varietäten an, vielleicht sogar eine besondere Art. Die Haut ist fast nackt, am Halse zum Theil mit einigen größern Falten, außerdem mehr oder weniger rissig, mit wenigen einzelnen Borsten besetzt, welche um die Lippen dichter stehen und länger sind. Die ganze Gestalt erkennt man am besten aus der Abbildung.

Die Flußpferde halten sich theils einzeln, theils gesellschaftlich, wie es scheint, parweise, an den Ufern der Flüsse, oder auf den darin befindlichen Inseln auf. Sie gehen meistens des Nachts ihrer Nahrung nach und richten in den Reis-, Mais-, Hirsen- und Zuckerrohrfeldern mehr durch Zertreten als Fressen, großen Schaden an. Man behauptete sonst, sie lebten auch von animalischer Nahrung, welches indessen nicht der Fall ist. Sie schwimmen und tauchen gut, können aber nicht lange unter dem Wasser bleiben, sind sehr wild und oft den Menschen gefährlich, werfen ein Junges, welches an den 2 Brüsten in den Weichen gesäugt wird.

Man jagt sie um der Haut, des Fleisches und der Zähne willen; über die Jagd ist Rüppel (Reisen in Nubien, Kordofan etc. Fr. a. M. 1829) sehr ausführlich. „Die Harpunen, womit die Hauauit (Hippopotamus-Jäger) anwerfen, sind etwas von denen der Krokodiljagd (s. den Art. Crocodilus) verschieden; das Eisen endet in einer ovalen Fläche, wie bei einem Rasirmesser, die äußern Dreiviertel des ovalen Randes sind vorzüglich zugeschärft. Am obern Vorsprung der Harpune ist ein starker langer Strick befestigt und an dessen anderm Ende ein dicker Klotz von leichtem Holze, um das bei Nacht angeworfene Thier bei Tage leichter wieder aufzufinden. Die Hippopotamusjäger werfen ihr Wild bei Tag und bei Nacht an; der ersteren Zeit geben sie immer den Vorzug, weil sie besser den wüthenden Anfällen des gereizten Feindes entgehen können. Einen Theil des Strickes nebst dem Holzschaft der Harpune nimmt der Jäger in die rechte Hand, in der linken trägt er das übrige Seil und den Holzklotz; so nähert er sich behutsam seinem Wilde, wenn es bei Tage auf einer kleinen Insel schläft, oder er lauert des Nachts an der Uferstelle, wo er hofft, daß das Thier herauskommen dürfte, um in den Saatfeldern zu weiden. Ist er bis auf die gewünschte Entfernung genaht (etwa 7 Schritte), so wirft er kraftvoll die Lanze auf seinen Feind, deren Harpune, wenn geschickt geschleudert, bis hinter den Widerhaken durch die dicke Haut in die Fleischmasse eindringen muß. Das verwundete Thier flüchtet sich gewöhnlich nach dem Wasser und verbirgt sich in den Fluten, die Holzlanze fällt ab, aber der an das Harpuneisen gebundene Klotz schwimmt und bezeichnet die Richtung, in welcher der H. geht. Große Gefahr beim Anwerfen des Thieres ist dann, wenn der Jäger von demselben bemerkt wird, ehe der Wurf geschehen ist; zuweilen dringt dann die Bestie mit Wuth auf ihren Gegner los und zermalmt ihn mit Einem Male in dem weit offenen Rachen, ein Vorfall, der während unseres Aufenthaltes bei Schendi Statt hatte. Oft reizen ganz harmlose Gegenstände den Zorn des Thieres; so zerknirschte in der Gegend von Amara ein H. mehrere Stücke Rindvieh, die bei einem Wasserrad angebunden waren. Sobald das Thier glücklich angeworfen ist, eilen die Jäger in ihre kleinen Kähne und nähern sich behutsam dem schwimmenden Holzklotz, an welchen sie ein starkes langes Seil befestigen; mit dessen anderem Ende fahren sie nach der herbei eilenden großen Barke, auf welcher sich ihre Gehilfen befinden; jetzt zieht man mit dem Strick das Thier an; der durch den Widerhaken verursachte Schmerz reizt seine Wuth, kaum hat es die Barke erblickt, so dringt es auf sie los, faßt das Fahrzeug mit den Zähnen und zuweilen gelingt es ihm, solches zu zertrümmern oder umzuschlagen. Die Jäger bleiben unterdessen nicht müßig; 4 bis 6 andere Harpunen werfen sie ihm ein, und mit der Anstrengung aller Kraft nöthigen sie es durch die Seile derselben, sich dicht an

die Barke anzulehnen, und so einen Theil seiner Stärke zu lähmen. Mit einem scharfen langen Eisen sucht man dann das ligamentum jugi zu spalten; so tödten die Eingebornen das Thier. Da die Fleischmasse eines ausgewachsenen H. zu groß ist, um ohne eine namhafte Zahl Menschen aus dem Wasser geschafft zu werden, so zerhacken sie gewöhnlich das getödtete Thier im Wasser und ziehen die einzelnen Stücke an das Land. Man tödtet gewöhnlich in der ganzen türkischen Provinz Dongola nur 1—2 H. jährlich (in den Jahren 1821 bis 1823 einschließlich, wurden deren 9 Stück erlegt, wovon 4 durch unsere Hände). Das Fleisch des jungen Thieres ist sehr schmackhaft; ausgewachsene Individuen pflegen sehr fett zu seyn und ihre Fleischmasse schätzt man gleich 4—5 Stück Ochsen. Die Haut wird einzig und allein zu vortrefflichen Peitschen (Kurbatsch) verarbeitet; eine Haut gibt 350—500 solcher Peitschen; die Zähne werden nicht benutzt. Einer der von uns erlegten H., ein ganz altes Männchen, schien seine größte Körper-Dimension erreicht zu haben und maß von der Schnauze bis an das Schwanzende 13¼ französischen Fuß, und seine Eckzähne von der Wurzel bis zur Spitze längs der äußern Krümmung 26 französische Zoll. Um ihn zu erlegen, kämpften wir mit ihm 4 Stunden lang und zwar des Nachts; wenig fehlte, daß die Bestie unsere große Barke und mit ihr vielleicht uns Alle vernichtet hätte. Als das angeworfene Thier die Jäger in dem kleinen Kahn erblickte, welche den langen Strick an den Holzklotz der Harpune anbinden sollten, schleuderte es sich mit einem Satz auf dieselben, riß den Kahn mit sich unter das Wasser und zerschmetterte ihn, die beiden Jäger entkamen mit Noth dieser großen Gefahr. Von den 25 Flintenkugeln, in einer Entfernung von etwa 5 Fuß auf den Kopf des Unthiers geschossen, hatte nur eine die Haut und den Knochen bei der Nase durchbohrt; bei jeglichem Schnauben spritzte nun das Thier reichliche Blutströme auf die Barke, alle andern Kugeln waren in der Dicke der Haut stecken geblieben. Wir bedienten uns endlich eines Standrohres, dessen Gebrauch in so kleiner Entfernung wir überflüssig glaubten, aber nur nachdem 5 seiner Kugeln in einer Entfernung von wenig Fuß gefeuert die schrecklichste Verwüstung in dem Kopf und Körper des Thieres angerichtet hatten, gab der Koloß seinen Geist auf. Die Dunkelheit der Nacht vermehrte das Schauerliche des Zweikampfs; dieser riesenmäßige H. schleifte nach Belieben unsere große Barke in jeder Richtung des Stroms, und in einem sehr glücklichen Augenblick für uns unterlag das Thier, indem es eben das Fahrzeug in ein Labyrinth von Klippen geschleift hatte, die um so gefährlicher werden konnten, da wegen der großen Verwirrung, worin die ganze Schiffsgesellschaft war, Niemand solche bemerkte. Hippopotami von der Größe des in Rede stehenden können von den Landeseingebornen, wegen Mangel eines Standrohrs, nicht erlegt werden."

Nach den Angaben Le Vaillant's ist diesem im innern Afrika (s. Dessen zweite Reise) die Jagd nicht so schwer geworden, obwohl die verwundeten Flußpferde ein Par seiner in den Strom gesprungenen Leute verwundeten. Es scheint also, als ob die Wildheit dieser Thiere mit den Verfolgungen zunehme.

Der Schädel des H. zeigt eine außerordentliche Form, 1) durch die gerade Stirnlinie von dem Hinterhauptskamm bis an's Ende der Nase; 2) durch das Hervortreten der Augenbogen in doppelter Richtung, nämlich über die genannte gerade Linie, so daß die Augen sehr hoch erscheinen, und von der Mittellinie nach Außen dergestalt, daß die Achsen der Augenhöhlen mit letzterer eine Art von Kreuz bilden; 3) durch die Anfangs fast cylindrische Form der Schnauze, welche sich dann plötzlich in 4 große Anschwellungen erweitert, von denen die beiden mittlern die Alveolen für die Schneidezähne, die äußern für die Eckzähne enthalten. Die Wurzel der Schnauze ist flach und erweitert, um den vordern Rand der Augenhöhlen zu bedecken; diese Erweiterung wird von dem Thränenbein und der Basis des Jochbeins gebildet. Jenes ist an der Seite der Nase viel breiter, als gegen den Rand der Augenhöhle, wo es eine kleine Ausrandung bildet. Das Thränenloch reicht übrigens ziemlich weit in die Tiefe des Augenkreises, wo das Thränenbein sich zurück biegt. Die Schläfengruben sind so sehr vertieft, daß dadurch der Schädel etwas weniger Breite bekommt, als der mittlere Theil der Schnauze beträgt. Sie haben zwischen sich einen geradlinigen Kamm und der Stirnwinkel, der sie von einander trennt, ist sehr stumpf. Zwischen beiden Augenhöhlen ist das Stirnbein vertieft. Das Backenbein hat eine spitzige Apophyse, die sich hinter der Augenhöhle erhebt und den Kreis derselben fast schließt, es bleibt indessen zwischen der Spitze dieser Apophyse und dem Augenhöhlenrande des Stirnbeins ein kleiner Zwischenraum. Das Stirnbein, nachdem es den Augenbogen gebildet hat, setzt noch in einen schräg nach hinten gerichteten Kamm fort, der durch seinen Vorsprung die Schläfengrube von der Augenhöhle trennt. Dieser Kamm setzt noch auf das Seitenwand- und Sphenoidalbein fort. Das Erstere dieser beiden vereinigt sich in dem Letztern bis auf einen Zwischenraum von einigen Millimetern. Der Jochbeinbogen ist sowohl der Länge nach, als in horizontaler Richtung gerade, in der Letztern zieht er sich nach Außen, je weiter er sich nach hinten erstreckt, und der vorspringendste Theil desselben steht fast dem Kiefergelenk gegenüber. Die Ohröffnung ist ausnehmend klein und steht ganz hinter der obern Gräte des Jochbeinbogens. Die Nasenknochen sind sehr lang und schmal, sie erweitern sich an ihrer Basis durch eine kleine Spitze, die nach Außen zwischen dem Stirn- und Thränenbein steht. Die äußere Öffnung der Nasenlöcher ist senkrecht und fast rund und sie werden bloß durch die Nasenknochen und die Maxillarknochen, in welchen die Schneidezähne stehen, gebildet. Die untere Ansicht des Schädels zeigt eine ganz auffallende Erweiterung der Schnauze nach vorn, welche besonders von den Alveolen der Eckzähne gebildet wird, und ist außerdem noch dadurch merkwürdig, daß die beiden Reihen der Mahlzähne unter einander parallel sind, oder nach vorn sogar etwas aus einander stehen, ein Umstand, der bei keinem andern Thiere vorkommt.

Die Bildung der untern Kinnlade ist ebenfalls sehr merkwürdig. Ihre beiden Äste, fast parallel laufend, breiten sich bei ihrer Vereinigung, anstatt sich zu verschmälern, fast in ein viereckiges Stück aus, an dessen vorderm Rand die Schneidezähne in einer geraden Linie stehen und dessen Ecken schräg vorspringen, um die Eckzähne aufzunehmen. Von der Seite betrachtet ist der Ast des Unterkiefers merkwürdig durch einen stark nach unten vorspringenden Winkel, der nach vorn durch eine starke halbzirkelförmige Ausrandung begränzt wird; der hintere Rand des aufsteigenden Astheils ist ausnehmend dick. Der Gelenkkopf bildet einen unregelmäßigen Cylinder und steigt von Außen nach Innen herab.

Sehr wichtig ist die Veränderung der Mahlzähne des H. nach Gestalt, Zahl und Stellung in dem verschiedenen Lebensalter. Die Gränzzahl ist 6 auf jeder Seite, oben und unten, 24 im Ganzen, von denen, wie bei dem Pferde, die 3 vordern gewechselt werden, die 3 hintern ungewechselt bleiben. Auch findet sich, wie bei dem Pferde, ein Zahn nach vorne, welcher ausfällt und nicht ersetzt wird. Es finden sich also 4 Milchmahlzähne, von denen nur 3 gewechselt werden, und 3 hintere Mahlzähne. Die 3 ersten Milchmahlzähne und ihre 3 Stellvertreter haben eine eigenthümliche, kegelförmige, viel einfachere Form als die hintern. Der vierte Milchmahlzahn dagegen gleicht dem hintern durch seine zusammengesetzte Form. Er wird durch einen einfachen Mahlzahn ersetzt, da aber zu gleicher Zeit der hinterste Mahlzahn aus dem Kiefer tritt, so bleibt die Anzahl der zusammen gesetzten Mahlzähne immer gleich, nämlich drei. Die Form, welche Cuvier eine zusammen gesetzte nennt, besteht beim H. wesentlich in 4 kegelförmigen Höckern, welche mit dem Rücken dergestalt parweise vereinigt sind, daß ein Par vorn, ein Par hinten in die Quere steht. Von diesen Höckern ist jeder an der Seite, mit welcher sie nicht zusammen stoßen, mit einer tiefen Längsfurche versehen, so daß die Krone des Zahns, wenn er sich abzunutzen anfängt, die Gestalt eines doppelten Kleeblatts (noch besser der Treffblattfigur der französischen Spielkarte) darstellt. Wenn die Abnutzung bis zu der Höhe herab gestiegen ist, wo die Höcker sich vereinigen, so bildet sich für jedes Par eine vierlappige Figur, und wenn die beiden Pare sich vereinigen, so sieht man nur ein krummliniges Viereck, welches die ganze Krone des Zahns einnimmt. Die beiden letzten Mahlzähne der untern Kinnlade haben noch nach hinten zu einen einfachen Höcker, er bildet nach der Abnutzung auf der Krone einen eiförmigen Fleck hinter den beiden Par Kleeblättern. Die 3 ersten Milchmahlzähne bilden einen an den Seiten zusammen gedrückten scharfen, fast schneidenden Kegel. Die 3 Ersatzzähne, welche ihnen folgen, sind ebenfalls kegelförmig, weniger zusammen gedrückt und haben an der äußern Seite 2 Furchen, so daß nach der Abnutzung auf ihren Kronen ebenfalls eine lappige Figur entsteht. Die untern Schneidezähne liegen nach vorn wie beim Schweine, sie sind cylindrisch und nutzen sich etwas an der Spitze ab. Ihr Wurzeltheil, der in den Alveolen steckt, ist sehr lang und rings herum der Länge nach gerieft. Die beiden mittlern sind viel stärker und stehen nur ein Drittheil weiter vor. Die obern Schneidezähne sind fast senkrecht nach unten gekrümmt und die äußern stehen viel weiter zurück, als die mittlern; diese sind innen, die seitlichen an ihrer äußern und hintern Seite abgenutzt. Bei den untern Schneidezähnen ist es umgekehrt der Fall. Die untern Eckzähne sind ungeheuer groß, zirkelförmig in die Höhe gebogen, im Durchschnitt dreieckig, auf den beiden vordern Seiten gerieft, aber fast auf der ganzen hintern abgenutzt. Die obern Eckzähne sind viel kürzer und die Abnutzung findet auf einer schrägen Fläche, welche die beiden vordern Seiten einnimmt, Statt. Die hintere Seite hat eine tiefe Längsfurche. Die 12 vordern Zähne des H. sind übrigens immer an dem eigenen Gewebe ihrer Knochensubstanz kenntlich. Sie ist von der größten Härte und wenn sie auch die feinste Politur hat, so sieht man immer feine, dichte, mit dem Umriß des Zahnes concentrisch laufende Streifen. Das Emaille hat nur eine mittelmäßige Dicke. Diese Zähne werden wegen ihrer Härte, ihrer glänzenden Weiße — sie sollen nie gelb werden — dem Elfenbein, besonders zu künstlichen Zähnen, sehr vorgezogen, aber im Handel häufig mit Wallroßzähnen verwechselt.

Was das übrige Skelett betrifft, so hat das Nilpferd 7 Nacken-, 15 Rücken-, 5 Lenden-, 3 Heiligenbein- und 17 Schwanzwirbel, im Ganzen 47. Rippen sind 15 Pare vorhanden, darunter 7 wahre und 8 falsche. Der vordere Theil des Brustbeins ist wie eine Pflugschar zusammen gedrückt. Alle Dornfortsätze der Rückenwirbel sind nach hinten gerichtet, die der Lendenwirbel, mit Ausnahme des ersten, nach vorn. Der vorletzte und letzte Lendenwirbel und das Heiligenbein, der erste Lendenwirbel und die letzte Rippe sind auch noch durch Querfortsätze mit einander eingelenkt. Die Querfortsätze der Halswirbel aber sind stark nach unten gewandt und nach hinten in Fortsätze verlängert, die einander zum Theil bedecken und dadurch offenbar die Bewegung des Halses erschweren müssen. Das Brustbein weicht von dem gewöhnlichen Bau in so fern ab, als es aus 3 Stücken besteht. Von diesen sind die beiden vordern bei Weitem größer als das kaum merkliche letztere, und bilden allein fast die ganze Länge des Brustbeins. Beide sind gleich groß, an das vordere heften sich die 3 ersten Rippenpare, jene allein, diese zugleich an das zweite, an dieses das dritte bis achte.

Beide Vorderarmknochen sind völlig zu einem breiten Knochen verwachsen, und ihre Trennung ist nur in der untern, kleinern Hälfte durch eine besonders vorn tiefe Rinne und durch 2 Öffnungen angedeutet, die sich am obern und untern Ende dieser Rinne befinden und von denen die obere etwas weiter von der obern, als die untere von der untern Gelenkfläche entfernt ist. Die Handwurzel ist kürzer und breiter als beim Rhinozeros. In der obern finden sich die gewöhnlichen 4, unter ihnen ein langes, mit der Ellnbogenröhre verbundenes Erbsenbein. Das Kahnbein ist am größten und breitesten. In der untern finden sich, ungeachtet nur 4 Finger vorhanden sind, 4 Knochen, die von innen nach außen zuneh-

men. Der innerſte, kleinſte, längliche etwas gebogene artikulirt bloß mit der innern Fläche des zweiten; der äußere, wie gewöhnlich mit den beiden letzten Fingern, doch hier nur zu einem ſehr kleinen Theile mit dem letzten. Die Mittelhand enthält 5 vollkommene Knochen. Das ſehr dünne Wadenbein ſoll bisweilen oben das Schienbein nicht erreichen (nach d'Alton), indeſſen erſtreckt es ſich bei dem Pariſer Skelett auch nach oben bis zu dieſem Knochen.

Der Magen, wenigſtens vor der Geburt, hat eine lange, ſehr darmähnliche Geſtalt; der rechts von der Speiſeröhre liegende Theil iſt beſonders viel enger und die beiden ſeitlichen Anhänge ſind verhältnißmäßig viel größer, faſt eben ſo weit, als er. Der untere Anhang iſt halb ſo lang, als der quere Theil, und dreimal länger, als der obere; der erſtere entſpringt rechts, der letztere links und hinten von der Speiſeröhre. Der rechte quere Theil ſchlägt ſich gegen den Pförtner hin nach links und unten gegen ſich um, und verengt ſich bis gegen den Pförtner hin bedeutend. Aus der Speiſeröhre gelangt man zunächſt in eine kleine mittlere Höhle und von hier aus in die beiden Seitenhörner, die durch eine unvollkommene quere Scheidewand von ihr, dem queren Magentheile und unter einander ſo geſchieden ſind, daß ſich die Speiſeröhre zunächſt in die mittlere Höhle, das große Horn und den queren, rechten Magentheil öffnet, indem ſich die Mündung von dem großen Horn über der unvollkommenen Scheidewand befindet. Dagegen liegt die Öffnung des kleinen Horns unter der Scheidewand und zu dieſem ſcheinen die Speiſen daher erſt von der großen Höhle aus gelangen zu können. Die untere quere Wand des rechten Theils des Magens wird durch ungefähr 10 ſenkrechte Vorſprünge inwendig in Zellen abgetheilt. Mit Ausnahme des dem Pförtner zunächſt befindlichen und umgeſchlagenen glatten Theils iſt die innere Fläche des ganzen Magens faltig und runzlig, nirgends der Angabe nach mit Oberhaut bekleidet.

Über den Fetus iſt die Erklärung der Abbildung nachzuſehen.

Bei dem Hippopotamus vom Cap (dem gewöhnlichen Nilpferd), ſagt Desmoulins (a. a. O.), beträgt die Pfeilnaht wenigſtens $\frac{1}{7}$ der Entfernung von der Hinterhauptsnaht bis zu dem Ende der Naſenknochen, ſie beträgt nur $\frac{1}{9}$ bei der Art vom Senegal, obgleich dieſe an ſich größer iſt. Die ſeitlich ſtehenden Schneidezähne der untern Kinnlade ſind bei dem H. vom Cap mehr gebogen und die mittlern Schneidezähne mehr geneigt, als bei der Art vom Senegal. Die Eckzähne nutzen ſich aber nicht auf dieſelbe Weiſe bei beiden Arten ab, welches einen andern Mechanismus bei Bewegung der Kiefern, der Art ihrer Zuſammengliederung und der Lage ihrer Muskeln vorausſetzt. Beim H. vom Senegal iſt der obere Eckzahn in der Hälfte ſeiner Länge abgenutzt und hat den untern etwas tiefer, als auf die halbe Höhe abgerieben, ſo daß die Spitze oder die Schneide dieſes Eckzahns einen Zoll weit vom Rande der obern Zahnhöhle entfernt bleibt, indeſſen bei der Cap-Art dieſe Spitze über einen Zoll über dem obern Rand des Höckers, welchen dieſe Zahnhöhle an den Seiten der Naſenlöcher bildet, vorragt. Auch iſt der untere Eckzahn bei der letzten Art um $\frac{1}{7}$ länger oder wegen des Verhältniſſes des obern Eckzahns viel kürzer, indem der obere Rand ſeiner Schneide auf 2 Linien von der Alveole, der untere Rand auf 2 Zoll entfernt iſt. Dieſe Abnutzung der Eckzähne der Cap-Art hat auf das Alter keinen Bezug, indem das verglichene Individuum jünger iſt, als das vom Senegal. Die Fläche, in welcher ſich die Eckzähne abnutzen, iſt alſo bei dem H. vom Senegal mehr geneigt, als bei dem vom Cap. Die Naht, welche das Jochbein mit dem Jochfortſatz verbindet, bei dem H. vom Senegal geradlinig, endigt ſich in der Gelenkhöhle $\frac{1}{2}$ Zoll oberhalb des Randes dieſer Höhle, ſo daß das Jochbein auf dieſen halben Zoll Antheil an dem Kieferngelenk hat, indeſſen die Spitze des Jochbeins bei der capiſchen Art, ſcharf auslaufend, 1 Zoll vor dem äußern Rande der Gelenkhöhle endigt. Der Ausſchnitt am Rückenwinkel des Schulterblattes, welcher beim H. vom Cap ſehr deutlich iſt, erſcheint bei dem vom Senegal kaum merklich, obgleich dieſes jenes um $\frac{1}{5}$ an Größe übertrifft. Die Ausrandung, welche man weiter bei der capiſchen Art zwiſchen dem rabenſchnabelförmigen Fortſatz und der Gelenkhöhle bemerkt, zeigt ſich bei der ſenegal'ſchen Art nicht. Die rauhe Linie, welche den äußern Rand der Gelenkkugel des Schenkelbeins verlängert, iſt auf dem äußern Gelenkkopf der Art vom Cap ſtark ausgerandet, von welcher Ausrandung ſich bei der ſenegal'ſchen Art keine Spur findet. Der Schambeinrand der obern Deckenverſchmälerung, welcher in der Mitte durch 2 ſtarke Vorragungen beim capiſchen H. ausgerandet erſcheint, iſt bei dem ſenegal'ſchen gerade und hat nicht einmal Spuren, weder dieſer Hervorragung noch des Vorſprungs der Verbindung der Schambeine, welche dieſe Ausrandung trennt. Hiernach würden alſo zwei Arten des H. vorhanden ſeyn, welche indeſſen Fiſcher vorläufig noch als Varietäten der allgemein bekannten Art betrachtet. Nämlich (*Fischer* synopsis Mammalium 425):

H. amphibius *Linné* (aliorumque omnium excep. *Desmoulins* l. c. — ποτάμιος ἵππος *Aristoteles*. — *Buffon* XII. t. 8. fig. pulli, t. 6. fig. 1. cranii, 2 pedis. — Suppl. t. 62. 63. fig. *Allamandi*. — *Allamand* Hist. nat. du Gnou, du grand Gerbo et de l'Hippopotame. Amsterd. 1776. — *Cuvier* sur l'hippopotame. Annales du Musée IV. t. 63—65. V. p. 56. — *Pander* et *D'Alton* die Skelette der Pachydermen. — Dictionnaire des Scienc. nat. Planches. Cah. 49.)

α) H. a. capensis, *Desmoulins* (l. c.); dentium primorum inferiorum lateralibus valde arcuatis, intermediis admodum procumbentibus; laniariis minoribus; crista sagittali partem certe quintam distantiae cristae occipitalis ab apice ossium nasalium aequante.

β) H. a. Senegalensis, *Desmoulins*: dentium primorum inferiorum lateralibus minus arcuatis, intermediis minus procumbentibus; laniariis majoribus; crista sagittali partem vix sextam distantiae cristae occipitalis ab apice ossium nasalium adaequante.

Nähere Untersuchungen müssen ermitteln, in wiefern sich diese Unterschiede als Artkennzeichen bestätigen und äußere Unterschiede müssen noch nachgewiesen werden.

(*D. Thon.*)

HIPPOPOTAMUS, Flußpferd, (Palaeont.). Im fossilen Zustande kennt man durch Cuvier's Untersuchungen vier Flußpferd-Arten, und von andern hat man Spuren; alle scheinen nach den Palacotherien gelebt und ihre fossilen Reste in denselben neuen Gebirgsschichten, wie die Elephanten und Mastodonten hinterlassen zu haben.

1) H. major *Cuv.*[1]) (H. magnus *Krüg.*[2]) stimmt sehr mit der lebenden Art überein. Es ist eben so groß, oder größer, von 13'—17' Paris. Länge, jedoch verhältnißmäßig etwas niedriger auf den Beinen. Die Hinterhauptleiste ist schmäler, die Jochbogen sind länger und stehen hinten weniger aus einander, der verschmälerte Theil der Schnauze ist kürzer, die Crista sagittalis erhebt sich steiler, beide Unterkiefernäste liegen näher beisammen und vereinigen sich unter einem schärfern Winkel ihrer innern Flächen mit einander, der Winkel des vordern und untern Randes ist weniger abgerundet, ein nach unten vorstehender Winkel des Unterrandes befindet sich unter dem Eckzahn, welcher bei der lebenden Art ganz fehlt. Auch in den übrigen Theilen des Körpers lassen sich abweichende Dimensionsverhältnisse auffinden. — Vorkommen hauptsächlich im Osteolithen-Schuttland des obern Arnothales, von wo man i. J. 1809 in Florenz schon Reste von mindestens 11 Individuen, und im J. 1816 bereits ein fast ganzes Skelett zusammen gebracht, auch einzelne Reste in viele andere Sammlungen versendet hatte. Die Reste dieser Art sind dort mindestens eben so häufig, als die des Elephanten und Hirsches, und häufiger als jene vom Nashorn. Seltener finden sie sich, doch überall in ähnlicher Gesellschaft und ähnlichen Gebilden in der Gegend von Rom, um Montpellier, in der Auvergne, im Sande der Ebene von Grenelle bei Paris, zu Brentfort in Middlesser, in der Kirkdaler Höhle in Yorkshire und in Lancashire, wo nach Lee[3]) schon im J. 1700 ein ganz vollständiger Schädel im Torfe gefunden seyn soll, was jedoch Buckland später zu bezweifeln scheint. Ganz neuerlich haben sich zahllose Reste dieser Art in der Höhle des Monte Griffone bei Palermo gefunden[4]). Buckland[5]), Necti[6]), Trimmer[7]), Croizet und Jobert[8]), Devèze de Chabriol und Bouillet[9]) haben noch vorzüglich zu deren Bekanntmachung beigetragen.

2) H. minutus *Cuv.*[10]) (H. minor *Krüg.*[11]). Man hat Backen-, Eck- und Schneidezähne, Unterkieferstücke, Reste von Humerus, Femur, Becken, Hand und Fuß aufgefunden. Diese Art ist von der Größe eines Keulers. Die Zähne sind wie bei der lebenden Art geformt, aber die Zackenpare der obern Backenzähne greifen zwischen die der untern ein, wodurch eine eigene schiefe Abnutzung entsteht. Der halbmondförmige Fortsatz hinten am Unterkiefer ragt nicht allein unter dem untern, sondern auch noch weit mehr hinter dem hintern Rande vor. Vorkommen: häufig in einem harten Gestein aus 0,69 kohlensaurem Kalk und 0,31 Sand mit etwas Thon bestehend, aus der Gegend zwischen Dax und Tartas (Dépmt. des Landes), doch gesammelt bis jetzt nur im Pariser Museum. Wahrscheinlich ist dieses die zweite Art Hippopotamus, von welcher Bivona-Bernardi[12]) versichert, 1830 ganze Skelette in der Höhle bei Palermo entdeckt zu haben.

3) H. medius *Cuv.*[10]) und *Krüg.* Man hat nur ein Unterkieferstück mit mehreren Zähnen. Der Größe nach steht diese Art in der Mitte zwischen beiden vorigen, doch näher der kleinen Art. Die drei hintern Backenzähne nehmen zusammen nur einen $\frac{3}{7}$ so langen Raum ein, als am lebenden; sie haben nicht die gewöhnliche kranzförmige Verdickung um die Basis der Krone; die kleeblatt-ähnlichen Flächen derselben sind minder deutlich, doch ist deren Abnutzung horizontal. Im Pariser Museum aus einem, wahrscheinlich aus süßem Wasser abgesetzten Kalktuffe von Saint-Michel de Chaisine (Dépt. de Maine et Loire).

4) H. dubius *Cuv.*[13]) (H. minimus *Krüg.*[14]). Man hat nur 3 Backenzähne. Das Thier ist von der Größe eines siam'schen Schweines, kleiner als ein gewöhnliches. Alle 3 Zähne haben jeder 0,018 Länge, und die Form der Krone, welche bei Hippopotamus gewöhnlich ist; doch nutzt sich die eine Seite derselben früher ab, als die andere, und mit ihnen sind Schneidezähne gefunden worden, die, wenn sie demselben Thiere angehörten, eines der Geschlechter von Montmartre andeuten würden. Im Pariser Museum aus einer Kalkbank bei Blaye (Charente), 20' tief, mit Krokodilzähnen.

5) Backenzahn-Reste einer Art, welche kleiner als die lebende ist, und sich nach derselben nicht näher bestimmen läßt, sind von Crawford von Überbleibseln anderer ausgestorbenen Wirbelthierarten, zumal Mastodonten, aus den Diluvial-Kiesschichten vom Irawaddi im Birmanenreich nach London gebracht und von Clifft[15]) untersucht worden.

(*H. G. Bronn.*)

HIPPOPSIS, (Insecta), eine von Lepelletier de St. Fargeau und Servillier (Encyclop. méthod. Entomol. X. 336) aus Saperda Fabricius gesonderte

---

1) *Cuvier* Ossem. fossil. I. 304—322; III. 380—382; IV. 493; V. II. 501. 527. 2) *Krüger* Geschichte der Urwelt. I. (1823.) p. 813. 3) *Lee* history of Lancashire. (Oxf. 1700.) 4) *Bivona-Bernardi*, vgl. „Ausland 1830. 2. August." 5) *Buckland* Reliquiae diluvianae (1824.) pag. 15. tf. VII. fig. 8—10; tf. XIII. fig. 72; tf. XXII. fig. 5. 6) *Necti* Descrizione osteologica dell' ippopotamo maggiore fossile. Modena 1830. abgedruckt aus Memorie della Società Italiana delle Scienze XVIII. 415 sqq. 7) *Trimmer* in Philosophical Transactions 1813. 8) *Croizet* et *Jobert* Recherches sur les Ossemens fossiles du dépt. de Puy-de-Dôme. I. (1828.. 9) *Devèze de Chabriol* et *Bouillet* essai géologique sur la Montagne de Boulade (1827) tf. XIV. fig 1. und tf. XXV. fig. 3.

10) *Cuvier* l. c. I. 332—333; V. II. 527. 11) *Krüger* l. c. pag. 814. 12) *Bivona-Bernardi*, vergl. „Ausland 1830, 2. August." 13) *Cuvier* l. c. I. 333—334. und V. II. 527. 14) *Krüger* l. c. p. 815. 15) *Bivona-Bernardi* a. a. O.

Käfergattung, wie dieſe zu Tetramera, longicornes, Tribus Lamiariae gehörig. Latreille hat ſie in ſeinem neueſten Syſtem (*Cuvier* règne animal éd. 2de) nicht aufgenommen. Die Fühler ſind ſehr lang, borſtenförmig und ſtehen ſehr hoch auf der Linie, welche die Stirn vom Scheitel trennt, in einer Ausrandung der Augen, mit ihrer Wurzel nahe an einander gerückt. Sie beſtehen aus 11 Gliedern, welche, beſonders die 5 erſten, an ihrem äußern Theile behaart ſind. Die Maxillarpalpen haben 4 Glieder, von denen das zweite und dritte faſt kegelförmig, das vierte ziemlich lang eiförmig, cylindriſch und etwas zugeſpitzt iſt. Der Kopf ſteht mehr als ſenkrecht ſtark nach unten gebogen, ſo daß ſein vorderſter Theil die Linie iſt, auf welcher die Fühler ſtehen. Der Körper iſt ſehr lang, faſt linienförmig. Der Thorax iſt mehr lang als breit, cylindriſch, ſein vorderer Theil nicht ſchmäler als der Kopf. Die Füße ſind kurz mit dicken Schenkeln.

Es ſind nur wenig Arten bekannt, welche alle in Braſilien leben und es wäre wohl möglich, daß das von den Fühlern genommene Kennzeichen bloß auf die Männchen paßte. Als Typus iſt angeführt

H. lineolatus. Die Länge beträgt 5 Linien. Der ſchwarzbraune Körper iſt punktirt, die Fühler ſind 2 Mal länger als der Körper, die vordere Seite des Kopfes iſt gelbgrün, ſeine Seiten, die des Thorax und die Flügeldecken haben 3 Linien von dieſer Farbe, von denen die innern ſich gegen das Ende der zugeſpitzten Flügeldecken vereinigen. Die Seiten des Hinterleibes haben ebenfalls eine gelbe Längslinie, die gelbe Farbe rührt von kurzen, glatt anliegenden Haaren her. (*D. Thon.*)

HIPPOPUS (Palaeont.). Sowerby[1]) bringt mit einigem Zweifel zu dieſem Geſchlechte einige von Lamarck[2]) [3]) zu Cardium und Cardita gebrachte Arten aus tertiären Formationen, welche äußerlich durch längliche, ſeitlich zuſammengedrückte Geſtalt ausgezeichnet ſind, und deren Schloßbildung nicht ganz normal iſt. In der That verſchwinden, wenn man die Schalen allein berückſichtigt, die Gränzen zwiſchen Cardium einer Seits und Hippopus und Tridacna andrer Seits, ſo ſehr, daß man ſie durch willkürliche Charaktere genauer feſtſetzen, oder bei lebenden Arten die Organiſation des Thieres zu Rathe ziehen muß.

Jene Arten ſind: Hippopus avicularia *Sow.* (Cardita av. *Lam.*[2]) = Cardium lithocardium *Lam.*)[3]), Hippopus cymbularis *Sow.* (Cardium cymbulare *Lam.*)[3]) (*H. G. Bronn.*)

HIPPOREAE, nach Plinius (Hist. Nat. VI, 10) ein ſchwarzes Volk Äthiopiens, welches ſeinen Leib roth bemalte; vielleicht auf der Inſel Meroë zu ſuchen? (*R.*)

Hippo regius, ſ. unter Hippo.

Hipporium, ſ. Hippo und Monte Leone.

HIPPORUM, wird als eine Stadt in dem Itin. *Antonin.* bezeichnet auf dem Wege von Scyllacium nach Rhegium, 42,000 Schritt von letzterer Stadt entfernt, in der Gegend des Vorgebirges Zephyrium im Lande der Bruttier, am ſüdöſtlichen Punkte Italiens; jetzt Torre Spartivento nahe am Capo Apartivento. (Vgl. *Cellar.* I. S. 743 ff.) (*Kanngiesser* und *Benicken.*)

HIPPOS, hieß 1) nach Ptolemäos ein Fluß in Kolchis, ſüdöſtlich von Dioskurias, welcher ſich wahrſcheinlich mit dem ſüdlicher liegenden Cyaneus verband. Strabo (XI. p. 761 und 765) und Plinius (Hist. Nat. VI, 4) erwähnen einen kolchiſchen Fluß dieſes Namens, welcher in den Phaſis mündet[1]). 2) Berg in Arabien, ſ. Hippos mons; 3) Stadt in Arabien ſ. Hippos vicus; 4) Stadt in Jonien, ſ. Hippus; 5) hieß auch Hippo oder Hippon, eine paläſtinenſiſche Stadt auf der Oſtſeite des See's Tiberias und zwar da, wo der Jordan demſelben entſtrömt[2]). Man hält ſie für einerlei mit Suſitha (ſ. den Art.), und dem heutigen Szammera. Nach Joſephus[3]) lag ſie 30 Stadien ſüdöſtlich von Tiberias und 60 nordöſtlich von Gadara; Ptolemäos ſetzt ſie nach Köleſyrien; ſie gehörte zur Dekapolis, erhielt von Pompejus, nachdem ſie ganz wüſte worden, auf's Neue Bevölkerung, kam durch Kaiſer Auguſtus an Herodes, wurde aber im jüdiſch-römiſchen Kriege abermals zerſtört[4]). Die Einwohner nennt Joſephus[5]) Hippenoi (Hippeni), Andere fälſchlich Ipteni. (*A. G. Hoffmann.*)

HIPPOS MONS (bei Ptolem.), Dsjäbbl-Uáned (bei Niebuhr), ein unter 25° 35′ Br. an der Oſtküſte des mittlern Theils vom arabiſchen Meerbuſen (Bahr el Hedſchas), in der Landſchaft Hedſchas gelegener einzelner Berg, an deſſen Fuß ein Ankerplatz ſich befindet. Er iſt ſteil und beſonders von der Seeſeite her in die Augen fallend. (*Benicken.*)

HIPPOS VICUS (bei Ptolem.), Hebbán (bei Niebuhr), ein Ankerplatz an der Oſtküſte des Bahr el Hedſchas, unter 25° 35′ Br. gelegen. Nicht unwahrſcheinlich iſt aus dem Worte Hebbán das griechiſche Hippos — wie Reichard meint — entſtanden, wofür noch das Zutreffen der Reihenfolge des Ptolemäos auf dieſen Punkt deutlich ſpricht. (*Benicken.*)

Hipposelinum, ſ. Smyrnium.

HIPPOSTRATOS (*Ἱππόστρατος*), ſoll von Amarynkeus abſtammen, deſſen Namen Homer*) nennt, und nach Einiger Umwandlung des Mythos von Hipponoos (ſ. den Art. Nr. 4) die Peribóa verführt haben**). (*Schincke.*)

Hippostratos, ſ. Pythagoräer.

HIPPOTAE (*Ἱππόται*), war ein Dorf zwiſchen Theben und Koronea, an der nordöſtlichen Seite des Helikon gelegen, wohin die Mörder des Phokus, von

1) *Sowerby* genera of recent and fossil shells, nro. 18. 2) *Lamarck* Annales du Museum. VI. p. 340; IX. tf. 19. fig. 6. 3) *Lamarck* histoire naturelle des animaux sans vertèbr. VI. 1. (1819) p. 19. nro. 10. u. 11.

1) *Cellar.* Not. orb. antiqu. III, 9. §. 8. 2) nach *Plin.* Hist. Nat. V, 15. 18; *Ptolemaeus*; *Josephus* in ſeiner Vita 31. 65; Steph. Byzant. 3) a. a. O. 4) *Joseph.* Antiquitt. judd. XV, 7. 3. XVII, 11. 4. de Bell. Jud. I, 20. 3. II, 6. 3. u. cp. 13. 5) de Bell. Jud. II, 18. 5. Vit. 31.

*) Il. XXIII, 630. **) *Apollodor.* I, 8, 4. und *Heyne* Obs. pag. 51.

denen Plutarch (amator. narrat. cap. 4.) redet, ihre Zuflucht nahmen. (*Kanngiesser.*)

Hippotades, s. unt. d. Art. Äolos (1ste Sect. 2Th. S. 66).

Hippotas, s. Hippotae.

HIPPOTES (Ἱππότης), hieß 1) der Vater von Äolos II, vergl. den Art. 2) der Sohn des Königs Kreon oder Glaukos, welchen Medeia nebst seiner mit Jason versprochenen Tochter umbrachte; H. klagte sie bei'm Areiopagos an, aber sie wurde frei gesprochen [1]). 3) ein Herakleide, stammte von Phylas Tochter, Midea oder Mide [2]), welche Antiochos Gemahlinn war und den Namen seines Großvaters von mütterlicher Seite führte [3]). Er nahm Theil an dem letzten Zuge der Herakleiden in den Peloponnes. Unglück hatte die Herakleiden bei Naupaktos heimgesucht; H. tödtete den Seher Karmos [4]) mit dem Wurfspieße [5]), wofür sich Apollo furchtbar rächte (vgl. den Art. Herakliden, 2te Sect. VI, S. 48), und H. mußte 10 Jahre im Exil leben [6]). 4) ein Trojaner, Vater einer Tochter, mit welcher Zeus den Gott der Winde, Äolos, gezeugt haben soll (vgl. den Art. Äolos); der Enkel hieß daher Hippotades [7]). (*Schincke.*)

HIPPOTHOA, *Lamouroux* (Zoophyta), eine Korallengattung, nach des Aufstellers Anordnung zu den Cellarien, in die Abtheilung der biegsamen nicht ganz steinigen Polypenstämme gehörend, die Polypen in nicht irritabeln Zellen sitzend. Die Kennzeichen sind folgende: „der Stamm ist haarförmig, überzieht andere Körper, ist ästig; die Äste sind divergirend, gegliedert, jedes Glied besteht aus einer einzigen spindel- oder scheffelförmigen Zelle; die Öffnung für den Polyp ist rund, sehr klein und liegt auf der obern Fläche und nahe am Ende derselben." (*Lamouroux* genres des Polypes t. 80. f. 15. 16.) Es ist noch eine Art bekannt, H. divergens, welche sich durch ihre Kleinheit leicht dem Auge des Beobachters entzieht, indem sie dem unbewaffneten kaum sichtbar ist, ob sie gleich wie Perlenmutter glänzt. Äußerst sonderbar ist die Art ihrer Verästelung. Es kommen nämlich aus dem dicksten Theile der Zelle auf jeder Seite einander gerade gegenüber zwei andere, welche mit der ersten fast einen rechten Winkel bilden. Diese Koralle findet sich auf Hydrophyten im mittelländischen Meere, besonders auf Delesseria palmata. (*D. Thon.*)

HIPPOTHOË (Ἱπποθόη) *), eine Nereide, equicita; 2) eine Danaide, welche ihren Bräutigam Obrinos umbrachte **); 3) eine Amazone ***); 4) des alten Pelias Tochter, welche Medeia überredete, den Vater zu ermorden, damit sie ihn wieder vom Tode erwecken und durch Heilkräuter jugendlich erneuern könnte. Sie gehört also zu den Peliaden, die verschieden genannt und gezählt werden †); 5) eine Tochter Nestors und Lysidike's, Pelops Schwester; Poseidon raubte sie und zeugte mit ihr auf den Echinaden den Taphios, welcher Taphos gründete, und die ersten Bewohner dieser Stadt Teleböer nannte, weil er sich so weit von seinem Vaterlande entfernt hatte (ὅτι τηλοῦ τῆς πατρίδος ἔβη, ††). Kanne †††) hält die Erzählung für einen Wanderungsmythos; wandert eine Kolonie nach einer Insel, so ist sie die Tochter des einheimischen Flusses, eines Helden, dem Vater von einem Gotte oder Helden geraubt. Auf der Insel Taphos hatte sich eine Kolonie von Argos niedergelassen; dieß der Schlüssel des Mythos. (*Schincke.*)

HIPPOTHOONTIS HEROUM, Ἱπποθόοντος ἡρῷον, von Hesychios auch Ἱπποθοώντειον genannt, war ein Denkmal zur Ehre des Hippothoon, eines der alten athenäischen Heroen, die unter der Bezeichnung ἐπώνυμοι bekannt sind, weil nach ihnen die zehn von Klisthenes eingerichteten Phylä der Athenäer waren benannt worden (*Herodot.* V, 66). Es befand sich an dem Wege von Athen nach Eleusis. Nach ihm hieß eine Phyle Hippothoontis ‡). — Vgl. auch den Art. Attica (1ste Sect. VI. S. 228). (*Kanngiesser.*)

HIPPOTHOOS (Ἱππόθοος), 1) ein Sohn des Ägyptos und der Arabia, welchen seine Verlobte, die Danaide Gorge, tödtete [1]); 2) ein Sohn des Hippokoon [2]), den Herakles tödtete mit seinem Vater und seinen Brüdern [3]); 3) einer von Priamos vielen Söhnen, die mit ihm den Verlust des Patroklos beweinen [4]); 4) ein Sohn eines Nachkommen des Teutamos, Lethos Sohn, angeblich von Ares stammend, führte vereint mit seinem Bruder Pyläos die Pelasger gegen Troja von Larissa aus [5]). Mit Ajax kämpfte er um Patroklos Leiche; um den Rumpf des Gefallenen schlang er einen Riemen, um ihn mit diesem zu den Trojanern herüber zu ziehen; Ajax aber spaltete ihm den Kopf mit dem Speere. Sein Leichnam fiel in die Hände der Griechen, die ihn plünderten [6]). 5) ein Sohn des Poseidon, geboren von der schönen Alope [7]), der Tochter des alten Königs Kerkyon [8]), welcher Poseidons eigner oder des Hephästos Sohn war [9]). Das Kind wurde von seiner Mutter aus Furcht vor Kerkyon ausgesetzt, die Sache aber doch von diesem entdeckt. Vergl. das Nähere im Art. Alope. Nach seiner Mutter Tode in den Wald zurückgebracht, wurde H. von einer Stute genährt und Hirten nahmen ihn in ihre Hütten, nannten ihn Hippothoos oder Hippothoon (Rossetummler oder Roßernährend) [10]). Als Theseus auf sei-

---

1) *Diodor. Sic.* IV, 56. 2) *Apollodor.* II, 7, 8, 12. 3) *Apollodor.* l. l. dazu *Heyne. Pausan.* II, 4, 3. Er war der fünfte von Herakles, s. die Erklärer zu *Vellej.* I, 3. Schol. *Pindar.* Olym. XIII, 17. Schol. *Theokrit.* V, 83. 4) *Euseb.* Praep. Ev. V, 20. *Pausan.* III, 13, 3. 5) *Apollodor.* II, 8, 3, 1. *Heyne* Obs. p. 207. 6) *Apollodor.* II, 8, 3. *Pausan.* III, 13, 3. 7) s. *Hippotades* im Art. Äolos und *Ovid.* Metam. I, 451.

*) *Hermann* Opuscul. Vol. II. p. 210. *Hesiod.* Theog. 251. *Apollodor.* I, 2, 7. **) *Hygin.* Fab. 170. p. 286. ed. *van Stavern.* ***) *Hygin.* Fab. 163. p. 276.

*) *Hygin.* Fab. 24. p. 72. **) *Apollodor.* II, 4, 5. und *Heyne* Obs. p. 129. ***) Mythol. d. Griechen. S. XXXIV.

†) *Pausan.* I, 5 u. 38. *Hesych.* V. Ἰωνύμοι.

1) *Apollodor.* II, 1, 5. 4. 2) das. III, 10, 5. 3) das. II, 7, 3. 5. 4) *Homer.* Il. XXIV, 249. 5) Il. II, 840. 6) Il. XVII, 277. 288. 318. 7) *Siebelis* ad *Pausan.* I, 39, 3. Annot. Vol. I. p. 141. und Welcker Zeitschrift. Thl. 1. Stück 1. S. 132. 8) *Hygin.* Fab. 187. p. 310. ed. *van Stavern.* 9) *Hygin.* Fab. 38, 208. *Gellius* Noct. att. XV, 21. 10) über diese Verschiedenheit s. *Creuzer* Symbol. Thl. 2. S. 352 ff.

nem Zuge durch Arkadien den Unhold Kerkyon getödtet hatte, setzte er den H., welchen er als Poseidons Sohn erkannte, auf seine Bitten in die großväterlichen Rechte. H. wurde als Heros in einem besondern Tempel verehrt, *Ἱπποθοώντειον* [11]), ja in Athen empfing sogar eine attische Phyle von ihm den Namen [12]). (*Schincke.*)

HIPPOTHOROS, nannte man den die Stute bespringenden Hengst; besonders wurde der Ausdruck vom Esel gebraucht, der die Stute belegt; bei dem Zeugungsakte wurde eine eigene Melodie gespielt, welche Hippothoros Nomos hieß *). (*R.*)

HIPPOTIS *R.* et *P.* Fl. per. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse hat zum Charakter einen glattrandigen, blumenscheidenartigen, gefärbten Kelch, eine trichterförmige, rückwärts gekrümmte Korolle mit zurückgeschlagenen Lappen, ein gekerbtes Krüglein, welches den Fruchtknoten umgibt, eine zweigespaltene Narbe und eine zweifächerige, mit dem Kelch gekrönte Beere. Die einzige, von Ruiz und Pavon in Peru entdeckte Art dieser Gattung, H. triflora, ist ein Strauch mit eiförmig-ablangen, langzugespitzten Blättern, dreiblumigen Blüthenstielen und bunten Blumen. — S. *Spr.* Syst. I, 761. (*Sprengel.*)

Hippotom, Hippotomie (Pferdezergliederer, Pferdezergliederungskunst), s. Zootomie.

HIPPOTOS (*Ἱππότος*), ein Sohn des Herakles von der Euböa, der Tochter des Thespios **). (*Schincke.*)

HIPPOTOXOTAE, Hippotoxoten, eine Gattung leichter Reiter im makedonischen Heere, meist aus thrakischen und sarmatischen Söldner bestehend, mit leichten Brustharnischen und Lederhelmen, deren Hauptwaffe Pfeilgeschoß und Bogen waren, woher denn auch ihr Name ***). (*C. W. Müller* und *Benicken.*)

HIPPOTROCHOS, einer von Priamos Söhnen †). (*Schincke.*)

Hippozarytos, s. unter Hippo.

HIPPOZYGOS (*Ἱππόζυγος*), ein Sohn des Herakles, welchen ihm die Thespiade Hippokrate gebar ††). (*Schincke.*)

HIPPU AKRA, Hippu oder Hippi (equi) promontorium, nach Ptolemäos ein Vorgebirge in der afrikanischen Landschaft Syrtica, westlich von der großen Syrte, in der Nähe der Arae Philaenorum. (*R.*)

Hippucrene, s. Hippokrene.

HIPPURI PORTUS, nach *Plinius* (Hist. Nat. VI, 22.) Hafenort auf der Insel Taprobane; nach Andern soll es mit Hippu akra einerlei seyn †††). (*R.*)

11) *Hesych.* u. d. W. 12) *Creuzer* Symbol. Th. 2. S. 852, 853.

*) *Plutarch.* Conjugal. praecept.

**) *Apollodor.* II, 7, 8, 4. Heyne gibt ihm eine andere Mutter; vielleicht ist die Interpunktion falsch.

***) Vergl. *Arrian.* IV, 24. 28.

†) *Hygin.* Fab. 90.

††) *Apollodor.* II, 7, 8. 2.

†††) Vergl. *Cellar.* Not. Orb. ant. III, 23. §. 43. n. 6.

HIPPURIS, ist eine kleine Insel unter den Sporaden, die von den Scholiasten zu Apollodor. V, 1712 bei Thera gesetzt, von Mela II, 7. neben Gyaros, von Plinius IV, 23. neben Anaphe genannt wird. (*Kanngiesser.*)

HIPPURIS *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Najaden, und der ersten Ordnung der ersten Linné'schen Klasse, deren Charakter in fast nackter Blume, einem Staubfaden, welcher an den Fruchtknoten angewachsen ist, einem einfachen Pistill und einem kugeligen, einsamigen Nüßchen besteht. Die beiden bekannten Arten dieser Gattung sind krautartige, perennirende Wassergewächse. 1) H. vulgaris *L.* mit in Wirbeln beisammen stehenden, linienförmigen Blättern. In den Gewässern (vorzüglich den stehenden) Europa's und Amerika's. Abgeb. Engl. bot. t. 763. 2) H. maritima Hellen. (in *Usteri* Del. I, t. 1.) mit eiförmigen, vierzähligen unteren, und sechszähligen, linienförmig-lanzettförmigen oberen Blättern. An den Küsten des bothnischen Meerbusens. (H. tetraphylla *L.* Suppl. — (S. *Spr.* Syst. I, 19.) (*Sprengel.*)

HIPPURIS, der Tannenwedel, (Palaeont.) Hippuris arvensis minor nennt Volkmann einen Pflanzenabdruck aus schlesischen Kohlenwerken. = Schlotheimia ternifolia *v. Sternb.*

Hippuris saxea nennt *Scheuchzer* (herbarium diluvianum 1723. p. 82. no. 229) eine andere Pflanze in *Büttner's* Coralliographia subterranea (tf. I. fig. 4.), welche mit den lebenden Pflanzenarten des Geschlechts Hippuris einige allgemeine Ähnlichkeit hat. — Vgl. Hippurites. (*H. G. Bronn.*)

Hippurit, Hippurita, Hippurite } s. Hippurites.

HIPPURITEN-KALK, ein durch eingeschlossene Hippuriten und Radioliten charakterisirter Kalk, welcher in allen Fällen, wo Gebirgsart und Versteinerung genau bestimmt werden konnten, der Kreideformation angehörig war. S. Hippurites. (*H. G. Bronn.*)

HIPPURITES (von *ἱππος* und *οὐρά* = Pferdeschwanz), Pferdeschwanzstein, Hippurit, franz. Hippurite, ital. Ippurite. (Palaeont.) Mit diesem Namen haben alle Versteinerungssammler sehr verschiedenartige Gegenstände bezeichnet, nämlich:

1) Abdrücke von hippuris-ähnlichen Pflanzen; vgl. Hippuris.

2) Sternkorallen, welche aus dem Sterne proliferiren, und aus welchen Goldfuß neuerlich das Geschlecht Cyathophyllum [1]) gebildet hat. Da diese aber zuerst mit einem einfachen Sterne beginnen müssen, so hat man auch als Anfänge derselben Turbinolien, und aus Unachtsamkeit auch gestalt-ähnliche Caryophyllien u. dgl. dazu gerechnet. Doch waren hier die Ausdrücke Hippuritus, Hippuriti gewöhnlicher, als Hippurita und Hippurites. In dem angedeuteten Sinne indessen wird das Wort

1) *Goldfuss* Petrefacta Musei Bonnensis I. (1826) pag. 54.

Hippurites auch noch in von Schlotheim's Petrefaktenkunde [2]) genommen, wo aber die durch seitliche Verwachsung verschmolzenen Individuen getrennt bleiben.

3) Wegen der äußern Ähnlichkeit mit den vorigen mögen früher schon manche der Muscheln mitbegriffen worden seyn, woraus nachher de Lamarck [3]) und Montfort [4]) die Geschlechter Hippurites, Radiolites, Sphaerulites, Batolithes, Raphanister u. s. w. gebildet haben. In diesem wissenschaftlichen Sinne hat sich das Wort auch bisher erhalten, und bedarf einer weitern Auseinandersetzung.

Hippurites. Es gibt eine ziemlich beträchtliche Anzahl fossiler Körper mit eigenthümlicher Struktur, von denen sich keine lebenden Analoga finden, und deren fossiles Vorkommen auf die Kreide beschränkt zu seyn scheint. Sie bestehen im Allgemeinen aus einer dicken, grobblättrigen, zelligen, sehr unregelmäßigen, im Querdurchschnitte mehr oder weniger runden, bald zylindrischen, bald umgekehrt kegelförmigen, etwas gebogenen Schale, welche mit ihrer Spitze oder mit einer Seite an andere Körper auf- und angewachsen, innen hohl und am dicken Theile des Kegels mit einem Deckel von ganz ähnlicher Struktur verschlossen sind. Der Deckel ist bald flach, bald konver, bald kegelförmig und inwendig an seiner untern Seite mit einer kegelförmigen Aushöhlung versehen. Man würde diese Körper für ungleichklappige Muscheln mit konischen Klappen erklären können, wenn beide Theile durch Schloß und Schloßband befestigt gewesen wären, von denen man aber so wenig als von dem Muskeleindruck eine Spur findet; man muß sie daher als Schale und Deckel betrachten. Die Zellen, woraus die Schalen in ihrer ganzen Dicke zusammengesetzt sind, haben senkrecht auf die horizontalen Blätter der Schale betrachtet, eine zylindrische und unter rechtem Winkel gesehen eine rektanguläre Gestalt, und sind meist groß genug, um sich mit freiem Auge erkennen zu lassen. Auf einer Seite der innern Oberfläche der Schale laufen gewöhnlich 2 bis 3 hohe, gerundete Leisten von der Spitze zum Rande, welche 1—2 rinnenförmige offene Kanäle zwischen sich haben, und an der äußern Oberfläche durch eben so viele schwache, der Länge nach ziehende Vertiefungen und durch die Biegungen der Zuwachsstreifen angedeutet sind. Die innere Höhle der Schale ist gewöhnlich nicht leer, sondern unvollständig von einem Kerne ausgefüllt, dessen äußere Oberfläche fast überall mehr oder weniger von der innern der Schale entfernt bleibt, und der deßhalb eine, zwar im Allgemeinen bestimmte, doch von der der Höhle nur wenig abhängige Form hat. Er besteht, der Aushöhlung beider Schalen entsprechend, aus zwei mit der Basis unter einem stumpfen Winkel zusammen stoßenden und meist nur lose zusammen hängenden Kegeln, daher er Birostrum genannt wird. Der untere dieser Kegel kann sich der Quere nach oft in mehrere regelmäßige Glieder theilen, was darauf hindeutet, daß Querscheidewände in der Höhle der Schale gewesen seyn müssen, die auch oft in der leer gebliebenen Schale vorgefunden werden, oft aber, da sie eine eigenthümliche Struktur und Zusammensetzung besitzen, ohne die Schale zerstört worden sind. Oft gehen sie unvollständig nur durch einen Theil der Höhle quer durch. Wenn sie daher in der leeren oder vom Kern erfüllten Schale nicht wahrgenommen werden, läßt sich daraus noch nicht folgern, daß sie überhaupt nicht vorhanden gewesen seien. Zwischen der Basis beider Kegel des Kernes und der Schale ist gewöhnlich ein leerer, zuweilen aber durch einen eigenthümlich ästig-blätterigen Kern erfüllter Zwischenraum, in welchem Des Moulins den Abdruck von branchien-ähnlichen Athmungs-Organen zu erkennen geglaubt hat, durch welche sich beim Versteinerungsprozeß wohl auch die innere Höhle im Körper des, die Schale bewohnenden Thieres gefüllt, und so das von der Schale getrennte Birostrum gebildet haben könnte, an das sich zuweilen noch die Ausfüllungen einiger vom Thiere verlassenen Kammern im Grunde des untern Kegels angefügt hätten. Die Konservirung des leeren Raumes zwischen Kern und Schale würde auf eine sehr derbe Konsistenz des langsam verweseten Thierkörpers schließen lassen, etwa wie bei den Ascidien (welche aber, wenn sie von einer äußern Schale eingeschlossen wären, wohl sicher minder konsistent seyn würden). — Manchmal ist später die ganze Schale mit Hinterlassung des Birostrum's allein zerstört worden, in welchem Falle man dieses öfters unmittelbar als Konchyl von besonderer Form, oder als genau ausfallenden Kern einer Bivalve betrachtet hat, auf deren eigenthümliche äußere Form man aus jenem schließen zu dürfen glaubte. Die bisherigen genauern Untersuchungen verdankt man größten Theils Des Moulins [5]).

La Peyrouse [6]) hat zuerst eine ziemlich beträchtliche Anzahl dieser Konchylien aus den Pyrenäen stammend, unter dem Namen von Orthoceratiten und Ostraciten beschrieben, und Lamarck [7]) schon früher diejenigen Arten, in deren Innerem Spuren von Scheidewänden zu erkennen waren, unter dem Namen Hippurites vereinigt, sie zu den polythalamischen Cephalopoden gebracht, und die erwähnte Rinne längs der innern Oberfläche als Analogon des Siphon der Polythalamien betrachtet. Die übrigen Arten aber vertheilte er in die zwei Geschlechter Radiolites *de la Métherie* und Sphaerulites *Lam.* [7]) und bildete aus diesen nebst einigen andern Geschlechtern seine Familie der Rudisten. Das zweite unterscheidet sich von dem ersten dieser Geschlechter nur dadurch, daß die Schale weniger kegelförmig verlängert, flacher, blätteriger und an der innern Oberfläche mit einigen zufälligen zahn-ähnlichen Uneben-

2) v. Schlotheim Petrefaktenkunde. (1820) S. 351. 3) *de Lamarck* Système des animaux sans vertèbres. Paris 1801. *de Lamarck* Histoire naturelle des animaux sans vertèbres. VI. 1. (1819) 230—234. VII. (1822) 596—598. 4) *Denys de Montfort* Conchyliologie systématique I. (1808) 286. 334. 338.

5) *Ch. Des Moulins* Essai sur les Sphérulites etc. Bordeaux 1826. 6) *De Lapeyrouse* Déscription de plus. nouvel. espèces d'Orthocératites et d'Ostracites. Erlangue 1781. fol. 7) Wie Note 3.

heiten besetzt war. Aus deren Kernen bildete er sein Geschlecht Birostrites [8]). Andre deutlicher vielkammerige Arten wurden von Montfort [9]) zur Bildung seiner Geschlechter Batolithes und Raphanister neben Hippurites, und noch andre von Sowerby [10]) für sein Geschlecht Amplexus, und von Thompson [11]) für das seinige, Cornucopiae, verwendet. Vielleicht gehört auch des ältern d'Orbigny Caprina [12]) hieher. Verschiedene Kerne von eigener Form veranlaßten die Annahme der Geschlechter Jadomia *Defrance* [13]), Ichthyosarcolithes *Desmarest* [14]) oder Rhabdites *de Haan* [15]), bis man das wahre Verhältniß einsah, zu dessen Beleuchtung Deshayes [16]), des Moulins und Roullard [17]) das Meiste beigetragen. Doch ist noch zu erwarten, wie sich d'Orbigny's, des Sohnes [18]), und Roullard's Widerspruch lösen wird, da Ersterer behauptet, vom Ichthyosarcolithes Exemplare mit 4—5 Umgängen der Windung zu besitzen.

Diese sämmtlichen Formen müssen also von den Cephalopoden jedenfalls entfernt werden wegen ihrer ganz abweichenden Struktur, wegen des zelligen Gefüges, des Deckels auf der Schale und des äußerlichen Angewachsenseyns derselben. Des Moulins bildet aus ihnen mit Einschluß des Geschlechtes Calceola die Klasse Rudista, nachdem schon früher die andern Lamarck'schen Geschlechter dieser Abtheilung für Brachiopoden erkannt worden waren. Er glaubt wegen der Höhle im Innern des Thieres, in der sich das Birostrum abgedrückt habe, wegen dessen angedeuteter derben Konsistenz und wegen der ebenfalls muthmaßlichen Bronchien desselben, daß die Rudisten einer Seits den Ascidien verwandt gewesen, wo man Rudimente einer Schale wohl auch gefunden; andrer Seits aber findet er an der zelligen Struktur der Schale, in ihrem Angewachsenseyn, in ihrer Form selbst, wie Höninghaus, eine Annäherung zu den Balanen, nur daß bei jenen alle Klappen des Deckels in eine einzige verschmolzen worden seien. Bei Lamarck müssen die Rudisten daher zwischen den Cirrhopoden und Tubicoleen, bei Cuvier zwischen den Brachiopoden und Cirrhopoden, oder zwischen den Tubicoleen und Ascidien, bei Férussac zwischen den Cirrhopoden und Brachiopoden, bei Blainville zwischen den Ascidien und Cirrhopoden eingeschaltet werden.

Diese Klasse erhält nun nach Des Moulins nur eine Familie, Calceoleae, gebildet aus den Geschlechtern Sphaerulites, Calceola und Hippurites. Sollte sich aber zeigen, daß Calceola eine zellige Schale und einen Kern bezeichneter Art nicht besitze, so könnte man zwei Familien annehmen, die Calceoleae im engern Sinne mit einem schloß-ähnlich gezähnelten Rande an Schale und Deckel, und die Acardines ohne solche. Jedenfalls aber ist unnatürlich, mit Des Moulins das Geschlecht Calceola zwischen die zwei andern Geschlechter zu stellen, da es mit diesen nur wenig, sie unter sich aber so viele Verwandtschaft besitzen, daß man sie oft schwer selbst unterscheiden kann.

Das Geschlecht Hippurites erhält nunmehr folgenden bestimmteren Charakter:

Hippurites *Deshay.* [19]), *Lam.* [20]), *Bosc* [21]), *Des Moulins* [22]).

Hippurites + Batolites *Férussac* [23]), *Cuvier* [24]).

Hippurites + Batolites + Raphanister *Montf.* [25]) + Cornucopiae *Thompson* [26]).

+ Amplexus *Sow.* [27])

Hippurites + Amplexus *Bronn* [28]).

Orthoceratites *Lapeyr.* [29])

Testa maxime inaequivalvis, subcylindracea; Valvae: inferior apice attenuata, elongata, pariete laterali adhaerens, extus rugis incrementitiis instructa, intus nunquam striata, cavitate pseudoseptis transversis divisa, carinis internis 2—3 approximatis (aut subnullis) praedita; — superior plana, centro quandoque subprominula, nunquam conica. Cellulae majusculae. Birostrum lobis binis obtusissimis, non articulatum.

Dieses Geschlecht unterscheidet sich daher nach Des Moulin's Bestimmung von Sphaerulites hauptsächlich durch den steten Mangel stark vorstehender Blätter an der Oberfläche, durch Mangel an Querstreifung an den innern Wänden, durch eine verlängerte Spitze am untern Kegel, durch den wie kegelförmig sich erhebenden Deckel, durch die zwei stumpfen Kegel des Birostrum, welche wie gliederweise aus einander fallen. Aber die Übergänge zwischen beiden Geschlechtern sind so mannichfaltig, daß es nicht immer leicht ist, in der Wahl zwischen beiden sogleich zu entscheiden.

Die Arten sind zahlreich, aber viele nur sehr unvollkommen bekannt und daher manche derselben noch zweifelhaft. Das südliche Frankreich von den Pyrenäen bis zur Schweitz, die große Alpenkette auf ihrer nördlichen und südlichen Seite, die Gebirge Dalmatiens haben bisher die meisten Arten geliefert, welche immer in Gesellschaft von Sphäruliten vorzukommen scheinen.

A) Carinis internis tribus.

1) H. radiosa *Des Moul.* (p. 141. tf. IX. fg. 2.) Testa turbinata, crassa, abbreviata; cellulis incon-

8) *de Lamarck* Histoire etc. VI, 1. 235. 9) Wie Note 4. 10) *J. Sowerby* Mineral Conchology of Great Britain. I. tf. 72. 11) *Thompson* im Journ. de Physique, an X. tf. II. 12) *D'Orbigny* in Mémoires du Mus. d'hist. nat. de Paris. VIII. 68. 13) *Defrance* im Dictionnaire des Sciences naturelles. XXIV. p. 229—231. 14) *Desmarest* im Journ. de Phys. t. LXXXV. p. 50. 15) *De Haan* Ammoniteorum et Goniatiteorum monographia. (1825) p. 160. 16) *Deshayes* in Annales des Sciences naturelles. 1825. Juin. 205. 17) *Roullard* in den Mémoires de la Société Linnéenne de Bourdeaux. IV. 18) *Dessalines d'Orbigny* tableau méthod. des Céphalopodes. (1826.) p. 77 & 78.

19) Wie Note 16. 20) *de Lamarck* Histoire etc. VII, 596—598. 21) *Bosc* im Nouveau dictionnaire d'histoire naturelle. 22) Wie Note 5. 23) *de Férussac* Tableaux systématiques des animaux mollusques. (1822.) p. XIX. 24) *Cuvier* le règne animal. 2de édit. (1830) III, 120. 25) Wie Note 4. 26) Wie Note 11. 27) Wie Note 10. 28) *Bronn* System urweltlicher Conchylien. (1824) p. 8. 29) *Lapeyrouse* Descr. etc.

spicuis; valvis: inferiore hinc adhaerente, transversim rugosa, longitudinaliter striata, hinc longitudinaliter trisulcata, intus carinis tribus obtusis — superiore radiatim elegantissime striata, ad apices carinarum emarginata. Long. 6″ Paris. Lat. super. 4″. In Kiesel umgewandelt, auf Feldern um Cendrieux in Perigord (*Des M.*) und um Rheims (*Hoeningh*).[30])

2) H. resecta *Defr.* (Dict. p. 196) *Des M.* (p. 143). Testa ..... valvis: inferiore intus carinis tribus ad imam cavitatem productis instructa; superiore ..... Long. 2″. Diam. 1″. In Menge zu St.-Paul-Trois-Châteaux (Drome). Keine Scheidewände sind innerlich sichtbar. [Schwerlich dürfte mit Höninghaus dazu noch die folgende Art zu bringen seyn.]

3) H. cornu-vaccinum n. s. Testa cellulis magnis, elongato-turbinata, curva; valvis: inferiore apice incurva, longitudinaliter dense et aequaliter striata, striis aut rugis incrementitiis omnino destituta, intus longitudinaliter obsolete sulcata, carinis tribus dorsalibus aut lateralibus e basi oriundis et infra marginem terminatis instructa, dissepimentis nullis aut dissolutis, — superiore ... birostro ....; Long. 10″—11″; Diam. super. 3″—4″. — In harter Kreide am Untersberg im Salzburgischen[31]) mit Sphäruliten, welche seltener und kleiner sind. Dort werden sie „versteinerte Kuhhörner" genannt. Der Deckel scheint immer von der Schale getrennt und dadurch die Bildung eines Birosters gehindert worden zu seyn, den man bei den Sphäruliten gleichwohl antrifft.

4) H. basaltes n. s. (H. organisans *Lajard, Toulouzan* et *Negrel*)[32]). Testa cellulis inconspicuis ...; valvis: inferiore polygono-cylindrica, elongata, subflexa, latere longitudinaliter cum aliis binis aut singula connata; interstitiis liberis longitudinaliter sulcatis striatis: sulcis tribus remotis profundioribus; notis incrementitiis exterioribus vix ullis praedita; intus longitudinaliter deplanato-sulcata, carinis tribus inaequalibus remotis aucta; dissepimentis nullis dissolutis; — valva superiore ....; birostro .... Long. 1′ .... Diam. ½″—1″. Die drei Leisten im Innern sind gerundet, der Stellung nach den drei tiefern Furchen der äußern Fläche entsprechend, wovon die zwei äußern und ½ der Peripherie der Schale von einander entfernt und an Größe am verschiedensten sind. — Von Cuge bei Marseille in harter Kreide, ausgefüllt mit Kalkspath. — Diese Art gehört zur Abtheilung Batolites *Montf.* und *Cuv.*, sie unterscheidet sich aber durch die drei Kiele im Innern, wenn anders Lapeyrouse und Montfort richtig gezählt haben. Vgl. H. organisans.

B) Carinis internis duabus.

5) H. cornu-pastoris *Des Moul.* (p. 141. tf. X. fg. 1. 2. 3.), testa cylindraceo-elongata, tubiformi, inferne attenuata, plus minusve curvata; cellulis maximis longitudine latitudinem superante; valvis: inferiore transversim rugosa, longitudinaliter grosse arguteque regulariter costata, fasciis longitudinalibus duabus inaequalibus eleganter obtuseque regulariter striatis, carinis internis duabus, sulco duplicatis approximatis, — superiore subplana, laevi, nunc concentrice substriata, nunc radiatim irregulariter subplicata; birostro lobis obtusissimis, brevibus; septis incrementitiis deciduis. Long. 6″. Lat. 2½″. In härtester Kreide des Steinbruches Creuset zu Pyles bei Perigueux (Dordogne).

6) H. cornucopiae *Defr.* (Dict. p. 196; *Blainv.* malac. tf. 58 bis. fg. 1.), *Des Moul.* (p. 144) ..... Testa ..... valvis: inferiore carinis duabus indivisis obtusis instructa; septis crassis, deciduis .... Long. 3″—4″; Diam. sup. 2½″. In der Gegend von Neapel auf und an einander gewachsen.

Anm. Davon scheint verschieden zu seyn die Art, welche Thompson Cornucopia nennt[33]). Sie ist gebogen, verlängert, kegelförmig; 10″ Engl. lang, oben 25‴ dick; mit deutlichen Zellen, außen schwach nach der Länge gestreift, hat innen 2 Kiele. Der Deckel ist scheibenförmig in der Mitte von außen und innen konkav 1‴, am Rande 2‴ dick [?]. Die konkaven, zahlreichen Querscheidewände sind deutlich. Die 2 Kiele sind $\frac{1}{12}$ des innern Durchmessers hoch. Vorkommen am Cap Passaro in Sizilien in großer Menge.

7) H. organisans *Des Moul.* (p. 146); Orthoceratites à gouttière en tuyeau d'orgue *Lapeyr.* (p. 5 und 35. tf. XI.); Batolites organisans *Montf.* (I, 334—336); Batolithes *Cuv.* (règn. III. p. 120), Batolite *Férus.* (dict. class. II, 224); H. fistulae *Defr.* (dict. p. 197), *Des Moul.* (p. 146); — *Knorr.* (lapid. diluv. test. II, II. p. 256. tf. J** fg. 2. tf. J.a. fg. 13.)

H. testa ....; valvis: inferiore elongata, irregulariter cylindrica, leviter longitudinaliterque striata, cum aliis binis, quinis, pluribusve lateraliter connata, concervata, striis incrementitiis, externis raris, intus carinis binis, dissepimentisque numeroris confertissimis ubique praedita. Long. 1′—3′. Diam. ½″—1″. Diese Art ist sehr unvollständig bekannt. Defrance, welcher nur die Abbildung bei Lapeyrouse, nicht auch jene bei Montfort zitirt, gibt nichts an, das seinen H. fistulae von Batolites organisans unterscheide. Er erwähnt nur der äußern schwachen Längenstreifung, deren Montfort nicht ausdrücklich gedenkt, wogegen dieser dem Batolites zwei Kiele ertheilt, deren seiner Seits Defrance nicht gedenkt, obschon Lapeyrouse, auf den sich auch Montfort bezieht, ausdrücklich von zweien spricht. Sollten aber die zwei Letztern nur irrig zwei Kiele statt drei gezählt haben, so würde diese Art mit H. basaltes zusammenfallen. — In harter Kreide; so in den Corbières, den Vorbergen der Pyrenäen,

30) Höninghaus in v. Leonhard und Bronn Jahrbuch der Mineral. 1830. Heft IV. 31) L. v. Buch in Oken's Isis. 1828. Gill von Lilienbach in v. Leonhard u. Bronn Jahrb. 1830. S. 163. 32) In *Villeneuve* Statistique du dépt. des bouches du Rhône. I. p. 376.

33) Novelle di Leteratura, Scienze, Arti e Commerzio. Nespol. II. 1801. Elsässer in Wiedemann's Archiv f. Zoologie u. IV. 1804. S. 1—6. Thompson vergl. Note 11.

zu Montferrand unſern Alet. (*Lapeyr.*); in den Hochalpen (*Monif.*).

8) H. fitoloideus *Catullo*[34]) (p. 173. tf. VII. fig. A. B. C.) H. testa conico-cylindracea, subarcuata, intus septis transversis in loculos distincta, extus sulcis longitudinalibus dilatatis, leviter sinuosis, striis incrementitiis nullis, carinis duabus. Long. 5″; Diam. 2½″. In den Kalkbergen Belluno's [Name entſprechend dem Worte fitolitoideo!].

* Carinarum numero incognito, operculo biemarginato.

9) H. rugosa *Lam.* (hist. 598), *Des M.* (148): testa cylindraceo-attenuata, crassissima, transversim rugosa, fovea duplici in margine valvae superioris planae. *Long.* 8″ 10‴. — Ganz verſteint. Aus den Pyrenäen.

10) H. curva *Lam.* (hist. 598), *Des M.* (143): testa conica, curva, rudi; valva superiore plana; fovea duplici in ejus margine. Long. 3″. Ganz verſteint; eben daher.

11) H. bioculata *Lam.* (syst.), *Defrance* (dict. p. 197. atlas), *Blainv.* (malac. tf. 58 bis. fig. 2.), *Des Moul.* (p. 145). — Orthoceratites *Lapeyr.* (p. 27. tf. VI. fig. 4. tf. VII. fig. 1—4.) — *Parkinson*[35]) (III. tf. VIII. fig. 1.) — *Bronn*[36]) (p. 8. tf. I. fig. 18.). H. testa extus laevi; valvis: inferiore rugis incrementitiis remotis, — superiore plana, punctis impressis instructa, prope marginem ad apices carinarum binarum pertusa. Long. 6″. Diam. sup. 1½″. Nach Lapeyrouſe ſind Außen nur zwei Rinnen vorhanden, welche den Kielen im Innern entſprechen. — Von Alet in den Corbières (*Lapeyr.*), und zu St. Baume und Les-trois-frères bei Marſeille. (*Laj.*, *Toul.*, *Negr.*)

** Carinarum et operculi lacunarum numero incognito.

12) H. striata *Defr.* (dict. p. 196), *Deshay.* (dict. cl. VIII, 229.), *Des Moul.* (p. 144); — Orthoceratites operculo gibboso *Lapeyr.* (tf. VI. fig. 1—3. p. 25). H. testa conica curva, extus obtuse longitudinaliter striato-sulcata, valva superiore centro gibbosa. — Long. max. 6″. (*Lapeyr.*) — Nach Lapeyrouſe ſcheinen nur 2 innere Kiele vorhanden. — In hartem Kalk, von Alet (*Lapeyr.*), und zu Mandach im Canton Bern. (*Defr.*)

13) H. sulcata *Defr.* (dict. p. 196. Atlas fig. 3.), *Blainv.* (malac. tf. 58 bis. fig. 3.), *Des Moul.* (p. 145). Orthoceratites *Lapeyr.* (p. 23. tf. V.). H. testa extus sulcis longitudinalibus argute carinatis instructa, valva superiore plana, reticulata, Reteporam aemulante. Long. max. 2″; aliis long. 6″, lat. 1½‴. Von Alet. Lapeyrouſe erwähnt äußerlich nur einer Rinne.

14) H. dilatata *Defr.* (dict. p. 197), *Des Moul.* (p. 146). — Orthoceratites *Lapeyr.* (p. 29. tf. VIII. fig. 5.) H. testa abbreviata, extus sulcata, valva superiore complanata. — Long. 1″, Diam. 2″. — Von Alet.

15) H.? Raphanister *Des Moul.* (p. 147.) — Raphanister campanulatum *Monif.* (p. 338—340). *Bosc* (Nouv. dict. d'hist. nat. XXIX, 18). — H. testa fere cylindracea, extus quasi subarticulata, articulis campanulatis, centro proliferis. Long. 6‴. Innere Organiſation unbekannt. In Eiſengruben zu Montbard.

16) H. Amplexus *Des Moul.* (p. 148), — Amplexus coralloides *Sow.*[37]) (I, 165. tf. 72.), *Bronn*[38]) (p. 8. tf. I. fig. 18.), — Orthoceras *Féruss.* (dict. cl. I. 300), *Blainv.* (dict. des sciences nat. XXXII. 192), *Defr.* (ib. Suppl. 29.)

17) H. Fortisii *Cat.*[39]) (p. 171. tf. VI. fig. B. b.) testa subelongato-conica curva, sulcis longitudinalibus crassis, undatis, stria longitudinali subdivisis, varicosis; striis incrementitiis transversis raris. Long. 5″. Diam. 2½″. — Anzahl der Kiele..? — Von Borſoi bei Alpagho im Belluneſiſchen, nach Catullo in Jurakalk; doch mit Kreideverſteinerungen.

18) H. turriculatus *Cat.*[39]) (p. 172), *Fortis*[40]) (viag. tf. VII. fig. 14.) testa elongato-conica, leviter arcuata, sulcis longitudinalibus crassis; apertura planotruncata. Long. 2″. Diam. 7‴. Die Exemplare von Borſoi haben einen einfachen Mund, jenes von der dalmatiſchen Inſel Simoskoi, welches Fortis abbildet, ſcheint mit einem Ring um die Öffnung verſehen zu ſeyn. Dieſer ſehr ähnlich iſt eine Art, welche Fortis in ſeinen Mémoires pour servir à l'histoire naturelle de l'Italie (I, 150) beſchreibt und (tf. VI. fig. C.) abbildet. Er ſtammt von Montefenera bei Aſolo. Noch gedenkt Catullo einer minder vollſtändigen Art von Borſoi, der ein von den Diableretz bei Bex erhaltenes Exemplar ſehr ähnlich ſeie, welches in einem Stücke des dortigen ſchwarzen Kalkes mit Cerithium diaboli und C. lemniscatum eingeſchloſſen ſei. Ein drittes Exemplar in der Sammlung Caſtellini's ſei, einer von Faujas-St.-Fond eigenhändig geſchriebenen Etiquette zu Folge, von dieſem auf dem Monte San Stefano bei Caſtelgomberto gefunden worden, der ganz aus tertiärem Geſteine beſtehe.

In Dalmatien ſcheinen die Hippuriten und Sphäruliten ſehr verbreitet, und nächſt den Nummulinen die häufigſten Verſteinerungen zu ſeyn. Der Güte des Dr. Michahelles verdanke ich Exemplare von Pola, die aber ſo hart mit dem Geſteine verwachſen ſind, daß ſie nicht beſtimmt werden können. Fortis erwähnt ihrer an verſchiedenen Stellen. Dazu ſcheinen noch manche von ihm ſo genannte Inkruſtationen in Kreide und Kalk und manche früher für Knochen gehaltene Reſte zu gehören. So auf den Inſeln Cherſo, Oſero, Uglian, Simoskoi, Ragosniza u. ſ. w.

34) *Catullo* Zoologia fossile delle provincie Austro-Venete. (1827.) p. 171—176. 35) *Parkinson* Organic remains of a former world. III. 36) Vergl. Note 28.

37) Wie Note 10. 38) Wie Note 28. 39) Wie Note 34. 40) *A. Fortis* Viaggio in Dalmazia. I. (1774.) p. 9. *A. Fortis* Saggio d'osservazioni sopra l'isola di Cherso ed Osero. (1771.) p. 106.

Partsch[41]) zitirt dergleichen noch auf den Klippen bei Corzola, die er zum Jurakalkgebilde rechnet.

Lajard, Toulouzan und Negrel[42]) zitiren zu St. Baume und Les-trois-frères bei Martigue am Etang de Berre unfern der Rhone-Mündungen, außer vielen Radiolithen noch H. cylindricus, H. longicostatus, H. elongatus, H. laevigatus, jedoch ohne Beschreibung oder Abbildung davon zu geben, weßhalb sie einer genauen Vergleichung mit obigen Arten noch bedürfen.

Auch zwischen Toulon und St. Maximin, an der Perte du Rhone und auf dem Gipfel des Brezon bei Genf kommen Hippuriten vor. (Briefliche Nachricht von Leopold von Buch.)

(*H. G. Bronn.*)

Hippurium s. Isis Hippuris.

Hippus (alt. Geogr.), s. Hippos.

HIPPUS, wird von Mela I, 17. eine Stadt bei der Mündung des Mäanders in Kleinasien genannt, welche andere Geographen Gippo nennen. Vossius vermuthet daher, daß an dem hier befindlichen Felsen, welchen Valerius Maximus I, 8. Equi saxum, Strabo aber *Ἱππάρας* nennt, ein Städtchen angebauet worden sei, welches von dem Felsen den Namen erhalten habe. Das Städtchen Gippo, welches sich dort noch findet, hält er für das Hippus des Mela.

(*Kanngiesser.*)

HIPPUS, ein Nebenfluß des Rioni (des Phasis der Alten), welcher in das schwarze Meer fällt. Er heißt jetzt Tzchenisziquali, und der alte Name ist jetzt ganz unbekannt. (*J. C. Petri.*)

HIPPUS, Equus (scil. pupillae), Augenpferd (von *ἵππος*, Pferd, wahrscheinlich wegen des scheinbaren Springens), das merkliche Zittern der Iris, mit schnell wechselnden Erweiterungen und Verengerungen der Pupille. Auch hat man damit den Augenliederkrampf (Nictitatio, Blepharospasmus) bezeichnet oder die steten, gleichsam zitternden Bewegungen der von der Hirnhaut getrennten Iris darunter verstanden (s. unt. Krampf).

(*Wiegand.*)

Hippyes, s. Hippys.

HIPPYS, auch HIPYS, selbst in der offenbar fehlerhaftesten Lesart Hippias vorkommend, aus Rhegium, blühete ums J. 490 vor Chr. und schrieb das erste historische Werk über Sicilien, *πράξεις Σικελικαί*, welches ein gewisser Myes in einen Auszug brachte, ferner über die Ansiedelungen in Italien, *κτίσις Ἰταλίας*, auch 5 Bücher sikilischer Denkwürdigkeiten, *Σικελικά*, dann Zeitbücher, *χρονικά*, ebenfalls in 5 Büchern, deßgleichen 3 Bücher argolischer Begebenheiten, *Ἀργολικῶν*, wenn diese vorgeschlagene Lesart im Suidas unt. d. W. richtig ist. Alle Editionen haben *Ἀργολογικῶν*. Da aber dieser Schriftsteller besonders die alte Geschichte Siciliens und Unteritaliens behandelt hatte, so dürfte man vermuthen, daß ein sicilischer Name, z. B. *Ἀκραγαντίνων*, darunter verborgen liege. Indeß hing die Kolonisirung Siciliens und Unteritaliens mit der Geschichte des Peloponnes zusammen und der Geschichtschreiber jener Länder mußte sich nothwendig auch mit Forschungen über diese Halbinsel befassen. Stephanos von Byzanz unt. d. W. *Ἀρκάς* führt auch von Hippys, dem Rheginer, an, daß er von den Arkadiern zuerst den Ausdruck Protoselenen gebraucht habe. Es bleibt daher die Lesart *Ἀργολικῶν* immer noch sehr wahrscheinlich. Er soll sich nach Suidas auch zuerst in der Parodie und Choliambe versucht haben. Allein auch diese Angabe ist sehr verdächtig gemacht, weil Hippys erstlich ein Geschichtschreiber und kein Dichter gewesen, zweitens die Erfindung des Choliambus allgemein dem Hipponax beigelegt werde und drittens der Artikel *Ἱππώναξ* dicht vor *Ἵππυς* im Suidas stehe und die letztere Notiz durch Abschreiber leicht von jenem auf diesen übertragen werden konnte*). (*Petr. Fr. Kanngiesser.*)

Hipsicrates, s. Hypsicrates.

Hipsitanae aquae, s. Fordingiana.

Hipsos, s. Ipsos.

HIPSTEDT (Johann), aus Bremen gebürtig, besuchte mehrere niederländische Hochschulen, machte dann eine Reise durch Holland, Frankreich, England, Italien und Teutschland und wurde 1648 erst zu Franecker, dann an dem Gymnasium seiner Vaterstadt als Professor und Rathsbibliothekar angestellt und starb am 31. Dec. 1681 im 70sten Lebensjahre. Er schrieb Collationes philol. in Epist. ad Roman.; delineatio ecclesiae Dei tum sub Vet. tum sub Nov. foed. Oecon. (Brem. 1677 teutsch; Haag 1679 holländ.) und einiges Andere**). (*R.*)

HIPTAGE, *Gärtn.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Malpighieen und der ersten Ordnung der 10ten Linné'schen Klasse. Ihr Charakter besteht in einem fünfgetheilten, an der Basis drüsigen Kelch, fünf gefranzten Blumenblättchen, Staubfäden, von denen einer länger ist als die übrigen, und drei einsamigen, viergeflügelten Früchten mit ungleichen Flügeln. 1) H. Madablota *Gärtn.* (fruct. II. t. 116.), mit eiförmig-lanzettförmigen, lang zugespitzten Blättern, und am Ende stehenden Blüthentrauben. Das Vaterland dieses Strauches ist Ostindien. (H. bengalensis *L.*, unicapsularis *Lam.*, Molina racemosa *Cav.* diss. IX. t. 268., Gärtnera racemosa *Roxb.* corom. I. t. 18.). 2) H. obtusifolia *Cand.* Prodr., ein Strauch mit umgekehrt eiförmigen, fast stachlicht-stumpfen Blättern, und in den Blattachseln und am Ende stehenden Blüthentrauben. In China. (Gärtnera obtusifolia *Roxb.* catal. calcutt.). — S. *Spr.* Syst. II, 329.

(*Sprengel.*)

Hipys, s. Hippys.

---

41) P. Partsch Bericht über das Detonationsphänomen auf der Insel Meleda. (1826.) S. 41. 42) Vergl. Note 32.

*) Vergl. die Noten in der Ausgabe des Suidas von Küster und Athenäus I. p. 31.

**) *Witte* diar. biograph. u. Jöcher's Gelehrtenler. 2r Bd. 1622.

HIR, die Hand, besonders die Hohlhand (Vola manus), vergl. Hand.

HIRA, und das Diminutivum HILLA, so wie das corrumpirte CHIRA, bedeutet eigentlich den Leerdarm (jejunum), nach Festus so viel wie νῆστις. Auch bezeichnet man damit den Grimmdarm (Colon) [1]), oder auch jeden Darm [2]), oder auch jedes Eingeweid, namentlich des Unterleibes [3]). (*Wiegand.*)

HIRA (الحيرة), 1) eine alte, vor der Gründung des Mohammedanismus sehr berühmte Stadt im babylonischen Irak, am Westrande der Wüste, in einer fruchtbaren, sehr gesunden Gegend [1]), Farasange von dem später erbauten Kufa [2]). Sie hieß in den frühesten Zeiten Alexandria Babylonis, scheint von geringer Bedeutung gewesen zu seyn [3]) und wurde erst berühmt, als Amru b. adi, der erste König von Hira aus dem Geschlechte der Lachmiten, seine Residenz von Anbar hierher verlegte. Das Christenthum hatte sehr früh Eingang gefunden in diesen Gegenden, soll aber von dem persischen Könige Sapor unterdrückt worden seyn, bis es der Mönch Ebed Jesu, um 363 Chr. von Neuem wieder ausbreitete; die hier lebenden Nestorianer standen unter dem Patriarchen von Seleucia, die Jakobiten aber waren dem Maphran von Tekrit unterworfen. Um 551 wurde Hira der Sitz eines Bischofs unter dem Patriarchen von Seleucia, nachdem etwas früher (um 520) Mondsar III., Fürst von Hira, zum Christenthum übergetreten war [4]). Seit der Erbauung von Chavarnak الخورنق, in der Nähe von Hira, durch Noeman b. amru 'l-kais [5]), hörte diese Stadt auf, die gewöhnliche Residenz der Könige zu seyn, wenn es auch die Hauptstadt des Reiches Hira blieb, bis Chaled b. valid, unter dem Khalifate des Abu bekr (12 H. 633 Chr.) die Stadt eroberte [6]). Nach der Erbauung von Kufa (16 H. 637 Chr.) [7]) zogen sich die Einwohner in die letztere Stadt, doch war Hira noch um das Jahr 256 H. 874 Chr. vorhanden, um welche Zeit der als Übersetzer griechischer Schriften berühmte Arzt Honein, Sohn des Isaak, aus Hira gebürtig, blühte [8]). Später erwuchs aus ihren Ruinen der noch jetzt vorhandene Wallfahrtsort Mesdschid Ali.

Hira war lange Zeit der Sitz eines eigenen, unter persischer Oberherrschaft gegründeten arabischen Reichs, des Reichs der Lachmiten, welches unter 24 oder 25 Königen bis zum Jahre 12 H. 622 Chr. dauerte, und zwar, nach Hamsa 597 Jahre 8 Monate, nach Hadschi Khalifa 622 Jahre lang [9]). Hiermit stimmen die Untersuchungen S. de Sacy's (Mém. sur divers événemens de l'histoire des Arabes avant Mahomet, in den Mém. de l'Acad. des Inscr. T. XLVIII. p. 484 ff.) und Eichhorn's (Fundgr. d. Or. II. S. 359 ff. III. S. 22 ff.) über das Reich Hira nicht überein. Beiden Gelehrten waren die Nachrichten des Hamsa unbekannt, weßhalb eine Übersicht der Fürsten von Hira, nach dem letztern Schriftsteller, verglichen mit den, von den genannten Gelehrten gefundenen Resultaten, hier an ihrer Stelle zu seyn scheint.

1) Malek ben fahm el-asdi ملك بن فهم الازدي Stifter des Reichs Hira (210—230 Chr. nach de Sacy, 220 — 40 Eichh.)

2) Dschodseima el-abrasch جذيمة الابرش reg. 60 Jahre [10]) bis zur Regirung des Sabur b. aschak el-aschgani (230 — 268 de Sacy; 240 — 70 Eichh.)

3) Amru b. adi عمرو بن عدي erster König aus dem Geschlechte der Lachmiten, der erste, welcher den Sitz des Reiches von Anbar nach Hira verlegte, reg. 118 Jahre [11]), davon 95 unter der Herrschaft der Provinzialkönige, 23 Jahre unter den Sassaniden und davon 14 Jahre 10 Monate während der Herrschaft des Ardeschir, 8 Jahre 2 Monate unter Sabur b. ardeschir (268 — 301 de Sacy; 270 — 300 Eichh.)

4) Amru 'l-kais b. amru عمرو القيس بن عمرو reg. 114 J. [12]), davon 23 J. unter Sabur b. ardeschir; 1 J. 10 M. unter Hormos b. sabur; 9 J. 3 M. unter Bahram b. hormos; 23 J. unter Bahram II.; 13 J. 4 M. unter Bahram III.; 9 J. unter Narses; 13 J. unter Hormos b. narses; 20 J. 5 M. unter

1) *Macrobius* in somnium Scipionis comment. I, 6. 2) *Plautus* Curc. act. II. scen. 1. 3) *van der Linden* eclect. med. ex. 9. Vergl. Pierer's u. Choulant's anat. physiol. Realwörterbuch IV. Bd. S. 69.

1) Die Gegend hieß En-Nagafo die Hügel. *Abulf.* in *Büsch.* Mag. IV. p. 257. 2) *El-Istthachri* Cod. Goth. Nr. 312. *Ouseley* Or. Geogr. p. 65. 66. *Abulfeda* a. a. O. gibt 3 Meilen an. 3) Hamsa aus Isfahan (*Rasmussen* hist. praecipuorum Arabum regnorum ante Islamismum. p. 7) läßt sie zur Zeit des Nebukadnezar erbaut werden; die Einwohner verließen sie später und zogen sich nach Anbar, bis die Stadt unter Amru wieder blühend wurde und es blieb bis zur Erbauung von Kufa, 330 Jahre. Nach einer Sage bei Abulfeda gründete sie ein himjaritischer König auf seinem Zuge nach Khorasan, und nannte sie Hira, stupor, weil er hier in Schreck und Verwirrung gerieth (Abulfeda a. a. O.). Andere schreiben ihre Erbauung dem Mondsar b. amru'l-kais, aus der Familie des Noeman b. el-mondsar, der sich bisweilen hier aufhielt, zu. *Dschihan numa.* p. 464; vergl. *Abulfeda* a. a. O. *Hamasa* ed. *Freitag.* p. 264. 4) Über die Kirchengeschichte von Hira vgl. *Assemani* Bibl. or. IV. p. 598 und Fundgr. d. Or. II. S. 359 ff. 5) *Kazwini* atsar el-belad Cod. Goth. Nr. 234. *Pocock* Spec. h. A. ed. II. p. 69. 6) *Hadschi Khalifa* chronolog. Tafeln a. 12. 7) *Hadschi Khalifa* a. a. O. a. 16. 8) *Assemani* Bibl. or. II. p. 270. 9) ملوك بني لخم آل منذر يكرمي دوري نغر دار ملك حيره وبحرين تاريخ ظهور بش بيك التيوز التي تاريخ انقراض اون ايكي سال هجره مدت ملك التيوز يكرمي ايكي سنة. *Hadschi Khalifa* chron. Tafeln. p. 160. 10) Nach *Ibn Doreid* 118 Jahre. *Rasmussen* a. a. O. p. 19. 11) Nach *Ibn Doreid* 60 Jahre, nach *Ibn Koteiba* mehr als 90 J., nach *Dschusi* mehr als 60 J., nach A. 160 Jahre. *Rasmussen* a. a. O. p. 19. 12) Nach *Noveiri* und *Dschusi* 60 J. *Rasmussen* a. a. O. p. 20.

Sabur dsu'l aktaf (301 — 334 Chr. de Sacy; 300 — 330 Eichh.)

5) Amru (II.) b. amru'l-kais عمرو بن عمري القيس reg. 30 J. [13]): davon 24 J. 6 M. unter Sabur dsu'l-aktaf; 5 J. 6 M. unter Ardeschir b. sabur. (334 — 367 de Sacy; 330 — 360 Eichh.)

6) Aus b. kelam اوس بن قلام, ein Usurpator aus dem Geschlechte der Amalekiten, reg. 5 Jahre unter Ardeschir b. sabur. (360 — 70 Eichh.)

7) Amru'l kais (II.) en-nader عمرو القيس الندر reg. 25 Jahre; 3 J. 6 M. unter Ardeschir b. sabur; 5 J. 6 M. unter Sabur b. sabur; 11 J. unter Bahram b. sabur; 5 J. 3 Mon. unter Jesdedscherd. (367 — 400 de Sacy; 370 — 400 Eichh.)

8) Noeman b. amru'l-kais النعمان بن امري القيس, Erbauer von Chavarnak und Sedir, reg. 30 Jahre [14]), davon 15 J. 8 M. unter Jesdedscherd; 14 J. 4 M. unter Bahramgur b. jesdedscherd. (400 — 430 de Sacy; 400 — 425 Eichh.)

9) Mondsar b. noeman المنذر بن النعمان reg. 44 Jahre; 8 J. 9 M. unter Bahramgur; 18 J. 3 M. unter Jesdedscherd; 17 J. unter Firus b. jesdedscherd.

10) Asvad b. mondsar الاسود بن المنذر reg. 20 Jahre; 10 J. unter Firus; 4 J. unter Balasch; 6 J. unter Kobad (460 — 480 de Sacy.)

11) Mondsar (II.) b. mondsar المنذر بن المنذر reg. 7 Jahre unter Kobad b. Firus (480 — 496 de Sacy.)

12) Noeman (II.) b. asvad reg. 4 Jahre unter Kobad.

13) Abu dschafar b. alkama ابو جعفر بن علقمة der Dseilemite, reg. 3 Jahre unter Kobad.

14) Amru'l-kais (III.) b. noeman reg. 7 Jahre (496 — 520 de Sacy.)

15) Mondsar (III.) b. amru'l-kais reg. 49 Jahre, davon 23 J. unter Kobad, 26 J. unter Anuschirvan b. kobad (520 — 23 de Sacy.)

16) Harets b. amru الحرث بن عمرو (523 — 31 de Sacy.)

17) Mondsar III. zum zweiten Male, ein Zeitgenosse des Dichters Amru'l-kais (531 — 64 de Sacy.)

18) Amru b. mondsar reg. 16 Jahre unter Anuschirvan; im 6ten Monat seines 9ten Regirungsjahres, Geburt Mohammeds. Von Mohammeds Geburt regirte Amru noch 7 Jahre 6 Monate. (564 — 76 de Sacy.)

19) Kabus b. mondsar قابوس بن المنذر reg. 4 Jahre unter Anuschirvan. (576 — 584 de Sacy.)

20) Schahart der Perser شهرت الفارسي reg. 1 Jahr unter Anuschirvan.

21) Mondsar (IV.) b. mondsar reg. 4 Jahr 8 Monate unter Anuschirvan, 3 J. 4 M. unter Hormos b. anuschirvan. (584 — 88 de Sacy.)

22) Noeman (III.) b. mondsar (IV.) Abu kabus النعمان بن المنذر ابو قابوس. Zeitgenosse des Dichters Nabega dsobijan, reg. 22 Jahre; davon 7 J. 8 M. unter Hormos b. anuschirvan, 14 J. 4 M. unter Kosra b. hormos, von welchem er getödtet wurde. Mit ihm hört die Dynastie der Lachmiten auf. (588 — 611 de Sacy.)

23) Ejas b. kobeisa et-thaï und El-Bahradschân der Perser ايلس بن قبيص الطائي — البحرجان, zur Zeit des Parvis. Im 10ten Monat der Regirung des Ejas, im 19ten oder 20sten Jahre der Regirung des Parvis Sendung des Propheten.

24) Sadijeh b. mâhinân ماهينان بن هرادبه ein Perser, reg. 17 Jahre; davon 14 J. 8 M. unter Parvis; 8 Mon. unter Schirujah; 1 J. 7 Mon. unter Ardeschir b. schirujah; 1 Mon. unter Baraka. Im 15ten Jahre 8 Mon. von Sadijeh's Reg. starb Mohammed (im 11ten J. H. 632 Chr.)

25) Mondsar (V.) b. noeman (III.) El-Magrur المنذر بن النعمان المغرور, reg. 8 Monate als Chaled b. valid Hira eroberte. (im J. 12 H. 633 Chr.)

Außer diesem Hira, von welchem die nom. gent. حيري und حاري abgeleitet werden, führten auch noch

2) ein Viertel von Nisabur [15]),

3) ein Flecken in Persien den Namen Hira حير [16]).

Vergl. auch Hiret. (*H. Möller.*)

4) Hira, Hirae, Hire, Stadt Messeniens, s. Ire.

5) Hira, Flecken der Maleenser in der thessalischen Landschaft Phthiotis. (*R.*)

HIRÄA, *Jacqu.* am. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Malpighieen und der dritten Ordnung der 10ten Linné'schen Klasse, hat ihren Namen erhalten nach Jean Nicolas de la Hire (gest. 1727), einem franz. Arzt, Mitgliede der Pariser Akademie und trefflichen Pflanzenmaler. Der Charakter der Gattung Hiraea ist ein fünfgetheilter, drüsiger, oder drüsenloser Kelch, nagelförmige Blumenblättchen, und drei, auf dem Rücken mit einem Kamme versehene, mit einem häutigen Flügel umgebene Früchte. Die neun, in *Spr.* Syst. (II, 389.) verzeichneten Arten dieser Gattung sind Bäume, oder Sträucher, welche zwischen den Wendekreisen wachsen. A. Mit drüsenlosen Kelchen: 1) H. reclinata *Jacqu.* (am. t. 176. f. 42.), mit umgekehrt eiförmig-ablangen, an der Basis fast herzförmigen, oben feinbehaarten, unten unbehaarten Blättern, zurückgebogenen Zweigen, und zusammen gehäuften, abgekürzten, vierblumigen, bracteirten Blüthenstielen. In Neugranada.

13) Nach *Noveiri* und *Dschusi* 25 Jahre. *Rasmussen.* p. 20.
14) Nach *Noveiri* 35 Jahre. *Rasmussen.* p. 20.
15) *El-Moschtarek* Cod. Par. und *El-Lobab* Cod. Goth. nr. 485.
16) *El-Moschtarek* Cod. Par.

2) H. glabra *Spr.* N. Enld., mit eiförmig-ablangen, auf beiden Seiten glatten, widerscheinenden Blättern, und am Ende stehender, wiederholt dreifach getheilter, angedrückt krummhaariger Rispe. In Brasilien. 3) H. odorata *W.* Sp. pl., mit eiförmigen, zugespitzten, oben unbehaarten, unten gelblich-filzigen Blättern, und feinbehaarten, rispenförmigen Blüthentrauben. In Guinea. 4) H. hypericoides *Burch.* Cat., mit linienförmigen, auf beiden Seiten unbehaarten Blättern. Im südlichen Afrika. 5) H. indica *Roxb.* Cat. calc., mit fast herzförmig-eiförmigen, lang zugespitzten, auf beiden Seiten unbehaarten, oben widerscheinenden Blättern, und am Ende stehender Rispe. Auf der Küste Koromandel. (Tripteris indica *W.* Sp. pl.). Abgeb. in *Roxb.* corom. II. t. 160. 6) H. nutans *Roxb.* Cat. calc., mit eiförmigen, lang zugespitzten, oben unbehaarten, unten angedrückt-borstigen Blättern. In Ostindien. — B. Mit drüsigen Kelchen: 7) H. oblongifolia *Cand.* Prodr., mit eiförmig-ablangen, zugespitzten, oben unbehaarten, unten feinbehaarten Blättern, und rispenförmigen Blüthten. Am Magdalenenfluß. (Maseagnia oblongifolia und americana *Berter.* Mss.). 8) H. ovatifolia *Kunth.* Syn., mit eiförmigen, lang zugespitzten, oben widerscheinenden, unten unbehaarten Blättern, und in den Blattachseln stehenden Rispen, welche mit den Blättern ziemlich von gleicher Länge sind. In Cumana. 9) H. divaricata *Kunth.* Syn., mit ablangen, an beiden Enden verschmälerten, unbehaarten, fast fünfnervigen Blättern, drüsigen Blattstielen, und rispenförmigen, in den Blattachseln stehenden Blüthentrauben, welche länger als die Blätter sind. Eben das. (*Sprengel.*)

Hiracites, s. Hieracites.

HIRAM, genauer nach dem Hebräischen, Chiram (חִירָם), Chirom (חִירוֹם) oder Churam (חוּרָם), in den LXX aber Χειρώμ, beim *Theophil.* ad Autolyc. Ἱερόμος, Ἱερόμενος, 1) ein bekannter König von Tyrus, Sohn und Nachfolger des Abibal, Zeitgenosse der hebräischen Könige David und Salomo, mit welchen er in freundschaftlichen Verhältnissen stand. Von ihm empfingen diese zu ihren prächtigen Bauten Material und Bauleute (2 Sam. 5, 11. 1 Kön. 5, 1 ff. 9, 10 ff. 2 Chron. 2, 3 ff.) und unter seiner kräftigen Mitwirkung entstanden hebräische Schiffe, welche in Gemeinschaft mit phönicischen nach Ophir segelten (2 Kön. 9, 26 ff. 10, 22. 2 Chron. 8, 17. 18.). Nach Tatian's [1]) unverbürgter Angabe gab er seine Tochter dem Salomo zur Gemahlinn; Menander [2]) legt ihm eine 33jährige glückliche und für das Land gesegnete Regirung bei. Hiram befestigte und verschönerte Tyrus auf der Ostseite, ließ einen unweit der Stadt befindlichen Tempel von der Stadtmauer mit umschließen und besiegte die Bewohner von Ägea, welche sich der Abgabe eines Tributs nicht ferner hatten unterziehen wollen. Er starb im 53sten Lebensjahre und hatte seinen Sohn Baalnazar zum Nachfolger [3]).

2) Ein tyrischer Künstler in Gold, Silber und Erz, welcher an der Ausschmückung des salomonischen Tempels und Anfertigung des kostbaren Tempelgeräthes den wesentlichsten Antheil hatte. (1 Kön. 7.) (*A. G. Hoffmann.*)

HIRAM, aufblühende Ortschaft im Kanton Portage (Stat Ohio der vereinigten Staten von Nordamerika) am Cuyahoga, der schiffbar in den kanadischen Erie fließt und mit dem Muckingum (Arm des Ohio) durch einen Kanal in Verbindung gebracht wird. 1829 680 Einwohner, meistens wohlhabende Teutsche, 7½ teutsche Meile südöstlich vom Hafen Cleaveland an der Cuyahoga Mündung und 36 teutsche Meilen nördlich von Marietta am Ohio. (*C. N. Röding.*)

HIRANYAREDA, Beiname des indischen Gottes Agni; s. den Art. (*R.*)

HIRAPOOR, eine in dem Distrikte Bundelcund der Provinz Allahabad gelegene Stadt Ostindiens *). (*R.*)

Hircania, s. Hyrcania.

HIRCANUS SALTUS, in den Annal. Einhard. unter dem J. 805 erwähnt, ist vielleicht das heutige Erzgebirge, Fichtelgebirge und der Böhmerwald. (*R.*)

HIRCARRAH, HERCARAH, Briefboten, vertraute Boten in Indien; gemeiniglich der benachbarten Länder kundige Brahminen, die als Spione oder Wegweiser im Felde dienen. Ferner auch Begleiter und Proviantbesorger der Reisenden; geheime Aufseher der Regirung. Tippu hatte von dieser Art 800, jeden monatlich für 3 Pagoden, im Dienst. (*Wedekind.*)

Hircey, Spitze des Jura, s. den Art.

HIRCHAR, HIRKAR, HERKAR, HARCHAR, Sohn des Grafen von Savoyen, wurde 841 als Pirard's Nachfolger, VIII. Bischof zu Lüttich, war von großem Eifer für die Erfüllung seines Berufes erfüllt, von welchem auch die Einführung des Allerheiligen Festes in seinem Sprengel noch zeuget. Er starb am 30. Jul. 856, und wurde im Stifte des heil. Lamprecht begraben †). (*Jäck.*)

HIRCIN, HIRCININ, eine flüssige Substanz, welche von Chevreul 1818 im Bocks- und Hammeltalge entdeckt worden, im Alkohol viel auflöslicher als der Ölstoff (Oleine) ist, und wie dieser dargestellt wird. Das Bocks- oder Hammeltalg wird in kochendem absoluten Alkohol aufgelöst, beim Erkalten scheidet sich aller Talgstoff (Stearine) in Gestalt kleiner seidenartig glänzender Nadeln aus, und das Hircin wird dann durchs Verdunsten des Alkohols gewonnen. (*Fr. Thon.*)

1) Orat. contr. Graec. 58. 2) Bei Josephus Antiquitt. Jud. VIII, 1. contra Apion. I, 18.

3) Josephus a. a. O. *Theophil.* Antioch. ad Autolyc. III. p. 132.

*) Weim. Handb. 4te Abth. 3r Bd. S. 214.

†) *Joh. Chapeauville* gesta Pontif. Tungrens., Traject. et Leod. 1612. 4. T. I, 155. *Anselmus* de gestis Leod. *Bucellini* Germania sacra. *Jo. Placentini* catal. Antist. Leod. *Sig. Calles* annal. eccl. Germ. *Barth. Fisen* hist. Eccl. Leod. *Galliae Christ.* T. III.

HIRCINSÄURE, Bock- od. Ziegensäure (Acidum hircinum s. caprinum), eine im J. 1818 von Chevreul im verseiften Bocks- und Hammeltalge entdeckte, säurehaltige Substanz, welche flüssig, flüchtig, leichter als Wasser, auflöslich im Alkohol (weniger im Wasser) ist, bockähnlich und sauer riecht, alkalisch reagirt, mit Kali ein zerfließendes Salz bildet, und mit Ammonium ein Salz mit einem starken Bocksgeruche darstellt. Um die Hircinsäure zu gewinnen, verseift man Bocks- oder Hammeltalg mittels Kali, zersetzt die Seife durch Salzsäure, destillirt die erhaltene Säure ab, sättigt sie mit Barytwasser, zersetzt das Barytsalz durch flüssige Phosphorsäure, digerirt hierauf die ausgeschiedene wässerige Säure mit gebranntem salzsauren Kalk und destillirt zuletzt die gereinigte Säure ab. (*Fr. Thon.*)

HIRCI SANGUIS, das Blut des Bockes oder der gemeinen Ziege (Capra Hircus), wurde vormals innerlich als Arzneimittel, namentlich zum Zertheilen des stockenden Bluts nach Quetschungen, Fallen und Stoßen, gebraucht. Im J. 1825 kostete zu Nürnberg der Zentner 16 fl. (*Fr. Thon.*)

HIRCI SEVUM, das weiße feste Talg des Bockes oder der Ziege, wird noch häufig zu äußerlichen Arzneien angewendet. Im J. 1825 kosteten zu Pesth 100 Pfd. Ziegen- oder Geistalg in Wampen 15 fl. Conv. Münze. (*Fr. Thon.*)

Hircismus, Hirculation, s. Weinbau.

Hirculus, s. Saxifraga.

Hircus, s. Capra.

HIRD-SKRAA, von Hird, Gefolge, Hof, und skrá, aufgeschriebenes Gesetz, Hofgesetz, ließ der norwegische König Magnus, Hakon's Sohn, mit dem Beinamen Lagaſáter (Gesetze-Aufzeichner, -Sammler), nach den Gesetzen des heiligen Olaf und dem Gutachten der Norweger auf dem Frosta Thing in ein Gesetzbuch bringen und vervollständigen (Hird I. Cap.). Es enthält die Bestimmungen, in welcher Ordnung der Thron an die Glieder und Verwandten des königlichen Hauses vererbt werden, und im Falle kein Erbe mehr vorhanden, auf welche Weise die Wahl eines neuen Königs vor sich gehen soll; handelt von der Vererbung der königlichen Güter an Frauen und Männer, die zur Erbschaft des Reiches selbst nicht berechtigt sind; schreibt vor, wie dem König gehuldigt werden und der König schwören soll; enthält Formeln der verschiedenen Eide des Herzogs und Jarls, der Lendramenn und Hird-stiorar (der Befehlshaber in den Provinzen und der Hofmeister), und der Bonden (Bauern). Ferner handelt die Hirdskraa von den Arten und Weisen, wie der Herzog des Reichs, die Jarl und Lendramenn durch den König gemacht werden sollen, und von ihren Rechten und Pflichten, hierauf von den Hofämtern und dem Range des Kanzlers, der Stallarar (Stallmeister), des Merkis-madur (des Bannermeisters), der Skutilsveinar (Pagen), der Truchsessen und Schenken, und der übrigen Huskalar (Hausleute) oder wie die Hofbedienten später im Allgemeinen genannt wurden, der Hirdmenn (Hofmänner), und der Fylgdarmenn (Trabanten), und von ihren Rechten, Pflichten und ihren Bewaffnungsarten. Dann folgen die Gesetzbestimmungen, welche König Magnus, Hakon's Sohn, 1273 auf der Reichsversammlung zu Tunßberg über das Kriegsaufgebot und die Gewinnung und Theilung des Heerfangs (der Kriegsbeute) gab. Hieran schließen sich die Bestimmungen über den zu beobachtenden Kirchen- und Frauenfrieden, und über die Zwistigkeiten unter den Hirdmenn. Weiterhin werden die Verhältnisse der Würde, der Pflichten und Geschäfte der Gestir (der in königlichem Auftrage Abgesandten) aus einander gesetzt. Den letzten Theil der Hirdskraa bilden die vom Könige Magnus den Stallarar, dem Merkismadur, den Skutilsveinar, den Hirdmenn gegebenen Riettarbátur (Privilegien) und sein Brief die den Hirdmenn, den Gestir und den Kertisveinar (Kerzenknechten) geleisteten Gelobungen enthaltend. Den Beschluß macht die Bestimmung, daß die Hirdskraa alljährlich zu Weihnachten vorgelesen werden soll. Um das Verständniß dieses Gesetzbuchs machte sich Arild Hvitfeld zu Kopenhagen durch seine dänische Übersetzung im J. 1594 verdient. Mehr noch leistete für die gelehrte Welt Jens Dolmer durch Herausgabe der Hirdskraa in der altnordischen Sprache mit dänischer Übersetzung und Erläuterungen unter dem Titel: Hird-Skraa udi dend gamle Norske Sprok, retteligen ofversat paa Danske, med de gamle Ords Förklaring, oc merklige Antegnelser til hvert Capitel, sammenskrefven oc til Troken befordred, af *Jens Dolmer*. Kiobenhafn, 1666. Dolmer's lateinische Übersetzung *) gab erst Resen heraus unter dem Titel: Jus aulicum antiquum Norvagicum linguâ antiquâ Norvagicâ Hird-Skraa vocatum a *Jano Dolmero Dano* in linguam Danicum et Latinam translatum notisque Danicis et Latinis illustratum, cujus versio et illustratio Danica una cum textu Norvagico Haffniae An. 1666. vivo adhuc Autore, edita est: Versio vero et illustratio Latina nunc primum post mortem Autoris in lucem prodit curis et sumptibus *Petri Joh. Resenii*, a quo huic Juri Aulico Norvagico adjungitur Jus Aulicum antiquum Danicum Witherlags Raett dictum cum versione Danicâ ac Latinâ ac notis praedicti Resenii. Hafniae 1678. (*Ferdinand Wachter.*)

Hire (Jean Nicolas, Philippe und Laurent de la), oder Hyre (de la), s. Lahire.

HIREPOLI oder CHIREPOLI, Marktflecken im türkischen Ejalet Dschesair, Sandschak Galiboli, zwischen Rodosto und Edreneh, mit dem Marstall für die kaiserl. Kamele und einem Kamel- und Pferdegestüte. (*Stein.*)

HIRET. Außer den 3 unter Hira bemerkten Orten dieses Namens kennt Jakut's geographische Homonymik noch einen Ort am Euphrat in der Nähe von Aanet. (*J. v. Hammer.*)

HIRINKA, ein unbedeutendes Städtchen im Kremenezer Kreise der russischen Statthalterschaft Wolhyn,

*) Sie ist etwas flüchtig gearbeitet. So ist z. B. am Schlusse des ersten Kap. das geschichtlich wichtige epter Logum hins heilaga Olafs Konga unübersetzt geblieben.

am Flusse Horyn, mit 160 Häus. und 780 Einw.; treibt etwas Kramhandel und städtische Handgewerbe, nebenher aber auch ländliche Beschäftigungen; auch hat es eine Parochialschule. (*J. C. Petri.*)

Hirka (Chirka) i scherife, s. Muhammed und Reliquien; Hirka (chirka) i scherife odassi, s. den Art. Constantinopel (1ste Sect. 19r Bd. S. 134.)

Hirkanien, hirkanisches Meer, Hirkanos, s. Hyrkanien, hyrkanisches Meer, Hyrkanos.

HIRMAH, Stadt in der äthiopischen Provinz Dawaro *), s. Gallas. (*R.*)

HIRMENLI, Marktflecken im osmanischen Ejalet Rumili Sandschak Tschirmen, an einem Nebenfluß der Mariza. (*Stein.*)

HIRMINIUS, nach Plinius ein Fluß im südöstlichen Theile Siciliens zwischen Edissá (Ulyssis), Portus und Camarina, welchen Cellar mit dem heutigen Maulo (s. den Art.) identificirt. (*R.*)

HIRMONEURA, *Wiedemann* (Insecta), Parallelschweber, Reihenschweber von *εἰρμός* und *νευρά*. Zweiflügler Gattung aus der Familie Bombyliarii; Latreille setzt dieselbe unter die Tanystomes und als Untergattung zu Anthrax (*Cuvier* règne animal. éd. 2. V, 466.)

Die Kennzeichen sind: Fühler vorgestreckt, entfernt, dreigliederig; Glieder fast kugelig, gleichgroß; das dritte mit einem langen Endgriffel, drei Punktaugen (Ocellen), das vorderste entfernt. Rüssel eingezogen, verborgen. (Meigen systematische Beschreibung der europäischen zweiflügeligen Insekten II, 132.)

Es sind nur zwei Arten bekannt:

1) H. obscura *Wied.* (*Meigen* l. c. t. 16. f. 7—11.). Untergesicht ochergelb, Stirne grau, Mittelleib schwärzlich, an den Seiten gelblich behaart; Brust mehr greishaarig, Hinterleib an den Seitenrändern gelblich, oben gelblich grau, kurz behaart; Wurzel des zweiten Ringes fast schimmelgrau, so auch die Spitze des Hinterleibs. Bauch etwas gemsledergelblich, Flügel bräunlichgrau, Schwinger schwärzlichbraun, Beine ochergelb. Hinterleibsende mit zwei kurzen stumpfen Griffeln. Länge 7¼ Linie. Aus Dalmatien.

2) H. exotica, *Wiedemann* (Diptera exotica I, 215.). Aschgraulich, mit röthlichen Fühlern und Beinen; schwärzlich bandirtem Hinterleib und an der Rippe bräunlichen Flügeln. 9 Linien lang. Bloß das Weibchen bekannt aus Montevideo in Brasilien. (*D. Thon.*)

HIRN, I. Anatomie, s. Gehirn und Nervensystem; die zahlreichen Composita, welche mit diesem Worte gebildet werden und hier nicht besonders aufgeführt worden sind, hat man unter Gehirn zu suchen. (*R.*)

II. Zoochemie. Das Hirn (Gehirn, encephalum, *ἐγκέφαλον*) besteht, nach Home's und Bauer's mikroskopischen Untersuchungen, in seiner Marksubstanz, wie das Nervenmark aus in Fasern vereinigten Kügelchen, davon die meisten $\frac{1}{1200}$ Zoll im Durchmesser halten, halb durchsichtig und weiß von Farbe sind. Eben so groß sind jene der grauen Substanz, doch hier die Fasern weniger deutlich, weil Schleim und Serum überwiegen.

Die so genannte Rindensubstanz des Hirns im Allgemeinen, oder die graue Hirnmasse, substantia corticalis s. cinerea, enthält eine dem Blutwasser ähnliche Flüssigkeit, die hier gelblicher ist, als in den übrigen Gehirntheilen, und stellt ein feines Adergewebe dar, in dessen Zwischenräumen sich, je älter der Körper wird, um so mehr von einer breiigen Masse ablagert, die dem Hirnmarke ganz ähnelt, und worein mit den Jahren die graue Hirnmasse nach und nach verwandelt wird.

Das Hirnmark, medulla s. substantia medullaris, ist eine festweiche, dem geronnenen Eistoff einiger Maßen analoge, homogene, breiige Masse, die sich zum Theil in heißem Alcohol löst, und, kalt niedergeschlagen, krystallinische Blätter zeigt. Es ist bei Kindern weicher, als bei Erwachsenen, wo es sich schneiden läßt, und 1,021 specifisch wiegt; in jüngern Embryonen erscheint es fast noch liquid. Überhaupt ist im Jugendalter die meiste Feuchtigkeit, im Greisenalter die wenigste darin enthalten.

Durch gelindes Trocknen verliert das ganze Hirn, nach Fourcroy, $\frac{3}{4}$ — $\frac{4}{5}$ und mehr seines specifischen Gewichtes. Es fault bald mit einem eigenen häßlichen Geruche, wobei sich erst eine eigene Säure, und dann Ammonium bildet.

Schon Burrhu theilte der ganzen Hirnmasse die Eigenschaft des Öls und Wallraths zu; Hensing will daraus wahren Phosphor erhalten haben, und Spielmann aus deren Asche Eisentheile, Vogel durch Destillation viel Öl, Ammonium, Eisen- und Salztheile, Parmentier und Deyeux auch Schwefel, Fourcroy und Vauquelin $\frac{4}{5}$ — $\frac{7}{10}$ Wasser, $\frac{1}{10}$ eiweißartige halbconcrete Materie, eine fettige, in Blättchen anschießende Substanz, die sich aus dem halb geronnenen, stark oxydirten Eiweißstoff bilden soll. Ferner phosphorsauren Kalk, Natron und Ammonium, Schwefel, Phosphor, und Spuren schwefelsauren Kalks (s. Annal. de Ch. XVI. 1793. p. 28 etc.). — Jordan fand im Menschenhirn Wasser, Eiweißstoff im löslichen und geronnenen Zustande eine eigene fettartige Materie, phosphorsaures Natron, dergleichen Ammonium und Kalk, Schwefel, und in der Asche Phosphorsäure, (. dessen Disquisit. med. evict. etc. p. 26, und v. Crell's Annal. d. Ch. 1803. V. S. 364 ꝛc. VI. S. 447 ꝛc.). — John erhielt aus dem Hirnmarke, außer $\frac{4}{5}$ Wassers, Eiweißstoff in einem besondern Halbgerinnsel, eine fettige, in heißem Alkohol lösliche, blätterig sich krystallisirende Substanz, wenige phosphorsaure Salze, und Spuren von Eisenoxyd. — Frisches Hirn enthält weder freies Ammonium, noch Kali, dergleichen Touret, nebst einem wallrathähnlichen Fette (als Seife), im sehr ausgetrockneten unverwesten Gehirne der mehrere 30 Jahre alten Leichen vom Gottesacker des Innocens zu Paris gefunden haben will (s. Annal. de la Soc. d. Méd.

*) Weim. Handb. 6te Abth. 1r Bd. S. 409.

à Paris. 1786. p. 302 etc.). Saß (s. Dessen Comment. de proportione quatuor elementor. corp. org. in cerebro, et musculis. Kilon. 1818. 4.) bekam aus 100 getrockneten Hirnmarks: 18,50, des frischen: 53,48 Kohlenstoff, 16,89 Wasserstoff, 6,70 Stickstoff und 18,49 Sauerstoff, überdieß 1,08 Phosphor und 3,36 Schwefel ꝛc. — Nach Leop. Gmelin (i. d. Zeitschrift für Physiologie ꝛc., von Fr. Tiedemann ꝛc. 1824. I, 1. Nr. 4.), besteht das frische gesunde Hirn aus einem flüssigen Fette, und zwei festen Fettarten, (s. unt. Hirnfette.)

A. a) Das große Menschenhirn, cerebrum, enthält, nach Vauquelin (i. d. Ann. du Muséum d'hist. nat. T. XVIII. p. 212 etc. u. in Schweigger's Journ. d. Ch. u. Ph. VIII. S. 430): halbgeronnenen eigenthümlichen Eiweißstoff, (s. unten Hirneiweissstoff), 7,00, Osmazom 1,12, weißes, blätteriges, beim Schmelzen bräunendes, beim Verbrennen viel Phosphorsäure zurücklassendes Fett 4,53, braunrothes flüssiges, auch beim Verbrennen Phosphorsäure hinterlassendes Fett 0,75, in diesen Fetten eingeschlossenen Phosphor 1,58, schwefels. und phosphors. Kali, Kochsalz, phosphors. Kalk und Bittererde (in der Asche) 5,15, und Wasser 80,00. Der Gehalt der Salze darin steigt noch nicht auf $\frac{1}{150}$ der ganzen Masse.

b) Das kleine Menschenhirn, cerebellum, verhält sich chemisch, wie das große.

c) Das verlängerte Hirn- u. Rückenmark, medulla oblongata u. spinalis, zeigen dieselben qualitativen Mischungstheile, jedoch mehr Fett und weniger Eiweißstoff, Osmazom und Wasser, im Übrigen ebenfalls saures phosphors. Kali und Phosphor(?).

d) Das Nervenmark bei Menschen führt weniger flüssiges Fett, aber viel mehr Eiweißstoff bei sich, als das Hirn (nach Vauquelin a. a. O.). — Die feinsten Fasern der Sehnerven bestehen, nach Home und Bauer aus Kügelchen, die $\frac{1}{1800}$ bis $\frac{1}{2000}$ Zoll im Durchmesser hatten, und mit einer geringen Anzahl Kügelchen von $\frac{1}{2000}$ Z. vermischt sind. Die Augenmarkhaut erscheint, als eine Entfaltung der Bündel des Nerven, und besteht ganz aus gleich großen, zu Fasern vereinten Kügelchen. Die verbindende Gallertsubstanz löst sich im Wasser leicht auf, und ist durchsichtig. Durch stägige Maceration werden die Fasern in Kügelchen aufgelöst, und die Gefäße bleiben als ein sehr vielmaschiges Netz zurück. Der überall im Nervensysteme vorhandene Schleim ist auch schon im Blute vorhanden. Was die pathologischen Veränderungen des Menschenhirns betrifft, so erscheint dessen Substanz in seiner ersten Entzündungsperiode bald hell- bald dunkelroth, aufgeschwollen und etwas hart; das Blut ist noch nicht wesentlich verändert; in der zweiten Periode bemerkt man deutlich eine Desorganisation der Hirnsubstanz; das Mark ist nicht mehr so consistent, und scheint zur Verflüssigung hinzuneigen, was einige Neuere Erweichung nennen. Diese ist dem Grade nach sehr verschieden, denn man findet die Hirnsubstanz oft nur etwas weicher, als gewöhnlich, oft aber so aufgelöst, daß sie einem dicklichen Milchrahm gleicht. In der dritten Periode tritt der bis dahin im Gehirne infiltrirt gewesene Eiter zu größern oder kleinern Abscessen zusammen; der Eiter von den neu entstandenen liegt frei in der Hirnsubstanz, jener der alten aber in einem Balge eingeschlossen. Manchmal ist der Eiter theils liquid, theils geronnen, flockig in ersterm schwimmend. Er weicht in der Farbe, im Geruche, und in der chemischen Komposition ab. In der vierten Periode sieht man mancherlei krankhafte Gebilde in folgenden Hauptformen: a) am häufigsten bei jungen Subjecten in verschiedener Tuberkelform meist von der Größe eines Hirsekorns oder einer Erbse, von abweichender Farbe und Consistenz; ihre endlich erweichte Flüssigkeit liegt in einem Balge eingeschlossen; b) in der Form von Scirrhus, und wahrem Krebs; c) als verknörpelte und verknöcherte Hirnsubstanz, dabei bisweilen eine Verhärtung der Glandula pinealis u. pituitaria; d) steinige Concremente in diesen oder jenen Hirnpartien, (s. Hirnsteine). — In dem Hirn tobsüchtiger Menschen fehlt nach Del-Bue (Analisi della Massa cerebr. etc. Roma. 1826. 8.) der Phosphor ganz, es war weniger Wasser, mehr fettige weiße Substanz zugegen, als Vauquelin im gesunden Hirne fand, (s. oben). Friedrich, (s. dessen Handbuch der animalischen Stöchiologie. Helmst. 1828. 8. S. 105), fand im Gehirne einer wahnsinnigen Frau 83,23 Wasser, 6,52 Hirneiweißstoff, 5,01 weißes, aber nicht krystallisirbares Fett, 0,23 Osmazom, 1,01 Phosphor, 0,11 Schwefel, und 3,89 Salze.

B. Das Hirn grasfressender Säugthiere enthält nach Vauquelin ungefähr $\frac{3}{4}$ Wasser, und alle obige Bestandtheile des Menschenhirns.

a) Die graue Hirnsubstanz der Kälber gab John (bei Schweigger a. a. O. X. S. 156): 10 in Wasser meist unlöslichen Eiweißstoff, 15 — 20 schmieriges, nicht krystallinisches Fett, phosphors. Ammonium, (keinen unverbrannten Phosphor), phosphors. Natron, Kalk- und Bittererde, salzsaur. Natron und Spuren von Eisen, 75 — 80 Wasser.

b) Das Kalbshirnmark enthält mehr Fett, als die Rindensubstanz, und, nach Fourcroy, außer Wasser und den in diesem löslichen Theilen, Schwefel und Spuren von Phosphorsäure, Ammonium und Natron.

c) Das kleine Hirn des Kalbes verhält sich, wie die graue Substanz.

d) Das verlängerte und das Rückenmark, so wie die Sehnervenhügel desselben führen mehr Eiweißstoff und weniger Wasser bei sich. Ähnlich verhält sich das übrige Kalbsnervenmark.

e) Das Rinderhirn ist auch chemisch dem Kälberhirn analog, nur enthält es einen festern gerinnbarern Eiweißstoff, und, außer etwas rothem Fett, ein krystallisirbares; aber keine Spur vom Ammonialsalze (nach John bei Schweigger a. a. O. S. 164).

C. a) Im großen Hirn eines Huhn's fand John (s. Dessen chem. Schr. IV. S. 247), mehr

und zum Theil kryſtalliſirbares Fett, übrigens alle Beſtandtheile des Kälbergehirns;

b) im kleinen Hirn desſelben Huhn's aber bloß ſchmieriges, kein kryſtalliſirbares Fett, und weniger Waſſer, als im großen, und

c) im verlängerten Marke desſelben mehr Fett und Waſſer, als im kleinen Hirn.

D. Das Gehirn der Rochen iſt flüſſig, wie alles Fiſchhirn, und von öliger Natur.

E. Das Krebshirn beſteht, nach John a. a. O., größten Theils aus einer albuminöſen Materie. Aus der dasſelbe überziehenden apfelgrünen Subſtanz läßt ſich ſowohl durch Waſſer, als durch Alkohol das grüne Pigment ausziehen.

Aus dieſen vergleichenden Verſuchen geht hervor, daß das Hirn überhaupt in keinem ſeiner Grundſtoffe weder ſubſtantiellen Phosphor, noch Schwefel enthält, daß das braunrothe Gehirnfett ſich erſt bei ausgewachſenen Thieren bildet, und daß das weiße alsdann nur die Eigenſchaft erhält, ein kryſtalliniſches Gefüge anzunehmen. Das Osmazom iſt wahrſcheinlich nur eine Modifikation der Gallerte, welche in Waſſer und in Weingeiſt ſich auflöſt. — Übrigens lehrt die Erfahrung, daß in der Struktur des Menſchenhirns viel ſeltener Abweichungen vorkommen, als in den übrigen Organgebilden. — Das Gewicht desſelben beträgt oft 3 Pfunde. Es iſt um ſo größer und ſchwerer, je jünger der Menſch iſt; mit dem Alter wird es ſpecifiſch leichter. In Krankheiten, die mit Geiſteszerrüttung verbunden ſind, wird es bald feſter, bald lockerer und weicher gefunden.

Was endlich die eigentlichen Ganglien (ſonſt kleine Gehirne genannt), anlangt, ſo unterſcheiden ſie ſich, nach Wutzer, von den Anſchwellungen des Hirns, welche aus dem Zuſammentritt der weißen und grauen Maſſe entſtehen, auch chemiſch durch mehrere gelatinöſe, ſo wie durch wenigere fettige Maſſe, und durch einen größern Antheil erhärteten Eiweißſtoffes.

Das noch friſche Hirn von geſunden Thieren läßt ſich ſowohl allein, und dann gedämpft, gebacken, oder gebraten, als auch in den damit und m. a. Zuthaten gefüllten Hirnwürſten verſpeiſen, verlangt aber einen guten Magen. Durch langes Liegen werden letztere weit leichter ſauer und ſtinkend, als andere Würſte. — Auch das Gehirn an ſich wird bald ranzig, und iſt auch friſch gebraten, wenn gleich für Manche ein Leckerbiſſen, für Andere zu weichlich, und für Kranke zu ſchwer verdaulich. (*Th. Schreger.*)

III. Holztechnol. u. Baukunſt, ſ. Hörn.

Hirnabscess, ſ. unt. Hirnkrankheiten.

Hirnadergang, Hirnadergeflecht, Hirnadern, Hirnanhang, ſ. Gehirn.

Hirnanſchwellung, ſ. Hirnkrankheiten.

Hirnarterien, ſ. Gehirn.

Hirnaugenvene, ſ. unt. Venen.

Hirnbalken, Hirnbau, Hirnbedeckungen, ſ. Gehirn.

Hirnbeſchirmer od. Hirnhautbewahrer, ſ. Trepanation.

Hirnblutadern, ſ. Gehirn.

Hirnbohrer, ſ. Trepanation.

Hirnbrand, ſ. unt. Hirnkrankheiten.

HIRNBRECHER, HIRNREISSER, ſcherzhafte Benennung ſchlechten Weines, deſſen Genuß heftige Kopfſchmerzen verurſacht, gleichſam das Hirn bricht. (*R.*)

Hirnbruch, ſ. Hirnkrankheiten.

Hirnbrücke, ſ. Gehirn.

HIRNBRÜTEN, heißt im ſüdlichen Teutſchland in der Sprache des gemeinen Lebens der Wahnſinn; wofür man auch Hirntoben, Hirnwuth (vergl. d. Art.) gebraucht. Hirnbrütig iſt daher mit wahnſinnig, raſend einerlei. (*R.*)

Hirncarotis, Hirndunst, ſ. Gehirn.

Hirneiterung, ſ. Hirnkrankheiten.

HIRNEIWEISSSTOFF, eine dem ungeronnenen Eiweißſtoff analoge Materie, welche Vauquelin aus dem Thierhirn erhielt, wenn er es mit warmem Weingeiſt behandelte, welcher Fette, Osmazom und Salze hinwegnahm, und den Eiweißſtoff in graulich weißen käsartigen Flocken zurück ließ. Dieſe trocknen zu einer grauen, durchſcheinenden Gummimaſſe aus, welche im Waſſer aufſchwillt, mit warmer Kalilauge, ohne Ammonium zu entwickeln, eine blaßgelbe, durch Säuren flockig, und mit Übelgeruch, durch Bleizucker dunkelbraun fällbare Auflöſung bildet, und, trocken deſtillirt, kohlenſ. Ammonium und rothes Öl entwickelt (ſ. Schweigger's Journ. d. Ch. u. Ph. VIII. S. 449). (*Th. Schreger.*)

Hirnende (Holztechnol.), ſ. Hörn.

Hirnentzündung, ſ. Hirnkrankheiten.

Hirnerſchütterung (commotio s. concussio cerebri), ſ. Kopfverletzungen.

Hirnerweichung, ſ. Hirnkrankheiten.

Hirnextravasat, ſ. Kopfverletzungen.

HIRNFETT (pinguedo cerebri). Es gibt mehrere Arten dieſes ganz eigenthümlichen Fettes: 1) nach Vauquelin, ein weißes, feſtes, wie Fettwachs in kleinen ſeidenglänzenden Blättchen kryſtalliſirtes, das dickflüſſiger, als Fett, ſchmilzt, und in gelinder Wärme durchſichtig wird, nach dem Schmelzen aber braun. Es löſt ſich in 20 Theilen 36gradigen warmen Alkohols auf, und fällt daraus in der Kälte kryſtalliniſch nieder; auch Äther und äther. Öle löſen es auf. Sein Hauptbeſtandtheil iſt das hier gebildet liegende Gallenfett (nach L. Gmelin). Übrigens unterſcheidet es ſich, wie

2) das auch von Vauquelin im Hirn entdeckte rothe flüſſige Fett, von den übrigen Fettarten, durch ſeinen Gehalt an Phosphor (ſ. Schweigger's Journ. d. Ch. u. Ph. VIII. S. 437).

Leop. Gmelin (ſ. d. Zeitſchr. f. Phyſiologie ꝛc. von F. Tiedemann. 1824. I, 1. Nr. 4.) fand in friſchen und geſunden Menſchen- und Thiergehirnen, außer einem flüſſigen Fette zwei feſte, nämlich:

a) ein blätteriges, kryſtalliniſches, dem Gallenfett (ſ. d. Art. Cholostearin), analoges, nur daß es noch etwas Phosphor in einer unbeſtimmten Verbindung ent-

hält; Kühn aber betrachtet es als eigenthümlich und nennt es Cerebrin;

b) wenig von einem pulverförmigen, wachsartigen, welches unter allen Fettarten bei Weitem den höchsten Schmelzpunkt hat, auch nicht zu verseifen scheint, wodurch es zugleich von den übrigen Wachsarten abweicht. Kühn nimmt es für eine eigenthümliche Substanz an, und nennt es Myeloconis (Markstaub); (vergl. *O. J. Kühn* Diss. inaug. de cholostearine eique similibus pinguedinis C. H. formis. Lips. 1828. 4., im teutschen Auszuge in Kästner's Archiv rc. XIII. S. 337 ff.).

John fand das Fett über dem Hirnmarke des Rapfen (Cyprinus Aspius) nicht wallrathhaltig, sondern wie Fischöl überhaupt, bei 150° R. flüssig, farblos und klar, im siedenden Alkohol sehr wenig löslich, und den Theil, der sich daraus in der Kälte niederschlägt, nicht im geringsten krystallisirbar.

(*Th. Schreger.*)

Hirnfunction, s. Gehirn.

Hirnganglien, s. Ganglien u. Gehirn.

HIRNGESPINST, nennt man ein Erzeugniß der bloßen Einbildungskraft, einen leeren Wahn (eine Chimäre), welchem Realität oder Ausführbarkeit abgeht. Der Ausdruck schließt einen Tadel in sich; Herder nennt solche Menschen, welche dergleichen Hirngespinste ausbecken, Hirnweber. (*R.*)

Hirngewölbe, s. Gehirn.

Hirngrille, Hirngrillert, s. Fringilla Citrinella *Linn.*

Hirngruben, Hirngrundarterien, Hirnhälften, Hirnhaut, Hirnhautadergänge, Hirnhautarterien, s. Gehirn.

Hirnhautauswüchse, s. Hirnhautschwamm im Art. Hirnkrankheiten.

Hirnhautbewahrer, Hirnhautdruckeisen, s. Trepanation.

Hirnhautentzündung, s. unt. Hirnkrankheiten.

Hirnhäute, Hirnhäutlein, s. Gehirn.

Hirnhautschwamm / Hirnhautwassersucht, s. unt. Hirnkrankheiten.

HIRNHAYM (Hieronymus), Doktor der Theologie zu Prag und Generalvikar der Prämonstratenser in Böhmen, Mähren, Schlesien und Östreich († 1679), war einer der bedeutendsten Vertheidiger eines supernaturalistischen Skepticismus, der sich im 17ten Jahrh. als natürliche Reaction gegen die mächtiger gewordene, selbstständige Speculation erhob. Als nämlich eines Theils durch Baco von Verulam von Seiten der Erfahrung, andern Theils durch Descartes und Spinoza von Seiten der Speculation die bisher ungestörte Ruhe und Sicherheit der herrschenden Scholastik erschüttert war, als dem zu Folge selbstständige Denker in verschiedenen Richtungen hervor traten, die Auctorität der Offenbarung bedrohend und durch eigenes Forschen eine vollständige Befriedigung des menschlichen Wahrheitstrebens verheißend, als hierdurch Widerspruch und Schwanken in dem Gebiete der Philosophie herrschend wurde, da war es natürlich, daß auch Mißtrauen gegen die menschliche Erkenntnißfähigkeit erwachte, und daß dieses Mißtrauen, entweder nur negativ, als Skepticismus bei dem bloßen Zweifel an der Möglichkeit einer sichern menschlichen Erkenntniß stehen blieb, oder zugleich positiv, als Supernaturalismus und Schwärmerei in einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung, oder in einer inneren Erleuchtung, als dem einzigen sichern Grunde aller Wahrheit, ihre Zuflucht suchten. Beide Richtungen dieser Reaction gegen die selbstständige philosophische Speculation, Skepticismus und Supernaturalismus, finden wir vereinigt in Hier. Hirnhaym. Er suchte die Unsicherheit und Nichtigkeit alles natürlichen Wissens darzuthun, um hieraus die Nothwendigkeit einer höhern, göttlichen oder innerlich mystischen Offenbarung zu beweisen. Er war nicht absichtlich Skeptiker, sondern der Skepticismus sollte ihm nur als Mittel dienen, um den Supernaturalismus und Mysticismus gegen das natürliche Erkennen zu behaupten. In seiner Schrift: de typho generis humani *), äußert er sich nicht bloß als Skeptiker gegen die Philosophie, sondern er eifert überhaupt gegen die Eitelkeit, Thorheit, Unwissenheit, Hartnäckigkeit und Zanksucht der Gelehrten, deren Dünkel darum so thöricht sei, weil kein menschliches Wissen überhaupt unzweifelhaft, und selbst die höchsten Grundsätze der Vernunft mit anerkannten Wahrheiten der Theologie in Widerspruch stehen. So zeigt er, daß der für ein untriegliches Axiom gehaltene Satz: Aus Nichts wird Nichts, durch die Schöpfung der Welt aus Nichts widerlegt sei, daß ferner der Grundsatz: kein Accidens könne ohne Subject seyn, im Widerspruch stehe mit dem Geheimniß des Abendmahls, ja selbst der Satz des Widerspruchs werde durch das Geheimniß der Dreieinigkeit aufgehoben, woraus sich ergebe, daß drei Dinge theils mit einem dritten, theils mit einander identisch seyn können. Daher dürfen, nachihm, auch die rein logischen Grundsätze: Etwas kann nicht zugleich seyn und nicht seyn; Etwas ist entweder oder ist nicht; oder das Ganze ist größer als jeder Theil desselben, nicht als über allem Zweifel erhaben gelten, und müssen wenigstens mit der Einschränkung ihrer Wahrheit gedacht werden, daß durch sie, als Früchte des menschlichen Verstandes, die göttliche Macht nicht beschränkt werde. So wie die logischen, so müssen auch alle metaphysischen Erkenntnisse ungewiß seyn, weil der menschliche Verstand alle seine Erkenntnisse durch die Erfahrung erhält, alle Erfahrung aber unsicher und mangelhaft ist. Die einzige wahre Quelle und das einzige sichere Kriterium der Wahrheit findet er daher allein in der göttlichen Offenbarung, die sich uns vorzüglich als ein von der Vernunft verschiedenes inneres Licht, das dem menschlichen Geiste ursprünglich anerschaffen und durch göttliche Gnade erweckt wird, ankündigt. Doch auch dieses innere

*) Der vollständige Titel heißt: De Typho generis humani s. scientiarum humanarum inani ac ventoso tumore, difficultate, labilitate, falsitate, jactantia, praesumtione, incommodis ac periculis tractatus brevis, in quo etiam vera sapientia a falsa discernitur et simplicitas mundo contemta extollitur, idiotis in solatium, doctis in cautelam conscriptus. Pragae, 1670. 4.

Licht ist für den Menschen kein vollkommen sicherer Grund der Wahrheit, denn dieß innere Licht ist verschieden erleuchtet, je nachdem der Mensch mehr oder weniger das Auge des Geistes von der Vernunft ab zum reinen Anschaun dieses Lichts wendet, und oft ist er nicht im Stande, die Urtheile der Vernunft von denen des innern Lichts zu unterscheiden. Dessen ungeachtet konnte Hirnhaym diese Ansichten benutzen, den Menschen vor dem eitlen Streben nach natürlicher Erkenntniß und Gelehrsamkeit zu warnen, und dagegen ein schwärmerisch asketisches Zurückziehen auf ein stilles, Gott geweihtes Leben zu empfehlen. Zugleich aber scheint die Absicht dabei zu Grunde gelegen zu haben, durch den Skepticismus das freiere Wahrheitsstreben des Protestantismus zu verdächtigen, und (denn Hirnhaym war Katholik) ein unbedingtes Vertrauen zu der alle Zweifel niederschlagenden Auktorität der katholischen Kirche zu erwecken; so wie damals von mehrern Katholiken der Skepticismus gegen den Protestantismus benutzt wurde*). (*Heinr. Schmid.*)

HIRNHEIM, Dorf und altes Schloß in der Grafschaft Öttingen, wallerstein'schen Antheils, in dem Amte Hochhaus, südlich von Nördlingen, hat einem berühmten Rittergeschlechte den Namen gegeben. Rudolf von Hirnheim soll um das Jahr 1150 das Kloster Zimmern bei Nördlingen für Nonnen Cisterzienser-Ordens gestiftet haben. Hartwich wurde durch König Philipps Vorschub im J. 1202 zum Bischof von Augsburg erwählt, starb aber bereits 1208. Albrecht, der bekannte Stammvater, lebte 1140 und 1158; sein jüngerer Sohn, Rudolf, der 1210 als Besitzer von Burg-Heglein, in dem Altmühlgrunde, vorkommt, stiftete die Nebenlinie zu Katzenstein, die auch Hochhaus besaß, bald den Namen von Hirnheim selbst aufgab, und mit Georg von Katzenstein, der noch das Concilium von Constanz besucht hatte, im ersten Viertel des 15ten Jahrh. erlosch. Albrechts von Hirnheim älterer Sohn, ebenfalls Albrecht genannt, ein Wohlthäter des Klosters Anhausen, setzte die Hauptlinie fort, und wurde der Vater von Hermann, der im J. 1238 Hoch-Altingen, nördlich von Nördlingen, erwarb und noch 1272 und 1279 in Urkunden vorkommt. Mit Konrad's, † 1350, Söhnen, Herdegen und Konrad, theilte sich das Geschlecht abermals in zwei Linien. Herdegens Sohn, auch Herdegen genannt, † 1413, hinterließ aus seiner Ehe mit Elisabeth von Stammheim eine zahlreiche Nachkommenschaft, drei der Söhne wurden aber Domherren zu Augsburg, ein vierter, Georg, war Karthäuser zu Christgarten, daß demnach allein Rudolf und Melchior Frauen nahmen. Melchiors einziger Sohn, Johann, wurde im J. 1452 zum Abte in Ellwangen erwählt, blieb, nachdem die Abtei im J. 1460 in ein weltliches Stift verwandelt worden, ihr Vorsteher unter dem Titel eines Propstes, resignirte aber doch im J. 1461. Rudolf, auf Bernstein, war in erster Ehe mit Utha von Rosenberg, in anderer Ehe mit Elisabeth von Bickenbach (die aber so problematisch, wie ihr angeblicher Vater, Johann von Bickenbach) verheirathet, und hinterließ mehrere Kinder, von denen aber nur Herdegen und Wolf das Geschlecht fortpflanzten. Herdegens Nachkommenschaft erlosch mit seinem Sohne, Johann Konrad von Hirnheim zu Bernstein, Gem. Margaretha von Wöllwarth, der im J. 1554 unbeerbt das Zeitliche segnete. Wolfs jüngerer Sohn, Wolf Philipp, zu Dutenstein, an der öttingen'schen Gränze, erkaufte 1527 von Konrad und Friedrich Thum von Neuburg, um 14,000 Gulden rheinisch, das Schloß Stettenfels, bei Beilstein, sammt den Dörfern Ober- und Unter-Gruppenbach, dem Weiler Donbronn und einem Antheile an Hausen, hinterließ aber aus seiner Ehe mit Agatha oder Martha von Kaltenthal keine Kinder, daß demnach die ganze von dem ältern Herdegen abstammende Linie erloschen war. Dieses Herdegen Bruder, Konrad, war mit Anna von Rechberg verheirathet (um 1374), und hinterließ zwei Söhne, von denen doch nur Wilhelm, † 1395, das Geschlecht fortpflanzte. Wilhelms jüngerer Sohn, Konrad, Besitzer der Herrschaft Nieder-Alfingen, zwischen Ellwangen und Aalen, Hauptmann des schwäbischen Bundes, war mit Anna von Pappenheim verheirathet und Vater von zwei Söhnen, von denen Walther in seiner Ehe mit Ursula von Freiberg neun Kinder erzeugte. Einer von dieses Walther Söhnen, Ludwig, war des Deutschordens Landcomtur an der Etsch, ein anderer, Hanns, war mit Ursula von Treuchtlingen verheirathet und Vater von sieben Kindern, unter denen ein Sohn, Johann von Hirnheim, † 1529, den Beinamen Lützelhirn führte, und der einzige Walther, auf Nieder-Alfingen und Kirchheim, aus seiner Ehe mit Dorothea von Welden Kinder hinterließ. Darunter befand sich aber nur ein Sohn, Johann Walther, eben derjenige, dem der Rath zu Augsburg im J. 1549 den Verkauf des Rehlinger'schen Hauses verstattete, und der dafür durch seine Händel mit Jakob Meiting, Ulrich Fugger und Konrad von Stadion geraume Zeit die Stadt beunruhigte, mit Margaretha Gößlin in kinderloser Ehe lebte und daher von seiner ältesten Schwester, Anna, die an Heinrich Burkard von Pappenheim verheirathet, beerbt wurde, wiewohl Nieder-Alfingen und Kirchheim nur kurze Zeit in der Pappenheim'schen Familie blieben. Konrads, des Stifters der Nebenlinie in Nieder-Alfingen ältester Bruder, Walther von Hirnheim, Hauptmann der Gesellschaft St. Georgenschildes und Vicedom zu Amberg, besuchte 1415 das Concilium zu Constanz, und hinterließ aus seiner Ehe mit Anna von Hirschhorn die Söhne Walther und Eberhard. Walther, Herr zu Waldenstein, hatte nur Töchter, aber Eberhard, † 1483, erzeugte in seiner Ehe mit Anna von Rechberg 10 Söhne und 7 Töchter. Ein Sohn, Konrad, starb als Domdechant zu Augsburg im J. 1517, ein anderer, Hanns, stiftete die mit seinen Enkeln erloschene Nebenlinie in Hoch-Altingen, der älteste aber von Eberhards Söhnen, Bero, † 1512, hinterließ aus seiner Ehe mit Agnes von Ehingen 15 Kinder, worunter vornehmlich die Söhne Eberhard, Walther, Rudolf und Johann Sebastian zu merken. Johann Sebastian, Ritter und der Rechte Doktor, war mit Maria Jakoba von Neu-

*) Vergl. Tennemann Gesch. d. Phil. Th. 10. S. 526 f., Krug philos. Handwörterb. u. A.

hausen verheirathet, und durch sie Vater von 4 Kindern, worunter ein Sohn, Reinhard Walther, der, nach Biedermanns Angabe, die Jahre der Kindheit nicht überlebte, wiewohl nach Andern der Abt in Strahow, Hieronymus II., Hirnhain oder von Hirnheim, von dem die Schrift: de typho generis humani, Pragae 1676. 4. ein Abkömmling dieses Johann Sebastian gewesen seyn soll. Eberhard, geb. 1494, Archidiakon zu Salzburg, Domherr zu Augsburg, Freisingen und Eichstädt, wurde am 22. Dezember 1552 zum Bischof in Eichstädt erwählt, erkaufte 1557 für das Hochstift um 3000 Gulden die Hälfte des Schlosses Pechthal mit den dazu gehörigen 48 Unterthanen und 30 Zinslehen, gab seiner Diözese ein neues Brevier, und starb den 4. Julius 1560. Rudolf, vermählt mit Anna von Pappenheim, wurde ein Vater von neun Kindern, unter denen doch nur Anna, Gem. Sebastian von Wöllwarth, Barbara, Gem. Konrad von Bernhausen, Maria, Gem. 1) Johann von Wembdingen, 2) Konrad von Welden, und Agnes, Gem. 1) Kaspar von Seckendorf, 2) Gottfried Lochinger von Archshofen, zu reifern Jahren gelangten. Alle 4 Schwestern wurden frühzeitig in den Witwenstand versetzt, und als Witwen ausgezeichnete Wohlthäterinnen des Klosters Marienburg bei Abenberg, als dessen zweite Stifterinnen sie gar wohl betrachtet werden können. Walther endlich, der jüngste von Bero's Söhnen, erkaufte 1530, sammt seinem Bruder Rudolf, Schloß und Herrschaft Jettenhofen bei Ober-Mässing, mit etwa 150 Unterthanen, gelangte durch Begünstigung Kaiser Karls V. zum Besitze der Herrschaft Stettenfels, welche Herzog Christoph von Würtenberg, nach Wolf Philipps von Hirnheim kinderlosem Abgange, als vermanntes Lehen einziehen wollen, verkaufte sie aber noch im nämlichen Jahre 1551 an die Fugger, und hinterließ aus seiner Ehe mit Cordula von Stain die Söhne Georg, Jakob, Walther und Johann Georg, stürzte auf der Jagd mit dem Pferde und mußte darüber sterben. Jakob, auf Waldenstein, lebte mit Felicitas Schilling von Canstadt in kinderloser Ehe. Walther, Domherr zu Eichstädt, wurde 1562 von seinem Bedienten ermordet. Johann starb 1587 als der letzte seines Namens, Schildes und Helms; denn obgleich zweimal verheirathet, 1) mit Maria von Neunegg, 2) mit Susanna von Ehenheim, hinterließ er doch nur aus der ersten Ehe eine Tochter, Cordula von Hirnheim, die seit 1578 mit Karl von Welden verheirathet war und die sehr ansehnliche Herrschaft Hoch-Altingen an diese Familie brachte. Die übrigen Hirnheim'schen Güter wurden von den Lehenhöfen, als heimgefallene Lehen eingezogen, Abtsgemünd und Wöllstein von dem Stift Ellwangen, die Herrschaft Jettenhofen von Eichstädt u. s. w.

(*v. Stramberg.*)

Hirnhinterer, s. Gehirn.

Hirnhödlein, s. Hoden des Gehirns.

Hirnhöhlen, Hirnhöhlenfeuchtigkeit, Hirnhöhlenflüssigkeit, s. Gehirn.

Hirnhöhlenwassersucht s. unter Hirnkrankheiten.

Hirnholz (Bauk.), s. Hörnholz.

Hirnhüllen, Hirnkammern, Hirnkapseln, Hirnkern, Hirnklappe, s. Gehirn.

Hirnknoten, Geschwülste des Gehirns; über das physiologische s. unter Gehirn und über das pathologische s. unter Hirnkrankheiten.

Hirnkopfarterien, Hirnkopfblutadern, s. Gehirn.

Hirnkoralle, 1) Palaeont. s. Meandrina; 2) s. Madrepora labyrinthica. (*R.*)

HIRNKRANKHEITEN, Morbi cerebri, (Gehirnkrankheiten, Hirn- oder Gehirnleiden, Hirnzufälle, Krankheiten der Kopfhöhle, Morbi encephali s. cerebrales, Passiones s. Affectiones cerebri, Encephalalgia), die am Gehirn und seinen Theilen vorkommenden Regelwidrigkeiten.

Die Lehre von den Krankheiten des Hirns und seiner Theile ist bis jetzt noch höchst unvollkommen, und wenn gleich die pathologische Anatomie der neuesten Zeit sich rühmen darf, viele dieser Abnormitäten näher betrachtet, in das Chaos derselben Licht und Ordnung gebracht, ihre Menge vereinzelt und das Fehlende theilweise ergänzt zu haben, so bedarf es doch erst ferner weit sicherer leitender Merkmale, um in das Dunkel dieser Leiden einzudringen und aus der Fülle der Untersuchungen eine für Theorie und Praxis gleich wichtige Lehre zu schaffen.

Die Weise, nach der man seither die Krankheiten des Gehirns zusammen stellte und ordnete, war meist für den Praktiker von keinem erheblichen Nutzen. Man gründete Eintheilungen auf zufällige Verschiedenheiten, vereinzelte Arten und faßte andere, welche man doch hätte trennen sollen, zusammen.

Es mag hier nicht ganz unpassend seyn, die am Gehirn und an seinen Theilen vorkommenden Regelwidrigkeiten in zwei Klassen, in Formabweichungen und in Texturveränderungen (wie dieß Meckel, Handb. d. menschl. Anatomie III, 586 ff. gethan) einzutheilen.

A. Formabweichungen.

Beträchtliche Abweichungen der Form, Lage, Größe, Zahl und Anwesenheit sind im Gehirne weit seltner, als in andern Eingeweiden und nur feinere Verschiedenheiten in der äußern Gestalt und der Bildung der Theilorgane kommen häufiger vor. Meist sind die hieher zu zählenden Regelwidrigkeiten angeborne Fehler und nur einige erworbene.

I. Mangel des Gehirns und seiner Theile.

Der gänzliche Mangel des Hirns und seiner Theile, eine im Ganzen seltene Erscheinung, treffen wir, theils mit, theils ohne Formfehler im Rückenmarke, besonders bei der Hirn- oder Kopflosigkeit (Acephalia). Die pathologische Anatomie der ältern und neuern Zeit führt viele Beispiele von solchen Hemmungsbildungen auf, ja man erzählt sogar Fälle, wo Kinder, ungeachtet weder Hirn noch Rückenmark vorhanden, dennoch kurze Zeit lebten. Wenn man aber bei vollkommen ausgebildetem Kopfe kein Gehirn gefunden haben wollte, so täuschte man sich wahrscheinlich öfters dadurch, daß man sehr beträchtliche Ausdehnung der Hirnmasse durch Wassersucht

der Hirnhöhlen oder Zusammendrückung dieser durch Wasseransammlung für wirklichen Mangel hielt. Häufiger schon mangelt durch einen ursprünglichen Bildungsfehler ein mehr oder weniger ansehnlicher Theil der Hirnmasse. So findet man bei Acephalen, welche noch ein Rudiment des Kopfes besitzen, bei Halbköpfen und bei unvollkommener Entwickelung des Antlitztheiles des Schädels häufig einen Theil des Hirns fehlen oder sehr unvollkommen ausgebildet.

Meist sind es einzelne Theile, welche eine Abweichung in der Anwesenheit, bei übrigens regelmäßiger Hirn- und Rückenmarksbildung und bei bestehender Integrität des übrigen Körpers, bedingen. Besonders sah man die Kommissuren und namentlich die weiche Kommissur der hintern Hirnganglien (Sehhügel) fehlen, seltner beobachtete man den Mangel des vordern Querbändchens und des Balkens; in einzelnen Leichen konnte man den Hirnknoten nicht wahrnehmen, in andern keine Hirnklappe auffinden, oder die normale Durchkreuzung der Sehnerven nicht beobachten; in mehreren fehlte die Zirbeldrüse und noch häufiger der Sand in dieser.

Hierher gehört auch noch die unvollkommene Entwickelung der Ungleichheiten an der äußern und innern Oberfläche des Gehirns, besonders der, die mannichfachste Verschiedenheit darbietenden, Windungen des großen Gehirnes, dessen äußere Fläche man nicht selten mehr oder weniger glatt gefunden hat. Auch die in gewisser Übereinstimmung mit der Form der äußern Windungen stehende Erhabenheit im hintern Hirne der Seitenhöhle, bekannt unter dem Namen des Sporns, der Vogelsklaue oder des kleinen Seepferdefußes, sah man sowohl auf beiden Seiten, als auf einer fehlen. Schon weit seltner sind die Fälle, wo die Erhabenheiten im absteigenden Horne dieser Höhlen von ihrer Beständigkeit abwichen.

II. Abweichungen der Zahl.

Doppeltes Hirn findet sich nur bei Mißgeburten mit zwei Köpfen; Mehrzahl bei übrigens einfachem Körper ist höchst selten und betrifft dann nur unbedeutende Theile. So ist z. B. die Zahl der innern und äußern Hirnwülste vermehrt und eine Duplicität der Querbändchen, namentlich des hintern, so daß eines über dem andern lag, beobachtet worden. Auch die Anwesenheit einer doppelten Zirbeldrüse und die vorgefundene kleine Markproduktion, die sich vom Chiasma der Sehnerven nach vorne erstreckte, gehören hieher.

III. Abweichungen der Lage.

Die Abweichungen in der Lage des Hirns sind, gleich denen des Rückenmarkes, äußerst häufig durch mangelhafte Ausbildung der das Hirn umgebenden Theile bedingt. Unvollkommene Ossifikation der Kopfknochen mit oder ohne Wasseransammlung, Mangel größerer oder kleinerer Stücke des Hirnschädels, fontanellenartige Zwischenräume in den Nähten, vergrößerte, sich nicht schließende Fontanellen ꝛc. veranlassen häufig in einem höhern oder geringern Grade **Freiliegen** der in der Kopfhöhle eingeschlossenen Theile.

Hierher gehört der **Hirnbruch** (**Gehirnbruch**, Hernia cerebri, Encephalocele, Hernie de cerveau, Encephalocèle, Ernia del cerevello o del cervelletto), eine Geschwulst, welche durch die Hervortreibung des Gehirns an einer größern oder kleinern Öffnung der Schädelknochen bedingt ist und unter den allgemeinen Bedeckungen liegt. Auch hat man unter Hirnbruch das Entblößtseyn des Hirns von seinen knöchernen und weichen Decken, so daß dasselbe frei liegt, so wie das Hervordrängen eines mit der Kopfhöhle in Verbindung stehenden und mit Wasser angefüllten Behälters verstanden.

Es ist die Encephalocele entweder **angeboren** oder **nach der Geburt zufällig entstanden** (E. congenita und acquisita).

Der **angeborne Hirnbruch** ist die Folge einer nicht vollendeten oder zurückgebliebenen Ausbildung der Schädelknochen, deren Zwischenräume nur durch membranöse Gebilde ausgefüllt werden, durch welche das Hirn, meist in Folge von Wasseranhäufung in seinem Innern oder im Schädel, hervorgetrieben wird. Häufig bildet sich eine solche Hernie erst während des Geburtsaktes, wo der Kopf gedrückt wird; oder sie entsteht durch das Weinen des Kindes kurz nach der Geburt. Gewöhnlich beobachtet man den angebornen Bruch des Gehirnes in der Mittellinie des Hinterhauptes, in der Gegend des Hinterhauptsloches oder an einer der Stellen, die sich, wie die Fontanellen, erst spät schließen, oder auch an den übrigen Stellen des Schädels, wo die Knochen nicht zusammen treten. Es erscheint derselbe als eine verschieden große, zuweilen ebene und gleiche, zuweilen in verschiedene Klumpen zertheilte Geschwulst, bedeckt von den Integumenten des Schädels, die an der Spitze des Tumors verdünnt und der Haare beraubt, und zuweilen mit blauen aufgeschwollenen Adern besetzt sind. Diese Geschwulst ist weich und teigig oder wie recht flüssiges Eiter anzufühlen, pulsirt gemeiniglich, läßt sich durch Druck selten bedeutend vermindern und kehrt wieder, wenn dieser nachläßt. An der Basis derselben fühlt man den Rand der unregelmäßigen Öffnung des Knochens. Untersucht man diese Hervorragung, so findet man die äußere Haut, die Schädelhaube und die harte Hirnhaut ziemlich mit einander verschmolzen und einen Sack darstellend, in welchem ein größerer oder kleinerer Theil des Gehirns, von der Gefäß- und serösen Hirnhaut umgeben und an der Oberfläche mit einem serösen Dunste befeuchtet, manchmal auch eine Menge wirklicher Flüssigkeit (**Wasserhirnbruch**, Encephalocele hydrocystica, s. composita, Hydroencephalocele, Hernia cerebri fluctuans, s. paralento-serosa) enthalten ist. Die dislocirte Hirnportion ist an Beschaffenheit meist dem in der Schädelhöhle enthaltenen gleich, aber an seiner Basis mit einer Furche umgeben. Gemeinhin ist der Kopf verhältnißmäßig klein dabei. Auch können mehrere Hirnbrüche zugleich vorhanden seyn.

Die Zufälle sind nach der Größe des Bruches verschieden. Ist er klein oder im Beginnen oder sitzt er im Nacken oder an der Seite des Kopfes, so macht er, wenn die Geschwulst gehörig gegen äußere Gewalt geschützt wird, wenig Beschwerden. Bei großen Hirnbrüchen entstehen durch das Gewicht der Geschwulst, durch Zerrung

des Hirns u. s. w. Schmerzen, ja Zuckungen, welche man durch Unterstützung und Bedeckung der Geschwulst vermindern kann. Wirken Druck oder Kälte auf den Hirnbruch, so sehen wir apoplektische und convulsivische Zufälle, welche bei gelinder Erwärmung wieder verschwinden, auftreten. Kinder mit großen Hirnbrüchen sterben gewöhnlich bald, leben die kurze Zeit in steter Betäubung, saugen selten gehörig, brechen oft, nehmen allmälig ab, sind unruhig, schreien, bekommen oft Zuckungen, zuweilen Lähmungen und haben fast ständiges Fieber und Durchfall. Auch kann die Geschwulst sich entzünden, aufbrechen und den Kranken schnell tödten.

Der zufällige oder erworbene Hirnbruch entsteht durch das allmälige Hervortreten des Gehirns an einer Stelle, wo durch eine vorausgegangene Verletzung des Schädels eine nur durch zellicht-fibröse Substanz verschlossene Öffnung blieb. Da die Narbe nie die Ausdehnbarkeit, wie die Bedeckungen beim angebornen Hirnbruche hat, so erreicht die erworbene Encephalocele auch nie die Größe von diesem.

Die Behandlung des angebornen und zufälligen Hirnbruches besteht im Zurückbringen und Zurückhalten der Geschwulst in die Höhle des Schädels, was man mittels Binden oder durch ausgehöhlte, innen und an den Rändern gepolsterte, Platten von Horn, Blech, Silber u. s. w., welche man allmälig stärker andrückt, bewerkstelliget. Kleine angeborne Hirnbrüche können so radical geheilt werden, was bei den zufälligen nie zu erwarten steht. Ist der Hirnbruch sehr groß und die Reduktion nicht möglich, so muß man sich damit begnügen, daß man ihn mit einem schicklichen Verbande zu unterstützen und zu verwahren sucht. Auch hat man in solchen Fällen die Punktion der Geschwulst vorgeschlagen, um die Flüssigkeit zu entleeren und das Volumen der Anschwellung zu vermindern, was jedoch immer sehr gefährlich ist.

Die regelwidrige Stellung der einzelnen Hirntheile gegen einander können wir hier füglich übergehen, da diese Lage-Abweichung noch nie mit Sicherheit beobachtet wurde.

IV. Abweichungen der Größe des Gehirnes können sowohl als angeborne, als auch als erworbene Formfehler auftreten. Sie kommen nicht sehr selten vor und bestehen bald in regelwidriger Kleinheit, bald in abnormer Größe.

a) Kleinheit des Gehirns treffen wir nicht selten als Fehler der Urbildung bei der falschen Kopflosigkeit (Halb- oder Kleinköpfigkeit, Hemicephalia, Microcephalia) an. In den meisten Fällen dieser Art ist Wasseransammlung im Innern des Hirns oder zwischen diesem und dem Schädel die Ursache der Hemmung in der normalen Entwickelung, wiewohl keines Wegs in allen vorkommenden Fällen diese das alleinige Hinderniß abgibt. Unbedeutendere Abweichung von der normalen Größe des Gehirns ist meist von keinen störenden Folgen für das Leben, wohl aber für die geistige Entwickelung, wie wir dieß beim Blödsinne und dem Kretinismus, wo besonders das große Hirn gehemmt erscheint, beobachten. Beträchtliche Kleinheit des Hirns und namentlich mit Bloßliegen verbundene, wirkt jedoch weit störender auf die Fortdauer des Lebens, so daß dieses gewöhnlich nur auf sehr kurze Zeit beschränkt und nur selten auf mehrere Tage oder einige Wochen ausgedehnt ist.

An die angeborne Kleinheit des Gehirnes reihet sich die durch ein Zurücksinken, durch ein Schwinden herbeigeführte Abweichung desselben von seinem normalen Umfange an, wie dieß auch am Rückenmarke bei der bekannten Rückenmarksschwindsucht vorkommt. Eine solche Abnahme des Gehirns kann unter günstigen Umständen allerdings, wenn gleich seltener als in andern Theilen, eintreten, und wird Abnahme der geistigen Thätigkeit zur Folge haben. Ein Schwinden gewisser Hirntheile und der aus diesen hervorgehenden Nerven wurde schon öfters beobachtet. So fand man bei Blindheit die Sehnerven dünn, abgezehrt, zusammen geschrumpft und die Sehhügel niedriger, flacher, schmaler und kürzer, oder auch die vordern Vierhügel geschwunden, wiewohl man auch solche Veränderungen ohne Störung der Funktionen in diesen Theilen wahrgenommen hat. Auch an den gestreiften Körpern, der Zirbeldrüse und an dem Hirnanhange wurden ähnliche Abweichungen aufgefunden.

b) Vergrößerung sowohl des ganzen Gehirns, als auch einzelner Theile desselben wird bisweilen, wenn gleich wahre Vergrößerung im Nervensysteme selten ist, bemerkt. Von dieser regelwidrigen Massezunahme muß die bloße, oft enorme Ausdehnung des Gehirns durch Wasseransammlung in seinem Innern, wobei die oft bis zur Dicke einiger Linien ausgedehnte Substanz bedeutend geringer, als bei normaler Entwickelung des Gehirns erscheint, unterschieden werden. — Wirklich vergrößert findet man das Gehirn bei rachitischen Kindern, womit auch die frühe Entwickelung vorzüglicher Geisteskräfte bei solchen Kranken zusammen zu hängen scheint. — Unter den einzelnen Gehirntheilen vergrößert sich besonders die Zirbeldrüse, die oft zu einer sehr großen, höckerigen, etwas harten Geschwulst umgewandelt wird. Auch den Hirnanhang, die Flocken des kleinen Gehirns, die vordern und hintern Gehirnganglien sah man, bei letzteren gewöhnlich mit gleichzeitigem Schwinden des einen Sehhügels, das gewöhnliche Maß überschreiten.

V. Abweichungen der Configuration kommen am Gehirn bald als ursprüngliche bald als erworbene vor. Es gehören hierher: 1) die völlige Verwachsung beider Halbkugeln unter einander, welche oft auf die ganze innere Fläche der Hemisphäre ausgedehnt, bisweilen auf einzelne Stellen derselben beschränkt ist und meist mit Mangel der Hirnsichel vorkommt. Eine Annäherung an diese Bildung ist die bloß sehr enge Verwachsung der innern Fläche der Halbkugeln durch festes Zellgewebe, wobei ebenfalls die falx cerebri mehr oder weniger unvollständig getroffen wird. Beide Abweichungen sind ohne Störung der geistigen Thätigkeit beobachtet worden. Ob dieser Formfehler ein Stehenbleiben des Gehirns auf einer früheren Stufe der Bildung sei, wo beide Hirnhälften nur eine Masse bilden, oder nicht, ist bis jetzt noch nicht mit Gewißheit ausgemittelt worden. 2) Diesem Zustande des Gehirns steht

der entgegen, wo die Trennung desselben in zwei Seitenhälften stärker als im Normalzustande vorkommt, — eine Erscheinung, die sowohl am großen wie am kleinen Gehirn beobachtet worden.

Ferner gehört hierher 3) die unsymmetrische Bildung. Die äußere Gestalt des Hirnschädels entspricht der Gestalt des Hirns und es ist daher Mangel an Symmetrie in den Kopfknochen, Schiefheit des Kopfes mit ähnlicher Gestaltsabweichung im Gehirne verbunden. Hierher sind die Beobachtungen zu rechnen, wo man die eine Halbkugel des Gehirns merklich größer, als die andere fand, oder wo man dieses in eine kubische Form sich endigen sah, oder die eine Hälfte des kleinen Gehirnes um das Doppelte, selbst Dreifache größer, als die andere antraf. Dieser regelwidrige Zustand, wohl häufig in einer früher vorhandenen Wasseranhäufung im Schädel und ungleichmäßigem, durch dieselbe bewirktem Druck begründet, zuweilen aber auch durch seltsame Gebräuche einzelner Völkerstämme herbei geführt, ist bisweilen, jedoch nicht durchaus nothwendig, mit Geisteszerrüttung verbunden.

Als zufällige Conformationsabweichungen des Gehirnes haben wir die Trennungen des Zusammenhanges desselben (Wunden des Gehirns und seiner Häute, Hirnwunden, Verwundungen oder Verletzungen des Gehirns, Laesiones s. Vulnerationes s. Vulnera cerebri et meningum, Vulnera capitis interna, Encephalalgia traumatica, Plaies du cerveau) anzuführen, deren nähere Betrachtung im Artikel Kopfverletzungen folgen wird.

B. Texturveränderungen.

Unter den Texturveränderungen im Gehirn, welche häufiger als die Formfehler desselben vorkommen, betrachten wir die Abweichungen der physischen Eigenschaften, welche mit dem Gewebe und der Mischung in nächster Beziehung stehen, vom Normale und die neuen Bildungen in demselben.

I. Regelwidrige Färbung.

Die Farbe des Gehirns weicht von ihrer natürlichen Beschaffenheit verschiedentlich ab. So fand man es bei Gelbsüchtigen gelb, bei dickblütigen, wahnwitzigen, schlagflüssigen Personen dunkel, bräunlich, blau und schwärzlich, bei kachektischen Individuen blaß und bei Negern deutliche Spuren von Schwärze zeigend. Bei einem am Fleckfieber gestorbenen Weibe sah man das große und kleine Hirn mit unzähligen Petechien besetzt. Außerdem trifft man noch Blässe des Gehirns gewöhnlich bei der Obduktion von Kindern und besonders bei Kopfwassersüchtigen, so wie bei Geschwüren des Hirns. — Letztere Färbungs-Abweichungen und noch mehrere andere in dem Centraltheile des Nervensystems vorkommende sind weniger hierher zu zählen, indem sie nur Phänomene gleichzeitig bestehender Texturveränderungen im Gehirne sind.

II. Regelwidrigkeiten der Cohäsion.

Die regelwidrige Cohäsion des Gehirns besteht entweder in zu großer Härte oder in zu großer Weichheit, welche beide Veränderungen zuweilen neben einander bestehen können. Diese Regelwidrigkeiten der Cohäsion, welche nicht immer mit gleichen Veränderungen der geistigen Thätigkeit verbunden sind, darf man nicht mit manchen Abweichungen in der Consistenz des gesunden Gehirns, durch das Alter der Individuen zum Beispiele bedingt, oder durch den beginnenden Zersetzungsprozeß im Gehirne hervorgebracht, verwechseln.

a) Regelwidrig vermehrte Cohäsion. — Die widernatürliche Härte des Gehirns, eine im Ganzen weit seltnere Erscheinung, als ungewöhnliche Weichheit desselben, kommt in verschiedenen Graden und von verschiedener Ausdehnung vor. Im leichtesten Grade ist die Hirnmasse nur etwas fester, ähnlich der Consistenz-Abweichung, welche wir bei alten Subjekten finden, und Veränderungen im Gewebe haben dabei gewöhnlich nicht Statt. Ist die Härte sehr ansehnlich, so ist das Gewebe des Hirns mehr oder weniger verändert, es sind dann selbst erdige Theile beigemischt, die Substanz ist bisweilen mehr oder weniger zerreiblich und die verhärtete Stelle kann oft kaum durchschnitten werden. — Bei Rasenden, Melancholischen, Fallsüchtigen und andern ähnlichen Kranken fand man öfters bedeutende Härte, Trockenheit, Elastizität und größere spezifische Schwere des Gehirns. Mehrere sahen diese Veränderungen als den eigenthümlichen Zustand des Centraltheils bei der Manie an, deren Größe mit der Alienation des Geistes in gleichem Verhältnisse stehe, während anderweitige Untersuchungen beweisen, daß auch dieser Zustand des Gehirns bald ohne Manie, bald mit andern Arten der Geisteszerrüttung, z. B. mit Melancholie, mit Blödsinn u. s. w., die Manie dagegen mit andern regelwidrigen Zuständen des Gehirns vergesellschaftet ist, ja daß bei völlig normaler Beschaffenheit der geistigen Thätigkeit das Gehirn bedeutend härter seyn kann. Auch nach heftigen Zuckungen, bösartigen Fiebern, bösartigen Blattern, nach Podagra und nach der Wasserscheu wurde das Gehirn oder einzelne Theile desselben härter, zäher und elastisch getroffen. — Von der durch Encephalitis hervorgebrachten Verhärtung wird weiter unten, unter Hirnentzündung, die Rede seyn.

b) Regelwidrig verminderte Cohäsion. — Die krankhafte Weichheit des Gehirns (Hirnerweichung, Gehirnerweichung, Malacia cerebri, Encephalomalacia) ist selten über die ganze Centralmasse ausgedehnt, sondern meist nur auf einzelne Partien derselben beschränkt, welche sich, wenn die Erweichung in nicht zu geringem Grade Statt hatte, von den übrigen, entweder normal consistenten, oder auch wohl verhärteten, mehr oder weniger deutlich unterscheiden. — Die ungewöhnliche Weichheit im Hirne ist nach dem Grade, der Ausdehnung, dem Sitze, den Complikationen und nach den Ursachen u. s. w. verschieden. — Im geringsten Grade steht die Consistenz des Gehirns der natürlichen sehr nahe, die normale Form ist nicht verletzt, die Zufälle der Erweichung werden kaum wahrgenommen und die Erkenntniß ist die schwierigste. Im höhern Grade ist die Hirnsubstanz mehr oder weniger dünn-breiartig, die Form geht, entweder bloß im Innern, oder selbst im Äußern, allmälig verloren, die Windungen schwinden meist, die

verschiedenen Substanzen werden zu einer Masse umgewandelt oder man findet einzelne Hirnpartien geschwunden oder [illegible]. Diese verschiedenen Grade kommen manchmal in einem Gehirne vor. — Es kann die regelwidrig verminderte Cohäsion des Gehirns die Größe einer Haselnuß haben, oder sich mehr oder weniger über das ganze Gehirn erstrecken. Gewöhnlich geht sie in die gesunde Substanz unmerklich über, seltner trifft man an der Gränze dieser von jener besondere Unterscheidungsmerkmale. In der Regel ist diese Texturveränderung mit anderweitigen Abweichungen im Gehirne, wie z. B. mit allerhand Ergießungen, mit scirrhösen und knöchernen Erkrescenzen, mit Entzündung, Verwachsung, Verhärtung, so wie nicht selten auch mit Krankheiten der Schädelknochen u. s. w. vergesellschaftet. — Gemeiniglich weicht die Färbung des Gehirns bei dieser Weichheit von ihrer natürlichen Beschaffenheit mehr oder weniger ab, ist bald wenig oder nicht verändert, schmutzig, matt weiß, milch- oder käseartig, bald gelblich, gelb oder grünlich in verschiedenen Nüancen, bald grau, röthlich, braun oder schwarz. — Der Sitz der Erweichung ist verschieden; am meisten wurde unter den Centraltheilen des Gehirns der gestreifte Körper erweicht gefunden; am häufigsten litten die Hemisphären, vorzüglich der mittlern Lappen und die graue Substanz, und das kleine Gehirn, am seltensten die Hirnhäute. — Die Symptome, die man für die Weichheit des Gehirns angeführt hat, und die im Allgemeinen in allerhand Krampfzufällen, in Lähmung und Contraktur der Gliedmaßen der einen oder der beiden Seiten, mit oder ohne Störung der geistigen Thätigkeit, in Schwäche der Sinne und Coma, und in allerhand Beeinträchtigung der körperlichen Verrichtungen bestehen sollen, sind höchst unbestimmt und fehlen zuweilen gänzlich. Was die Beziehung dieser Texturveränderung des Gehirns zu der Geisteszerrüttung überhaupt und zu den verschiedenen Arten dieser ins Besondere betrifft, so läßt sich hierüber nichts Bestimmtes angeben, indem man bei allen Arten von Geisteszerrüttung die Festigkeit des Gehirns völlig normal und bei völlig normaler Beschaffenheit der geistigen Thätigkeit, merkliche Regelwidrigkeiten in der Cohäsion dieses, sowohl Verhärtung als Weichheit, oder beides zugleich, vorfand und endlich weder diese noch die vorgenannte Cohäsions-Abweichung einer besondern Art der Geisteszerrüttung allein zukommt, wie dieß eine Reihe von Erfahrungen hinlänglich bewiesen hat.

Es soll die widernatürliche Weichheit des Hirns eines der häufigsten Leiden dieses Organes seyn, und besonders bei bejahrten Personen sich vorfinden, während man jedoch auch im kindlichen Alter, öfters mit chronischem oder akutem Wasserkopfe complicirt, dieselbe beobachtet. Verschiedenheit des Geschlechts scheint keinen Unterschied im Vorkommen dieser Veränderungen zu bedingen und die Mehrzahl der Beobachtungen spricht sich für ein gleichmäßiges Vorkommen bei beiden Geschlechtern aus.

Durch seine von Natur alle Theile an Weichheit übertreffende Consistenz scheint das Gehirn mit dem Rükkenmarke eine vorzugsweise Neigung zur Erweichung zu besitzen. Das hohe Alter, wie nicht minder das kindliche sollen dieselbe begünstigen und Schwächungen des Bildungslebens des Gehirns eine vorzügliche vorbereitende Ursache abgeben.

Was die Behandlung der Regelwidrigkeiten der Cohäsion im Gehirne betrifft, so vermag die Kunst nur sehr Wenig zu thun und wird sich hauptsächlich auf Entfernung oder Milderung der etwa noch fortbestehenden schädlichen Einflüsse beschränken.

III. Entzündung des Gehirns und seiner Häute (Hirnentzündung, Gehirnentzündung, Hirnwuth, Hirnfieber, Kopfwuth, Kopffieber, Inflammatio cerebri et meningum, Cephalitis, Encephalitis, Cephalitis interna, Phrenitis, Phrenesia, Phrénésie, Mal Mazzucco, frenitide, farnetichezza, Phrensy, frenzy, frenesie).

Alle Theile des Gehirnes, sowohl die Substanz desselben, als die diese umgebenden Häute sind fähig, unter günstigen Umständen sich zu entzünden, und die Behauptung Einzelner, daß nur allein die seröse Haut von diesem pathologischen Vorgange befallen werden könne, wird durch zahlreiche Erfahrungen widerlegt.

1) Entzündung der Hirnhäute (Meningitis, Inflammatio membranarum s. meningum cerebri).

a) Entzündung der serösen Hirnhaut (Spinnenwebenhaut-Entzündung, Inflammatio membranae arachnoideae cerebri, Arachneitis, Arachnitis, Arachnoiditis cerebralis).

Die Arachnitis ist ungleich häufiger als die Entzündung der harten Hirnhaut und es kommen daher auch in dieser Membran die Folgen der Entzündung am öftersten vor. Es kann diese Krankheit entweder die ganze seröse Hirnhaut einnehmen (A. universalis) oder auf einzelne Theile derselben beschränkt seyn (A. partialis) und im letztern Falle entweder die Arachnoidea der Oberfläche (A. externa), und zwar der convexen Fläche oder der Hirnbasis, — oder die der Höhlen (A. interna s. ventriculorum) vorzugsweise befallen, wodurch einige Modifikationen in den Erscheinungen bedingt werden können.

Es äußert sich diese Entzündung durch Schmerzgefühl im Kopfe von verschiedner Ausdehnung und Intensität; durch Störungen der intellektuellen und Sinnesthätigkeit, Veränderung des Charakters, Irrereden, Betäubung; durch allgemeine und partielle Convulsionen, Contrakturen und Lähmungen; durch sympathische Verdauungsbeschwerden, Übelkeit, Erbrechen, Verstopfung und durch febrilische Erscheinungen, wobei man noch unbeholfene Rückenlage, einen aus Verwunderung und Dummheit gemischten eignen Ausdruck in der Physionomie, so wie Erweiterung oder Verengerung der Pupille, Röthe der Bindehaut, Schielen, Rotation und Aufwärtskehren des meist lichtscheuen Auges, Ptosis und allerhand Krampfzufälle der Gesichtsmuskeln u. s. w. in der Regel vorfindet.

Die Veränderungen, welche die Leichenöffnung ergibt, bestehen in folgenden: Mehr oder weniger starke, mit dem Gewebe der Arachnoidea verschmolzene und verschieden sich ausdehnende Röthe der Spinnenwebenhaut,

Verdickung und Undurchsichtigkeit derselben von verschiedenem Umfange, eiterartige, serös-eiterartige oder serösfäßige Ausschwitzungen, Pseudomembranen, seröse Extravasate in den Ventrikeln oder zwischen den Blättern der entzündeten Haut, Verwachsungen und Bildung regelwidriger Granulationen, Verknöcherungen ꝛc. (s. unten die Ausgänge der Hirnentzündung).

Die die Arachnitis hervorbringenden Ursachen wirken entweder unmittelbar (wie allerhand Verletzungen des Schädels, Sonnenstich, organische Fehler des Gehirns, apoplektische Constitution, Blutergießungen in der Hirnsubstanz, deprimirende Affekte u. s. w.) oder mittelbar (wie allerhand Metastasen, Reize und Schärfen, Mißbrauch geistiger Getränke [vergl. den Art. Säuferwahnsinn] und narkotischer Dinge, vielleicht auch zu langes Säugen) auf das Gehirn ein. Auch gesellt sich die Arachnitis zu Entzündungen anderer seröser Häute, so wie zu Nerven-, Faul- und Entzündungsfiebern. Endlich können allerhand epidemische oder miasmatische Verhältnisse auf ihre Entstehung und Form Einfluß haben. Das männliche Geschlecht und das Jünglings- und Mannesalter scheinen besondere Anlage zu dieser Krankheit zu besitzen.

Die Dauer der Arachnitis ist verschieden; sie kann 7 bis 18 Tage betragen, oder es kann schon am 3ten oder 4ten Tage der Tod eintreten, oder auch erst am 25sten bis 30sten Tage erscheinen. — Der Typus der Krankheit ist meist anhaltend, mit Exacerbationen und Remissionen und nur selten intermittirend.

Nicht immer hat die Entzündung der Spinnenwebenhaut des Gehirns die hier beschriebene Form, sondern es kann dieselbe auch als verborgene (A. latens s. occulta) oder als schleichende (A. chronica) Entzündung auftreten, wie wir diese letztere häufig bei Irren antreffen und welche die eigenthümlichen Granulationen längs der Sichel und in der Scheitelgegend zu Begleitern hat. — Auch die verschiedenen Complicationen des Leidens mit andern Krankheiten des Gehirns oder anderer Organe können häufig Abweichungen der Form begründen.

b) Entzündung der fibrösen Hirnhaut (Entzündung der harten Hirnhaut, Inflammatio durae matris cerebri, Meningitis). — Nur selten ist die harte Hirnhaut einer spontan sich entwickelnden Entzündung unterworfen, und viele der Beobachtungen, zumal aus der ältern Zeit, welche man unter diesem Namen zusammen stellte, gehören nicht hieher, da sie gewöhnlich eine Überfüllung der Gefäße dieser Membran oder eine dunkelrothe Färbung derselben für Entzündung hielten.

Die idiopathische Entzündung der harten Hirnhaut gibt sich durch heftigen, einseitigen, zusammen schnürenden Kopfschmerz, so daß es dem Kranken scheint, als ob sein Kopf wie mit einem Stricke zusammen geschnürt sei, durch gereizten, hinsichtlich der Frequenz sehr veränderlichen Puls, durch gelindes Fieber, heftige Frostanfälle, leichte convulsivische Bewegungen, durch Unversehrtheit der Sinne und längeres Unverletztbleiben des Bewußtseyns, durch rothe Augen, verengte Pupille u. s. w. zu erkennen. Heftige Delirien, Stupor ꝛc. können sich damit verbinden.

Weit häufiger, als unter dieser Form kommt das Übel in Verbindung mit Krankheiten des Ohrs und der Portio petrosa des Schlafbeins vor. Sie beginnt dann mit Schmerzen im Ohre, welche trotz des zuweilen sich einstellenden Ausflusses fortdauern; der Kranke wird niedergeschlagen und schläfrig, verfällt in gelindes Irrereden, zu dem sich zuweilen Frost gesellt und endlich stellt sich Coma ein. In andern Fällen wird der Kranke bei den Ohrenschmerzen unruhig und vergeßlich, legt den Kopf von einer Seite zur andern und wird dann comatös. Der Puls ist zuweilen langsam, zuweilen natürlich oder häufig.

Bei den Leichenöffnungen der an Entzündung der harten Hirnhaut Gestorbenen findet man eiterartige Flüssigkeit zwischen dem Knochen und der dura mater, letztere niedergedrückt, an einzelnen Stellen vereitert, an andern schwarz, zum Theil verdickt, zum Theil verdünnt, Pseudomembranen unter der Spinnenwebenhaut, veränderte Färbung des Gehirns, blutreiche pia mater und arachnoidea; schwammige Auflockerungen, Verwachsungen, zuweilen oberflächliche Hirneiterung, Flüssigkeit in den Hirnhöhlen u. s. w.

c) Die Entzündung der weichen Hirnhaut (Inflammatio piae matris) ohne Kopfverletzung greift das Gehirn wenig an, die intellektuellen Vermögen werden wenig gestört, die Krankheit verläuft langsam und nicht heftig. Neuere Schriftsteller übergehen diese Form der Hirnhautentzündung und sehen die weiche Hirnhaut nicht als Membran, sondern als das die Hirnernährungsgefäße verbindende Zellgewebe an.

2) Entzündung der Hirnsubstanz (Cephalitis). Die Cephalitis befällt selten plötzlich, sondern tritt meist erst dann ein, wenn die Erscheinungen von Kopfcongestion kürzer oder länger vorausgingen. Ihre Zufälle, im Anfange den Charakter erhöhter, später den verminderter Reizbarkeit an sich tragend, sind folgende: Stechender, bohrender, reißender, drückender oder brennender Kopfschmerz, welcher meist auf eine Stelle concentrirt ist und selten fehlt; Ohrensausen; vermehrte Empfindlichkeit der Augen gegen das Licht, mit Verengerung der Pupille; Contraktion und Lähmung der Muskeln, gewöhnlich einer (der der organischen Veränderung entgegen gesetzten) Seite des Körpers und paroxysmenweise auftretend, mit schmerzhaften Gefühlen, wie heftigen, reißenden, stechenden Schmerzen in den gelähmten Gliedern u. s. w. verbunden; — ferner Verfall des Verstandes und Sinnesthätigkeit, Erweiterung der Pupille, Weichheit der gelähmten Muskeln und Gefühllosigkeit. Verschieden heftiges Fieber, Respirationsstörungen, sympathische Verdauungsbeschwerden u. s. w. sind oft mit diesen wesentlichen cephalitischen Erscheinungen verbunden, fehlen jedoch auch wieder. Überhaupt sind die Äußerungen der Cephalitis sehr vielen Abweichungen unterworfen, die hauptsächlich von der Individualität des Ergriffenen, von den ätiologischen Momenten, von dem Charakter, der Ausdehnung, dem Sitze und der Intensität der Entzündung abhängen. Es würde zu weit führen, diese Modifikationen alle hier näher zu betrachten und bemerken wir bloß,

daß man gewöhnlich zwischen akuter (C. acuta s. manifesta s. vera) und chronischer (C. chronica s. occulta s. spuria), zwischen idiopathischer (echter, sthenischer, phlegmonöser, reiner, ursprünglicher), gastrischer und asthenischer (typhodischer, nervöser, passiver) Hirnentzündung, so wie zwischen jener aus innern Ursachen und der nach Kopfverletzungen sich einstellenden (C. vulneraria s. chirurgica s. violenta) unterscheidet.

Der Verlauf der Cephalitis ist meist sehr unregelmäßig und der Typus nicht anhaltend, so daß Besserung und Verschlimmerung, Aufgeregtheit und Hinfälligkeit, Nachlaß aller Zufälle mit Heftigkeit derselben in den häufigsten Fällen wechseln.

Die Dauer ist nach den Ursachen, dem Alter und der Constitution des Kranken, nach dem Grade und den Ausgängen der Entzündung verschieden. Zuweilen tödtet sie in den ersten Tagen, dauert häufig nicht über den 14ten Tag hinaus, kann aber auch auf Wochen, Monate, ja Jahre sich erstrecken.

Die anatomischen Kennzeichen der Cephalitis sind nach dem Sitze derselben in der Medullar- oder Cortikalmasse verschieden. In jener finden wir meist verminderte Cohäsion und Veränderung der Farbe des Markes in eine schmutzig weiße, grauliche, gelbliche oder wohl auch röthliche. Ist die graue Substanz Sitz der Entzündung, so fällt eine röthliche Färbung in den verschiedensten Abstufungen mehr oder weniger auf. In einzelnen Fällen sah man injicirte Gefäße in dieser Substanz, oder selbst kleine Echymosen oder es flossen viele Blutröpfchen beim Einschneiden in die entzündete Hirnportion hervor. Die Struktur der afficirten Stelle ist verletzt, die Consistenz in verschiedenen Graden erweicht, selten war die normale Festigkeit oder wohl gar Vermehrung der natürlichen Cohäsion vorhanden.

Der Sitz und die Ausdehnung der Entzündung der Hirnsubstanz sind verschieden; sie kann über das ganze Hirn verbreitet seyn oder nur einzelne Theile desselben einnehmen. Im Allgemeinen darf man wohl annehmen, daß die Entzündung weit seltener in der Marksubstanz ihren Sitz habe, als in der Cortikalmasse, was auch mit der Gefäßvertheilung im Gehirne übereinstimmt. Außer den Halbkugeln werden nicht selten die Centraltheile des Gehirns, das Corpus callosum und seine Anhänge und die Seitenwandungen der Hirnhöhlen entzündet gefunden, welche krankhafte Zustände man fälschlich unter dem Namen Hydrocephalus acutus früher begriffen hat. Nicht minder traf man die Varolsbrücke, die Hirnganglien und namentlich die hintern, so wie den Hirnanhang und den Trichter entzündet, und will man bei idiopathischer Epilepsie am Hirnanhange immer Spuren von Entzündung und deren Folgen bemerkt haben.

Was die Ausgänge der Hirnentzündung betrifft, so beobachtet man Zertheilung, Eiterung, Erweichung, Durchschwitzung, Verdickung, Verwachsung, neue Bildungen, Verhärtung und Brand.

a) Zertheilung ist bei heftiger, tief in die Substanz eindringender Entzündung schwer zu bewirken, kann jedoch durch Hilfe der Kunst früher oder später, gegen den 7ten, oft erst gegen den 21sten Tag, unter den allgemeinen Fieberkrisen, oft unter einem Blutflusse aus der Nase, zuweilen unter Absetzen auf die Haut, rothlaufartiger Geschwulst der Kopfbedeckungen, Parotiden-Abscesse oder unter örtlichen Schweißen am Kopfe mit unmittelbarer Erleichterung, erfolgen.

b) Eiterung (Hirneiterung, Hirnabsceß, Phrenitis s. Encephalitis, s. Cephalitis suppuratoria, Abscessus s. Sphacelismus cerebri, Cephalopyxis interna, Apoplexia purulenta), der gewöhnlichste, besonders nach sehr heftiger, aber auch nach chronischer Cephalitis vorkommende Ausgang. — Es erscheint die Eiterung unter drei Formen, als Infilteration, als Eiterherd und als Balgabsceß.

Die Infilteration besteht in einer innigen Vermischung des Eiters mit der in ihrer Consistenz erweichten Hirnmasse, wodurch die Farbe dieser zu einer schmutzig weißen, gelblichen oder gräulichen wird.

Bei den Eiterherden ist die Hirnsubstanz in einem größern oder geringern Umfange zerstört und ein mehr oder minder flüssiger Eiter von matt weißer oder strohgelber Farbe nimmt deren Stelle ein. Die Wandungen der so entstandenen Höhlen haben das Aussehen einer Erosion und sind oberflächlich erweicht.

Bei dem Balgabscesse ist die eiterige Flüssigkeit durch eine Pseudomembran von der übrigen Hirnsubstanz abgeschieden, wodurch Höhlen von meist kleinem Umfange entstehen, deren Wandungen fest und mit einem häutigen Gewebe bedeckt sind, worin man Blutgefäße in verschiedener Richtung wahrnimmt. Die Bälge sind nur sehr locker mit der sie umgebenden Hirnsubstanz verbunden und diese ist meist weicher. Der Eiter selbst ist von verschiedener Beschaffenheit hinsichtlich der Farbe, des Geruchs, der Consistenz und vielleicht auch nach seiner chemischen Composition, bald dick und zäh, bald wässerig, bald theils flüssig, theils geronnen, so daß letzterer in Gestalt von Flocken in ersterem schwimmt, bald von weißer, bald von grauer, gelber und grünlicher Farbe.

Die nach Entzündung der Hirnhäute eintretende Eiterung ist meist eine oberflächliche. Der Eiter, dessen Farbe und Consistenz verschieden, liegt meist in einer dünnen Schicht auf demselben und läßt sich mit leichter Mühe abschaben, wo dann die entzündete Membran gewöhnlich roth, verdickt oder aufgelockert erscheint. Seltner fand man den Eiter in Klumpen angehäuft oder über die ganze Fläche der Membran verbreitet. — Auch verdient hier die oben erwähnte fätzige, dem Eiter nahe stehende Flüssigkeit, welche man oft nach Arachnitis gefunden hat, genannt zu werden. Es besteht diese eigenthümliche Produktion aus Zellgewebe, in dessen Maschen ein mit Serum vermischter gallertartiger Stoff angesammelt ist und findet sich am häufigsten in der Nähe des Chiasma der Sehnerven.

Was die Zeichen betrifft, unter denen die Eiterung im Gehirne auftritt, so sind sie meist diese: Unter Nachlaß der heftigeren Entzündungszufälle, ohne daß jedoch Krise eintritt, entstehen Druck, Schwere, klopfender oder

stechender Schmerz an einer Stelle des Kopfes, zumal, wenn der Kranke auf dieser Seite liegt; öfterer, unordentlicher, von dieser Stelle ausgehender und von hier aus sich weiter verbreitender Schauder; gleichzeitiges Leiden der Empfindungen, fehlerhaftes Gesicht und Gehör, Lähmungen auf der entgegen gesetzten und Convulsionen auf der kranken Seite. Mit dem Eintritte der Lähmung geht oft das Gefühlsvermögen verloren, seltner bleibt das Gefühl und die Bewegung hört auf. Das Krankseyn einer Hemisphäre zieht keine merkliche Störungen der intellectuellen Fähigkeiten nach sich, während bei bedeutendem Leiden der beiden Halbkugeln oft auch keine Spur des intellectuellen Lebens übrig bleibt.

Partielle Eiterung kann oft Jahre lang im Gehirne bestehen, ehe sie schlimmere Zufälle und den Tod veranlaßt; oder aber sie bringt langwierige und wüthende Kopfschmerzen, Wahnsinn, Taubheit, Epilepsie, Verlust des Gedächtnisses, Lähmung, stinkenden Ohrenfluß u. s. w. hervor, bis unter convulsivischen, comatösen, apoplektischen Zufällen der Tod erfolgt. Manchmal wird noch das Leben erhalten, wenn sich der Eiter einen Weg nach außen bahnt. Sehr selten mögen die Fälle seyn, wo Eiteransammlungen im Gehirne durch die Natur resorbirt und geheilt wurden.

c) Erweichung (Encephalomalacia). Eine häufige Folge der Entzündung des Gehirns ist die Umwandlung des eigenthümlichen Hirngefüges an der erkrankten Stelle in eine homogene breiartige Masse, wiewohl man deßwegen noch nicht zur Annahme berechtiget wird, daß die Erweichung stets Ausgang der Entzündung sei und keinen andern Ursprung haben könne (vergl. weiter oben regelwidrig verminderte Cohasion des Gehirns).

d) Durchschwitzung und Ergießung seröser oder lymphatischer Flüssigkeit sind häufige Ausgänge der Hirnentzündung und besonders bei schleichender zu erwarten. Die Quelle der serösen Ergießungen im Gehirne ist die Spinnenwebenhaut und man findet fast bei allen an Arachnitis Verstorbenen seröse Extravasate entweder in einem der Seitenventrikeln, oder in beiden, oder in allen Höhlen oder auf der Oberfläche dieser Membran verbreitet. Die Quantität des Fluidums ist verschieden, seine Farbe hell, oder milchig und flockig, oder schwach geröthet. — Gewöhnlich findet man ein Exsudat gerinnbarer Lymphe mit diesen Ergießungen verbunden, entweder in einem weichen gallertartigen Zustande oder zu Pseudomembranen gestaltet. Die Erscheinungen, welche diesen Ausgang charakterisiren, sind die Zufälle des Druckes auf das Gehirn.

Häufig legt die Ausschwitzung den Grund zu

e) Pseudomembranen, Verwachsungen, neuen Bildungen und Verdickungen. Die Bildung der Pseudomembranen geschieht wahrscheinlich durch Aufsaugung der serösen Flüssigkeit und Organisirung der plastischen Lymphe mittels kleiner Blutgefäße. Sie bieten sich auf der Oberfläche des großen und kleinen Gehirns häufiger dar, als auf der Basis und in den Ventrikeln. — Die Verwachsungen kommen an verschiedenen Stellen vor, und verknöchern nicht selten. Sie sind gleich den Verdickungen gewöhnlich nicht allgemein, sondern finden sich, wie diese, an einzelnen Stellen von verschiedenem Umfange. Häufig sieht man Verdickungen der Hirnhäute, die in der Mitte der so veränderten Stellen am beträchtlichsten sind, von rothen Rändern begränzt. Hierher gehören wohl auch die tuberkelartigen Granulationen, welche man bisweilen an der Spinnenwebenhaut der Seitenventrikeln, gleich einem pudrigen Anfluge, wahrnimmt, so wie die Metamorphosen der Bluthalter und andere krankhafte Erscheinungen, deren zum Theile noch gedacht werden soll.

f) Verhärtung kommt wegen des Mangels an Zellgewebe und wegen der an sich schon weicherern Consistenz des Gehirns selten vor, und es ist nicht jede in diesem Organe vorgefundene Verhärtung als Produkt einer Entzündung zu betrachten. So findet man bei mehreren Aftergebilden, z. B. den tuberculösen, Härte der Hirnsubstanz, allein diese unterscheiden sich von der Entzündungshärte dadurch, daß sie durch scharfe Gränzen abgesondert sind und bei loser Verbindung ohne Mühe sich herausnehmen lassen, während letztere, als Folge der Entzündung, allmälig in die normale Consistenz übergeht.

Was die Meinung betrifft, daß Verhärtung zuweilen als Heilungsprozeß der durch Entzündung hervorgebrachten Erweichung auftreten könne, so läßt sich nicht denken, daß ein breiartig zerstörter Hirntheil in Verhärtung übergehen könne.

g) Brand ist wohl der seltenste Ausgang der Hirnentzündung und daher mag es auch kommen, daß dieser als Folge der Cephalitis von mehreren neuern Auctoren gar nicht angenommen wird. Die von ältern Schriftstellern als Hirnbrand, Gangraena, s. Sphacelus, s. Sphacelismus, s. Sideratio cerebri aufgeführte Hirnkrankheit war nur eine Erweichung der Gehirnmasse von dunkler Farbe. Nur bei Cephalitis nach Kopfverletzungen, wenn der hervorgedrungene Gehirntheil längere Zeit der Luft ausgesetzt war, oder wenn heftige Nerven- und Faulfieber diese hervorriefen, hat man Gelegenheit dieses Produkt zu beobachten. Der Tod erfolgt gewöhnlich dabei unter gänzlichem Aufhören der Empfindungen durch Schlagfluß.

Zuletzt haben wir noch der Schwäche des Gehirns ohne sinnliche materielle Fehler als Ausganges der Entzündung zu gedenken, wovon Blödsinn, Verlust des Gedächtnisses, Manie, Melancholie u. s. w. die Folge seyn können.

Über die Ursachen der Cephalitis verweisen wir auf das kurz zuvor unter der Entzündung der Spinnenwebenhaut Gesagte und bemerken nur noch, daß zu langes Säugen der Kinder, neuern Erfahrungen zu Folge, häufig die hier in Rede stehende Krankheit erzeugen soll.

Die Behandlung der Entzündung des Gehirns und seiner Häute erfordert vor Allem Entfernung oder Milderung der etwa noch fortbestehenden schädlichen Einflüsse, besonders der consensuell wirkenden Ursachen;

außerdem aber bei echten und heftigen Leiden die Anwendung der antiphlogistischen Methode in ihrer vollen Stärke und in größter Raschheit, mit sorgfältigem Abhalten alles dessen, was den bestehenden Reiz vermehren kann. — Es passen daher Aderlässe, selbst aus der Drosselvene oder gar aus der Schlafpulsader, Blutegel hinter die Ohren, an die Schläfe und Nasenflügel, Schröpfköpfe in den Nacken, Scarifikationen des Kopfes; ferner kalte Begießungen, ununterbrochenes Auflegen kalter Umschläge auf den hoch und kühl liegenden und seines Haupthaares beraubten Kopf mit gleichzeitigem Gebrauche lauer Fuß- und Armbäder; kühlende, auf den Stuhl wirkende Salze, erweichende, kühlende Klystiere, Senfteige und Blasenpflaster in den Nacken, auf die Waden und Füße, kühle Luft, dunkles Zimmer und streng antiphlogistische Diät u. s. w.

Bei Behandlung der schleichenden, mehr unechten Hirnentzündung wird meist die Anwendung des antiphlogistischen Apparates in geringerer Intensität hinreichen und in den Fällen, wo sich das Leiden mehr unter den Erscheinungen torpider Schwäche ankündiget, werden starke und zugleich anhaltende Reizmittel vorsichtig anzuwenden seyn.

Die Kur der Encephalitis nach Kopfverletzungen wird unter diesem Artikel geliefert werden.

Was die Ausgänge der Krankheit betrifft, so ist die Kur sehr schwierig und nur selten von gutem Erfolge. Bei Verdacht des Extravasates bediene man sich der die Resorption befördernden Mittel; ist Eiterung eingetreten und führt die Natur nicht etwa glücklich den Eiter auf irgend einem Wege aus dem Gehirne, so lasse man erweichende Dämpfe oder Brühen in die Nase ziehen, um hierdurch Ausleerung durch die Nase zu befördern. Die einzige Möglichkeit der Rettung des Kranken besteht in der schnellen Anwendung des Trepans an der Stelle, wo man den Eiter zu vermuthen berechtiget ist, nach anderweitig zu gebenden Regeln. — Was die Behandlung der Produktionen ꝛc. betrifft, welche sich in Folge der Hirnentzündung in diesem entwickeln, so wie des Brandes, so liegt diese wohl immer aus dem Bereiche der ärztlichen und wundärztlichen Kunst.

Die Nachkur erfordert frische reine Luft, gute verdauliche, nahrhafte Kost, stärkende Mittel, mäßige Bewegung und Meidung jeglicher Veranlassung zu Kopfcongestionen.

Auch bei Thieren kommt die Entzündung des Gehirnes, wenn gleich seltner und meist mit Rückenmarksentzündung verbunden vor und hat dieselben Verschiedenheiten und veranlassenden Momente, so wie dieselben anatomischen Merkmale und Nuancen, wie beim Menschen. Nach den neusten Untersuchungen sollen Erweichung mit oder ohne Gefäßinjection, Röthe der grauen Substanz, flüssige oder breiartige Beschaffenheit der erweichten Stelle, gelbliche Färbung derselben, Röthe und Gefäßanfüllung der Hirnhäute, Strotzen der Blutleiter u. s. w. gewöhnlich sich vorfinden. Schwäche und Zittern der Glieder, wilde entzündete Augen, Hängen des Kopfes, wildes, wüthendes, ungestümes Betragen, Anlaufen an fremde Körper, Zuckungen und paralytische Erscheinungen, mit verschieden heftigem Fieber und Störung der Verdauung sind die gewöhnlichen Äußerungen der Krankheit, welche jedoch bei den einzelnen Thierarten noch durch einige eigenthümliche vermehrt werden.

IV. Wassersucht des Gehirns und seiner Theile.

Unter Wassersucht des Gehirns (Hirn- oder Kopfwassersucht, Wassersucht der Schädelhöhle, Hydrocephalus, Hydrops cerebri, s. H. capitis internus, Hydrocranium, Encephalalgia hydropica, Phrenicula s. Apoplexia hydrocephalica) versteht man die krankhafte Ansammlung wässeriger, seröser oder lymphatischer Flüssigkeit in der Kopfhöhle, welche entweder über, zwischen und unter den Hirnhäuten ihren Sitz hat (Wasserkopf, Hirnhaut- oder Kopfwassersucht (Hydrocephalus, H. meningeus, s. meningum, Meningorrhoea aquosa), oder in den Hirnhöhlen ergossen ist (Hirnhöhlenwassersucht, Hydrops ventriculorum, s. cavitatum cerebri, H. encephalodes, Hydroencephalus, Hydroencephalion, Hydrencephalus, Hydrops cerebri).

Von der Wassersucht in der Schädelhöhle ist die Wasseransammlung zwischen den äußern Kopfbedeckungen zu unterscheiden, die zuweilen mit jener vorkommen kann (gemischter Wasserkopf, H. mixtus), und der man fälschlich (zum Unterschiede vom Wasserkopfe der Schädelhöhle, H. internus) den Namen äußerer Wasserkopf, H. externus beigelegt hat.

Wir betrachten bloß die Wasseransammlungen in der Schädelhöhle, Hydrocephalus, und unterscheiden die Anhäufung des Wassers zwischen den Gehirnhäuten, der äußern Oberfläche des Gehirns und dem Schädel als Hydroceph. externus, von der Anhäufung desselben in den Gehirnhöhlen oder dem H. internus s. ventriculorum cerebri.

Der Wasserkopf ist bald chronisch, bald acut und kann als Hemmungsbildung, als idiopathisches und als sympathisches Leiden auftreten.

a) Der chronische Wasserkopf (H. chronicus), welcher den Fetus sowohl, als neugeborne und ältere Kinder, ja, wenn gleich seltner, jüngere und ältere Erwachsene, sogar Greise befällt, scheint meist, wo nicht immer, ein Stehenbleiben auf einer früher normalen Bildungsstufe des Schädels und des Gehirns zu seyn. — Die Flüssigkeit kann ursprünglich an der äußern oder an der innern, oder gleichzeitig an beiden Oberflächen abgesondert werden. Im erstern Falle ist sie entweder zwischen dem Schädel und der dura mater, oder zwischen dieser und der (stets dabei das ursprünglich kranke Organ abgebenden) Arachnoidea, oder zwischen dieser und der pia mater oder endlich zwischen letzterer und dem Gehirne vorfindlich; im zweiten Falle aber dehnt sich die Wasseransammlung entweder in gleichem Grade auf alle Hirnhöhlen aus oder es sind nur einzelne erweitert und angefüllt, während sich die übri-

gen normal verhalten, was stets für aufgehobene Communikation der einzelnen Ventrikeln unter einander zeugt.

Der Zustand, in welchem sich die Flüssigkeit auf der Oberfläche des Gehirns ansammelt, bezeichnet die früheste Periode dieses Organs, wo dann die bildende Thätigkeit nicht auf Fortentwicklung, sondern auf Absonderung nach außen gerichtet ist, wodurch dieser Centraltheil hinsichtlich seines Umfangs und seiner innern Anordnung zurück bleibt und, in geradem Verhältniß zur Menge des Fluidums, auch die Basis zusammen gedrängt wird.

Die Bildung der Wassersucht der Hirnhöhlen geschieht schon später, wenn das Gehirn eine dünnwandige angefüllte Blase darstellt. Diese Blase (gerade wie im normalen Zustande meist bloß auf das große Gehirn beschränkt und das Cerebellum, wie dieß auch bei der Wasseransammlung auf der Oberfläche der Hirnmasse gewöhnlich der Fall ist, in der Regel verschonend) ist bei dem hydrocephalus ventriculorum cerebri chronicus von verschiedenem Umfange, Dicke, Form und Struktur. Zuweilen läßt sich noch, selbst bei sehr geringer Dicke der Unterschied zwischen den verschiedenen Substanzen — die hier bedeutend vermindert gegen das normale Hirn erscheinen und deren Consistenz, wie bei der andern Form bald erweicht, härter oder von normaler Festigkeit gefunden wird — wahrnehmen und die Windungen der Oberfläche sind noch verschieden deutlich sichtbar. Die Theile des Gehirns werden mehr oder weniger unvollkommen gebildet, ausgedehnt, ungewöhnlich flach oder breit, je nachdem nämlich die Wasseransammlung bedeutend ist, ja wohl größten Theils zerstört getroffen. — Gewöhnlich ist die innere Haut der sehr ausgedehnten Hirnhöhlen verdickt, hart und in den Höhlen der sehr festen Arachnoidea findet sich Lymphe. Die Gefäße sah man dünner, schwächer, stark ausgedehnt, vervielfacht, die mit wenig Blut, nicht selten mit wässeriger Flüssigkeit gefüllt; die Zirbel- und Schleimdrüse meist geschwollen, verändert, und die Nerven marklos, erweicht, kleiner oder relativ zu dick.

Die Menge und die Beschaffenheit der ergossenen Flüssigkeit wird verschieden angegeben. Gewöhnlich ist sie hell, durchsichtig und rein, ja reiner noch als das Wasser in andern hydropischen Leiden, nicht ganz selten erscheint sie geronnen, wie zu einer Gallerte verdickt; man fand sie von einigen Unzen bis zu mehreren, selbst 24 Pfunden. Meist befindet sich diese Wasseransammlung frei in den Hirnhöhlen oder zwischen den Hirnhäuten, manchmal ist sie in einen krankhaft gebildeten Behälter eingeschlossen und diese Art des Wasserkopfes ist es, welche man Sack- oder Balgwassersucht des Gehirnes (H. saccatus s. cysticus) nennt. Sowohl auf der äußern Fläche, als in der Substanz kommen diese Wassergeschwülste, als partielle Wassersucht, vor. Sie sind mit einer serösen Membran bekleidet, welche, wie im normalen Zustande, so auch hier, das Organ der Secretion ist, und meist mit den benachbarten Theilen in einem festen Zusammenhange steht. Die Größe dieser widernatürlichen Höhlen, deren Bedingungen zur Entstehung uns unbekannt sind, variirt sehr, von unbedeutender bis zur Aushöhlung ganzer Hirnlappen.

Mit der Menge des ergossenen Wassers steht auch die oft ungeheure Größe hydrocephalischer Schädel im Verhältniß, die sich, wie jene Wasseransammlung nach der Geburt zunimmt, vergrößern und vorzüglich durch das Mißverhältniß des Schädels zu dem in der Regel das normale Verhältniß zum Körper nicht übersteigenden Gesichtstheile, durch das meist stärkere Hervortreten der Verknöcherungspunkte, durch die von dieser ausgehende gradlinige, nicht bogenförmige, Richtung der Knochenfasern, durch ihre unregelmäßige Gestalt so wie durch ihre Breite, besonders an diesen festern Punkten, durch das unsymmetrische, schiefe Ansehen, die dreieckige Gestalt des Gesichtes, die verkleinerten Augenhöhlen, die, wiewohl nicht constant vorkommende und nach dem Grade der Ausdehnung sich richtende, widernatürliche Dünnheit der Knochen, das Nichtverknöchertseyn einzelner Stellen, und endlich durch den vergrößerten Umfang der einzelnen Knochen und die dabei doch unvollständige Schließung derselben und die vorhandenen Zwickelbeinchen u. s. w. sich charakterisiren. — Nicht immer vergrößert sich jedoch der Kopf, wenn in seinem Innern nach und nach eine größere oder geringere Menge Flüssigkeit abgesondert und angehäuft wird; dieß gilt besonders von solchen, welche die Krankheit in einem höheren Lebensalter ergreift, seltner nur von Kindern. Bisweilen sieht man selbst Wassersüchtige dieser Art, bei welchen die Köpfe die normale Größe nicht erreichen, sondern unverhältnißmäßig klein, von einer Seite zur andern wie zusammen gedrückt bleiben, mit zugespitztem Scheitel und vollkommen verknöcherten Nähten und Fontanellen, welche Bildung dann angeboren ist. — Manchmal ragt durch eine abnorme Öffnung, gewöhnlich am Hinterhaupte, oder durch die Nähte und Fontanellen, ein Sack hervor, der bisweilen zur enormen Größe wächst, oft plötzlich mit jählingem Tode, manchmal auch lange von gleicher Größe bleibt. Es ist ein schwappender Beutel (H. spurius), der in Communication mit dem Gehirne steht, nicht pulsirt, mehr oder weniger elastisch und durchscheinend ist. (Vergl. Rückenmarkswassersucht.)

Der Einfluß des chronischen Wasserkopfes auf die Verrichtungen des Gehirnes, auf den ganzen Lebensprozeß und auf die Lebensdauer in specie, ist verschieden.

Diejenigen Wasserköpfe, welche einen unverhältnißmäßigen kleinen zusammen gedrückten Kopf, dessen Nähte und Fontanellen verknöchert sind, zeigen, werden in der Regel leicht und schnell geboren, sterben aber bald nach oder während der Geburt. Leben sie länger, einige Wochen, Monate oder selbst über Ein Jahr, so ist ihr Leben bloß ein vegetatives, sie sind gewöhnlich aller Sinne, mit Ausnahme des Gefühls, beraubt, Nichts afficirt sie und nur bei Reizung ihres Gefühlvermögens verzerren sie ihr ausdrucksloses, stupides und blödes Gesicht, bewegen automatisch ihre Glieder oder schreien

schwach und heiser. Ihre Augen sind gegen das Licht unempfindlich, werden häufig convulsivisch bewegt und haben erweiterte Pupillen. Sie vermögen nicht ihre untern Gliedmassen zum Gehen oder Stehen zu verwenden, sondern ziehen diese beim Liegen an den Unterleib herauf und halten sie über einander geschlagen. Nach und nach krümmen sich Schenkel, Füße und Hände, der Körper magert bedeutend ab, wiewohl die Gefräßigkeit groß ist, Stuhl- und Harnausleerung erfolgen sparsam, schwer und meist unwillkürlich. Dabei haben sie ein blasses, sonderbar weißes, zartháutiges Gesicht, kalte Extremitäten, langsamen und unordentlichen Puls- und Herzschlag und bekommen bei schneller Bewegung, beim Niesen ꝛc. Betäubung, Zittern, Convulsionen, Stocken des Athmens und blaurothe Gesichtsfarbe, was nach einigen Momenten sich wieder ausgleicht. — Das Kopfhaar dieser Kranken soll allmälig erblassen. — Hinsichtlich der psychischen Thätigkeiten stehen diese Leidenden sehr tief, und nicht nur die Außenwelt, sondern auch ihr eigenes Ich bleibt ihnen stets unbekannt. Unempfindlich für jede Freude und beraubt eines jeden Ausdruckes von innen heraus liegen sie hin und vegetiren bloß, schlafen auch sehr viel. Natur und Kunst vermögen Nichts zur Rettung dieser elenden Geschöpfe zu thun.

Diejenigen Kranken, bei welchen der Kopf die natürliche Größe überwächst, und bei denen er zuweilen schon im Fruchthälter eine solche Größe erreicht, daß er erst perforirt und von seinem Contentum entleert werden muß, bevor er geboren werden kann, halten den Kopf nicht aufrecht, sondern lassen denselben nach einer Seite sinken. Sie vermögen nicht den Oberkörper aufrecht zu halten und sicher auf den Füßen zu gehen oder zu stehen; Wirbelsäule und Schenkel krümmen sich, ihr Gang ist strauchelnd, und sie setzen dabei einen Fuß vor den andern und treten mehr auf die Zehen. Im Liegen hält der Kranke, und besonders der mit H. saccatus behaftete, den Kopf tiefer als den Rumpf, drückt oder stemmt diesen gern an einen festen Körper, dreht ihn von einer Seite zur andern, oder er legt sich, zumal wenn die Flüssigkeit in keine besondere Blase eingeschlossen ist, auf das Gesicht und bohrt mit der Nase in die Kopfkissen. Dabei zwängt er häufig die zusammen gelegten Hände zwischen die, besonders durch Übereinanderschlagen der Unterschenkel, zusammen gepreßten Oberschenkel. Der Körper magert in der Regel ab, die Irritabilität erlischt allmälig, die Hautfarbe wird blaß, mißfarbig, bei Alten blauroth, die Physionomie ist dumm, ausdruckslos, gleichgiltig, die Haut trocken, pergamentartig, Hände und Füße sind kalt, die Augen mit erweiterten Pupillen verlieren ihre Sehkraft und Beweglichkeit, werden blöde, schielend, thränen stark, sondern viel Schleim ab, bis sie endlich unter Verlust des Sehvermögens gelähmt und convulsivisch bewegt werden. Der Geruch und das Gehör nehmen immer mehr ab; der früher verminderte oder normale und durch Vomiturition öfters unterbrochene Appetit wird zur Gefräßigkeit, mit gleichzeitig vermehrter Speichelabsonderung und gestörter Zahnbildung, wobei das Schlingen erschwert und das Genossene öfters ausgebrochen wird. Trägheit in den Ausleerungen des Stuhls und Harns, unregelmäßiger, beschleunigter, aussetzender oder schwacher, ruhiger Puls, Störungen des Athmens mit öfterer Erstickungsgefahr und augenblicklicher Betäubung nach geringer Veranlassung, Anfangs wenig, später viel und soporöser Schlaf und öfteres plötzliches Aufschreien und Zahnknirschen in diesem, so wie Schwere und stumpfer, bei Balgwassersucht fixer, Schmerz im Kopfe ꝛc. sind damit gemeiniglich verbunden. — Was die Störungen der geistigen Thätigkeit betrifft, so scheuen diese Kranken geistige Anstrengungen, werden vergeßlich, sprechen langsam, schwach, undeutlich und stottern, sind gleichgiltig und dabei doch öfters leicht reizbar, ärgerlich, jähzornig und wenig zufrieden, wie wohl dieß nicht immer der Fall ist und oft bei äußerst geringer Masse des Gehirns die Functionen desselben nur sehr wenig alienirt sind. Mit der Vermehrung des Wassers in der Schädelhöhle schwindet die Geistesthätigkeit immer mehr, die Sinne erblöden, die Selenverrichtungen verlieren sich allmälig, der Kranke vegetirt bloß, und stirbt endlich an den Folgen des Zehrfiebers, oder apoplektisch, oder durch Zutritt des Wasserschlages.

Die Individuen endlich, welche keine Veränderung in der normalen Größe des Kopfes zeigen, wurden gewöhnlich erst im höhern Alter von der Krankheit ergriffen und widerstehen daher längere Zeit der Zerstörung des Gehirnes und der heftigeren Einwirkung auf das Nervensystem. Dieses Leiden, dem man den Namen Hirnwassersucht alter Leute, hydrocephalus senilis chronicus (Hydropisie cérébrale aux viellards), gegeben, gewährt daher erst später die Erscheinungen von Unterdrückung und Verlust sensorieller und intellectueller Thätigkeit, und von Lähmung der willkürlichen Muskeln, äußert sich jedoch im Ganzen wie die eben aufgeführte Form mit Überwachsung der normalen Kopfgröße.

Die Dauer dieser Krankheit ist sehr verschieden, und richtet sich nach dem Alter und dem Befinden des Individuums, so wie nach den einwirkenden Ursachen. Je jünger das Kind ist, welches davon befallen wird, um so schneller unterliegt es der Zerstörung des Gehirns und dem Tode.

Die nächste Ursache der Krankheit besteht in vermehrter, die Einsaugung in einem zu hohen Grade übertreffender Aushauchung von Flüssigkeit an der Oberfläche des Hirns oder seiner Höhlen. Als vorbereitetes Moment ist Alles zu betrachten, was auf die Schwangerschaft schwächend einwirkt und das Bildungsleben des Fetus stört. Zu den erregenden Ursachen sind alle mechanische Erschütterungen des Gehirns, Kopfcongestionen, versetzte Krankheitsstoffe, das Ausbleiben gewohnter Ausleerungen, heftige Einwirkung der Kälte und Hitze auf den Kopf, anhaltende Geistesanstrengungen mit Nachtwachen, Müßiggang und Unthätigkeit, Kummer und Elend u. s. w. zu zählen. Nicht selten kann auch die Kopfwassersucht in Folge organischer Krankheiten des Herzens

und des Gehirns, Tuberkeln, scirrhöser Verhärtungen, Hydatiden, alter Blutgerinsel u. s. w. entstehen.

Die Behandlung des chronischen innern Wasserkopfes beschränkt sich häufiger auf bloße palliative Hilfe, als auf radicale Heilung der Krankheit, zumal wohl in den allermeisten Fällen das Leiden ein angebornes und mit fehlerhafter Gehirnbildung verbunden ist.

Außer besonderer Beachtung der veranlassenden Ursachen, deren möglichste Entfernung dringend geboten wird, hat man besonders auf Wegschaffung der im Schädel ergossenen und das Hirn mechanisch und dynamisch belästigenden Flüssigkeit zu denken, was hauptsächlich durch Aufsaugung des Secrets oder wohl auch durch vorsichtiges Entfernen desselben auf mechanischem Wege erzielt wird. — Behufs der Beförderung der Resorption hat man äußerlich das Tragen einer Mütze von wollenen Stoffen, Einreibung von Merkurial- mit Wachholdersalbe, Vesicatorien, Fontanelle, Haarseile, Schröpfköpfe, Blutegel, gelind reizende aromatische oder Laugenbäder, passende Umschläge und Binden und innerlich das versüßte Quecksilber, den Fingerhut und andere urintreibende, so wie diaphoretische, kühlende und stärkende Medicamente mit Nutzen angewendet. Ein passendes diätetisches Verhalten, wie leichte animalische Kost, Einstellen jeder andern Ernährungsart außer der mütterlichen Brust bei Säuglingen, Meiden jedes hitzigen Getränkes oder gewürzter Speisen, so wie alles dessen, was mittelbar oder unmittelbar Kopfcongestion erzeugt u. s. w. ist damit zu verbinden.

Das vorsichtige Eröffnen der Kopfhöhle und Auslassen der stagnirenden Flüssigkeit ist zwar immer mit mannichfachen Hindernissen verbunden, jedoch schon mit Glück versucht worden.

b) Der hitzige Wasserkopf (hitzige Gehirnhöhlenwassersucht, H. acutus, Hydrops ventriculorum cerebri acutus) begreift gemeinhin die secundären Erscheinungen in sich, welche wir in Folge einer beträchtlichen Turgescenz und Entzündung der Substanz oder der Häute des Gehirnes wahrnehmen und welche in Exsudation seröser oder lymphatischer Flüssigkeiten bestehen. In dem schnellsten Verlaufe der Krankheit, in dem so genannten Wasserschlage, Apoplexia serosa, entziehen sich uns die Zeichen der Turgescenz und der Entzündung und die Exsudation scheint als primäres Leiden aufzutreten, was jedoch nur scheinbar ist. — Einstimmig mit vielen Andern glauben auch wir vier Stadien der Krankheit, das der Turgescenz, der Entzündung, der Ausschwitzung und der Lähmung nämlich, welche sich durch eigenthümliche Zeichen offenbaren, nicht selten aber mit einander zusammen schmelzen, annehmen zu müssen.

Der Zeitraum der Turgescenz charakterisirt sich durch Mißgestimmtseyn, Stille, Gleichgiltigkeit, Unlust, große Empfindlichkeit, Unstetigkeit, Ängstlichkeit, Verminderung des Lebensturgors in der Haut, den Muskeln, den Augen u. s. w., geringere Lust zum Essen und Trinken, seltnere und verminderte Ausleerung des Stuhls und Harns, unruhigen, durch öfteres Stöhnen und Reden unterbrochenen, nicht erquickenden Schlaf, Schwindel, Betäubung, Kopfschmerz, rheumatisches Gliederweh, unwillkürliches Greifen nach dem Kopfe, Weinen beim Auftreten, regelmäßigen oder unordentlichen, aussetzenden Puls, trockne, oftmals wechselnde Hauttemperatur, Wallungen mit Schauer u. s. w.

Nach einer unbestimmten Dauer von einigen Stunden bis zu zwei Tagen tritt dann die Entzündungsperiode ein. Die Unlust und die Klagen über Kopfschmerzen mehren sich immer mehr, welche letztere die Stirngegend einnehmen, sich über den Augen als drückend äußern und gegen die Schläfe hin verbreiten; sie sind anhaltend, vermehren sich periodisch und werden durch öfteres Greifen mit den Händen nach dem Kopfe und bohrende Bewegungen dieses, auch durch lautes Winseln angezeigt. Gliederschmerzen, Spannen im Nacken, große Unruhe, vermehrte Hitze des Kopfes, trockne, meist geschlossene, zuweilen convulsivisch bewegte und geröthete Augen, Trockenheit der Nasenschleimhaut, Blässe des nicht selten aufgedunsenen oder eingefallenen Gesichtes und Pulsiren der Drosselschlagadern sind gewöhnlich damit verbunden. Die Hauttemperatur ist mehr oder weniger vermehrt, die Haut trocken, spröde, schmutzig; die Zunge, wenn keine gastrische Complication vorhanden, rein oder dünne weißlich belegt, Durst und Eßlust verlieren sich, außer wenn das Leiden stürmisch beginnt; es stellt sich Erbrechen ohne alle scheinbare Veranlassung, selbst auch dann, wenn kurz zuvor Nichts genossen war, öfters nach bloßem Aufrichten oder Bewegen des Kranken ein, der Unterleib ist gespannt, zusammen gefallen, unschmerzhaft, die Verrichtungen der Unterleibsorgane scheinen still zu stehen und diese gegen Abführmittel unempfindlicher zu seyn. Der Urin ist sparsam, weißlich, gelblich, trübe, oft etwas Sediment zeigend, wird später blaß, hellgelb, durchsichtig und macht keinen Bodensatz. Das Athmen ist ruhig, wird aber von tiefen, seufzerartigen Luftzügen unterbrochen; die Kranken liegen meist auf einer Seite mit vorwärts gebogenem, auf die Hand gelegtem Kopfe, bewegen sich ungern, ändern jedoch öfters diese Lage; der Schlaf fehlt oder er ist von Träumen, öfterem lauten Aufschreien und Winseln unterbrochen; den Puls findet man langsam, ungleich, aussetzend und nur nach plötzlichem Aufschrecken beschleuniget; Fieber fehlt meist. Die Sinne sind hinsichtlich ihrer Reizempfänglichkeit sehr gesteigert, die Kranken mürrisch, verdrießlich und antworten erst nach langem Besinnen auf die an sie gerichteten Fragen.

Haben diese Zufälle wenige Stunden oder auch 2, 4, 6 und mehrere Tage gedauert, so folgt das Stadium der Transsudation, durch Sinken der gesteigerten Sensibilität bis zur Gefühllosigkeit, durch Unvermögen, sich ohne fremde Hilfe aufzurichten, schiefe Lage des Körpers, öfteres Greifen nach dem Kopfe und den trocknen, rissigen Lippen, Bohren mit den Fingern in der Nase und dem Ohre, Unruhe in den Schenkeln, Zittern der Hände, Stumpfseyn der Sinne, gewöhnlich mit Ausnahme des Gehörs, verminderte und veränderte Seh-

kraft, erweiterte, oscillirende Pupillen, Schielen, Doppelsehen u. s. w., so wie durch convulsivische Bewegungen, schnelle Röthe des Gesichtes, trockne und klebrichte Haut, Trockenheit der Schleimhaut der Augen und Nase, bedeutende Abmagerung des ganzen Körpers und durch hartnäckige Verstopfung des gespannten, sehr einfallenden Unterleibes oder auch durch unwillkürliche Ausleerung des Stuhles und des Harns sich beurkundend, wobei der Puls des düstern Kranken gewöhnlich schwach, unregelmäßig und langsam, der Carotidenschlag vermehrt getroffen wird. Die Respiration ist in dieser Periode von öfterem Seufzen und Stöhnen, unterbrochen, langsamer, der Athem stinkend, und Knirschen mit den Zähnen, Winseln und Jammern wird öfters gehört. Der Grad der allgemeinen Schwäche ist groß, die Bewegung der Glieder werden immer seltner und allmälig, nach 10, 15 bis 20 Tagen, häufig nach einem auffallend täuschenden Nachlasse, tritt nun das letzte Stadium der Krankheit auf.

In der Periode der Lähmung erscheinen allgemeine Zuckungen mit Rückenkrampf, wodurch der Kopf nach hinten gezogen wird, Lähmung einer (gewöhnlich der rechten) Seite des Körpers, Verzerrung und Entstellung der Gesichtszüge des ganz betäubt, ohne Gefühl, Empfindung und Bewußtseyn hinliegenden Kranken, heftiges Fieber mit profusen Schweißen, besonders an dem heißen Kopfe, hektische Wangenröthe mit Todtenblässe wechselnd, wobei das Auge wieder mehr hervor tritt, jedoch die Sehkraft ganz verloren hat und meist krampfhaft bewegt wird. Mit der Lähmung der Netzhaut ist auch Abstumpfung des Gehörs verbunden. Das Vermögen zu schlingen ist erschwert oder wohl gar ganz gehindert; im erstern Falle strengt es die Kranken ungemein an, Flüssigkeiten zu sich zu nehmen, so zwar, daß die nicht gelähmte Hand zittert. Außerdem bemerkt man noch in diesem Zeitraume: Würgen und Anstrengung zum Erbrechen; unwillkürliche Ausleerung eines sparsamen gelblichen Harns, während die Ausleerung der Excremente selten involuntär geschieht und meist erzwungen werden muß; verminderte Wärme an der gelähmten Seite und Abnahme der Hitze im Kopfe, wiewohl die Carotiden immer noch verhältnißmäßig stark klopfen; sehr schnellen, schwachen, aussetzenden Puls; langsame Respiration und stinkenden, kalten Athem, Erkalten der Hände und Füße u. s. w., bis endlich der Tod die traurige Scene endet, oder, Falls dieser Ausgang nicht eintritt, die Krankheit in Blindheit, Taubheit, Epilepsie, Blödsinn oder in chronischen Wasserkopf übergeht.

Was die anatomischen Kennzeichen dieses Leidens betrifft, so fand man das Gehirn um so fester und elastischer und seine Gefäße um so weniger ausgedehnt, je schneller dasselbe verlief, während man bei längerer Dauer die Masse oft breiig und die Gefäße sehr angefüllt sah. Das Adergeflecht traf man blaß, die Nähte mit Blut unterlaufen und auch, hatte anders nicht Wasserschlag getödtet, etwas wenig aus einander gewichen. Die Ventrikeln enthielten in größerer oder geringerer Quantität eine trübe oder klare, selten blutig gefärbte seröse Flüssigkeit oder es war, wo diese in seltenen Fällen fehlte, plastische Lymphe auf der innern oder äußern Hirnoberfläche ergossen, oder es strotzten die Blutgefäße außerordentlich. Auch hydatidenähnliche Blasen im Gehirne und Veränderungen der Schleimdrüse will man beobachtet haben.

Die Dauer der Krankheit ist nach dem Alter und der Constitution des Ergriffenen, nach der Reizbarkeit des Hirns, so wie nach den Ursachen und der Behandlung verschieden.

Als nächste Ursache der eigentlichen hitzigen Hirnhöhlenwassersucht hat man bald ein entzündliches Leiden des Gehirns, seiner Häute, seiner Gefäße oder des zwischenräumlichen zellgewebeartigen Gewebes in demselben, bald einen örtlichen Schwächezustand, bald gesteigerte Vitalität mit vermehrter Vegetation des Gehirns angegeben. Nach einer neuern Ansicht umfassen die krankhaften Zustände, welche als Entzündung des Centraltheiles des Gehirns, des Balkens, des Gewölbes, der durchsichtigen Scheidewand und der die Höhlen auskleidenden Membran auftreten, die verschiedenen Formen unserer Krankheit. — Anlage haben nicht selten mehrere Glieder einer Familie, wiewohl das Gehirn kleiner Kinder eigentlich eine besondere Stimmung zum acuten Wasserkopfe besitzt. Die das Leiden hervorrufenden Momente wirken entweder idiopathisch oder sympathisch und dann entweder nach den Gesetzen des Antagonismus oder des Consensus ein. Äußere, den Kopf treffende, Gewaltthätigkeiten, Sonnenhitze, heftige Affecte, das Zahngeschäft, zurück getretene Ausschläge, Erkältung, unterdrückte Ausleerungen, Störungen in der Abdominalsphäre u. s. w. sind hierher zu rechnen.

Nur in den ersten Stadien der Krankheit kann die Kunst sich heilsam zeigen, im weitern Verlaufe ist meist Alles vergebens. Möglichstes Entfernthalten der erregenden Ursachen, neben passendem diätetischen Verfahren, ist hauptsächlichstes Requisit zur Heilung. — Im ersten und zweiten Zeitraume werden kühles ruhiges Verhalten, örtliche Blutentleerungen, warme Hand- und Fußbäder, ableitende Klystiere, Vesikatorien und Sinapismen, kalte Umschläge auf den abgeschornen Kopf, Calomel, Tartarus depuratus, Kali aceticum u. s. w. sich nützlich bewähren. Im hydropischen Stadium hat man besonders auf die eingetretene oder zunehmende Schwäche zu sehen und antiphlogistische Mittel, Calomel mit Digitalis, Einreibungen des Unterleibes mit Acetum squilliticum oder Kantharidentinktur, eiskalte Umschläge und Begießungen auf den Kopf, Vesicantien in den Nacken und auf die Herzgrube, wiederholte Sinapismen, salzige Klystiere, auch die Arnica innerlich u. s. w. zu versuchen. Bei großer Schwäche wird man abwechselnd excitirende Mittel geben und bei krampfhaften Zufällen Antispasmodica zu Hilfe nehmen.

V. Neue Bildungen und fremde Körper.

Außer den schon betrachteten Umbildungen des Gehirns und seiner Anhänge, welche Produkte vorausgegangener Entzündung sind, und außer den, noch ander-

weitig zu erörternden Erzeugnissen der organischen Reaktion, die Behufs der Wiederherstellung der normalen Form und Struktur verletzter oder zerstörter Gehirntheile eintreten, sehen wir häufig in diesem Centraltheile des Nervensystems neue Bildungen zum Vorschein kommen.

Rücksichtlich der Symptome, die mit diesen krankhaften Zuständen in Verbindung stehen, herrscht viel zu wenig Gleichförmigkeit, als daß es möglich wäre, bestimmte Erscheinungen für die verschiedenen Formen anzugeben. Neuere Schriftsteller über diesen Gegenstand stellen die Verschiedenheiten der Symptome in acht Klassen zusammen. Die erste Klasse zeichnet sich durch lange andauernden heftigen Kopfschmerz ohne andere auffallende Beschwerden aus. Der Schmerz ist bald heftig und schneidend, bald dumpf, oft an einer besondern Stelle, bald ab-, bald zunehmend, oft periodisch, ja zuweilen regelmäßig intermittirend, wird durch Bewegung, durch Genuß reizender Dinge, durch Affecte u. s. w. vermehrt und ist manchmal mit Erbrechen verbunden. Der Kranke sucht Dunkelheit, Kühle und Ruhe, der Puls ist schwach, das Gesicht blaß, der Tod erfolgt mit Coma oder Convulsionen, oder aus Erschöpfung oder durch chronische Entzündung. Die zweite Klasse charakterisirt sich durch die Verbindung des Kopfschmerzes mit mannichfachen Leiden der Sinnesorgane, besonders des Gesichts und Gehörs, zuweilen auch der intellectuellen Fähigkeiten (wiewohl nicht selten, und besonders bei Übeln im kleinen Gehirne, jede psychische Regelwidrigkeit fehlt) wozu sich bei der 3ten Klasse noch Convulsionen gesellen. Bei der 4ten Klasse beobachtet man Convulsionen ohne irgend eine Affection der Sinneswerkzeuge, oft mit unbedeutenden Schmerzen, gewöhnlich ohne den festsitzenden und anhaltenden Kopfschmerz. Die Convulsionen haben oft die Gestalt der reinen Epilepsie, und meist leidet das Gedächtniß zuletzt. In der 5ten und 6ten Klasse zeigen sich paralytische Zufälle (Hemiplegie, Paraplegie, allmälige Lähmung der Theile unterhalb des Halses) mit den andern Symptomen oder ohne dieselben. Die 7te Klasse erkennt man durch hervorstechende Digestionsbeschwerden; es finden sich Kopfschmerz, Appetitlosigkeit, Säure, Erbrechen bei reiner Zunge und Mangel der den gastrischen Leiden eignen Gesichtsfarbe, welches sich plötzlich, entweder des Morgens beim Erwachen oder in unbestimmten Perioden einstellt und manchmal mit Erleichterung verbunden ist; alle Einflüsse, welche Verdauungsbeschwerden aus gastrischer Quelle erleichtern, verschlimmern diese. Der Kranke sucht Ruhe, Kühle, Dunkelheit und erhöhte Lage des Kopfs. Später treten die Symptome des Hirnleidens (das hier gewöhnlich das kleine Gehirn befallen) als Anfälle von Besinnungslosigkeit, Convulsionen, Sinnesaffectionen, Lähmung u. s. w. mehr hervor. Die 8te Klasse gibt sich durch leichte vorübergehende apoplektische Zufälle, habituellen Schwindel, plötzlichen Verlust aller Muskelkraft, Verlust des Gedächtnisses, vorübergehendes Coma u. s. w. zu erkennen.

Die Bedingungen der Entstehung dieser Gebilde sind noch nicht gehörig erforscht und in Betreff der Anlagen und Gelegenheitsursachen ergeben die bisherigen Forschungen nur Wenig.

Die Kunst vermag nur sehr Wenig gegen Leiden dieser Art auszurichten und die Fälle, in welchen der Weg zum Gebilde zugänglich ist oder die etwa zu Grunde liegende entzündliche Thätigkeit in ihren Fortschritten aufgehalten werden kann, lassen allein wohl noch Hilfe zu.

Die neuen Bildungen kommen bald an der Außenfläche des Gehirns, bald in seinem Innern vor und sind entweder Wiederholungen normaler, dem Gehirne aber fremder Gebilde, oder sie bestehen in neuen, dem Organismus fremden Produktionen. Wir betrachten die regelwidrigen Geschwülste und die abnorme Erzeugung des Knorpel- und Knochengewebes.

1) Geschwülste.

Die Geschwülste in und an dem Gehirne sind von verschiedener Art, und bieten besonders in Hinsicht auf ihre Farbe, Größe, Zahl, Festigkeit und Verbindung die bedeutendsten Verschiedenheiten dar. Man trifft sie weißlich, weißgelblich oder röthlich oder von der Farbe der Rindensubstanz oder dunkelroth oder roth und weiß gestreift, von der größten Kleinheit bis zu der Größe eines Hühnereies und darüber, einzeln oder in größerer und kleinerer Menge, als Bälge mit einer serösen Flüssigkeit gefüllt, oder beträchtlich feste, oder schwammige, lockere und weiche, homogene oder faserige, wie aus mehreren runden Körperchen zusammen gesetzte Massen darstellend. In Hinsicht auf ihre Verbindung gehen sie entweder unmerklich in die übrige Substanz des Gehirns über und sind fest mit dieser verbunden oder sie sind nur locker in diese eingelegt und zuweilen durch einen eignen, sie einschließenden, aus plastischer Lymphe gebildeten Balg von der nachbarlichen Hirnmasse isolirt. — Es verharren diese Aftergebilde nicht während ihrer ganzen Existenz in demselben Zustande, sondern durchlaufen eine Reihe von Metamorphosen und beenden größten Theils diese mit Zerstörung des Bodens, als dessen Parasiten sie hervor kamen.

a) Hydatidöse Geschwülste, seröse Bälge. Sie erscheinen als meistens dünne, bisweilen auch mehrere Linien dicke, gewöhnlich nur locker mit den benachbarten Theilen verbundene und mit einer serumartigen oder dickern Flüssigkeit angefüllte Bälge, welche, da das in ihnen enthaltene Fluidum noch keine bestimmte Tendenz hat, sondern mehr von indifferentem Charakter ist, wohl als die niedrigste Stufe dieser neuen Bildungen anzusehen sind. Von der Größe eines Hirsekorns bis zu der eines Hühnereies kommen sie sowohl in der Substanz des großen und kleinen Gehirns und im verlängerten Marke, als im Umfange derselben zwischen den Hirnhäuten und in den Hirnhöhlen, besonders im Adergeflechte und zwar in der Regel so vor, daß die größeren und in der Hirnsubstanz enthaltenen einzeln, die kleinern äußern und in den Höhlen befindlichen in größerer oder geringerer Menge sich vorfinden. Ihre Ent-

stehungsart ist unbekannt; zuweilen verdanken sie früheren Blutextravasaten in die Medullarsubstanz ihren Ursprung. Nicht selten mögen diese Bälge Bedingungen zur Bildung des Blasenwurms (Cysticercus cellulosus) abgeben, welche beide Erscheinungen man häufig mit einander verwechselt und unter dem gemeinschaftlichen Namen Hydatiden zusammen gestellt hat.

b) Tuberkulöse Geschwülste finden sich in der Substanz, wie an den Häuten des Gehirns ziemlich häufig. Sie gleichen denen in andern Organen, mit denen sie meist gleichzeitig vorkommen und sind hinsichtlich ihrer Menge verschieden. Ihre gewöhnliche Größe von einem Hirsekorn oder einer Erbse trifft man zuweilen bis zu der eines Hühnereies vermehrt, was wohl mitunter durch ein Verschmelzen mehrerer solcher Geschwülste zu einer Masse bewirkt wird. Ihre Struktur ist nach den Stadien ihrer Entwicklung verschieden. So lange sie wachsen, ist ihre Masse homogen, gelblich grau, ohne Gefäße, von der Consistenz eines Käses bis zu der des Knorpels, die angränzende Hirnschicht verhält sich normal und nur bei sehr großen Tuberkeln verlieren sich zuweilen die Windungen der Oberfläche in der Nähe ihres Sitzes. Die Consistenz verringert sich immer mehr, je mehr nämlich die Erweichung oder Eiterung des Tuberkels eintritt, welche gewöhnlich vom Mittelpunkte, selten vom Anfange ausgeht. Meist bemerkt man jetzt um die Geschwulst einen dünnen, membranösen Balg, der sich allmälig verdickt, aus zwei Lamellen besteht, sich wie die Bälge überhaupt verhält und in dem nur der Tuberkel allmälig vereitert. Der nun bevorstehende Ausgang ist zweifach: entweder der vereiterte Tuberkel bleibt als molkige Flüssigkeit in dem Balge als Balgabsceß enthalten, wobei dann häufig die im nächsten Umkreise liegende Hirnsubstanz entzündet, erweicht oder verhärtet gefunden wird, oder der Sack platzt und ergießt sein Contentum nach außen oder in die Ventrikeln, wodurch nicht selten Entzündung und deren Ausgänge in der Spinnenwebenhaut erzeugt werden.

c) Scirrhöse Aftergebilde entwickeln sich im Gehirne als eine oder mehrere, sehr feste, ungleiche, rundliche Massen, welche von einer Schicht erweichter Hirnsubstanz umgeben sind, gewöhnlich tief in der Substanz dieses Organs verborgen liegen und von verschiedener Menge und Größe getroffen werden. Der Krebs im Gehirne hat mit dem in andern Organen gleichen Charakter.

d) Nicht weniger sind auch Speckgeschwülste im Gehirne beobachtet worden; so fand man in dem Hirnabergange eines Fallsüchtigen eine Fleischgeschwulst, und zwischen dem großen und kleinen Gehirne eine faustgroße Speckgeschwulst, welche Blindheit, Taubheit und Verlust der Sinnesthätigkeit und aller thierischen und Lebensverrichtungen hervorbrachte.

Ähnliche regelwidrige Bildungen erscheinen, wie erwähnt, auch an den Hüllen des Gehirns. Unter diesen ist besonders die harte Hirnhaut der Sitz derselben und sie werden, ungeachtet sie bedeutende Verschiedenheiten zeigen, mit dem gemeinschaftlichen Namen

e) Hirnhautschwamm (Schwamm der harten Hirnhaut, fungus durae matris) belegt. Es erscheint dieses Aftergebilde gewöhnlich an der äußern, nur selten an der innern Fläche der Faserhaut und kommt besonders am obern Theile des Schädels unter den Nähten, am seltensten an der Grundfläche vor. Seine Verbindung mit der Hirnmembran ist mehr oder weniger fest, letztere in der Regel an dieser Stelle verändert, verdickt, verhärtet, aufgelockert, fest mit dem Schädel verwachsen und nur selten normal. Die Zahl und Größe dieser Auswüchse variirt bedeutend: meist fand man nur einen, seltner vier, fünf, ja achtzehn Schwämme, von denen einzelne klein, andere von der Größe eines Kinderkopfes und darüber waren. Hinsichtlich ihrer Form sind sie meist rundlich, hart oder weicher, glatt oder runzelig, bisweilen mit einer dünnhäutigen Hülle umgeben. Das Gewebe bietet mannichfache Verschiedenheiten dar; bald bestehen sie aus einer sehr harten und homogenen Masse, oder sie sind von faserigem Baue, oder aus einer bröcklichen Masse zusammen gesetzt, oder an verschiedenen Stellen verschieden gebildet. Die Geschwulst bewirkt in ihrer ferneren Entwickelung nach innen oder nach außen Eindrücke und Substanzverlust in den nahen Theilen. Gewöhnlich betrifft diese Veränderung die Kopfknochen, nur selten das Gehirn. Man findet dann an der kranken Stelle den Knochen nicht selten vor dem Durchbruche erweicht, aufgelockert und angeschwollen; die Öffnung selbst scheint in vielen Fällen durch bloßen mechanischen Druck bewerkstelliget zu werden, wiewohl zuweilen auch Leiden des Knochens und des Periostes mit im Spiele seyn kann. — Sehr lästiger, heftiger und anhaltender, oder auch geringer, periodischer, mehr oder weniger verbreiteter oder fixer Kopfschmerz, Schwindel, Gefühle von Betäubung, Erbrechen, blasse Gesichtsfarbe, Abmagerung und zunehmende Empfindlichkeit irgend eines Theils u. s. w. gehen zuweilen der Durchbohrung der Schädelknochen voraus; öfterer werden in diesem Zeitraume wenige oder gar keine Zufälle bemerkt. — Im zweiten Stadium gibt sich der Knochen an der Stelle, worunter der Auswuchs liegt, manchmal durch ein pergamentartiges Knistern zu erkennen, bis endlich eine kleine, meist nicht sehr feste, gewöhnlich langsam zunehmende Geschwulst unter den Integumenten erscheint, deren Zurückdrücken die Erscheinungen von Druck auf das Gehirn gemeinlich erzeugt. — Betäubung, Convulsionen, Lähmung mit Schlagfluß können sich später einstellen. Die Ränder der Öffnung im Schädel sind meist nicht cariös.

Die Ansichten über die Bildung des Schwammes der harten Hirnhaut sind verschieden. Einige glauben, daß die Krankheit ursprünglich in der Schädelsubstanz sitze und die dura mater nur secundär afficirt werde; Andere meinen, daß die Gefäßenden zwischen den Blättern der Faserhaut eine plastische Substanz ergössen, welche zu dieser unförmlichen Afterwucherung gerinne; noch Andere nehmen an, daß die Geschwulst innerhalb des Schädels auf der harten Hirnhaut entstehe und sich durch den Knochen einen Weg nach außen bahne,

während man in neuester Zeit behauptet, daß dieses Gebilde ein dem Gliedschwamme ähnliches Leiden der Schädelknochen und ihres innern und äußern Periostes sei, wodurch diese Incarnation der Knochen bedingt werde.

Als Ursachen des Hirnhautschwammes hat man Kopfverletzungen ohne Wunde und Bruch, besonders Quetschungen, Fall auf den Hintern, syphilitische und rheumatische Knochenleiden u. s. w. angeführt, jedoch sind die durch innere, besonders venerische, Ursachen, durch Quetschung der Diploe, durch primitiv vorausgegangene Affektion des Knochens bedingten Kopfauswüchse von dem hier in Rede stehenden Übel sehr verschieden.

Zur Entfernung des Fungus hat man in neuerer Zeit nach vorgängiger Bloßlegung des Gewächses die Exstirpation, das Ätzmittel und vorsichtige Unterbindung empfohlen und mit Glück angewendet.

Mit dem Hirnhautschwamm darf der Hirnschwamm (fungus cerebrinus) nicht verwechselt werden, welcher in einer schwammigen Ausdehnung des Gehirns und Heraustreten desselben aus einer, durch Verletzung entstandenen, Öffnung der Hirnschale, ohne von den äußern Häuten bedeckt zu seyn, besteht. (S. unter Kopfverletzungen.)

2) Knorpel- und Knochenbildung.

Regelwidrige Erzeugung des Knorpel- und Knochengewebes kommt im Gehirn und an dessen Theilen nicht ganz selten vor und erscheint bald an der Oberfläche, bald in der Substanz derselben. Die Spinnenwebenhaut hat als seröse Membran eine große Neigung zur regelwidrigen Ossifikation, die sich durch Absatz von Knochenstoff in ausgetretene Lymphe entwickelt, und am häufigsten auf der Oberfläche des Gehirns, sowohl an dem die Faserhaut überkleidenden Blatte, als an andern Stellen dieser Membran, seltner auf der Basis und am seltensten in den Hirnhöhlen getroffen wird. Sehr wahrscheinlich gehen die an der dura und pia mater vorkommenden Verknöcherungen von der serösen Hirnhaut aus und sind zu den an dieser erscheinenden zu rechnen. Die Zahl, Größe, Gestalt und Befestigung dieser Knorpel- oder Knochenstücke sind sehr verschieden. Bald erscheinen sie einzeln, bald an mehrern Stellen, sind zuweilen kaum sichtbar, manchmal von der Größe mehrerer Zolle, glatt oder rauh, oder zackig, und sitzen entweder mit einer breiten Grundfläche auf oder sind nur sehr locker, durch einzelne Fädchen an die nahen Theile angeheftet. Ihre Form variirt nicht minder. In der Regel finden sie sich an oder dicht neben der großen Sichel und machen es Untersuchungen wahrscheinlich, daß die als pacchionische Körperchen bekannten und aus geronnenem Faserstoffe entstandenen krankhaften Gebilde diese Produktionen begünstigen. Nicht selten findet man als analoge Umwandlung die Substanz der serösen Hirnhaut verdickt, verhärtet und knorpelartig. — Zuweilen erregt die regelwidrige Knorpelbildung gar keine, zuweilen sehr heftige Zufälle, was sich hauptsächlich nach den obigen Bedingungen und dem Alter und dem Grade der Empfänglichkeit des Kranken richtet.

Weit seltner sind die Fälle, wo man wirkliche Verknöcherung der Hirnsubstanz oder Knochenbildung im Innern derselben oder steinichte Concretionen (besonders bei Ochsen) oder Fett, Knochen und Knorpel in einen Balg eingeschlossen, wahrnahm und viele Beobachtungen dieser Art sind wohl für Exostosen zu halten, welche nach Innen dringend das Gehirn zerstörten.

Reihen wir an die neuen Bildungen die fremden Körper, welche in oder an dem Gehirne vorkommen und entweder die Produkte der höchsten bildenden Thätigkeit, Entozoen oder Flüssigkeiten sind, welche wenigstens nicht immer in Folge regelwidriger Nerventhätigkeit in oder an dasselbe gelangen. (Meckel a. a. O.)

1) Entozoen. Sowohl beim Menschen als bei Thieren hat man verschiedene Arten von Entozoen im Innern des Gehirns, wie an seiner Außenfläche aufgefunden. Sie sind folgende:

a) Acephulocystis. Mit dieser Benennung bezeichnen französische Schriftsteller diejenige Art, welche das Ansehen einfacher Wasserblasen hat, mit dem Gehirne, die Berührung ausgenommen, in keiner organischen Verbindung steht und die Fähigkeit besitzt, sich und ihr Geschlecht zu erhalten. Sie zeigt keine Spur besonderer Organe und steht auf der niedrigsten Stufe der Entwickelung.

b) Echinococcus hominis *Rudolph.* Er stellt eine weiße Blase dar, deren innere Fläche mit einer Menge kleiner Entozoen, von der Größe und dem Ansehen der Sandkörner bedeckt ist*) und kommt nur sehr selten vor. Seine Größe bietet, wie die der ersteren Art, mannichfache Verschiedenheiten dar.

c) Cysticercus cellulosus *R.* Unter allen Eingeweidewürmern hat man diese Art am häufigsten sowohl in den Membranen, namentlich in der innern und äußern Gefäßhaut, besonders an dem Adergeflechte der Seitenhöhlen, als in der Hirnsubstanz selbst, nicht selten mit Wasseranhäufung in den Höhlen zusammen gesetzt, wahrgenommen.

d) Coenurus cerebralis *R.* Er kommt nicht selten bei Schafen, manchmal wohl auch beim Rindvieh vor, ist aber bis jetzt im menschlichen Gehirn noch nicht getroffen worden. Meisten Theils verursacht er die Drehkrankheit (s. diesen Art.).

2) Als zweite Art der fremden Körper führen wir die Ergießungen von Blut oder blutigem Wasser, die Hirnblutflüsse, Hämorrhagien des Gehirns, Haemorrhagiae cerebri, auf, welche wir nicht selten, in Folge von Congestion, Entzündung und Gefäßruptur, zwischen den Hirnhäuten, in den Höhlen und in der Substanz des Gehirns wahrnehmen. — Wir übergehen hier dieselben, da weiter unten unter Kopfverletzungen und Schlagfluss ihrer gedacht wird.

(*Wiegand.*)

Hirnkraut, Augentrost, s. Euphrasia und Ocymum basilic.

*) *Rudolphi* Entozoorum Synopsis. p. 183. Berolin. 1819.

Hirnkreise, Hirnkrümmungen, Hirnkugelschnitte, Hirnlappen, Hirnleben, s. Gehirn.

Hirnleiden, s. Hirnkrankheiten.

Hirnlein, kleines Hirn (Cerebellum), s. Gehirn.

Hirnleisten, s. Hörnleisten.

HIRNLOS, im anatomischen und physiologischen Sinn: was kein Hirn (oder Gehirn, s. d. Art.) hat, wie z. B. manche thierische Mißgeburt oder die Thiere, die auf der tiefsten Stufe der Animalität stehen (z. B. die Zoophyten, die kein Nervenmark so wie kein Herz, sondern nur Zellgewebe, Muskelfasern und Darmkanal haben); im figürlichen Sinn, da das Gehirn als das s. g. Seelenorgan, namentlich als das der Denkkraft oder des Verstandes angesehen wird, bedeutet hirnlos so viel, wie verstandlos, unvernünftig u. d. m. (*Dr. K. H. Scheidler.*)

Hirnlosigkeit, s. Hirnkrankheiten.

Hirnmangel, s. unter Hirnkrankheiten.

Hirnmark, Hirnmasse, Hirnmesser; } s. Gehirn.

HIRNMETAMORPHOSE, die allmälige Entwickelung der Gehirnorganisation von der frühesten Bildung des Körpers an (s. unter Gehirn). (*Wiegand.*)

Hirnnähte, s. Gehirn.

Hirnnerven, s. Gehirn und Nervensystem.

Hirnorgane, Hirnpfanne, Hirnpulsadern, } s. Gehirn.

Hirnrad, s. Stirnrad.

Hirnreisser, s. Hirnbrecher.

Hirnrinde, s. Gehirn.

Hirnrotz, s. Rotz.

HIRNSAND, sabulum conarii, nennt man jene kleinen, harten, Sandkörnchen ähnlichen Körperchen von verschiedener Größe, Menge und Gestaltung, die bei Menschen von der Zeit der Pubertät an aus einer anfänglich flüssigen, in der Zirbeldrüse, und, nach Bichat, auch im Hirnanhange secernirten und allmälig erstarrenden Masse normal sich bilden, aber als solche, gleich einer Knochenmasse, im Leben wieder aufgesogen und von Neuem erzeugt werden. Sollte wohl diese Sandproduktion, welche bei keinem Thiere vorkommt, ein Erzeugniß gesteigerter Hirnthätigkeit des Menschen, und ihrem psychischen Leben förderlich seyn?

Meist liegt ein Sandhäufchen, oder es liegen zwei, drei kleinere derselben vor dem Conarium ꝛc. Sie sind gelblich, in jüngern Körpern blässer als in ältern, und werden durch's Trocknen weißlicher. Frisch haben sie einige Durchsichtigkeit; von der Fäulniß des Hirns bleiben sie unangetastet.

Von Mönch wurden sie für eine zuckerige, und von Hermbstädt für eine harnsteinähnliche Materie angesehen, bis Joh. Haslam, Wollaston*), John, Fourcroy**), Pfaff u. A. bewiesen, daß sie aus vielem phosphors., wenigem kohlens. Kalk, Spuren von phosphors. Bittererde und thierischer Materie bestünden, der Hirnsand also im Wesentlichen ganz der Knochenmaterie gleiche.

Ähnliche sandförmige Körner fand neuerlich Bergmann zu Celle im Glomus des Adergeflechts der Seitenhöhlen des Gehirns mehrerer Geisteskranken. Nach Stromeyer enthielten sie phosphors. Kalk in vorwaltender Menge, wenige phosphors. Talkerde und eine Spur kohlens. Kalks nebst einer eiweißstoffigen animalischen Substanz (s. Beob. u. Bemerk. a. d. Geburtshilfe und gerichtl. Medizin, herausgeg. von Dr. L. Mende. III. Göttingen 1826. 8.). Dagegen fand Bergmann dergleichen weder in jenem Adergeflechte, noch in der Zirbel eines über 50 Jahre alten albernen, blödsinnigen Mannes (s. Nasse's Zeitschr. für die Anthropologie. Leipz. 1823. 2.). (*Th. Schreger.*)

Hirnschädel, Hirnschädelbeinhaut, } s. unter Schädel.

Hirnschädelbruch, s. Knochenbruch.

Hirnschädelgewölbe, Hirnschädelgruben, Hirnschädelgrund, Hirnschädelhaube, Hirnschädelknochen, } s. unter Schädel.

Hirnschädellehre, s. Gall und unter Schädel.

Hirnschädelmark, s. unter Schädel.

Hirnschädelmoos, s. Usnea cranii humani.

Hirnschädelmuskel (Epicranius), s. unter Schädel.

Hirnschädelspalte, s. Knochenbruch.

Hirnschädeltafeln, s. Schädel.

Hirnschale, 1) Anat. s. Schädel; 2) Zool. s. Echinus spatangus *Linn.* (Spatangus Brissus *Lesk.*)

Hirnschalenbohren, s. Trepanation.

Hirnschalenbruch, Hirnschaleneindruck, Hirnschalengegenbruch, } s. unt. Kopfverletzungen.

Hirnschalengewölbe, Hirnschalengrund, Hirnschalenhäutlein, Hirnschalenknochen, s. unt. Schädel.

Hirnschalenknochenabweichung, s. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenmoos, s. Usnea cran. hum.

Hirnschalenspalt, Hirnschalenspur, Hirnschalenverletzung, s. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalkrabbe, Listkrabbe, s. Dorippe *Fabric.*

Hirnscheidewand, Hirnschenkel, Hirnschenkelorganisation, Hirnschenkelsystem, Hirnschlagadern, s. unter Gehirn.

Hirnschwamm, s. unter Hirnkrankheiten und Kopfverletzungen.

Hirnschwiele, s. unter Gehirn.

Hirnseite, s. Hörn.

Hirnsichel, Hirnspalte, Hirnspinnengewebe, s. unter Gehirn.

HIRNSTEINE (calculi encephalici), hat man nicht nur in den Häuten, sondern auch in den Drüsen- und Gefäßgruppen des Menschen- und Säugthierhirnes, namentlich im Adergeflechte, im rechten Ventrikel, im Arbor vitae und Corpus callosum, so wie im Umkreise der

*) Philos. Transact. 1795. p. 386. **) Mém. de l'Institut. T. IV.

pacchioni'schen Drüsen des Hirns gefunden. Ja man liest sogar von einem ganz versteinerten Ochsengehirne (in der Jena'schen allgem. Lit.-Zeitung 1798. Nr. 389. S. 833). Die Steine sind von verschiedener Größe, Form, Farbe, Textur, bald weiß, bald grau, bald erbsen-, bald bohnen-, bald maulbeerförmig, bald glatt, bald rauh und höckerig. Sie bestehen aus meist phosphorsaurem Kalk, wenigem dergleichen Talk und einer Spur kohlensauren Kalks mit einem animalischen Bindemittel *). (*Th. Schreger.*)

Hirnsubstanz, s. Gehirn.

HIRNSUCHT (Paraphrenitis, Phrenitis sympathica), eine gelindere, sympathische Reizung des Sensoriums, mit örtlichen Leiden in der Brust und dem Unterleibe, z. B. Lungen-, Leber-, Zwerchfellentzündung ꝛc. Auch die Hirnentzündung hat man Hirnsucht genannt. (*Wiegand.*)

Hirnsystem, s. Gehirn.

HIRNTABAK, ein Schnupftabak aus sehr stark riechenden Kräutern, welcher zu häufigem Niesen reizt. (*R.*)

Hirntoben, s. Hirnwuth.

Hirntroicar, s. Troicar.

Hirnvene, s. unter Venen.

Hirnverhärtung, s. unter Hirnkrankheiten.

Hirnverletzung, s. unter Hirnkrankheiten und unter Kopfverletzungen.

HIRNWASSER, serum cerebri, ist eine aus den Arterienenden ausschwitzende seröse Feuchtigkeit, die Sömmerring u. m. a. Physiologen für den Sitz der Seele ausgaben. Im Leben und im gesunden Zustande mehr Dunst, wird sie erst in Leichen tropfbar flüssig gefunden, und häuft sich bei Hirnwassersucht krankhaft oft in großer Menge an. — Nach Haldat (im Journ. de Ph. et de Ch. 1811. p. 207) besteht sie in 100 Theilen aus 96,0 Wasser, 1,5 salzs. Natron, 0,7 Eiweißstoff, 7,0 Gallerte, 0,4 Mucus, 0,4 phosphors. Kalk und Natron nebst Verlust. — Nach Berzelius genauerer Untersuchung (in den Afhandlingar etc. T. III.) enthält sie in 1000 Theilen 988,30 Wasser, 7,09 salzs. Kali und Natron, 3,32 milchs. Natron und Osmazom, 0,28 Natron, 0,09 phosphorsaure erdige Salze (Kalk und Bittererde), 1,66 Eiweißstoff und 0,26 einer in Wasser löslichen Substanz nebst Spuren von phosphors. Natron. Vergl. den Art. Hydropflüssigkeiten. (*Th. Schreger.*)

Hirnwassersucht, s. unter Hirnkrankheiten.

Hirnwindungen, s. Gehirn.

HIRNWUND heißt in der Sprache des gemeinen Lebens im südlichen Teutschland der Blödsinnige und der Verrückte. (*R.*)

Hirnwunden, s. unter Hirnkrankheiten und unter Kopfverletzungen.

*) S. Sömmerring vom Bau des menschl. Körpers. V. S. 44, und in Baillie Anat. des krankhaften Baues von einigen der wichtigsten Theile im menschl. Körp. a. d. E. m. Zus. Berl. 1794. 8. S. 266. — *Walteri* Obs. anat. p. 42. — Mursinna med. chir. Beobacht. ꝛc. Berl. 1782. I. S. 131. — Bergmann in Nasse's Zeitschr. für die Anthropologie. Leipz. 1823. 2 ff.

Hirnwurm, s. Coenurus cerebralis. (1ste Sect. XVIII. 190.)

Hirnwurst, Bregenwurst, s. Wurst.

HIRNWUTH (Hirntoben, Kopfwuth, Phrenitis, Phrenitiasis, Phrenesis, Phrenismus, Delirium acutum), eine durch organische Fehler bedingte, und mit ursprünglichem Leiden der Blutgefäße verbundene Verkehrtheit, s. Hirnentzündung und Tobsucht. (*Wiegand.*)

Hirnzelt, s. Gehirn.

Hirnzufälle, s. Hirnkrankheiten.

Hirnzwerchfell, s. unter Gehirn.

Hirondelle (Palaeont.), s. Schwalbenstein.

Hirondelle faure, s. Cotyle.

Hirowit, s. Herovit.

HIRPI, HIRPAE, gewisse abgeschlossene Familien in der Landschaft der Falisker, wahrscheinlich von dem sabinischen Volksstamme der Hirpiner stammend, daher ihr Name auch von dem sabinischen Irpus (Wolf) hergeleitet seyn soll. Sie waren bekannt wegen ihres uralten geheimnißvollen Götterdienstes auf dem Berge Soracte. Es wird erzählt, dieser Berg sei den unterirdischen Göttern geweiht, und besonders dem Dispater. Bei einem Opfer dieses Gottes hätten die Wölfe die Eingeweide aus dem Feuer gerissen und fortgeschleppt. Bei dem Verfolgen derselben wären die Hirten in eine Höhle gerathen, deren Gifthauch sie ergriffen und eine Pest hervorgebracht habe. Ein Orakel habe verkündigt: sie sollten nun Wölfen ähnlich vom Raube leben; daher ihr Name. Bei den Götterfesten, die auf dem Berge Soracte der Göttinn Feronia, nach Andern dem Apoll, gefeiert wurden, gingen sie mit bloßen Füßen auf glühenden Kohlen von Fichtenholz und trugen die Eingeweide der Opferthiere herum. Sie thaten dieses, selbst noch in den spätern Zeiten, als sie längst den Römern unterworfen waren, und blieben deßhalb nach einem Senatsbeschluß von den Kriegsdiensten und andern Lasten frei. Näheres hierüber s. bei *Plinius* Hist. natur. L. VII, 2. *Virg.* Aeneis XI, 785; vergl. auch Otfried Müller die Etrusker. III. 3, 8. (*Rauschnick.*)

HIRPINI (Ἱρπῖνοι), eine von den Samnitern abstammende, in Samnium am westlichen Abhange der Apenninen wohnhafte italische Völkerschaft, deren Wohnsitze in N. von den Apenninen und den Samnitern, in W. von demselben Volke, in S. von den Picentinern, in O. von Apulien begränzt wurden. Die wichtigern Ortschaften waren Abellinum, Aeculanum, Taurasium, Equus Tuticus, Herdonia, Aquilonia, Cominium, Calliſa, Romulea, Compsa und Rufrium *). (*R.*)

HIRRA oder BOZBABA, eine felsige, mit Lavaasche bedeckte Insel in der Nähe von Kreta; sie wurde vom Meere im J. 41 hervorgehoben und vergrößerte sich im J. 1427. (*R.*)

*) *Strabo* V. p. 583; *Plin.* Hist. Nat. II, 93. III, 11; *Vellej. Paterc.* II, 16. 68; *Liv.* XXII. am Ende des Buches; *Cic.* de Divinat. I, 36.

HIRREN, HIRRI, ein germanisches Volk, wird nur von Plinius*) genannt, und da der Name in dieser Form gar keine historische Bedeutung hat, so haben ihn einige Alterthumsforscher aus dem Texte weggestrichen und für eine fehlerhafte Wiederholung des vorhergehenden Namens Sciri, für einen bloßen Irrthum der Abschreiber, gehalten. Aber die Manuscripte des Plinius haben sämmtlich diesen Namen; auch ist sonst kein genügender Grund, ihn wegfallen zu lassen, vorhanden, als der Umstand, daß das Buch de mensura orbis terrae, aus welchem diese Stelle des Plinius genommen zu seyn scheint, den Namen Hirri nicht hat. In diesem heißt es nämlich: Quidam haec habitari ad insulae usque ad fluvium (man lese ad Visulam usque fluvium) a Sarmatis, Venedis, Scirisque tradunt. Hierdurch wird selbst Harduin verleitet, an eine fehlerhafte Wiederholung des Namens Sciri zu denken**). Plinius gibt uns in der angeführten Stelle das Resultat seiner Forschungen über den Norden Germaniens. Er hat von der Heimath des Bernsteins gesprochen, von den nördlichen Vorgebirgen, Inseln und Meeren, hat sogar bei der Erwähnung der Hippopoden (Pferdefüßler), der Oonen (Eieresser) und der Panotier (Ganzohren) das Gebiet der alten griechischen Fabel berührt, und betritt nun bei Anführung des Volks der Ingävonen, des großen Sevogebirges, des Vorgebirges der Cimbern, des Meerbusens Codanus und der großen Insel Scandinavien und Enigia (Finnland) einen mehr gesicherten Boden. Sein Bericht zeigt deutlich, daß er hier eine sehr gute Quelle vor sich hatte, welche in einer Zeit Licht über die Gegenden im Norden Germaniens verbreitet, wo noch ein undurchdringliches Dunkel diesen Theil des bewohnten Erdkreises bedeckte. Hierauf setzt Plinius hinzu: „Einige sagen, daß diese Gegenden (haec) bis zum Flusse Vistula (Weichsel) von Sarmaten, Venedern, Sciren und Hirren bewohnt würden." — Mannert***) ist zwar der Meinung, daß sich das haec bei Plinius auf das westliche Ufer der Weichsel beziehe; aber dann würde er Sarmaten und Veneder auf die teutsche Ostseeküste, nach Pommern und Mecklenburg, bringen, die zu jener Zeit gewiß nicht auf dieser Seite hausten. Schon Harduin bezog die Stelle auf die Landstriche im Osten der Weichsel, auf den Küstenstrich von Finnland herüber, wo wir die Ursitze der genannten Völker wirklich antreffen. Dort kennt Tacitus die Sarmaten und Veneder, dort ist der bekannte venedische Meerbusen des Claudius Ptolemäus, in welchen die Weichsel sich ergießt. Ich sehe daher keinen Grund, der Meinung Harduins nicht unbedingt beizupflichten; dann ordnen sich auch die Sitze der genannten Völker im Sinne des Plinius auf die leichteste Weise. Am meisten gen Osten, an der Küste, wohnen die Sarmaten, dann die Veneder, und hierauf in der Nähe der Weichselmündung die Sciren und Hirren. Genau in diese Gegenden, an die Weichselmündung, setzt Tacitus in die Nachbarschaft der Gothonen seine unbekannten Lemovier, welche die ältern Geographen für die Stammväter der Heruler halten. Claudius Ptolemäus begreift sie unter dem Gesammtnamen Routikleier (Rugische Völker); ebenfalls den Gythonen an der Weichsel benachbart, und mit den Rugiern und Gothen vereint, kommen auch wirklich im 4ten Jahrh. die von der Geschichte ganz vergessenen Sciren des Plinius wieder zum Vorschein. Aber die Hirren werden nicht wieder genannt; jedoch an ihrer Stelle erscheint an der Seite der Sciren und Gothen das mächtige, rein germanische Volk der Heruler, welches durch seine Thaten und Leiden im 4ten Jahrh. sich hochberühmt macht. Das plötzliche Auftreten der Heruler als mächtiges Volk hat mich zu der Vermuthung geführt, daß diese Heruli mit geringer Veränderung des Namens die alten Hirri des Plinius seyn mögen, welche zugleich mit den gothischen und rugischen Völkern von der Küste der Ostsee nach der niedern Donau gewandert sind, wo der alte Name Hirri durch irgend eine uns unbekannte Veranlassung in den neuern Namen Heruli umgewandelt worden ist. Vergl. den Art. Heruli. (*Aug. Wilhelm.*)

HIRRIUS oder HIRIUS (Cajus), berüchtigter Verschwender, welcher in Rom zuerst Muränenteiche anlegte; er besaß eine solche Menge dieser Fische, daß er zu einem von Jul. Cäsar dem Volke gegebenen Gastmahle 6000 Stück liefern konnte*). (*R.*)

HIRROKIN oder HYRROKIN (die von Feuer und Raub Umringte), hieß ein Riesenweib, welches die Asen von der Göttinn der Unterwelt, Hel, erflehen mußten, um das Schiff, auf welchem Baldurs Leiche verbrannt werden sollte, in das Meer zu bringen. Es kam auf einem Wolfe, den es mit Schlangen anstatt mit einem Zaum lenkte, an, und Odin wollte denselben, nachdem es abgestiegen, von 4 Berserkern halten lassen. Diese aber mußten ihn erst niederwerfen, ehe sie sich seiner bemächtigen konnten. Das Schiff Hringhorn war wie an die Erde gekettet, das Riesenweib aber ergriff den Vordertheil desselben und rollte es mit solcher Gewalt ins Meer, daß die Walzen, auf welchen es fortbewegt wurde, Funken sprüheten und die Erde bebte.

Baldur war Gott des Sommers, sein Tod der Tod der ganzen Natur. Alle obern Götter hatten schon ihre Stärke verloren, darum mußte aus der Tiefe, wo die Riesen (Joten), Feinde der Götter, wohnten, ein Riesenweib kommen. Andeutung der brennenden Hitze in den Hundstagen, wo Baldur's Leichenbrand Statt fand. Ängstlich sah der Nordländer dem unwirthbaren Winter entgegen und fürchtete die finsteren Tage, unfreundliche Witterung, theuere Preise, den Untergang seiner Welt. Sie sinkt mit Baldur's Leiche in's Meer, in die Feuchte. Ein Bild des Absterbens der Natur. (*Schincke.*)

Hirsau, s. Hirschau.

*) Hist. Nat. IV, 27. Quidam haec habitari ad Vistulam usque flavium, a Sarmatis, Venedis, Sciris, Hirris tradunt.
**) Ac valde metuo, ne Hirri a repetitis temere Sciris accreverint. *Harduin* ad l. c. *Plin.*
***) Geogr. der Griechen und Römer. Germania. S. 315.

*) *Plin.* Hist. Nat. IX, 55. *Macrob.* Sat. II, 11.

HIRSCH; über das Zoologiſche ſ. den Art. Cervus (1ſte Sect. XXII. Bd.). Der Edelhirſch (Cervus Elaphus *Linn.* Männchen, Rothhirſch, Edelhirſch; Weibchen: Hirſchkuh, Hindinn, Wild, Thier), das erſte und wichtigſte Jagdſäugetier in Europa, mit hohem, langgeſtelltem Körperbau, ſchlankem, rückgebogenem Halſe und dünnen Läufen (Beinen), kleinem Kopfe, kurzer Blume (Schwanz), großem, eirundem, weit geſtelltem und beweglichem Gehör (Ohren), großen, vorſtehenden, braungelben Spiegeln oder Lichtern (Augen), unter deren Vorderwinkeln auf ſchwammig durchlöcherten Knochen die 1 Zoll tiefen und langen, 8 Zoll breiten Thränenhöhlen ſich befinden, in denen aus Drüſen ein Schmalz ſich abſondert, das Anfangs weich wie Wachs und wohlriechend iſt, ſpäter verhärtet, mit Haaren vermiſcht, hornfeſt, glänzend und braungelb wird (Hirſchthräne, Hirſchbezoar), weiten, rundlichen, nach der Seite ſchief aufgeſchlitzten Naſenlöchern. Sein Geweih liegt ihm im Laufen waſſerrecht über dem langen, an den Lenden abfallenden Rücken; fleiſchige kurz abgerundete Keulen, glänzend ſchwarze geſpaltene Schalen (Klauen) und hinten zwei gleichfarbige Geäfter (Afterklauen). Über des Weibchens Geſtalt ſ. den Art. Hirſchkuh. Des Edelhirſches Hauptfarbe iſt rothbraun mit 3 Abſtufungen: hell- oder gelbroth (Landhirſch), dunkelroth (Berghirſch), braunroth (Brandhirſch). Außerdem gibt es — jedoch ſelten — weiße, ſilbergraue, ſchwarze und gefleckte Edelhirſche. Unbeſchadet der Farbe iſt die Natur und Eigenſchaft dieſer edlen Wildart ſich gleich, ſowohl in Bezug auf Brunſt- und Setzzeit, als auf Wachsthum, Geſtalt, Wechſel und Stand. Doch gibt es in der Regel in Gebirgen Hirſche, Thiere und Rehe ſtärkerer Art und ſchwerer im Gewicht, als in tiefen, ebenen und ſandigen Gegenden; überall aber gehört recht gute und reichliche Äſung zum Gedeihen des Edelwildes. Es verändert ſtets ſeinen Stand nach den Jahreszeiten, ſowohl des Gehörnwechſels (ſ. den Art. Hirſchgeweih) und der Brunſt (ſ. den Art. Hirſchbrunſt), als auch des Geäſes (der Nahrung) wegen. Die Geſellſchaften (Trupps jagdbarer Hirſche) und die gemiſchten Wildrudel haben bis zum Frühling ihren Winterſtand tief im Dickicht des Waldes; jedoch wechſeln ſie, ſobald der Schnee vom Felde geht, in die Vorhölzer und ſuchen die Satfelder, Quellgründe und Raine an der Sommerſeite. Aus den Gebirgen ziehen ſie ſich ſchon im Winter des hohen Schnee's wegen in die Vorhölzer und von dort oft ſtundenweit nach der Winterſat. Im April beginnt die Sommerfärbung, mit ihr wirft der Hirſch ſein Geweih ab. Im Mai ſucht das Edelwild ſeinen Sommerſtand, entweder im ſtarken Dickicht, hohem Stangenholze, in Feldhölzern, allzeit aber — der Äſung wegen — nahe an Feldern, Wieſen und jungen Gehauen. Wie im Winter die Miſtel (viscum album *Linn.*) iſt im Frühling der junge Trieb, das Blatt und die Blühte des wilden Jasmin (philadelphus coronarius *Linn.*) des Edelwildes Lieblingsäſung. Wird das Wintergetreide hart, ſo wechſelt das Wild in die Sommerſatfelder, kehrt aber, ſobald das Winterkorn aufgeblüht hat, zu demſelben zurück, bleibt auch oft einzeln in hohen Kornfeldern den Tag über und thut ſich darin nieder; meiſt um den Inſekten im Walde zu entgehen. Aus gleicher Urſache tritt es gern bei heißem Wetter zur Mittagszeit ſo tief in's Waſſer, als dieß ohne zu ſchwimmen möglich iſt. Wenn der Hafer körnet und der Frühflachs Knoten ſetzt, beginnt die Feiſtzeit (Hirſchfeiſte). Nach der Ernte ſind Grummet, Kraut und Rüben des Wildes Hauptäſung. Über die Brunſtzeit ſ. den Art. Hirſchbrunſt. Nach derſelben ſondern ſich die Hirſche wieder von den Thieren und ziehen in eignen Geſellſchaften auf die Rübenfelder, nehmen auch Eichelmaſt und Wildobſt, die junge Winter- und Rapsſat, vorzüglich die reifen Früchte des ſtachlichten Hagedorns (Crataegus coccinea *Linn.*) zur Stärkung ihrer verlorenen Kräfte an, und ziehen im November in das hohe Holz zum Winterſtand, wo — beſonders bei hohem Schnee — die Äſung ſich kümmerlich auf Moos, Heidekraut, Baumrinde (von jungen Bäumen geſchält) und Baumzweige beſchränkt. Dennoch hält auf dem einmal gewählten Stande das Edelwild beharrlich aus. Abends mit Sonnenuntergang zieht es auf's Geäß, Morgens bei Tagesanbruch wieder zu Holze. Über die Jagd des Edelhirſches ſ. die Art. Jagen, Keſſeljagen, Waſſerjagen, Parforcejagd u. ſ. w., Bürſchen, Anſtand u. ſ. w. Die gerechte Jagdzeit für denſelben iſt vom Mai an bis zur Brunſtzeit; Thiere ſchießt (pürſcht, pirſcht, bürſcht, birſet, nach Bechſtein von bersare, jagen) man bis Ende Oktober, Schmalthiere und Kälber bis Weihnachten. Ausnahmen von dieſer Jagdregel müſſen ſelten ſeyn, wenn der Wildſtand beſtehen ſoll. Hauptkrankheiten des Edelwilds ſind: die Knotenkrankheit, die Leberfäule, die Ruhr; tödlich werden ihm zuweilen die Haarballen (Hirſchballen), welche aus abgeleckten Haaren und andern faſerigen Dingen im Magen entſtehen, und die Hirſchkugeln (Hirſchſteine), welche gelblich ausſehen und eine ſteinartige Rinde haben. Des Edelwildes Feinde ſind außer dem größern Raubwilde (Wölfe, Füchſe): die Ochſenbremſe (Oestrus bovinus *Linn.*), welche ihre Eier auf deſſen Haut ablegt, worauf die Larven (Engerlinge) auskriechen, ſich in die Haut graben, unter derſelben wachſen, Beulen auf Rücken und Keulen verurſachen und von Februar bis Junius das Wild quälen. Die Naſenbremſe (Oestrus nasalis *Linn.*) legt ihre Eier an die Naſen des ſchlafenden Wildes; hier werden ſie eingeſchlürft, kriechen aus, und die Larven (Engerlinge) ſuchen ein Unterkommen in den zwei mit Schleim gefüllten Zungenbeuteln über der Gurgel, bis ſie im Junius erwachſen ausgenieſet werden. Die Hirſchlaus (pediculus cervi), iſt den Kummerern (Kränklichen) verderblich. In dem Panſen und den Därmen halten ſich oft Eingeweide- und Blaſenwürmer ſchädlicher Art auf. (*Benicken.*)

Benutzt wird vom Edelwilde faſt Alles und mehrere Theile ſind offizinell. Das Fleiſch liefert ein wohlſchmeckendes und geſundes Wildpret (Wildbrät), iſt aber nach dem Alter, Geſchlechte und der Jahreszeit von verſchiedener Güte. Vgl. den Art. Hirſchwildpret. Das

beste Stück ist das Hintertheil auf dem Rücken, von welchem die Keulen abgelöset sind, oder der so genannte Ziemer. Für solche Personen, welche geringere Verdauungskräfte haben, oder zur Säure geneigt sind, auch als Wiedergenesende von schwerer Krankheit einer leicht verdaulichen Fleischkost bedürfen, ist das Wildpret sehr passend; denn mager und mürbe, daher gleichsam schon vor der Zubereitung dem Blute des menschlichen Körpers verwandter, wird dieses Fleisch die Erkräftigung eines zarten Subjekts befördern. Die Häute benutzt man theils zu Pelzwerk, namentlich zu Muffen u. s., theils zu Leder auf sämische Art gar gemacht. Eine schöne, auf solche Weise ausgearbeitete Hirschhaut fühlt sich sehr weich und geschmeidig an, ist überaus dauerhaft, und, wenn sie rein, sauber und gleich ausfällt, dem Bockleder weit vorzuziehen. Die Häute von alten Hirschen sind zu dick, schwammig und unbequem beim Tragen, daher die jungen Hirschhäute mehr geschätzt werden. Vgl. den Art. Hirschhäute. Die Haare, welche von den Hirschhäuten abgeschoren oder von den Gärbern abgestoßen werden, dienen den Tapezierern, Täschnern und Sattlern zum Ausstopfen; auch macht man Haardecken daraus und gebraucht diese zu Pferdedecken, zum Einpacken mancher Waren, zu Fußdecken in Schiffen und Stuben, in den Brauhäusern, um Malz darauf zu dörren u. s. w. Rußland und Polen, auch Hamburg und Lübeck führen solche Haardecken häufig aus. Das Geweih oder Gehörn (Cornu cervi) wird ebenfalls auf sehr verschiedene Art verwendet. Vergl. den Art. Hirschgeweih. Das Unschlitt oder der Talg vom Rothwilde (Adeps seu Sevum cervinum), welches frisch, hart, reinlich und schön weiß seyn muß, heilt die Schrunden und Hautverletzungen, dient den Wundärzten unter Salben und Pflaster und gibt vortreffliche Lichter, die sehr hell und sparsam brennen und nicht fließen. Das Knochenmark, wenn es bei mäßiger Wärme zerlassen und in Gläsern an der Sonne einige Zeit destillirt wird, ist zum Einschmieren der Gewehrschlosse vor andern Ölen gut. Die so genannten Hirschhacken dienen eingefaßt zu Hemdeknöpfen, Vorsteknadeln, Ringen ꝛc. Die mannichfaltig, zuweilen kreuzförmig gestalteten, Verknöcherungen der Flechsen im Herze und des Anfangs der Aorta, Hirschherzknochen (Os de corde cervi) genannt, so wie die getrocknete männliche Ruthe (Priapus cervi), den sogenannten Hirschsprung (Tulus cervi), das gedörrte Blut, die Hirschthränen, die Blase u. a. Theile hatte sonst der Aberglaube auch unter die Arzneimittel aufgenommen, die aber ihren Kredit längst verloren haben. (*Fr. Thon.*)

Der Damhirsch (Cervus Dama *Linn.* Männchen: Damhirsch; Weibchen: Damthier, Damwild), ist die zweite Art der Gattung Hirsch, dem Range nach, welchen Ansehn, Nutzbarkeit und Zahl den Jagdthieren überhaupt gewähren können, kleiner als der Edelhirsch, minder schlank und augenfällig gebaut als jener, hat einen stärkeren Leib, kürzere Läufe, eine längere Blume; die Eckzähne fehlen ihm. Über sein Geweih, das Abwerfen und Aufsetzen desselben ꝛc. s. den Art. Hirschgeweih. Das Damthier ist glattköpfig, schwächer, kleiner und leichter gebaut und nähert sich der Ziegengestalt. Die Hauptfarbe beider Geschlechter ist braun. Die Sommerfärbung, welche im Junius beginnt, ist prächtig, Gesicht und Oberhals sind schwarzbraun, der Oberleib ist rothbraun, weiß getieaert von den Schulterblättern bis an die Blume und durch einen weißen Streif abgegränzt, die Blume selbst oben schwarz, unten weiß; die Seiten sind unterhalb der Abgränzung, so wie die weißgetiegerten Keulen und die Läufe rostgelb, der Unterleib ist gelblichweiß. Die im November anfangende Winterfärbung macht den Oberleib dunkelbraun, die Seiten dunkelgrau, die Läufe braungrau und den Unterleib hellgrau. Die Flecken sind nur auf den Keulen noch sichtbar. Als Spielarten gibt es auch schwarzes, weißes, falbes, schwarzbraunes, rothgelbes und scheckiges Damwild. Über Brunft s. den Art. Hirschbrunft. Das Thier trägt 38 — 40 Wochen, setzt im Junius ein Kalb, häufig zwei Kälber, welche bis zur neuen Brunft saugen, oft nach der Brunft wieder anfangen. Die Wildkälber (Schmalthiere im ersten Frühjahre) brunften bei guter Äsung und sonst günstigen Umständen schon im zweiten Jahre, sonst im dritten. Das Hirschkalb heißt nach dem ersten Jahre ein Spießer, nach dem zweiten ein Gabler ꝛc. s. den Art. Ansprechen. Über das Geweih des Damhirsches s. den Art. Hirschgeweih. Die guten Schaufler bilden nach der Brunft Gesellschaften (Trupps, Rudel) für sich; doch ertragen sie eher als die Edelhirsche die Gemeinschaft mit jungen Hirschen, wenigstens auf kurze Zeit. Auch vereinzeln sie sich, besonders im Sommer, mehr als die Edelhirsche, während die Thiere mit den Kälbern, Spießern und Schmalthieren in zahlreichen Trupps zusammen stehen. Ende Septembers sondern die alten Thiere und Schmalthiere sich ab und treten einzeln auf die Brunftplätze; dann bilden die Spießer und geringen Hirsche eigne kleine Gesellschaften und gesellen sich nach dem Rückzuge der Platzschaufler zum Wilde. Das Damwild wechselt nicht so weit als das Edelwild, doch zieht es im Winter in Laubhölzer, wo es Haidekraut oder junge Gehaue und Schläge findet, sich dort hauptsächlich von Holzknospen nährt, die es durch Aufrichten auf die Hinterläufe nach Ziegenart abäset, auch fleißig schält und die Eich- und Buchmast oft tief unter dem Schnee aufsucht. Im Sommer zieht es gern auf die Wiesen und jungen Schläge, auch da, wo Kornfelder den Forsten nahe liegen, fleißig auf die Saat und in das Getreide. Die Fährte des Damwildes hat — außer dem Schritt und Schrank (s. den Art. Hirschfährte) — nicht viel Ähnlichkeit mit der des Edelwildes, ist überall zugespitzter, auch verhältnißmäßig länger, so daß es einiger Übung bedarf, um da, wo beide Hirscharten Stand oder Wechsel haben, die gerechten Zeichen des Damwildes so richtig zu erkennen, als es von einem hirschgerechten Jäger gefordert werden kann. Man findet das Damwild gleich dem Edelwilde durch ganz Süd- und Mitteleuropa, durch ganz Asien bis Sina herab verbreitet. Nahrung, Krankheiten, Feinde, Nutzen und Schaden sind dieselben; auch gehört der Damhirsch wie

der Edelhirsch zur hohen Jagd; über die Arten zu jagen s. die Art. Jagen, Treibjagen, Parforcejagd u. s. w.

Der Elchhirsch (Cervus Alces *Linn.* Männchen: Elch, Elennhirsch; Weibchen: Elchthier, Elennthier*). Diese größte Art der Gattung Hirsch ist in Europa, Asien und Amerika zwischen dem 44sten und 60sten Grade N. Br. heimisch, in Teutschland durch Verfolgung und des Urwalds Lichtung ausgerottet, doch in Polen, Lithauen und Kurland noch immer unser Nachbar, dem teutschen Weidmann also stets beachtenswerth, dem Forstmann aber als Waldfrevler merkwürdig, — denn im Holzverwüsten ist nur der Mensch des Elchwilds Meister. Es bricht armsdicke Stangen ab, um der jungen Triebe, des Laubes und der Rinde willen. Dieß mag wohl zum Theil Schuld seyn, daß das auf Befehl des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg in mehrern Forsten der Kur- und Neumark gegen das Ende des 17ten Jahrh. ausgesetzte Elchwild in Kurzem wieder ausgerottet wurde, weil es sonst bei seiner Fruchtbarkeit in den ihm sehr angemessenen Brüchen der Oder, Netze und Wartha gewiß eben so gut gediehen seyn würde, als das aus England damals eben dorthin versetzte Damwild. Ein Kapital-Elchschaufler ist — nach angestellten Messungen — von der Brust bis zur Blume in gerader Linie 6′ 4—6″ lang, von der Sohle der Schale des Vorderlaufs bis zum Halsknochen auf dem Blatte 6′ 2—4″ hoch, bleibt hinten aber 2″ niedriger und wiegt unaufgebrochen — wie er stürzt — 650—700 Pfund. Ein altes Elchthier ist in der Regel 5′ 6—8″ lang, vorn 6′ 7—9″, hinten 6′ 5—7″ hoch und 550—570 Pfund schwer. Ein zweijähriger Elchspießer wiegt 400—430 Pfund, ein eben so altes Schmalthier 380—400, ein eben gesetztes Elchkalb 20—25 Pfund. Diesem nach hat das vollgewachsene Elchwild die Höhe eines Pferdes vom Mittelschlage, gleicht auch an Nase und Lippen einem solchen, ist übrigens im Äußern wie im Innern ganz Hirsch (nur die Eckzähne fehlen). Der Elchschaufler indeß trägt Hals und Kopf keines Wegs hoch wie der Edelhirsch, sondern die unverhältnißmäßige Kürze des erstern, so wie die durch das Gewicht des weit aus einander stehenden, kurzen und breiten Schaufelgeweihs sehr vermehrte Schwere des letztern zwingen beide Theile niederwärts. Außerdem machten seine hoch stehenden und mit Wildpret überladenen Schultern die ganze Gestalt plump und schwerfällig, wozu der ihm eigenthümliche, mit einem oft fußlangen Baste versehene Beutel unter der Gurgel nicht Wenig beiträgt. Deßhalb auch galoppirt er schwer; sein Trollen (Traben) dagegen ist rasch und gestreckt, auch seine gewöhnliche Gangart, wenn er, aus seinem Stande mit wenigen Galoppsprüngen aufgeschreckt, vor den Verfolgern flüchtig wird. Des Elchwilds Farbe weicht von der des Edel- und Damwilds bedeutend ab. Eigenthümlich sind die hohen, von der Keule und dem Blatt an bis zur Schale ganz weißen Läufe bei nach dem Wechsel der Jahreszeit mehr oder minder dunkler, braungrauer Färbung des übrigen Körpers, die jährlich zweimal eine Änderung erleidet: zuerst im Junius, wo das kürzere Sommerhaar erscheint, das an der Stirn gelockt, am Geäse und über den Nasenlöchern gelbbraun, am Gehör und rings um die Lichter aschgrau, sonst überall — mit Ausnahme der Läufe — schwarzbraun ist. Im Oktober tritt das Winterhaar wieder hervor und wandelt die schwarzbraune Farbe allmälig in ein helleres mit Grau gemischtes Braun. Von den Schulterblättern bis zur Mitte des Halses hat der Kapital-Elchschaufler eine 7—8 Zoll lange Mähne, die er im Zorne, besonders im Brunftkampfe zugleich mit den Barthaaren sträubt. Über das Geweih des Elchhirsches, dessen Abwerfen und Aufsetzen s. den Art. Hirschgeweih; über die Zeit und Art der Brunst s. den Art. Hirschbrunst. Das hochbeschlagene Elchthier setzt nach 40 Wochen, das erste Mal nur Ein Kalb, in der Folge bis zum späten Alter jedes Mal zwei Kälber, selten drei und dann immer Schwächlinge. Dieß Zwillingssetzen als Regel erscheint um so merkwürdiger, als es gerade bei der größesten und kleinsten Art der Gattung Hirsch (Elch und Reh) Statt findet, während es bei dem Edel- und Damwilde nur Ausnahme ist. Das Elchthier sondert sich beim Herannahen der Setzzeit (Mai bis Junius) vom Rudel ab und zieht in einsame Bruchgegenden. Geburt und Zustand der Kälber wie beim Edel- und Damwilde. Die Kälber sind einfärbig, röthlich da, wo die Alten schwarzbraun sind, übrigens weiß, dabei, wo deren zwei sind, in der Regel verschiedenen Geschlechts. Sie saugen bis zur Brunftzeit und fangen nach derselben wieder an. Ihr Wachsthum ist schnell; bei zunehmender Größe saugen sie erst auf den Vorderläufen kniend, später auf dem Rücken liegend. Die Elchwildkälber werden Schmalthiere, sobald sie zu saugen aufgehört haben, und bleiben solche 2 Jahr 4 Monat lang, weil sie nicht eher brunften, wenn nicht etwa sehr üppige Äsung sie voreilig zeitigt. Gelthiere, die entweder ein Jahr übergehen oder gar nicht tragbar werden, gibt es unter dem Elchwilde wie bei den andern Hirscharten. Die Kapital-Elchschaufler stehen von einer Brunst zur andern gesondert gleich den Edelhirschen. Sie dulden weder Thiere noch geringe Hirsche in ihrer Gemeinschaft. Die Elchthiere stehen familienweise, d. h. ein altes Thier, zwei ältere (Schmalthiere und Spießer), zwei jüngere deßgleichen und zwei Kälber zusammen; doch findet man bisweilen zwei Familien, selten mehr, in Einem Rudel. Die Spießer bleiben nur bis zum dritten Jahre fortwährend bei den Müttern, trennen sich von ihnen zur Setzzeit und gegen die Brunst, kehren aber dann wieder zurück und folgen ihnen noch den Winter über. Allgemeine Bedingungen für den Stand des Elchwildes sind: Ruhe und reichliche Äsung. Es wechselt übrigens seinen Stand nach Jahreszeit und Witterung, zieht im Herbst aus den Niederungen in höhere, dem Überschwemmen nicht ausgesetzte Gegenden, und bleibt

*) Der Name Elch, keltischen Ursprungs und übereinstimmend mit dieses Wildes Benennung im Norden Europa's, dürfte wohl der richtigste seyn. Elenn ist nur eine Abartung des slavischen Wortes Helen (Hirsch); Elend, leider der allgemeinste Name, ist entweder Verstümmelung des vorigen oder, in der Ableitung von dem Wahne, daß die Elche an der fallenden Sucht leiden, barer Unsinn.

dort bis zum April, wechselt bei einfallendem Schnee- und Regenwetter aus den Laubhölzern, die es als Stand bei hellem Wetter liebt, in Nadelholzdickungen, tritt dagegen bei trocknem Frost und Sonnenschein auf lichte Plätze hinaus, und äset sich — zum größten Nachtheil des Holzwuchses — an den jungen Loden. Im Sommer steht es in Brüchen und auf Quellstätten, weil ihm Wasser ein unentbehrliches Bedürfniß ist, es auch gern an hohen Grasarten, der Dotterblume (Caltha palustris *L.*) und am jungen Schilfe sich äset. Dem Getreide zieht es nur im Frühlinge nach, so wie dem Lein, wenn er blüht. Im Februar und März schält es an Nadelhölzern, das ganze Frühjahr hindurch am Laubholze; überhaupt zieht es — da der kurze Hals das Äsen am Boden ihm erschwert — den Genuß des jungen Holzes vor, wobei es die Gipfel der höheren Stangen zwischen Kopf und Hals klemmt und abbricht. Lieblingsäsung sind ihm außer den Wurzel- und Samenloden der meisten Laubhölzer die jungen Triebe der Sträucher. Zum Schutze gegen die Bremsen, aus deren Eiern die Engerlinge entstehen, suhlt das Elchwild sich in tiefen Brüchen und schlammigen Teichen bis an den Kopf und das Gehör, rastet dann in Dickungen, reinigt sich jedoch Abends gern in fließenden Gewässern. Merkwürdig ist die Art, mit der es trotz seiner Schwere die grundlosesten Moräste durchzieht. Es setzt sich nämlich auf die Hessen (Kniegelenke) der Hinterläufe, streckt die Vorderläufe wagerecht vorwärts und rutscht so, ohne einzusinken, schnell fort. Ist der Bruch zu schwammig, dann legt es sich ganz auf die Seite, zieht die Läufe zusammen, schnellt damit und rudert so, zwar geschwind doch mit großer Anstrengung, über Stellen fort, die schwerlich ein anderes Geschöpf von einiger Schwere tragen würden. Das Elchwild windet nicht so scharf als das Edelwild, desto schärfer aber sind Gesicht und Gehör. Des Elchhirsches Fährte ist von der des Thieres an den stumpfern Schalen, den stärkern Ballen und den mehr auswärts stehenden Geäftern leicht zu unterscheiden. Schrank, Beitritt, Hinterlassen (s. den Art. Hirschfährte) und Himmelszeichen (s. den Art.) sind wie beim Edelhirsche. Benutzt wird fast Alles vom Elche: Wildpret, Haut, Haar, Knochen, Mark, Feist, Schalen, Geweih ꝛc. Mißbrauch trieb früher der Aberglaube mit den Schalen als Amulete und Mittel gegen die Epilepsie. Feinde und Krankheiten wie beim Edelwilde. Über die Jagd des Elchhirsches s. die Art. Treibjagen, Bürschen, Anstand.

Der Rennhirsch (Cervus Tarandus *L.* Männchen: Rennhirsch; Weibchen: Rennthier), schon nach Cäsar's Ausdruck (de bello gall. VI, 26.) ein Ochs in Hirschgestalt und in Teutschland heimisch. Beides ist richtig; ersteres wird durch den Kopf, die Stellung des Halses, die Breite und Länge der Schalen und die Stärke des Leibes bewiesen; doch zeugen Gehörn, Läufe, Blume, kurz die übrigen Gestalttheile für dessen Angehör zur edlen Hirschgattung; letzteres wird mindestens höchst wahrscheinlich durch das 1771 bei Worms im Rheine gefundene und mit einer Steinrinde überzogene Gehörnstück, welches sich neben einem zweiten eben daselbst aufgefundenen in der großherzoglichen Naturaliensammlung zu Darmstadt befindet. Über das Gehörn, dessen Eigenthümliches, die Zeit und Art des Abwerfens und Aufsetzens s. den Art. Hirschgeweih. Die Größe und Stärke des Rennwildes bestimmt sich nach Klima und Landesart; bei uns hat die Cultur des Bodens und die Lichtung der Wälder es längst verdrängt; es hauset nur noch im hohen Norden, will jedoch zum Gedeihen eine gewisse Fruchtbarkeit des Bodens. Über die Brunftzeit des Rennhirsches s. den Art. Hirschbrunft. Die Tragzeit des Rennthieres dauert 8 Monate; es setzt bald nach dem Abwerfen des Gehörns, jedes Mal aber nur Ein einfärbig braunes Kalb, dessen Gehörn schon nach den nächsten 8 Tagen zu sprossen anfängt, fortwächst, Gabeln bekommt und gleichzeitig mit dem des Thieres gefegt wird. Sobald dieß geschehen, verfärbt es sich zugleich mit den Hirschen und Thieren. Das Wintergewand des Rennwilds ist das hellste und schönste Graubraun, so wie überhaupt der Winter dessen beste Jahreszeit ist. Im Sommer kümmert es durchgehends, ist schlecht mit dünnem, rothgrauem Haar bedeckt; auch leidet es dann viel von Engerlingen und noch mehr von deren Erzeugern, dreien Bremsenarten, von denen zwei (Oestrus Trompe *Linn.* Trumbe lappisch, und Oestrus Tarandi *Linn.* Curbma lappisch) ihre Eier auf dessen Rücken absetzen, während eine dritte (Oestrus nasalis *Linn.* Sarke lappisch) die ihrigen ihm in die Nasenhöhlen und den Schlund legt. Erst im Herbste beginnt für das Rennwild die gute Zeit, und die vorhandene Waldmast, vorzüglich aber das Rennthiermoos, machen es bald feist. Der Sommerstand des Rennwilds ist in den höchsten Gebirgen; von dort zieht es zum Winterstand an die Abhänge und in die Thäler. Jagd wie beim Elchwilde. Den Lappen, Korjäken, Samojeden, Tschuktschen, kurz allen Bewohnern der Polarländer bis zu den Eskimo's hinauf ist das gezähmte Rennwild das beste, ja das einzige Hausthier, dem selbst der Hund den Rang nicht ablaufen kann. Es ist ihm Zugvieh, Milchvieh, Schlachtvieh und Lastthier; es kleidet ihn vom Kopf bis zum Fuße, es befriedigt fast seine sämmtlichen Bedürfnisse *).

Der Rehhirsch (Cervus Capreolus *L.* Männchen: Rehhirsch, Rehbock; Weibchen: Reh, Rike, Rehgeis), die kleinste Hirschart, dem Edelwild an Gestalt ähnlich, in der Lebensweise der Ziege sich nähernd. Der Hirsch (Bock) wird bis 4' lang, $2\frac{1}{2}$' hoch, 50—80 Pfund schwer, hat einen zierlichen Kopf, ein großes weitstehendes Gehör, muntere Lichter (Augen), keine Thränenhöhlen, einen langen hochstehenden Hals, schlanken Leib und Läufe, unter dem ersten Gelenke der Hinterläufe einen Wulst (Kastanie), zwischen den Schalen eine Kerbe, welche ein Fett absondert, das der Fährte eine starke Witterung ertheilt, keine sichtbare Blume, am Harnloch einen Haarbüschel (Pinsel beim Hirsch, Schürze beim Reh). Über das Geweih, dessen Gestalt,

*) Vergl. für den Renn- und den Elchhirsch Wildungen's Taschenbuch für Jäger. Jahrgang 1805—1806.

Abwerfen und Aufſetzen ſ. den Art. Hirſchgeweih. Die Rike iſt ſchmächtiger und nähert ſich auch an Geſtalt mehr der Ziege. Des Rehwilds Sommerfärbung iſt gelbbraun oder ſchmutzig roſtfarben, Oberlippe, Naſe, Gehörrand ſchwarz, Unterlippe weiß, Kehle, Bauch und Hintertheil (Spiegel) weißgelb. Die Winterfärbung iſt grau, ins Gelbröthliche ſpielend, Spiegel weiß. Als Spielarten gibt es ſchwarzes, dunkelbraunes (Spiegel gelb), weißes (ſelten), bleifarbnes, geſcheckte (ſelten). Das Schmälen (Schreien) iſt dem hellen Hundegebell ähnlich; der Brunftlaut der Rike iſt kurz und quikend. Über die Brunft des Rehhirſches ſ. den Art. Hirſchbrunft. Das Vaterland des Rehwildes iſt ganz Europa und Aſien. Sein Stand iſt in Vorhölzern, in der Nähe von Waldwieſen, Lohden und jungen Schlägen, doch zieht es im Sommer und Herbſte wohl in tiefe Forſte, rückt aber, wenn dort viel Schnee fällt, gleich wieder in die Vorhölzer. Überhaupt wechſelt es ſeinen Stand nicht gern, ſteht nie in ſtarken Rudeln, ſondern familienweiſe zuſammen. Beim Ausziehen auf die Äſung und beim Rückziehen zu Holze führt der Hirſch (Bock), bei Verfolgung bleibt er zuletzt. Die Rike trägt 21 Wochen, ſchleicht ſich bei Annäherung der Setzzeit ab und ſetzt im einſamen Dickicht meiſt 2 Kälber (Kitzen) beiderlei Geſchlechts, die ſie 4 Monate lang ſäugt und ſorgſam beaufſichtet. Die Nachgeburt äſet ſie auf, wie die andern Arten der Gattung Hirſch. Des Rehwilds Nahrung iſt das Ausgeſuchteſte, was Forſt und Feld an Pflanzenkoſt liefern; doch zieht es grüne Äſung den Körnern vor. Im Winter nährt es — beſonders beim hohen Schnee — ſich kümmerlich; ſo wie überhaupt ein guter Hirſchſtand aller Arten dann Fütterung und Salzlecken verlangt. Krankheiten und Feinde wie beim Elchwild; zu letztern zählt man noch Füchſe und Wildkatzen. Über die Jagd ſ. die Art. Treibjagen, Bürſchen, Rehblatten, Anſtand. Der Nutzen des Rehwildes iſt gleich dem des Edel- und Damwildes; der Schaden, den es im Forſte anrichtet, wie in Obſt- und Gemüſegärten, iſt bedeutender. (*Benicken.*)

HIRSCH, alle auf ihn bezügliche Ausdrücke des Jägers findet man erklärt theils in dem vorhergehenden und einigen nachfolgenden Artikeln, theils im Art. Anſprechen (1ſte Sect. IV. Bd. S. 235.). (*R.*)

HIRSCH (Palaeont.), Knochenreſte, Geweihe, Zähne von Thieren aus dem Hirſchgeſchlechte findet man im foſſilen Zuſtande ſehr häufig, und man unterſcheidet ſchon wenigſtens 22 Arten derſelben. Während ſich die Anzahl der lebenden, über alle Erdtheile verbreitet, kaum über dreißig betragen mag, ſind jene andern bisher ſchon im mittleren Theile von Europa, in England, Frankreich, Teutſchland, Italien, allein aufgefunden worden. Fünf davon werden mit den, in Europa noch lebenden für identiſch oder analog gehalten, die übrigen ſcheinen ganz ausgeſtorben zu ſeyn. Ihr Vorkommen beſchränkt ſich auf die tertiären Gebilde, und zwar auf die neueren derſelben, worin keine Paläotherien-Reſte mehr enthalten, oder nur zufällig gefunden werden. Es ſind die Begleiter der Elephanten, Maſtodonten, Nashörner, Pferde und Ochſen. Jene Arten aber, welche mit noch lebenden für identiſch gehalten werden, dauern mit den zwei letzten Geſchlechtern länger als die übrigen an, bis in die Alluvialbildungen herauf, oder ſie erſcheinen überhaupt erſt in dieſen.

Es ſind hauptſächlich die Geweihe und die Zähne, wornach man die foſſilen Arten unterſchieden hat; da man aber von manchen derſelben nur die einen oder nur die andern dieſer Theile hat, und auch dieſe nicht immer vollſtändig ſind, ſo können noch nicht alle Spezies mit voller Sicherheit angenommen werden. Bravard, Croizet und Jobert [1]), welche Gelegenheit gehabt haben, die Reſte einer großen Artenzahl zu unterſuchen, haben dieſes Geſchlecht in zwei Subgenera zu zerlegen geſucht, in Cataglochis nämlich und Anoglochis, welche ſich dadurch von einander unterſcheiden, daß bei erſterem der untere Sproſſen des Geweihes (der Augſproſſen) unmittelbar an oder über der Roſe, beim zweiten aber erſt in einer beträchtlichen Höhe darüber hervorkommt. Dieſe Eintheilung indeſſen iſt weder ſcharf, da ſich zwiſchen beiden Extremen ſehr beträchtliche Annäherungen finden, noch natürlich, indem ihr entſprechende andere Eigenthümlichkeiten der Organiſation nicht wohl aufgefunden werden dürften.

Der Schädel im foſſilen Zuſtande bleibt von dem andrer Wiederkauer hauptſächlich kenntlich 1) an einer nur häutigen, nicht verknöcherten Stelle zwiſchen dem Thränenbeine, dem Naſenbeine und der Wange; 2) an der tiefen Thränengrube auf dem Thränenbeine; 3) bei männlichen Individuen (ſelten auch bei weiblichen) an den zwei Erhöhungen der Stirne (Roſenſtöcken), welche die äſtigen, nicht hohlen Gehörne von ſehr dichtem Knochengefüge tragen; 4) an den Backenzähnen, welche in beiden Kiefern aus zwei Paren im Horizontalſchnitte halbmondförmiger Säulen beſtehen, zwiſchen welchen auf derjenigen Seite des Zahnes, welche von den convexen Flächen jener Säulen gebildet wird, ſich an der Baſis eine kurze, frei ſtehende Spitze zu erheben pflegt.

An den foſſilen Arten iſt das Geweih bekannt oder unbekannt.

I. Arten, deren Geweih bekannt iſt.

A. Geweihe ſchaufelförmig (Platyceros).

1) Cervus giganteus *Goldfuss.* [2]) der Rieſen-Elenn (beſſer Rieſen-Rennthier, C. mégaceros *Hart* [3]), C. euryceros *Hibbert.* [4]), C. Alces giganteus *Krüg.* [5]), Cerf à bois gigantesque *Cuv.* [6])). Eine ausgeſtorbene Art, welche das Mittel hält zwiſchen C. Alces, C. Tarandus und C. Canadensis. Eckzähne fehlen.

1) *A. Bravard, Croizet* et *Jobert* Recherches sur les ossemens fossiles du Puy de Dôme. (1826 sq.) 2) *A. Goldfuss* in Nova Acta phys. med. Acad. Nat. Cur. X. (1821.) 455—474. 3) *Hart* a description of the skeleton of the fossil deer of Ireland, Cervus megaceros, Dublin 1825. 8. 31 pp. II. taf. *James.* Edinb. philosoph. Journ. XIII. (1825.) pag. 348. Oken's Isis. XX. 269. 270. 4) S. Hibbert (üb. das Skelett von Man) Brewst. Journ. III. (1825.) S. 15—28. 5) Krüger Geſch. der Urwelt. I. (1823.) 774—776. 6) *Cuvier* ossem. fossiles. 2de édit. IV. (1823.) 70—89.

Schädeltheil hinter dem Geweih länger als bei irgend einer andern Art. Schädel: von der Form wie beim Rennthier; kleiner als beim gemeinen Elenn; aber das Geweih zwei bis drei Mal so stark als dort, beiden Geschlechtern eigen, unmittelbar über der Stirn mit einem einfachen, flachen oder nur gabelförmigen, nicht weiter getheilten Sprossen; der untere runde verhält sich zum obern, nur allmälig breiter werdenden, schaufelförmigen Theile = 1 : 3, letztrer mit höchstens 8—10 Enden an seinem vordern und hintern Rande besetzt. Die häutige Stelle am Schädel ist kleiner, als bei irgend einer andern Art; Thränengrube sehr groß und sehr weit nach hinten liegend. Nach der Bildung des Vordertheils am Schädel hatte das lebende Thier nicht die aufgetriebene Schnautze und die verlängerte Lippe, wie unser Elenn. Rückenwirbel 13, Lendenwirbel 6. — In den Sammlungen von Edinburg und Dublin sind zwei vollständige Skelette dieser Art aufgestellt. Das erstere hat von der Schnautze bis zum Schwanz 8′ 8″ paris. Länge, das zu Dublin hat 10′ 10″ engl. Länge, am Widerrüst 6′ ½″ Höhe, mit Inbegriff des Geweihes aber 10′ ½″. Das Geweih hat 22 Enden und wiegt mit dem Kopfe 87 Pfund; jede Stange ist 5′ 9″ engl. lang, unten fast 4″ dick; die Schaufeln sind 2′ 10″ breit, die Entfernung ihrer Spitzen beiderseits beträgt 9′ 2″. Doch gibt es welche, deren äußerste Sprossen 10′ 10″ weit aus einander stehen. — Vorkommen im mittlern Europa, nach Nordosten an Häufigkeit abnehmend, wie die Mammuthreste zunehmen, theils mit Elephanten u. a. gleichzeitigen Resten im Diluvialland, theils von unbestimmterem Alter in Torf oder in Mergel mit Süßwasser-Konchylien unter Torf. Am häufigsten ist diese Art in Großbritannien und insbesondere in Irland (Dardistown bei Drogheda, in welcher Gegend binnen 20 Jahren allein 30 Schädel gefunden worden, Dobber, Dromore, Dundrum, Down Patrik, Rathcannon bei Limmerick, wo man 1824 das vollständige Dubliner Skelett nebst 8 andern Schädeln entdeckt, Ballaugh, — Insel Man, woher das Edinburger Gerippe stammt, — Couthrop bei North Dreighton in York, — Küste von Esser — überall fast ohne Gesellschaft anderer Thiere in und unter Torf), dann in Frankreich (Canal d'Ourq bei Sevran unfern Paris, mit Elephanten; — Villers für mer bei Dives; Auvergne ist unverbürgt), in Italien im Diluvialland (Gegend von Pavia, südlich vom Po, und bei Lodi am Lambro, — Rom, — Höhle von Palermo?[7]) mit Hippopotamen), in Teutschland (im Rheine bei Worms 1771, im Altrhein bei Durlach 1664, — zu Emmerich in Cleve, zu Wittgendorf bei Sprottau in Schlesien, in Muschelmergel unter Torf mit Elephanten, — zu Massel in Schlesien 1729, —? zu Vechelde in Braunschweig).

Hart legte eine Rippe vor, welche zu Dublin aufbewahrt wird, und die von einem Pfeile oder ähnlichen Instrumente durchbohrt schien. Hibbert glaubt, daß dieses Thier noch in geschichtlicher Zeit in England und Teutschland (wo das Elenn nicht vorkommt), existirt habe, und das Segh der alten Briten, der Cervus palmatus der Römer, der Euryceros des Oppian seie. Andere glauben es im „Elch" des Nibelungen-Liedes zu finden, wo es nebst dem „Hirze" angeführt wird.

2) C. americanus *Harlan.* (Fauna Americ.). Die fossilen Elenn-Reste Nordamerika's (in Big-bone-lick) sollen einer besondern Art angehören.

3) Cervus Tarandus fossilis (Espèce de Cerf, très-voisine du Renne *Cuv.*[8]), Cervus Rheno *Krüg.*[9]). Geweihstücke und andere Knochen, denen des Rennthiers ähnlich. Doch scheint die fossile Art ein Weniges kleiner als die lebende, die Augsprossen sind zusammengesetzter und entspringen etwas (2″—3″) über der Basis des Geweihes, und höher hinauf wird der Durchschnitt des Geweihes sogleich elliptisch; der Rosenstock klein; der Schädel ist verhältnißmäßig etwas länger, die Geweihe erheben sich senkrechter; doch könnten alle diese Verschiedenheiten nur individuell seyn, oder eine besondere Rasse bezeichnen. Vorkommen im Sandlande von Etampes[8]), welches stellenweise zu Stein gebunden ist; in der Höhle von Breugue (Dept. du Lot) mit Rhinozeros- und Pferde-Resten[8]); in Osteolithen-Schuttland des Arnothales (Pentland, Cuv.), in Torfmooren bei Greifswalde und nicht selten in Schweden, namentlich zu Klein-Svedala[8]); unter Torf zu Wittgendorf bei Sprottau in Schlesien mit Elephanten- u. a. Resten[9]), und besonders schön unter den Ausfüllungen der Gypsschlotten bei Köstritz, wo von Sternberg und Schottin[10]) Nachsuchungen angestellt. Gelegentlich werden die Reste von Svedala und Köstritz in der Isis mit dem Namen C. Scanicus[10]) belegt.

4) C. Dama fossilis (*Cuv.* Oss. foss. IV. 94—96). a) Verschiedene Geweihe, sehr ähnlich denen des Damhirsches, doch ¼ größer, die Konkavität ihrer Biegung nach vorn gerichtet, die Rose ungestielt, etwas über derselben ein erster Sprossen, der Zwischenraum bis zum zweiten etwas platt, der Theil über dem letztern platt handförmig getheilt. Im moorigen Diluviallande des Sommethales bei Abbeville; auch im Würtembergschen. b) Backenzähne und Reste der Extremitäten, welche so groß und sonst gebildet sind, wie beim Damhirsch, finden sich in den Knochenbreccien von Gibraltar, Cette, Antibes u. s. w. (*Cuv.* l. c. IV. 170—178. 180. 182.)

B. Geweihe rund, ein Augsprossen an der Rose (Cataglochis).

5) C. Elaphus fossilis (C. Elaphus primordialis *v. Schloth.*[11]), C. primordialis *Krüg.*[12]), Espèce de

7) *Bivona-Bernardi*, im „Ausland 1830. 2. August." (wegen Palermo) u. v. A.

8) *Cuvier* recherch. sur l'oss. foss. IV. 89—94; V. II. 508. 509. IV. 96. 97; V. II. 509. 9) Göppert in Kastn. Archiv. XV. II (1828) p. 156. 10) v. Sternberg und Nilson in Oken's Isis (1829) tf. I. fig. 415—417. (1830.). ꝛc. 11) v. Schlotheim Petrefaktenkunde (1821) S. 10. 11. *Goldfuss* Nov. Act. phys. med. X. (1823) 475—484. 12) s. Note 5.

Cerf, semblable à Cerf ordinaire *Cuv.*[13]). Geweihe und andere Theile, ähnlich denen des Edelhirsches, doch meist etwas größer, so daß sich die größten Geweihe z. B. zu den gewöhnlichen = 16 : 9 bei gleicher Endenzahl verhalten. Vorkommen: zwar zuweilen mit den Resten der ausgestorbenen Elephanten, Nashörner u. s. w., aber dann nicht sehr vollständig und noch kaum mit genügender Genauigkeit verglichen; häufiger in losen Gebirgsschichten unbestimmten Alters, in Torf oder in Gesellschaft von Resten verschiedener Hausthiere. In Gesellschaft der ausgestorbenen Thiere haben sich diese Reste gefunden in England (zu Northcliff, in der Kirkdaler Höhle, Yorkshire, nach Buckland, — dann zu Brentfort bei Rugby[14]); in Teutschland (in den Bohnerzmulden der würtemberg'schen Alp[15]), in Diluvial-Lehm und -Sand bei Canstatt, bei Tonna unfern Weimar und bei Tiede, Köstritz, im Kalktuff zu Tönnisstein); in den Niederlanden (im Kanal zwischen Mastricht und Hocht); in Italien (zu Arezzo, — zu Figline im obern Arnothal, wo sie sehr häufig; — in der Knochenbreccie von Romagnano, wovon ein Stück von eines halben Kubikfußes Größe dem Vf. sechs Unterkieferhälften geliefert); in Frankreich (einige Fuß tief im Sand und Torf des Somme-Thales bei Abbeville, wo die Geweihe hundertweise vorkommen, — in Torf des Oise-Departements, — endlich mit Resten von ausgestorbenen Thieren und von Menschen zugleich in der Höhle von Pondre bei Sommières im Gard-Dept.). Für sich allein kommen diese Hirschreste vor: in England (am Meere von Lancashire, — in Sandschichten des Ryebachs, der in den Derwent fließt, Yorkshire, — in Kalktuff zu Alport, auch zu Lathilldale, Derbyshire, — bei Lancaster, — bei Northampton, zu Whittney und Witton, Lincolnshire); — in Frankreich (in Torf von Bray im Somme-Thal, — bei Fayance, 25′ tief, Var; — bei Montelimard, 14′ tief im Sand, — in Sand unter Sandstein zwischen Nemours und Montaigis, — in Spalten der Kreide von Meudon); — in den Niederlanden (in Torfgruben von Cleve, — im Schuttgebirge auf dem Petersberg bei Mastricht, auf dem Louisenberg bei Aix-la-Chapelle, — 40′ tief in Torf bei Schloß Krikenberg unfern dem Canal du Nord); in Teutschland (in den fränkischen Höhlen selten, — im Torfe unfern Mannheim und Schwetzingen, — in Kalktuff von Gräfentonna bei Weimar, — bei Pölitz, 20′ tief in Sand bei Cöln, — 60′ tief im Schuttgebirge über den Mühlsteinbrüchen von Niedermennig bei Andernach, — zwischen Sinzig und Breisig, in Gruben auf kölner Erde zwischen Brühl und Liblar); — in der Schweiz (zu Wiedikon 10′ tief, — zu Flurlingen 20′ tief in einem Steinbruch, — zu Mägenwyl und Berlingen im Muschelsandstein der Molasse[16]), — ein ganzes Skelett im obern Bruche von Öningen); in Italien (ein ganzes Skelett in hartem Gestein in den Bergen von Valmenara bei Grezzana, — in Thonschichten der Hügel von Campagnola u. an a. O. Piemonts, — um Vicenza, — um Siena); — in Rußland (im Park von Paulofsk 1799). Zu dieser Hirschart könnten auch manche Unterkiefer- und Zahnbruchstücke in der Knochenbreccie von Nizza gehören, die nur in Erde der dortigen Klustausfüllungen, ohne inkrustirt zu seyn, vorgefunden worden (*Cuv.* Oss. IV. 188. no. 3.).

6) C..... Geweihe gestaltet wie beim gemeinen und kanadischen Hirsch, aber doppelt so groß. Knochenbreccie von Romagnano (*Cuv.* Oss. IV. 221. 222).

7) C. Issidorensis *B. C. J.* (tf. XIII. fig. IX.)

8) C. Cusanus *B. C. J.* (tf. VIII.)

9) C. Etueriarum *B. C. J.* (tf. VI bis, VII, VIII, IX, X, XIII. fig. IV. VI.)

10) C. Perrierii *B. C. J.* (tf. VI, VI bis, XIII. fig. X.)

11) C. Pardinensis *B. C. J.* (tf. XI, XII, XIII. fig. V.)

12) C. Arvernensis *B. C. J.* (tf. XII bis.)

Diese neuen Arten kommen mit vielen andern Resten ausgestorbener Thiere theils in, theils unter Anschwemmungen von basaltischen Gesteinen, theils selbst unter Basaltströmen in Auvergne an der Montagne de Perrier, zu Pardines, Malbattu u. s. w. vor, und sind von Bravard, Croizet und Jobert in ihrem noch unvollendeten Werke (Recherches sur les ossemens fossiles du départ. du Puy de Dôme 1826) bereits abgebildet, aber noch nicht beschrieben worden. Auch in der Schrift von Devèze de Chabriol und Bouillet (essai géologique sur la Mont. de *Boulade.* 1827.) sind viele Reste dieser Arten abgebildet, die Arten aber nicht näher oder nicht richtig bezeichnet.

13) C. Reboulii *Marc. de Serres* et *Farines* (Ann. des Scienc. nat. 1829. XVII. 276—301) ist von Körper kleiner als das Reh, aber viel schlanker auf den Läufen und behender, nach den wohlgerundeten Formen der Gelenkrollen zu urtheilen. In der Knochenhöhle von Argou (Ost-Pyrenäen) mit andern Hirschen, Nashörnern, Ochsen ꝛc. Serres erwähnt ihrer auch gelegentlich, als in der Höhle von Bize gefunden, doch nicht in deren Beschreibung selbst.

C. Geweihe rund, keine Sprossen in der Nähe der Rose (Anoglochis).

14) C. Capreolus fossilis. Geweihe mit und ohne Schädel, im Torfe von Beauvais, vom Sommethal u. s. w. gefunden, und von denen unseres gemeinen Rehbocks nicht zu unterscheiden. Etwanige Abweichungen sind nur individuell (*Cuv.* Oss. IV. 105. 106).

15) C. Tournalii *Christol.* (*Marc. de Serres* in

13) *Cuv.* ossem. foss. IV. 98—103. 14) *Buckland* reliquiae diluv. 15) Jäger fossile Reptil. Würtembergs. (1828) S. 1. Note. — Stahl in Würtemb. landwirthsch. Correspondenzblatt VI. (1824) S. 22—26.

16) Studer Monographie der Molasse. (1825) S. 301. — H. Bronn Reise I. 494. u. a. O. — Vernon im Philos. Mag. VI. 1829. 225—232; VII. 1830. 1—9.

Ann. des Mines 1829. V. 507—514; Ann. des Scienc. nat. 1829. XVII. 276—301). Geweihstücke, eine Anoglochis-Art bezeichnend, größer als vom Edelhirsch, und verschieden von den folgenden. In der Knochenhöhle von Bize mit Menschenknochen, Artefakten, Landkonchylien der Gegend und mit Bos urus; auch zweifelhaft in der Knochenhöhle von Argou mit ausgestorbenen Thieren, doch keine Geweihe.

16) C. ramosus *B. C. J.* (tf. V.) mit 7—12.

17) C. ardei *B. C. J.* (tf. I—IV.) mit vorigem.

II. Arten, deren Geweihe unbekannt ist; (nach den Zähnen unterschieden).

18) Backenzähne ⅓ größer als beim Edelhirsch, ⅓—⅔ größer als bei C. equinus von Sumatra, an der Basis der Krone mit starken Kränzen und mit einer sehr starken Kegelspitze zwischen je zwei halbmondförmigen Säulen derselben, beides noch stärker als bei der letztgenannten Art. — Knochenbreccie von Nizza. (*Cuv.* Oss. foss. IV. 189. no. 4; 190. no. 5; 192. no. 10.)

19) Backenzähne kleiner als am Edelhirsch, größer als an C. Perronii, die obern dicker als lang, an der innern Basis mit einer sehr starken kranzförmigen Verdickung, und mit einer großen Kegelspitze an den hintern Backenzähnen. — In der Knochenbreccie von Nizza. (*Cuv.* Oss. IV. 188. no. 3; 191. no. 9. 10.)

20) Hinterster Backzahn größer, als beim Reh, kleiner als beim Dambirsch, mit einem schwachen Kranze am Vorderrande einer starken Kegelspitze. In der Knochenbreccie von Pisa. (*Cuv.* Oss. IV. 195. 196.)

21) Von der Größe des Rehes. Geweihe unvollständig; das Erhaltene wie beim Reh und bei C. Perronii gestaltet. Unterkiefer wie beim Reh; oben die zwei vordern Mahlzähne ebenfalls ähnlich, einfach, schneidig, dreilappig, doch der zweite noch, gleich allen folgenden, mit einer kranzförmigen Verdeckung der Basis; die drei hintern von jedem Halbcylinder an der Außenfläche mit dickern Spitzen, als selbst die meisten Hirsche. In röthlichem Mergelkalk zu Montabusard bei Orleans, mit Lophiodon, Mastodon u. s. w. (*Cuv.* Oss. IV. 103—105.)

22) Ein Backenzahn, kleiner als am Reh; aus der Molasse der Schweitz. (*Cuv.* Oss. V. II. 509.)

Auch Geweihe mit doppelter Krone, die Augsprossen 2″ über der Basis, — und einfache Geweihe, den Hörnern der Gazellen ähnlich, sind zu Köstritz vorgekommen (v. Sternberg in Oken's Isis 1830. S. 516. 517. Taf. I. Fig. 1. 2.).

Außerdem kennt man noch eine sehr beträchtliche Anzahl von Resten aus dem Hirschgeschlechte; doch ist deren Art nicht genauer bezeichnet. Die wichtigsten sind: die Gypsschlotten von Westeregeln (Reste eines ?Rehes, Germar), Latour am Genfersee (Hirschschädel ausgestorbener Art, Meißner), die Höhle zu Neuschloß bei Olmütz in Mähren (Hirschgeweihstücke mit kolossalen Thierresten), die Höhle am Brunnenstein in Franken (ein Fersenbein, Wagner), Torf von Ramsey in Hampshire (Hirsche und Damhirsche mit andern ausgestorbenen Arten; Daman), die Sandgrube von Banwell in Cambridgeshire, Okes), unter blauem Thone im Ousebette zwischen Lewes und Newhaven (ein ganzes Skelett eines Vierzehnenders, das Geweihe 8′ hoch, fast wie beim kanadischen Hirsch gestaltet, Mantell), in Diluvialkies zu Copperas-Cap bei Southwick, westlich von Brigthon, mit Elephantenresten (Mantell), in der Knochenhöhle von Kirkdale (*Buckland* rel. diluv. tf. VIII. fig. 3; 9, 10; 11, 12; 13, 14), in der Dreamhöhle bei Wirksworth (id. tab. XXII. fig. 1. 2. 3. 4.); eine Schlackenlage zwischen zwei Basaltströmen zu Saint-Privat d'Allier in Auvergne (vielerlei Hirschreste mit Hyäne, Rhinozeros u. s. w. Bertrand de Doue), die Grotten von Eschenoz (Mittelhandknochen mit Resten ausgestorbener Thiere, Thirria); die Knochenbreccie von Pisa (neue Arten, Bronn), die Knochenhöhle von Cassana bei Spezzia (Unterkieferstücke und Geweihe mit Resten großer Katzen und Bären, Savi) u. s. w. S. Cervus.

(*H. G. Bronn.*)

Hirsch (Entomol.), s. Cerambyx.

Hirsch (fliegender), s. Lucanus cervus.

Hirsch, Orden des Hirsches, s. Jagdorden.

HIRSCH, 1) Andreas, ein lutherischer Pfarrer, der zu Bächlingen, Landsiedel und Neunstetten aus seinem Amte verjagt wurde. Später wurde er wieder in Unterregenbach angestellt. Außer seinen geistlichen Schriften gab er 1662 bei Hans Reinh. Laidizen in Schwäbisch-Hall in 12. heraus: *Kircherus* Jesuita Germanus Germaniae redonatus: sive artis magnae de consono et dissono ars minor, das ist: philosophischer Extrakt und Auszug aus des weltberühmten teutschen Jesuiten Athan. Kircheri von Fulda Musurgia universali ausgezogen. (*G. W. Fink.*)

2) Christoph, Prediger und Consistorial-Assessor zu Eisleben, vorher Hofprediger zu Arnstein, gestorben 1639. Er soll ein heimlicher Theosoph gewesen seyn, und auf Joh. Arnds Ermunterung, heimlich viele rosenkreuzerische Schriften herausgegeben haben, als: Pegasus stellatus. Astronomia supracaelestis. Gemma magica etc. Unter seinem Namen ist gedruckt: Diss. de distinctione essentiae et existentiae in Deo *).

(*Baur.*)

3) Georg Ludwig, Brandenburg-ansbach'scher Hofkammer- und Landschaftsrath, wie auch Sayn'scher Administrationsrath zu Ansbach, geboren 1731, starb zu Ansbach den 26. Okt. 1815. Er bearbeitete mit Uz und Junkheim die noch jetzt geachtete Übersetzung der horazischen Gedichte: Die Werke des Horaz, aus dem Lat. übers. Ansb. 1778; 3te sehr veränd. und verm. Aufl. Eben das. 1797. 8. und gab allein, ohne Namen, heraus: Horaz fürs Frauenzimmer, oder Parodien nach dem Horaz und freie Übersetzungen; mit erläut. Anmerk. Ansb. 1799. 8. Zuletzt ließ er drucken: Reise durch Italien und Frankreich in den Jahren 1752 u. 53. Eben das. 1808. 8. †). (*Baur.*)

*) Allgem. histor. Lex. und Jöcher's Gel. Lex.

†) Meusels gel. Teutschl.

4) Johann Christoph, geheimer Hofkammer- und Landschaftsrath in Ansbach, geboren zu Regenbach im Hohenlohe-Langenburg'schen den 14. Januar 1698. Er war für den Schreiberstand bestimmt, arbeitete als Kanzlist in Kirchberg und Ansbach, und fand erst in seinem 28sten Jahre die nöthige Unterstützung, um in Halle einen juristischen Lehrkurs zu hören. Nach seiner Rückkehr 1729 wurde er Stadt- und Landkastner zu Mayenbeim, kam 1731 als Hofkastner nach Ansbach, wurde 1739 wirklicher Kammerrath, 1747 Hofkammer- und Landschaftsrath, und starb den 28. Mai 1780. Ein halbes Jahrhundert lang war er als Beamter und Geschäftsmann thätig, und stiftete mit seinen Einsichten ungemein viel Gutes. Als wissenschaftlicher Ökonom suchte er besonders die landwirthschaftliche Ökonomie nach sichern und geprüften Grundsätzen zu verbessern, verjährten Aberglauben zu verbannen, und den Ertrag der Güter zu erhöhen. Von diesem Streben zeugen seine mit verdientem Beifall aufgenommenen Schriften: Allgemeine Regeln zur Beförderung des Feldbaues. Ansb. 1762. 8. Sammlung verschiedener Nachrichten aus der Polizei-, Kameral- und Landesökonomie, in specie, wie der Holzwachs befördert werden könne. Eben das. 2 Th. 1762. 8. Der redliche Schäfer. Eben das. 1764. 8. Gesammelte Nachrichten der ökonomischen Gesellschaften in Franken. 3 Jahrgänge. Nürnb. und Ansb. 1765 — 67. 4. Der fränkische Bienenmeister. Ansb. 1767; 1770. 8., und der fränkische Haushaltungs- und Wirthschaftskalender, den er in den Jahren 1770 — 1780 heraus gab. Als Münzinspektor richtete er das Münzwesen ein, und auch im numismatischen Fache war er als fleißiger und sorgfältiger Forscher rühmlich bekannt, besonders durch sein teutsches Reichsmünzarchiv. Nürnb. 9 Theile 1756 — 69. fol. mit Kupf., ein wichtiges und sehr nützliches Werk, das viele schätzbare mit großem Fleiß und vieler Mühe gesammelte Urkunden und Nachrichten, das Münzwesen betreffend, in chronologischer Ordnung vom Jahr 902 an, enthält. Damit sind zu verbinden und als Supplemente zu betrachten: Der Schlüssel zu dem teutschen Reichsmünzarchiv. Nürnb. 1766. 4. und seine gesammelten kleinen Schriften in Münzsachen. Ansb. 1767. 4. Zu bemerken sind endlich noch sein eröffnetes Geheimniß der praktischen Münzwissenschaft. Nürnb. 1762; 1768. 4. mit Kupf. und seine reichhaltige Bibliotheca numismatica. Ib. 1760. fol. Als eine neue, ganz umgearbeitete und verbesserte Auflage dieser Werke ist zu betrachten: *J. G. Lipsii* bibliotheca numaria. Lips. 1801. Vol. II. 8. *). (*Baur.*)

5) Johann Gottfried, Oberprediger zu Reichenbach im Vogtlande, Sohn eines Schuhmachers zu Dippoldiswalde, wo er den 14. Mai 1714 geboren war. Er studirte zu Leipzig, wurde 1737 Diakonus zu Ruhland, 1748 Archidiakonus zu Waldenburg, kam 1752 nach Reichenbach, und starb daselbst den 16. Oktober 1759. Durch seine Diss. de Paulo parturiente a verbi divini ministro imitando, ad Gal. IV, 19. Viteb. 1752. 4. erwarb er sich die theologische Doktorwürde. Seine meisten Schriften bestehen in Evangelien-, Passions-, Gesetz- und Strafpredigten, einer Erklärung des lutherschen Katechismus. Dresden 1747; 1752. 12. ꝛc. Das Reichenbacher Gesangbuch, nach der Glaubens- und Sittenlehre eingerichtet, bestehend in 1331 Liedern, nebst einem Gebetbuche, gab er 1753 heraus †). (*Baur.*)

6) Karl Christian, Diakonus bei St. Lorenzen in Nürnberg, wo sein Vater, Christian, 1735 als Diakonus bei St. Sebald starb, als Schriftsteller bekannt durch einige asketische Schriften und durch geistliche Lieder, die theils einzeln gedruckt wurden, theils in verschiedenen Gesangbüchern stehen, beisammen aber in Schmolkens Morgen- und Abendandachten, nach der Rothscholz'schen Ausgabe, gefunden werden [1]). Der Sohn, geboren zu Hersbruck den 26. Okt. 1704, kam von dem Gymnasium zu Regensburg 1723 auf die Hochschule zu Altdorf, wurde 1734 Pfarrer zu Veitsbrunn und Michelbach, kam 1740 nach Nürnberg und starb den 27. Febr. 1754. Er hat sich als sorgfältig forschender Bibliograph und Literator, und besonders als gründlicher Kenner der nürnbergischen Geschichte, durch mehrere Schriften und Abhandlungen bekannt gemacht, von denen wir auszeichnen: Hadriani Pontii historia libri rarioris: Venerab. Agnetis Blannbeckin vita et revelationes. Frf. et Lips. 1735. 8. Librorum ab a. I. ad ann. L. seculi XVI typis exscriptorum millenarius I — IV. Norimb. 1746 — 49. Vol. IV. 4. (selten; als ein Anhang zu Maittaire und Panzer schätzbar). Geschichte des Interim zu Nürnberg. Leipzig 1750. 8. Die Verdienste der Stadt Nürnberg um den Katechismus Lutheri, oder nürnbergische Katechismus- und Kinderlehren-Historie. Nürnb. 1752. 8. De vita Pammingerorum commentarius, quem VII Programmatibus ed. atque illustr. P. A. Christfels. Oetting. 1764 — 67. 4. Mehrere Abhandlungen, besonders die nürnbergische Kirchen- und Schulgeschichte betreffend, in den Acta hist. eccles., den Acta scholast., dem Hamburger Briefwechsel von 1750 u. a. O. Hatte auch großen Antheil an den Lebensbeschreibungen aller nürnbergischen Geistlichen in der Stadt und auf dem Lande, von der Reformation bis auf diesen Tag, die seit 1760 stückweise heraus kamen. Insbesondere bearbeitete H. an diesem, von A. Würfel fortgesetzten Werke, nicht nur die beiden Haupt- und Pfarrkirchen, sondern auch viele Dörfer. Manches, das verdient hätte gedruckt zu werden, hinterließ er handschriftlich [2]). Sein Sohn

*) *Saxii* Onomast. T. VII. 196. Pütters Lit. d. Statsr. 2r Th. 151. Vocke's Geburts- u. Todtenalmanach. 1r Th. 87. Meusels Ler. d. verst. Schriftst. 5r Bd. Baader Ler. verst. baiern. Schriftst. 1r Bd.

†) Dietmanns kursächs. Priesterseh. 3r Bd. 625.; dessen Schönburg. Kirchengesch. 201. Otto's Ler. d. oberlausitz. Schriftst. 2r Bd. 1ste Abth. Meusel's Ler. d. verst. Schriftst. 5r Bd.

1) Will's nürnberg. Gel. Ler. 2r Bd. 180. 2) Derf. l. c. 132. Fortsetzung von Nopitsch. 6r Th. 94. *Wilii* bibl. noric. P. II. n. 343. P. III. n. 140. (Waldau's) Gesch. von

7) Michael Christian, Kaufmann, geboren zu Nürnberg den 4. Nov. 1743, hielt sich den größten Theil seines Lebens in Handelsgeschäften zu Fiume, Hermannstadt und Brünn auf, und starb in Wien im September 1796. Als Inspektor der sämmtlichen Kommerzhäuser einer großen Handelsgesellschaft zu Hermannstadt führte er eine ordentliche Fahrstraße über die kroatischen Gebirge von Fiume bis Karlstadt, und ordnete, so viel möglich, die Schifffahrt auf der Drawe, Sawe und Donau, von Sissek bis Semlin, und von da nach Perlasparos, und endlich in den Kanal der Temes bei Temeswar. Gemeinschaftlich mit H. G. Hoff schrieb er, ohne sich zu nennen: Abriß und ausführliche Erklärung aller Künste und Wissenschaften. Frankf. und Leipzig (Nürnb.) 1779; 3te verb. Aufl. 1782. 8. Miscellaneen, bestehend aus 600 Anekdoten ꝛc. Wien. 2 Th. 1781. 8., und aus dem Franz. übersetzte er: Lenfants Geschichte des Hussitenkrieges und des Conciliums zu Basel, mit wichtigen, das Original berichtigenden Noten ꝛc. Presb. und Wien. 4 Th. 1783. 8. Supplement dazu von Beaufobre. Wien u. Leipzig 1785. 8. [3]). (*Baur.*)

HIRSCH, ist auch ein bei den Juden gewöhnlicher Name und kommt in der Literargeschichte derselben ziemlich häufig vor; man sehe die Reihe der jüdischen Schriftsteller dieses Namens bei Wolf in der Biblioth. Hebr., auch hat Jöcher in sein Gelehrtenlexik. (2 Bd.) eine ziemliche Zahl davon aufgenommen. Indeß ist kein einziger darunter, welcher besonders hervorgehoben zu werden verdiente. (*A. G. Hoffmann.*)

HIRSCHAID, HIRSCHHEID, HIRSCHEID, ein Pfarrdorf von 610 Selen, im Obermainkreise Baierns an der Regnitz, 2 Stunden von Bamberg an der Nürnberger Straße, einst der Sitz einer adeligen Familie von Hirscheid, nach deren Aussterben die heimgefallenen Lehengüter an die Dorfsbewohner vereinzelt wurden. Schon im J. 1250 kommt Anna v. H. als Gemahlinn Kunzens von Weischenfeld vor. Mit Engelhard v. H., der seiner Schwester Margaretha ein Lehen zu Schleußingen 1362 ertheilt, beginnt die ordentliche Stammreihe. Sein Sohn Ulrich kaufte 1368 einen Antheil von Gunzenhausen von Nikolaus Ochs daselbst; dessen Schwester Ursula, Klosterfrau zu St. Theodor in Bamberg 1370 war. In demselben Jahre kommt sein Bruder Heinrich als Domherr zu Bamberg und Würzburg vor, 1373 Heinrich v. H. als Propst zu Neunkirchen am Brand und 1450 Friedrich v. H. als Domherr zu Bamberg. Der letzte hatte einen Bruder, Hans v. H., der das Geschlecht fortsetzte und eine Schwester, Ursula, welche unter den Klosterfrauen zu Schlüsselau 1470 erwähnt wird. Von Hansens Söhnen waren, außer dem Stammhalter Friedrich v. H., Klosterherr zu Mönchsberg ob Bamberg, Heinrich Benediktiner zu Wiesenohe (Weißenau 1480), wie auch Achatz, welcher 1526 daselbst zum Abt erwählt wurde. Dorothea v. H. starb 1540 als letzte Äbtissinn des Klosters Birkenfeld bei Neustadt an der Aisch. Die Familie scheint in Hans Thomas v. H. zu Wolfsloh 1590 ausgestorben zu seyn; seine Gemahlinn war Anna v. Seckendorf, und seine einzige Tochter Elisabeth hatte sich mit Hans Muffel v. Ermreuth auf Neuses und Creußen vermählt und starb 1616. Die meisten Rittergüter fielen dem Hochstifte Bamberg als eröffnete Lehen anheim. Das Wappen des Geschlechts war: ein goldener Hirschrumpf auf einen dreigetheilten blauen Hügel im silbernen Felde, auf dem gekrönten Helm, das nämliche Wappenbild *). Einst war das jetzige Pfarrdorf nur ein Filial der nahen Pfarrei Buttenheim, mit einer 1416 gestifteten Frühmeßpfründe; im J. 1500 scheint die Pfarrei gestiftet worden zu seyn. Denn von dieser Zeit beginnen die Taufmatrikel, und Erhard Getzendorfer, Vikar bei St. Gangolph zu Bamberg, ist 1505 eingeschrieben als Beneficiat und Pfarrer zu Hirschaid **).

(*Jäck u. Alb. Frh. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

Hirsch ansprechen, s. Ansprechen (1ste Sect. IV. Bd. S. 235 ff.).

Hirschantilope, s. Antilope bubalis (1ste Sect. IV. Bd. S. 303.).

HIRSCHARTIGE THIERE, HIRSCHTHIERE (Cervina), nennt man eine Familie aus der Ordnung der Hufthiere, in deren Oberkinnlade die Zähne fehlen, während in der untern sich 8 schaufelartige befinden. Die meisten der hieher gehörenden Arten haben Geweihe, schlanke Beine, gespaltene Hufe, vierfachen Magen und sind demnach Wiederkäuer. Man rechnet dazu die Gattungen Moschus, Giraffe und Hirsch. Vgl. den Art. Cervus 1ste Sect. XXII. Bd. in den Nachträgen zu C. (*R.*)

HIRSCHAU, ein Städtchen im Landgerichte Amberg des baiernschen Regenkreises, an der Straße von Amberg nach Weiden, 4 Stunden von Amberg, hat 206 Häuser, 1 Schloß, 2 Kirchen, 800 Einw. und ist Sitz eines Dekanats und Pfarramtes im Bisthume Regensburg. In dortiger Gegend findet man Karniol, der schön hochroth ist, eine gute Politur annimmt und in ziemlich großen Stücken schichtweise bricht. Außer diesem Städtchen gibt es noch 5 Orte dieses Namens im Königreiche Baiern, von welchen einer, ein Weiler mit 6 Häus. und 27 Einw., im Landgerichte Schongau liegt und wegen des Steinkohlenflötzes, das in dessen Nähe, nächst dem Lech, unweit des Nesselgrabens zu Tage ausgeht, bemerkenswerth ist. (*Eisenmann.*)

HIRSCHAU, ein evangel. Pfarrdorf im Königreiche Würtemberg, im Schwarzwaldkreise und Oberamte Calw mit 560 Einw., liegt in einem anmuthigen Thal an der Nagold, ist Sitz eines königl. Kammeralamts, hat eine vorzügliche Saffianfabrik, eine Löffelfabrik und 2 Papiermühlen. Vormals war es Sitz eines eigenen Oberamts

---

Hersbruck 166. *Saxii* Onomast. T. VII. 105. Meusel's Ler. d. verst. Schriftst. 5r Bd.

3) Roßtitsch l. c. 96.

*) Biederman's Geschlechtstafel der Rittersch.... Gebirg. u. s. w. Tab. CCCVIII. **) Aus handschr. Quellen Mehreres in Jäck's Beschreib. der verwüst. in Tiefenhöchstadt. Bamb. 1816. 8. S. 90 u. f.

und eine Zeit lang auch eines k. würt. Landvogts. Auf einem Hügel bei dem Dorfe liegen, äußerst malerisch, die Ruinen des ehemaligen Klosters Hirschau, gemeiniglich auch von dem lateinischen (Monasterium Hirsaugiense), aber unrichtig, Hirsau genannt. Dieses Kloster, dem auch der Ort Hirschau sein Daseyn verdankt, war ein Benediktiner-Mannskloster, zu seiner Zeit eines der berühmtesten in der ganzen Christenheit. Die Veranlassung zu seiner Erbauung gab der Bischof Nottung von Vercelli, ein Sohn des Grafen Erlafried von Calw. Er machte im J. 830 eine Reise in sein Vaterland, und nahm den angeblichen Körper des heil. Aurelius, gewesenen Bischofs von Armenien, dem man eine besondere Wunderkraft beilegte, mit. Kaum waren der Sage nach die Reliquien in der Kapelle des heil. Nazarius beigesetzt, als sie ihre Wunderkraft zeigten. Nottung bewog deßhalb seinen Vater und seinen Bruder Ermenfried, ein Kloster daselbst anzulegen. Der Bau begann in demselben Jahre, und wurde 838 vollendet. Um für dasselbe fromme und gelehrte Mönche zu erhalten, wendete sich der Graf an den Erzbischof Odgar von Mainz, und auf dessen Verwenden sendete ihm der berühmte Abt von Fulda, Rabanus Maurus, 15 Mönche, deren erster Abt Ludbert wurde. Im Sept. desselben Jahres wurde das Kloster zu Ehren des heil. Apostelfürsten Petrus und des heil. Aurelius feierlich eingeweiht. Der Graf Erlafried, zum Vogt des Klosters ernannt, dotirte dasselbe reichlich; in der Schenkungsurkunde werden unter anderen die Örter Stammheim, Deckenpfrunt, Gilstein, Meuchingen, Mühlingen, Töstingen, Lützelhart, Kallenbach, Nagolthart, Ottenbrunn, Altiburen u. s. w. genannt. Erlafried starb im J. 850 [1]).

Wie man in allen Benediktinerklöstern auf wissenschaftlichen Unterricht viel hielt, so wurde auch in H. frühzeitig eine Klosterschule angelegt. Ihre ersten Lehrer, welche mit aus dem Kloster Fulda eingewandert waren, waren Schüler des Rabanus Maurus und Strabo. Als erster Scholasticus wird Hildolf genannt; sein Nachfolger war Ruthard [2]). Im folgenden Jahrh. erreichte diese Schule, besonders unter dem Abt Diethmar und durch den Scholastikus Meginhard, einen weit verbreiteten Ruf. Man schickte aus vielen Klöstern Mönche dahin, um sie daselbst unterrichten und zu Lehrern bilden zu lassen, und mehrere in dem Kloster gebildete Mönche gelangten zu ansehnlichen Kirchenämtern. Unter seinem Nachfolger Reinhard (seit d. J. 968) — vir quidem, wie Trithemius sagt, satis doctus, sed ad praeceptoris sui mensuram non pervenit neque tanto docendi fervore Monachos ea quae novisset, agebatur, ut doctos post se discipulos relicturus speraretur — sank die Schule, und gerieth am Schlusse dieses Jahrh., wie das ganze Kloster, gänzlich in Verfall. Im J. 986 nämlich wütheten die Pest, Theuerung, Sterblichkeit in Teutschland auf eine entsetzliche Weise; auch das Kloster wurde davon heimgesucht, so daß in kurzer Zeit 60 Mönche ein Opfer der Krankheit wurden; 988 starb der 9te Abt seit der Stiftung des Klosters Hardfried. Die 12 noch lebenden Mönche geriethen in Uneinigkeit; zwei einander entgegen gesetzte Parteien kämpften unter den von ihnen gewählten Äbten Konrad und Eberhard; die Schätze und viele Güter des Klosters wurden dabei geplündert. Nach dem Tode des Abtes Konrad im J. 1002 vertrieb der Graf von Calw die wenigen noch vorhandenen Mönche, so daß das Kloster nur noch von einigen Weltgeistlichen bewohnt wurde; 68 Jahr blieb es in diesem Zustande, oder, wie Trithemius sagt, mansio clericorum et prostibulum meretricum factum est. Interea si quid remansit quod comes et ceteri fures non rapuerunt, clerici cum suis concubinis ita paulatim consumentes in nihilum redegerunt, ut nec libris, quorum ingens copia ibi collecta fuerat, per diligentiam veterum monachorum, quos doctissimos superius ostendimus, parcere potuissent. Erst 1059 entschloß sich Graf Adelbert von Calw, auf Zureden seiner Gemahlinn Guiltrudis, das Kloster wieder in einen besseren Zustand zu bringen. Nach einigen Jahren war der Bau einer ganz neuen Kirche vollendet; aus dem Kloster Einsideln wurden 12 Mönche 1065 auf Verlangen gesendet, deren erster Abt Friederich 4 Jahre darauf seiner Stelle entsetzt wurde. Ihm folgte als Abt Wilhelm, einer der berühmtesten und thätigsten Benediktineräbte der damaligen Zeit. So wie er in seinem Kloster eine gute Ordnung einführte, und mehrere Mönche nach Clügny schickte, um die dort nach der Regel des heil. Benedikt eingeführten und erweiterten Gebräuche kennen zu lernen, — welche er später sammelte, und zu großem Ansehen in den teutschen Klöstern seines Ordens brachte, — eben so wurde er bei der Verbesserung alter oder der Stiftung neuer Klöster zu Rathe gezogen; mehrere dieser letzten wurden mit Mönchen aus Hirschau besetzt, und die Zahl seiner Klosterbrüder belief sich bis auf 150. Der Bau der Kirche und der Klostergebäude wurde unter ihm vollendet, und dem Kloster durch eine später von König Heinrich IV. im J. 1075 bestätigte Urkunde von dem Grafen Adelbert völlige Freiheit verliehen [3]). Man hat die Echtheit dieser Urkunde in Zweifel ziehen wollen; sie befindet sich angeblich noch im Original zu München. Unter Wilhelms Leitung kam das Kloster so in Ruf, daß Männer aus den vornehm-

1) S. *Trithem.* Chronic. Hirsaug. T. I. p. 1 sq. p. 5 sq. fol. *Mabillon.* Ann. ord. S. Bened. P. II. p. 530. 597. 602 al. *Crusii* Annal. suev. lib. II. P. II. p. 42. 43. Die Annahme, daß eine gewisse verwittwete Heligena von Calw schon im J. 645 den ersten Grund zur Erbauung eines Klosters an dem Berge Ottenborn gelegt habe, scheint mehr auf einer Sage zu beruhen, die durch eine Inschrift erhalten oder entstanden seyn konnte. S. *Crus.* l. l. II. P. II. p. 41. Der Ursprung des Namens Hirschau wird schon in einem alten Gedicht so erklärt:

Hac agiles in valle greges errare solebant
Cervorum et pasci gramine florigero.

Auch führte das Kloster einen Hirsch in seinem Wappen. 2) Vgl. *Launoius* de scholis celebrior. p. 64 sq.

3) *Trithem.* l. l. p. 86.

sten Familien sich darin aufnehmen ließen, und eine große Anzahl seiner Mönche aus demselben als Bischöfe oder Äbte anderer Klöster heraus traten [4]). Wilhelm starb den 1. Aug. 1091. Sein Nachfolger Gebhard wurde später Bischof zu Speier; obschon er auch als Bischof die Abtei beizubehalten wünschte, so wählte man doch, da man Eingriffe in die Rechte des Klosters befürchtete, den Bruder des Herzogs Konrad von Würtemberg — qui erat inter omnes Suevos potentissimus, wie Trithemius sagt — Namens Bruno zum Abte, unter dessen Nachfolger Volmar, der im J. 1157 starb, das Kloster durch Schenkungen sehr bereichert wurde. Die Geschichte des Klosters unter den folgenden Äbten bietet wenig Erhebliches dar. Die Klosterzucht sank immer mehr, und H. erhielt sich nur noch durch seinen früheren Ruf in einigem Ansehen [5]). Bitter klagt daher der biedere Chronikenschreiber darüber, daß in der Mitte des 14ten Jahrh. die Mönche nicht einmal ihre Chronik fortzuführen verstanden oder gewollt hätten [6]). Zur Zeit der Reformation wurde auch das Kloster H. säcularisirt. Der letzte katholische Abt, in der Reihenfolge der 44ste, war Ludwig Welderar aus Stuttgart; er starb im J. 1560. Ihm folgte als erster evangelischer Abt Heinrich Weickersreuter, welcher früher Diakonus zu Tübingen gewesen war, dann unter dem Herzoge Christoph Pastor und Superintendent zu Calw wurde. Der zweite Abt nach ihm war Joh. Brentius. Der Herzog Christoph, nach Andern erst der Herzog Friedrich I., von Würtemberg baute sich, durch die reizende Lage angezogen, ein Schloß bei dem Kloster. Beide, Schloß und Kloster, wurden im J. 1692 von den Franzosen eingeäschert, und liegen jetzt in Ruinen da. In einem Nebengebäude hat noch das Kammeralamt seinen Sitz. Unter den Schriften über das Kloster Hirschau ist die wichtigste: *J. Trithemii* Chronicon Hirsaugiense, die in verschiedenen Ausgaben erschienen ist. In neuerer Zeit hat Cleß in seiner kirchl. polit. Landes- u. Kulturgeschichte von Würtemberg, Tübingen 1806 ꝛc. die gründlichsten Nachrichten geliefert. Wir fügen hier noch bei, daß der historisch-wichtige Codex Hirsaugiensis, Dotationsbuch des Klosters, in neuern Zeiten wieder aufgefunden worden und in dem königl. Statsarchiv zu Stuttgart aufbewahrt ist. (*Memminger* u. *L. Lange.*)

HIRSCHAUGE, nennt man das Auge der Pferde dann, wenn es klein und lebhaft ist, und etwas schief liegt. (*R.*)

HIRSCHBACH (Wolfgang), geb. in der letzten Hälfte des 16ten Jahrh., studirte in Jena, wo er auch die juristische Doktorwürde *) erlangte, ging 1600 nach Wittenberg, und erhielt dort später eine juristische Professur, wahrscheinlich noch in der ersten Hälfte des 17ten Jahrh. Außer einer Synopsis quaestionum feudalium (Viteb. 1600. 4.) sind von ihm nur einzelne Dissertationen herausgegeben, welche zeigen, daß er sich neben dem Lehnrecht hauptsächlich mit dem Criminalrecht und Civilprozesse beschäftigte, nämlich: de reconventionibus (1611); de crimine laesae majestatis (1613. 4.); de compensationibus (1616. 4.); de regalibus (1618); ad L. un. C. de his qui parentes (1619. 4.) **). (*Ad. Martin.*)

Hirschbad, s. unter Kanstadt.

HIRSCHBAUM, auch Gärberstrauch, Schmack, Färberbaum ꝛc. genannt; über das Bot. s. Rhus coriaria *Linn.* Die Blühten treten im Junius in einer eiförmig dicht zusammen gedrängten graugelben Rispe hervor; die Steinfrüchte befinden sich in einer rauhen Kolbe, die bei der Reife roth wird, haben eine bloße dünne Haut. Der Same ist nußartig, platt, nierenförmig, schwärzlich, mit weißgrauem Nabel. Fortpflanzung geschieht durch Wurzelbrut und Samen. Standort: schattige und geschirmte Lage bei gutem Boden. Das Holz, die Zweige und Blätter, zu Lohe gemahlen, sind unter dem Namen Schmack der vorzüglichste Gärbstoff zur Corduanbereitung. Früchte und Wurzeln haben rothen und gelben Färbestoff. Erstere werden im Oriente als Eingemachtes verspeiset. In Teutschland ist der Hirschbaum Zierstrauch; eine forstliche Behandlung erlaubt das Klima nicht. (*Benicken.*)

Hirschbein, s. Hirschherzbein.

HIRSCHBERG, 1) im schweizer. Kanton Appenzell, s. Oberegg. (*R.*)

2) Auch Hirzberg genannt, Burgruine an der Westgränze des Odenwaldes und uralte Dynastenfamilie, s. Leutershausen u. Stralenberg. (*Thom. Alfr. Leger.*)

3) Amt im reußischen Fürstenthume Ebersdorf-Lobenstein, an Baiern, Sachsen und einige reußische Ämter gränzend, bewässert von der Saale und einigen Bächen, war unter dem Namen Pflege Hirschberg eine

4) Die Namen der merkwürdigsten s. bei *Crusius* l. l. paralipom. p. 50sq. 5) Omnis enim nostri sacratissimi (sagt Trithemius a. a. O. p. 250 bei dem Abte Johann, der 1265 gewählt worden war) patris Benedicti observantia tempore hujus abbatis in omnibus paene monasteriis Germanicae nationis usque adeo defecerat, ut pristinae institutionis vestigium nullum in moribus cerneretur. Omnia corrupta erant, omnia collapsa, monachi simul cum abbatibus in praecipitium vitiorum corruerunt. Nemo hanc ordinis nostri deformationem curabat, nemo condoluisse visus est, non rex, non papa, non principes, non denique praesul ullus de monachorum deformatione quippiam cogitavit. Unde, sagt er dann, factum est, ut abbatum hujus monasterii gesta et actitata ad nostram memoriam abhinc usque ad Fridericum abbatem XXXVII. paucissima sint deducta propter temporum obscuritatem et negligentiam ignorantiamque monachorum. 6) Nam postesquam (sagt er S. 297) amor et studium litterarum a monachis deficere coepit, una cum disciplina observantiae regularis: mirandum non est, si nec monasteriorum suorum conditiones pro tempore saepius variatas nec successiones actaque suorum litteris mandaverint abbatum. Und unwillig ruft er bald darauf ihnen zu: O jam sepulti, ignavi homines vivi, quorum peribit memoria cum sonitu quum sitis asinini ac rudis ingenii, palam ostenditis, qui bonum contemnitis historiarum quod assequi non potestis.

*) Seine Inaugural-Dissert. handelt de furtis. **) Vgl. Jöcher gel. Lexik. Bd. 2. S. 1627. Lipenius Biblioth. jurid. und Schott Suppl. dazu.

Zeit lang Reichsafterlehn, enthält 1 Stadt, einige Dörfer und Rittergüter; man treibt einigen Bergbau auf Eisen. Die Einwohner betragen gegen 2500. 4) Stadt in diesem Amte an der Saale, hat Bergschloß mit Amthaus, Bergamt, gute Bierbrauerei, Lederbereitung, Fabriken in Baumwollen- und Wollenwaren, 13 — 1400 Einw. (*G. F. Winkler.*)

5) Ein im Bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, an einem großen Teiche gelegener Marktflecken mit 1 Hospital, über 1400 Einw. in 240 Häusern, viel Kattunweberei †). 6) Auch im Kreise ob dem Manhartsberge des östreich. Landes unter der Ens liegt ein Ort dieses Namens ††), so wie 7) zwei Berge, wovon der eine in der Gegend von Karlsbad, unter welchem man die Quelle des an letztern Orte befindlichen Sprudels vermuthet hat, der andre aber im Traunkreise des östr. Landes ob der Ens liegt und 4680 Fuß hoch ist. (*R.*)

8) Stadt im königl. preuß. Reg. Bez. Arnsberg, Kreis Arnsberg, hatte (im J. 1819) 116 Häuser, mit 710 Katholiken und 33 Juden; besitzt einen Wald von 1779 Morgen, Leinweberei. (*Rauschenbusch.*)

9) Kreisstadt in der königl. preuß. Provinz Schlesien und deren Regirungsbezirk Liegnitz, von da im SW. 6¼ Meilen, unter 50° 54′ 59″ n. Br. 33° 21′ 40″ östl. L., 997 — 1046 Fuß über der Ostsee; am Fuße des hohen Riesengebirges; zwischen dem linken Ufer des Bobers und dem rechten des hier mündenden Zacken; auf einem Hügel, mit doppelter Ringmauer, einem zum Theil ausgeschütteten Graben, einem Damm als Rest des Walles, vielen Gärten, und den 3, mit den 3 Thoren gleichnamigen Vorstädten, der Schildauer-, Langgassen- und Burgvorstadt, zu welcher letztern, jenseits der massiven Nepomukbrücke über den Bober, die Sechsstädte und die Waldhäuser, und jenseits der Zackenbrücke die Rosenau und die Pappelhäuser gehören. Die innere Stadt mit 10 Gassen und einem Ringe von massiven Laubengängen umgeben, zählt 250, die ganze Stadt 803 meist steinerne, zum Theil gothische Wohnhäuser, 273 Ställe, Scheuern und Schoppen, 19 öffentliche und 27 Fabrikgebäude; Einwohner 6572, evangelisch 5617, katholisch 871, jüdisch 84. Standquartier für Kommando und Stamm vom 2ten Bataillon und der Eskadron des 7ten Landwehr-Regiments, nebst einem Landwehr-Zeughause. Ein landräthliches, ein Kreissteuer-, ein Nebengränzzoll-, ein Postamt; ein Land- und Stadtgericht. Polizei und Nachschau oder Nachmessen der Schleier und Linnen und der Garne auf dem Wochenmarkt (statt des vormaligen Oberschauamtes) hat der Magistrat. Ein Rathhaus mit Keller und Wage. Eine katholische Pfarrkirche St. Erasmi, gegründet 1108, steinern durch den Herzog Bernhard 1304, evangel. von 1524 — 1629, ein schöner gothischer Tempel, 85 Ellen lang, 46 breit, 42 hoch; der Thurm 150 Ellen; Orgel von Casparini mit 46 Zügen und 41 blasenden Stimmen; das Hochaltar mit der Verklärung Christi auf Tabor, 2 Sakristeien, Kaffari'sche Kapelle. Vor der Pfarrkirche auf hoher Säule Maria Statue aus feinem Sandstein, errichtet vom Erzpriester Kaffart 1712. Drei kath. Nebenkirchen: a) St. Anna, erbaut 1514; b) St. Mariä; c) Begräbnißkirche in der Vorstadt, auf dem heil. Geist Kirchhofe. Kirche und Platz von Evangelischen und Katholischen benutzt. Hier schönes Denkmal der 1813 in der Schlacht bei Lützen verwundeten und am 30. Mai hier entschlafenen drei preuß. Officiere: Major von Pfuhl, Hauptmann v. Schenkendorf, und Lieutenant v. Zenge. Eine kathol. Schule mit 2 Lehrern, 1 kathol. Pfarr- und 1 Schulhaus. Eine evangel. Pfarrkirche zum Kreuze Christi in der Schildauer Vorstadt. Sie ist eine durch Karl XII. von Schweden 1707 in der Altranstädter Convention vom Kaiser Joseph I. erwirkte Gnadenkirche, wofür aber der Kaiser 3000 Dukaten Geschenk, und 100,000 Gulden Darlehn der Hirschberger empfing. Sie ist steinern, in Kreuzes Form, nach dem Muster der Stockholmer 1709 bis 1718 erbaut, mit 6 Ellen starken Mauern; im Innern 80 Ellen lang, 70 breit, und bis zur Kuppel 36 Ellen hoch; mit einem über ihr erbauten Thurme, großer Sakristei, herrlicher Orgel von 3936 Pfeifen in 68 Registern, nebst Glockenspiel, durch Röder, Erbauer der Magdalenenorgel zu Breslau, als Geschenk des Kaufmann Christian Menzel 1725 — 27 erbaut. Das Plafond mit schönen Gemälden al fresco; Taufstein aus Marmor mit Basreliefs aus Alabaster; Luthers 1817 am 31. Oktober aufgestelltes Brustbild aus Bronce von Schadow in Berlin, das einzige dieses Meisters. Auch wird auf dem Orgelchore noch die eiserne Partisane mit kaiserl. Adler gezeigt, womit 1709 am 22. April der Bauplatz abgesteckt wurde, und auf dem umgebenden Kirchhofe als schönstes Denkmal vieler das des Kaufmann Franz, aus kararischem Marmor von Pettrich in Dresden gefertigt. Eine Kirchenbibliothek. Vier Geistliche. — Ein städtisches evangelisches Gymnasium mit 9 Lehrern, 5 Klassen, Bibliothek und Apparaten. Das Gebäude, mit für die Geistlichen, erbaut 1709 — 12 auf Kosten des Herrn von Morenthal. Ferner: eine evangelische Elementar-Bürgerschule, mit 6 Lehrern, 5 Klassen, musterhafter Einrichtung und schönem Gebäude seit 1827. Eine Industrieschule für Töchter aller Einwohner, gegründet 1810, durch die Kaufmannswitwe Franz; sie schenkte Haus und Kapital. Deßgleichen ein Privatwaisenhaus, gestiftet von der Familie v. Buchs. Ein Armenhaus, gegründet 1774, erzieht bis 40 arme Kinder, und herbergt 15 — 20 alte Bürger. Ein evangelisches Hospital corporis Christi mit 15 Hospitaliten. Ein evangel. Hospital für 12 Männer. Ein Selenhaus oder Stift aller Selen für 12 und mehr Männer und Frauen. — Eine Hauptarmen-, eine Hospital- und eine Privatarmenkasse. Diese 3 gewährten 1827 der verwaltenden Armendirektion 5738 Rthlr. 16 Sgr. 1 Pf. zur Pflege und Betheilung für 270 Hospitaliten und Arme. Außerdem bestehen noch verschiedene Armen-Legat-Fundationen, Stipendien für Schüler und Stu-

†) Weim. Handb. 1ste Abth. 2r Bd. S. 339. ††) a. a. O. S. 194.

birende, und einige Fonds zur Betheiligung von Prediger- und Schullehrerwitwen. — Sparkasse, seit 1825, mit 4½ Procent Verzinsung der vollen eingelegten Thaler. Gute Feuerlöschanstalt, Straßenbeleuchtung; und in gewerblicher Hinsicht: 1 Apotheke, 2 Brauereien, 22 Brennereien, 2 Buchdruckereien, 1 Steindruckerei, 1 Kattundruckerei; 8 Bleichen, 6 Färbereien, 3 Roß-, 1 Wassermangel, 2 Leinwand-, 1 Tuchwalke, 2 Bretschneiden, 3 Wassermehlmühlen, 1 Porzellanfabrik, 1 Ziegelei, 12 Töpfereien; 1 Zuckersiederei mit 5 Pfannen, errichtet im J. 1774; 15 Tuch- und Woll-, 7 Strumpf-, 10 Baumwollenstühle, und 55 Stühle zu Leinwand und Schleier. Handel durch 68 Kaufleute, worunter 2 Buch-, 21 Leinwand- und Schleierhandlungen, mit 3058 Ztnr. Ausfuhr linnener Waren im J. 1828. Die Kunst der Schleierweberei wurde in der Mitte des 16ten Jahrh. durch einen aus den Niederlanden zurück kehrenden Hutmachergesellen nach H. gebracht, durch den 30jährigen Krieg fast wieder vernichtet, aber auf's Neue gehoben und verbessert durch den Bürgermeister Flode, der mehrere Reisen deßhalb ins Ausland machte, und dafür auch 1685 den 9. Jul. mit dem zugetheilten Namen „von Ehrenschild" in den Adelstand erhoben wurde. — Wöchentlich ein Garn- und ein Getreidemarkt. Jährlich 3 Kram- und Viehmärkte, und ein besonderer Viehmarkt. Ackerbau der Vorstädter mit 1410 Scheffel Aussat. — Ein Schießhaus, 3tägiges Pfingstschießen der Bürger; besonderes Kaufmannsschießen. Verschiedene Ressourcen. Doch mehr als diese laden zum Genuß die höchsten Reize der schlesischen Gebirgsnatur in dem allgepriesenen Hirschberger Thale, das man von dem Hausberge, dem Helikon und dem Kavalierberge, dem nächsten bei der Stadt, auch Pflanzberg und Favrat genannt, in seinen schönsten Theilen übersehen kann. Auch gehören die seit 1778 auf dem letzten Berge, der damals Galgenberg hieß, und von einem durch den Oberst-Lieutenant Favrat darauf angelegten Schanzwerke, Kavalier genannt, seinen neuen Namen erhielt, gemachten öffentlichen und Privat-Gartenanlagen zu dem angenehmsten Lustorte der entzückenden Gegend. Der Hausberg trägt statt der ehemaligen alten Burg eine von den Bürgern und Fremden ebenfalls der schönen Aussicht wegen gern besuchte Schankanstalt. — Von den Anlagen und den Phantasieplätzchen eines Stadtdirektors Schönau, aus dem Ende des 18ten Jahrh., auf dem Helikon ist jedoch nur noch der Name des Musenberges vorhanden. Der Name der Stadt selbst und ihr Wappen, welches einen Hirsch enthält, deuten auf den einst sehr reichen Wildstand dieser Gegend, und auf teutschen Ursprung der Stadt. Sie soll schon 1002 als kleiner Ort vorhanden gewesen seyn. Der poln. Herzog Boleslaus III. (Schiefmaul), ihr wahrscheinlich erster Gründer, umgab sie 1108 mit Mauern und Graben, baute die erste hölzerne Kirche, und führte 1111 zu ihrem Schutz, links vom Zacken, auf dem jetzigen Hausberge eine Burg auf, welche das Hirschberger Haus, auch wohl das Haus am Pechwinkel (soll heißen: am Winkel der Bäche) genannt worden ist. 1241 ward Hirschberg durch Herzog Boleslaus von Liegnitz erweitert, 1303 von dem ersten Hauptbrande betroffen, 1348 zur Weichbildstadt erhoben; 1427 den 13., 17. und 18. Sept. nebst der Burg auf dem Hausberge, vergebens von den Hussiten bestürmt. Aus Furcht vor diesen befahl Landeshauptmann Albrecht von Kolditz 1433 das Abtragen der Burg. 1549 legte eine Feuersbrunst die ganze Stadt in Asche, dieß thaten abermals 1634 den 19. Jul., östreich'sche Rotten, welche die Bürger abwehrten, die 1640, vereinigt mit der schwedischen Besatzung, zwei Mal die Stadt gegen die Östreicher unter General Golz vom 19. bis 27. Jul., und vom 6. Sept. bis 9. Nov. vertheidigten. Nach dem 30jährigen Kriege gründeten Schleierweberei und Leinwandhandel einen blühenden Wohlstand. — Die Gnadenkirche wurde erbaut 1709. — Der erste und besonders der zweite schlesische Krieg 1745, verursachten besonders durch die harten Contributionen der Östreicher 164,666 Rthlr. Schulden. Auch der 7jährige Krieg brachte große Leiden und 395,100 Thaler Schulden. Doch nach ihm erreichte Hirschbergs Handel seinen höchsten Aufschwung, der bis 1807 diese Stadt zu einer der wohlhabendsten und stolzesten Handelsstädte der Provinz machte; allein diesen Wohlstand hat das leidige Continentalsystem, zu dem Preußen durch das Unglück der Jahre 1806 u. 7 gezwungen wurde, so schnell und gänzlich vernichtet, daß der Hirschberger Handel jetzt kaum noch den zehnten Theil seines vorherigen Umfanges genießt. (*J. G. Knie.*)

HIRSCHBERG (Geneal.), 1) ein im Anfang des 13ten Jahrh. schon ausgestorbenes gräfliches Geschlecht in Franken, das zur Errichtung des Bisthums Eichstedt einen Theil seiner Besitzungen hingab, und bei seinem Erlöschen Alles, was es hatte, dem nämlichen Bisthume vermachte. Man hält den Grafen Schweigken, den Sohn des Grafen Bruno, einen treuen Bundesgenossen des Herzogs Utilo von Baiern gegen König Pipin, welcher mit Einwilligung dieses Herzogs als seines Landesherrn, einen Theil seiner Güter zur Stiftung von Eichstedt im J. 740 hergab, für den Stammvater des Hauses. Der Graf Ernst v. H., einer der Anführer unter Kaiser Heinrich gegen die Hunnen im J. 933, welcher das Schloß Hirschberg besaß, gilt für einen Nachkommen des Obengenannten. Seine Söhne, Eberhard und Heinrich Grafen v. H. kommen in einer eichstedtischen Urkunde vom J. 949 vor. Hertwig war ein Begleiter des Kaisers Heinrich III. in dem böhmenschen Krieg 1042. Otto, einer der Mitstifter des Benediktinerklosters St. Peter auf dem Castelberg in der Oberpfalz starb 1099. Ernst II., ein Neffe von Otto, stiftete das Kloster Blankstetten 1124, worüber er und seine Nachkommen sich die Schutzvogtei vorbehielten; sein Bruder Gebhard I. war Bischof zu Eichstedt, (1142). Die Söhne von Ernst werden Gebhard III. und Konrad und Hartwich genannt. Gebhard III., der auch nach einer Urkunde von Kaiser Heinrich IV. über Salzburg 1193 als Zeuge vorkommt, war ein tapfrer Ritter, der unter den Turniergenossen zu Nürnberg 1197 erwähnt wird, und auf dem Turnier zu

Worms 1209 sich ausgezeichnet hatte; Konrad löste die früher versetzte Schutzvogtei über das Kloster Prül 1200 wieder ein, und Hartwich wurde zum Bischof von Eichstedt 1195 gewählt. In der Mitte des 13ten Jahrh. war die Blühtezeit des Hauses. Graf Gebhard IV. wurde durch seine Verheirathungen mit Elisabeth, der Tochter des Grafen Albrechts von Tirol und mit Sophie, der Tochter des Herzogs Otto von Baiern, ein mächtiger und angesehener Herr. Er erhielt mit seiner ersten Gemahlinn einen Theil von Tirol, welchen aber sein Sohn Gebhard V. an den Grafen Mainhard von Görz um 4000 Mark Silber im J. 1284 verkaufte. Gebhard und sein Bruder Johann stifteten mit ihrer Mutter Sophia das Dominikanerkloster zu Eichstedt 1280, in welchem sie auch alle drei begraben liegen. Gebhard, der nur allein und zwar mit Sophie, Gräfinn von Öttingen, verheirathet war, aber in einer kinderlosen Ehe lebte, schenkte die Schlösser Hirschberg und Sulzbach nebst Zubehör der Kirche von Eichstedt 1291. Da er der Letzte seines Geschlechtes war, veräußerte er einen großen Theil seiner Besitzungen an Eichstedt und andere geistliche Stifter und schenkte dem teutschen Orden seine Rechte auf das Dorf Wenbauer. Das Schloß Sandsee verkaufte er nebst mehreren andern Gütern und Vogteien dem Hochstift Eichstedt, nachdem die baiernschen Herzoge, als Lehnsherren, ihre Einwilligung dazu gegeben hatten 1302. Als endlich der Graf Gebhard gestorben war (1305), setzte sich Eichstedt, laut Testament, in den Besitz der übrigen Güter, obgleich mit Widerspruch der baiernschen Herzoge, als Lehnsherren, deren Einwilligung zu der Schenkung nicht eingeholt war. Der Kaiser Heinrich VII. vermittelte endlich die Einwilligung, Eichstedt blieb im Besitz, und der Kaiser bestätigte 1309 die Schenkung; die so genannte Rechtspflege aber, die Ruprechtsberge, aus 6 Dörfern bestehend, fiel an Kaiser und Reich heim. Die Reichsstadt Weißenberg wurde später damit begnadigt, wovon sie endlich Eichstedt 1680 erkaufte, wonach es denn die ganze Grafschaft besaß. Da auch der Graf Berthold von Lechsgemünd und Greisbach, an welchen Graf Gebhards Schwester Elisabeth sich verheirathet hatte, der Letzte seines Stamms war, so verzichteten beide auf die Erbschaft ihres Bruders und Schwagers, ja Berthold soll ebenfalls seine ansehnlichen Besitzungen der Kirche zu Eichstedt zu vermachen beabsichtigt haben, aber durch seinen zu Pisa erfolgten schnellen Tod (an der Pest 1327) daran verhindert worden seyn.

Das in der Oberpfalz bis jetzt noch blühende theils gräfliche theils freiherrliche Geschlecht gleiches Namens, ist nicht mit dem erwähnten zu verwechseln; früher wurde es auch Herdenberg genannt. Das Wappen der erloschenen war: im silbernen Felde ein mit den Vorderläufen in die Höhe springender Hirsch, der mit den Hinterläufen auf einem dreifachen grünen Hügel ruht; auf dem Helm ein einfaches aufrecht stehendes Hirschgeweih *).

2) Ein altes, sehr reiches und angesehenes, schon im 12ten Jahrh. in Franken blühendes Geschlecht, welches den Marktflecken Hirschberg an der Saale, nebst einer beträchtlichen Anzahl von Dörfern und Gütern besaß, solche aber nach und nach verkaufte, z. B. Hirschberg an die von Beulwitz, von denen es 1655 an die Grafen von Reuß kam. Die fränkische Linie erlosch in der Mitte des 18ten Jahrh., aber die in der Oberpfalz zu Ebnath und Schwarzenreuth, welche Bruck, Am Thurn und Weyher daselbst besitzen, existirt noch, und wurde 1790 und 1792 vom Kurfürsten Karl Theodor von Pfalzbaiern in den Grafenstand erhoben. Noch im 12ten Jahrh. schenkten die Hirschberge das Schloß Rudolphstein, am Fichtelgebirge, jetzt eine Ruine, dem Kloster Waldsassen. Im J. 1346 wurde in der Stadt Hirschberg auf dem Stammhause eine Zusammenkunft über die Angelegenheiten des Hauses gehalten; damals war es in 6 Linien, mit 18 männlichen Mitgliedern, getheilt. Hans IV., welcher 2 Höfe in benannten Dörfern dem Hospital zu Hof schenkte (1364), und sein Bruder Arnold V., Söhne von Konrad v. H., stifteten die Linie zu Weißenstadt 1360. Die Brüder verkauften das Schloß und Städtchen Berneck am weißen Main, an den Markgrafen von Brandenburg-Culmbach 1360. Hans XI., Ritter v. H., hat sich durch seine vielen Kriegszüge hervor gethan, worunter der mit Kaiser Max I. gegen den Herzog von Burgund zu Neuß 1474, der vorzüglichste war. Er zeichnete sich noch in den letzt gehaltenen Turnieren zu Würzburg 1479, zu Ansbach 1485 und zu Bamberg 1486 vortheilhaft aus. Sein Sohn Götz v. H. war baireuth'scher Amtmann 1545; mit dessen Söhnen Martin, Silvester und Hans Ernst starb diese Linie aus. Arnold VI. v. H. verkaufte am Fichtelgebirge dem Markgrafen von Baireuth 1360 die Dörfer Pernstengel, Schamalsberg, Mangoldsgrün und Metzelsreuth. Einer seiner Söhne, Hans v. H., war Domherr zu Bamberg 1370; Arnold V. v. H. war Pfleger der teutschen Ordensballei in Franken und Komthur zu Ellingen 1426; und Nikolaus v. H., Ritter zu Hohenfeld, war Mitglied des brandenburgischen Schwanenordens 1443. Walter, Ritter v. H., war Hofmeister bei dem Markgrafen von Brandenburg 1448, und von seinen Söhnen war Lorenz Domherr zu Würzburg und Bamberg 1466, und Hans VII. und Heinz v. H. pflanzten ihren Stamm weiter zu Schwarzenbach fort, der mit Andreas v. H. 1448 wieder erlosch. Michael v. H. wird 1466 als kurbrandenburgischer heimlicher Rath erwähnt. Arnold VIII. v. H. zu Grünstein turnirte 1486 zu Bamberg. Nikolaus II. v. H. war Stifter der Linie zu Förbau 1472, welche mit den Brüdern Hans Eitel und Christoph noch 1548 blühte. Levin v. H. zu Höflitz bei Eger, wurde wegen antikatholischer Grundsätze und deren Verbreitung gefangen gesetzt 1462, bis an seinen Tod. Christoph I. v. H., Mitglied der Bären-

*) Falkenstein Nordg. Alterthüm. I. 1. §. 9. 10. Hund baiern. Stammb. I. S. 90. Lucä Grafensaal. S. 209. *Tolner* hist. palat. S. 400. *Munster* cosmogr. V. S. 414.

gesellschaft, besuchte 1485 das Turnier zu Ansbach. Agnes v. H. wurde Äbtissinn des St. Klarakloſters in Hof 1502, dessen letzte Äbtissinn Amalie v. H. auch aus diesem Geschlecht war, 1564. Ludwig v. H. lebte zu Ende des 15ten Jahrh. und war Stifter der fränkischen Linie zu Ebnath; mit seiner Frau Anna von Aufseeß erzeugte er Georg v. H., brandenburg-kulmbachischen Rath und Amtmann zu Streitberg, der mit Elisabeth Pfreumbdner das Rittergut Bruck erheirathete, welches die gräfliche Linie noch besitzt. Mit den Söhnen von Wolf Adam v. H., dem kurpfälzischen Rath und Pfleger zu Wetterfeld und Cham, nämlich Hans Sigismund und Adam v. H., theilte sich das Geschlecht in zwei Linien. Hans Sigismunds Nachkommen erwarben sich theils durch Heirath, theils durch Kauf ansehnliche Besitzungen, als Wirßberg, Roth, Hampelshof, Gersenau, und Abfängermühl, wovon aber der letzte dieser Linie: Karl Bernhard v. H., brandenburg-kulmbachischer Major, nichts mehr als die Mühle besaß. Georg Peter v. H. aus dieser Linie ließ sich 1619 in Niederöstreich nieder, woselbst er Güter erwarb und in den Ritterstand aufgenommen wurde; schon am Ende dieses Jahrh. erlosch auch diese Nebenlinie. Adam v. H., Stifter der Linie zu Schwarzenreuth, ist Stammvater der schon erwähnten gräflichen Linie. Das Wappen: im silbernen Felde ein rechts springender rother Hirsch, und auf dem gekrönten Helm ein roth und silbernes Hirschgeweih **).

(*Albert Frhr. v. Boyneburg-Lengefeld.*)

HIRSCHBERGER BACH, Gränzbach zwischen dem Landgericht Bregenz in Tirol und dem baiernschen Landgericht Weiler. Er entspringt hinter dem Pfender ob Bregenz, läuft Anfangs nord-, dann ostwärts, und fällt bei Scheffau in die Rothach. (*Rumy.*)

Hirschberger Bäder, s. Warmbrunn.

HIRSCHBERGER KREIS, ein Theil des königl. preuß. Regirungsbezirkes Liegnitz, und des Fürstenthumes Jauer der Provinz Schlesien. Bis 1817 gehörte der Schönauer Kreis noch zu dem Umfange desselben; jetzt gränzt der Hirschberger im N. und NW. an den Löwenberger, im SW. und S. an Böhmen, im SO. und O. an den Landeshuter, im ONO. und NO. an den Schönauer Kreis. Sein Flächenraum beträgt 11^{00} geographische □M. Das hohe Riesengebirge erhebt sich an der Südgränze gegen Böhmen, und der Kreis ist ein liebliches Thal an dessen Fuße. Der Bober aus dem Landeshuter Kreis kommend durchströmt dasselbe, und nimmt in seinen Fluren die Lomnitz, den Zacken und die Kemnitz auf, welche sämmtlich von dem Hochgebirge hernieder rauschen. Die anziehendsten höhern und niedern Bergpartien, die Schauer der Schneegruben, die Wasserfälle des kleinen Zacken, der Kochel und der Lomnitz, und die Ruinen vieler Burgen, wie des Kynast, der Falkensteine u. s. w., erhöhen die Reize der schönen Landschaft, deren fröhliche und treuherzige Bewohner in zahlreichen freundlichen Dörfern und den beiden Städten Hirschberg und Schmiedeberg, und dem einer Stadt ähnlichen Badeorte Warmbrunn, den Boden eben so fleißig und sorgsam bebauen, als ihre Hände die feinsten Linnen und Schleier bereiten. Auch Fabriken anderer Art trifft man im Kreise, so die Glashütte zu Hoffnungsthal, das Vitriolwerk zu Schreiberhau, dem weitläufigsten Dorfe des Königreichs, und fleißige Holzschnitzer und Kräutersammler (Laboranten) in den höhern Dörfern des Gebirges. Die Städte zählten i. J. 1828: 8672 evangelische, 1479 katholische und 84 jüdische Bewohner; das Land: 36,823 Evangelische, 3332 Katholiken und 1 Israeliten; und somit der ganze Kreis 50,391 Seelen. (*J. G. Knie.*)

Hirschbezoar, s. unter Hirsch, vergl. die Art. Bezoar, Concremente u. Haarballen.

HIRSCHBIRLE, auch Quittenmispel, Zwergmispel, Flöhbirke, Wildkuttenbeere ꝛc. genannt. Über das Botan. s. Mespilus Cotoneaster *Linn.* Die Steinfrucht derselben ist rundlich, oben abgeplattet und so stark genabelt, daß die 2 — 5 Steine darin fast zu sehen sind; sie wird in der Reife roth, mehlig und dünstig genießbar. Nutzen hat nur das feste und zähe Holz zu kleinen Holzarbeiten; die Reiser geben höchst dauerhafte Besen. (*Benicken.*)

Hirschbisam (Hirschthränen), s. unter Hirsch.

Hirschbock, 1) s. unter Hirsch, 2) s. Cerambyx u. Lucanus Cervus.

Hirschbremse, s. Oestrus claph.

HIRSCHBRUNFT, heißt sowohl der Begattungstrieb als die Zeit und Art des Begattungsaktes selbst beim Hirsche.

Der Edelhirsch tritt zu Anfange Septembers, nach dem Weidmannsausdrucke um Egidii, auf die Brunft, bei schlechtem Wildstand oft auch erst um die Mitte und gegen das Ende des genannten Monats. Die Brunftzeit (d. i. die Dauer des Begattungsreizes) währt 5 — 6 Wochen. Schon zu Ende Augusts treten die Hirsche aus einander und jeder sucht sein Thier oder Wild. Sie wissen ihre früheren Brunftplätze (Brunftplane) genau wieder zu finden, vernehmen bald durch den Wind, wo Thiere vorhanden sind und ziehen mit der Nase auf dem Boden ihnen nach. Bei dem Wilde, dem er zuerst sich zugesellt, bleibt der Edelhirsch gern die ganze Brunft hindurch. Die schlechtern (jüngern) Hirsche, die Spießer und Gabler, die sich bei dem Wild im Trupp oder Rudel bisher gehalten, werden von den Kapitalhirschen bald abgejagt, und müssen den Platz räumen, den diese (Platzhirsche) einnehmen und gegen einander wie gegen jene zu behaupten suchen. Deßhalb müssen dieselben von fern herum ziehen und die alten allein ihre Lust und Buhlschaft genießen lassen; es sei denn, daß ein junger sich eine Geuß raube, oder der Platzhirsch entkräftet wäre und seinem jüngern Nebenbuhler, bei dem sich ohnehin die Brunft etwa 14 Tage später einstellt, freiwillig den Brunftplan räume. Finden sich mehrere gute Hirsche bei einem Rudel Wild

**) Biedermanns Geschlechtsregister des voigtländ. Mels. Tab. CCX. Seiferts Geneal. Tab. Lang Adelsb. des K. Baiern.

zusammen, so kämpfen sie um ihre Bräute und Brunst mit gewaltigem Muthe, schlagen und stoßen mit den Geweihen an und in einander, daß man den Schall, — als ob starke Stangen zerbrochen würden — weit vernehmen kann. Auch hat man Beispiele, daß sie sich mit den Geweihen so verkämpft und verwickelt gehabt, daß sie mit einander liegen geblieben und verendet, auch die Geweihe nicht unzerbrochen aus einander zu bringen gewesen sind. Manchmal spießen sie sich so, daß einer davon verendet oder doch auf lange Zeit zum Kümmerer (kränklich) geworden. Überhaupt ist in der Brunft der Hirsch nicht das sonst so furchtsame Thier; er nimmt Jäger und Hunde wüthend an und mancher brave Weidmann ward schon — wenn seine Kugel gefehlt hatte — des Brunsthirsches Opfer. Anfangs der Brunst beginnen die alten Edelhirsche ein dumpfes Geschrei (Orgeln), das mit dem Wachsen des Triebes stets heftiger und stärker wird. Dabei schwellen ihnen die Hälse, auch werden sie unter dem Leibe vom Verschütten des Samens ganz schwarz (Brand, Brunftschild); was sich erst bei der Herbstfärbung wieder verliert. Ehe der Hirsch den Beschlag vollbringt — was in sehr kurzer Zeit vollführt wird und wonach er mit und hinter dem Wilde während der ganzen Brunftdauer umher zieht — jagt er sich mit dem Thiere herum. Nach vollendeter Brunftzeit gesellt er sich wieder mit seines Gleichen, unbekümmert um das Wild.

Der Dambirsch tritt einen Monat später als der Edelhirsch auf die Brunst, wo dem Kapitalschaufler der Hals und das Kurzwildpret anschwellen, auch ein bockartiger Geruch von ihm ausgeht. Er schreiet gleichfalls während der Brunst, doch nicht so stark als der Edelhirsch, aber kürzer und in hellerm Tone, ähnlich dem Zuglaute der Kraniche. Eben so treibt er das Thier im Anfange der Brunst herum, bringt es jedoch bald zum Stehen, beschlägt es dann rasch und erhält von dem an das Gattenrecht unbestritten, es sei denn, daß er im Kampfe mit seinem Nebenbuhler unterliege. Die Brunftzeit des Damhirsches dauert etwa 4 Wochen; wobei die Kapitalschaufler zuerst auf längstens 8 Tage auftreten und dann geringern Schauflern Platz machen. Der Damhirsch erhält ebenfalls ein Brunftschild am Leibe, ermattet aber, bei kürzerer Dauer der Brunst und minderer Gier, weniger als der Edelhirsch.

Der Elchhirsch tritt Ende Augusts auf die Brunft, ergeht selten — bei heiterm Wetter nie — kämpft aber hartnäckig und mit hochgesträubter Mähne um den Vorrang mit seinen Nebenbuhlern. Der stärkste Schaufler bleibt meistens Sieger und die von ihm abgekämpften Elche suchen andres Wild auf. Die geringern Hirsche, deren Geschlechtstrieb keine Befriedigung erlangt, rennen dann wie wüthend sogar in Feldern und in der Nähe von Wohnstätten umher und magern eben so ab als die begünstigtesten Schaufler.

Der Elchhirsch treibt — wie der Stier — das Wild mit niederhangendem Kopfe vor sich her und vollführt eilig den Beschlag; worauf er nicht absteigt, sondern wartet, bis das Thier durch Hervorrücken unter ihm sich seiner entledigt. Seine Brunftgier gleicht der des Edelhirsches; auch äset er dabei wenig, fuhlt sich aber oft und gern. Er wird, da die Brunft bis Ende Septembers währt, sehr entkräftet.

Der Rennhirsch tritt Ende Oktobers und Anfang Novembers auf die Brunft, welche gerade so wie die des Elchhirsches verlauft. Er treibt das Thier sehr, weil bei diesem der Begattungstrieb später eintritt; den Beschlag vollzieht er gemächlich mit vielem Zaudern; dann rückt das Thier unter ihm hervor und setzt ihn ab.

Die Frage über die eigentliche Brunftzeit des Rehhirsches ist bis jetzt noch immer nicht definitiv entschieden, wahrscheinlich ist es der November oder December. Weil nämlich der Rehhirsch im August stark aufs Blatt läuft, am Kurzwildpret auffallend stark ist, sein völlig Geweih trägt, oft von Jägern Schmalricken oder alte Geltricken treibend und beschlagend gesehen worden ist, hat sich schon vor Döbels Zeit (1720 — 60) die Meinung verbreitet, als sei im genannten Monate die Brunftzeit des Rehhirsches. Merkwürdige Data zu Gunsten dieser Sommerbrunst finden sich in Döbels Jägerpraktika Th. I. Kap. 6., in v. Wildungens Taschenbuche f. d. J. 1794, 1797, 1809 — 12, in Laurops und Fischers Sylvan f. d. J. 1813, 1817, 1818 und in Hartigs Forst- und Jagdarchive von und für Preußen, I. Jahrg. 1stes Heft. Döbel selbst, vorzüglich aber der scharfsinnige D. aus dem Winkell in seinem bekannten Handbuche und in zwei gediegnen Aufsätzen in Wildungens Taschenbuche f. d. J. 1808 und in dessen Weidmanns Feierabenden f. d. J. 1819, haben sehr gründliche Untersuchungen gegen jene Ansicht dargelegt, die Unmöglichkeit einer fruchtbaren Augustbrunst der Rehhirsche zwar nicht erwiesen, aber doch mit hoher Wahrscheinlichkeit erörtert, daß es allerdings im August eine Rehhirschbrunst gebe (Sommerbrunst, Afterbrunst), welche jedoch nur ein Geilheitsversuch oder eine Vorbereitung der Schmalricken zur Empfängniß sei, die bei der Decemberbrunst (Spätherbstbrunst, echte Brunst) allein Statt finde. Ihr Hauptbeweis stützt sich auf die Thatsachen: daß in keiner vom August bis zum December aufgebrochnen Rike jemals ein Embryo gefunden worden, auch der Rehhirsch gerade im November und December in seiner höchsten Kraft sei; eben so führen sie mit Recht an, daß, falls die Sommerbrunst echt wäre, die Rike gerade einen Monat länger hochbeschlagen gehen müßte als das Edelwild, dieß aber wider die Regel der Natur seyn würde, der gemäß die Tragzeit sich nach der Körpergröße der Thiere richtet.

Übrigens geht des Rehhirsches Brunft nicht so geräuschvoll vor sich, als die andrer Hirscharten; doch kämpft er mit seinem Nebenbuhler oft auf Tod und Leben, muß auch die Rike — weil sie ihm den ersten Beschlag jedes Mal weigert — eine Zeit lang treiben, ist dann aber des Gattenrechts gewiß. (*Benicken.*)

HIRSCHBRUNST, HIRSCHSCHWAMM, heißen zwei Gattungen Schwämme. 1) H. oder Hirsch-

trüffel; über das Botanische s. Lycoperdon cervinum. Er wurde sonst wegen seiner reizenden und treibenden Kraft als Arzneimittel beim Vieh gebraucht. 100 Pfd. kosten 12 Gulden, im Kleinen das Pfund 12 Kreuzer. 2) H. oder Gichtschwamm u. s., soll medizinische Kräfte besitzen, und wird zu mancherlei abergläubischen Dingen gemißbraucht. S. Phallus impudicus.

(*Fr. Thon.*)

Hirschbühl, s. unter Loser.

Hirschbürsche, s. Bürschen.

Hirschdascille, s. Dascillus.

HIRSCHDORN, auch Kreuzdorn, Blasendorn, Schießbeere, Sinngrün, Rheinbeere ꝛc. genannt; über das Botan. s. Rhamnus catharticus *Linn.* Die Steinfrucht ist unreif grün, reif (September) schwarz, rund, eingedrückt mit seinem, vertieftem Nabel, voll grasgrünen bittern Saftes, und hat vier, eckig-ovale braune Steine. Standort: Hecken und Feldhölzer in Thon, Letten und Kalk mit untermischter Dammerde auf feuchtem, mindestens frischem Grunde. Die Fortpflanzung geschieht durch Ableger, Stecklinge und Ansat in frischem Boden, auch mittels Forttragen der Waldvögel. Der Same liegt ein Jahr, des Strauches Wachsthum ist langsam. Brauchbar ist das Holz zu kleinem Nutz- und Werkholze, besonders das Kernholz und die Wurzelmaser für Drechsler und Schreiner. Rinde und Früchte geben Färbematerial in grün und gelb (frisch) und braun (gedörrt); letztere sind officinell. In Frankreich verfertigt man von ihnen das Blasengrün (Verd de vessie). Der Forstmann duldet den Hirschdorn gern im Unterholze, benutzt ihn auch zu dauerhaften Waldhecken.

(*Benicken.*)

Hirschducaten, s. Ducaten.

HIRSCHE (vier) auf der Esche Ygdrasil, bezeichnen die Winde, wenn Ygdrasil, wie man gewöhnlich annimmt [1]), die Vorstellung der Welt im Kleinen ist; ist diese Bild des menschlichen Lebens in seinem Bestande [2]), so sollen sie Geisteskrankheiten anzeigen. Es liegt auch in ihren, wie in allen nordischen Götternamen etwas Entscheidendes. Ihre Namen nennt Grimnis-Mal [3]): Dainn, Dualin, Duneyr und Durathror. Sie rennen umher in der Esche Zweigen und beißen die Knospen ab. Die ersten beiden Namen führen auch 2 Zwerge, welche die Weltenden bezeichnen. Dainn, der Schwindelerregende, Dualin der Einschläfernde, Duneyr, fremitui (tempestati) adsuetus [4]), der Geheulfröhliche, Geräuschliebende, Durathror, fores frangendo validus, der Thürstarke, weil er sie bricht. Die 2 ersten sollen sanft wehende, Schlaf erzeugende, die 2 letzten daher stürmende Winde andeuten. Nach Mone sind die Hirsche der Gegensatz der Schlangen, welche die Rinde des Baumes benagen. Die Hirsche zerfressen die Esche von oben, Nidhaogr zerbeißt sie unten. Der Hirsch, ein Bild des Unstäten, ein Bild des Geistes, der keine Selbstständigkeit und Festigkeit hat; Flüchtigkeit, Furcht, Wachsamkeit und u. s. w. sind Eigenschaften des Hirsches. Dieß wendet Mone auf den Geist des Menschen an: „Viel sind der bösen Anlagen im Menschen, viele der Schlangen unter Ygdrasil, die an der Lebenswurzel nagen und deren Namen wahrscheinlich Wortbilder für Sünden und Laster sind. Die Hirsche und ihre Namen [5]) geben zu diesen Schlangen den Gegensatz; denn der Geist hat seine Krankheiten, wie der Leib, nämlich: Dummheit und Raserei, Erschrockenheit und Unruhe, Beides sind Gegensätze, die den Geist zerrütten, daher fressen die Hirsche das grüne Laub, die gesunden Gedanken."

(*Schincke.*)

Hirscheber, s. Sus Babirussa.

Hirschegras, s. Scirpus sylvaticus.

Hirscheid, s. Hirschaid.

HIRSCHEL (Leo Elias), am 8. Oktober 1741 zu Berlin von jüdischen Ältern geboren, erhielt seine Bildung in dem dortigen Joachimsthaler Gymnasium, dann zu Harderwyk, Berlin und Halle, promovirte 1763 an letzterm Orte, lebte als geachteter praktischer Arzt in seiner Vaterstadt und starb im December 1772. Außer Aufsätzen in den Berliner Mannichfaltigkeiten, Berliner Magaz. und Berlin. Sammlungen und der Diss. de morbis melancholicomaniacis (Hal. 1763. 4.) schrieb er Betrachtungen über den innerlichen Gebrauch des Mercurii sublimati corrosivi (Berl. 1763. vermehrt 1765. 8.); Beiträge zu den Betrachtungen (das. 1767. 8.); Briefe über verschiedene Gegenstände aus dem Reiche der Arzneiwissenschaft (3 Thle. Das. 1768 — 71. 8.); Gedanken üb. d. Heilungsart der hinfallenden Sucht (das. 1767. vermehrt 1770. 8.); Gedanken von der Starrsucht oder Catalepsis (das. 1769. 8.); Abhandl. von d. Vorbauungs- und Vorbereitungsmitteln bei den Pocken (das. 1770. 8.); vermischte Beobachtungen und Gedanken (das. 1772. 8.) und medicinische Nebenstunden (das. 1772. 8.) *).

(*R.*)

Hirschende, s. Hirsch, Hirschgeweih u. Ansprechen (1ste Sect. IV, 235 ff.).

HIRSCHENHOF, eine Krondomäne im Kirchspiel Linden, im wendenschen Kreise der Statthalterschaft Riga (Liefland), mit einer teutschen Kolonie von 400 Personen. Die vorher hier befindlichen lettischen Kronbauern wurden bei der Anlegung der Kolonie im J. 1786 auf andere Krongüter versetzt, so daß etwa nur 10 — 12 Achtler zurück blieben. Ein von der Krone als Aufseher über die Kolonie gesetzter und besoldeter Kapitän

1) *Legis* Edda. Th. 2. S. 176. *Thorlacius* in Antiq. boreal. Observ. miscell. III, 54. VII, 184. Universae naturae emblema. 2) Mone Gesch. d. Heidenth. Th. 1. S. 359. 3) Grimnis-Mal. 33. 4) *Finn-Magnussen* Lexic. Myth. p. 48.

5) Dem Glossar. der Edda zu Folge soll die Dualin der Begriff des Irren, Schläfrigen, Blödsinnigen, also des Wahnsinns überhaupt; in Dainn der Begriff dessen, dem es ins Ohr donnert, dem beständig das Ohr klingt, also des Schreckens und der Furcht; und in Durathror der Begriff dessen, was auch dem leichtesten Schlummer widersteht, der Unruhe, die immer wacht, liegen. S. 361.

*) Baldinger jetztleb. Ärzte. 1r Th. 3s Stck. S. 143. Adelung's Forts. zu Jöcher's Gelehrtenler. 2r Bd. 2021. 22. Meusel's Lexik. d. verst. teutsch. Schriftst. 5r Bd. S. 534. 35.

besorgt die nöthige Ordnung und die Beilegung der etwa vorfallenden Streitigkeiten unter den Kolonisten-Familien. (*J. C. Petri.*)

HIRSCHENSCHLAG, ein im Kreise ob dem Manhartsberge des östreich. Landes unter der Ens gelegenes Fabrikdorf mit 1 Glashütte und 1 Potaschensiederei **). (*R.*)

Hirschensprung, s. Karlsbad.

HIRSCHENSTAND, ein im Elbogner Kreise des Königreichs Böhmen gelegenes Dorf mit 1 Alaun- und Vitriolsiederei †). (*R.*)

HIRSCHFÄHRTE, heißt der Eindruck, den die Schalen und Ballen beim Auftreten des Hirsches im Boden hinterlassen. Aus ihr erkennt der hirschgerechte Weidmann das Alter, Geschlecht, die Gangarten und Stärke des Hochwildes; durch sie weiß er den Kapitalhirsch vom andern Wilde im Gange, Trabe, in der Flucht selbst, die alten, hochbeschlagnen oder gelten Thiere von den jagdbaren Hirschen, die jüngern hochbeschlagnen oder gelten Thiere von den geringen Hirschen nicht bloß zu unterscheiden, sondern auch jegliches Stückes Schwere in runder Zahl anzugeben.

Der jagdbare Hirsch, zu dessen Erkenntniß Behufs seiner Fahung das Unterscheiden der Fährten eigentlich da ist, hat folgende allgemeine Fährtzeichen. Die Länge seiner Fährte ist 3½", die Breite 2½"; die Schalen sind stumpf (beim Thiere schmal und gespitzt), die Ballen lang, breit, stark, tief und in Herzgestalt eingedrückt; die Hinterfährte steht 2 bis 3" rückwärts der Vorderfährte (das Thier tritt mit den Hinterläufen in die Vorderfährte). Vom geringern Hirsch unterscheidet er sich leicht; denn der Spießer z. B. hat kleine scharfe Spitzen an den Schalen, ein hochstehendes und spitzes Geäfter (s. den Art.), und erst mit zunehmendem Alter nähern diese Zeichen sich allmälig den Zeichen der Jagdbarkeit.

Die gerechten Fährtzeichen des edlen Hirsches sind:

1) Der Schrank oder das Schränken. Der Hirsch tritt jederzeit aus einander, so daß die Tritte des rechten und linken Laufs nicht gerade hinter einander stehen. Dieß thut das hochbeschlagne Thier auch bisweilen, doch ohne Fortdauer und selten 2 — 4 Fährten nach einander. Dieß ist der Schrank, ein sehr gerechtes Zeichen, an dem man die Breite und Feiste des Hirsches erkennt. Je breiter nämlich die Fährten aus einander, desto feister und breiter der Hirsch.

2) Der Schritt. Der Hirsch schreitet weiter als das Thier, und zwar schon im Alter von vier Jahren. Wenn er — von der Schalenspitze der Hinterfährte bis an denselben Punkt der Vorderfährte gerechnet — 2½' weit schreitet, so ist er als jagdbar (s. den Art.) anzusprechen und kann 10 Enden tragen. Der Schritt ist ein sehr gerechtes Zeichen in jedem Boden.

3) Der Zwang, das Zwängen, ist das Zurückdrängen des Erdreichs durch den festen und ausgreifenden Auftritt des kräftigen Hirsches.

4) Der Burgstall, das Grimmen nennt der gerechte Weidmann eine kleine gewölbte Erhabenheit, welche sich längs der Mitte des Trittes ausdehnt und durch das feste Vorwärtsdrücken der Ballen entsteht. Ein gerechtes Zeichen im feuchten Lehm- und Sandboden.

5) Der Beitritt. Ihn macht der Hirsch dadurch, daß er mit dem Hinterlauf etwa ½ — 1" auswärts neben der Vorderfährte tritt. Nach diesem Zeichen spricht man regelmäßig den Feisthirsch an; seltner und nie fortgesetzt macht auch das hochbeschlagne Thier den Beitritt; was jedoch, da Tragzeit und Feistzeit nicht zusammen treffen, den gerechten Jäger nicht irren kann.

6) Der Kreuztritt erscheint, wenn der Hirsch mit den hintern Schalen so in die vordern tritt, daß durch das kreuzförmige Spalten derselben in jeder drei Ballen sichtbar werden.

7) Das Hinterlassen nennt man das gerade Zurückbleiben der Hinterfährte rückwärts der Vorderfährte. Der Abstand beträgt 1½ — 2", und ist dieß ein sehr gerechtes Zeichen alter und feister Hirsche.

8) Das Zeichen der 4 Ballen, das Ballenzeichen, findet meist bei schlechten Hirschen Statt, wenn sie übereilen, d. h. mit den hintern Schalen gerad' über die vordern treten. Nicht immer indeß werden alle 4 Ballen sichtbar.

9) Das Blenden erscheint, wenn der Hirsch so gerade in die Vorderfährte tritt, daß diese etwas länger und breiter wird. Der gerechte Jäger wird bei diesem Zeichen wohl beachten, ob sich in der Fährte 2 oder 4 Tritte darstellen, indem sonst leicht ein schlechter Hirsch als gut und jagdbar angesprochen werden kann.

10) Der Schluß ist vorhanden, wenn der Hirsch den Hinterlauf so genau in die Vorderfüße setzt, daß sie wie ein einfacher Tritt aussieht.

11) Der Bürzel ist der kleine Hügel, welcher beim Schluß in gutem Boden mitunter da erscheint, wo die Schalen und Ballen in der Fährte zusammen stoßen.

12) Der Abtritt, ein sehr gerechtes Zeichen, erscheint, wo der Hirsch das Gras oder grüne Getreide durch seinen scharfen Tritt abgeschnitten hat (das Thier quetscht es nur). Will man bei hartem Boden und trocknem Wetter ausmachen, ob eine Fährte frisch sei, so halte man nur die in derselben abgetretenen Halme gegen die Sonne. Sind sie dürre, so ist der Abtritt alt, sind sie grün, so ist er frisch.

13) Das Geäfter (s. den Art.) gibt ein sehr gerechtes Zeichen; wenn dessen Eindruck in die Breite gestellt erscheint, ist der Hirsch als jagdbar anzusprechen (beim Thier ist der Eindruck spitzig und schmal, in die Länge gestellt). Beim Hirsche steht das Geäfter — im ruhigen Gange wie auf der Flucht — 2½ — 3", beim Thier nur 2" vom Ballen entfernt.

**) Weim. Handb. 1ste Abth. 2r Bd. S. 195.
†) a. a. O. S. 364.

14) Der Einschlag heißt das Gras oder grüne Getreide, welches der Hirsch in seinem stets beschlossenen (gezwungenen) Gange beim Ziehen über harten Boden eben so aus den Schalen in die Fährten absetzt, als er beim Ziehen über Raine, Wiesen oder Saatfelder dasselbe in seinen Schalen sammelt. Ein sehr gerechtes Zeichen.

15) Das Insiegel nennt man die Erdschollen, welche der flüchtig zu Holze ziehende Hirsch bei starkem Regen auf seitem Erdreich in und an den Schalen sammelt und beim Auftritt auf Rasen in und an den Fährten fallen läßt. Ein gerechtes Zeichen. Liegen die Erdschollen umgekehrt und vor der Fährte, so heißt es: das hohe Insiegel.

16) Die Tumpfe, ein sehr gerechtes Zeichen, nennt man den von des Hirsches Zwingen und Schwere entstehenden Eindruck der stumpfen Schalen.

17) Der Herztritt ist der herzförmige Eindruck der Fährte des Hirsches in reinem Boden. Beim Thier ist der Eindruck schmal.

18) Das Fädlein heißt der schmale oben geschärfte Erdstreif, welcher beim beschlossenen Gange des Hirsches auf gutem, bindigem Boden sich zwischen den Schalen der Länge nach in die Höhe zieht. Beim Thier bleibt viel Erdreich zwischen den Schalen stehn.

19) Die reine Fährte, ein sehr gerechtes Zeichen, erscheint, wenn — wie bei feuchtem Boden in der Regel geschieht — der Abdruck der Hirschfährte offen stehen bleibt. Beim Thiere fällt sie wieder zu.

20) Der Schloßtritt ist der Tritt, den der Hirsch beim Aufstehen vom Bette mitten in dasselbe thut.

(*Benicken.*)

HIRSCHFÄNGER (franz. Coutean de chasse), das bekannte kurze und gerade Seitengewehr eines Jägers, welches von demselben an der linken Seite, theils wegen seines Nutzens auf der Jagd zum Abfangen der jagdbaren Hirsche und als Waffe, theils als Stück seiner Uniform und Zierde getragen wird. Er ist ½ bis 1 Elle lang; die stählerne, gut gehärtete, oft im blauen Grunde mit vergoldeten Figuren gezierte Klinge ist am Handgriffe 1½ bis 2 Zolle breit, hat bis über die Hälfte einen starken Rücken und läuft gegen die Spitze zweischneidig zu. Der Griff wird gewöhnlich aus einer starken Hirschhornstange, auch aus einem andern Material gemacht, ist zuweilen mit echtem Drahte umwickelt, und ursprünglich mit einem metallenen Biegel versehen, den die Mode und Galanterie in neuern Zeiten nicht selten mit einer schweren, weniger praktischen Kette von Silber vertauscht hat. Zunächst am Griffe, zwischen diesem und der Klinge, befindet sich am Gefäße, wie bei andern Hau- und Stoßwaffen, das Kreuz mit seinen verschiedenen Theilen. Statt des Stichblattes erhält der Griff eine Muschel, welche meistens die Schale eines Knickfängers oder andern Messers, oft auch noch einer Gabel bedeckt, welche Geräthschaften man aus Bequemlichkeit beizugeben pflegt. Das Gewehr selbst steckt in einer Scheide und wird an einem Gehänge getragen, welches Hirschfängerkuppel heißt und gewöhnlich aus Leder, für hohe Jagdbediente aber aus Seidenzeug mit Gold- oder Silberfäden durchwirkt, auch künstlich gestickt, verfertiget wird. Für die Jäger oder Scharfschützen beim Militär vertritt der Hirschfänger die Stelle des Bajonnets, und ist so eingerichtet, daß man ihn an der Büchse, zunächst der Mündung, aufstecken kann. Abbildungen vom Hirschfänger findet man in Krünitz Encyklopädie. Bd. XXIII. Fig. 1356 a und b.

(*Fr. Thon.*)

Hirschfängergefäss, Hirschfängerklingen, Hirschfängerkuppel, s. unt. d. vorherg. Art.

Hirschfeiste, Hirschfeistezeit, s. unt. Hirsch.

HIRSCHFELD, 1) s. Hersfeld.

2) Amtsdorf im Amte Wiesenburg des erzgebirgischen Kreises im Königreiche Sachsen, hat 500 Einw. Einige andere Ortschaften gleiches Namens liegen in dem reußischen Amte Gera, im Leipziger Kreise Sachsens u. s. w.

3) auch Hirschfelde, Hirschfeldau, Stadt an der Neiße in dem Görlitzer Hauptkreise der königl. sächs. Oberlausitz, hat 2 Gemeindehäuser, ansehnliche Leinen- und Baumwollenweberei, Töpfereien, Großuhrmacher, 1350 Einw., gehört dem Stadtrathe zu Zittau und ist Vergnügungsort der Bürger von Zittau.

(*G. F. Winkler.*)

HIRSCHFELD, 1) Christian Cajus Lorenz, geb. in dem holstein'schen Dorfe Nüchel, unweit Eutin, den 16. Febr. 1742, verlor schon im Knabenalter seinen Vater, einen Prediger, kam unter die Pflege eines verwandten Geistlichen, und in seinem 14ten Jahre auf die lateinische Schule des Waisenhauses in Halle, von welcher er im 18ten zu den Vorlesungen der dortigen Hochschule überging. Er war zum Theologen bestimmt, seine Neigung zog ihn aber vorzüglich zum Studiren der Philosophie, Ästhetik, Geschichte und der Alterthümer hin. Als er nach einem 3jährigen Cursus in die Heimath zurück kehrte, wurde er Lehrer einer Prinzessinn und zweier Prinzen aus dem holstein-gottorp'schen Hause, und begleitete 1765 die beiden letztern auf einer Reise, wurde aber 1767 durch eine Kabale gezwungen, sich in Bern von ihnen zu trennen. Zu seiner weitern Ausbildung begab er sich nach Leipzig, und erwarb sich das Nöthige durch literarische Arbeiten und die Theilnahme an einigen Zeitschriften, besonders an den Acta eruditorum. Er begab sich 1769 nach Hamburg und von da nach Kiel, wo er 1770 Secretär des neu errichteten akademischen Curatel-Collegiums, und zugleich außerordentlicher, 1773 aber ordentlicher Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften wurde. Den Charakter eines königl. dänischen wirklichen Justizraths erhielt er 1777, und den 20. Febr. 1792 erfolgte sein Tod.

Hirschfeld hat sich um die teutsche Literatur und die Bildung des teutschen Geschmacks anerkannte Verdienste erworben, und wenn er auch nicht zu den Klassikern unserer Nation gezählt werden kann, so behauptet er doch einen ehrenvollen Rang unter denjenigen, die zur

Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe, und beſonders zur Anregung und Belebung des Kunſtſinnes Viel beitrugen. Er trat zuerſt mit Schriften auf, in denen er gemeinnützige, aus dem Gebiete der Philoſophie des Lebens geſchöpfte Wahrheiten in einer anmuthigen Einkleidung vortrug, und verband damit liebliche Bilder und Schilderungen von der Schönheit der Natur und den Werken der Kunſt, die um ſo anſprechender waren, da ſie von dem reinen, ſtark und wahr empfindenden Gemüth und dem offenen Schönheitsſinn des Verfaſſers zeugten. Dahin gehören ſeine viel geleſenen und noch immer leſenswerthen Schriften: Das Landleben, Bern 1767; 4te Aufl. Leipz. 1776. 8.; holländ. Amſterd. 1771. 8. Verſuch über den großen Mann. Leipz. 1768. 2 Th. 8. (Eine ſchöne Nachahmung der abbt'ſchen Schrift vom Verdienſt, nicht in Anſehung der Schreibart, ſondern in Anſehung des Plans, des Gegenſtandes, der geſunden Philoſophie und ihrer Erläuterung durch die Geſchichte). Der Winter, eine moraliſche Wochenſchrift. Leipz. 1769; 1775. 8. Holländ. Utrecht 1779. 8. (Ein anziehendes Gemälde des Winters und ſeiner mannichfaltigen Beſchäftigungen und Scenen, mit Benutzung alter und neuer Dichter, als Grundlage der angeſtellten Betrachtungen). Betrachtungen über die heroiſchen Tugenden. Kiel 1770. 8. Von der Gaſtfreundſchaft, eine Apologie für die Menſchheit. Leipz. 1777. 8. Holländ. Utrecht 1778. 8.

Schon in dieſen Schriften, und noch mehr in Hirſchfeld's Anmerkungen über die Landhäuſer und die Gartenkunſt. Leipz. 1778. 8. (Holländ. Utrecht 1778. 8.), und in ſeiner Theorie der Gartenkunſt. Leipz. 1775. 8., äußert ſich ſeine früh genährte vorherrſchende Neigung zu den reizendſten Werken der Natur und zu dem Beſtreben, ſeinen Fleiß und ſeine Talente der ſchönen Gartenbaukunſt zu widmen, und zu ihrer Vervollkommnung beizutragen. Die beiden genannten Schriften waren daher nur die Vorläufer eines Werkes, das ihn in die Reihe der Erfinder und Originalſchriftſteller des 18ten Jahrh. ſetzt, und das nach vieljähriger Vorbereitung unter dem Titel erſchien: Theorie der Gartenkunſt. Leipz. 5 Bde. 1779—1785. 4. mit vielen eingedruckten Kupfern und einzelnen Tafeln. Franz. von F. v. Caſtillon. Ebend. 1779—1785. 5 Bde. 4. In dieſem Werke, durch welches die Gartenkunſt zuerſt eine wiſſenſchaftliche Geſtalt erhielt, lehrt Hirſchfeld auf eine anziehende Art, wie die Natur durch die Kunſt nachzuahmen ſei. Häufig unterbricht er den Unterricht durch Gemälde und Schilderungen, welche die Einbildungskraft entzünden und zum Genuß der Natur und Kunſt einladen. Mit der liebenswürdigſten Empfänglichkeit für alles Schöne belauſcht er die Natur in ihren verſchiedenartigen Verrichtungen, und weiß, was er beobachtet und empfunden hat, vortrefflich wieder zu geben. Seine Sprache hat ein glänzendes Colorit, iſt wohlklingend und angenehm, nur oft zu überladen und allzu bilderreich. Wenn es dem aufmerkſamen Leſer auch nicht entgeht, daß Hirſchfeld die Theorie der Gartenkunſt keines Weges vollendet hat, und daß manche hiſtoriſche Angaben der Berichtigung und Ergänzung bedürfen, ſo muß doch ſein Werk als erſter Verſuch in ſeiner Art zu den vorzüglichſten gerechnet werden, das bis jetzt nicht übertroffen worden iſt. Zu einem beſondern Schmucke gereichen demſelben auch die vielen Kupferverzierungen, die als ſchätzbare Denkmäler der Kunſt und des Geſchmacks aus jener Zeit anzuſehen ſind *). Hirſchfeld unternahm mehrmals kleinere und größere Reiſen, um Materialien zu dieſem Werke zu ſammeln, und als Früchte dieſer Reiſen ſind außerdem zu betrachten ſeine Briefe über die vornehmſten Merkwürdigkeiten der Schweiz. Leipz. 1769. 8. 1r Bd.; ein zweiter iſt nicht erſchienen, wohl aber eine neue Ausgabe des erſten Bandes unter dem Titel: Briefe, die Schweiz betreffend. Leipz. 1776. 8. Holländ. zu Dortrecht. Neue Briefe über die Schweiz. 1 Hft. (mehr ſind nicht erſchienen) Kiel 1785. 8. m. 7 Kpf. Ein angenehmes Geſchenk machte H. den Gartenliebhabern durch die Herausgabe ſeines Gartenkalenders auf die J. 1782—1789. Kiel. m. Kpf. 12. und die kleine Gartenbibliothek, eine erweiterte Fortſetzung des Gartenkalenders. Eb. 1790. 1 Th. 8. In jedem Jahrgange theilt er ſeinen Leſern Nachrichten von Gartenliteratur, Gartenberichte aus verſchiedenen Ländern, vom Fortgang und von Verirrungen des Gartengeſchmacks, auch kleine Abhandlungen und Aufſätze, endlich allerhand vermiſchte Gartennachrichten mit **). Er hatte 1784 auf königliche Koſten zu Düſtenbrok bei Kiel eine Fruchtbaumſchule angelegt, die in wenigen Jahren zur unerwarteten Vollkommenheit gelangte. Sein angenehmer Umgang, ſeine Gaſtfreiheit, die Anmuth der Gegend und die Begierde, ſeine trefflichen Pflanzungen zu ſehen, zogen eine Menge Fremder und Einheimiſcher dahin. Hier hielt er auch Vorleſungen über die Baumzucht, und aus ſeinen geſammelten Erfahrungen erwuchs ſein mit ungetheiltem Beifall aufgenommenes Handbuch der Fruchtbaumzucht. Braunſchw. 1788. 2 Th. 8. Däniſch von A. Svendſee, Kopenh. 2 Th. 1790—1794. 8. Er war auch Mitarbeiter an der allg. teutſch. Bibl., redigirte die Kieler gelehrte Zeitung von ihrem Anfange 1771 an bis 1778, und lieferte Beiträge zu mehrern periodiſchen Schriften ***). (*Baur.*)

*) Die größern landwirthſchaftlichen Vorſtellungen ſind von J. H. Brandt in Hanover; die übrigen von Weinlig, Schurlicht, Zingg u. ſ. w.; in Kupfer geſtochen von Geyſer. Vgl. die Beurtheilung des Werks in der neuen Bibl. der ſchön. Wiſſ. 28. Bd. 69—106. **) über ſeine Abſicht bei der Herausgabe des Gartenkalenders ſagt H. (Jahrg. 1782. S. 261): „Sie ſei, die mannichfaltigen Gegenſtände des Gartenweſens, ſo viel es ihr Umfang geſtattet, auf nähere Geſichtspunkte zuſammen zu ziehen, die zerſtreuten Gartenfreunde mehr zu vereinigen und einen bisher noch verſchloſſenen Weg zu eröffnen und einander aus allen Gegenden her gemeinnützige Beobachtungen oder andere wichtige Gartennachrichten bekannt zu machen." ***) Schlichtegroll's Nekrolog auf 1792. Bd. 1. S. 89—50. (von W. E. Chriſtiani), wieder abgedruckt in Becker's Taſchenbuch für Gartenfreunde. 1795. S. 3—17. (Niemann's) Schlesw. holſtein. Provinzialber. 1792. Heft 2. S. 321. Kordes Ler. ſchlesw. holſtein. Schriftſt. 468. Denkw. aus dem Leben ausgez. Teutſchen. 320. Baur's Gallerie hiſt. Gem. 1 Bd. 275. Pölitz prakt. Handb. zur Lect. teutſcher Klaſſiker. 2 Th. 341. Jördens Lex. teutſch. Dichter u. Proſaiſt. 2. Bd. 415—424. 6. Bd. 336. Meuſel's Lex. der verſt. Schriftſteller. 5. Bd. Sein Bildniß findet man vor dem 1ſten Bande der neuen allg. teutſchen Bibl.

2) Samuel Greifenson von H., dessen Geburtsjahr und Geburtsort nicht auszumitteln ist*), diente im dreißigjährigen Kriege als Musketier und starb ums J. 1669. Wahrscheinlich gereizt durch die Anmaßungen so vieler Scribenten, die in ihren Romanen von Heldenthaten und Haupt- und Statsaktionen sprachen, ohne im Mindesten zu wissen, wie es im Felde hergeht, schrieb Hirschfeld unter dem Namen Schleifheim von Sulzfort einen Roman nach dem Leben. Er wollte, wie es scheint, darin zeigen, wie es in der Welt wunderlich, aber auch lustig zugehe. Der Held jenes komischen Romans, Melchior Sternfels von Fuchsheim, heißt schon auf dem Titel des Werks „ein seltsamer Vagant" **). Simplicissimus heißt er, als „der, auf keinem Purpur geboren, in einer klugen Einfalt sich stellet, und seine Person auf eine gar seltsame und dabei lustige und unverdrießliche Art aufzuführen weiß." Wenige Bücher sind über ein halbes Jahrhundert häufiger gelesen worden, als dieser Roman, wie dieß schon die wiederholten Auflagen, die er erlebte, beweisen. Aber der Inhalt ist auch durchaus ergötzlich und belustigend. Von dem damaligen Weltlauf und dem Soldatenleben im 30jährigen Kriege entwirft der Verf. des Simplicissimus ein sehr anschauliches Gemälde. Die Sprache und Schreibart ist leicht und gewandt; in dem Ton und der Darstellung herrschen Naivetät und Treue.

Weit hinter diesem Roman zurück steht der früher herausgegebene Satyrische Pilgram (Leipzig 1667. 2 Theile. 8.). Charakteristisch ist der überflüssige Aufwand von Gelehrsamkeit, mit welchem darin eine Reihe der verschiedenartigsten Gegenstände behandelt, und von ihrer Licht- und Schattenseite aufgefaßt wird. Von dem keuschen Joseph, einer romanhaften Behandlung des bekannten biblischen Stoffes, und einigen ähnlichen Werken, ertheilt Koch nähere Nachricht***).

(*Heinr. Döring.*)

*) Wenn man seiner eignen Erzählung in seinem gleich anzuführenden Romane Buch 3. Kap. 3. trauen dürfte, war er 1622 im Spessart geboren. **) Der vollständige Titel des Werks lautet: Der Abentheuerliche Simplicissimus Teutsch das ist die Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten Melchior Sternfels von Fuchsheim, wo und welcher Gestalt er nämlich in diese Welt gekommen, was er darin gesehen, gelernt, erfahren und ausgestanden, auch warum er solche wieder freiwillig quittirt. Überaus nützlich und männiglich zu lesen. 1stes bis 5tes Buch. Mömpelgart 1669. 12. N. A. nebst Schluß. Ebend. 1669. und in spätern Auflagen bis zum J. 1678. Neu bearbeitet Nürnberg 1713, und von Wagenseil. Leipzig 1785. 8. Einen Auszug dieses Romans liefert Reichard in seiner Bibliothek der Romane. Berlin 1778. Bd. 4. S. 25—140, und eine ausführliche Registratur der Ausgaben, Fortsetzungen und Nachahmungen des Simplicissimus enthält Koch's Compendium der teutschen Literaturgeschichte. Bd. 2. S. 255 u. f. Die neueste Ausgabe besorgte C. F. Weisser unter dem Titel: Schalkheit und Einfalt oder der Simplicissimus des 17ten Jahrhunderts im Gewande des 19ten. Berlin 1822. 2 Bde. 8. ***) S. Dessen Compendium der teutschen Literaturgeschichte. Bd. 2. S. 255 u. f. Jördens Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 2. S. 424 u. f. Bd. 6. S. 339. Kästner's vermischte Schriften. Th. 2. S. 421 u. f. Eichhorn's Geschichte der Literatur. Bd. 4. Abth. 2. S. 1073 u. f. Fr. Horn's Poesie und Beredsamkeit der Teutschen. Bd. 1. S. 284 u. f. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Bd. 10. S. 381. Raßmann's literarisches Handwörterbuch der verstorbenen Dichter u. s. w. S. 46 u. 440 u. f.

Hirschfett, s. Hirschtalg.

Hirschfluss, s. Red Deer River.

Hirschfogel, Augustin, s. Hirschvogel.

Hirschgallerte, s. Hirschhorngallerte.

HIRSCHGARN, HIRSCHNETZ, heißen die großen Netze, welche auf der Jagd theils zum Dupliren, theils zum Fangen der Hirsche gebraucht werden. (*R.*)

Hirschgefährd, s. Hirschfährte.

Hirschgehörn, s. Hirschgeweih.

HIRSCHGELOS, HIRSCHLOSUNG, heißt der Koth (Gelos) des Hirsches; vgl. Hirschfährte. (*R.*)

HIRSCHGERECHT heißt ein Jäger, wenn er sowohl das Daseyn des Hirschwildes in einem Reviere durch die Fährte anzuzeigen und jedes Stück nach Alter, Geschlecht, Gang, Stärke ꝛc. zu bestimmen, als auch den Leithund meisterlich zu arbeiten und die verschiedenen Hirschjagden anzuordnen und zu machen im Stande ist. (*Benicken.*)

HIRSCHGEWEIH, das lange vieläftige Hörnerpaar von fester knochenartiger Substanz, welches, der Gattung Hirsch (Cervus) allein eigen, von dem männlichen Geschlechte getragen, jährlich abgeworfen und — bis zum Alter mit stetem Zuwachs an Enden, Länge und Stärke — wiederum neu erzeugt wird. Sowohl die Beschaffenheit als auch die Wechselzeit des Geweihes (Gehörnes) ist bei den mannichfachen Arten der Gattung Hirsch verschieden.

Der gute oder alte Edelhirsch (Kapitalhirsch) wirft sein rundes, dichtes, vieläftiges, mit langen, zurückgebogenen Enden versehenes Geweih im Februar und März, der jüngere im April, der Gabler und Spießer oft erst im Mai ab. Es löset dasselbe sich, durch das Hervortreten des Wulstes, von Neuem meist ohne äußern Anstoß ab, gewöhnlich eine Stange nach der andern. Bereits nach den ersten 5 Tagen erhebt sich auf der bleibenden flachen, gefranzten und kurz aus dem Schädel hervor stehenden Erhöhung (dem Rosenstocke) ein weicher, mit rauher Basthaut umgebener Knorpel, der in 14 Tagen eine ½ Fuß hohe Stange mit dem untersten Ende (Augensprossen) bildet, nach den nächsten 14 Tagen noch einmal so lang ist, ein zweites Ende zeigt und dann so fortwächst, bis nach 10—14 Wochen das ganze Gehörn die bestimmte Gestalt und Größe erreicht hat, jedoch noch weich und vom Baste umgeben bleibt, während welcher Zeit der Hirsch (Kolbenhirsch), um es nicht zu verletzen, stets im lichten Gehölz und mit niedergebeugtem Kopfe umhertrabt.

Nach vollendetem Wachsthume fängt das Verhärten (Verecken) des Gehörns an; bis Ende Julius sind bei den starken, bis im August bei den geringeren Hirschen die Enden vereckt (d. h. hart und scharf); der Bast fängt an zu vertrocknen, erhält Risse und wird vom Hirsch an starken Stangen oder geringen Bäumen wei-

cher Holzarten allmälig abgeschlagen und abgerieben (gefegt). Den abgefegten Bast genießt der Hirsch. Nach dem Fegen erscheint das Gehörn zuerst weiß, dann gelb, endlich dunkelbraun, ist überall runzelig und gefurcht bis auf die Spitzen, welche glatt sind und vom Wetzen an den Bäumen wie vom Bohren in den Boden nach und nach weiß werden. Daß die Vollkommenheit wie das regelmäßige Wechseln des Hirschgeweihes mit der männlichen Zeugungskraft in Verbindung stehe und davon abhange, ist durch die Erfahrung eben so sehr bestätigt, als der eigentliche Grund der Erscheinung dunkel ist, warum ein kastrirter Hirsch kein Geweih bekommt, oder wenn er gerade eins hat, dasselbe unveränderlich behält, so wie Verletzungen des Zeugungsgliedes (Kurzwildpret) während der Entwickelung des Geweihes Mißgestaltung desselben hervorbringen.

Anzahl und Gestaltung der Enden des Hirschgeweihes wird vom Alter, von der Nahrung, überall wohl von der mehr oder minder thätigen Produktionskraft des Hirsches bedingt. In der Regel setzt das Hirschkalb nach dem ersten Jahre nur zwei Spieße auf (Spießhirsch, Spießer), nach dem zweiten die Augsprossen an (Gabelhirsch, Gabler), nach dem dritten an jeder Stange ein drittes Ende und jährlich so eins oder zwei fort bis zum achten Jahre, nach welchem die Endenzahl unbestimmt bleibt, doch bis dahin gewöhnlich zunimmt, wo der Hirsch zu altern anfängt. Oft werden auch statt des Zuwachses an den Enden die Stangen stärker und knotiger, der Rosenstock kürzer und breiter, der Raum zwischen den Rosen enger, die Kronen breiter und gehöhlter. Ganz alte und junge geringe Hirsche verecken die Enden in der Krone (Stangenspitze) nicht vollständig: ein Beweis für den Zusammenhang der Leibeskraft mit dem Gehörnerwuchse.

Der Hirsch wird nach seinem Geweih angesprochen, und zwar nach der Endenzahl an beiden Stangen. Sind jedoch an einer Stange weniger Enden als an der andern, so gilt die Doppelzahl der Enden an der am meisten besetzten Stange. So ist z. B. ein Hirsch, der an einer Stange 6, an der andern nur 3—4 Enden hat, als ein Zwölfender, jedoch mit dem Beisatz: ungerader anzusprechen, während bei Gleichheit der Enden an beiden Stangen ihm das Prädikat: gerader zukommt. Hat ein Hirsch an den Stangenspitzen mehrere rings um stehende Enden, so trägt er ein Kronengehörn, stehen diese Enden aber flach neben einander, so ist sein Geweih als Handgehörn anzusprechen. Wenn die Enden sehr krumm, ein-, aus- oder rückwärts gebogen stehen, so wird das Gehörn ein widersinniges genannt. Form und Stellung der Geweihe erben den Stammältern nach. Ein prächtiges Geweih wiegt meist 18—22 Pfund.

Außer den bereits erklärten Theilen des Geweihes bezeichnet des Weidmanns Ansprache noch folgende. Rose: der untere gefranzte Theil der Stange; Perlen: die krausen Knöpfe an der Rose und Stange; Eisprüssel: die Enden zunächst den Augsprossen (s. oben).

Des Damhirsches Gehörn ist eigenthümlich gestaltet, rückwärts gekrümmt, hat außer den Augensprossen und Eissprüsseln sehr viele — oft über 30 Enden, die oben, wo beim Edelhirsch die Krone ist, sich hand- oder schaufelförmig ausbreiten (Schaufelhirsch, Schaufler) und in kleinen Spitzen enden. Je älter und besser der Damhirsch, desto besser vereckt er auch Schaufeln und Enden. Wenn er wirklich Schaufeln aufgesetzt und recht viele Enden daran hat (was nach dem 7ten Jahr eintritt), so wird er als guter, auch wohl als Kapitalschaufler angesprochen. Nach dem verschiedenen Alter wirft der Damhirsch sein Geweih im Mai oder Junius ab und fegt es demnach von der Mitte Augusts bis gegen Ende Septembers.

Das Gehörn des Elchhirsches weicht in der Stellung der Stangen hauptsächlich dadurch von den andern Hirscharten ab, daß es nicht vom Rosenstock aufwärts, sondern anfänglich wagerecht mit fortwährender Senkung wächst, und dann erst in breiten Schaufeln sich erhebt, die bei Kapitalschauflern so weit stehen, daß ein Mann bequem dazwischen Platz fände. Die Stangen entstehen aus Kolben mit grauem Bast überzogen, sind — vollständig vereckt und gefegt — von weit festerer Substanz als bei andern Hirschen, dabei so schwer, daß ein Par starke Stangen oft 30—40 Pfund wiegen. Die alten Elchhirsche werfen im Januar, mitunter schon im Dezember ab, die geringeren Hirsche 2 Monate später, und die Spießer nach Maßgabe der Einwirkung des Winters im April oder Mai. Das Elchthier trägt kein Gehörn. In etwa 6 Monaten ist das Aufsetzen, Verecken und Fegen der Elchhirsche völlig abgethan. Je nahrhafter und reichlicher die Äsung ist, desto schwerer, endenreicher und dunkler sind die Stangen; in seinem ersten Lebensjahre setzt der Elchhirsch nur Spieße auf, die, nachdem sie im August des zweiten Jahres gefegt worden, stärker, oft 12—14 Zoll lang werden, und oben schon eine breite Gabel bilden. Im fünften Jahre sind die Schaufeln schon stark, von 8—10 Enden und der Hirsch ist völlig erwachsen.

Beim Geweih des Rennhirsches ist zuerst zu bemerken, daß beide Geschlechter ein solches tragen und verschnittene Rennhirsche abwerfen und aufsetzen. Das Geweih ist sonderbar gestaltet und verhältnißmäßig weit größer als bei andern Arten der Gattung. Die Stangen stehen am Rosenstocke dicht zusammen, reichen bis über die Hälfte des Rückens und krümmen sich dann wieder vorwärts. Vom Eissprüssel bis zur Krone oder Schaufel ist — etwa inmitten der langen Stange — nur Ein kurzes, hinten hinaus stehendes Ende, wie zuweilen bei alten und starken Damschauflern. Dicht über dem Rosenstocke tritt der Augsprosse fast wagrecht hervor, ist meist stumpf und kurz, seltner schaufelartig geformt. Einen starken Zoll über diesem steigt in langer Krümmung aufwärts der Eissprüssel schaufelförmig empor mit 5 oder noch mehr Enden. Gegen die Krone zu spaltet sich die Stange in 2 lange Enden, deren jedes oben eine Schaufel mit langen runden Spitzen bildet, die zwar nicht so scharf als beim Edelhirsche, doch weit ausgebreiteter als beim Dam-

hirsche sich darstellen. Die gefegten Stangen sind gegen die Stärke der Kolben sehr dünn, von okergelber Farbe und ohne Gruben, Reifen und Perlen. Des Thieres Geweih ist um die Hälfte geringer, auch sind dessen Schaufeln schmäler und die Enden stumpfer. Der Rennhirsch wirft in seiner besten Zeit, d. h. Ende Dezembers und Anfang Januars ab, und setzt sogleich starke, mit dickem Baste zum Schirme wider die Kälte versehene Kolben wieder auf. Ende Julius ist das Geweih vereckt und wird dann binnen 8 Tagen völlig gefegt. Das Thier wirft im Mai oder Junius ab und fegt im Oktober.

Der Rehhirsch (fälschlich von unwissenschaftlichen Jägern Rehbock genannt) setzt, wenn er 6—8 Monate alt ist, sein erstes Gehörn auf, zwei Spieße nämlich, wie der Edelhirsch, doch nach Verhältniß weit dünner und kürzer. Er wirft regelmäßig im November (die ersten Male im Dezember) ab und setzt binnen 3 Monaten vollständig wieder auf. Sein Geweih wächst wie bei der ganzen Gattung Hirsch mit einem rauhen Baste, den er im Februar und März, wenn die Enden vollkommen vereckt sind, an jungen Stämmen weicher Holzarten fegt. In der Regel setzt der Rehhirsch nur 6 Enden auf und trägt ein so genanntes Handgehörn (s. oben beim Edelhirsche); doch findet man auch Rehgeweihe mit 8 Enden. Widersinnige Geweihe, mit 3—4 Stangen, zahlreichen und wunderlich gestalteten Enden u. s. w. findet man bei Rehhirschen häufiger, als bei andern Arten der Gattung. (*Benicken.*)

Der Nutzen, den diese Geweihe verschaffen, ist mannichfaltig. Die mit Wein, Zucker und einigen gewürzhaften Zusätzen gut bereiteten jungen, noch weichen, röthlichen, gleichsam mit einer Wolle (Bast) überzogenen Gehörne, die man auch Hirschkolben (Typhae cornuum cervi) nennt, werden von Manchen delikat gefunden und als ein gutes Stärkungsmittel für entkräftete und alte Personen gerühmt; sonst wurde auch aus den jungen Ansätzen der Geweihe ein destillirtes Wasser bereitet, welches den Namen Hirschkolbenwasser (Aqua e typhis cornu cervi) führte, jetzt aber ganz außer Gebrauch gekommen ist. Die ausgewachsenen Geweihe oder Hirschgehörne dienen im Ganzen zu Verzierungen, und in Stücke zerschnitten häufig als Material den Schwertfegern, Messerschmieden und Drechslern zu Hirschfängergriffen, zu Messer- und Gabelheften, und zu allerlei Drechslerarbeiten. Geraspelt (Cornu cervi raspatum s. Rasura C. C.) oder zu Spänen abgedreht (C. c. tornatum) wird es nicht nur zum Aufklären des Kaffe's und anderer Getränke, sondern auch von den Köchen zu nahrhaften Geleen gebraucht (s. den Art. Hirschhorngallerte); man hat sich aber beim Einkaufe wohl vorzusehen, daß es nicht mit geraspelten Ochsenklauen oder anderem Horne verfälscht ist. In den Offizinen werden aus den Hirschgeweihen viele, zum Theil schätzbare Präparate gemacht. Man zieht nämlich aus feinem Hirschhornpulver (C. c. praeparatum) oder aus ganzen Stücken durch kochendes Wasser eine Gallerte (Gelatina C. c.) aus, die sehr nahrhaft, aber widrig schmeckend und schwer verdaulich ist. Wenn die gallertartigen Theile durch die Dämpfe des kochenden Wassers aus den Geweihen heraus gezogen sind, so nennt man die zurück gebliebene Knochenmaterie: philosophisch zubereitetes Hirschhorn (C. c. philosophice seu sine igne praeparatum); werden sie aber in Feuer weiß gebrannt: gebranntes oder weißes calcinirtes Hirschhorn (C. c. ustum), welches man als ein absorbirendes Mittel gegen die Säure im Magen u. s. anwendet. Werden ferner Stücke des so genannten Hirschhornes in einer eisernen oder irdenen Retorte der Destillation im Reverberirofen unterworfen, so geben sie, bei allmälig erhöheter und endlich bis zum Glühen der Retorte verstärkter Hitze, eine stinkende ammoniakalische Flüssigkeit, die man Hirschhorngeist (s. d. Art.), ein trockenes, mit brandigem Öle verunreinigtes, kohlenstoffs. Ammoniak, welches man Hirschhornsalz (s. Kohlensäure), und ein stinkendes dunkelrothbraunes Öl, welches man Hirschhornöl (s. den Art.) nennt, nebst vielem Kohlenwasserstoff- und kohlenstoffsauren Gas. Die in der Retorte zurück bleibende thierische Kohle (Caput mortuum) gibt das bekannte Hirschhornschwarz, welches, wie das Elfenbeinschwarz, von den Malern gebraucht wird; brennt man sie aber bei dem Zugange der Luft weiß, so dient sie, wie das C. c. ustum, im feinsten Pulverzustande zum Poliren einiger Metalle, hauptsächlich des Silbers. Wird der Hirschhorngeist mit Bernsteinsäure neutralisirt, so stellt er den bernsteinsauren Hirschhorngeist oder die bernsteinsaure Stinkammoniumflüssigkeit (Liquor C. c. succinatus s. Liquor ammonii succinici) dar, welches ein bekanntes kräftiges Arzneimittel ist. Der im Handel vorkommende Hirschhorngeist ist gewöhnlich zehngrädig und setzt während der Destillation ein weißes Salz ab, das festes kohlensaures Ammoniak ist, und unter dem Namen Hirschhornsalz (Sal C. c. volatile s. Ammonium carbonicum pyro-oleosum) verkauft wird. Es wird ebenfalls zum arzneilichen Gebrauche rektifizirt, und muß ziemlich weiß, nicht mit Öltheilen überladen, trocken, von starkem, flüchtigem, brenzlichem Geruche und stechendem Geschmacke seyn, über Kohlenfeuer gänzlich verdampfen und sich im Wasser leicht auflösen. Soll das Hirschhorn zum medizinischen Gebrauche dienen, so muß es reif seyn, d. i. der Hirsch muß es selbst abgeworfen haben; denn dergleichen reifes Gehörn ist viel dichter, schwerer, härter und weißer, als das von erlegten Hirschen, auch enthält es mehr flüchtiges Salz und gibt mehr Spiritus. In Quantitäten werden die Hirschgeweihe aus Dänemark, Ungarn, Tirol u. s., nächstdem auch aus Amerika bezogen, und zentnerweise gehandelt. Im J. 1801 kostete zu Nürnberg der Zentner geraspeltes 12—16, gedrehtes 16—20, gebranntes 20—24 fl.; im J. 1803 daselbst geraspeltes 10—15, gedrehtes 28, gebranntes 24—30 fl.; im J. 1805 zu Bremen das Pfd. geraspeltes 1½, gedrehtes 3, weiß gebranntes 3, schwarz gebranntes 4 Gr.; im J. 1825 in Pesth 100 Pfd. Hirschgeweihe 48 fl. Conv.M. und in Hamburg 70—75 Mark Banko; in Nürnberg 100 Pfd. geraspeltes 12—15,

gebrehtes, weißes und graues 25, Hirschhornöl und Hirschhorngeist 40, Hirschhornsalz 160—200 fl. *).
(*Fr. Thon.*)

Hirschgeweihkoralle, s. Madrepora damicornis.

Hirschgeweihschwamm, s. Spongia dichotoma *Linn.* (Spongia cervicornis *Pall.*)

HIRSCHGEWENDE, technischer Ausdruck des Jägers, ist einerlei mit Himmelszeichen (s. den Art.). (*R.*)

Hirschgulden, s. Gulden.

Hirschgunsel, s. Eupatorium cannab.

HIRSCHGUNTEN, Seitenthal von Seubersbach im Bregenzerwald in Tirol, von Sibratsgföll südöstlich in das baierische Landgericht Immenstadt sich erstreckend.
(*Rumy*)

Hirschhaar, s. Nardus stricta.

Hirschhacken, s. unter Hirsch.

HIRSCHHALS, eine fehlerhafte Beschaffenheit des Halses bei Pferden, wenn dieselben den Kopf immer in der Höhe tragen, und über sich sehen.
(*Friedr. Heusinger.*)

HIRSCHHAUSEN, ein im herzoglich nassau'schen Amte Weilburg gelegenes Dorf mit dem herzoglichen Thiergarten und über 260 Einw. **) (*R.*)

HIRSCHHÄUTE, sowohl vom Geschlechte des gemeinen Hirsches und des Dambirsches, als auch vom Elenn- oder Elchwilde, werden theils als Pelzwerk, theils als Leder benutzt; letzteres nicht bloß lohgar, sondern auch weiß- und sämischgar gemacht und zu Beinkleidern, Reitkollets, Handschuhen, Degenkoppeln, Stiefelschäften ꝛc. verarbeitet. Vom gemeinen Hirsche zieht man die Häute der Bergbirsche, welche in der Regel größer sind, denen der Waldhirsche vor, hat aber beim Einkaufe beider sich wohl vorzusehen, daß sie keine Engerlingslöcher haben, welche von den Maden der Ochsenbremse (Oestrus bovinus), wenn sie sich im Frühjahre durch die Haut fressen, um sich in der Erde zu verpuppen, hervorgebracht werden. Finden sich in der Haut nur einzelne verwachsene Narben, so ist dieser Fehler unwichtig; auch ist nicht zu befürchten, daß jemals aus den Narben Löcher werden, denn die Haut wird eher anderswo, als auf der Narbe löcherig. Die Häute der Dam- oder Tannhirsche, so wie der virginischen Hirsche geben ein feineres und sehr weiches, dabei dauerhaftes Leder, sind aber viel kleiner als die der gemeinen Hirsche. Vorzüglich geschätzt sind die Häute des Elenn- oder Elchwildes, welche, der Dicke des Leders ungeachtet, bei guter Zubereitung doch sehr weich und zart anzufühlen und bequem zu tragen sind. Insbesondere finden diejenigen Häute, welche die Wilden auf eigene Weise zubereiten und indianischgar genannt werden, wegen ihrer außerordentlichen Weichheit und Geschmeidigkeit, dann auch weil sie durch die Nässe nicht hart noch bruchig werden, viele Liebhaber. In neuern Zeiten werden die Häute dieser Thiere, zu Brustleibchen umgeformt, als das vorzüglichste und wirksamste Mittel wider den Magenkrampf und die Magenschmerzen empfohlen und getragen; auch sollen sie die Flöhe vertreiben, weil diese den Geruch davon nicht leiden können. Alles Hirschleder ist um so besser, je feister diese Thiere sind; die Häute des weiblichen Geschlechts unterscheiden sich nur durch ihre geringere Größe und Stärke, wie denn auch das Alter darauf großen Einfluß hat. Die meisten Hirschhäute kommen jetzt aus Nordamerika, vorzüglich aus Canada und den vereinigten nordamerikanischen Staten über England, Holland, Hamburg, Bremen u. s., auch aus Asien und Rußland, nächstdem aus solchen europäischen Ländern, wo noch viel Hirschwild sich vorfindet, zum Handel. In Frankreich, besonders zu Niort, wird eine Menge Hirschhäute zugerichtet, die man weit und breit versendet und sehr schätzt. Der Verkauf geschieht überall entweder nach Stücken, wobei die Größe in Betrachtung kommt, oder nach dem Gewichte. Im Banate kostete 1819 eine Hirschhaut 15 fl. Wien. Währ.; in Preußen eine gute Elchwildhaut 10, 12 bis 15 Thaler. In Hamburg kommen die ungeschornen Hirschhäute zu 2—3½ Pfd., die geschornen zu 2½—3¾ Pfd. vor, und werden meist nach dem Gewichte verkauft. (*Fr. Thon.*)

Hirschheid (Geogr. und Geneal.), s. Hirschaid.

Hirschheil, Hirschpetersilie, Hirschwurz (Athamanta cervaria *Linn.*), s. unter Ligusticum.

HIRSCHHERZBEIN, HIRSCHBEIN, HIRSCHKREUZ, ist ein kreuzförmiger, bei den Hirschen an der Stelle befindlicher Knochen, wo die großen Pulsadern aus den Herzhöhlen treten, und bei jungen Hirschen bloß unausgebildeter Knorpel ist. Man gebrauchte ihn sonst als herzstärkendes Mittel; s. darüber unter d. Art. Hirsch. (*R.*)

Hirschherzknochen, s. unter Hirsch.

HIRSCHHOLDER, auch Wasserholder, Schwalbenbeere, Schießbeere, Strauchholz, Fackelbeere, Affholder, Maßholder, Wasserahorn ꝛc.; über das Botan. s. Viburnum Opulus *Linn.* Der Standort ist in schattigen Vorhölzern, an Graben- und Bachhecken, in Kalkboden am liebsten, sonst fast auf jedem nur feuchten Grunde. Die Fortpflanzung geschieht durch Ableger, Wurzelsprossen und Stecklinge, auch durch Ansat. Die Steine liegen 2 Jahre, die Pflanzen sind schnellwüchsig. Die stärkern Stangen geben Brenn- und Kohlholz, Schusterpflöcke, Drechslerarbeit mancher Art. Die Früchte werden in Rußland zu Branntwein und als Eingemachtes verwandt. Der Jäger braucht sie im Nothfall zu Drosselschneiß; der Forstmann pflegt den Strauch da nicht, wo etwas Besseres wachsen kann. (*Benicken.*)

HIRSCHHOLLUNDER, auch Traubenhollunder, Berghollunder, Steinhollunder, Mandelbaum, Zwitschenbeere ꝛc. genannt; über das Botan. s. Sambucus racemosa *L.* Der Standort ist in Gebirgsforsten, besonders in jungen Schlägen der höhern Gebirge auf sandigem und steinigem Boden, der wasserreich ist. Fortpflanzung durch Wurzelbrut und Samen. Nutzen: nur da, wo Hochwild ist, Behufs der Äsung und des

*) Vgl. auch den Art. Hirschhorn und die damit zusammen gesetzten Worte. (*R.*)

**) Weim. Handb. 1 Abth. 5 Bd. S. 614.

Gehörnfegens; auch sind die Beeren Waldvögelatzung. Das Holz gibt jedoch Nutzholz für feine Schnitz- und Drechslerarbeiten; Zweige und Blätter enthalten Färbestoff (gelbgrün). (*Benicken.*)

HIRSCHHOLM, 1) Marktflecken am Ende eines Waldes im Amte Frederiksborg des königlich dänischen Stiftes Seeland, mit einem großen königl. Lustschlosse und Garten; etwa 350 Einwohner. 2) Insel, s. Hirsholm*). (*R.*)

HIRSCHHORN, Cornu cervi, enthält, gleich andern hornartigen Substanzen, außer Gallerte ꝛc. ¼—½ phosphorsauren Kalks, und unterscheidet sich nur dadurch von den Knochen, daß es mehr Knorpelmasse bei sich führt. Im Hirschhorne entdeckte 1769 Hahn zuerst den phosphorsauren Kalk, nach ihm Scheele. Rouelle zog aus 1 Pfd. weißgebrannten Hirschhorns 4 Loth 19 Qu. Phosphorsäure, welche 2 Loth 2 Qu. Phosphor gaben. Mehr, nämlich 3—4 Unzen, erhielt aus 1 Pfd. Leonhardi. Nach Wiegleb soll es auch gebundenes Ammonium enthalten. Hatchett lieferte es, außer Gallerte, Knorpel und phosphors. Kalke, noch ein wenig kohlensauren. Merat Guillot gewann daraus 27 Gallerte, 57,5 phosphors. und 1 kohlens. Kalks nebst 14,5 Wasser und Verlust. Fourcroy nimmt noch etwas kohlens. Natron darin an. — So nähert sich denn die Textur des Gehörnes vom Hirschgeschlecht chemisch dem Knochengewebe.

Die ganzen Stücke vom reifen Hirschgeweihe zum arzneilichen u. a. technischen Gebrauche, z. B. für Hornbreher, müssen rundlich, außen grau oder braunschwärzlich und rauh, innen grauweiß, von einer zwischen Horn und Knochen inne stehenden Festigkeit seyn. Das geraspelte, rasura cornu Cervi, muß aus lauter grauschwärzlichen und grauweißlichen Schnitzeln bestehen, und bei der Destillation den eigentlichen Riechstoff des Fleisches (Osmazom) geben. Mit geraspelten Thierknochen vermengt, zeigt es mehr oder weniger ganz weiße, härtere Knochensplitter, und gibt durch's Kochen weniger Gallerte, aber Fett.

Durch trockene Destillation läßt sich aus Hirschhorn ein ammonialischer Spiritus (s. unten Hirschhorngeist), trocknes Ammonium (s. oben Ammonium und unten Kohlensäure) und ein stinkendes Öl (s. Hirschhornöl) ziehen, durch Kochen aber eine Gallerte (s. Hirschhorngallerte), die durch weiteres Eindicken zu einem bindenden Leim wird. — Das weiß gebrannte Hirschhorn (Cornu cervi ustum) benutzt man als weiße Farbe zu weißem Schmelz und Glasporzellan, auch hilft es ein pfirsichblühtrothes Email und einen guten Opalfluß bilden. Zum Schwarzzeichnen wird das Papier damit abgerieben. Zugleich dient es zum Reinigen und Scheuern metallener Gefäße und Waren, zum Klären des Kaffee's u. s. w., zur Anfertigung von Kapellen ꝛc. Arzneilich wirkt es absorbirend oder säuretilgend, daher man es in den Ruhren und Koliken von Magensäure benutzt. Es ist für diese Zwecke auch die Grundlage von Sydenham's Decoctum album, mit Gummi mimosae und Zucker versetzt. Das schwarz gebrannte Hirschhorn gibt ein nicht so leichtes und feines, auch sich etwas fetter anfühlendes Schwarz, als dergleichen Elfenbein, in Pastell und Öl, so wie zu schwarzem Firniß auf Metalle, zum Schwarzfärben des Siegellacks, zum Lederwiederaufschwärzen. (*Th. Schreger.*)

HIRSCHHORN (Geogr.), 1) Landrathsbezirk der großherzogl. hessischen Provinz Starkenburg, und zwar in einem Winkel derselben am Neckar mit 2 Städten, 10 Ortschaften, über 4200 Einw. in 586 Häusern*). (*R.*)

2) Städtchen in demselben, zwischen dem rechten Neckarufer und einem steilen Berge gelegen. Letzterer nähert sich hier dem Ufer so, daß das Städtchen von oben herab nur aus einer Straße besteht, sich aber weiter unten, wo das Gebirg mehr zurück weicht, mehr in die Breite ausdehnt. Hier liegt die Vorstadt, in welcher sich der zum Holzflößen benutzt werdende Lax- oder Kerbenbach mit dem forellenreichen und floßbaren Finkenbach vereinigt, und bald darauf den Neckar erreicht. So malerisch schön das Städtchen mit seiner Burg und seinen Thürmen liegt, so wenig entspricht das Innere den Erwartungen. Man zählt 200 Häuser und 1507 Einw. (Katholiken, außer 25 Evangelischen und 58 Juden), die sich hauptsächlich von Viehzucht, Handwerken, Schifferei, Steinbrechen, Holz-, Kohlen- und Lohrindenhandel nähren. Die kühn gebaute, auf dem steilen Berge gelegene Burg (Hirschhorn) ist zum Theil verfallen, hat aber auch noch Gebäude aus späterer Zeit, die von den Bezirksbehörden bewohnt werden. Außerdem finden sich 2 Kirchen, 1 Pfarr- und 1 vormalige Klosterkirche, 1 Hospital, 1 Eisenhammer, 3 Mühlen und 1 Apotheke. Das Städtchen ist der Sitz des Landraths, zugleich Receptor, des Landrichters, des Steuerkommissärs und eines Gränznebenzollamts II. Klasse. Zu H. gehören noch: eine durch ihre vorzüglichen Steinhauerarbeiten merkwürdige Kapelle, einige Wohnhäuser und 2 Ziegelhütten, die sämmtlich auf dem linken Neckarufer liegen, und die Überreste des schon im 15ten Jahrh. verschwundenen Ortes Erschheim (Eressam) sind. Bei dieser Kapelle befindet sich der gewöhnliche Begräbnißplatz und 4 Mal jährlich wird hier Gottesdienst gehalten. Hirschhorn hat 5 Jahrmärkte. — Mit Burg und Stadt hatte Mainz die Familie von Hirschhorn belehnt. Sichere Nachricht gibt die Geschichte zuerst von einem Hans von Hirschhorn von 1232—1307. Ein anderer Hans, zuletzt pfälzischer Hofrichter, war ein berühmter Jurist und starb 1430. Im J. 1391 ertheilte König Wenzel dem Orte Stadtfreiheit, erlaubte Mauern und Thürme, 1404 bewilligte König Ruprecht der Familie v. H., die reich und angesehen war, einen Wochenmarkt für das Städtchen; 1406 wurde von Hans v. H., seiner Gemahlinn und seinen Brüdern das Karmeliterkloster gestiftet; 1409 wurde die Familie vom Herzog Otto, als Vormund des Kurfürsten Ludwig IV., mit dem Truchsessenamt belehnt, in welcher Würde sie sich bis zu ihrem Erlöschen, welches 1632 mit Friedrich v. H. erfolgte,

*) Weim. Handb. 3 Abth. 1 Bd. S. 79.

*) Weim. Handb. 1 Abth. 5 Bd. S. 243.

erhielt. Nun fiel Burg und Stadt, als eröffnetes Lehen, an Mainz zurück, welches den durch die Familie v. H. eingeführten Protestantismus, der schon im 30jährigen Kriege durch die Baiern einen harten Stoß erlitten, verdrängte und den katholischen Kultus wieder einführte. Im J. 1803 kam H. an Hessen-Darmstadt; Abbildungen davon finden sich im großh. hess. Hofkalender vom J. 1816 und in A. L. Grimm's Vorzeit und Gegenwart. (*Wagner.*)

Hirschhörner, 1) s. Hirschgeweih; 2) Zool., so viel als Schraubenschnecke, s. Trochus; 3) Geogr. s. Königsberg (der).

Hirschhornflechte, s. Lichen Islandic. *Linn.*

HIRSCHHORNGALLERTE (Sulze, Gelée), wird so bereitet: man kocht 3 Unzen fein geraspeltes Hirschhorn mit 36 Unzen Wasser bis auf 24 ein, seiht die Flüssigkeit durch und läßt sie bei gelindem Feuer und unter öfterem Umrühren wieder so lange fortsieden, bis sie beim Erkalten gelatinisirt. Dann setzt man noch 2 Unzen guten Wein, ½ Unze Zitronensaft und 2 Unzen Zucker zu, und läßt Alles auf flachen Tellern kalt werden. — So erhält man für Schwächlinge, Reconvalescenten ꝛc. eine kräftige, wohlschmeckende Sulze, die indeß keine wesentlichen Vorzüge vor jener aus Knochen hat. Beide haben in weniger Masse viele nährende Theile in sich, bestehen fast aus lauter leicht verdaulichem Nahrungsstoff, müssen aber doch sehr behutsam und in kleinen Portionen genossen werden. Gesunde und kräftige Körper können dergleichen entbehren, weil sie dadurch zu stark genährt werden. (Vergl. oben Fleisch und Gallerte.) (*Th. Schreger.*)

HIRSCHHORNGEIST, rektificirter, Liquor ammonii pyro-oleosi (s. oben Ammonium); Spiritus Cornu Cervi rectificatus, muß blaßgelblich von Farbe und ganz klar seyn, rein ammonialisch riechen und so stark ausfallen, daß sich kein flüchtiges Hirschhornsalz mehr darin auflösen läßt. In einem Löffel über Glühkohlen verdampft, darf er nichts Gallertartiges zurück lassen. Technisch läßt er sich auf Salmiak benutzen. Der bernsteinsaure Liquor C. C. succinatus, Liqu. ammonii succinici, eine helle, goldfarbene, über Kohlen ganz verdunstende Flüssigkeit von einem starken, belebenden, etwas brenzlichen Geruche und stechend bitterlichem Geschmack. Er darf weder Lackmus röthen, noch Curcuma bräunen, und keine obenauf schwimmende Öltheilchen zeigen (s. 1ste Sect. IX. S. 215 ff.). Die verbesserte Bereitungsart dieses Liquors von Th. Martius s. in Buchner's Repert. f. d. Pharm. XV. 1, und .. von Brande in Oessen Handb. der Mat. med. und Pharmacie. a. d. F. v. D. Wolff. Leipz. 1826. 8. — Er ist mit bittern Mitteln oder mit etwas Bittererde ein gutes Mittel gegen Sodbrennen und ersetzt überhaupt das Eau de Luc...e. (*Th. Schreger.*)

Hirschhorngelée, s. Hirschhorngallerte.

Hirschhornige Ergyne, s. Ergyne cervicornis.

Hirschhornkäfer, s. Lucanus cervus *Linn.*

Hirschhornkorall, s. Madrepora.

HIRSCHHORNÖL, Oleum cervi foetidum s. Ol. animale foetidum etc., ein durch trockne Destillation des Hirschhorns oder anderer Hörner und aller entfetteten Knochen bei heftigem Feuer erhaltenes, undurchsichtiges, dickflüssiges, brenzliches Öl von einer rothschwärzlichen oder braunschwarzen Farbe, einem höchst widrigen brandigen Geruch und scharfem bitterlichen Geschmack, in Alkohol ziemlich auflöslich. — Arzneilich hat Horn eine Mischung von 1 Theile Ol. an. foet. und 4 Schwefeläthergeist alle 2—3 Stunden zu 15—30 Tropfen innerlich besonders bei schon eingealteten rheumatischen und gichtischen Beschwerden empfohlen. Sein Gebrauch aber ist mehr äußerlich bei Drüsenverhärtungen, Lymphabscessen, Gichtknoten, Lähmungen ꝛc. Auch leistet es, in den Unterleib eingerieben, bisweilen gute Dienste bei Wurmbeschwerden und hysterischen Krämpfen. — Technisch läßt sich daraus, wie aus allen stickstoffhaltigen animalischen Theilen, durch Destillation ätherisches oder (Dippel's) Thieröl (Thieröläther), Ol. animale aethereum s. C. C. rectificatum bereiten; das zuerst übergehende ist ganz weiß von Farbe, das folgende aber braunschwarz, dick, äußerst stinkend, blausäurehaltig, und muß mehrmals mit Wasser im Sandbade überdestillirt werden, bis es, wie das erste, ganz wasserhell und farblos ausfällt. Aber auch das weißeste verändert sich in Kurzem an der Luft und muß daher in kleinen luftdicht verschlossenen Quentchen- oder Halblothgläsern sorgfältig aufbewahrt werden. Das echte ist fein, dünnflüssig, flüchtig und brennbar, wie Schwefeläther, specifisch viel leichter als Wasser, sehr durchdringend und äußerst balsamisch von Geruch, scharf bitterlich, hinterdrein kühlend von Geschmack. Es verhält sich ganz wie ein Ätheröl, und besteht aus wenigem Kohlenstoff, vielem Wasserstoff, vielleicht auch Phosphor und Blausäurestoff. Mit Weingeist verfälscht wird es in Wasser milchig, und setzt sich nicht auf der Oberfläche ab; Fettöle sinken darin nieder ꝛc. Appel bediente sich dieses höchst kräftigen Arzneimittels, das auch schon v. Helmont kannte, besonders in allen intermittirenden Fiebern von nervösem Charakter; Junker, Vater, Werlhof u. A. in Krampfübeln, zumal in der Epilepsie, Segnitz, Burdach und Horn bei heftigen hysterischen Schmerzen, in Nerven- und Faulfiebern, gegen den Bandwurm, im Tetanus, Trismus, in der Kriebelkrankheit, Bleikolik, in Lähmungen, chronischen Rheumatismen oder eingealteten Rheumatalgieen, hier auch Gügler, und, gleich Herz, im Veitstanze, bei Gichtmetastasen ꝛc., innerlich von 4, 8—40 Tropfen bei rein nervöser Schwäche mit Schwefeläther, Schwefeläthergeist, Kajeput-, Baldrianöl, bei verwickelter muskulöser mit China, Äther, essigs. Eisentinktur ꝛc. Äußerlich dient es als örtlich reizendes und zertheilendes Mittel. Löbenstein-Löbel bewirkte dadurch eine neue Auflösungsmethode des Phosphors (s. Hufeland's Journ. d. pr. Arzneik. 1817. I.). (*Th. Schreger.*)

Hirschhornsalz (flüchtiges), s. kohlens. Ammonium unter dem Art. Kohlensäure.

Hirschhornschwarz, s. unter Hirschhorn und Hirschgeweih.

Hirschhornstein, s. Wetzschiefer.

Hirschhunde, s. Hund, Jagdhund.

Hirschjagd, s. unter Hirsch und Jagd.

HIRSCHING (Friedrich Karl Gottlob), außerordentlicher Professor der Philosophie in Erlangen, ein Sohn des ansbachischen Raths und Oberamtsphysikus zu Uffenheim und Krechlingen, Wilhelm Simon Christian, von dem einige vergessene Schriften gedruckt sind*), geboren zu Uffenheim den 21. Dezember 1762. Schon im 7ten Jahre verlor er seinen Vater, fand aber an dem Konsistorialpräsidenten Mayer in Baireuth den wohlthätigsten Beförderer seiner Studien, die er zu Neustadt an der Aisch und in Erlangen trieb. Er studirte zwar die Rechte, legte sich aber meistens auf Geschichte, Naturkunde und Ökonomie, erhielt 1788 die Magisterwürde, 1792 ein außerordentliches Lehramt in der philosophischen Fakultät, und starb den 11. März 1800. Er soll viele naturhistorische, besonders botanische und ökonomische Kenntnisse besessen haben; öffentliche Beweise davon hat er aber nicht gegeben, und Vorlesungen hat er zwar angekündigt, aber nie gehalten. Dagegen machte er sich durch viele literarische, artistische, geographische, historische und biographische Kompilationen bekannt, die zwar von einem großen Sammlerfleiß zeugen, insgesammt aber sehr mangelhaft sind, indem er sich gewöhnlich an Unternehmungen wagte, denen er nicht gewachsen war, und ohne Geschmack und richtige Beurtheilung Alles zusammen trug, was ihm im Wege lag. Selbst sein Stil ist sehr unkorrekt, vernachlässigt und öfters geschmacklos; die Interpunktion fehlerhaft. Bei allen diesen großen Unvollkommenheiten können aber doch zuweilen seine Schriften mit Nutzen zu Rathe gezogen werden, da er manches Brauchbare aus Handschriften oder wenig benutzten Quellen ans Licht zog: Versuch einer Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken Teutschlands. Erlang. 1786—1790. 4 Bde. 8. Nachrichten von sehenswürdigen Gemälde- und Kupferstichsammlungen, Münz-, Gemmen-, Kunst- und Naturalienkabinetten ꝛc. nach alphabet. Ordnung der Städte. Erl. 1786—1792. 6 Bde. in 8. Allgemeines Archiv für Länder- und Völkerkunde. Leipz. 2 Bde. 1790. 8. Denkwürdigkeiten für die Länder- und Völkerkunde. Leipz. 1 Bd. 1792. 8. Historisch-geographisch-topographisches Stifts- und Klosterlexikon. Ebend. 1 Bd. 1792. 8. (Die Buchstaben A—D; wurde nicht fortgesetzt.) Historisch-literarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche in dem 18ten Jahrhundert gestorben sind. Eb. 17 Bde. 1794—1815. 8.; nach dem Tode des Verfassers (vom 6ten Bde. an) fortgesetzt von J. H. M. Ernesti**). Aufsätze in Meusels Kunstjournalen, im Journal von und für Teutschland, Journal von und für Franken, Reichsanzeiger, allgem. lit. Anzeiger u. a. O. Beiträge zu den Senkenbergischen Supplementen von Lipenii biblioth. realis juridica, die über 100 enggeschriebene Bogen ausmachten***). (*Baur.*)

Hirschkäfer, Hirschhornkäfer, s. Lucanus cervus *Linn.*

Hirschkalb, s. unter Hirsch und Ansprechen (1. Sect. IV. Bd. S. 285.).

Hirschkamel, s. Auchenia und Camelus.

HIRSCHKASTEN, sind schmale und niedrige, von Bretern gefertigte, mit eisernen Winkeln und Bändern wohl beschlagene, ungefähr 4 Ellen lange und 3 Ellen hohe, unten 1 Elle weite Kasten, in welchen Hirsche lebendig fortgebracht werden. Bei Jagdaufzügen pflegen sie nach Größe des Geweihes oben weiter, auch höher zu seyn, als bei gewöhnlichem Transport lebendiger Hirsche. (*R.*)

Hirschkatze (Felis lynx), s. Lupus cervaria (*Klein*).

Hirschklammer, s. Lucanus cervus.

Hirschklee, s. Eupatorium cannabinum.

Hirschklinge, s. Hirschfänger und Klinge.

HIRSCHKOGEL, Hirschkopf, Spitze der salzburger Alpen von 6984 Fuß Höhe. (*R.*)

Hirschkohl, s. Pulmonaria officinalis.

HIRSCHKOLBEN, heißt das neu aufgesetzte Gehörn des Hirsches, so lange es noch weich ist und den häutigen Überzug hat, der nach dem Verecken (Hartwerden) Risse bekommt und in Baststreifen abgefegt wird. Die zarten Hirschkolben geben — auf mancherlei Art bereitet — ein Leckergericht für Feinzüngler (s. darüber unter Hirschgeweih). (*Benicken.*)

Hirschkolbenbaum, s. Rhus coriaria und typhin.

HIRSCHKOLBEN-SUMACH, auch virginischer Sumach, Hirschkolbenbaum, Hirschhornbaum, Essigbaum u. s. w. genannt; über das Botanische s. Rhus typhinum *Linn.* Der Name ist durch die Beschaffenheit der Rinde veranlaßt, welche graubraun und starkrissig an

*) Meusel's Ler. der verst. Schriftst. 5r Bd. **) Eine wahre rudis indigestaque moles, und in ihrer Art eine Kompilation im schlechtesten Sinne, häufig ungeprüft und ohne Auswahl aus allerlei Büchern wörtlich abgeschrieben, oft ermüdend weitläufig und geschmacklos über unbedeutende Personen, während die wichtigsten übergangen werden, ohne Charakteristik, zuweilen komisch widersprechend in demselben Artikel. Wer dieses Urtheil zu hart finden sollte, lese meine Beurtheilung dieses Machwerks in der Nürnberg. gel. Zeitung. 1795. S. 409—419. Mit der Entstehung dieses Buches hat es überdieß eine eigene Bewandtniß. Bei meinem kurzen Aufenthalte in Erlangen im Sommer 1792 eröffnete ich dem Professor H. unter andern mein Vorhaben, ein histor. biogr. lit. Handwörterbuch aller ber. und merkw. Personen, die im 18ten Jahrh. gestorben sind, herauszugeben. Er äußerte dabei eine große Theilnahme, fragte nach Plan, Quellen ꝛc. und ließ sich über Alles ausführlich belehren. Nach wenigen Monaten erschien zu meinem Erstaunen eine Ankündigung der Orell'schen Buchhandlung in Zürich, in deren Verlag Hirsching sein hist. lit. Handbuch herausgeben würde, ganz nach dem Plan, den ich ihm entwickelt, und wobei ich ihm überdieß gesagt hatte, daß ich mich wegen des Verlags an die Orell'sche Buchhandlung wenden würde. Ich bewies dieser Handlung H.s Unredlichkeit; sie schrieb deßhalb an ihn, und da er sich nicht zu rechtfertigen wußte, kündigte sie ihm den Kontrakt auf und schloß einen neuen mit mir, an dessen Vollziehung ich jedoch verhindert wurde. Hirsching hatte sich indessen an die Schwickert'sche Buchhandlung in Leipzig gewendet, deren Verlagsübernahme ich erst nach Erscheinung des ersten Bandes erfuhr. Man sehe hierüber meine Erklärung im Intelligenzbl. der allg. Lit.Zeit. 1794. Sept. Nr. 103. S. 817. ***) Bock's ansb. Geb. u. Todten-Alm. 2. Bd. 396. Flickenscher's Gel. Gesch. von Erl. 3. Abth. 73—80. Meusel's Ler. der verst. Schriftst. 5 Bd. Baaders Ler. verst. baier. Schriftst. 1. Bd. 1. Th.

alten Stämmen, bräunlich und roſtgelb punktirt an jüngern Äſten, olivengrüner und behaarter an den jüngſten Trieben und den Blattſtielen, wodurch ſie den Hirſchkolben (ſ. den Art.) ähnlich ſind. Sein Vaterland iſt Nordamerika; er verträgt jedoch unſer Klima gut, iſt auch bereits verwildert in Pflanzgärten, Luſtgebüſchen, ſeltner in Vorhölzern einzeln anzutreffen. Er liebt gutes gemiſchtes Erdreich, pflanzt ſich leicht durch Wurzelbrut, ſchwerer durch Samen fort, hat in Rinde, Zweigen und Blättern ein treffliches Gärbematerial, auch guten Färbſtoff (grün, gelb, braun). Die Früchte färben ſchön ſchwarz, auch auf Seide gelb, grau, grün, violett und braun. Die Fruchtſäure iſt genießbar. Das feine Holz liefert Fourniere. (*Benicken.*)

Hirſchkolbenwasser, ſ. unter Hirſchgeweih.

Hirſchkönig, Zwerggazelle, ſ. Moschus pygmaeus.

HIRSCHKOPF (Geogr.), 1) ſ. Hirſchkogel. 2) Berg im Weißenburger Walde des königlich baieriſchen Rezatkreiſes. (*R.*)

Hirſchkorall, ſ. Madrepora prolifera *Lam.* (M. muricata *Esp.*).

Hirſchkorn, ſ. Hirſenkorn.

Hirſchkrankheit, ſ. Maulſperre.

HIRSCHKRAUT, auch Bitterſüß, kletternder Nachtſchatten, Alpranke, Mäuſeholz, Saurebe u. ſ. w. genannt; über das Botaniſche ſ. Solanum dulcamara. Dieſe Staude nützt an Ufern durch das Feſthalten der Böſchungen und Dämme mittels ihrer weit wuchernden Wurzeln. Die Zweige dienen zu kleinen Flechtarbeiten. Blätter, Rinde, Holz und Früchte ſind offizinell. Der Jäger miſcht den Holzabſud unter die Fuchswitterung. (*Benicken.*)

Hirſchkreuz, ſ. Hirſchherzbein.

Hirſchkugel, vergl. die Art. Hirſchbezoar im Art. Hirſch, Bezoar, Concremente und Haarballen.

HIRSCHKUH (die), auch das Thier, die Hindinn genannt, das Weibchen des Hirſches, weit kleiner und ſchwächer als er (200 bis höchſtens 250 Pfund ſchwer), trägt Hals und Kopf minder aufrecht, iſt nicht ſo ſchlank gebaut, hat einen ſchwächern, nur kurz behaarten Hals, ſchmächtigere Keulen und in der Regel kein Gehörn. (Nur alte Geltthiere bekommen mitunter eine oder zwei kleine und ſtets widerſinnig gewachſene Stangen.) Das weibliche Glied der Hirſchkuh heißt das Fruchtblatt; ſie hat ein Euter mit 4 Zitzen, geht hochbeſchlagen (trächtig, tragend) 40 Wochen lang, ſetzt im einſamen Dickicht Ein Kalb, ſeltner 2 Kälber auf ein Bett und geht niedrig, wenn ſie geſetzt hat. Sie ſchreckt, ſchmält oder meldet d. h. gibt einen hellen Laut von ſich, vorzüglich wenn ſie Menſchen merkt. Außer der Brunſtzeit hält die Hirſchkuh ſich mit ihres Gleichen, den Kälbern, Schmalthieren, Spießern, Gablern und jungen Hirſchen in Geſellſchaften zuſammen; nur während der Brunſt und ſelten bei ſtrengem Winter und Störungen trifft man jagdbare Hirſche neben Thieren und anderem Wilde. Bei Annäherung der Setzzeit ſondert ſie ſich ab und bereitet ihr Bette. Ihr Kalb ſäugt ſie bis zum nächſten Hochbeſchlage (ſ. den Art. Hirſchbrunſt); dann gewöhnt es ſich von ſelbſt ab. Beim Ziehen auf die Äſung, von derſelben zum Holze, beim Wechſeln des Sommerſtandes mit dem Winterſtande und umgekehrt, überall, wo das Wild vertraulich iſt, führt und beaufſichtet eine alte Hirſchkuh allemal die Geſellſchafter (Rudel, Trupps). (*Benicken.*)

HIRSCHKUHWIESE, iſt Name des Schlachtfeldes bei Ampfing; ſ. den Art. (*R.*)

Hirſchlager, ſ. unter Hirſch.

Hirſchläufe, Hirſchläufte, ſ. Lauf.

Hirſchleder, ſ. unter Hirſch und Leder.

Hirſchling, ſ. Reisker.

Hirſchlosung, ſ. Hirſchgelos und Hirſchfährte.

Hirſchluchs, ſ. Lupus cervaria *Klein.*

Hirſchmangold, ſ. Pulmonaria officin.

Hirſchmelde, ſ. Impatiens noli tangere.

Hirſchmöhre, ſ. Pastinaca sylvestris latifol.

Hirſchmünze, ſ. Mentha cervina.

Hirſchnetz, ſ. Hirſchgarn und Netz.

HIRSCHOHREN, werden zu einem beſondern Eſſen benutzt. (*R.*)

Hirſchorden, ſ. Jagdorden.

Hirſchpeterlein, Hirſchpetersilie (Athamanta cervar. und oreosolin.), ſ. unter Ligusticum.

Hirſchreh, ſ. Moschus pygmaeus (M. indicus).

HIRSCHRUF, ein aus Horn oder auch wohl Holz gedrehtes Inſtrument, womit der Jäger das Geſchrei der Hirſche nachahmt. (*R.*)

HIRSCHRUTHE, Geſchlechtstheil der männlichen Hirſche, galt ehemals unter dem Namen Priapus cervi als ein ſtimulirendes und harntreibendes Mittel, ferner wurde es bei Seitenſtechen und Mutterbeſchwerden gebraucht. (*R.*)

HIRSCHSCHALE, heißt die hornartige Klaue an den Hirſchläufen (Füßen). Vergl. auch unter Hirſch und Schalen. (*R.*)

Hirſchſchröter, ſ. Lucanus cervus *Linn.*

Hirſchſchuh, Insiegel, ſ. unter Hirſchfährte.

HIRSCHSCHWADEN, heißt in der Sprache des Weidmanns der kurze Schwanz des Hirſches. (*R.*)

Hirſchſchwanz, ſ. Sambucus ebulus.

Hirſchſchwein, ſ. Sus Babirussa.

Hirſchſchweiss, ſ. Schweiss.

Hirſchſehnen, } ſ. unter Hirſch.
Hirſchſprung, }

HIRSCHSTEIN, Schloß und Rittergut an der Elbe im Erbamt Meißen des Meißner Kreiſes im Königreich Sachſen, mit reizender Ausſicht auf die Dresdner und Meißner Gegenden. Hier ſtarb Markgraf Friedrich von Meißen, genannt der Stammelnde, an vergiftetem Obſte 1291. Zum Rittergute gehören 1300 Unterthanen. Vergl. Gottſchalk's Ritterburgen 3r Bd. S. 165. (*G. F. Winkler.*)

Hirſchſteine, ſ. Hirſchbezoar im Art. Hirſch.

Hirſchſtier, ſ. Antilope bubalis.

HIRSCHTALG, HIRSCHFETT (Adeps s. Sevum

cervinum), die weiße, feste, fast geruchlose und mild schmeckende Talgart, welche man erhält, wenn man die im Unterleibe, besonders im Gekröse und um die Nieren des Hirsches vorfindlichen Fettmassen klein schneidet, auswäscht, bei gelinder Wärme in einem irdenen Gefäße zerfließen läßt und durchseihet. Man bedient sich desselben, wie der übrigen Talgarten, zur Bereitung von Lichtern und Seifen, so wie von steiferen Salben und Pflastern, oder man läßt es auch für sich allein einreiben, wenn hauptsächlich nur auf die Oberfläche der Haut, wie namentlich bei Excoriationen und Schrunden, gewirkt werden soll, indem es nicht so stark in die Tiefe geschmeidigend einwirkt. Seine Kräfte sind keine andern, als die der fettigen Mittel überhaupt und ist man in neuerer Zeit von der früheren Überschätzung dieses Präparats zurück gekommen. Sonst rühmte man den Hirschtalg als ein zertheilendes, den Nerven dienliches, erweichendes, sehr schmerzstillendes Mittel, besonders bei Podagra und Zahnschmerz, wo es, nach Hoffmann's Versicherung, die Würmer aus den Zähnen vertreibt. Hippokrates empfiehlt das Hirschfett gegen Geschwüre der Gebärmutter und gegen das Stocken des Lochienflusses. und Nester glaubte in schweren Krankheiten eine günstige Prognose stellen zu dürfen, wenn ein Tropfen Hirschtalg in den Urin des Kranken gebracht darin nicht zu Boden fiel. Vergl. auch die Art. Fett und Hirsch.

(*Wiegand.*)

HIRSCHTHAL, ehemaliges Nonnenkloster des Dominikaner-Ordens an der Bregenzer-Ach bei Kennelbach in Tirol. Brannte im J. 1796 ab und wurde nach Thalbach zu Bregenz verlegt. (*Rumy.*)

Hirschthier, 1) s. unter dem Art. Hirsch, Ansprechen (1ste Sect. IV. S. 235.); 2) s. Antilope bubalis.

Hirschthiere, s. Hirschartige Thiere und Cervus (1ste Sect. XXII. Bd. unter den Nachträgen).

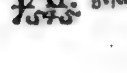
Hirschthräne, s. unter Hirsch.

Hirschtrüffel, s. Hirschbrunst und Lycoperdon cervinum.

Hirschvogel, s. Loxia chloris.

HIRSCHVOGEL, HIRSCHFOGEL*), 1) Augustin, ein sehr geschickter Emaillemaler und Kupferätzer zu Nürnberg gegen die Mitte des 16ten Jahrh., da wenigstens der größte Theil seiner Blätter mit den Jahren 1543 und 1550 bezeichnet ist; aus einigen seiner Arbeiten erhellt, daß er später in Wien wohnte. Nach Fuesli ist er gegen 1506 geboren und im J. 1560 gestorben. Ein Blatt (*Bartsch* Peintre Grav. No. 24.), eine Bärenjagd, enthält die Jahrzahl 1569, obwohl die 6 eine Undeutlichkeit verräth und es Abdrücke mit 1545 geben soll**). (Fuesli spricht von einem Blatt mit Hirschen und Rehen.) Er war der Sohn Veit Hirschvogel's, eines berühmten Glasmalers zu Nürnberg, und erlernte diese Kunst bei seinem Vater. In seinen historischen Kompositionen spricht sich durchaus Reichthum der Ideen aus; weniger glücklich ist er jedoch in der Zeichnung gewesen. Denn obgleich eine große feine Bewegung darin herrscht, so gränzt sie doch an die schon gegen die Mitte des 15ten Jahrh. ausgeartete Manier. Außer seiner Emaillemalerei machte er sich besonders durch seine Radirungen oder geätzten Kupferblätter einen bedeutenden Namen für die Kupferstichsammler, und es ist deren eine große Zahl (nach *Bartsch* Peintre Graveur Vol. IX, 255 Blatt) vorhanden. Rost**) hat sehr Unrecht, wenn er sagt: „seine Arbeiten sind nicht zahlreich;" denn außer den im Peintre Graveur angezeigten Blättern gibt es noch einige jenem unbekannte in der königl. Sammlung zu Dresden, worunter als höchst selten eine sitzende Judith mit dem Haupt des Holofernes ist, die Heinecken irriger Weise dem Georg Vasari zueignet. Die Nadel, die er in seinen radirten Blättern anwandte, ist höchst geistreich und leicht, und sowohl in den Bildnissen als Figuren gleich gut angewendet, auch die Ätzung besonders kräftig; unter erstern zeichnet sich des Künstlers Bildniß im Profil (nach Bartsch a. a. O. Nr. 40.) besonders aus, und möchte wohl auch dieses Blatt zu den seltenern gehören. Als reichhaltig ist die einige 120 Blätter starke Abbildung biblischer Scenen zu nennen. Unter andern Blättern ist eine liegende Cleopatra vor-

*) Hirschfogel ist wohl unstreitig die richtigere Schreibung, indem sie durch des Künstlers auf mehreren Blättern angebrachte Chiffre, bestehend aus den drei in einander geschlungenen Buchstaben H, A, F., über welchen ein kleines Kreuz, und unter welchen, gewöhnlich die Jahrzahl befindlich und folgender Maßen



gestaltet ist, ein großes Gewicht erhält. (*Stimmel.*)

*) Es gibt wirklich Abdrücke mit der Chiffre und den Jahrzahlen von 1545, 1546, 1547 und 1549, welche in dem ehemaligen Gottfr. Winkler'schen Kupferstichcabinette zu Leipzig sich vorfanden und dem Refer. zur Ansicht und Vergleichung vorlagen, namentlich: 1) Die Bekehrung des Apostel Paulus, in einer weit ausgedehnten Landschaft, in deren Mitte ein dürrer Baum ist. Mit Chiffre und der Jahrzahl: 1545. hoch 8 Z. 10 L., breit 9 Z. 4 L. 2) Eine Marine, wo das Meer mit verschiedenen Schiffen bedeckt ist; in der Ferne die Perspektive einer großen Stadt. Der Obertheil des großen Schiffes vornher ist bezeichnet: JONAS. Chiffre und 1546. Querfol. — 3) Eine bergige, mit verschiedenen Fabriken versehene Landschaft. Rechts auf der Spitze eines schroffen Felsens eine große Kirche. Chiffre und 1546. kl. Querf. — 4) Eine leicht radirte bergige Landschaft, rechts ein Tannenast, links, am Fuße des Berges, ein großes Gebäude mit Eingangsthor, und auf der Spitze eine Festung. Chiffre und 1546. Querf. — 5) Eine bergige Landschaft, rechts ein großer viereckiger Thurm, welcher durch eine große Brücke hinten mit verschiedenen Gebäuden in Verbindung steht. Chiffre. 1547. Querf. — 6) Eine dergl., rechts steile Felsen, am Fuße derselben ländliche Gebäude, welche durch eine Pfahlbrücke mit einer Festung in Verbindung stehen; links ein großer knotiger Baum. Chiffre. 1546. Querf. — 7) Eine Landschaft mit etwas starken Strichen; rechts schießt ein Mann, an dessen Seite ein Hund liegt, auf Anten, in einem großen Kanal, welcher einen Theil von der linken Seite der Platte einnimmt; in der Ferne eine Landschaft, in deren Mitte ein besuchter Platz sich zeigt. Chiffre. 1545. gr. Querf. Außer diesen kennt Refer. aus Selbstansicht noch vier biblische Darstellungen, eine mit der Jahrzahl 1547 und drei mit 1549 versehen. Vgl. Manuel des curieux et des amateurs de l'art par *Huber* et *Rost*. Zurich, 1797. 8. Tom. I. p. 184 sq., Catal. raisonné du cab. d'estampes de f. Mr. Winckler à Leipz. par M. *Huber*. Leipz. 1802. 8. Tom. I. p. 341. 42. (*Stimmel.*) **) Huber und Rost Handbuch für Kupferstecher. 1. Bd. S. 190.

züglich beachtungswerth. Hirschvogel hat einen Versuch gemacht, das Nackende in punktirter Manier darzustellen, welche in jener Zeit wenig oder gar nicht ausgeübt wurde. Merkwürdig bleiben unter seinen radirten Blättern die Landschaften, deren er über 40 Blatt bearbeitete und die sich durch die originelle Methode für die Formen der Bäume, und besonders durch einfache mit weniger Arbeit hervorgebrachte Haltung auszeichnen. (*Frenzel.*)

2) Veit, s. unter dem vorherg. Art.

HIRSCHWALD, Marktflecken in dem Traunkreise des östreich. Landes ob der Ens*). (*R.*)

HIRSCHWILDPRET, caro cervina (ökon. diätet.), hält sich, zumal noch in seiner Haut und in gemäßigter trockner Temperatur aufgehangen, 6 — 8 Tage lang ganz frisch, und gibt, noch jung genug, und saftig mürbe gebraten, oder gedämpft, eine für gute Magen gesunde, leicht und schnell sättigende, wohlnährende Speise. Doch ist das Wildpret, zumal das Rückenstück von einem Thiere (Hirschkuh) weit milder und schmackhafter, auch leichter verdaulich, als das vom männlichen Hirsch, besonders bei uns von Jakobi an bis in den Monat August. — Je jünger überhaupt der Hirsch, desto besser fällt sein Fleisch aus, denn ein Zwölfender hat schon sehr hartes und ungenießbares Fleisch. Wenig oder kaum zu essen ist jenes von vier- und mehrjährigen Hirschen, die sich durch ihren kurzen, breiten Rosenstock (den krausen Ring am untern Theile des Gehörnes), durch ihre dicht auf dem Kopfe sitzenden Rosen, durch ihre dicken, krausen, mit starken und durchsichtigen Perlen besetzten Stangen mit breiten und ausgehöhlten Rinnen, durch die stumpfen, breiten Schalen am Laufe oder an der Klaue, und durch ihre gelben, wackelnden Zähne kenntlich machen.

Auch der Edelhirsch hat ein festes, trocknes Fleisch, das nur mäßig nährt, und schwer verdaulich ist, wenn es nicht, wie das vom Zwölfender ꝛc., durch längeres Mortificiren und Einlegen in Essig, saure Milch, Molke ꝛc. mürber und leicht auflöslicher gemacht wird.

Damhirschwildpret ist im Ganzen saftiger, feister und verdaulicher, als Rothhirschwildpret. Jenes der Hirschkälber ist bei uns im Herbste am delikatesten; das vom Spießer aber und von 2 — 3jährigen Hirschen etwas geringer.

Die zarten hervorbrechenden Hirschgeweihe (Hirschkolben) empfiehlt man als sehr nahrhaft für entnervte Körper, doch wollen sie gut verdaut seyn. Verdaulicher ist die daraus gezogene Gallerte (s. den Art. Hirschhorngallerte).

Schlecht und ungenießbar ist alles Hirschwildpret zur Brunstzeit, bei uns vom Ende Augusts an bis in den Oktober, und jenes von Hirschen, die auf sumpfigem Boden immerfort weiden müssen. — Fleisch von kranken, zumal seuchekranken, oder verhungerten Hirschen bleibt immer eine verdächtige, wohl ungesunde Kost, wie jenes von milzkranken Hirschen. Alles stark wildernde oder anriechende kann allein Liebhabern behagen. Gegen Fäulniß kann man jegliches Wildpret durch Einlegen in saure Milch ꝛc. eine Zeit lang schützen, oder man beizt es sogleich in Essig ein. — Das zu viele Spicken mit Speck und Übergießen mit Butter macht jedes Wildpret ꝛc., besonders für schwache Mägen, oft unverdaulich. (*Th. Schreger.*)

Hirschwolf, s. Lupus cervaria *Klein.*

Hirschwundkraut, s. Eupatorium cannabin.

Hirschwurz (Athamanta cervaria *L.*), s. unter Ligusticum; vgl. Laserpitium latifolium.

HIRSCHWURZEL, heißt 1) Campanula cervicaria *Linn.* vergl. Campanula; dann 2) der weiße und schwarze Enzian, s. Gentiana. (*R.*)

Hirschziege, s. Antilope cervicapra.

Hirschziemer, Hirschzimmel, 1) s. unt. Hirsch. 2) so viel als Hirschruthe (s. den Art.) (*R.*)

HIRSCHZUNGE, heißen zwei verschiedene Gattungen von Farrenkräutern. 1) Die gemeine Hirschzunge s. darüber Scolopendrium officin. Das Kraut (Hb. scolopendrii, Linguae cervinae, phyllitidis) besitzt einen etwas zusammen ziehenden Geschmack und war sonst offizinell. Preis fürs Pfund 15 bis 18 Kr. — 2) Die kleine Hirschzunge, gemeines Ceterach u. s. (Ceterach officinarum, s. den Art.). Die Blätter (Hb. Asplenii seu Ceterach), welche einen schwachen Geruch und geringen zusammen ziehenden Geschmack besitzen, wurden sonst im Aufgusse bei Brustkrankheiten, auch als ein Mittel den Gries und die Steine der Urinblase abzuführen, angewendet; die Pflanze ist in Frankreich noch unter dem Namen Doradille im Gebrauche. Preis im J. 1824 pr. Pfd. 1 fl. (*Fr. Thon.*)

Hirschzungenkraut, s. den vorherg. Art.

HIRSE, Panicum miliaceum *L.* (Milium), mit 5 Abarten, eine ursprünglich aus Ostindien stammende Grasart, die sich dort von selbst fortpflanzt, bei uns aber hier und da gebauet wird. Außer der Rispenhirse kennt man bis jetzt folgende Arten: gemeine Mohrhirse (Sorghum vulgare), Kolbenhirse (Panic. italicum) mit 5 Abarten, und Bluthirse oder Manna (Panicum sanguinale). (*Th. Schreger.*)

Die Bluthirse, wilde Hirse, Fingergras u. s. (P. sanguinale), welche in Böhmen und andern Gegenden gebaut wird, sich aber auch als gemeines Unkraut auf Äckern und in Gärten findet, treibt aus einer jährigen Wurzel viele auf der Erde liegende, oder unter einem schiefen Winkel sich aufrichtende Halme, deren jeder 6 bis 7 Ähren trägt, worin jeder Griffel sich mit einem rothen, feinen, haarigen Büschel endiget. Der Same ist länglich zusammen gedrückt, glatt, gelblich und fast durchsichtig, bleibt in den Spelzen eingeschlossen, muß daher gestampft werden und gibt dann eine kleinkörnige Grütze von gutem Geschmacke, die auch zum Brotbacken zu gebrauchen ist. Die welsche oder italienische Hirse, auch großähriger Fennich u. s. (P. italicum), welche ursprünglich in Ostindien wild wächst, jetzt auch in Westindien angetroffen, und im süd-

*) Weim. Handb. 1 Abth. 2 Bd. S. 211.

lichen Europa, vornehmlich in Italien, bei uns aber nur sehr selten gebaut wird, treibt aus einer jährigen Wurzel einen rohrähnlichen, fast 4 Fuß hohen Stängel; die sehr langen und dicken Ähren mit dazwischen stehenden Borsten zusammen gesetzt; der Same ist unter dem Namen der Fuchsschwanzhirse bekannt und wird in Italien häufig als Brei und Brot verspeiset. Die teutsche Hirse, auch wilder teutscher Fennich (P. germanicum), wächst in Teutschland und Ungarn wild und kommt, in Ansehung der Farbe des Samens, in verschiedenen Abänderungen vor. Die einjährigen, rohrähnlichen, 8 Fuß hohen und starken, mit Gelenken versehenen Stängel, treiben 8 — 9 Zoll lange Ähren, die dicht mit kleinen, rundlichen, der gemeinen Hirse ähnlichen, Samenkörnern besetzt sind, die sich zum Brotbacken verwenden lassen, auch zum Futter für Canarienvögel dienen. Das grüne Hirsegras, grüner mit einfachen Ähren besetzter Fennich u. s. (P. viride), findet sich im südlichen Europa und unterscheidet sich von den übrigen Gattungen durch seine rauhe Ähren und seinen gestreiften Samen. Die grannige Hirse, granniger mit getheilten Ähren versehener Fennich (P. Crus Galli), kommt fast überall vor. Die Ähre besteht aus mehrern kleinen Ährchen, die am Ende des 2 Fuß hohen Halmes wechselsweise und von einander entfernt, erscheinen, mit langen dünnen Härchen besetzt sind, und sich an der Spitze mit einer Granne endigen. Die Queckenhirse (P. Dactylon), wächst im mittäglichen Europa mit röthlich braunen Halmen und gefingerten von einander stehenden Ähren, die an der innern untern Seite haarig und bei der Reife dunkelpurpurroth sind. Die weißen, knotigen, langen, perennirenden Wurzeln (Rad. Graminis Dactyli), sind in Italien und Frankreich statt der Wurzeln des Queckenweizens (Triticum repens) im Gebrauche und scheinen auch damit ziemlich überein zu stimmen. Das eisengraue Hirsegras (P. glaucum) wächst in beiden Indien, in Italien, in Schlesien und andern teutschen Gegenden. Die Ähren sind länglich rund und die Samen, welche sich auf Mehl benutzen lassen, haben wellenförmige Streifen. Die pennsylvanische, fingerartige Hirse (P. filiforme) findet sich im nördlichen Amerika und ist der Bluthirse so nahe verwandt, daß sie kaum davon zu unterscheiden ist; nur ist ihr eigen, daß die gerade aufrecht wachsenden Halme ein sehr langes Gliedende haben und mit einem Blatte versehen sind. Die Samenkörner der rispenförmigen gemeinen Hirse, auch gemeine Sathirse und Hirsenfennich genannt (P. miliaceum), welche aus der faserigen Wurzel einen ästigen, an den Knoten mit haarigen Blattscheiden umgebenen, Halm mit langen, breiten, spitzigen, den Gräsern ähnlichen Blättern treibt und deren Halm und Zweige mit einer lockern, schlaffen, unterwärts hängenden, eine Menge Samenkörner enthaltenden Rispe endigen, reifen nicht zu gleicher Zeit, ihre Einsammlung ist daher mit Schwierigkeiten verbunden; sie sind klein, eckig und mit einer glänzenden Schale überzogen, unter der ein mehliger süßer Kern enthalten ist. Östreich, Kärnthen, Böhmen, Mähren, Schlesien, die Rheingegenden, Baiern und viele Provinzen in Teutschland; auch Italien, das Innere von Frankreich, das nördliche Spanien, Polen, die südlichen und gemäßigten Landstriche von Rußland u. s. bauen und liefern eine große Menge Hirse, vorzüglich zum Bedarf auf Schiffen. Im J. 1825 kostete zu Mannheim der Malter gerollte Hirse (185 Pfund leicht Gewicht) 5½ bis 5¾ fl.; zu Nürnberg, welches sehr viele geknäuete d. i. von der Hülse gereinigte Hirse ins nördliche Teutschland u. s. versendet, wurde in demselben Jahre der Zentner mit 4 fl. verkauft *). Der große Fennich (P. maximum), ein 5 — 10 Fuß hohes Gras, welches an der Küste von Guinea in Afrika wild wächst, von dort nach Westindien unter dem Namen des Guineagrases gebracht und allgemein auf dürren Triften angebaut ist, mit zusammen gesetzter, haarförmiger, zertheilter und ausgebreiteter Rispe, deren Äste traubig sind, mit haarigen Halmknoten und an der Basis haarigen Scheiden der Blätter, ist eines der vorzüglichsten Geschenke der Natur für die heiße Zone, wird als Viehfutter gebraucht und bleibt selbst in der trockenen Jahreszeit, wo gewöhnlich Alles versengt ist, grün und brauchbar.

Unter den hirseartigen Gräsern gibt es noch andere, welche von dem Geschlechte der Hirse oder des Fennichs (Panicum) mehr oder weniger abweichen, daher mit besondern Namen belegt worden sind. Vgl. Hirsegras u. Hirsepferdegras. (*Fr. Thon.*)

Aller Hirsesamen muß ganz reif, schwer, trocken und möglichst staubfrei seyn, eine frische, glänzende, gleiche Farbe haben, keine Hülsen, viel weniger fremdes Gesäme enthalten, und, wenn man eine Hand voll davon drückt, aus der Hand heraus gleiten. Gelben zieht man gewöhnlich dem weißen und schwarzen vor. — Schlecht ist der unreife und brandige, so wie der enthülste (gestampfte, gestoßene oder geschälte) Hirse, wenn er zu alt wird, oder anläuft, dann ein rauhes, mattes Ansehen, einen Übelgeruch, und einen widrigen, thranigen und ranzigen Geschmack bekommt; wenn er sich in der Hand zusammen drücken läßt, und wenn er schon von Milben angefressen ist.

Der gelbe Hirsegries (Grütze) muß feinkörnig seyn, aber nicht mehlig, schwer ins Gewicht fallen, beim Kochen gut quellen, und wohlschmeckend seyn. Wegen seines vielen Schleims ist er gut nährend, aber etwas blähend, schwer verdaulich und stopfend.

Man braucht ihn mit Milch oder Fleischbrühe gekocht, in der Küche zu Gemüse, Breien, das Hirsemehl zu Klösen. Mit Milch gekocht gibt Grütze und Mehl einen erweichenden Breiüberschlag. — Auch die Bluthirse liefert einen nahrhaften, leicht verdaulichen und gesunden Gries. Der ganze Same ist ein gutes Futter für Stubenvögel ꝛc.; der Hirsebrei dient zum Auffüttern

*) Vergl. J. E. Blotz, prakt. Anweisung zum Flachs-, Hanf- und Hirsebau ꝛc. Leipzig 1788. 8. J. G. Krünitz Encyclop. Bd. XXIII. S. 774 ꝛc. u. A. m.

jungen Federviehes, der Abgang von Mehl aber überhaupt als Viehfutter, so wie das Stroh, zu Hechsel geschnitten, als Brühfutter für Rindvieh.

Übrigens bereiten die Kabardiner im Kaukasus, so wie die Chinesen aus Hirse ein berauschendes Getränk, das warm getrunken wird, aber den Europäern nicht behagt. In Abyssinien ist es unter dem Namen Cana bekannt. (*Th. Schreger.*)

Die Hirse liebt einen feinen wohl vorbereiteten Boden, der jedoch nicht frisch gedüngt seyn darf, weil davon der sehr verderbliche Brand entsteht; man säet am besten um die Mitte des Mai bei trockner warmer Witterung und wohl ausgetrocknetem Boden, weil sich alsdann der Boden rein von Unkraut erhält, und kein Jäten nothwendig wird, welches bei vielem Unkraut unvermeidlich ist. Wo die Hirse zu dicht stehet, muß ausgerauft werden, welches jedoch nicht nöthig ist, wenn man zum zweiten Mal die aufgegangene Frucht mit der Egge überfährt. Herrscht feuchtkalte Witterung im Frühjahr, und steht die Sat schlecht, so pflügt man bei Zeiten das Feld um, damit man andere Gewächse auf der Stelle bauen könne. Die Drillmethode thut bei dieser Frucht gute Dienste. (*Friedr. Heusinger.*)

HIRSEBIER, ein in Rußland aus Hirsemalz unter dem Namen Busa gebrautes trübes, schäumendes, den Kopf angreifendes Bier. Oft setzt man dem Hirsemalz auch Getreidemalz (Gerstenmalz) zu, und erhält dann ebenfalls ein dickes, trübes und berauschendes Bier, welches man Braga nennt. (*Fr. Thon.*)

HIRSEBROT, ein aus Hirsemehl gebackenes, zwar gutes, aber bald spröde werdendes und etwas süßlich schmeckendes Brot, welches in vielen südlichen Ländern von Europa, namentlich in Südfrankreich, wenigstens ehedem, sehr gebräuchlich ist. In Circassien zieht man es dem Roggenbrote vor, und in den Niederlanden verwendet man das Hirsemehl vorzüglich zu Torten und anderem feinen Backwerke. In Rußland verbäckt man es häufig in Vermischung mit anderm Mehle, weil es für sich allein nicht gut säuert, auch glitschiges und schwer verdauliches Brot gibt. (*Fr. Thon.*)

Hirsedorn, Kreuzdorn, s. Rhamnus catarcticus.

Hirsedrüse, s. Hirse.

HIRSE- oder HIRSENDRÜSEN, Glandulae miliares s. subcutaneae miliares, auch Talg-, Fett-, Schmier- oder Schmalzdrüsen der Haut, Hautdrüsen, Schmierbläschen oder Schmierhöhlen oder Körnlein der Haut, Glandulae sebaceae, s. cutaneae, s. subcutaneae, Cryptae sebaceae, folliculi sebacei cutis, Sinus pingues, Glonii, s. Grana cutis genannt, die über einen großen Theil der äußern Haut verbreiteten, unter dieser gelegenen und auf deren Oberfläche sich öffnenden, kleinen, drüsenartigen Behälter, welche beständig eine ölige, leicht erhärtende Feuchtigkeit (Sebum cutis) absondern und so die Geschmeidigkeit der allgemeinen Bedeckungen erhalten (s. unter Haut.). (*Wiegand.*)

Hirsefieber, s. Friesel.

HIRSEGRAS, heißt 1) die Pflanzengattung Milium, besonders M. effusum (zerstreutes oder strauβiges Hirsegras, auch Waldhirse, Fladergras, Milisgras u. s.), dessen Blätter einen angenehmen, starken, dem Steinklee ähnlichen Geruch haben, Motten und Milben vertreiben und von dem Schaf- und andern Vieh, so lange sie noch jung sind, gern gefressen werden und dessen Halme sich zu verschiedenen feinen Flechtarbeiten anwenden lassen, und dessen mehliger Same allenfalls zu Mehl dienen kann. 2) Die Gattung Lithospermum (Steinhirse, Steinsame, Perlhirse u. s.); nämlich die gemeine Steinhirse, Steinsamenhirse, kleinblumige Perlhirse, auch Sonnenhirse (L. officinale seu erectum), deren kleine, runde, eiförmige, sehr harte und mit einer perlfarbenen, glänzenden, harten Schale bedeckte, einen süßen, öligen Kern einschließende Körner, ein ziemlich gutes Brotmehl liefern und von den Alten bei Steinschmerzen, zu Abführung des Blasengrieses und in der Ruhr angewendet wurden. Dann die wilde Steinhirse, Acker-Steinsamenhirse, Feldhirse, Schminkwurzel u. s. (L. arvense seu sylvestre), deren rother Wurzel die Bauermädchen in Schlesien und in den nordischen Ländern sich statt der Schminke bedienen (daher der Name der Pflanze Bauernschminke), weil sie, auf die Haut gerieben, eine schöne, natürlich rothe Farbe gibt, und an einigen Orten zum Färben der Butter angewendet wird, welche bei Seitenstechen Dienste leisten soll. Die schwarzen Samen (Sem. Lithospermi nigri) waren sonst officinell. Endlich die großblumige Steinhirse, Perlhirse mit kriechenden Stängeln, Kriechsteinsamen u. s. (L. purpureo-caeruleum seu repens), deren dunkelgrüne, 2 Zoll lange und ½ Zoll breite Blätter (Folia lithospermi repentis) sonst von den Ärzten angewendet wurden. (*Fr. Thon.*)

Hirsegrasfalter, s. Papilio hyperanthus.

HIRSEKNAUER, HIRSESTAMPFER, heißen diejenigen Personen, welche sich in den Hirsemühlen (s. d. Art.) mit Entschälung der Hirse beschäftigen. (*Fr. Thon.*)

Hirsekorn, s. Hirsenkorn.

HIRSEMÜHLEN, HIRSEKNAUEN, Stampfmühlen, um die Hirse (Panicum miliaceum) von ihren Hülsen befreit und in so genannte Grütze zu verwandeln, sind ganz so, wie die Grütz- und Ölmühlen eingerichtet, wo die grobe Schale der Frucht durch Stampfer, die unten mit Eisen beschlagen sind, in Grubenlöchern bloß abgestoßen, der enthülsete Kern hingegen auf einer gewöhnlichen Mahlmühle zerstückt oder zu Grütze gemacht wird. Durch Schwingen, Sieben und andere Hilfsmittel werden die abgestoßenen Schalen vorher weggeschafft. (*Fr. Thon.*)

Hirsenammer, s. Emberiza miliaria.

Hirsendorn, s. Rhamnus catarcticus.

Hirsenerz (Linsenerz), s. Eisen.

Hirsenfieber, Hirsefieber, febris miliaris, Frieselfieber, s. unt. Friesel.

Hirsenfink, s. Emberiza miliaria.

Hirsenflechte (Herpes miliaris, s. miliariformis), Hirsengeflecht, frieselartige Flechte, s. unt. Herpes.

Hirsenfresser, s. Loxia panicivora.

HIRSENKORN, GERSTENKORN, HORDEOLUM, CRITHE, ist ein hartes, unbewegliches, sehr umgränztes kleines Knötchen, das seinen Namen wegen der Ähnlichkeit mit einem Hirsen- oder Gerstenkorne hat und an den Augenliedern befindlich ist. Sie werden entweder durch Entzündung und Eiterung erregende Mittel, oder durch zertheilende oder mit dem Messer gehoben. Letzteres ist jedoch sehr selten nothwendig. (*Schneider.*)

HIRSENKRANKHEIT, HIRSIGSEYN des Rindviehes, ehemals auch die Franzosen, Franzosenkrankheit, Perlen, Perlensucht, Lustseuche ꝛc. genannt. Unter diesem Namen wird eine Krankheit verstanden, die sich gemeinlich über einen Theil der Häute erstreckt, welche die verschiedenen Höhlen des Körpers auskleiden und Eingeweide überziehen; diese Krankheit wird in der Folge allgemein, sie ergreift vorzüglich das lymphatische System, es gesellt sich Verderbniß der Säfte, endlich auch Abmagerung des Körpers und eine chronische Kacherie dazu. Beim Leben der Thiere ist dieses Übel nicht wohl zu erkennen, und die Krankheit kann nur nach dem Tode gehörig wahrgenommen und richterlich beurtheilt und bestimmt werden.

Ehemals hat man diese Krankheit des Rindviehes für das gehalten, was die Franzosenkrankheit bei den Menschen ist und deßhalb den Genuß des Fleisches für ekelhaft und äußerst ungesund gehalten. Daher wurde nicht nur solches Vieh, nach dem Schlachten dem Schinder übergeben, sondern auch die Keule, die Messer ꝛc., womit das Vieh geschlachtet und geöffnet worden, demselben ausgeliefert; allein vielfältige Versuche und Erfahrungen haben uns endlich überzeugend gelehrt, daß nicht nur das Fleisch solcher Thiere, — wenn das Übel nicht den höchsten Grad erreicht oder sich kein anderes fleischverderbendes Gebrechen zu demselben gesellt hat, — ohne den geringsten Nachtheil für die Gesundheit genossen werden könne. Es ist deßhalb heut' zu Tage der Genuß dieses Fleisches überall erlaubt, nur muß es wohlfeiler gegeben und in vielen Gegenden an besondern Orten ausgehauen werden. Der Verkauf eines solchen Fleisches ist übrigens nicht so ganz unbedingt von Polizei wegen zuzugeben und den Fleischschätzern zu überlassen.

Das Hirsigseyn bei den Schweinen ist die so genannte Finnenkrankheit derselben. Bei den geschlachteten finnigen Thieren findet man im Fleische und Specke mehr oder weniger runde Knötchen von der Größe eines Hirsenkorns bis zu einer Erbse, welche eine gelbliche Farbe haben; im geräucherten Fleische sehen sie wie Buchweizengrütze aus, die beim Kochen durch das Quellen größer werden. Auch diese Finnen der Schweine hielt man ehemals für die Franzosenkrankheit, Goetze fand aber, daß es Blasenwürmer und nach Zeder, der Blasenschwanz (Cysticercus) waren. Auch dieses Fleisch ist, obgleich es mit Würmchen versehen ist, den Menschen eben so wenig schädlich als das von den perlichten Kühen, und mit dessen Verkauf wird es eben so gehalten, wie bei jenen. (*Schneider.*)

Hirsennatter (Coluber miliaris), s. Boa Cenchria.

Hirsenpfriemer, s. Hirsepfriemer.

Hirsenschlange, s. Boa Cenchria.

HIRSEPFERDEGRAS, MOORHIRSENGRAS, MOHRENHIRSE s. Holcus. Das Mark des gemeinen H. (Holc. Sorghum), welches in Ostindien wild wächst, aber auch in Palästina, Afrika und Südeuropa gebauet wird, wird im verkohlten Zustande als Hausmittel gegen die Kröpfe, die kolbenförmigen Blühtenbüschel als Bürsten und Kehrbesen und der röthlich oder schwarzbraune Same, dreimal so groß wie unsere gewöhnliche Hirse, zu Mehl gebraucht, obgleich das daraus gewonnene Brot schwarz und schwer ist; dagegen soll das Federvieh damit gefüttert bald fett werden. Der markige Same des Hirse-Zucker-Pferdegrases (Holc. saccharatus) soll wie Artischocke schmecken und von den Indianern zu Brei und Brot benutzt werden. Das Hirse-Wiesen-Pferdegras, Honiggras, wolliges Darrgras (H. lanatus), ist ein vortreffliches Viehfutter, und wird häufig angebauet. Das weiche Hirsepferdegras (H. mollis), in der Mark Brandenburg und in andern sandigen Gegenden, wird eben so benutzt. Das wohlriechende Hirsepferdegras, auch Mariengras (H. odoratus), gebraucht man im nördlichen Teutschland, um die Kirchen und Stuben damit zu bestreuen und Wohlgeruch zu verbreiten. (*Fr. Thon.*)

HIRSEPFRIEMER, HIRSENPFRIEMER, scherzhafte Benennung eines Menschen, welcher auf unnütze Kleinigkeiten viel Zeit, Mühe und Fleiß verschwendet, also gleichsam Hirsekörner mit Pfriemen aufspießt. (*R.*)

HIRSESCHWÄMMCHEN, Aphthae miliares, kleine harte weiße Knötchen oder Spitzen auf den Lippen, der Zunge oder im Schlunde, welche beständig wieder wachsen und sich nicht selten bei Säuglingen vorfinden, deren Mütter an Lustseuche leiden. Oft verschwinden sie, wenn das Kind eine andere Amme bekommt, ohne weitere Spuren der Lues; zuweilen werden sie bösartig, zerstören schnell die Theile, verbinden sich mit allerhand Zufällen und werden tödtlich. Sind mehrere Kinder zusammen, so können sie selbst ansteckend werden (vgl. Schwämmchen u. Lustseuche der Neugebornen). (*Wiegand.*)

Hirsesieb, s. Sieb.

Hirsestampfer, s. Hirsemühlen.

Hirsesteine (Cenchritae), s. Oolithes.

Hirsenunkraut, s. Phalaris canariensis.

Hirsevogel, s. Loxia chloris *Linn.*

HIRSHOLM, HIRSCHHOLM, eine kleine dänische Insel im Kattegat zum Herred der Horns gehörend; s. den Art. (*R.*)

Hirsigseyn, s. Hirsenkrankheit.

HIRSON, Marktflecken in Frankreich, an der obern Oise im Departem. de l'Aisne gelegen, mit 2400 Einw.,

die größten Theils in den Glashütten der Umgegend beschäftigt sind. (*Benicken.*)

HIRSOVA, CHERSOWA, Stadt im türkischen Ejalet Rumili, Sandschak Silistra, an der Donau, mit 1 Schloß, 1 Moschee, 1 Bad und vielen Gärten. (*Stein.*)

HIRSUTUS, nennt die botanische Terminologie rauhhaarige, mit langen, steifen oder harten Haaren besetzte Blätter, Stiele u. s. w. (*R.*)

Hirsvogel, s. Emberiza miliar.

HIRT, heißt Jeder, dessen Geschäft es ist, das zahme Weidevieh Anderer gegen bestimmte Vergütung abzuwarten, auszutreiben und zu beaufsichtigen [1]). Nach den verschiedenen Arten und Klassen des ihnen anvertrauten Viehes, oder auch nach den im Einzelnen ihnen übertragenen besonderen Verrichtungen, erhalten die Hirten besondere Benennungen: Schäfer z. B. heißen diejenigen Hirten, welche ausschließlich für das Schafvieh angestellt, Schafmeister, diejenigen Schäfer, denen eigene Gehilfen mit untergeordneten Dienstverrichtungen, (Schafknechte, Schafjungen) beigegeben, Huthleute, diejenigen Hirten, welche für mehrere Viehgattungen zugleich, und vorzugsweise zum Austreiben derselben, bestellt sind. Je nachdem sie von Privatpersonen, oder von Communen angenommen und gelohnt werden, werden sie in Privat- und öffentliche oder Gemeindehirten eingetheilt. Im Allgemeinen ist jeder Privatmann, welcher eigene Weide besitzt, zur Hirtenhaltung berechtigt. Häufig ist jedoch dieses Recht durch Gewohnheiten und Landesgesetze beschränkt, oder aufgehoben. So soll nach einer Bestimmung des sächs. Landrechts (Bd. II. Art. 54.) da, wo die Gemeinde einen Hirten hält, nur der einen eigenen solchen anzunehmen befugt seyn, welcher wenigstens 3 Hufen Landes eigenthümlich besitzt, und im schwäb. Landrecht (Art. 208.) heißt es: „Niemand mag seinen besundern Hirten gehaben, als die Gottshuser und die Herren, die selb Wißmat haben. Und so ein Mann selber dri Huben Höfe hat und das Wißmat, das dazu gehört, der mag haben einen Schafhirten." Exemtionen müssen alsdann von dem, der sie behauptet, bewiesen werden. Die Ansetzung eines Gemeindehirten (Dorfhirten), deren Zweckmäßigkeit an und für sich selbst im einzelnen Falle vorzüglich von der Lage der Höfe, der größern, oder geringern Ergiebigkeit der gemeinen Weide, der mehreren oder mindern Entfernung der einzelnen Weideplätze und andern örtlichen Verhältnissen abhängen wird, gehört regelmäßig zu der so genannten Gemeindegerichtsbarkeit [2]) (jurisdictio communitatis). Die Gemeindevorsteher bringen ein bestimmtes Subject in Vorschlag, und haben die sämmtlichen betheiligten Gemeindemitglieder mit ihren Erinnerungen dagegen zu hören. Kommt es zu keiner Einigung über die Hirtenwahl, so entscheidet die Gerichtsobrigkeit, welcher auch die, nach Landesgesetzen zuweilen vorgeschriebene, Verpflichtung der neu angenommenen Hirten obliegt. Wie die Privathirten durch die Gutsadministratoren, Wirthschaftsverwalter u. s. f.; so pflegen die Gemeindehirten durch die Ortsvormundschaftspersonen, Heimbürgen u. s. w. in ihre Functionen eingewiesen, besonders mit ihrem Weidebereiche und den Triftgränzen genau bekannt gemacht zu werden. Das Miethgeld des Gemeindehirten wird gewöhnlich aus dem Gemeindeärar bezahlt, und der herkömmliche, oder bedungene Lohn desselben (die Hirtenschütte) dergestalt durch die Gemeinde aufgebracht, daß die einzelnen Glieder, nöthigen Falls unter Mitwirkung und nach billigem Ermessen der Obrigkeit, nach der Größe ihrer Ackerbesitzungen, oder nach der Kopfzahl ihrer Herden, dazu contribuiren. Der Hirte hat alsdann nicht nöthig, an die einzelnen Restanten sich zu halten, und seine rückständige Löhnung genießt, wenn Concurs zu dem Vermögen des Debenten ausbricht, regelmäßig das Vorzugsrecht anderer rückständiger Gemeindegefälle [3]). Zu der Hirtenschütte hat Jeder beizutragen, der Weidevieh hält; häufig selbst dann, wenn er dasselbe befugter Weise durch eigenen Hirten austreibt. Indessen sind nach Lokalrechten und Landesgesetzen (z. E. in Hanover), Prediger und Schuldiener, bald überhaupt, bald bis auf eine bestimmte Viehstückzahl, befreit davon und von der Gemeinde zu übertragen. Unzulässig ist aber der Schluß von freier Participirung an der Gemeindeweide auf Befreiung von der Hirtenschütte [4]). Im Allgemeinen gehören die Hirten zu dem Gesinde; die Privathirten zu den Privatdienstboten, die Gemindehirten zu den Gemeindedienern. Dem gemäß haben sie zwar, so fern sie selbst Vieh halten, die öffentlichen Gefälle davon, z. E. Viehschatz, Viehcontribution u. dergl., keines Weges aber die herkömmlichen Abgaben der so genannten Häusler oder Miethsleute, z. B. Schutz- und Dienstgeld zu entrichten. Weiter folgt, daß regelmäßig Jeder, der einen Hirten hält, für die von diesem bei seinen Dienstverrichtungen dritten Personen zugefügten Schäden unter gleichen Voraussetzungen haftet, wie bei anderem Gesinde; dann nämlich, wenn er diese Verrichtung wissentlich einem untauglichen Hirten übertragen hatte, die unerlaubte schädliche Handlung desselben sahe, ohne sie zu hindern, oder dieselbe nachher ausdrücklich billigte. Jedoch wird zuweilen mit Schäfern ein Rechtsverhältniß eingegangen, welches einem Gesellschaftsvertrage näher kommt, als einem Miethvertrage. Dann nämlich, wenn dieselben entweder aufs Gemenge gedingt sind, d. h. ein bestimmter Theil von der Herde, die sie austreiben, ihnen eigenthümlich gehört, oder wenn sie Statt des Lohnes eine gewisse Quote der Einkünfte von der Herde zu beziehen haben. In beiden zuletzt erwähnten Fällen sind sie zugleich in Huth- und Triftstreitigkeiten derer, bei welchen sie als

1) Vergl. auch wegen der Literatur, Hagemanns Handb. des Landwirthschafter. §. 64 f. u. die das. Gen. 2) Bülows und Hagemanns prakt. Erörterungen. Band 1. Nr. XLIII. S. 226.

3) *Hommel* Rhapsod. Obs. LXXX. 4) Bülow und Hagemann Bd. 5. Nr. XLVII.

Schäfer stehen, ganz unzulässige Zeugen; während sie außerdem in dergleichen Rechtssachen nur, so lange sie im Dienste des Beweisführers stehen, für minder glaubwürdige Zeugen gelten, nach dem Sprichworte: „Kein Müller hat Wasser, und kein Schäfer Weide genug[5]). Der Hirten Obliegenheiten ergeben sich im Allgemeinen aus ihrer eigenthümlichen Bestimmung. Meistens werden ihnen beim Dienstantritte schriftliche Instruktionen ertheilt, welche das Nähere darüber enthalten. Dahin gehört vorzüglich, daß sie das ihrer Aufsicht anvertraute Vieh nur an solche Weideplätze treiben dürfen, wo demselben weder schädliche Futterkräuter, noch reißende Thiere, Sümpfe und dergleichen Gefahr drohen; daß sie erkrankte Stücke nach bester Einsicht warten, mit ansteckenden Krankheiten befallene von der Weide zurück lassen, und auf die Weidegränzen aus dem doppelten Grunde genaue Acht haben müssen, damit sie weder selbst dieselben überschreiten, noch Andern widerrechtliche Eingriffe erlauben, welche letztere der Hirt vielmehr durch erlaubte Pfändungen, oder ungesäumte Anzeige an die Herrschaft nach Thunlichkeit abzuwenden verbunden ist. Durch eigenen Vorsatz[6]), oder grobe Fahrlässigkeit dem ihm anvertrauten Vieh oder sonst der Herrschaft verursachte Schäden, hat der Hirt unbedingt zu ersetzen. Auf den Grund des mit ihm abgeschlossenen Miethvertrags, haftet er auch für jede geringere Verschuldung, während er, als socius, bei seinen Verrichtungen bloß diejenige Sorgfalt anzuwenden verbunden ist, welche er den eigenen Angelegenheiten widmet. Bei rein zufälligen Schäden ist der Hirt von jeder Verantwortlichkeit frei; ob wohl der Schäfer nach dem Rechte des Schwabensp. a. a. O. das von einem Wolfe, oder Räuber genommene Stück dem Herrn dann gelten soll, wenn er jene weder „fängt," noch „beschreiet"[7]). Mehrere die Hirten betreffende polizeiliche Vorschriften kehren in den meisten Landes- und Provinzialgesetzen wieder; z. B. daß dieselben nur zu einer bestimmten Zeit im Jahre, und nicht ohne Nachweisung über die Beendigung ihres frühern Dienstverhältnisses, so wie über zeitheriges Wohlverhalten, angenommen, ingleichen, daß sie verdächtiges Gesindel, bei Strafe, nicht beherbergen sollen u. s. w. Von der Anrüchigkeit, zu Folge deren ihre Kinder ehedem nicht für zunft- und gildefähig galten, sind die Schäfer durch die Reichsgesetze (Reichspol. O. v. J. 1548. Tit. 37. und v. J. 1577. Tit. 38. u. f.) ausdrücklich frei gesprochen. (*B. Emminghaus.*)

Ein guter Hirt muß gewisse Kenntnisse, Eigenschaften und Fertigkeiten besitzen, wenn er den von ihm erwarteten Nutzen stiften soll. Zum ersten Erforderniß gehört 1) Kenntniß des Viehes; 2) der Mittel der Erhaltung und Ernährung; 3) der Landschaft und des Bezirks, in welchem das Vieh geweidet wird; 4) der Krankheiten und Gefahren des Viehes; 5) der Vorbeugungsmittel; 6) der Heilmittel. Die Kenntniß des Viehes schließt nicht allein die Bekanntschaft mit dem Baue, der innern Einrichtung und der Lebensweise, wie auch der Bedingungen seines Wohlbefindens, sondern auch die Leichtigkeit, die verschiedenen Stücke, die ihm anvertraut werden, von einander zu unterscheiden, in sich. Ob schon die Kunde hievon meist durch Übung nach und nach erworben zu werden pflegt, so ließe sich in vielen der erwähnten Punkte einem jungen Hirten durch schriftliche Anweisungen und Zeichnungen zu Hilfe kommen. Die Kenntniß der Nahrungsmittel beschränkt sich nicht auf die Gewächse, welche jede Thierart vorzugsweise liebt, und die Arten von Wasser, die demselben hauptsächlich gedeihlich sind; sondern erfordert auch Bekanntschaft mit den giftigen, schädlichen oder an Nahrungsstoff armen, mit der schädlichen Eigenschaft, welche gewisse Arten von Gewächsen, z. B. Bäume und Stauden, unter gewissen Umständen und in einer gewissen Zeit ihres Wachsthums annehmen, und wenn dem Hirten die Pflege des Viehes, z. B. der Schafe auch im Winter anvertraut wird, ein Erkennen der Verdorbenheit, welcher besonders das trockne Futter unterworfen ist. Besonders wichtig ist die Unterscheidung des schädlichen vitriolischen, sodann auch des faulen, stehenden oder moorigen Wassers, und der allzu kalten Quellen, die im Sommer dem durch die Sonnenwärme, oder im Winter durch die Stalltemperatur erhitzten oder warmen Viehe, besonders den Pferden, verderblich werden. Auch die Kenntniß des Lokales ist nöthig, weil ohne diese der Hirt keine Austheilung seiner Fläche auf gewisse Wochen oder Tage machen kann, und überhaupt seine Herde manchen Gefahren aussetzen würde; er muß wissen, welche Theile seines Revieres der Überschwemmung ausgesetzt sind, welche im Sommer von der Hitze und Sonne ausgedörrt werden, und welche zur letzten Aushilfe aufgespart werden müssen. Bekanntschaft mit den Gewohnheiten und Rechten der Besitzer der Bezirke der Nebenweide ist unerläßlich, um berechnen zu können, ob die Felder, die eine Weide darbieten, bestellt und umgepflügt werden, zu einer gewissen Zeit oder nicht, und ob und wenn eine Stoppelweide eintreten wird? Die Pflege des kranken Viehes gehört zwar für den Vieharzt; da jedoch bisher nur wenige Viehärzte angestellt werden konnten, und manche Übel und Leiden schleunige Abhilfe erfordern, so muß ein Hirt dieselben kennen und, frei von Vorurtheilen und Aberglauben, den Besitzern des Viehes zweckmäßige Mittel zu rathen wissen, um so mehr, da er meist dem entfernt wohnenden Thierarzt einen deutlichen und ausreichenden Bericht abzustatten, auch die Behandlung des kranken Viehes, in Abwesenheit des Arztes, nach den Vorschriften desselben zu besorgen hat. Die Vorbeugungsmittel gegen Verletzungen des Viehes, Ansteckung von Seuchen, in so fern der Hirt dieselben im Freien anzuordnen oder anzuwenden im Stande ist, muß er

5) *Kind* Quaest. for. T. III. LIV. 6) über die so genannten Hirtenkniffe: *Leyser.* Jus georg. L. II. c. 8. No. 25. Münter's Weiderecht. n. Ausg. §. 175. 7) Als höchst singulär darf die Bestimmung des weimar. Rechts bemerkt werden, nach welcher, wegen Huthschadens, sämmtliche Hirten, welche in der fraglichen Trift weiden, solidarisch haften, bis sie den Schuldigen ausmitteln und angeben. Sachse: weimar. Privatrecht. §. 433.

ebenfalls kennen, und sich insbesondere mit denjenigen Heilmitteln an Kräutern, für arzneiliche Tränke, Klystiere und Bähungen oder Umschläge, die er selbst bei seinem Aufenthalt im Freien sammeln kann, bekannt machen; in dieser Absicht muß er auch lernen mit den nothwendigsten Werkzeugen, dem Trokar, der Lanzette, Klystierspritze u. dergl. umzugehen. Die Regeln über die Aufstellung der Herden auf größern Flächen in bogenförmigen Linien u. dergl.; über die Begattung, die Behandlung des trächtigen Viehes und die Geburtshilfe bei schwierigen Fällen, hat er sich gleich Anfangs zu eigen zu machen, damit er es nicht lange Zeit hindurch durch vielfältigen Schaden lernen müsse. Eigenschaften, welche ihm nicht fehlen dürfen, sind Treue, oder die größte Sorgfalt für das Beste des Viehes und den Nutzen der Besitzer des Viehes, Nüchternheit, Munterkeit, Muth, Gewandtheit des Geistes und Körpers, Abhärtung und feste Gesundheit; zur Empfehlung gereicht es, wenn er Talent für den Handelsverkehr hat, und den Herdenbesitzern beim Einkauf des Viehes oder dem Verkauf, ohne betriegerische Mittel, Vortheile zuwenden kann. Dem Hirten sollten billig die Herdenbesitzer die Hilfsmittel der Belehrung, die Schriften eines Rohlwes, Röver, Tennecker u. A., wie auch die Werkzeuge, die für ihn nothwendig sind, in die Hände geben. Das Weiden des Viehes von Schulkindern, welches für sie nur verderblich ist, und meist Beschädigungen von Obstpflanzungen, Umzäunungen, Brücken und Abzuggräben, auch Diebereien zur Folge hat, sollte gar nicht mehr geduldet werden; kein Hirte sollte einen Gehilfen annehmen dürfen, ohne Bewilligung der Herdenbesitzer, welchen er überdieß die nöthige Belehrung des Gehilfen versprechen müßte. Bei fortschreitender Bodenkultur wird die Huthweide ganz abgeschafft, und der Stand der Hirten so wie sie jetzt sind, überflüssig werden; allein Viehwärter, welche sodann die Hurden- und Stallfütterung besorgen, werden immer Bedürfniß bleiben.

(*Friedr. Heusinger.*)

Hirt (Astron.), s. Bootes (1ste Sect. XII, 4.).

HIRT wird, besonders in gewissen Wortverbindungen, auch in einem weitern Sinne gebraucht und bezeichnet dann eine Person, deren Aufsicht Etwas anvertraut worden oder der es in Verwahrung gegeben ist. Daher heißt in Schwaben der Flurschütz Feldhirt. Vorzüglich aber wird der Ausdruck da angewendet, wo auch die gewöhnliche Bedeutung wenigstens bildlich zum Grunde liegen könnte. So heißen schon in der biblischen Sprache Fürsten und Regenten Hirten der Völker, in sofern sie dem Hirten gleich das von ihnen regirte Volk leiten und schützen sollen; dann die Lehrer, in sofern sie die ihrer Aufsicht anvertrauten Selen gleichsam auf eine geistige Weide führen. Von Gott selbst und Christus wird dasselbe Bild in den heil. Schriften oft benutzt und der Letztere scheint es mit großer Vorliebe oft und wiederholt in seinen Reden fest gehalten und weiter ausgeführt zu haben. Die kirchliche Sprache und Symbolik fand daran ein besonderes Wohlgefallen bis auf die neueste Zeit und es erklären sich daraus die Ausdrücke Hirtenamt, Hirtenbrief, Hirtenpflicht, Hirtenstab u. s. w. (*R.*)

HIRT, Name mehrerer Künstler. 1) Adrian Heinrich II. auch HIRTE *), lernte bei seinem Vater, einem geschickten Historien- und Bildnißmaler, welcher als Hofmaler in Berlin lebte, die Bildnißmalerei. Im J. 1658 ließ sich erstrer zu Küstrin nieder, und wurde 1687 zum Hofmaler ernannt **).

2) Friedrich Christoph, Sohn und Schüler von Michael Konrad, ist geboren zu Durlach 1685. Nachdem er auf seinen Reisen Viel für die Kunst gewonnen hatte, begab er sich nach Frankfurt a. M., wo er sich auch 1717 verheirathete. Er war geschickt in der Bildniß- und der Landschaftsmalerei. Bildnisse malte er in der Manier des Largilliere, und hat sich also wahrscheinlich einige Zeit in Paris aufgehalten. In der Landschaftsmalerei, welche er in der Folge ausschließlich übte, arbeitete er Anfangs zwar fleißig, doch kalt und trocken; später aber hielt er sich mehr an die Natur, weßhalb seine Werke von der Zeit an vielen Beifall fanden. Auffallend ist es, daß sich ein so geschickter Künstler dazu herab ließ, viele Gemälde mit Thürmen oder Thoren zu fertigen, an denen eine Uhr sichtbar, die Rundung des Zifferblatts aber ausgeschnitten ist, um eine wirkliche Taschenuhr dahinter anzubringen. Er starb 1749. (S. Hüsgen a. a. O. S. 162).

3) Heinrich, Sohn des Vorigen, geb. zu Frankfurt 1727, malte Bildnisse in der Manier seines Vaters, war aber oft längere Zeit abwesend; in der Folge widmete er sich völlig der Landschaftsmalerei. (S. Hüsgen a. a. O. S. 166).

4) Michael Konrad, seit dem Jahre 1646 Hofmaler zu Berlin, war gleich geschickt in der Geschichts- und Bildnißmalerei. Im J. 1648 führte er 8 Deckenstücke im Gemache des Kurfürsten aus; auch sieht man in der Nikolaikirche 2 Bildnisse von ihm, wovon das Eine, im J. 1672 gearbeitete, seinen Schwiegervater, den Musiker Johann Crüger darstellt. (S. Nicolai Anhang. S. 32).

5) Wilhelm Friedrich, geb. 1721, wurde von seinem Vater in der Landschaftsmalerei unterrichtet, übertraf ihn aber sehr bald darin. Der Herzog zu Sachsen-Meinungen, welcher sich zu der Zeit in Frankfurt aufhielt, ernannte Hirt 1757 zu seinem Hofmaler, und ließ viele Werke von ihm ausführen. Nach dem Tode dieses Fürsten, reiste H. in die Schweiz, wo er seine Mappe mit einer großen Anzahl Studien nach der Natur bereicherte. Durch zu große Anstrengung, noch mehr aber durch einen kalten Trunk hatte er sich eine Brustkrankheit zugezogen, und starb, vierzehn Wochen nach seiner Rückkehr, zu Frankfurt 1772. Die beiden geschickten Maler Schütz und Seekatz schätzten Hirt sehr; oft staffirte dieser die Landschaften von Schütz mit schönem Vieh, Seekatz dagegen malte die Figuren in Hirts

*) So nennen ihn Hüsgen Nachricht. von Frankfurt. u. s. w. und Nicolai; nur Füßli schreibt ihn Hirth. **) Nicolai Beschr. von Berlin und Potsdam. Anhang 32.

Landschaften. Noch ist zu bemerken, daß er ein großes Talent besaß, verdorbene alte Ölgemälde in ihrer ursprünglichen Schönheit wieder herzustellen. (S. Hüsgen a. a. O. S. 164). (*A. Weise.*)

HIRT (Johann Friedrich), ein geachteter Theolog des vorigen Jahrh., geb. am 14. August [1]) 1719 zu Apolda, einem Städtchen im jetzigen Großherzogthum Sachsen-Weimar, bildete sich auf dem weimarschen Gymnasium und der jena'schen Universität; trat auf letztrer 1744 als Privatdocent auf, wurde 1747 Adjunkt der philosophischen Fakultät, gab zwar 1748 die akademische Laufbahn auf, indem er das Conrectorat an der Schule zu Weimar übernahm, kehrte aber nach 10 Jahren zu derselben zurück, wurde 1758 außerord. Professor der Philosophie zu Jena und erlangte auch das theologische Doktorat. Bereits 1761 erfolgte seine Beförderung zum Superintendenten, Oberpfarrer und Consistorialrath, 1769 zum Professor der Theologie. Dennoch vertauschte er 1775 Jena mit Wittenberg, wurde dort Primarius in der theol. Fakultät, Beisitzer des dortigen kursächsischen Consistorium, Pastor an der Stadt- und Marienkirche und Generalsuperintendent des so genannten Kurkreises und starb am 29. Jul. 1783. Sein Bild steht vor dem Schriftchen: „Erneuertes Andenken einer ansehnlichen Schlemmischen Stiftung (Jena 1769. 4.)," vor seinem Buche Varia sacra in primitiis acad. Viteberg. maximam partem exhibita (Vitemb. et Servest. 1776. 4.) und vor seinen Institutiones Arabicae linguae (Jen. 1770. 8.). Hirt galt zu seiner Zeit für einen tüchtigen Theologen; zu seinem großen Rufe trug unstreitig die Leichtigkeit sehr Viel bei, mit welcher er sich über alle Gegenstände verbreiten konnte und zu verbreiten pflegte, dann seine große literarische Thätigkeit, welche um so auffallender ist, da seine Berufsgeschäfte seine Zeit doch sehr in Anspruch nehmen mußten. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet man bei Meusel [2]) und H. Döring [3]). Die meisten derselben beziehen sich auf Exegese der Bibel, besonders des A. T., und morgenländische Literatur und wenn sie auch, zumal die das Arabische betreffenden, nicht ohne große Mängel sind, so haben sie doch unstreitig zur Förderung der orientalischen Studien beigetragen. In dem Hebräischen ist H. noch sehr von Danz abhängig und kann sich von dessen Einseitigkeit und Pedanterei nicht los machen, ja mehrere seiner kleinen Gelegenheitsschriften sind nichts weiter als Erklärungen und Beispielsammlungen zu Lehrsätzen der Danz'schen Grammatik und seine arabische Grammatik ist ganz in Danzens Manier gehalten.

Seine orientalische und exegetische Bibliothek (Jen. 1772—76. 8 Thle. 8.), wozu die Wittemberg'sche orientalische und exegetische Bibliothek (Jen. 1776—79. 4 Thle. 8.) die Fortsetzung bildet, erstreckt sich nicht bloß über das, was eben erschienen war und durch den Reiz der Neuheit anzog, sondern berücksichtigt, was gewiß in jener an Journalen noch ziemlich armen Zeit nicht zu mißbilligen war, auch Älteres. Da J. D. Michaelis ziemlich gleichzeitig seine verdienstliche orient. und exegetische Bibliothek unternommen hatte, so beurtheilte Hirt in der Regel diejenigen Schriften nicht, welche bereits von Michaelis gründlich besprochen waren, so daß sich beide eigentlich ergänzen. An der arab. Grammatik: Institutt. Arabicae linguae betitelt, befindet sich eine Chrestomathie, Stellen aus dem Koran (1ste und ein Stück der 2ten Sure), einige Fabeln Lokman's, 3 Psalmen, carmen Tograi, 15 Sprüche, Eutyches über den Ursprung der alexandrinischen Kirche, Matth. 6., Ibn Saidun's Resalet und arabische Gespräche. Der Text ist zum Theil punktirt, zum Theil nicht; außer einer lat. Übersetzung findet man auch Noten und grammatische Analysen. Seine Anthologia Arabica (Jen. 1774. 8.) enthält zum Theil früher ungedruckte Texte, aber wimmelt von Fehlern, wie schon Schnurrer bemerkt [4]). Zu seinen Schriften von größerem Umfange gehört das Syntagma observatt. philologico-criticarum ad linguam sacram Vet. Test. pertinentium (Jen. 1771. 8.); ganz grammatisch, dann die schon angeführten Varia sacra u. s. w., so wie seine Opuscula novissima argumenti historici, exeget. atque theologici (Vit. et Serv. 1782. 4.); vorzüglich aber die Biblia Ebraea analytica (Jen. 1753. 2te Ausgabe 1769. 8.) und Bibliorum Analyticorum Pars Chaldaica (Jen. 1757). In den letzten Schriften findet man selecta capita des Alt. Test. mit grammatischer Analyse, welche aber doch Beifall gefunden zu haben scheinen. Nicht ohne Werth ist die „vollständigere Erklärung der Sprüche Salomons (Jen. 1768. 4.)," worin Hirt jedoch nur zu Peter Hanffen's Deutung Anmerkungen gemacht hat. Von den zahlreichen Dissertationen und Programmen sind sehr viele grammatischen Inhalts; einige beziehen sich auf die hebräischen Accente, auf welche Hirt viel Gewicht legte, und die er auch in einer ziemlich starken besondern Schrift (Einleitung in die hebräische Abtheilungskunst der heil. Schrift. Jena 1762. 8.) behandelt hat. Als Redner fand er Beifall; doch sind seine Predigten dem Geschmack und den Bedürfnissen unsrer Zeit ganz fern. Außer einzelnen Predigten, welche bei besondern Veranlassungen gedruckt wurden, erschien auch eine „Sammlung einiger Predigten" (Jen. 1761. 8.), welche meist in der akademischen Kirche zu Jena gehalten worden sind und die früher bekannt gemachten bei Weitem übertreffen. (*A. G. Hoffmann.*)

Hirtenamt, s. Hirt und Geistlicher.

HIRTENBRIEFE. Nach katholischem Kirchenrecht ist das Kirchenregiment (jurisdictio s. potestas ecclesiastica) ein rein kirchliches Recht, welches, nach göttli-

1) So steht unter seinen Bildern; Meusel, Hirsching (hist. liter. Handbuch. 3r Bd. S. 178) u. H. Döring wie d. encyc. vitae geben irrig den 16. August an. 2) Lexik. der von 1750—1800 verstorb. teutsch. Schriftst. 5r Bd. S. 542—47. 3) Die gelehrt. Theolog. Teutschlands im 18ten u. 19ten Jahrh. 1ster Th. S. 740—43.

4) Biblioth. Arabic. p. 77 ff.

chem Gesetz [2]), in hierarchischer Stufenfolge (Papst, Erzbischöfe, Bischöfe u. s. w.) nur Geistlichen zustehen soll [2]). Vermöge dieses ausschließend geistlichen Rechts des Kirchenregiments ist in der katholischen Kirche der Bischof der wahre, rechtmäßige Oberhirt des kirchlichen Gebiets, dem er vorgesetzt ist. Was die Apostel in allen Ländern thaten, das stehet ihm Kraft apostolischer Gewalt in diesem Gebiete zu thun zu. Er hat das Recht, in Sachen, welche den Glauben, die Sakramente und die geistliche Disciplin angehen, Vorschriften an die ihm untergeordneten Geistlichen in seinem Sprengel zu erlassen. Für diese bischöflichen Verordnungen oder Mandate sind die so genannten Hirtenbriefe oder bischöflichen Rundschreiben die gewöhnlichste Form. Ehemals, als noch die Diöcesan-Synoden im Gange waren, pflegten die Bischöfe ihre Verordnungen auf den Synoden zu erlassen, daher hießen sie sonst Synodalstatute. Damals, wo das Volk bei der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten noch nicht ausgeschlossen, und das Kirchenregiment noch nicht ganz in die Hände der Bischöfe und des Klerus gekommen war, bildeten die Synoden, von den Metropoliten jährlich Ein- oder zwei Mal berufen [3]), die oberste Behörde in Sachen der geistlichen Gesetzgebung und der Gerichtsbarkeit. Das Recht, geistliche Vorschriften zu erlassen, konnte daher nach der ursprünglichen Verfassung nur auf einer Diöcesansynode geübt werden, und die ohne Beirath einer Synode erlassenen kirchlichen Verordnungen verlieren mit dem Tode des Bischofs, der sie gab, ihre Gesetzeskraft [4]). Solche Vorschriften der Bischöfe für ihre Diöcesen sind, wenn sie auf gehaltenen Synoden nach vorgängiger Berathung zu Stande gekommen waren, eine Quelle des partikulären Kirchenrechts. Sie bilden das Kirchenrecht einer bestimmten bischöflichen Diöcese [5]). Man findet diese Verordnungen in den Aktenstücken der gehaltenen Synoden, welche entweder einzeln oder in Sammlungen gedruckt sind, oder in den Archiven ungedruckt aufbewahrt liegen [6]).

Die Hirtenbriefe, worin die katholischen Bischöfe noch heut' zu Tage der Geistlichkeit ihres ganzen Sprengels oder eines Theils Etwas zu thun oder zu unterlassen gebieten, betreffen vorzüglich Verfügungen und Einrichtungen, welche zur Beförderung der Religion, zur Erbauung der Gläubigen und zur Erhaltung der guten Ordnung in der Kirche dienen. Daher verbreiten sie sich über die Ordnung, wie der Gottesdienst gehalten werden soll; über die Bestimmung der Andachten, welche Statt finden dürfen; über die Prüfung der Gebete und Gesänge, der Lehr- und Erbauungsbücher, welche dem Volke in die Hände gegeben, und der Bilder und Gemälde, welche in den Kirchen und an den öffentlichen Plätzen aufgestellt werden sollen. Es enthalten dieselben zugleich Ermahnungen an die untergeordneten Geistlichen, daß sie ihr heiliges Amt mit Treue und Gewissenhaftigkeit verwalten, das lautere Gotteswort gerne und eifrig verkünden, die Jugend in Kirche und Schule in den Lehren der katholischen Kirche fleißig unterrichten, die Andachten nach den gegebenen Vorschriften halten, und ihrer Herde als Muster der Tugend und Frömmigkeit voranwandeln. Bischöfe, die ihren wahren Beruf erkannten, Rath von den wechselnden Umständen annahmen und den Geist ihres Jahrhunderts beobachteten, dachten in ihren Hirtenbriefen auch der Mängel, Mißbräuche, Ausartungen, Anmaßungen, und der Gewalt, welche dem Worte Gottes angethan würde, suchten es davon zu rei-

---

1) Der Apostel Paulus sagt ausdrücklich: „der heilige Geist habe die Bischöfe gesetzt, die Kirche Gottes zu regiren; es stehe ihnen die Aufsicht über die ganze Herde zu" (Apostelg. sch. XX, 28.). 2) Duo sunt genera Christianorum. Est autem unum genus, quod mancipatum divino officio, et deditum contemplationi etc.; ut sunt *clerici* — i. e. sorte electi. Omnes enim Deus in suos delegit. Ili namque sunt reges. — Et hoc designat Corona in capite. — Aliud vero genus est Christianorum, ut sunt *laici*. — His licet temporalia possidere, sed non nisi ad usum etc. c. 7. C. XII. quaest. 1. — Regenda est unaquaeque parochia sub provisione ac tuitione episcopi per sacerdotes, vel caeteros clericos, quos ipse cum Dei timore providerit, cui jure pertinere videtur et circumire, ut sibi necessarium visum fuerit, ecclesiastica utilitate cogente. — Quaecunque res ecclesiae sunt convenit — gubernari et dispensari cum judicio et potestate episcopi, cui totius plebis animae videntur esse commissae. C. 4. 5. C. X. qu. 1. — Im Sinne des Papstes ist nämlich nur der Klerus die Kirche, und zwar nur der hierarchische Klerus. Und nur außer der Kirche steht ihm das ganze große Laienvolk. Das Vernunftrecht verwirft diese Scheidung in Heilige und Unheilige, in Geweihte und Ungeweihte, so wie alles Kastenwesen. Daher betrachtet auch die evangelische Kirche alle für berufen und geweiht. Heiliger und gesalbter mag der Priester seyn, und vorzüglich der hohe, aber auch er, und die um ihn stehen, sollen um so weniger verkennen, daß auch heilig und gesalbt ist der Laie — denn er ist Christ. 3) Can. apost. 36. „Bis in anno fiat episcoporum Synodus etc. 4) *Barbosa* de officio et potestate episc. P. III. alleg. 93. n. 23 sq. 5) Vgl. Lang Geschichte und Institutionen des katholischen und protestantischen Kirchenrechts. (Tübingen 1827.) 1r Th. §. 7. 6) Hierher gehören die Concilia Germaniae von Harzheim; die Subsidia diplomatica von Würdtwein, besonders aber die Agenden und Ritualbücher, unter diesen als eines der wichtigsten die alte Ritualsammlung von sehr verschiedenem Inhalt unter dem Namen Ordo Romanus. Sie handelt von dem Gottesdienste während des ganzen Jahrs, von Processionen, dem Meßopfer, von den Büchern, welche in der katholischen Kirche gelesen werden, von den Orationen an jedem Festtage, von den Gebräuchen und Cärimonien, von den Quatembern, von dem Taufritus, von Einweihung der Tempel, Benediction der Kaiser, Äbte und Äbtissinnen, von der Consecration der Bischöfe und des Papstes, von der Eröffnung allgemeiner und Provinzialconcilien. Der Verfasser ist unbekannt. Ihr Alter soll bis auf Gregor den Großen zurück gehen. Gratian nahm mehrere Stellen in seine Sammlung daraus auf (vgl. c. 6. D. 75. c. 6. cs. 35. qu. 6.). — Die älteste Ausgabe ist die des Georg Cassander, Cöln 1561. Später gab es Melch. Hittorp (Col. 1568) und Georg Ferrari (Rom 1591 und Paris 1610) zugleich mit Schriften ähnlichen Inhalts heraus. Die 15 Codices unter dem Namen ordines romani, die *J. Mabillon* in s. Museum Italic. T. II. (Paris 1689. 1730.) hat abdrucken lassen, sind davon verschieden. Über die verschiedenen Editionen des Ordo Romanus vergl. man: *Doujat* praenot. II, 68. p. 264. Lang a. a. O. §. 86. C. A. von Droste-Hülshoff Grundsätze des gemeinen Kirchenrechts der Katholiken und Evangelischen (Münster 1828.). S. 126. Nr. 247. Carl Eduard Weiß Grundriß der teutschen Kirchenrechtswissenschaft (Mainz 1829). S. 53. Vieles von diesen Verordnungen findet sich auch in dem Münsterschen Urkundenbuch von Miesert, Münster 1823. 4. und im Codex diplomaticus Rheno-Moselanus v. Günther, Coblenz 1822—26. 5 Th. Auch das Pontificale Romanum gehört zum Theil hieher.

nigen und zu befreien, und machten sich darin verdient um die allmälige Entfernung der Irrlehren und des Aberglaubens. Groß sind in dieser Beziehung die beharrlichen Bemühungen Scipio's von Ricci, Bischofs von Pistoja und Prato. Seine Hirtenbriefe verdienen mit goldenen Lettern in den Annalen der kirchlichen Gesetzgebung aufgezeichnet zu werden [7]). Rühmlichst zeichnen sich die Hirtenbriefe und Rundschreiben von Wessenberg's aus; und auch der Erzbischof von Cöln, geb. Graf von Spiegel, läßt durch seine Hirtenbriefe das Licht der Wahrheit in seiner Kathedrale leuchten. Ihm scheinen auf dieser Ehrenbahn nachgehen zu wollen die Bischöfe in Trier, Freiburg, Paderborn, Hildesheim und Bamberg, auch der Bischof D. Ziegler in Gallizien. Durch ihre Hirtenbriefe wirken sie für zweckmäßige Einrichtungen im Cultus und zur Abwehr kirchlicher Mißbräuche mit wahrhaft edlem Streben. Ihre Hirtenbriefe geben eine erfreuliche Probe, daß es ihnen bei ihrem Pontifikat mehr um das Prinzip der Perfektibilität als dem der Stabilität oder des ultramontanen Absolutismus zu thun ist. Ganz besonders aber verdient der Hirtenbrief angerühmt zu werden, den die Bischöfe Irlands bei ihrer dießjährigen Versammlung in Dublin erlassen haben. Er ist ein Denkmal ihrer oberhirtlichen Weisheit sowohl als ihres Eifers und ihrer Liebe für den öffentlichen Frieden. Es webet darin der dem heiligen Amte Ehre machende Geist der unumstößlichen Anhänglichkeit an die Konstitution und die Gesetze des Vaterlandes, an die Person und die Räthe des Monarchen. Dieser Hirtenbrief ist um so wichtiger, da er ein Erzeugniß der gesammten Bischöfe Irlands ist, und aus einer gemeinschaftlichen Berathung über die gegenwärtige Lage Irlands und die über die kirchlichen Angelegenheiten zu ergreifenden Maßregeln hervorgegangen ist. Er ist von 27 Bischöfen unterzeichnet, an deren Spitze der katholische Primas M. Patricius Curtis, Erzbischof von Armagh, und M. Daniel Murray, Erzbischof von Dublin, stehen. Andere Bischöfe, denen es nur darum zu thun ist, die ultramontanen Grundsätze, wie man sie in Bezug auf die weltliche Herrschaft des Papstes nennt, und auf welchen die römische Curie mit der größten Hartnäckigkeit auch in neuester Zeit beharrt, in Umlauf zu bringen, suchen in ihren Hirtenbriefen, gestützt auf alten Brauch und Herkommen, unter dem Vorwande, Gott einen Dienst zu thun, hierarchische Ansprüche zu erneuern, neuen Samen der Zwietracht, Unduldsamkeit und Fanatismus auszustreuen, und den innern Frieden der Gemüther, der durch eine gleiche bürgerliche Existenz der verschiedenen Confessionen im Sinne der Christenliebe durch das öffentliche Recht gesichert ist, auf's Neue zu gefährden. Nicht zu verkennen ist diese Tendenz im Hirtenbriefe von dem Domkapitel zu Strasburg [8]). Wer erinnert sich nicht des Hirtenbriefs des Erzbischofs von München, der ganz Baiern in Bewegung brachte, und den die königliche Gewalt zu unterdrücken sich beeilte [9])? Und wie sehr in den neuen Hirtenbriefen von der Politik der Kirche, von dem heiligen Vater in Rom, von der allgemeinen Unterwerfung unter die Gewalt der Kirche und von der Zurückführung der Protestanten in den Schoß der wahren und allein selig machenden Kirche die Rede ist, beweisen die beiden Hirtenbriefe des Bischofs von Strasburg [10]) und des Erzbischofs von Toulouse und Pairs von Frankreich [11]). Große Gährung unter dem Volke machte auch der Hirtenbrief, welchen der Erzbischof von Rouen, Fürst Croi, datirt aus Paris 19. März 1825, erlassen hatte, und der 36 Quartseiten stark, bei Megard zu Rouen gedruckt, eben im Buchhandel erscheinen sollte, als plötzlich der Befehl eintraf, dem zu Folge der Buchdrucker alle zum Verkauf bestimmten Exemplare zurück geben mußte. Dieser Hirtenbrief war ganz nach den Satzungen des Conciliums von Pont-Audemer vom Jahre 1327 und im Sinne der römischen Curie abgefaßt. Er brachte einen ganz entgegen gesetzten Eindruck von dem hervor, den sich dessen Urheber [12]) versprochen

7) Vergl. das Leben und die Memoiren des Scipio von Ricci. Aus dem Franz. von Herrn von Potter. 4 Bände. Stuttgart 1826. — 8) s. Saphrenizon 1r Bd. S. 221 u. fg.

9) Auf diesen Hirtenbrief (abgedruckt in der Allgemeinen Kirchenzeitung, dritter Jahrgang 1824. S. 931 — 934) erfolgte eine königl. Erklärung de dato 19. Julius 1824, worin nach Anerkennung der heilsamen Absicht, welche den Erzbischof geleitet haben möchte, die ohne allerhöchste Bewilligung geschehene und zugelassene Verkündigung gerügt, die gegen wiederholte Fehltritte in dem Umgang beider Geschlechter von ihm angedrohten Strafverfügungen, in Rückblick auf die vielfachen Anstände in der Vollziehung und auf die Folgen für die bürgerliche Ehre und Existenz der betheiligten Personen, so wie für das Ansehen der Geistlichkeit selbst, als offenbare Überschreitungen der geistlichen Gewalt gemißbilligt und außer Wirkung gesetzt werden. Übrigens wurden die Behörden im Allgemeinen angewiesen, innerhalb ihres Bereichs alle zweckdienlichen und gesetzlich gestatteten Mittel anzuwenden, um in thätiger Zusammenwirkung mit den geistlichen Stellen die Fortschritte des Sittenverderbnisses zu hemmen, und allmälig einen besseren Zustand zurück zu führen. Dabei sollen sie jedoch die Gränzen ihrer Competenz genau einhalten, mit strengster Sorgfalt für die Aufrechthaltung der königl. Hoheitsrechte wachen, und die Unterthanen gegen drohende Benachtheiligung bewahren. Es dürfe zwar — hieß es — die Kirche der kräftigsten Unterstützung in allen ihren, auf die Beförderung der Sittlichkeit berechneten Bestrebungen versichert seyn; man könne aber nimmermehr zugeben, daß die an sich löblichsten Zwecke mit Verletzung der gesetzlichen Formen im State verfolgt, und daß die der Kirchengewalt gesetzten Schranken auf irgend eine Weise überschritten würden. 10) Vgl. den Auszug davon in der allgemeinen Kirchenzeitung vom J. 1824. Nr. 35. S. 281. Statt der praktischen Empfehlung des Christenthums wird der Marianische Dienst dringend darin empfohlen. 11) Er verlangte die Wiederherstellung der alten Kirchenzucht. Seine Wünsche umfaßten folgende Punkte: 1) gesetzliche Modifikationen hinsichtlich der Führung der Civilregister; 2) Erneuerung der Feiertage; 3) Wiederherstellung mehrerer geistlicher Orden in Frankreich; 4) Unabhängigkeit der Diener der Religion mittels Dotationen; 5) größeren Wirkungskreis für die bischöflichen Kapitel, besonders in Matrimonialstreitigkeiten; 6) Reorganisation der Kapitel und Aufhebung der so genannten organischen Gesetze. Eine königl. Ordonnanz vom 10. Jan. 1824 hat diesen als den Verrechten und der Unabhängigkeit der franz. Krone zuwider laufenden Hirtenbrief (er war vom 15. Okt. 1825) unterdrückt und unterdrückt gelassen. 12) Für den Verfasser dieses Hirtenbriefes hält man den Großvikar von Rouen, Lesure, der früher die rechte Hand des durch seine Widersetzlichkeit gegen den König der Niederlande bekannten Bischofs von Gent gewesen. Leider waren auch die teutschen Bischöfe gewohnt, in ihren pir-

haben mochte. Statt die Gläubigen stärker in den Schoß zu ziehen, trug er dazu bei, sie daraus zu entfernen; denn kurz nach seinem Erscheinen ließ wirklich ein reicher Kaufmann zu Rouen sein neugebornes Kind von einem evangelischen Pfarrer taufen, indem er seinem eigenen schrieb, daß er die im Hirtenbrief geforderten Bedingungen, um zu den Sakramenten zugelassen zu werden, nicht erfülle [13]). Der Generalprokurator von Rouen hatte den Auftrag erhalten, den Hirtenbrief gerichtlich zu belangen. Dieses hatte zur Folge, daß der Erzbischof einen zweiten Hirtenbrief schrieb, welcher eine kluge Retraktation des ersteren enthielt.

Einen schmerzlichen Eindruck in Teutschland machte der Hirtenbrief des Fürstbischofs von Breslau an seine gesammte Diöcesan-Geistlichkeit vom 18. Jänner 1827 datirt [14]). Er war gerichtet gegen den „ersten Sieg des Lichts über die Finsterniß", eine Schrift, die im weiten katholischen Teutschland mit der regsten Theilnahme gelesen worden ist. Sie bezweckte die Einführung einer teutschen Liturgie in der katholischen Kirche, und machte auf die Bedürfnisse des katholischen Volkes aufmerksam und auf die mannichfaltigen Gebrechen des katholischen Cultus.

Es ist kaum glaublich, bis zu welchem Grade von lächerlicher Ungereimtheit manche Bischöfe der ältern und neuern Zeit ihre Anmaßungen in den so genannten Hirtenbriefen an den Tag legten. Von Seiten der Staten erwog man, daß, wenn auch den Bischöfen zustehe, bei dem Landesfürsten um die Verbesserungen und Abänderungen nachzusuchen, welche sie für die Beförderung der Religion nützlich und diensam erachten, sie doch nicht durch Hirtenbriefe dieses Recht ausüben können, weil solche nur an die Gläubigen ihres Sprengels gerichtet sind, und keinen andern Zweck haben sollen, als sie von den ihnen vorgeschriebenen Pflichten zu unterrichten. Man konnte nicht zugeben, daß unter der Form eines Hirtenbriefs Vorschläge bekannt gemacht, und Wünsche von Seiten der Geistlichkeit angeregt würden, die dem Statsrechte und den Gesetzen des Landes, den Vorrechten und den Majestätsrechten der Fürsten zuwider laufen. Man überzeugte sich, daß bei dem noch andauernden Streben, die alte Kirchenherrschaft neu zu befestigen und bei den veränderten Grundsätzen der römischen Curie auch die Hirtenbriefe dem landeshoheitlichen Placet unterworfen seien, d. h. vor ihrer Bekanntmachung und Vollziehung dem State erst vorgelegt werden müßten, um, im Falle etwas für ihn Nachtheiliges darin enthalten wäre, die Bekanntmachung und Vollziehung zu verhindern, oder nach Umständen die Verbesserung bei der kirchlichen Behörde zu veranlassen. Einen Eingriff in die Rechte der Statsgewalt durch Hirtenbriefe oder bischöfliche Rundschreiben, sie mögen dogmatischer Natur seyn, oder die Disciplin betreffen, darf der Stat nicht geschehen lassen; er darf nicht zugeben, daß ein doppeltes sich vielleicht widersprechendes Gesetz im State herrsche. Von je her haben auch die der katholischen Religion ergebensten Kaiser Ferdinand III., Leopold I., die Hirtenbriefe ihrem Placet unterworfen [15]). Als sich die Bischöfe über den Befehl des Königs Victor Amadeus v. J. 1723, daß keine Schrift ohne Erlaubniß seines Großkanzlers gedruckt werde, beklagten, und den Vorwand brauchten, sie könnten kein Edikt drucken, ohne daß es vom Senat revidirt würde, gab ihnen der König zur Antwort: „Man habe niemals im Sinne gehabt, die Hirtenbriefe der Bischöfe zu revidiren, sondern man befehle nur den Buchdruckern und Buchhändlern, Nichts ohne vorhergehende Prüfung des Großkanzlers zu drucken, welches die Regel einer guten Regirung erfordere." Diese Regel befolgt man in Östreich [16]), in Preußen [17]), in Baiern [18]) und in den übrigen teutschen Staten, welche mit dem Papste Concordate geschlossen haben [19]). Sehr umständlich hat

tenbriefen durch untergeordnete Organe zu sprechen, die dieselben verfertigten. Oft hielt es schwer, einen Mann zu finden, der im Stande war, sie abzufassen. 13) Über den Inhalt dieses Hirtenbriefs vergl. die allgemeine Kirchenzeitung v. J. 1825. Nr. 58. S. 473 u. fg. 14) Vgl. die Schrift: Merkwürdiges Umlaufschreiben des Fürstbischofs von Breslau an die gesammte Diöcesangeistlichkeit; begleitet mit einer Vorerinnerung und mit Bemerkungen, nebst einer Zugabe. Hanover 1827.

15) v. Haller im 4ten B. seiner Restauration der Statswissenschaft erklärt das erwähnte Placet für eine Erniedrigung und Demüthigung der Kirche, die durch Nichts zu rechtfertigen sei. S. dagegen Brendel im Handbuch des katholischen und protestantischen Kirchenrechts, (Bamberg 1823) S. 285 und Pahl das öffentliche Recht der evangelisch-luther'schen Kirche u. s. w. Tübingen 1827. Nr. 57. in der Note. 16) Vgl. die Verordnung vom 17. März 1791. §. 3. Nr. 5. Der Bischof ist berechtiget, für seine Diöcese zum Besten des Glaubens, und der Kirchenzucht allgemeine Verordnungen zu erlassen, die jedoch der allgemeinen Kirchenlehre, und den allgemeinen Kirchenkanonen nicht entgegen seyn dürfen, und denen dann alle Diöcesanen Folge zu leisten verbunden sind; jedoch müssen alle Hirtenbriefe und Kreisschreiben, welche die Bischöfe in ihren Sprengeln an den Klerus erlassen wollen, wenn sie selbst damit zu Etwas verbinden, und wenn solche die ganze Diöces, oder einen Theil derselben betreffen, der Einsicht und Genehmigung der Ländersstellen vor ihrer Ausgabe und Kundmachung unterworfen werden. 17) §. allgemeines Landrecht für die preuß. Staten. 2r Th. Tit. 11. §. 117. „Kein Bischof darf in Religions- und Kirchenangelegenheiten, ohne Erlaubniß des Stats neue Verordnungen machen, oder dergleichen von fremden geistlichen Oberen annehmen." 18) §. Edikt über die äußern Rechtsverhältnisse des Königreichs Baiern in Beziehung auf Religion und kirchliche Gesellschaften vom 26. Mai 1818. §. 58. „Es dürfen keine Gesetze, Verordnungen oder sonstige Anordnungen der Kirchengewalt nach den hierüber in den königl. Landen schon längst bestehenden Generalmandaten, ohne allerhöchste Einsicht und Genehmigung publicirt und vollzogen werden. Die geistlichen Obrigkeiten sind gehalten, nachdem sie die königl. Genehmigung zur Publikation (placet) erhalten haben, im Eingange der Ausschreibungen ihrer Verordnungen von derselben jederzeit ausdrücklich Erwähnung zu thun." 19) §. was Würtemberg betrifft, seine Verfassungsurkunde v. 25. Sept. 1819. 6tes Kapitel. Von dem Verhältnisse der Kirchen zum State §. 72. Wegen Baden, seine Verfassungsurkunde vom 22. Aug. 1818. Wegen Koburg, seine Verf. Urk. vom 8. Aug. 1821. Dritter Titel. Von den Kirchen. §. 26. Wegen Frankfurt, die Konstitutions-Ergänzungsakte der freien Stadt Frankfurt vom 18. Julius 1816. Art. 35. Wegen Hessen, die Verfassungsurkunde des Großherzogthums Hessen vom 17. December 1820. Tit. V. Art. 80. In der Übereinkunft, welche die bei Bildung der katholischen oberrheinischen Kirchenprovinz betheiligten

sich in dieser Beziehung das Großherzogthum Weimar das Placet gesetzlich gesichert [20]). Im Königreich Sachsen [21]) scheinen die Hirtenbriefe und alle Bullen und Breven oder sonstige Erlasse des römischen Stuhls, sobald sie nur nicht gedruckt sind, oder an einzelne katholische Einwohner des Königreichs gerichtet sind, wes Inhalts sie auch sonst seyn mögen, vor ihrer Bekanntmachung oder Insinuation der vorherigen Genehmigung von Seite des Stats bisher nicht bedurft zu haben. Wäre dem wirklich so, so hätte der Stat durch den Verzicht auf das Placet den Umfang seiner Schutzpflicht verkannt, die auch jeder Einzelne gegen kirchliches Unrecht in Anspruch zu nehmen berechtigt ist.

In unserer neuesten Zeit führte das kirchliche Oberhaupt in Rom in seinen Hirtenbriefen und oberbischöflichen Rundschreiben wieder eine Sprache, wie sie einst jene Päpste zu führen gewohnt waren, die den Bischöfen verboten, die Investitur mit Ring und Stab von Königen und Fürsten zu nehmen, die Excommunicationen gegen Kaiser und Könige erließen, die ganze Länder mit dem Interdicte belegten, die Aufruhr anzettelten und wider die Ketzer die peinliche Marterfrage der Tortur und die brennenden Scheiterhaufen errichteten. Leo XII. predigte trotz aller concordatmäßigen Zusicherungen in seinen oberhirtlichen Beschlüssen und seinem enzyklischen Brief vom 3ten März 1824 gegen die Toleranz und qualificirt die Abweichung vom römischen Kirchenglauben als ein weltlich strafbares Verbrechen. Das Rundschreiben des Papstes Pius VIII. (Epistola encyclica d. d. 24 Maji 1829) an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe [22]) ist eine complete Verdammungslehre; der Papst zeigt sich darin als absoluter Monarch der Christenheit und als Feind aller fortschreitenden Wissenschaft und Bildung. Nachdem er darin die Hirten seiner Herde, der er selbst als oberster Hirt vorstehe, im Allgemeinen an ihre Pflichten erinnert hat, kommt er auf die Übel zu sprechen, welche „von den Söhnen dieser Zeit" ausgehen. Er redet von den Irrthümern und falschen Lehren, von denen, nicht im Geheimen, sondern offen und gar feindselig der katholische Glaube bekämpft wird, von den gottlosen Menschen, welche mit Hilfe der Philosophie gegen die Religion zu Felde ziehen; er beklagt besonders den Stuhl Petri zu Rom, daß er so sehr angefeindet werde und daß die Bande der Einigkeit mit ihm von Tage zu Tage lockerer werden oder gar sich ganz lösen, daß das Ansehen der Kirche aller Orten immer mehr abnehme und die Diener der Kirche der Verachtung Preis gegeben seien, daß die heiligen Gebote nicht geachtet und die heiligen Gebräuche verspottet würden, daß man Alles, was die Religion betreffe, für alte Weibermährchen und bloßen Aberglauben halte. Er verdammt ferner die gar verderblichen Sophisten, welche keinen Unterschied unter den verschiedenen Glaubensbekenntnissen machen und jede Religion für selig machend erklären, welche diejenigen, die, die angeborene oder sonst angenommene Religion verlassend, eine andere, und wäre es auch die katholische, annehmen, des Leichtsinns und der Thorheit beschuldigen. Er nennt die Philosophie dieser von ihm so genannten Sophisten ein gräßliches Ungeheuer von Gottlosigkeit, indem nach derselben der Wahrheit und dem Irrthume, der Tugend und dem Laster das gleiche Lob des Rechtes und der Vorzug des Guten ertheilt werde, er nennt dieses System der Unterschiedlosigkeit (indifferentia) der Religionsbekenntnisse ein höchst verderbliches und der gesunden Vernunft widerstrebendes, indem diese Lehre, daß, wenn von den Religionen, die unter einander nicht übereinstimmen, eine die einzig wahre sei, die andern nothwendig falsch seyn müßten, und daß zwischen Licht und Finsterniß keine Verbindung Statt finden könne. Er ermahnt daher die Patriarchen, Primaten u. s. w., die Völker zu belehren, daß die katholische Religion die einzig wahre sei, nach dem Vorgange des Apostels, der da sage, daß nur Ein Herr, Ein Glaube und Eine Taufe sei, und daß

Staten wegen Ausübung des oberhoheitlichen Schutz- und Aufsichtsrechts über ihre katholischen Landeskirchen neuerlich zu Stand gebracht haben, heißt es §. 4. „die von dem Erzbischof, dem Bischof und den übrigen kirchlichen Behörden ausgehenden allgemeinen Anordnungen, Kreisschreiben an die Geistlichkeit und Diöcesanen, durch welche dieselben zu Etwas verbunden werden sollen, so wie auch besondere Verfügungen von Wichtigkeit, unterliegen der Genehmigung des Stats, und können nur mit der ausdrücklichen Bemerkung der Stategenehmigung (placet) kund gemacht, oder erlassen werden. Auch solche allgemeine kirchliche Anordnungen und öffentliche Erlasse, welche rein geistliche Gegenstände betreffen, sind den Statsbehörden zur Einsicht darzulegen, und es kann deren Kundmachung erst alsdann erfolgen, wenn dazu die Statsbewilligung ertheilt worden ist." 20) s. das großherzogl. Sachsen-Weimar'sche Gesetz vom 7. Oktober 1823, über kathol. Kirchen- und Schulangelegenheiten §. 3. „Alle neue bischöflichen Verordnungen, so wie alle erzbischöfliche Verordnungen, desgleichen alle Beschlüsse von Synoden und Kirchenversammlungen, endlich alle Bullen und Breven oder sonstige Erlasse des römischen Stuhles an die katholische Kirche, das Großherzogthum mit angehend, oder an eine kirchliche Stiftung, eine Gemeinde, oder einzelne Einwohner des Großherzogthums, wessen Inhaltes sie auch seyn mögen, und sonst ohne Unterschied, sind vor ihrer Bekanntmachung oder Insinuation der Statsbehörde zur Einsicht vorzulegen. Auch dürfen dieselben in sofern, als sie nicht bloß geistliche Vorschriften enthalten, und nicht bloß moralischen oder dogmatischen Inhaltes sind, ohne das von dem Landesherrn ausdrücklich ertheilte Placet nicht publicirt, nicht insinuirt, nicht zur Anwendung gebracht werden. Wer in dem Großherzogthum dagegen handelt, oder hieran Theil nimmt, soll zur Untersuchung gezogen und nachdrücklich bestraft werden. Auch für alle frühere päpstliche und bischöfliche Anordnungen ist die Genehmigung von Seite des States nothwendig, sobald von solchen aufs Neue Gebrauch gemacht werden will. Das landesherrliche Placet ist zu jeder Zeit widerruflich." Vergl. noch darüber Müllers Beiträge zu dem künftigen teutsch-katholischen Kirchenrechte, Neustadt a. d. O. 1825. S. 85—102. 21) s. das königl. sächsische Mandat, die Ausübung der katholisch-geistlichen Gerichtsbarkeit in den sächsischen Kreislanden, und die Grundsätze zur Regulirung der gegenseitigen Verhältnisse der katholischen und evangelischen Glaubensgenossen betreffend vom 19. Febr. 1827. §. 3. Vergl. noch darüber Müllers Ansichten über manches, was päpstelt (Ilmenau 1828). Nr. V. S. 141 u. f.

22) Es wird unter andern in der katholisch-theologischen Zeitschrift, welche unter dem Titel: „von der katholischen Kirche" bei Max und Comp. in Breslau erscheint, im zweiten Hefte des Jahrgangs 1830. S. 270 fg. mitgetheilt.

derjenige verdammt sei, der, wie Hieronymus sagt, außer diesem Hause ein Lamm esse und Alle in der Sündfluth umkommen müßten, die nicht in der Arche des Noah gewesen seien. Denn den Menschen sei außer dem Namen Jesus ein anderer, der uns zur Seligkeit führen könne, nicht gegeben, und nur der werde selig, der da glaube: wer aber nicht glaube, müsse verdammt werden[23]). Er ermahnt darauf zur Wachsamkeit gegen diejenigen, welche die Bibel nach einer neuen, nicht mit den Vorschriften der Kirche übereinstimmenden Erklärung, wie sie ein Jeder aus sich selbst schöpfe, in verschiedene Sprachen übersetzen und verbreiten, ja sogar mit den größten Kosten unter rohe Völker unentgeldlich vertheilen, und so statt des Wassers heilbringende Weisheit tödtliches Gift darreichen. Er verweist dabei auf Dasjenige, was schon früher Päpste in Betreff des dadurch den christlichen Völkern zuwachsenden unermeßlichen Nachtheils und zur Vergütung desselben gethan haben, auf den index concilii Tridentini, und das, was die congregatio indicis verordnet, und erklärt laut und offen, daß nur diejenigen lateinischen Übersetzungen erlaubt seien, welche der päpstliche Stuhl gebilligt habe und die mit Anmerkungen aus den heiligen Kirchenvätern versehen seien. Denn, wie dieß die Synode von Trident ausgesprochen habe, Niemand solle in Sachen des Glaubens und der christlichen Moral (in rebus fidei et morum ad aedificationem doctrinae Christianae pertinentium) auf seine Klugheit sich verlassen und die heilige Schrift nach seinen Ansichten auslegen, gegen die Erklärung der Kirche und die übereinstimmende Meinung der Kirchenväter. Pius VIII. eifert sodann gegen alle geheimen Gesellschaften, die, gegen Gott und Fürsten feindselig gesinnt, damit umgehen, Verderben der Kirche, den Reichen Untergang, der ganzen Welt Umwälzung und, mit Unterdrückung alles wahren Glaubens, Unheil zu bereiten und wiederholt das Anathema der Päpste Clemens XII., Benedikt XIV., Pius VII. und Leo XII. gegen diese geheimen Sekten aller Namen und Gattungen. Er kommt dann auf die geheime Gesellschaft derer zu sprechen, die den Zweck haben, die Gemüther der Jugend, welche in Gymnasien und Lyceen gebildet und unterrichtet wird, zu verderben und durch gottlose Lehren auf die Abwege Baals zu führen, und welche es bereits dahin gebracht haben, daß jene Jugend, ohne Scheu vor Religion, ohne Sittenreinheit und wahre Kenntnisse, göttliche und menschliche Rechte mit Füßen tritt und keiner Schandthat sich schämt. Er ermahnt die Patriarchen, Primaten u. s. w., dafür zu sorgen, daß nicht allein wissenschaftlich gebildete, sondern auch sittlich fromme Männer die wahre Jugendbildung leiten möchten, und besonders sollten die Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe die vom Concilium zu Trident ihnen übergebene Aufsicht über die Seminarien vorzüglich wachsam führen. Er ermahnt ferner, da die Pest verderblicher Bücher also weit, wie ein Krebs um sich greife, sie sollten über die ihnen anvertrauten Schafe wachen, daß diese nur mit dem sich nähren, was die Stimme Petri ihnen empfehlen und rathen werde, dasjenige aber, wovor diese sie warne, als schädlich und ansteckend fliehen und vermeiden. Im Gefühle besonderer Sorge für das Heil der Selen fordert er die Patriarchen u. s. w. auf, den Glauben an die Heiligkeit der Ehe nach Kräften unter der anvertrauten Herde zu erhalten, damit Nichts geschehe, was der Würde dieses Sakramentes Abbruch thue, die Ehe entweihe und an der Unauflösbarkeit irgend einen Zweifel erregen könne, und es seien zu diesem Zwecke die christlichen Völker zu belehren, daß die Ehe nicht allein nach menschlichem, sondern nach göttlichem Gesetze behandelt, daß sie nicht zu der Klasse irdischer, sondern heiliger Dinge gerechnet, daß Alles der Kirche untergeordnet werden müsse. Denn die eheliche Vereinigung, von Christus mit der Würde des Sakraments erhöht und mit himmlischen Gaben bereichert, will nicht allein Nachkommenschaft erzielen, sondern beabsichtigt vielmehr, diese für Gott und die göttliche Religion zu gewinnen, und sie bezeichnet, als ein heiliges Zeichen der unsterblichen Liebe Christi zu seiner Braut, die ewige und innigste Verbindung Christi mit seiner Kirche. Daher müssen die Völker belehrt werden, was die Kirche in dieser Beziehung anordne, bestimme und verdamme, damit sie Alles thun und beobachten, was das Wesen des Sakraments verlangt.

Auch das Rundschreiben des Papstes Pius VIII. an den Erzbischof und die Bischöfe der rheinischen Kirchenprovinz d. d. Rom den 30sten Junius 1830[24]) predigt den ärgsten Ultramontanismus. Die Bischöfe werden darin aufgefordert, der weltlichen Macht das Recht streitig zu machen, Diöcesan-Synoden zu bestätigen oder zu verwerfen, die Diöcesen einzutheilen und die Candidaten zu den heiligen Weihen und kirchlichen Ämtern auszuwählen. Die selbstständigen Verfügungen des States über moralische und religiöse Institute, über Seminarien und andere geistliche Lehranstalten, über Kirchendisciplin und über andere Gegenstände des äußern Kirchenthums werden Neuerungen genannt, die auf falschen und irrigen

23) Die Lämmer, h. h., die Laien sollen also unterrichtet werden, daß die Lehren der allein seligmachenden römischen Kirche, und jene des Protestantismus sich gegen über stehen wie Wahrheit und Irrthum, Rechtschaffenheit und Schändlichkeit, Tugend und Laster. Es ist interessant, darüber die Lieblinge des jesuitischen Klerus in Frankreich commentiren zu hören. De la Mennais meint, der Protestantismus sei im Begriffe, auf seinen eignen Ruinen für immer einzuschlummern; er hält ihn für eine bereits in Fäulniß übergegangene, der unvermeidlichen Auflösung nahe Sekte. Sein Kampfgenosse de Maistre ist der nämlichen Meinung; nur läßt er die Rückkehr der verirrten Schafe bald mit der anglikanischen, bald mit der griechischen Kirche beginnen. An einer anderen Stelle sagt er freilich: der Protestantismus sei eine unheilbare, gleich der Pest bisweilen unterbrochene, aber immer wiederkehrende Krankheit des menschlichen Verstandes, welche nur mit der moralischen und physischen Auflösung der Gesellschaft und des menschlichen Geschlechtes enden werde." Die öffentliche Meinung führt jedoch eine andere Sprache. Diese will trotz allen Gegenbemühungen der Päpstler kein Papstthum mehr, und diesen Wunsch der aufgeklärten Welt wird wohl die Zukunft nicht Lügen strafen.

24) S. die katholische Kirchenzeitung von Dr. Göschl 1830. S. 645 u. f., wo es nach seinem ganzen Inhalte abgedruckt ist.

Grundsätzen beruhten, und die der Vernunft und Gerechtigkeit zuwider laufend seien. Den Bischöfen wird es zum Vorwurfe gemacht, daß sie die ihrer Sorge anvertrauten Gläubigen nicht gleich auf diese verderblichen Statsbeschlüsse aufmerksam gemacht hätten. „Eure Pflicht war es," heißt es in dem Rundschreiben, „Eure Hirtenstimme zu erheben, zur Züchtigung der Irrenden, zur Befestigung aber und zum Schrecken der Wankenden, nach dem Ausspruche des Weltapostels: Die sich vergehen, die strafe im Angesichte Aller, damit auch die Übrigen sich fürchten. Eure Pflicht war es endlich, das Beispiel der Apostel nachzuahmen, die jenen, welche ihnen das Recht entreißen wollten, das Evangelium frei zu verkünden, zur Antwort gaben: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." Der Papst dringt darin auf Widerrufung aller den freien Verkehr der Bischöfe mit Rom beschränkenden Beschlüsse und droht endlich mit apostolischen Maßregeln. Es müssen bei dem mannichfaltigen Mißbrauche der Hirtenbriefe die weltlichen Regirungen im Geiste des 19ten Jahrhunderts dawider auf ihrer Hut seyn und darauf bestehen, daß keine päpstlichen und bischöflichen Rundschreiben ohne ausdrückliche Statsgenehmigung auf irgend eine Weise kund gemacht werden. (*Alexander Müller.*)

Hirtenflöte, Pansflöte, s. Flöte.

Hirtengedicht, Bukolisches Gedicht, s. Idylle.

Hirtengerichte, s. Hirtenstab.

Hirtengras (Plantago coronopifolia), s. Phleum pratense.

Hirtengünsel, s. Eupatorium cannabinum.

HIRTENHAUS (das), die Wohnung des Hirten, wird an den meisten Orten als Eigenthum der Gemeinde betrachtet und muß daher von derselben in baulichem Stande erhalten und nöthigen Falls neu gebaut werden. Zur Herbeischaffung der Baukosten ist die an manchen Orten gebräuchliche Einrichtung gemacht, daß der Hirt jährlich einen so genannten Leihkauf erlegt. Übrigens sind die Hirtenhäuser auf Dörfern nicht selten Sammelplätze niedrigen Gesindels und verdächtiger Herumzügler und deßhalb anrüchig. (*R.*)

Hirtenhorn, s. Horn.

HIRTENHUND, der, (Landwirthschaft) ein Hund, der entweder zur Leitung der Viehherden allein, oder zu dieser und zugleich zur Vertheidigung des Viehes gebraucht wird. Nach diesem verschiedenen Gebrauche sind die Hirtenhunde von verschiedener Rasse. Wo es Wölfe und Räuber gibt, hat man große von der Rasse der Bullenbeißer; in Teutschland halten meist nur Schafhirten Hunde von einer kleinern Spielart, wahrscheinlich Bastarte vom Pudel und Spitzhund, die gewöhnlich bei hängenden Ohrenlappen langhaarig und zottig sind. Der Hirtenhund muß gelehrig und aufmerksam wie ein Pudel, leicht und schnell im Lauf und abgehärtet seyn. Zu seiner Pflege gehört, daß er sein nahrhaftes, meist aus Brot bestehendes Futter reichlich und ordentlich erhält, weil er unter allen Hunden am meisten arbeiten muß, nicht etwa mit Fleisch von gefallenem, vorher krankem Vieh, welches bereits in Verwesung übergeht, gefüttert wird, keinen Mangel an frischem gesunden Wasser leidet, und nach großer Erhitzung nicht zur schnellen Abkühlung im Wasser oder Saufen gelassen wird. Schafzüchter haben die Bemerkung gemacht, daß schwarze Hirtenhunde Veranlassung geben, daß sehr viele schwarze, oder schwarzgefleckte Lämmer fallen. (*Friedr. Heusinger.*)

Hirtenkönige, s. Hyksos.

Hirtenlager, Hirtenleben, s. Nomaden u. Horde.

Hirtenlohn, s. unt. Hirt.

Hirtenmantel, s. Geranium Robertian. *Linn.*

Hirtenmässiger Styl, s. Landschaftsmalerei.

Hirtenmusik, s. Pastorale.

Hirtennadel, s. Scandix pecten Veneris.

Hirtenpfeife, s. Flöte.

Hirtenpfennige, s. Pfennige u. Friedrichshafen.

Hirtensackel, Hirtensackkraut, s. Thlaspi bursa pastoris.

Hirtenschauspiel, s. Pastorale u. Schauspiel.

Hirtenschutt, Hirtenschütte, s. unt. Hirt.

HIRTENSOLDATEN, Bukolen, von Bukolis, dem Hirtenplatz bei Alexandrien so genannt, waren kühne räuberische Hirten in Ägypten, die unter Mark Aurels Regirung 172 von dem Priester Isidor aufgereizt, einen gefährlichen Aufruhr erregten. Sie ermordeten einen Centurio und seinen Gefährten, die sie mit List in ihre Mitte gelockt hatten, verschworen sich bei deren Leichen, und dann überwältigten sie alle in Ägypten befindlichen Römer. Schon wollten sie sich Alexandriens bemächtigen, als es dem Statthalter Cassius von Syrien gelang, sie unter einander zu entzweien und dann in einzelnen Kämpfen zu überwältigen, da er ihnen eine Schlacht zu liefern nicht gewagt hatte. (*Dio Cass.* L. 71. c. 4.) (*Rauschnick.*)

HIRTENSTAB, im eigentlichen Sinne der zu mancherlei Zwecken bestimmte Stab des Hirten, insbesondere der lange, am obern Ende gekrümmte und mit einem Haken und einem schaufelförmigen Eisen versehene Stab, dessen sich der Schäfer bedient, die fortlaufenden Schafe aufzuhalten oder Erde zu fassen und wo es seyn muß, den Schafen nachzuwerfen. Da nun von den ältesten Zeiten an Kleriker mit Hirten und ihr Beruf mit dem eines Hirten verglichen zu werden pflegten, so kam auch der Hirtenstab als Symbol der Seelsorge und der damit verbundenen geistlichen Gerichtsbarkeit in Gebrauch und wurde Abzeichen der Bischöfe und Klosterobern (Bischofsstab, Krummstab). Im Mittelalter hieß auch so die niedre Gerichtsbarkeit der Kirchen und Klöster über Bauergüter und Leibeigene. Oft ist Hirtenstab einerlei mit Hirtengericht und bezeichnet das Recht einer Gemeinde, einen Hirten zu bestellen, Ausschlag des Viehes zu ordnen, Vieh zu pfänden, kurz die Gerichtsbarkeit über Weide und Trift. (*R.*)

Hirtenstab, 1) Astron. s. unter Bootes (1ste Sect. XII, 4.); 2) Bot. s. Dipsacus pilosus.

Hirtentäschchen, ſ. Thlaspi bursa pastoris.

Hirtentasche, ſ. Tasche.

Hirtenvogel (Chauna chavaria *Illig.*), ſ. Parra chav. *Linn.*

Hirtenvolk, ſ. Nomaden.

Hirth (Biogr.), ſ. Hirt.

HIRTIA LEX, wird bei gleichzeitigen Schriftſtellern, hauptſächlich, wo nicht allein, nur in Cicero (Philipp. XIII. cap. 16.) ſpeciell erwähnt, wo es nach der Vulgata heißt: „Neminem Pompejanum, qui vivat, tenere lege Hirtia dignitates? Qui quaeso jam legis Hirtiae mentionem facit? cujus non minus arbitror latorem ipsum, quam eos de quibus lata est, poenitere. Omnino mea quidem sententia legem illam appellare fas non est; et, ut sit lex, non debemus illam Hirtii legem putare *)." Der Inhalt des Geſetzes ergibt ſich aus Cicero's Worten hinreichend und es kann auch wohl nicht zweifelhaft ſeyn, daß es unter Cäſar und zwar zwiſchen den Jahren 705—710 v. Roms E. auf Antrag des Prätors und nachherigen Conſuls Aulus Hirtius gegeben ſei, welcher bekanntlich am 15. April 711 v. R. E. nebſt Panſa in der Schlacht bei Modena fiel. (*Adolph Martin.*)

HIRTIUS, HIRCIUS (Aul.), römiſcher Legat, welcher unter C. J. Cäſar in Gallien diente, ihm ſehr befreundet war und ſich auch im Kriege desſelben gegen Pompejus zu ſeiner Partei hielt [1]). Er gab prächtige und glänzende Gaſtmähler und hatte auch Cicero, deſſen Unterricht er in der Redekunſt genoß, häufig dabei, weßhalb dieſer ſcherzend ſagt [2]): Hirtium ego et Dolabellam dicendi discipulos habeo, coenandi magistros. Mit Vibio Panſa bekleidete H. das Conſulat und fiel, wie dieſer, in der Schlacht bei Mutina gegen Marc. Antonius (711 nach Erbauung Roms), als er den in Mutina eingeſchloſſenen D. Brutus befreien wollte [3]). Man legt jetzt allgemein dieſem Aul. Hirtius das 8te Buch von Cäſar's Schrift de Bello Gallico bei [4]); ingleichen die Cäſar's Werken gewöhnlich beigefügten Bücher de bello Alexandrino und de bello Africano [5]). Endlich iſt man auch geneigt geweſen, ihn auch als Verfaſſer der Schrift de bello Hispanico zu betrachten, doch ſind Darſtellungsweiſe und Stil etwas abweichend [6]). (*R.*)

HIRTUS, heißt in der botaniſchen Terminologie borſtig, kurzhaarig, mit ziemlich ſteifen, mäßig langen, nicht dicht beiſammen ſtehenden Haaren beſetzt. (*R.*)

Hirudineae, ſ. Hirudo.

Hirudinella, ſ. Distoma.

Hirudines, ſ. Hirudo.

*) Doch ſchlägt Orelli in ſeiner Ausgabe von Cicero's Werken (Tom. II. Part. 2. pag. 592. Note 10) vor, Statt der obigen Eingangsworte zu leſen: „teneri lege Hirtia dictitatis" was allerdings ſehr Viel für ſich hat. **) Vergl. *Pighius* annal. III. p. 437. *Anton. Augustin.* de legib. et SCtis, h. a.

1) *Cic.* Epist. ad *Attic.* VII, 4. 2) Epistolar. ad divers. IX, 16. 3) *Sueton.* vit. *Augusti.* cp. 10. 11. Xiphilin. p. 33 ff. 4) Schon *Sueton.* vit. *Jul. Caesar.* cp. 56 ſagt: Nam Alexandrini Africique et Hispaniensis (belli) incertus auctor est (Caesar). Alii *Oppium* putant, alii *Hirtium*, qui etiam *Gallici belli* novissimum imperfectumque librum suppleverit. 5) Vgl. Bähr Geſchichte der römiſchen Literat. S. 268 und die von ihm gegebenen Nachweiſungen. 6) Bähr a. a. O. und die dort angeführten Kritiker.

Ende des achten Bandes zweiter Section.

Nachträge und Ergänzungen

zum

achten Bande der zweiten Section.

HILLEL (הלל), ein in der hebräischen Religions- und Literargeschichte nicht selten vorkommender Name [1]), ist vorzüglich durch zwei Männer berühmt geworden: durch Hillel den Ältern und Hillel den Fürsten. Mit Übergehung der übrigen minder bedeutenden soll hier nur von diesen Beiden die Rede seyn.

1) Hillel hassaken (H. der Ältere), gebürtig aus Babylon [2]), daher auch Hillel der Babylonier genannt [3]), nach gewöhnlicher [4]) Annahme von mütterlicher Seite aus davidischem Geschlecht, von väterlicher aber dem Stamme Benjamin angehörend. Sein Geburtsjahr setzt Bartolocci [5]) ins J. 3648 (v. Ersch. der Welt) oder 112 vor Chr. Geb.; Hieronymus [6]) läßt ihn kurz vor Christus leben. Merkwürdig ist, daß der jüdische Geschichtschreiber Flav. Josephus seiner nicht gedenkt, da Hillel doch nach allen Angaben der Juden ein sehr bedeutender und einflußreicher Mann gewesen seyn soll. Man hat daher vermuthet, er möge mit dem Pharisäer Pollio, von dem Josephus berichtet, oder dem Hohenpriester Hananeel eine und dieselbe Person seyn. Erstere Meinung hat die meisten Gönner gefunden [7]). Über die frühere Lebensgeschichte Hillels herrscht tiefes Dunkel; seine Ältern werden als sehr arm bezeichnet, was dem aufstrebenden Sohn in seinem Durst nach geistiger Ausbildung hinderlich war. Einer seiner zwei Brüder, Namens Schabbana erwarb, wie erzählt wird, sich großen Reichthum, unterstützte ihn aber nicht [8]). Die nachmalige Erhebung Hillel's wird von den Rabbinen als eine Belohnung seiner Geduld betrachtet und der Ausdauer im Studium unter sehr ungünstigen und niederbeugenden Umständen. In einem Alter von 40 Jahren begab er sich nach Jerusalem [9]), wo damals Schemaja und Abtaljon Vorsteher und die wichtigsten Lehrer waren. Durch ihren Unterricht bildete er sich dermaßen aus, daß er als ein Mann von 80 Jahren zum Haupt des Sanhedrin ernannt wurde und zog viele Schüler (nach Abarbanel [10]) 1000), welche seine Ansichten aufs eifrigste verfochten; Zeugnisse seiner Erfahrung und Lebensklugheit geben zahlreiche Sprüche, welche in den so genannten Sprüchen der Väter stehen [11]). So sagt er z. B. [12]): „Wer nach Ruhm strebt, verliert seinen Ruhm; wer nicht wächst, nimmt ab und wer nichts lernt, verdient den Tod und wer die Krone mißbraucht, verliert sie." Und an einer andern Stelle [13]): „Trenne dich nicht von der Gemeinde, traue dir selbst nicht bis an den Tag deines Todes, richte deinen Nächsten nicht, bis du dich an seine Stelle gesetzt hast." In dem übertreibenden Stile der Talmudisten [14]) heißt es daher von ihm: „Kein Wort der Weisen ließ er ungelernt; er lernte alle Sprachen, er lernte die Rede der Berge, Hügel und Thäler, die Rede der Bäume und der Kräuter, die Rede des Wildes und der Lastthiere, die Rede der Dämonen und lernte alle Sprüche u. s. w." Schon Bartolocci [15]) deutet darauf hin, daß man jene Lobsprüche nicht wörtlich nehmen müsse. Die Tradition hat auch Beispiele seiner großen Kenntniß der gesetzlichen Bestimmungen aufbewahrt. Sein Streben ging, wie Jost [16]) ganz richtig bemerkt, dahin,

---

1) S. die lange Reihe derselben in *Wolfii* Bibliothec. Hebr. Vol. I. p. 351. II. p. 824 ff. III. p. 233. 34 und IV. p. 815. 2) *Zachut* Juchasin. p. 55.; *Gedaljah* Schalscheleth Hakkabbala. p. 26 a. *Dav. Ganz* im Zemach David. 3) *Pesachim.* cp. 6. 4) *Gedalj.* a. a. O. p. 25. b. führt die verschiedenen Meinungen an. *G. Eng. Geiger* (commentat. de Hillel et Schammai. §. II.), in *Ugolin.* thes. antiquitt. sacr. Vol. XXI. p. 1185 tritt der Ansicht bei, daß Hillel von väterlicher Seite ein Nachkomme Davids, und zwar weil der Bruder Hillel's das Haupt der babylonischen Juden gewesen (*Maimonid.* zu Sanhedrin. cp. IV. *Gedalj.* a. a. O.) und dazu nur Nachkommen Davids in gerader Linie genommen worden wären. Wolf ist ebenfalls der Meinung, daß er von väterlicher Seite davidischen Ursprungs sei (a. a. O. II. p. 824), mit Bezug auf mehrere Auctoritäten. 5) Biblioth. Rabbinic. T. II. p. 784; wahrscheinlich auf Ganz Auctorität sich stützend (vergl. *Wolf* a. a. O. II. p. 824.). 6) Zu Jes. VIII, 3. 7) Wolf (a. a. O. II. p. 828) theilt sie und gibt die Schriftsteller an, welche sie erwiesen haben; vergl. Calmet's bibliſch. Wörterb. (2r Th. S. 518 der teutsch. Übers.)

8) Juchasin. p. 55. b. 9) *Abraham ben Dior* in libr. Cabbalae (die Stelle bei *Wolf* a. a. O. II. p. 824.). 10) Vorrede zu Nachalath Avoth; im Bava Bathra cp. 8. p. 130 werden ihm 800 beigelegt. 11) Vergl. die Zusammenstellung derselben in *Bartolocci* Biblioth. rabbin. P. II. p. 791 ff. 12) Pirke Aboth cp. 1. Nr. 13. (nach Ewald's Ausg. S. 19). 13) a. a. O. Cap. 2. Nr. 6. (Ewald's Ausg. S. 30). 14) Masrecheth Sopherim cp. 16. Halach. 9. 15) Biblioth. rabbin. P. II. p. 787. 16) Gesch. der Israelit. seit d. Zeit der Makkab. 1r Bd.

das Gesetz zu vereinfachen und in geringfügigen Dingen Strenge und Rigorosität zu entfernen. Hierin war Schammai, der eine Zeit lang seinen Unterricht genossen hatte, das gerade Gegentheil desselben und die verschiedene Denkart beider hochgeachteter Lehrer theilte sich auch den von ihnen ausgehenden Schulen der Hillelianer und Schammaiten mit [17]). Durch höhere Entscheidung (ein so genanntes Bathkol) wurde aber zu Gunsten Hillel's und der Seinen entschieden; demnach haben die spätern Juden gewöhnlich seine Meinung angenommen. Nach den Sprüchen der Väter [18]) ward jener Streit im Namen des Himmels geführt, d. h. wohl so viel als, nicht aus Streitsucht, sondern aus dem höhern Interesse für die Wahrheit [19]). Worin Hillel und Schammai eigentlich mit einander in Widerspruch gewesen, darüber sind die Ansichten sehr abweichend [20]); aber man nahm die Sache doch so wichtig, daß der Tag, an welchem der Streit entstanden seyn soll (9te Adar), zu den Fasttagen gehört [21]). Nach Maimonides soll der Gegensatz bloß in der Methode ihrer Beweisführung gelegen haben [22]), wogegen sich indeß Vieles sagen läßt [23]); nach Andern in gewissen Lehrsätzen, wahrscheinlich aber lag er in der Quelle ihrer Lehren, so daß Hillel mehr auf die mündliche Tradition, mit der er sich offenbar beschäftigt hat, Schammai dagegen auf das geschriebene Gesetz hielt [24]). Einige Einrichtungen, besonders die mit dem Namen Perusbol (פרוזבול) bezeichneten [25]), kommen von Hillel her; auch machte er sich um eine bessere und einfachere Anordnung der Überlieferungen verdient [26]) und ist in sofern als ein Vorläufer von Juda dem Heiligen zu betrachten, von welchem die Ökonomie der Mischna in ihrer dermaligen Gestalt herrühren soll. Auch wird diesem Hillel von einigen Gelehrten ein biblischer Codex zugeschrieben, welcher indeß von andern seinem Namensgenossen beigelegt wird [27]).

2) H. Hannasi (der Fürst), Sohn des Rabbi Juda Nasi und Großenkel Juda des Heiligen.

Von H. dem Ältern, soll er im 10ten Gliede abstammen [28]) und in das 4te Jahrh. nach Chr. gehören. Bekannt ist er als Begründer der Ära von Erschaffung der Welt unter seinem Volke [29]); er bestimmte die Solstitien und Äquinoctien genauer, führte einen Jahrescyklus ein von 19 Jahren, und schaltete in das 3te, 6te, 8te, 11te, 14te, 17te und 19te Jahr einen ganzen Monat ein, damit nicht bei der unter den Juden gewöhnlichen Weise das Jahr zu bestimmen ferner ein völliges Verrücken der Jahreszeit Statt finden könne [30]).

(*A. G. Hoffmann.*)

HINDOSTAN, HINDUSTAN. I. Name und horizontale Dimensionen. Drei Halbinseln von großer Flächenausdehnung lehnen sich im S. an den zugerundeten Körper des asiatischen Kontinents; es sind die arabische im W., die indische in der Mitte, die indochinesische im O. Unter gleichen Breitenparallelen, unter gleichem Himmel, in ihren Verhältnissen vielfach verschwistert, aber mit verschiedener Oberflächengestaltung, mit verschiedenen Völkerverhältnissen und verschiedener Weltstellung unter einander, bildet doch jede dieser Halbinseln eine Welt für sich. Die mittelste und die östlichste dieser Halbinseln wurden früher unter dem Namen Ostindien begriffen; jene nannte man die Halbinsel diesseit, diese die Halbinsel jenseit des Ganges; erst in neuerer Zeit führte man die Namen Vorder- und Hinterindien und Hindostan und indochinesische Halbinsel ein, welche letzte die bezeichnendsten sind. Die mittlere dieser Halbinseln, das Hindostan der Perser soll hier der Gegenstand unserer Betrachtung seyn. Die Aboriginer des Landes gaben demselben den Namen Medyama oder Mittelpunkt der Erde, und Punyabhumi oder Land der Tugenden.

Hindostan gränzt gegen N. an das tibetanische Hochland, gegen O. an die indochinesische Halbinsel und den bengalischen Golf des indischen Okeans, gegen S. an den indischen Okean, gegen W. an das erythräische oder arabisch-, persisch-indische Meer, gegen NW. an den Ostabfall des hohen iranischen Plateau's oder die Reiche Beludschistan und Afghanistan, wovon letztes in neuerer Zeit auch Theile des eigentlichen Hindostan mit seinem Statskörper vereinigt hat. An der SO. Spitze der Halbinsel liegt die Insel Ceylon; diese ausgeschlossen, breitet sich Hindostan zwischen 8° 5′ und 33° 47′ n. Br. und zwischen 85° — 110 östl. Länge von Ferro aus. Die Gestalt Hindostans gleicht einem verschobenen Rhombus; eine Diagonale von den Mündungen des Indus gegen O. zu denen des Ganges gezogen, gibt in einer Länge von 330 geogr. Meilen die größte Ausdehnung in genannter Richtung an, und theilt den Rhombus in 2 fast gleichschenkelige Triangel, deren spitze Winkel im N. bei Leh oder Ladak, im S. im Kap Comorin liegen. Eine andere Diagonale, zur Verbindung dieser Winkelspitzen gezogen, gibt die Ausdehnung Hindostans von N. nach S. zu 400 geogr. Meilen. Die Gestadekrümmung beträgt dagegen von den Indusmündungen bis Kap Comorin 430, von hier bis zu den Gangesmündungen 420, zusammen 850 geogr. Meil. Das Areal des Ganzen beträgt in runder Zahl 65,000 geogr. □M., wovon auf den nördl. Triangel, das Hindostan im engeren Sinne, 34,775, auf den südlichen oder die eigentliche Halbinsel

S. 157. Vergl. auch P. Beer Geschichte, Lehre und Meinungen aller religiösen Sekten der Juden. 1r Bd. S. 129 ff. 17) *Bartolocci* a. a. O. p. 789 ff. 18) Cap. 5. Nr. 19. (S. 173 nach Ewald's Ausg.). 19) Vgl. Fagius z. d. St. (bei Ewald a. a. O. S. 173. 74 wiederholt.) 20) Vgl. Geiger a. a. O. Wolf a. a. O. P. II. p. 826. 27 und die von ihnen bemerkten Schriftsteller. 21) Wolf a. a. O. p. 826. 22) Praef. ad commentar. in *Mischn.* fol. 3. 23) Vgl. Wolf a. a. O. und seine Gewährsmänner. 24) Wolf a. a. O. p. 827. 25) Vgl. darüber Burtorf im Lexic. Talmud. fol. 180. b. Vorzüglich aber Bartolocci a. a. O. p. 787 ff. 26) *Schalschel. hakkab.* p. 26. *Juchasin.* p. 56. 27) S. über diesen verloren gegangenen Codex des A. T. Wolf a. a. O. p. 289. 90. 28) *Ganz* im Zemach David. 29) Vgl. darüber Bartolocci a. a. O. p. 415. 459 u. 545.

30) a. a. O. p. 416 u. 548.

30,220 □M. kommen. Hindostans Flächenraum gleicht daher dem des europ. Rußlands.

II. Das Relief Hindostans.

Die Oberflächen Hindostans sind dreierlei; sie bestehen:

1) aus dem großen Gebirgslande des Himalaya, dem größten Riesengebirge der Erde. Wie das hohe europäische Alpengebirgsland sich der lombardischen Tiefslandschaft im N. vorlagert, so hier das indische Alpengebirge dem indogangetischen Tieflande; während jenes aber durch seine Zugänglichkeit ein vermittelndes Glied zwischen dem N. und S. Europa's bildet, gibt sich dieses als ein hemmendes, als eine fast undurchdringliche Scheidewand zwischen Völkern, Staten und Kulturen, und trug zu der Individualisirung Indiens außerordentlich bei;

2) aus dem großen indogangetischen meergleichen Tieflande, oder Centralindien. Im N. vom Himalaya, im W. vom indopersischen Gränzgebirge, im O. von dem Gebirgslande der Birmanen, im S. von dem Hochlande Dekan eingeschlossen, stößt es auf seiner SW. und SO. Seite an zwei sehr verschiedene Meere;

3) aus der eigentlichen indischen Halbinsel, dem Dwipa der Hindus, seiner Lage nach von ihnen Dekan oder der Süden genannt; ein in sich geschlossenes erhabenes Plateauland, mit schmalen Küstensäumen, der Sitz der ältesten indischen Staten und alter indischer Kultur.

Das Areal dieser verschiedenen Oberflächen gibt sich folgender Maßen; es enthält nämlich:

	geogr. □M.
Das Gebirgsland des Himalaya mehr als	12,000
Das Tiefland Centralindiens	21,725
Das Plateau Dekan mit der kleinen gebirgigen Halbinsel Guzurate . . .	25,550
Die tiefen Küstensäume Dekans	5680
zusammen	64,955

oder in runder Summe 65,000, wozu noch die Insel Ceylon mit 966 □M. kommt.

Bei einer näheren Betrachtung dieser Naturtypen verweisen wir in Betreff des Himalaya auf dies. Art. und haben deßhalb nur nöthig, uns hier mit dem indischen Tieflande und dem Plateau Dekan zu beschäftigen.

A. Das indische Tiefland oder Central-Indien.

Die Länge dieses Flachlandes von den Indus- bis zu den Gangesmündungen beträgt, wie schon erwähnt, 330 geogr. Meil., seine größte Breite vom Fuße des Himalih bis zum Meere, beträgt im W. Theile 200, im O. nur 60 solcher Meilen, und wird in der Mitte durch die nördlich abfallenden Vorstufen Dekans bis auf 40 Meilen eingeengt.

Die ganze Fläche kann natürlich in 2 große Theile zerlegt werden, nämlich in das Tiefland am Indus-, und in das Tiefland am Gangesstrome.

Das Tiefland am Indus zerfällt seiner natürlichen Beschaffenheit nach wiederum in folgende Theile: 1) Pendschab oder das Fünfstromland, 2) das Industhal oder die Länder Multan und Sind, 3) die Wüste Sind, 4) die Moraststäche Cutch.

1) Das Pendschab. Dieser Name ist von den Persern aus dem sanskritischen Pantschanada, d. i. das Fünfflüssige gebildet, und jetzt allgemein angenommen. Es ist der nordwestlichste Theil des indischen Tieflandes und trägt die Namen von seinen fünf Hauptflüssen, welche von W. nach O. Dschilum, Chinab, Rawi, Beyah, Setledsch heißen, sich Anfangs zu je 3 und 2 in 2 Hauptkanälen, welche bei Multan und Bahawulpur vorüber ziehen, und dann bei Utch in einem einzigen Arme, dem Punjund, versammeln, welcher sich bei Mittenkot in den Indus ergießt. An die meisten dieser Flußnamen hat das indische Epos Mythen geknüpft, etwa wie der Kampf Jakobs mit Gott sich an den Namen des Flusses Jabbok bindet. Die natürlichen Gränzen des Pendschab sind also der Indus, der Himalaya, der Setledsch; durch seine 5 Ströme und den Indus wird es in 5 Zweistromländer oder Duabs getheilt. Seine Südgränze reicht in politischer Beziehung jedoch nicht bis zur Mündung des Punjund, sondern nur bis zur Breite von Multan. Das westlichste der Duabs, zwischen Indus und Dschilum ist das größte; von der Salzkette des Himalaya bis zur Mündung des Punjund ist es 50 geogr. Meilen lang, zwischen Attock und Tellelpur 23, in der Breite von Multan 6 — 7, in der schmalen Landspitze von Orchan nur 2 Meilen breit; eine ungeheure Ebene, deren Südspitze sich bei den Überschwemmungen des Indus in ein Süßwassermeer verwandelt. Die Duabs zwischen Dschilum und Chinab, zwischen diesem und dem Rawi sind flach, die beiden östlichsten wellenförmig. Das ganze Pendschab ist eine Sandwüste, aber an den Strömen sehr fruchtbar, mit reicher Vegetation und eine wahre Kornkammer. In dieser Mittelstufe zwischen Iran, dem nördlicheren Asien und Hindostan herrschte schon in ältester Zeit indische Kultur, die Großmogul verpflanzten hierher die ausgesuchtesten Obstarten und Kulturpflanzen, aber jetzt ist das Land mit Ruinen bedeckt, und selbst die alte Mongolen-Residenz Lahore hat ihren Glanz verloren. Jetzt steht das Land unter der Herrschaft der kriegerischen Seikhs, deren theokratische Bundesstaten den Sitz ihres Nationalrathes nach der Stadt Amretsir verlegt haben. Das Pendschab hat von jeher, seit Alexanders d. Gr. bis in die neuesten Zeiten durch seine Weltstellung den wichtigsten Einfluß auf die Geschichte Indiens und ganz Mittelasiens ausgeübt; denn die großen Heere, welche aus N. und W. in diese Mittelstufe mit kühlerem Klima hinab stiegen, fanden hier alle Mittel sich zu retabliren, und auf dieser großen Ebene konnten die gewaltigen Reiterscharen immer weiter gegen O. zu entscheidenden Schlachten vorrücken.

2) Das Industhal, zu beiden Seiten dieses Stromes, von Multan südwärts bis zu dessen Mündungen, vom Gehänge des indopersischen Gränzgebirgs über den Strom bis an die Gränze der Sandwüste Sind. Es ist eine unermeßliche, vom Indus befruchtete Ebene,

doch an manchen Stellen, wie um Multan, eine Trauerwüste darstellend, voll Ruinen alter Prachtstädte, welche noch heute die hier verloren gegangene Kultur beurkunden. Gegenwärtig bildet der obere Theil des Industhales unter dem Namen Multan, eine Provinz des Afghanenreichs, der untere unter dem Namen Sind einen unabhängigen Beludschenstat. Überall sind hier die einheimischen Hindus unterjocht; ihre Wohnplätze liegen jedoch nur bis zum Ostufer des Stromes, das westliche wird von Afghanen, Beludschen u. s. w. bewohnt. Das Deltaland des Indus ist ein Marschland, ähnlich dem des Nil, allein statt der blühenden Dörfer des ägyptischen Delta's sieht man hier nur die Zelte der wenigen Nomaden, die das Land durchschwärmen.

3) Die Sandwüste Sind, erstreckt sich von N. nach S., von der Breite von Multan bis zum Küstenlande Cutch in einer Länge von 110 geogr. Meilen, während die mittlere Breite deren 50 — 60 und mehr, das Areal 3125 geogr. □M. beträgt. Das Ganze ist eine weite Ebene mit von Winden hin und her bewegten 20 — 100 Fuß hohen Sanddünen, zwischen welchen wenige Grasbüschel, wenig Gesträuch von Mimosen und anderen Dorngewächsen hindurch ziehen. Der NW. Theil besteht aus einem harten Thonboden, der unter den Pferdehufen wie ein Bret klappt; überall ist Wassermangel, der Brunnen sind nur wenige, oft 300 Fuß tief, ihr Wasser ist immer brakisch. In dieser Wüste liegen indeß von Zeit zu Zeit Oasen, worin Wohnorte mit Bäumen und Gärten umgeben, und es wachsen darin auch Wassermelonen, die saftigsten aller Früchte. Wie gefahrvoll der Durchzug durch diese Wüste ist, geht aus folgendem Umstande hervor. Von der Karawane, welche mit Lord Elphinstone, dem Gesandten nach Kabul, hindurch zog, und welche aus 600 Kamelen, 12 Elephanten, 150 Mann Eskorte und dem Gesandtschaftspersonale bestand, starben in den ersten 8 Tagen 40 Menschen an den Beschwerden des Marsches. Im Norden dieser Wüste liegt das grüne Weideland Huryana, bekannt wegen seiner zahlreichen Viehherden, wegen seiner reißenden Thiere, und wegen der Tapferkeit seiner Bewohner, der Batties. Noch nördlicher, zwischen dem Himalaya, dem Jumna und dem Setledsch, liegt die weite Ebene des Sirhind, der klassische Boden der Helden des Mahabbarata. Es liegt am Eingange in das Zweistromland zwischen Jumna und Ganges; auf seinem Boden wurden fast alle Hauptschlachten geschlagen, welche das wechselnde Schicksal von Indien bestimmten. Es wird von den Briten unterworfenen Seikhs bewohnt. Die eigentliche Wüste bildet einen Bestandtheil der großen Landschaft Radschputana oder Radschastans, d. i. des Landes der Königssöhne. Etwa in deren Mitte liegt der isolirte 2000 Fuß hohe Berg Aboo, der höchste des centralen Indiens, die Zinne der Heiligen genannt. Auf dessen Gipfel reicht der Blick über die ganze Wüste von den blauen Gewässern des Indus im W. bis zu dem mit Weiden bedeckten Betwa oder Votraventi im Osten.

4) Die Morastfläche Cutch. Sie liegt am erythräischen Meere, zwischen der Wüste Sind, dem östlichsten Arme des Indus (dem Goni), dem Meerbusen von Cutch und der Halbinsel Guzurate. Der nordöstliche Theil des so abgegränzten Landes besteht aus einem ungeheueren salzigen Moraste, Runn genannt, der im Osten mit dem Meerbusen von Cutch im Zusammenhange steht und in der Regenzeit einem Meere gleicht, aus dem dann nur einzelne Anhöhen inselartig hervorragen. Wenn das Wasser abgelaufen ist und die heiße Sonne Indiens ihre vollständige Wirkung ausgeübt hat, bleiben hier zwar weite Sümpfe, aber auch weite Sandebenen und Weiden zurück. Dieser Runn nimmt einen Raum von 325 □M. ein; im SW. wird er durch eine sich bogenförmig krümmende, nicht hohe, aber sehr wilde Gebirgskette, welche 140 □M. bedeckt, von der trocknen und wasserarmen Küste geschieden, welche den guten Hafen Maundavie besitzt, von wo aus ein wichtiger Handel mit Sind, Afrika und Arabien getrieben wird. Das Gebirge ist mit Gebüsch und Tamarinden bedeckt und schickt wenige Flüßchen theils in das Meer, theils in den Runn. Die Bewohner von Cutch sind muhammedanische Radschputen unter britischer Herrschaft, deren Commissär in der Stadt Anjar residirt.

Das Tiefland am Ganges bildet das mittlere und untere Stufenland dieses Stromes und nimmt einen Flächenraum von 10,700 □M. ein. Diese beiden Stufenländer, obgleich beide tiefliegende Länderflächen, sind doch von einander sehr verschieden.

Das mittlere Stufenland liegt zu beiden Seiten des Ganges, zwischen den so eben beschriebenen Tiefländern, dem Himalaya und den Nordabfällen Dekans, von Gangesthore bei Hurdwar bis zu den letzten Stromschnellen bei Rajemal. Seine mittlere absolute Höhe läßt sich nicht angeben; wir wissen nur, in welcher Höhe es sich an das Gebirgsland des Himalaya anschließt. Hier im N. der Ebene sind nämlich folgende Höhen bekannt: Badschahi-Muhul, Jagdschloß beim Dorfe Feyzabad am Eintritt des Jumna in die Ebene 1276 Fuß, Belville bei Seherunpur 1013 Fuß, Hurdwar am Eintritt des Ganges in die Ebene 1027 Fuß, Chilkia am Eintritt der Kosila in die Ebene 1076 Fuß, Munimajra, Stadt und Fort am Eingange des Thales von Pinjor 1220 Fuß über dem Meere. Die Senkung des Stufenlandes ist sehr gering; es ist im Gegensatze von Bengalen ein milderes Land, mit gesunderem Klima, frei, offen und hügelreich, mit eigenthümlicher Vegetation, von der edlen Gazelle bewohnt. Der Boden ist aufgeschwemmtes Land, häufig mit Sand überdeckt, der sich schnell erhitzt, aber in geringer Tiefe wahrscheinlich eine Unterlage von Thon hat; denn auch im heißesten Sommer quillt überall Wasser hervor, welches die Ursache der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Landes und der üppigsten Vegetation ist. Der merkwürdigste Theil dieser oberen Gangesebene ist das Duab zwischen dem Jumna und Ganges: eine durch diese Riesenströme gesicherte Feste, von großer Fruchtbarkeit, worin die entthronten Sultane von Multan und Delhi stets eine sichere Zuflucht fanden. Sein Boden ist beinahe wagerecht, wie dieß schon durch die beiden großen Kanäle, den Shah-Nehr oder Kanal von

Ali-Murdan-Khan nach Delhi, und den Duabkanal, beide aus dem Jumna, an seinem Austritt aus dem Gebirge abgeleitet, hinlänglich angedeutet wird. Die Senkung längs des Jumna von dessen Austritt aus dem Gebirge bis nach Kurnal, beträgt auf dieser Strecke von 13 geogr. Meilen nur 250 englandische Fuß, und Kurnal selbst, obgleich so bedeutend vom Gebirgsfuße entfernt, liegt noch so hoch wie Hurdwar, nämlich 1024 Fuß über dem Meere. Ein anderer, und zwar der nördlichste Theil der oberen Gangesebene, zwischen dem Gebirge und dem linken Ufer des Stromes, von Hurdwar bis Furrukhabad, heißt Rohilcund; es wird durch eine niedrige Bergkette, worüber viele Pässe führen, von dem Terriani oder der Gränzstufe des Himalih getrennt und von den Rohilla's bewohnt. Der untere Theil des mittleren Stufenlandes des Ganges hat von seinem lieblichen Klima den persischen Namen Behar; sein Boden ist sehr fruchtbar, überall mit Salpeter geschwängert. Der ganze, in Rede stehende Abschnitt des Ganges-Tieflandes, ist dem Hindu das edle Land Megada, berühmt in seiner ältesten Geschichte, und ihm noch jetzt unter diesem Namen bekannter als unter jeder anderen Benennung. Sowohl der Ganges, als viele seiner Nebenströme werden in diesem Megada für heilig gehalten; im untersten Stufenlande Bengalen hört der Ganges auf, ein heiliger Strom zu seyn.

Das unterste Stufenland des Ganges, oder Bengalen, erstreckt sich vom Fuße des Himalih, bis zum bengalischen Golf, wird von dem Ganges, seinen vielen Armen und Nebenströmen, z. B. Bramaputer, bewässert, und ist 4523 □M. groß. Es ist ein sehr tief liegender Kessel, ganz der Wirkung des schwülen tropischen Himmels ausgesetzt, aber herrlich bewässert, von erstaunlicher Fruchtbarkeit, und von 26 Millionen Menschen bewohnt. Die Flora ist eigenthümlich: die ganze Natur wimmelt von Leben, vom Elephanten und königlichen Tiger, bis zur Feuerfliege und zum Musquito herab. Besonders merkwürdig aber ist hier das Deltaland des Ganges, welches längs der Meeresküste 40 geogr. Meil. lang ist, eine Strecke, welche den Namen Sunderbund führt. Durch viele Mündungen des Ganges entstanden und entstehen hier viele dicht bewaldete Inseln. Diese nie aufhörende Inselbildung im untersten Gangesdelta ist äußerst merkwürdig; 4 Meilen seewärts liegen der Küste zahllose Sandbänke als untermeerische Fortsetzung des Delta vor, welche nach und nach zu Inseln werden und dann während der Regenzeit sogleich bewachsen und bald mit Hochwald bedeckt sind. Diese Sunderbunds sind, obgleich uncultivirt und nur hie und da von Holzhauern besucht, ein Land der Wunder: Tausende von Kanälen winden sich zwischen den grünen Schatten der Tickholzwälder hindurch, in deren Zweige sich oft die Masten und Segel der Schiffe verwirren. Diese Waldungen sind die Heimath des königl. Tigers von Bengalen; sie werden außerdem von Ebern, Gazellen u. s. f. bewohnt, welche oft herdenweise durch die Kanäle von Insel zu Insel schwimmen. Unzählige Vögelscharen beleben die Zweige der Bäume und des Nachts scheinen Wasser und Wald von dem Glanze unzähliger lichttragender Insekten in Feuer zu stehen. Die bösen Dünste, welche in der großen Sommerhitze bei stillem Wetter entzündet, hin und wieder die Luft durchflammen, gelten den Schiffern für die bösen Geister dieser schrecklichen und wundervollen Wildnisse.

B. Dekan oder der Süden Hindostans.

Dekan zerfällt in 3 Hauptabtheilungen: das Hochplateau in der Mitte, von dreieckiger Gestalt, und die beiden Küstenstriche im O. und W. desselben. Zu diesen Küstenstrichen, so wie zum Tieflande am Indus und Ganges, steigt man indeß nicht unmittelbar hinab, sondern man gelangt dahin erst sowohl im N., als im O. und W. über Randgebirge des Plateau's, durch steile und enge Felsenpässe, Gats genannt, ein Name, welcher auf 2 dieser Gebirge übergegangen ist. Diese Randgebirge sind: im W. die Westgats, im O. die Ostgats, welche beide sich im südlichsten Punkte unter 11° n. Br. in dem hohen Nil-Gerri-Gebirge mit einander verbinden, und im N. das Vindhya- oder Vindhyachalsystem, dem im N. mehrere Hochländer als Vorstufen von Dekan bis zum Ganges vorgelagert sind. Südlich des Nil-Gerri-Gebirgs liegt eine tiefe und schmale, beinahe bis zum Meeresspiegel durchgerissene Lücke, das Gap, durch welches die östlichen und westlichen Küstensäume mit einander communiciren. Im S. dieses Gap steigt nur noch einmal ein Gebirgsland empor, das wir einsweilen mit dem Namen seines südlichsten Zweiges, das Ali-Gerri-Gebirge nennen wollen. Es stürzt mit dem hohen Felsenkap Comorin in das indische Meer.

In Dekan sind also nach einander folgende Naturtypen zu betrachten:

1) das Plateau im Innern;
2) die Kette der Westgats und die Nilgerri;
3) die Kette der Ostgats;
4) das Vindhyasystem, und die nördlichen Vorstufen Dekans;
5) die Aligerri;
6) die Küstenebene Coromandel;
7) die Küstenebene Malabar und das Gap;
8) die Inseln bei Dekan.

1) Das Plateau von Dekan. Es liegt im Innern der Halbinsel, von 11° nördl. Br. bis zu den Tapti- und den Nerbuddaströmen, von S. nach W. und dahinwärts immer an Breite zunehmend, und ist ringsum von Randgebirgen umkränzt. Diesem Umstande verdankt das Plateau seinen einheimischen Namen Ballagat, d. i. das Land über den Gats oder Pässen, im Gegensatze zu der Küstenlandschaft Coromandel, welche auch Payengat oder das Land unter den Gats genannt wird. Der südlichste Theil des Ballagat, wo die berühmten Städte Mysore und Seringapatam liegen, wird von den Geographen wegen seiner Lage im Innern Dekans „das Herz von Mysore," und wegen seiner Fruchtbarkeit und seines kühleren Klima's, „das liebliche Plateau von Mysore" genannt. In anderen Gegenden führt das Plateau auch andere Namen, theils nach den Provinzen, theils eigenthümliche; so nennt man z. B. Süd-Mah-

ratta-Duab das Land zwischen den Flüssen Kistna und Tumbudra, Omercuntuc das Hochland, wo die wilden Gauds ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben. Die mittlere absolute Höhe des Ballagat ist um Mysore 3500 Fuß, um Bangalore 2807 Fuß, um Nandidurga 3400 Fuß, um Bedschapur gegen 4000 F., um Hyderabad 2000 F., um Bellari im S. des Tumbudra 2200 F., um Belgaum zwischen den Flüssen Kistna und Hurda 2460 F., um Darwar im Süd-Mahratta-Duab 2400 F., um Punah im Mahrattenlande 2000 F., um Hurrihurr 1831 F. (wahrscheinlich die niedrigste Gegend des Plateau's), um Sirah 2223 F. An einzelnen Punkten steigt das Plateau indeß weit höher auf, z. B. um Satarah am obersten Kistna 5036 Fuß, ja an vielen Stellen hebt es sich nach Lambton's Beobachtungen bis zur Höhe der Westgats selbst hinan. Der Lauf der Ströme zeigt schon, daß sich das Plateau nach O. hin abdacht, und ihr langsamer Lauf beweist, daß diese Abdachung im Ganzen nur sanft ist; allein das Plateau ist keine Tafelfläche im reinsten Sinne des Worts, sondern seine im Allgemeinen einförmige Flächenausdehnung ist nicht nur durch tiefe Stromthäler durchstückelt, sondern es treten auch viele Bergketten und isolirte Tafelberge und Piks auf, welche letzte von unzähligen Forts und Burgen (Drugs oder Durgos genannt) gekrönt sind. Viele der Bergketten, welche in allen Richtungen das Plateau durchziehen, sind uns noch unbekannt, nur einige derselben sind durch Lambton's Gradmessung bekannt geworden; ihre relative Höhe über dem Plateau ist gering, und beträgt selten über 900 Fuß. Eine dieser Bergketten, die wir die Kette des Davandrug nennen wollen, durchzieht das Herz von Mysore von N. nach S. und theilt es in 2 Hälften, die westliche von Mysore und die östliche von Bangalore oder Collar. Auf ihrem breiten Rücken erheben sich die Gipfel Davandrug 4005, Chitkul oder Schitakul 3829, Davarorydug oder Deodwydrug 3940 engl. Fuß hoch. Unter den isolirten Piks erheben sich auf dem Plateau von Mysore der Berg von Mysore zu 3446, der Bettadapur zu 4350 Fuß, auf dem Plateau von Collar der Rimandrug oder Rimanghur zu 4229 engl. Fuß absoluter Höhe. Der merkwürdigste der isolirten Piks ist aber wohl derjenige, welcher die alte Felsenfeste Deoghur, jetzt auch Dowlatabad (d. i. Stadt des Glücks) genannt, trägt. Er liegt im obersten Gebiete des Godaverystroms, im WNW. und unweit der berühmten Stadt Aurungabad, zwischen dieser und den wundervollen Grottentempeln von Ellore. Es ist ein isolirter Trapp- oder Granitgipfel, einige Tausend Schritt im S. einer von W. nach O. streichenden Bergkette, 500 Fuß über die Ebene erhaben, überall mit steil abfallenden Felswänden, ganz in eine Felsenfestung verwandelt, rundum mit Wasser und Gräben umgeben. Durch eine dreifache Mauer gelangt man zu dem Fuße einer 150 Fuß hohen senkrechten Felsenwand von Granit, durch deren Inneres ein 12 Fuß hoher Felsenweg gehauen ist, durch welchen man von Fackeln begleitet, 10 Minuten lang immer empor steigend, auf einen freien Raum gelangt, der durch eine eiserne Fallthür geschlossen werden kann. Über diesem Raume fangen nun die Bauwerke mit den Thoren an; Alles ist in Fels gehauen: Thürme, Wohnhäuser, Brücken, Batterien, Munitions- und Zeughäuser bis zu dem Kommandantenhause, das den Gipfel des Berges krönt. Dieser indische Königstein ist das Torgara des Ptolemäos, die Felscitadelle eines alten Weltmarktes, welche ihrer Stärke ungeachtet oft ihre Herren wechselte: in ihrer Geschichte spiegelt sich die Geschichte des ganzen Vorderindiens ab, das seit langer Zeit immer ein Spiel der Fremdlinge gewesen ist. Der Boden des Plateau's scheint überall aus Granit, Syenit und anderen Urgebirgsarten zu bestehen, die darauf aufgesetzten Bergreihen und Kuppen aber aus Flötz- und Trappgebirgsarten. Die Physionomie des Plateau's erinnert an eine engländische Landschaft: es ist ziemlich unfruchtbar, beinahe ganz waldlos, nur in den Thaleinschnitten sind Dickichte; an einigen Stellen jedoch gewinnt es durch Anbau oder den Glanz der Städte ein freundlicheres Ansehen; im Ganzen ist es auch dünn bevölkert. Die größere Kühle des Plateau's erlaubt der Kokospalme den Wachsthum nicht; sie gedeiht hier nur an geschützten Orten als Gartenbaum. Dagegen zeigen sich hier die Areca-Palme, der Mangobaum, das Zuckerrohr, Weintrauben, Orangen, Granaten, europäische Gemüse und Obstarten, die den heißeren indischen Tiefslandschaften fehlen. In den bewässerten Ebenen baut man die schönsten Reis- und Getreidearten; wo kein Anbau ist, wuchern sogleich Bambusdickichte und andere Wildnisse und Sümpfe, welche von Tigern und Elephanten bevölkert sind. An einzelnen Stellen sind noch Waldungen von Tikholz, damit ist z. B. das ganze wilde Plateau von Omercuntuc bedeckt, wo es jetzt von den Engländern zum Gebrauch ihrer Marine ausgeholzt wird; in früheren Zeiten bedeckten Tikholz- und Bambuswälder wahrscheinlich das ganze Plateau.

2) Die Kette der Westgats und die Nilgerri. Sie beginnt am mittleren Laufe des Taptistromes in der Provinz Khandesch, O. von der Stadt Surate, und zieht etwa vom 22sten bis zum 11° nördl. Br., also etwa 170 geogr. Meilen weit, gegen SSO. Sie ist das westliche Randgebirge des erhabenen Ballagat: von diesem aus gewährt sie keinen grandiosen Anblick, dagegen stürzt sie mit großer Steilheit hinab in den tiefen Küstensaum von Kh...desch, Concan, Canara und Malabad. Sie steht größten Theils nur wenige Meilen vom Meeer ab, schickt auch einzelne Vorgebirge an das Meer hinan, bildet aber nur an wenigen Stellen größere Krümmungen um den Küstengrund. Im N. von Bombai zieht sie sich am weitesten gegen O. und steht hier 8 — 10 Meilen vom Meere ab; in der Gegend von Mangalore umschließt sie eine busenartige Erweiterung der Küstenterrasse, die von dem Laufe der Ströme Nactravatty und Comardary, welche vereint unter den Mauern von Mangalore sich in das Meer ergießen, bezeichnet wird. Von N. nach S. hin nimmt die absolute Höhe der Westgats im Allgemeinen zu. Ganz im N. beträgt diese Höhe wohl nicht über 2000, im O. von Bombai schon gegen 3000, in den Maha-

buleschwarbergen (unter 18° nördl. Br., W. von den beiden Mahratten-Residenzen Punah und Sattarah) schon 5036 engl. Fuß. Südlich von hier, im O. von Goa senkt sich die Höhe wieder zu 2600 Fuß hinab; aber ihren Kulminationspunkt erreicht die Kette am Rande der so eben angeführten busenartigen Erweiterung der Küstenterrasse von Mangalore. Hier stehen Ballabroi-Drug (13° 7′ 51″ n. Br.) 4999, Soubramouny-hill (12° 40′ 5″ n. Br.) 5584, Cundhully-betta (12° 39′ 55″ n. Br.) 4366, Lidiandamale (12° 13′ 10″ n. Br.) 5682 engl. Fuß über dem Meere und letzter ist der höchste bis jetzt bekannte Gipfel der Westgats. Die Westgats scheinen aus einer labyrinthischen Masse von Bergzügen zu bestehen; auf ihrem Rücken liegt die Wasserscheide zwischen dem bengalischen und erythräischen Meere; dieser Rücken bezeichnet uns zugleich die politische Gränze mehrerer Provinzen Dekans. Der nördl. Theil der Westgats besteht wie der nördl. Theil der dekan'schen Hochebene aus Trappgesteinen, daher sind hier die Gipfel tafelförmig, sie ziehen in langen horizontalen Zügen neben einander hin und werden durch tiefe Abstürze von einander getrennt. Im S. scheinen Urgebirge vorherrschend zu seyn. Das ganze Gebirge der Westgats ist dicht bewaldet, aber auch mit herrlichen Alpenweiden versehen; es ist von zahlreichen Viehherden bedeckt, und hat in den engen Thälern Reisfelder und Ortschaften. Viele dieser Gründe sind auch dicht bewaldet, und dann wie die Höhen der Aufenthalt zahlreicher Herden von Affen, Füchsen, Schakalen, wilden Schafen, Antelopen, Hirschen, Bären, Tigern und Elephanten. Zahlreiche Bergströme kommen von dem breiten Rücken des Gebirges herab, durchbrechen die Bergwand oft in Katarakten und Kaskaden, und alle diese Durchbruchsthäler bilden eben so viele Passagen für das Aufsteigen von dem Gestade des erythräischen Meeres zu den luftigen Höhen des dekan'schen Plateau's; viele dieser Passagen sind von Gebirgsfesten indischer Radscha's vertheidigt, Festen, welche jedoch jetzt größten Theils in Ruinen liegen. Die merkwürdigsten dieser Passagen sind:

a) Die Straße durch den Phargat. Sie führt von Mhar im Tieflande der Malabarküste, auf die Höhe der Mahabuleschwarberge, durch den Paß nach Satarah, und ist in der neuesten Zeit durch die Briten und den Radscha von Satarah chaussirt worden.

b) Die so genannte Nordstraße führt von Mangalore an der Küste durch den Bißly- oder Bessely-gat am Fort Uscotta vorüber, und dem Orte Subramani vorbei, längs der oberen Zuflüsse des Cavery nach Seringapatam und Mysore. Anfangs führt der Weg von Mangalore bis zum Fuße der Gats in 2 Tagereisen durch das Küstenland; den Abfall der Gats ersteigt man im Schatten der dichtesten Hochwaldung, deren großes dunkles Laub einen so dichten Teppich durch die Luft verbreitet, daß man halbe Stunden lang das Blau des Himmels nicht sieht. Die Stämme steigen wie Kerzen bis 1000 Fuß empor, ehe sie sich in Zweige spalten; Lorber- und andere Bäume bilden das Unterholz. Dann windet sich der Weg durch nackte Felsketten, zwischen deren Spalten sich trockne Bergtobel hindurch winden, die von Regengüssen gefüllt alle lose Erde von den Höhen in die Tiefe führen. Oft ist der Weg nur wenige Fußbreit zwischen starren Felszinken eingeklemmt. Dieser Paß kann als Repräsentant der meisten der Westgats gelten.

c) Die Südstraße, im S. der vorigen. Sie führt vom Küstenfort Montdilli, unter dem hohen Berge Lidiandamale vorüber, nach Mysore und Seringapatam.

Am äußersten Südende des Plateau's, zwischen 11° und 12° nördl. Br. und 76 — 77° östl. Länge Grw., liegen die Nilgerri oder blauen Berge, welche erst seit 1819 den Europäern bekannt geworden sind. Sie bilden zugleich den Kern oder das Verbindungsglied zwischen den beiden Ketten der Ost- und Westgats. Gegen N. stoßen sie an das Tafelland von Mysore oder Davoryppatam; gegen S. an das Gap. Von den entgegen gesetzten Küstenländern Coromandel und Malabar sind sie 20 — 40 geogr. Meilen entfernt. Die Nilgerri bilden ein Plateauland, von W. nach O. 16 Stunden lang, von N. nach S. 10 Stunden breit, von runden Hügeln und Piks bedeckt, deren höchster Pik Dodapet 8700 Fuß absolute Höhe erreicht, während die mittlere Erhebung des Plateau's 5000 bis 6000 Fuß beträgt, eine Höhe, welche hinreicht, um das Gefrieren des Wassers und Schneefall zu erzeugen, Phänomene, die im ganzen übrigen Dekan unbekannt sind. Die eigenthümlichen Reize und das kühlere Klima dieser Höhen haben ihnen den Namen der indischen Schweiz erworben; Klima, Vegetation, die ganze Landschaft erinnert an Europa, durch das Geschrei der Affen wird man indeß nach Indien zurück versetzt. Die Regirung zu Madras hat hier eine Anstalt gegründet, woselbst die unter dem heißen Klima der Küsten erkrankten Personen ihre Gesundheit wieder erhalten können, ein Zweck, den die Europäer früher nur durch eine Reise nach dem Kap der guten Hoffnung oder nach der Heimath, erreichten. Der Abfall der Nilgerri gegen das Gap ist äußerst steil; von Coimbatore aus steigt man nur auf Fußwegen zu ihnen empor, die fast immer einen Winkel von 40°, selten unter 30°, mit dem Horizonte bilden.

3) Die Kette der Ostgats. Sie beginnt im S. des Caverystromes, in 11° 20′ nördl. Br. bei den Nilgerri unweit Coimbatore, und zieht sich in einer langen Reihe von Parallelen in NNO. Hauptrichtung bis in das Tiefland des Gangesstromes, wo sie unter dem Breitenparallel von Surate ihr Ende erreicht. Von der Küste des bengalischen Golfs bleibt sie stets 8, 10 bis 30 und mehr Meilen entfernt, nur in einem einzigen Punkte, dem Kap Delphins Nase bei Vizigapatnam, das sich 1500 Fuß über das Meer erhebt, stürzt sie unmittelbar in dasselbe ab. Die Ostgats bilden nicht, wie die Westgats, eine undurchbrochene Bergwand, sondern sie bestehen aus einer Menge von parallelen und von W. nach O. an Höhe abnehmenden Berggruppen, die jedoch alle in der Normaldirektion gegen NNO. zu streichen scheinen. Auch sie scheinen im S. ihre größte

Höhe zu erreichen, und zwar zwischen den Städten Bhavang und Bangalore, hier erhebt sich der Berg von Sattiamungulum zu 5548 Fuß, ein Berg im NW. von Alambaddi zu 4928 engl. Fuß absoluter Höhe. Nördlicher zwischen dem Panaur- und Palaurstrom liegt die Gruppe der Dschawadieberge, welche in dem Punkte Carnatighur 3207 Fuß, im Punkte Kistaghur 2766 Fuß erreicht. Östlich davon liegt eine andere Gruppe, unter 12° 2′ nördl. Br. und 79° 25′ östl. Länge Grw., welche in dem Malacherry zu 1141 Fuß empor steigt. N. vom Palaurstrome liegt in der mysore'schen Landschaft Collar der Berg Yerraconda 3396 Fuß, und östl. davon, in einer anderen Gruppe der Patticonda 2942 Fuß, der Badumulla 1646 engl. Fuß hoch. Die Ostgats bleiben daher beinahe überall an 2000 Fuß unter der Höhe der Westgats zurück, sie überragen die innere Hochebene von Dekan nur wenig, und sind an vielen Stellen selbst nur eine treppenartige Neigung des Tafellandes. Die Ostgats bestehen aus Syenit-, Serpentin- und anderen primitiven Gesteinen; es fehlt ihnen die Kühnheit der Formen, der ununterbrochene Zusammenhang, die Steilheit der Abfälle, der Waldreichthum, die üppige Vegetation, und sie stehen nackt und öde ohne Landschaftsreize dar. Dagegen sind sie von den Tiefthälern einiger dekan'schen Hauptströme quer durchbrochen und bieten auf diese Art bequeme Heerstraßen zum Innern des Plateau's dar. Daher konnte die Kultur nur von O. nach W. auf das Plateau sich erstrecken und dessen Einwohner blieben stets in Berührung mit der Coromandel-, nicht aber mit der Malabarküste. Die Höhe dieser Pässe ist gering, allein sie sind dennoch beschwerlich, wegen der sehr schmalen Bergspalten, die oft voller Felsblöcke, Sümpfe, Dorndickichte und lauernde Tiger sind. Die bekanntesten und wichtigsten dieser Pässe sind:

a) Der Paß von Kistnagerry und Ryacotta führt durch die Enge des Panayrthales, mit geringem Steigen in einer Länge von 14 engl. Meilen aus den Tiefen der Coromandelküste auf die Plateauhöhe. Durch diesen Paß führt eine Militärstraße von Madras nach Seringapatam. Kistnagerry und Ryacotta sind Gebirgsfesten, welche den Paß beherrschen.

b) Der Paß Paddanaigdurgum führt durch das Thal des Palaurstromes von Vellore am Fuße der Ostgats nach Bangalore auf die Höhe des Plateau's. Sein Aufsteigen beträgt nur 900 Fuß, denn dasselbe beginnt in 1907 Fuß absoluter Höhe und endet bei Bangalore, welches 2807 Fuß über dem Meere liegt. Es ist ein durch Kunst erweiterter Felsenweg, jetzt auch für Artillerie fahrbar; durch denselben führt die Hauptmilitärstraße von Madras nach Mysore.

c) Der Paß von Gandicotta und Cuddaja führt im Thale des Pennarstromes aufwärts auf das Plateau nach Gati, welches 2171 Fuß über dem Meere liegt; er ist sehr unwegsam, verbindet nur wenig cultivirtes Küstenland mit wildem Berglande des Plateau's und wird durch die Felsenfestungen Gandicotta und Cuddaja beherrscht.

Die ganze 120 geogr. Meilen lange Erstreckung der Ostgats zwischen den Flüssen Gundecama und Mahanady, von Metapilli bis Tagernaut, überall mit Bambus- und Tikholzwäldern bedeckt, bietet nicht mehr als 3 bis 4 Durchbrüche oder Pässe dar, die durch wenige Mannschaft gegen die größten Heere vertheidigt werden können. Kein einziger dieser Pässe ist fahrbar und Alles muß auf den Schultern oder auf Ochsen, Büffeln und Elephanten auf das Hochland hinauf oder von demselben herunter transportirt werden. Der wichtigste derselben ist der Paß von Condapilly, welcher durch die Engen des Krischnathales auf das Plateau von Golconda führt.

4) Das Vindhyasystem und die nördlichen Vorstufen von Dekan. Das Gebirgssystem Vindhya oder Vindhyachal beginnt in der Gangesebene Bengalens und streicht von O. nach W. quer durch die Halbinsel bis zum Meerbusen von Cambay. Der östliche Theil desselben, von Bengalen bis zur Quelle des Sorre wird in den Puranas Riescha oder Bärengebirge, jetzt aber Gharcanda, d. i. kaltes Land und im bengalischen Dialekt Tangal-teri, d. i. Waldland genannt. Er bildet die Nordgränze des waldigen Plateau's der Goandi und ist uns noch sehr unbekannt. Der westliche Theil dagegen, das Vindhyagebirge im engeren Sinne, ist uns seit Kurzem bekannter geworden. Es besteht aus 3 Parallelketten: der eigentlichen Vindhyakette im N. oder auf dem rechten Ufer des Nerbuddastroms, der Kette Gondwara, die mehr westlich den Namen Sautpura erhält, auf dem linken Nerbuddaufer und der Mahadeogebirge zwischen den beiden Armen des Taptistromes. Diese letzte südlichste Kette des Vindhyasystems und die Gondwara-Sautpurakette bilden eine klippige, waldige, sehr unzugängliche Landschaft; sie sind auf dem hohen dekan'schen Plateau selbst aufgesetzt. Das Mahadeogebirge ist zugleich das höchste des ganzen Systems: es erreicht in seiner höchsten Spitze Gawilghur im NW. der Stadt Ellidschpur eine absolute Höhe von 4000 Fuß. Dagegen erreicht die eigentliche Vindhyakette nur 2000 Fuß absoluter Höhe, sie bildet aber das eigentliche N. Randgebirge des Plateau's von Dekan. An ihren Nordfuß lagern sich unmittelbar die Terrassenländer Meywar, Bundelcund, Bhopal, Malwa u. s. w., etwa so wie der große Kreis der mitteleuropäischen Gebirgslandschaft das hohe Plateau der flachhügeligen Schweiz, Oberschwabens und Baierns umkränzt, und stürzen sich nördl. mit kurzen, oft wiederholten Mauerwänden und zerrissenen Klippenvorposten in die Tiefe des Gangesebene hinab. Das Vindhyasystem stürzt aber gegen die Längenthäler des Nerbudda und Tapti ebenfalls steil hinab, wodurch diese Thäler zu wahren Erdspalten werden. Das Vindhyasystem ist geognostisch nur wenig erforscht; man weiß nur, daß es an vielen Stellen aus Trapp-, Basalt- und Mandelsteinmasse besteht, welche Gebirgsarten so häufig auf dem dekan'schen Plateau und besonders in seinen nördlichen Theilen vorkommen und überall mit horizontal geschichteten Trümmermassen aus Sandstein- und anderen Konglomeraten abwechseln. Die nordwestlichste der Vorstufen Dekans bildet zwischen 24°

bis 25° nördl. Br. und 73½ bis 75½ östl. Länge Grw. das Land Meywar, ein Theil der großen Landschaft Radschastan oder des Landes der Königssöhne, von den Radschputen (der indischen Kriegerkaste) bewohnt. Es ist uns erst in neuester Zeit besonders durch den Lieutenant-Colonel Tod bekannt geworden. Es wechseln hier hohe Ebenen mit hohen, sehr oft isolirten Feldzügen, worüber nur sehr beschwerliche Pässe und Defilés führen. Der Lauf der Flüsse Banaß und Chumbul, welche im Parallelismus NNO. zum Jumna fließen und der gegen SSW. gerichtete parallele Lauf des Sauhermutty und des untern Mahy, lassen schon auf ein Streichen der Bergketten von SSW. nach NNO. schließen, und dem ist in der That so. Es sind besonders 2 Hauptketten, welche Meywar in dieser Richtung durchziehen; die westlichste beginnt hoch im N. und läuft S., bis sie sich dem westlichen Flügel der Vindhyakette anschließt; eine andere mehr östliche Kette, die von der Burg Chitore den Namen führt, scheidet Meywar von Malwa. Im südlichsten Theile des Landes scharen sich aber die Berggruppen mehr zusammen und werden durch schmale und tiefe, doch fruchtbare Thäler getrennt. Die relative Höhe der Bergketten ist gering; sie steigen im Durchschnitt nur 500 — 600, selten 1000 Fuß über die Hochebenen empor, welche 1000 bis 1500 Fuß absolute Höhe haben. Oft haben die Berggipfel phantastische Gestalten, häufig sind sie mit Burgen gekrönt, wie Chitore, Rautampoor, Kumulnere u. s. w.; aus der Ferne gesehen scheinen sie ein Tafelland zu tragen, eine Täuschung, welche dadurch wächst, daß sie häufig die Gestalt abgestumpfter Kegel annehmen oder plötzlich unter sehr spitzen Winkeln abfallen. Sie bestehen größten Theils aus Urgesteinen, Thonschiefer u. s. f.; längs ihrer Kettenausdehnung läuft ein dünnes Lager von Quarzfels, das oft sehr wunderbare Gestalten bildet und durch seine Weiße für die Ansicht aus der Ferne die Ähnlichkeit mit schneebedeckten Flächen hervor bringt. Das ganze Land hat ein wildes und rauhes Ansehen: durch seine geographische Beschaffenheit ist es eines der von Natur festesten Länder der Erde, und von jeher haben in dieser festen Burg die Radschputen den Invasionen der Eroberer Indiens widerstanden, und beugten sich niemals vollständig unter deren Joch. Eine der merkwürdigsten hohen Ebenen von Meywar ist die, worin die Stadt Oudeypoor liegt. Ihr Umfang beträgt 40 — 50 engl. Meilen, ihre mittlere absolute Höhe 1000 Fuß. Wie das hohe fichtelbergische Centralplateau von Wunsiedel und Weißenstadt, ist sie ringsum von Bergen umgeben, die zu 5 — 800 Fuß relativer Höhe empor steigen. 5 — 6 Pässe, worunter nur 3 fahrbare, führen über das Gebirge in die Ebene; in dieser liegen mehrere Seen, worunter der Puchola viele Inseln mit Marmorgebäuden trägt, welche von Orangen-, Kokos- und Cypressenbäumen beschattet sind, und ein anderer dem großen Flusse Banaß den Ursprung gibt.

Im SO. des Landes Meywar breitet sich vom rechten Ufer des Nerbudda gegen N. über den oberen Lauf der Jumnazuflüsse Chumbul und Betwa, die 1850 □Meilen große Provinz Malwa (d. i. Bergland im Sanskrit) mit dem Fürstenthume Bhopal aus. Sie bildet ein Hochplateau, das mit den ihm nördl. vorgelagerten Stufenländern Narwar und Gwalior (Distrikte der Provinz Agra) terrassenförmig zwischen dem Chumbul und Betwa zum Jumnaflusse hinab steigt. Seine weiten Ebenen sind von isolirten Klippenzügen durchzogen, deren Zinnen oft starke Festen der Mahrattenbeherrscher Holkar und Maha-Radscha-Sindia tragen. Die berühmteste dieser Festungen, wo Sindia seine Schätze aufgehäuft hat, ist Gwalior, das indische Gibraltar, im Distrikte gleiches Namens, ganz im N. der in Rede stehenden Landschaft. Sie steht auf einem 342 Fuß hohen Hügel, der etwa ¼ Meile lang, aber nur 300 Ellen breit ist und nach allen Seiten steil abfällt. Ein einziger Zugang führt durch Felsenstufen zu der Festung, welche man erst erreicht, nachdem man 7 Thore passirt hat. Die stärksten Bollwerke schützen den Zugang; innerhalb der Mauern befinden sich, außer den Gebäuden, große Cisternen, Brunnen und viel Ackerland für die Besatzung. Am Ostfuß des Hügels liegt die Stadt Gwalior mit 30,000 Einw.

Folgendes Profil durch das eigentliche Malwa dient zur genaueren Versinnlichung seines stufenförmigen Aufsteigens von N. nach S. Es liegt nämlich:

Die Stadt Dschawud	1323 Fuß
Die Stadt Mundissor	1362 »
Die Stadt Oujein (Residenz des Sindia)	1593 »
Die Stadt Indore (Holkars Residenz) und ihre Ebene	1876 »
Der Dschamghat, Paß über die eigentliche Vindhyakette	2184 »
Die höchste Bergspitze über diesem Passe zwischen Mow und Baug . .	2465 »
Der Spiegel des Nerbudda bei Mundleysir	653 »

über dem Meere. Von hier steigt man auf das Plateau von Dekan hinauf, dessen Höhe in dieser Gegend nicht gemessen ist.

Östlich von Malwa breitet sich vom nördl. Fuße des Vindhya bis zum rechten Jumnaufer hin die Landschaft Bundelcund aus. Wie Malwa, besteht sie aus Ebenen, welche von Klippenzügen unterbrochen werden. Diese Klippenzüge bestehen aus isolirten länglichen Felsen, welche in vielen parallelen Reihen von W. nach O. ziehen. Diese Felsenreihen sind fast alle von gleicher Höhe: viele ihrer Stirnen sind mit Festungen der Häuptlinge des Landes gekrönt, welche, wie die teutschen Ritter des Mittelalters, vom Raube leben. Gegen S. hin scharen sich diese isolirten Felsenreihen immer mehr zusammen und steigen auch zu bedeutenderer Höhe auf, und endlich scheinen sie sich mit dem Vindhyasystem zu vereinigen.

Die Terrasse im O. von Bundelcund senkt sich in das untere Stufenland des Ganges hinab; sie ist aber noch eine terra incognita. Durch Kapitän Blunt wissen wir indeß, daß es eine öde und wilde Landschaft voller Felsengen und Bergzüge ist. Der höchste dieser Bergzüge scheint das Bickergebirge im N. von Shaw-

poor zu seyn; über dasselbe führt der Bulgbat in die hohe fruchtbare Bergebene von Shawpoor. Von dieser südlich liegt das wilde unzugängliche Gebirgsland der Goands, wo Felskette auf Felskette folgt, deren Ghats fast ungangbar sind, da sie sich meist senkrecht an 1000 Fuß über das umliegende Land erheben.

Die vorzüglichsten Pässe über das Vindhyasystem sind von O. nach W. folgende:

a) Der Besserangunggat; er führt aus Bundelcund nach Puna, einem elenden Orte mit vielen Tempelruinen, auf dem Plateau von Dekan.

b) Der Dschamgat, führt von Indore in Malwa nach Mundleysir im Nerbuddathale. Er ist der begangenste Paß zwischen den genannten Städten; sein Profil ist folgendes: Indore 1876 Fuß, Paßhöhe 2184 Fuß, Mundleysir 653 Fuß über dem Meere.

c) Der Tandahgat, einer der Hauptpässe zwischen Malwa und dem Plateau von Dekan. Er führt aus Malwa zunächst in das wilde Thal des Nerbudda bei Baug.

d) Der Paß von Dhuboe im N. von Chandore. Durch denselben führt die Straße von Bawadsch nach dem Plateau Malwa's. Er wird von der alten Feste Dhuboe beherrscht, welche in reizender Landschaft gelegen und von vielen Tempelruinen umgeben, auch noch in ihren Trümmern einen sehr großartigen Anblick gewährt.

Halbinsel Guzurate. Im NW. von Dekan liegt ein Vorland desselben, die Halbinsel Guzurate zwischen den Meerbusen von Cutch und Cambay, 40 geogr. Meilen lang und gegen 30 M. breit. Es ist ein Tafelland mit aufgesetzten Bergrücken, auch im N. durch glühende Sandwüsten und salzige Sümpfe vom flachen Hindostan her fast unzugänglich, daher fast völlig isolirt. Diese Isolirung hat gemacht, daß sie in den älteren Zeiten ein Asyl der verfolgten Nachbarvölker geworden ist, daher leben hier noch jetzt sehr viele Hindustämme neben einander und nirgend in ganz Hindostan leben so viele Religionssekten beisammen, als in diesem nur 1810 geogr. □M. großen Lande, das von vielen Flüssen durchschnitten ist, welche an ihren Mündungen gute Häfen bilden, worunter Purbunder der Hauptmarkt für Guzurate und Malwa, für Iran und Arabien ist.

5) Die Aligerri. So nennen wir die große Gebirgsmasse, welche im S. des Gap, die Südspitze Dekans bildet; ein isolirtes, vom Plateau von Mysore ganz abgesondertes Trinacria, das bei etwas erhöhetem Meeresstrande eine Insel, etwa von der Gestalt des benachbarten Ceylon bilden würde, und von den Singalesen Himallad Vani genannt wird. Der südliche Zweig dieser Gebirgsmasse, die eigentlichen Aligerri, erreichen in ihrem höchsten Gipfel, dem Sudragerri, 4219 Fuß Höhe; der nördliche Zweig erhebt sich mit dem Gipfel des Permalberges zu 7367 Fuß Höhe und zu noch bedeutenderer Erhebung sollen die westlichen Rücken aufsteigen. Südlich stürzt dieß Gebirgsland in einer Entfernung von 4 — 5 Meilen vom Meere, in Steilabfällen von 2000 Fuß Höhe in die felsige, mit Urwaldung bedeckte Granitniederung Travancore's hinab, welche überall mit einer unzählbaren Menge von ungeheueren Granitblöcken und Felsentrümmern überschüttet ist, und sich immer noch in bedeutender relativer Höhe über die flachen Küstenländer zu ihren Füßen erhebt. Das ganze in Rede stehende Gebirgsland scheint aus Urgesteinen zu bestehen; es hat, obgleich unter den Tropen gelegen, auf seinen Höhen eine wahre Schweizernatur.

6) Die Küstenebene Coromandel. Der Name Coromandel ist durch die Verstümmelung des indischen Ausdrucks Cola-Mandola, d. i. Cola-Desa als Land der Coladynastie, entstanden und wird oft auf die von S. nach N. 800 Meilen lange horizontale Tiefslandschaft am Ostfuße der Ostgats bezogen, obgleich die Hindus diesem ganzen Tieflande den Namen Payengat, Land unter den Gats, geben und den Namen Colamandola auf die Fläche zwischen Point Kallimere und der Mündung des Kistnastromes einschränken.

Auf 300 Meilen Länge also legt sich dieß Tiefland dem Ostabfalle des dekan'schen Plateau's an, von Kap Comorin im S. bis zu den Ebenen Bengalens im Norden, und nur an einer einzigen Stelle, im N. von Ellore bei Vizagapatnam ist es unterbrochen; denn hier stürzt, wie wir gesehen haben, ein Zweig der Ostgats mit Kap Delphin's Nase in das Meer. Seine Breite wechselt zwischen 5, 20, 30 und mehrern geogr. Meilen. Die absolute Höhe dieser Tieflandschaften ist fast östl., erst mehrere Tagereisen landeinwärts erheben sie sich bis zu etwa 400 Fuß, um Mathura und Coimbetore bis zu 800 und 900 Fuß, um Bhavany, da wo der Caverystrom die Gats verläßt und von da am Gebirgsfuße entlang nicht über 1000 Fuß. Sie bestehen großen Theils aus nackten, unfruchtbaren Sandflächen, an den Küsten mit Dünenreihen; wo aber Flußbewässerung Statt findet, sind diese Sandflächen mit dem fruchtbarsten Schlamme überzogen, den die von den heftigen Regenwinden auf den Westgats anschwellenden Ostströme Dekans von dessen hohem Plateau herab in die Tiefe führen. Diese Ströme haben an der Coromandelküste ein breites flaches Delta angesetzt, ihre Mündungen sind voll Flußriegel und eine gewaltige Brandung erschwert das Einlaufen der Seeschiffe. Die Coromandelküste bietet überhaupt eine sehr beschwerliche und gefahrvolle Küstenschifffahrt dar; dieser Küste lagern sich bis auf eine Entfernung von 4 Stunden vom Strande große Parallelzüge von Sandbänken vor, die nur an wenigen Stellen Durchfahrten gestatten zu offenen, den Stürmen ausgesetzten Rheden, um welche sich europäische Küstenkolonien angesiedelt haben. Die beste dieser Durchfahrten ist die Madrasstraße im S. der großen Pulicatebank, die einzige, wo die Einfahrt ohne Lotsen geschehen kann und welche 6 bis 10 Klafter tiefen Ankergrund hat, daher denn auch die Stadt Madras der große Weltmarkt der Coromandelküste geworden ist. Aber die Brandung ist auch hier noch sehr hoch und so gefährlich, daß man von Oktober bis Januar keine Assekuranz für die häufigen Verluste zahlt und dann selbst große Kriegsschiffe diese Gewässer verlassen. Ein solches Verhältniß hat die Hin-

dus des Flachlandes der Coromandelküste von jeher von der Schifffahrt abgezogen und verhinderte ihnen die Communication zur See mit Hinterindien.

7) Die Küstenebene Malabar und das Gap. Das Tiefland am Westfuße der Westgats führt bei den meisten Geographen nach der einheimischen Benennung Malayala den Namen Malabar, obgleich dieser Name eigentlich nur einem Theile dieses Tieflandes, vom Kap Comorin bis zu 13° nördl. Br., zukommt, und die N. von diesem Parallel gelegenen Flachlandschaften von S. nach N. Canara, Concan und Kandesch heißen. Die ganze Küstenebene Malabar ist 200 Meilen lang, viel schmaler als die Coromandelküste, an der breitesten Stelle, im Parallel von Bombai 8 — 10 Meilen breit und wird öfter durch an das Meer tretende Zweige der Westgats (wie durch den Goodhallypik unter 14° 47′ 20″ nördl. Br.) unterbrochen. Nicht überall ist diese Tieflandschaft als eine vollkommene Ebene zu betrachten. In Südcanara z. B. treten kleine Bergzüge auf, die im Parallelismus mit den Westgats ziehen und zu einer absoluten Höhe von 600 Fuß und darüber aufsteigen, wie im Mejarhügel (13° 3′ 21″ nördl. Br.) im NO. von Mangalore zu 652 Fuß. Mehr südlich, wo die höchsten Gipfel der Westgats ihren bogenförmigen Lauf um den Landbusen des Nactraratty beschließen, um in ihren Küstenparallelismus zurück zu kehren, lehnt sich an ihren Fuß ein Bergland an, das stufenweise abfällt, aber in einem seiner westlichsten Punkte nur 2½ teutsche Meilen vom Meere entfernt, in dem Cundadeka-Mulla immer noch eine Höhe von 1856 Fuß behauptet. Ähnliche Verhältnisse treten an vielen Stellen Malabar's auf, so daß diese Landschaft eigentlich aus der Terrasse nahe am Gebirge und dem Gestade besteht, das oft nur ¼ Meile breit und sehr sandig ist, aber in wasserreichen Gegenden schönen Reis hervor bringt. Dieß schmale Küstenland ist von einer unzähligen Menge kurzer Küstenströme durchschnitten, welche aus den wilden Felsspalten der Westgats in ununterbrochenen Katarakten herab stürzen und durch eine große Menge von künstlichen und natürlichen Armen den Fuß der Bergkette mit dem Meere in Verbindung setzen. Zwischen der Coromandel- und Malabarküste findet sowohl in Hinsicht der geographischen Lage als auch in der natürlichen Beschaffenheit ein völliger Gegensatz Statt; denn an den Mündungen der tiefen Erdspalten, welche die Küstenlandschaft Malabar durchlaufen, liegt eine große Menge von sicheren Buchten, Baien, Häfen und Ankerstellen, welche die Hindus dieses Theils von Hindostan zum Welthandel, zum Seekrieg und zur Freibeuterei anreizte, welche erst in der neuesten Zeit durch die Briten aufgehoben ist. Der Anblick der Malabarküste ist auch ein ganz anderer als der der Coromandelküste. Längs des flachen Gestades der ersten liegen weite Reisfelder, dazwischen die zahlreichen Ortschaften an weißen Kirchen und Tempeln erkennbar, mit Plantagen von Betel, Pfeffer, Cardamomen und aromatischen Gewächsen in Gärten und dunkelgrünen Wäldern aller Art umgeben, die in der Morgenfrische noch mit den laulichten Landwinden ihre lieblichen Düfte zumal aus den Cassia- und Sandelholzwäldern in weite Seeferne verbreiten. An den zahlreichen Mündungen der Landströme und an den größeren Buchten stehen viele stattliche Städte, hinter ihnen liegen kurze aber fruchtbare Thäler, Alles in den breiten Saum ununterbrochener Kokoswälder eingefaßt, die sich mit Arecapalmen, Bambusdickichten und dem wilden Brotfruchtbaum bis auf die Vorhügel der Gebirgskette hinauf ziehen, wo die Waldungen des hochstämmigen und weitschattigen Tikbaumes, der indischen Eiche, ihre Stelle einnehmen.

Im S. der Nilgerri zwischen ihnen und den Alligerri oder zwischen 10° 40′ bis 11° nördl. Br. liegt der im W. nach O. 15 Meilen lange, 3 Meilen breite Durchbruch des Gap, eine ungeheure und tiefe Erdspalte, die sich an ihrem östlichen Eingange bei der Stadt Coimbetore fast bis zu 2 Stunden Breite verengt, und fast bis auf den Meeresspiegel durchgerissen ist. Erhöbe sich das Meerwasser nur um 400 Fuß, so würde außer Ceylon, noch eine zweite Insel in den Alligerri der Südspitze der Nilgerri vorliegen, von der sie durch eine ähnliche Meerenge wie die Ceylonstraße, die hier das Gap füllen würde, vom Kontinente geschieden wäre. Gegenwärtig ist dieses Gap überall mit den schönsten Waldungen von Tikholz, Banianen, Borassus, wildem Brotfruchtbaum u. dergl. bewachsen: Elephanten leben hier in Herden. Es verbindet auf die bequemste Weise die Malabar- mit der Coromandelküste und ist von bedeutendem Einflusse auf die klimatische Beschaffenheit und die Schifffahrt; denn Coimbetore im Küstenlande von Coromandel hat Antheil an der Regenzeit von Malabar und die Schiffe, welche an dieser letzten Küste während des NO. Monsuns segeln, empfinden ihn an dieser Stelle weit heftiger.

8) Die Inseln bei Dekan. Wie sich dem NW. von Dekan das Tiefland von Guzurate vorlegt, so seinem SO. das Tafelland der Insel Ceylon (von den Eingebornen nur Lanka oder Lakka genannt), und durch die Palksstraße mit der Adamsbrücke vom Festlande nur unvollkommen getrennt. Das Tafelland der Insel liegt in der Mitte derselben: es erhebt sich allmälig im N. aus einer Fläche, steigt immer höher bis in die Mitte der Insel und erniedrigt sich wieder gegen S., wo es mit dem Kap Dondra unter das Meer fällt. Das Tafelland scheint eine polyedrische Gestalt zu haben, denn nach Davy hat das eigentliche Hochplateau eine mittlere absolute Höhe von 2000 Fuß, die Gegend von Maturata dagegen steigt zu 4000 Fuß und die Ebene Negra-Ellya zu 5000 Fuß über dem Meere auf. Über diese Hochebenen erheben sich einzelne Spitzen zu bedeutender Höhe, so z. B. der berühmte Adamspik zu 6680 Fuß, der Ramani-Culy-Candy zu 5548 Fuß. Das Tafelland besteht aus primitiven Gesteinen, es ist sehr waldig, von engen und tiefen Thälern durchschnitten und sinkt N., O. und W. durch niedrige Hügel zu dem flachen Küstensaum hinab, der nur 50 — 200 Fuß über dem Meere liegt und wo überall reiche Saten und Pflanzungen mit Palmenhainen abwechseln. Die Insel Ceylon hat nach Davy ein Areal von 966 geogr. □M.; zwischen ihr und

dem Festlande liegen in der Palkstraße die kleinen Inseln Manar und Ramir Seram, beide berühmt in den indischen Annalen. Die erste trug nämlich die bedeutende Handelsstadt der Araber, Manar genannt, welche jetzt zu einem zwischen Kokoswäldern gelegenen Festungsorte an der Überfahrt zum Kontinente herab gesunken ist; auf der zweiten ist noch heute, wie zu Plinius Zeit, eine berühmte, von Wallfahrern stark besuchte, dem Rama geweihete heilige Pagode.

Dicht an der Westküste Dekans, etwa unter 90° nördl. Br. und 90° östl. Länge von Ferro liegt eine Gruppe von Eilanden, welche wir den Archipel von Bombai nennen wollen. Die merkwürdigsten dieser Eilande sind: Bombai, Salsette und Elephanta.

a) Insel Bombai. Sie hat einen Umfang von weniger als 4 Meilen und ein Areal von 1,97 □Meilen und besteht aus einem niedrigen, sandigen und felsigen Lande, das von 2 Hügelreihen durchzogen und fast ganz von einem Kokospalmenwalde bedeckt ist. Sie, wie die ganze Gruppe des Bombaiarchipels, ist wahrscheinlich aus einer Menge kleiner zerstreuter Felsen entstanden, die durch Anwachs von Korallenriffen, von Sandauswürfen und Schlammanspülungen des Meeres ihre Oberfläche erweiterten und endlich zusammen wuchsen. Das Innere von Bombai zwischen den genannten Hügelreihen war einst eine Salzlagune und ist es zum Theil noch, obgleich man dasselbe durch Dämme vor dem Eindringen des Meeres geschützt hat. Auf der Südostspitze des Eilandes liegt der große Weltmarkt Bombai zum Theil in dem Kokoswalde der Insel, mit einem vortrefflichen Hafen und 200,000 Einw. Die Stadt Bombai erhielt ihren Namen von der Insel und diese selbst wurde nach der Schutzgöttinn Bomba benannt; bei den Braminen heißt sie Maha-Mahadevy, die Insel des großen Mahadeva. Auf der Nordseite der Insel liegt die alte Hauptstadt Machim und das Fort Sion, welches die Fahrt zwischen Bombai und Salsette beherrscht.

b) Insel Salsette, bei den Eingebornen Schaster. Diese Insel ist 3¾ Meilen lang, 2¾ Meilen breit und 10,04 □M. groß. Von Bombai wird sie durch einen schmalen Meeresarm getrennt, aber durch eine vor Kurzem darüber erbaute Brücke wieder mit derselben verbunden.

Es ist ein schönes, malerisches, aber ganz verwildertes Land, in der Mitte mit phantastischen Basaltbergen besetzt, voller Ruinen von Gebäuden, Kirchen und Klöstern aus der Portugisenzeit und berühmt wegen der Grottentempel von Kennery, welche zu den merkwürdigsten Monumenten des indischen Alterthums gehören. Die 50,000 Einw. bilden eine eigne Hindu-Kaste oder Stamm, der sich völlig von den anderen Hindus isolirt hat.

c) Insel Elephanta, von den Einheimischen Gharipuri, d. i. die Stadt der Höhlen, genannt. Sie liegt 1 Stunde im O. von Bombai und scheint ehedem mit dem Festlande vereint gewesen zu seyn, von welchem sie nur durch einen ¼ Stunde breiten Meeresarm getrennt ist. Es ist eine kaum 1 Stunde im Umfange haltende Felseninsel, welcher die Portugisen von dem in Fels gehauenen Elephanten, der nahe am Landungsplatze steht, den Namen gegeben haben. Sie ist ebenfalls durch ihre Grottentempel berühmt, welche in mehreren Etagen über einander in einem zweigipfeligen Berge ausgehauen sind.

Die übrigen Eilande des Bombaiarchipels, Dera-Devy oder die Götterinsel, Caranja oder Dorun, Henery, Colabba u. s. w. sind unbedeutend und zum Theil unbewohnt.

III. Hydrographie Hindostans.

A. Das Meer. Der indische Ozean dringt an seiner Nordseite in Gestalt von großen und kleinen Busen tief landeinwärts. Von diesen gehören hierher:

1) Der bengalische Meerbusen, zwischen Vorder- und Hinterindien. Er hat beinahe die Gestalt eines gleichseitigen Dreiecks, dessen Seiten 300 Meilen lang sind. Seine Südgränze bildet eine Linie vom Kap Dondra (auf der Südspitze der Insel Ceylon unter 5° 55′ 30″ nördl. Br. und 98° 23′ 15″ östl. Länge Ferro) nach der Diamondspitze (auf der NO. Küste der Insel Sumatra, unter 5° 17′ nördl. Br. und 115° 12′ 45″ östl. Länge Ferro); sein nördlichster Punkt liegt in dem nördlichen Wendekreise. Zu ihm gehören die Palkstraße zwischen Ceylon und dem Festlande von Hindostan und deren Fortsetzung, der Golf von Manar.

2) Das arabisch-persisch-indische, oder von den Alten so genannte erythräische Meer. Seine Südgränze bezeichnet eine Linie vom afrikanischen Kap Guardafui (11° 41′ 25″ nördl. Br. und 66° 31′ 54″ östl. Länge von Ferro) bis zum indischen Kap Comorin (8° 5′ nördl. Br. 95° 24′ östl. Länge Ferro) gezogen; nördlich reicht es bis zum 25sten Grad nördl. Breite. Es hat also eine südnördliche Ausdehnung von 220, auf der Südgränze eine westöstliche Ausdehnung von 360 Meilen, im N. ist es dagegen von W. nach O. 120 M. breit. Von seinen Busen gehören zu Hindostan:

a) der Golf von Cutch unter 23° nördl. Br., welcher sich von W. nach O. 40 Meilen weit landeinwärts erstreckt;

b) der Golf von Cambay, im SO. des vorigen und mit demselben die Halbinsel Guzurate einschließend. Er dringt nur 15 Meilen weit landein, dagegen ist seine Mündung viel weiter als die des vorigen.

Der bengalische Golf und das erythräische Meer werden durch eine doppelte Art von Meeresströmungen so sehr individualisirt, daß sie als zwei ganz verschiedene Meere betrachtet werden müssen. Der bengalische Meerbusen ist der befahrenste aber auch gefahrvollste der Theile des indischen Oceans, besonders merkwürdig wegen des bengalischen Golfstroms, des Surfs der Briten. Dieser, durch das kalte schwere Wasser des südlichen Polarmeeres aus dem allgemeinen, die Erde von W. nach O. umfluthenden Strome der Äquatorialgewässer abgelenkt, strömt mit außerordentlicher Gewalt vom australischen Kap Leuwin NW. an den Andamanen und Nikobaren vorüber zur Mündung des Ganges an der bengalischen

Küste, welche sich ihm als ein starker Damm entgegen stellt. Dadurch wird er gezwungen, sich gegen S. zu wenden; er führt nun in reißender Schnelligkeit die Schiffe in 8 Tagen von der Gangesmündung in den Hafen von Trinconomale auf Ceylon, umfluthet diese Insel auf der östlichen und westlichen Seite, auf letzterer deren westl. Glieder in der Palksstraße durchbrechend, und strömt mit gleicher Schnelligkeit gegen SW. zur Insel Madagaskar und den afrikanischen Gestaden. Die ursprüngliche Anlage des bengalischen Golfs verdankt ihre weitere Auswirkung vielleicht dieser Strömung, welche auch die Insel Ceylon von dem Festlande Dekans trennte und die ungeheueren Sandbänke der Küste Coromandel aufhäufte, wovon das Meer, zumal bei W. und SW. Winden, mit furchtbarer Brandung schlägt. Dadurch wird diese Küste sehr unsicher für die Schifffahrt und während der stürmischen Jahreszeit suchen dann die Schiffe einen Zufluchtsort in dem herrlichen Hafen von Trinconomale auf Ceylon, und dieses Hafens wegen ist also Ceylon den Briten von der größten Wichtigkeit.

Die Palksstraße, obgleich zu seicht, um von größeren Schiffen passirt werden zu können, ist dennoch eine der merkwürdigsten Meerengen. In ihr liegen, wie wir oben sahen, die Inseln Ramis Seram an der Küste Dekans und Manar auf der Seite Ceylons, und zwischen beiden eine Menge Sandbänke und Klippen, welche eine submarine Verbindung zwischen Dekan und Ceylon herstellen, und die Überreste des alten übermeerischen Zusammenhanges sind. Zwischen diesen Sandbänken und Klippen, welche eine Breite von 4 — 6 Stunden einnehmen und die Adamsbrücke heißen, ist die Fahrstraße durch Stangen bezeichnet, doch ist die Fahrt immer sehr gefährlich; denn die Strömung des Surf setzt in dieser Verengung sehr heftig hindurch. Zwischen Ramis Seram und Dekan führt die ½ Stunde breite und 6 Fuß tiefe Straße Paumbum, zwischen Ceylon und Manar die 100 Fuß breite und 4 Fuß tiefe Straße Manar (d. i. Sandfluß im tamulischen Dialekt) hindurch; beide erlauben kleinen Handelsschiffen die Durchfahrt; beide waren im Alterthume, wo man sich noch nicht in die hohe See wagte und Ceylon auf der Ostseite zu doubliren sich fürchtete, als einzige Verbindungspforten zwischen Coromandel und Malabar von der größten Wichtigkeit. Daher waren die jetzt unbedeutenden Örter Mantotte (auf Ceylon) und Manar (auf der gleichnamigen Insel) ehemals Hauptstapelörter der kostbarsten Produkte von Ceylon und Dekan für den Umsatz zwischen Arabien, Indien, der malaiischen Halbinsel und China, wo schon in vorchristlichen Zeiten arabische, ägyptische, römische und chinesische Kaufleute einander begegneten; sie mußten ihren Glanz verlieren und gänzlich sinken, als man nach Erfindung des Kompasses die Schifffahrt auf hoher See der an den Küsten vorzog.

An der Küste von Madras steigt die Fluth des bengalischen Golfs selten höher als 8 Fuß. Zu Pulicat, 4 Meilen nördlich von Madras, erfolgt das Hochwasser in den Syzygien um 9 Uhr 25 Minuten. Die Abweichung der Magnetnadel betrug zu Ende des J. 1792 an der Küste, einen Grad N. von Madras, 1° 3′ O.

Das erythräische Meer ist ohne reißende Lokalströmungen; es wird vielmehr von den Monsunen (regelmäßigen Winden) regelmäßig bewegt, so daß sich den Schiffen, wenn sie die Zeit des günstigen Monsuns, der sie gegen O. oder W. führt, genau halten, kein Hinderniß zur Erreichung des Gegengestades darbietet. Aus dieser Ursache wurde das erythräische Meer von den zahlreichen Flotten der Abendländer auch schon in alten und mittleren Zeiten häufig beschifft. Die Flotten der Ptolemäer legten den Seeweg von Okelis (jetzt Aden) nach Barygaza bei Surate im N. von Bombai, oder nach Nilcundá (dem heutigen Calicut auf Malabar) in 40 Tagen zurück; die Araber des 9ten Jahrh. brauchten zu diesem Wege, indem sie von Mascate oder von Siraf am Ausgange des persischen Meerbusens aussegelten, 30 Tage, die Europäer im 18ten Jahrh. 15 — 20 Tage, in der neuesten Zeit nur 8 — 9 Tage, und von Aden oder dem Kap Guardafui aus, läßt sich fast der Tag bestimmen, an welchem man in Bombai landen wird. Die Fahrt ist indeß nicht ganz ohne Gefahr; eine solche erwartet den Schiffer, wenn er bei dem sehr schnellen Triebe des SW. Monsuns und bei düsterem Himmel die hohe Felsenküste Malabars mit ihren Brandungen nicht sehen kann, oder nicht im Stande war, deren Nähe durch feine Rechnung zu bestimmen. Viele Schiffe scheiterten hier und wurden eine Beute der Seeräuber, ehe man ein schon von Arrian und Plinius gekanntes wunderbares Warnungszeichen wieder entdeckte, welches die nahe Felsenküste mit Sicherheit ankündigt. Dieß sind Meerschlangen, welche sich bis 2° oder 30 Meilen weit westwärts von der Küste in dem minder tieferen Theile des Meeres finden, und diese Gränzen nicht überschreiten. Nachdem man von der afrikanischen Küste her 24 Längengrade durchschifft hat, späht man nach diesen Schlangen, und erblickt man die ersten, dann bringt man ein Dankgebet für die glückliche Überfahrt dar. Die heftige Brandung an der Küste erschwert indeß auch bei stiller Luft gewöhnlichen Seeschiffen und Booten das Landen, daher man sich eigens dazu gebauter platter Fahrzeuge zum sicheren Geleit über die Barren bei der Einfahrt in die Häfen bedient. Zur Zeit des SW. Monsuns, von Mai bis Oktober, ist hier die Brandung aber bei Weitem heftiger: bei den häufigen Gewitterstürmen schlagen die Wogen in ungeheurer Mächtigkeit wie lauter Kanonendonner gegen das Gestade und machen alles Landen unmöglich. Je mehr nach N., desto heftiger wird die Brandung und im Golf von Cambay sollen sich die Wogen bei zugleich eintretender Fluth, wohl 40 Fuß hoch aufthürmen.

An der Malabarküste zu Bombai ist die Zeit des Hochwassers in den Syzygien am Dock head um 11 Uhr 82 Minuten. Die größte Höhe der Fluth betrug am Dock head 18 Fuß; sie ereignete sich in der Springfluth zur Zeit des Frühlings-Äquinoctiums von 1791; eine höhere ist nicht bekannt. Das Medium der Springfluthen beträgt 15¾ Fuß. Die Ablenkung der Magnet-

nadel betrug zu Anfang des Jahres 1791 im Mittel aus vielen von Goldingham gemachten Beobachtungen 42′ 59″ oder 43′ W.

B. Strömende Wasser. Die hindostan'schen Ströme ergießen sich in das erythräische Meer und in den bengalischen Golf; bei deren Aufzählung, wobei wir nur der wichtigsten gedenken, beginnen wir mit dem westlichsten, dem Indus und verfolgen dann die Küstenerstreckung von der Indus- bis zur Gangesmündung am äußersten Nordende des bengalischen Golfs.

a) Ströme zum erythräischen Meere.

1) Der Indus oder Sind. Die Quellen dieses großen berühmten Stromes liegen tief im Innern des asiatischen Kontinents, in Kleintibet; sie und seinen oberen Lauf, welcher die Himalayaketten im W. begränzt, haben wir schon bei der Beschreibung der letzten kennen gelernt, daher hier nur im Specielleren von dem mittleren und unteren Laufe die Rede seyn wird. Die Mündung steht 200 teutsche Meilen in gerader Linie von der Hauptquelle ab, die Stromentwickelung beträgt aber 340 solcher Meilen, daher auf die Krümmungen 140 Meilen kommen. Unter 33° nördl. Br., wo der Indus die Salzketten des Himalaya verläßt, tritt er als ein klarer, breiter und tiefer Strom in die Tiefebene Centralindiens, in welcher seine Wasser oft in mehreren Armen fließen, die einander bald wieder treffen, bald wieder sich theilen. Von Calabaugh bis zur Mündung des Punjund unter 28° nördl. Br. ist sein Lauf, obgleich sehr gekrümmt, doch im Ganzen südlich, von hier ab südwestlich und dann wieder südlich bis Hyderabad unter 25° nördl. Br., wo sein unterer Lauf im Deltalande beginnt. Die Normaldirektion des ganzen Stromgebiets ist aber südwestlich. Der mittlere Lauf des Stromes ist wenig bekannt; bei Kaheerenghat, wo Elphinstone auf seiner Reise nach Kabul ihn übersetzte, ist er bei niedrigem Wasserstande im Januar 3000 Fuß breit und 18 Fuß tief, aber in mehrere Arme gespalten. Unterhalb Schikarpur (27° 48′ nördl. Br.) tritt die erste Stromscheidung ein; der Ostarm, Nulla Suntra genannt, fließt etwa in der Entfernung eines Grades vom Westarme hin und ergoß sich ehemals bei Lukput-Bunder in das Meer, verliert sich aber gegenwärtig in der Sandwüste. Der Westarm, welcher bei Hyderabad eine engl. Meile oder 5280 Fuß breit und 12 bis 30 Fuß tief ist, theilt sich bei dieser Stadt aufs Neue in einen östlichen und westlichen Arm; der letzte strömt von hier bis Lahory- oder Lavry-Bunder (24° 22′ nördl. Br. u. 67° 23′ östl. Länge Grw.), wo er sich mit 5300 Fuß Breite und 36 Fuß Tiefe in den Ozean ergießt und wird 3 Tagereisen weit aufwärts von Seeschiffen befahren. Der Ostarm, Fuloli, trennt sich 2¾ Meile oberhalb Hyderabad vom Hauptstrome, wird aber 4 Meilen unterhalb durch einen künstlichen Kanal wieder damit verbunden. Ein Theil seines Wassers fließt unter dem Namen Goni weiter und ergießt sich bei Lukput-Bunder (23° nördl. Br.) in das Meer, ist aber bis 12 Meilen weit aufwärts der Versandung unterworfen und seine Mündung wird bald eben so versperrt seyn, wie die des Nulla Suntra. Durch die Stromscheidung des Indus von Hyderabad abwärts, zerfällt sein Deltaland in ein oberes und ein unteres; an der Spitze des oberen, 34 teutsche Meilen vom Meere entfernt, liegt eben Hyderabad, an der des unteren, in 24 Meilen Abstand vom Meere, Tatta. Der Meeresrand des ganzen Deltalandes hat eine Ausdehnung von 30 Meilen; er ist durch sehr viele Kanäle zertheilt, aber sein sandiger Boden trägt nur Disteln für Kamelzucht oder ist mit Morästen bedeckt, welche die Luft verpesten. — Der Indus ist jährlichen Anschwellungen unterworfen und überschwemmt dann theilweise seine Ufer. Mit der Schneeschmelze steigt nämlich der obere Indus von Anfang Jul. bis Ende Aug., 20 bis 30 Fuß hoch; er mag auch wohl durch die Regengüsse des SW. Monsuns verstärkt werden, ein Zuwachs, der indeß im unteren Laufe, wo es sehr selten regnet, wegfällt. Die Schiffbarkeit des Indus, welche indeß durch häufige Stromschnellen in seinem mittleren Laufe schwierig ist, beginnt bei Lahore, doch wird von ihr nur wenig Gebrauch gemacht. Von Lahore bis Multan gehen sehr breit gebaute Flachboote von 100 Tonnen, von Multan bis zur Mündung Schiffe von 200 Tonnen Last. Diese schiffbare Mündung erkennt der Seefahrer an einem hohen Minaret, Sirdythurm genannt, doch wird ihm das Einlaufen in dieselbe durch das hier Statt findende Phänomen der Kenterung, welche mit der Meeresfluth 12 bis 13 Meilen landeinwärts dringt, häufig erschwert. Es ist schon oben gesagt, daß das rechte Ufer des Indus von dem indoperssischen Gränzgebirge, das nur wenige Meilen von ihm absteht, das linke aber von der Sandwüste Sind begleitet wird, die häufig bis dicht an dasselbe hinan tritt. Diese Wüste fährt seit alter Zeit fort, den Strom immer weiter nach W. zu drängen, da sie selbst dahinwärts in steter Wanderung begriffen ist. Vom Punjund abwärts, der die in ihm vereinigten Gewässer der Fünfströme Dschilum, Chinab, Rawi, Beyah, Setledsch oder Satadru, die wir schon bei der Beschreibung des Himalaya und des Pendschab kennen lernten, in das linke Ufer des Indus schüttet, bleibt dieser Strom bis zu seiner Mündung durchaus ohne Zuflüsse, ganz wie der Nil in seinem mittleren und unteren Laufe.

2) Der Loni, ein Strom der Sandwüste Sind, der in südwestlicher Richtung fließt und sich in die Runns der Provinz Cutch ergießt, durch welche er mit dem Golf von Cutch in Verbindung zu stehen scheint.

3) Der Banas. Dieser Fluß entspringt in Radschputana, tritt bald in die Provinz Guzurate, wird daselbst schiffbar und mündet sich durch die Runns in den Golf von Cutch.

4) Der Sauhermutti entfließt dem See Dhabur in der Provinz Radschputana, fließt in SSW. Hauptrichtung und mündet in den Golf von Cambay.

5) Der Mahy oder Mhye nimmt den Ursprung auf dem Plateau von Malwa, durchströmt dasselbe in NW. Richtung, wendet sich dann SW., durchfließt die Provinz Guzurate und mündet in den Golf von Cambay.

6) Der Nerbudda. Dieser Strom, einer der heiligen Ströme der Hindus, hat seine Quelle auf dem Plateau Omercuntuc in der Nachbarschaft der Quellen des Sone und Mahanady; sie tritt aus einer Höhle hervor, wobei ein berühmter Wallfahrtstempel der Hindus steht. Von hier bis Mandala durchschleicht der Nerbudda die Hochfläche, bei genanntem Orte aber stürzt er in einem Wasserfalle in ein tiefes und weites Felsenthal, worin er sogleich mehrere Gebirgswasser aufnimmt und dadurch zu einem Strome wird. Das Felsenthal des Nerbudda ist eine wahre fast geradlinige Spalte, wie kein anderes Stromthal der Erde; auf seiner fast 140 Meilen langen Erstreckung von O. nach W. bildet dasselbe die wahre Naturgränze zwischen dem Hochplateau Dekan und dessen nördlichen Vorstufen; es ist sehr tief eingeschnitten zwischen der eigentlichen Vindhyakette im Norden und der Gondwarakette im S., und je weiter gegen W., desto tiefer wird es und desto höher steigen seine begleitenden Bergketten auf. Die Thalsohle hat überall außerordentlichen schwarzen und fruchtbaren Boden, ist aber nur an wenigen Stellen bebaut. An den fast senkrechten Thalwänden ragen viele Basaltsäulen hervor, und selbst das Bett des Flusses besteht auf große Strecken aus Basaltfels und ist voller Stromhemmungen und Untiefen, so daß der Nerbudda, so lange er in seinem Felsenthale fließt, zur Schifffahrt untauglich ist. Jene Stromhemmungen bestehen in den schönsten Wasserfällen, wovon die 3 bedeutendsten zwischen Hindia und Chiculdah liegen, der erste bei Deyri, der zweite unterhalb Mheysur, der dritte, der den Namen Hirschsprung führt, bei Chiculdah im S. von Baug. Von diesem abwärts zieht der Nerbudda noch bis auf die Hälfte seines ferneren Laufs durch Felsketten sehr eingeengt und gehemmt nach Guzurate hinab. Unter dem Falle bei Deyri setzt eine Furth durch den Strom an wilden furchtbaren Felsen vorüber; hier steigt aus der Mitte des Stroms die Insel Uoncan-Mandata empor, mit den Ruinen der gleichnamigen Stadt und einem prächtigen und berühmten Wallfahrtstempel, wobei ein rothfarbener Stein, von dem Mahadeo sich selbst hinab stürzte, als er die Welt verließ. Viele fromme Pilger folgen hier an den Wallfahrtstagen im November seinem Beispiele, in der Hoffnung den Himmel zu verdienen. Von hier bis zu dem Wasserfalle von Chiculdah ist das Thal breit, gut bewohnt und bebaut und endlich tritt der Strom in das tiefere Thal von Kandesch, in welches von allen Seiten seltsam gestaltete und zerrissene Felsstufen treppenartig hinab setzen. Die Thalsohle ist auch hier außerordentlich fruchtbar, aber mit undurchdringlichem Dickicht und Bambuswäldern bedeckt. Die letzten Wasserfälle des Nerbudda liegen bei Chandore, wo die Mahratten am Passe Bowapir ihre Hauptfurth durch den Strom hatten. Hier erst beginnt die Schiffbarkeit des Stroms; bei Baroadsch trägt er große beladene Seeschiffe, und von hier abwärts wird seine Wasserfülle benutzt, um die reichen paradiesischen Fruchtebenen der Provinz Guzurate jährlich zu befruchten. Hier ist zugleich eine der heiligsten Gegenden der Hindus, wo sich das Volk überall im Strome badet, der sich nun in vielfachen Serpentinen zum Meere windet. Zwei Meilen oberhalb Baroadsch steht auf einer Insel des Nerbudda der berühmte Banianenbaum, nach einem Heiligen, der sich lebendig begraben ließ, Cubbir Burr genannt. Der Strom schwillt oft an, doch sind plötzliche Ergießungen bei ihm seltener als bei anderen indischen Strömen. Bei Mundleysir liegt sein Spiegel 653 Fuß über dem Meere, und daraus ergibt sich sein geringes Gefälle von hier bis zu seiner breiten Mündung in den Meerbusen von Cambay. Unter allen indischen Gewässern sind die seinigen am geschicktesten zum Bleichen.

7) Der Tapti oder Tauppi, ein südlicher Parallelstrom des Nerbudda, entspringt auf dem Hochplateau in der Nähe von Multaya und mündet nach einem Laufe von 92 teutschen Meilen unterhalb der Handelsstadt Surate bei Swally (dem Hafen von Surate) in den Golf von Cambay. Sein Thal scheint viele Ähnlichkeit mit dem des Nerbudda zu haben; er selbst ist in seinem untersten Laufe für kleine Seeschiffe fahrbar, größeren, nach Surate bestimmten Schiffen wird die Einfahrt in seine Mündung durch einige Sandbänke erschwert.

Die nun folgenden, fast unzählbaren Westströme Dekans bis zum Kap Comorin, entspringen sämmtlich auf den Westgats und den Aligerri; sie sind daher von kurzem Laufe, aber reißend und wild und eilen ohne Serpentinen in das Meer. Fast während der Hälfte des Jahres sind die meisten von ihnen wasserleer. Die merkwürdigsten derselben sind:

8) Der Schiravutty, welcher sich bei Honawar unter 14° 16′ 35″ nördl. Br. in einer Lagune endigt, durch die er mit dem Meere in Verbindung steht. Er ist besonders merkwürdig durch die von ihm gebildeten, bewunderungswürdigen Wasserfälle von Garsipa. Diese liegen 3 teutsche Meilen von der gleichnamigen Stadt, in einer ungeheueren Felsenkluft von ellipsoidischer Gestalt. Durch dichte Waldungen gelangt man plötzlich an den Fluß, der in großer Wasserfülle Anfangs zwischen verworrenen Felsenmassen freundlich dahin strömt, nach einigen Schritten aber in mehreren Armen in jene nackte, schwarze, fürchterliche Felsenkluft stürzt, wo das Auge bei 1000 Fuß Tiefe keinen Grund sieht. Der größte dieser Arme zieht sich Anfangs immer enger und enger bis zu einer Breite von 50 bis 60 Fuß zusammen und stürzt dann in die Kluft wie eine ungeheuere ununterbrochene Säule weißen Schaums; diese prallt in der Tiefe durch die Gewalt ihres Falles in Gestalt von schmalen Linien zurück und bildet in einiger Entfernung unterhalb des Falles eine dünne Wolke feinen Dunstes, die noch über den umgebenden Wald empor steigt. Die Höhe dieses Falles beträgt nicht unter 1000 Fuß; er liegt im engsten und tiefsten Theile der Schlucht, über deren Seitenwände stürzen schmalere Arme des Flusses, die in Schaum zerstieben, ehe sie den Grund erreichen. Die Wände der Kluft sind von schiefen Felsschichten gebildet, deren Regelmäßigkeit einen auffallenden Kontrast gegen die Verwirrung der tobenden Wasserfluthen, gegen

die zertrümmerten Steinmassen und die reiche anmuthige Farbe des bekränzenden Waldes darbietet. Der Fall kann nur von Oben gesehen werden, denn an den Abhängen zu beiden Seiten erlaubt kein Pfad das Hinabsteigen und Niemanden ist es bis jetzt gelungen, den Grund zu erreichen.

9) Der Paniany oder Ponany. Er entspringt unter dem Namen Alima in der Durchbruchsenge des Gap, ganz nahe bei der Stadt Animalli und der Quelle des zum Cavery eilenden Ambratty, fließt von O. gegen W. quer durch das Gap und mündet bei der Stadt Ponany in das erythräische Meer. Seine Mündung bildet einen Hafen, ist jedoch durch eine Barre verstopft, die nur Boote durchläßt.

b) Ströme zum bengalischen Golf.

Auf Dekan liegt die Hauptwasserscheide zwischen dem bengalischen Golf und dem erythräischen Meere auf den Westgats, von denen sie indeß einige Male hinab steigt, um auf dem Plateau eine Strecke fortzuziehen und dann wieder auf die Gats hinauf zu steigen. Wie die Breite von Dekan je mehr nach N., immer bedeutender wird, so werden also die Ostströme Dekans von S. nach N. mit wenigen Ausnahmen immer bedeutender. Diese Ostströme münden zum bengalischen Golf; obgleich größten Theils unschiffbar, sind es doch bedeutende Landströme, welche Anfangs langsamen Laufs das hohe Plateau durchschleichen, dann in Katarakten die Kette der Ostgats durchbrechen und endlich in das Tiefland der Coromandelküste treten, wo sie an ihren Mündungen weite Deltaländer bilden. Diese Ostströme sind:

10) Der Cavery. Er entspringt in dem wilden Gebirgslande Kurg auf den Westgats, empfängt von daher mehrere wasserreiche Zuflüsse, und durchfließt die Hochfläche von Mysore an der Stadt Seringapatam vorüber (die auf einer Insel dieses Flusses liegt) von W. gegen O. Bei Alambaddi wendet er sich gegen S. und durchbricht die Ostgats in Katarakten und Kaskaden, worunter die Fälle Gungaconchi und Burraconchi 150 bis 200 Fuß hoch prachtvoll über Gneißfelsen herab stürzen. ½ Stunde unterhalb des letzten liegt die Caverypinsel Sivana Samu mit Ruinen von Tempeln, einer prachtvollen Steinbrücke und einer großen Stadt, jetzt von einem Banianenwalde überwuchert und von wilden Thieren bewohnt. Bei Bhavany tritt endlich der Cavery aus seinen wilden Durchbruchsthälern hervor in die Ebene des Karnatik oder des südlichsten Theils des coromandelschen Flachlandes. Er ist hier ziemlich breit, aber noch durchgehbar; sein Spiegel liegt hier 1470 Fuß über dem Meere, in der Regenzeit übersetzt man ihn hier in Fähren. Er durchzieht nun in sanfterem Laufe die Ebenen des Karnatik. Bei Bhavany beginnen seine durch die Regenschauer des SW. Monsun herbei geführten Überschwemmungen, durch welche er das Land ungemein befruchtet; denn er bedeckt alsdann die Sandebene mit dem röthlichen Schlamme, den er aus dem Plateau von Mysore herab führt. Dieses Überschwemmen des Stromes wird daher von den Hindus des Karnatik durch Feste gefeiert, er selbst als eine ihrer Hauptgottheiten verehrt. Die Überschwemmungen beginnen am Ende des Maimonats, die Wasser steigen nun bis zur Mitte des August, wo sie am höchsten sind und sinken dann wieder, bis sie zu Anfange des Mai wieder durchgehbar und zu Ende dieses Monats in die Höhe getrieben werden. Dieses Phänomen ist fast allen Ostströmen Dekans eigen; sie werden durch die auf der Malabarküste fallenden Regenschauer während des SW. Monsuns angeschwellt und befruchten die Coromandelküste während der hier herrschenden Trockenzeit. Die erste Verzweigung des Caverystromes ist bei Trichinapoly, wodurch die Insel Seringam gebildet wird. An dem Ostende derselben verhindert ein starker Damm die Wiedervereinigung beider Stromarme, deren südlicher 20 Fuß höher fließt als der nördliche. Dieser nördliche Arm, Colerum genannt, mündet im N. von Tranquebar bei Port Nova, der südliche behält den Namen Cavery, theilt sich bei Tandschore wieder und wird dann durch viele Kanäle in das Meer geleitet. Die Länge des Caverylaufes beträgt 80 teutsche Meilen. In seinem unteren Laufe ist der Strom schiffbar.

11) Der Panaur, entspringt auf dem Plateau von Bangalore, durchbricht die Ostgats im SO. von Bangalore zwischen den Festen Rya-Cotta und Kistna-Gerri und ergießt sich in mehreren Armen bei Cuddalore und Pondichery nach einem Laufe von 50 teutschen Meilen in den bengalischen Golf.

12) Der Palaur. Er entquillt ebenfalls auf dem Plateau von Bangalore; sein oberer Lauf liegt in einem weiten Längenthale zwischen den Dschawadiebergen und einer andern, minder hohen Bergkette, dann durchbricht er die Ostgats, tritt in die durch ihn befruchtete Tiefebene und mündet ⅔ teutsche Meilen breit nach einem Laufe von 44 Meilen bei Mahabalipuram in den bengalischen Golf.

13) Der Pennar. Auch dieser Strom entspringt auf dem Plateau von Bangalore; er durchfließt dann wildes Bergland bis zur Felsenfeste Guti, welche 2171 Fuß über dem Meere liegt und beginnt von hier in wilden senkrechten Felsspalten die Gats zu durchbrechen; dann durchfließt er die schmale Küstenebene und erreicht bei Nellore nach einem Laufe von 60 teutschen Meilen den bengalischen Golf. Er ist größten Theils durchgehbar und nur während der Regenzeit auf eine Strecke zur Schifffahrt geeignet.

14) Der Kisthna oder Krischna. Dieser Strom hat 3 Quellflüsse, welche alle auf den Westgats den Ursprung nehmen; es sind der eigentliche Kisthna, die Bima und der Tungabudra; sie werden alle durch unzählige Nullah's oder Seitenflüsse ernährt. Der eigentliche Kisthna ist der mittlere dieser Quellflüsse; er entquillt unter 17° 55′ nördl. Br. unweit Mahabilly und nur 8 Meilen von der Küste des erythräischen Meeres entfernt, fließt in SO. Normaldirektion, nimmt auf seinem rechten Ufer die ansehnlichen Flüsse Gulpurba und Mulpurba auf, und vereinigt sich bei Firozegur mit der Bima. Diese entspringt im N. der Kisthnaquelle unter 19° 3′ nördl.

Br. bei Bimasunker, fließt ebenfalls südöstlich und nimmt rechts die Nira, links die Sina, beides bedeutende Flüsse, auf. Sie ist gleich Anfangs schiffbar und bildet im Meridian von Delhi viele Kataraкten zwischen Felsengen von merkwürdigem Aussehen. Der Tungabudra hat 2 Quellflüsse, den Tum (später Tunga genannt) und die Budra, welche beide kaum 100 Schritt von einander auf der Scheidecke des Thurikanagat unter 12° 25′ 25″ nördl. Br. u. 75° 33′ 50″ östl. L. Grw., nur 6 teutsche Meilen von der erythräischen Meeresküste entfernt, den Ursprung nehmen und sich bei Holla Honur vereinigen. Seine Normaldirektion ist NO., wie die vorgenannten Flüsse durchschleicht er die hohe Bergebene, endlich trifft er aber eine auf diese aufgesetzte, 4 teutsche Meilen breite Bergzone, durchbricht dieselbe zwischen Hossur und Kumply in Kaskaden und Stromschnellen, nimmt unter 77° östl. Länge Grw. u. 15° 45′ nördl. Br. den bedeutenden Fluß Hugry Vedavutty in sein rechtes Ufer auf und mündet bei Muriconda in den Kisthna. Alle diese Quellströme des Kisthna sind von gleichem Wasserreichthume, sie ziehen bis auf wenige Ausnahmen mit trägem, schlammigem Laufe durch die hohe Bergebene des Süd-Mahratta-Duab, und schneiden ihre Steilufer in dessen nackten und schwarzen Boden ein. Daher sind ihre Thäler eher künstlichen Gräben als natürlichen Strombetten vergleichbar. Zur Regenzeit schwellen sie zwar 20 bis 30 Fuß über ihren gewöhnlichen Wasserstand an, aber die tiefen Einrisse hindern die künstliche Bewässerung der höher liegenden Ebenen durch Kanäle. Es fehlen ihnen die sanften Ufergehänge und die liebliche Natur der Thalformen; die Gegenden ihrer Ufer sind nackt und öde, mit zahllosen Granittrümmern überdeckt, den Pampas des südlichen Amerika's vergleichbar. Durch diese Versammlung von Wassern in ein einziges Bett ist nun der Krischna zu einem mächtigen Strome angewachsen, er macht nun einen großen, nach N. gewandten Bogen bis zu 16° 40′ nördl. Br. hinauf und durchbricht dann die hier stark bewaldete Kette der Ostgats in fast unbekannten Felsengen und Steilschluchten. In dem Niederlande der Circars (Theil der Coromandelküste) angekommen, schwemmt er dort gewaltige Massen vegetabilischen Schlammes an, die er an seinen Ufern absetzt. Hier besonders wird er als heiliger Strom Krischna (d. i. dunkelblau) genannt, der bekannte Name einer Fleischwerdung des Gottes Wischnu. In vielen Armen mündet er endlich, nachdem er einen Lauf von 140 teutschen Meilen zurück gelegt hat, in der Gegend von Masulipatam in den bengalischen Golf.

Der Kisthna und der Godavery, sein nördlicher Parallelstrom, bilden bis auf 16 teutsche Meilen landeinwärts von der Küste, ein flaches, fruchtbares Deltaland, Pettapolly genannt, das sie selbst erzeugten und in dessen Mitte sich zur Überschwemmungszeit ein beiden gemeinsamer Wassersammler, der Colairsee, bildet. Der vereinigte Krischna nimmt auf seinem linken Ufer den Mussyfluß auf, merkwürdig, weil er den Stat des Nizam von Hyderabad oder das berühmte Diamantenplateau von Golconda durchströmt.

15) Der Godavery. Dieser größte Strom der Halbinsel Dekan entsteht aus einer großen Menge von Bächen, die alle auf den Westgats zwischen Dschandur und Trimbuk, etwa unter 20° nördl. Br. entspringen. An der Quelle eines dieser Bäche, den die Hindus für den eigentlichen Quellbach ausgeben, steht ein berühmter Tempel, den zahlreiche Wallfahrer aus allen Theilen Hindostans besuchen. Von hier an durchströmt der Godavery in OSO. Normaldirektion und beinahe parallel mit dem Krischna das dekan'sche Hochplateau, das hier überall mit Wildnissen bedeckt ist, die noch von keinem Europäer besucht wurden. Bei Radschamundri tritt er in die Küstenebene des Payenghat und theilt sich sogleich in 2 Hauptarme, die sich wieder in 4 bis 5 andere zerspalten und sogleich in den bengalischen Golf münden. Von Radschamundri bis zu ihren Mündungen hat jeder dieser Arme nur einen Fuß Gefälle; ihre Mündungen sind sämmtlich im Stande, zur Fluthzeit mäßig beladene Seeschiffe aufzunehmen. Das Delta des Godavery hängt, wie wir beim Krischna sahen, mit dem dieses letzten Stromes zusammen; der Godavery selbst entwickelt eine Länge von 170 teutschen Meilen, er ist ein heiliger Strom der Hindus. Seine größten Zuflüsse sind rechts der Mandschera und links die Wurda, welche wiederum durch die Paynganga und Wyneganga verstärkt wird. Alle diese Zuflüsse strömen durch eben so unbekannte Wildnisse wie der Godavery selbst.

16) Der Mahanady. Dieß ist der nördlichste der bedeutenderen Ostströme Dekans, aber sein Gebiet ist durchaus terra incognita. Er entspringt auf dem Plateau Omercuntuc in der Nähe der Nerbuddaquelle und durchfließt das wilde Hochland von Berar in südlicher Richtung bis Sohnpur. Hier wendet er sich plötzlich unter einem rechten Winkel gegen W., und in das Flachland hinab gestiegen, theilt er sich bei Cuttak in unzählige Arme, deren südlichster bei der berühmten Tempelstadt Jaggernaut in den bengalischen Golf mündet.

17) Der Ganges. Die Quellen und der obere Lauf dieses mächtigsten der hindostanischen Ströme liegen im hohen Himalaya und sind dort beschrieben worden; bei der Stadt Hurdwar oder Gangadvara (d. i. Gangesthor) tritt er in die hindostanische Ebene, und durchfließt sie 270 Meilen weit in SO. Normaldirektion. Die ganze Länge des Ganges beträgt 290 teutsche Meilen; seine Mündung steht in gerader Linie 200 Meilen von der Quelle ab, daher betragen seine Krümmungen 90 Meilen oder 0,45 des direkten Abstandes der Mündung von der Quelle. Oberhalb der Jumnamündung hat der Ganges noch einige Furthen, die indeß die Schifffahrt nicht hindern und ist hier 1 bis 1¼ engl. Meilen breit. Bei Mirzapur tritt von S. her eine niedere Kalksteinkette an den Strom und durchsetzt ihn in Klippen, die eine gefährliche Stromschnelle bilden, dann gelangt er nach Benares, wo er 30 Fuß tief ist. Unterhalb dieser heiligen Stadt, 1 Meile oberhalb Monghi, liegt die Stromschnelle Tacriagully, eine den Hindus sehr heilige Stelle, wo ihnen das sühnendste Gangesbad ist. Bei Radschamal treten endlich zum letzten Male von S.

her niedere Bergketten an den Strom, verengen sein Bett und bilden eine Menge von Stromschnellen und Felsenvorsprüngen, welche für die Schifffahrt sehr gefährlich sind: man vergleicht die Gefahren, welche man während der schlechten Jahreszeit bei Umschiffung des Kap Sicilligully am Ganges bekämpfen muß, mit denjenigen, welchen man bei Dublirung des Vorgebirges der guten Hoffnung ausgesetzt ist. Von Hurdwar bis zu diesem Punkte reicht der mittlere Lauf des Ganges; dort liegt sein Spiegel 1024 Fuß, hier nur sehr wenige Fuß über dem Meere. Von Hurdwar bis zu seiner Mündung hat der Ganges also 1024 Fuß Gefälle. In der Gegend von Murschadabad, 44 geogr. Meilen vom Meere, beginnt die Stromscheidung des Ganges in mehrere Arme, oder sein Deltaland (Sunderbunds). Der westlichste Arm heißt Kossimbusar; dieser nimmt bei Kischenagur einen zweiten Arm auf und bildet mit ihm den Hugly, den einzigen der Gangesarme, welcher gewöhnlich von Seeschiffen befahren werden kann, obgleich seine Wassermasse nur $\frac{1}{7}$ so groß als die des östlichsten Armes ist. Der Hugly durchströmt die Stadt Calcutta, seine Mündung bildet den Hafen derselben. Der östlichste Gangesarm, welcher den Namen Ganges beibehält, theilt sich wiederum in unzählige andere, welche viele hundert Inseln einschließen und bis auf den östlichsten unschiffbar sind, früher aber, einer nach dem andern, schiffbar waren. Der östlichste Arm nimmt unterhalb Dacca, 8 teutsche Meilen vom Meere, den Brahmaputra auf; beide vereint bilden unter dem Namen Padda, Padma, Padmarati oder Megna unterhalb Luckypur das größte Süßwassermeer der alten Welt. Weil die Wassermasse des so sehr zerstückelten Ganges bei dem Zusammentreffen mit dem Brahmaputra weit geringer als die des letzten ist, so werden Ganges und Brahmaputra oft auch als zwei ganz verschiedene Stromsysteme angesehen. Der Hugly und der Megna sind unter allen Gangesarmen die einzigen, welche zur Trockenzeit befahren werden können; der letzte schüttet während dieser Zeit in jeder Sekunde 80,000 Kubikfuß Wassers, bei hohem Wasserstande wohl das Dreifache dieses Volumens, und mit Hinzurechnung der dadurch vermehrten Geschwindigkeit 405,000 Kubikfuße in den bengalischen Golf. Von Benares an beträgt die Breite des Ganges immer $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ teutsche Meilen; die Fluth steigt 48 geogr. Meilen landeinwärts zu jeder Jahreszeit bis Kurtie. Während des niedrigen Wasserstandes dringt diese Fluth in Verbindung mit der Kenterung sogar bis Benares hinauf, und erreicht an der Mündung der Goggra noch 4 Fuß Höhe. Der Ganges ist periodischem Anschwellen unterworfen, welches durch die Schneeschmelze im Himalih und besonders durch die während der nassen Monsune fallenden Tropenregen hervorgebracht wird. Es beginnt im Monate Mai; Ende Junius ist der Spiegel 15½ Fuß gestiegen, dann ist die bengalische Ebene zwischen Ganges und Brahmaputra in ein großes Süßwassermeer verwandelt, aus welchem die Dorfschaften und Städte mit ihren durch unzählige Dämme geschützten Umgebungen wie Inseln hervorragen. Mitte August erreicht der Strom seine größte Höhe, welche zu Kurtie 32 Fuß über dem gewöhnlichen Wasserstand, weiter unterhalb zu Dakka nur 14 Fuß, zu Luckypur 6 Fuß beträgt. Mit Anfang Oktobers, wenn die Regen aufhören, beginnt das Sinken des Stromspiegels und im November ist er wieder auf seine gewöhnliche Höhe gefallen. Die Schiffbarkeit des Ganges beginnt schon bei Caunpoor, etwa 40 Meilen oberhalb Benares, sie belebt den so wichtigen Binnenhandel des centralen Hindostan, welcher in Behar und Bengalen allein über 30,000 Matrosen bei der Binnenschifffahrt beschäftigt. Mit der Fluth segeln die Seeschiffe 50 Meilen landeinwärts. — Der Ganges ist der heiligste Strom der Hindus: mit seinem Wasser treibt man einen beträchtlichen Handel durch ganz Hindostan; und jeder Mensch, der sich vor seinem Tode in dem Ganges gebadet oder mit dessen Wasser gewaschen hat, wird für glücklich gehalten. — Das sehr fruchtbare Deltaland des Ganges ist eben so wenig als ein jüngeres, von dem Strome angesetztes Land zu verkennen, wie die anderen Strombelta's der Erde; ja Wilford nimmt an, daß der Golf von Bengalen einst bis Hurdwar reichte, wo sich damals der Ganges aus dem Alpenlande des Himalih in das Meer gestürzt habe. Dann wäre das ganze centrale Hindostan ein alter Meeresboden und Dekan eine vollkommene Insel gewesen.

Die Beschreibung der größten linken Zuströme des Ganges, (Ramgunga, Tonse, Goggra, Gunduk, Tistah, Brahmaputra u. s. w.) s. im Art. Himalaya; hier ist daher nur von den merkwürdigsten rechten Zuströmen die Rede. Diese sind:

a) Der Jumna, über seinen oberen Lauf im Himalaya s. den Art. Himalaya. Bei dem Dorfe Feyzabad, wo sein Spiegel 1276 Fuß über dem Meere liegt, tritt er in die hindostanische Ebene und fließt durch eines der fruchtbarsten und bebautesten Länder der Erde, im Parallelismus mit dem Ganges, den er endlich bei Allahabad nach einem Laufe von 280 teutschen Meilen erreicht. Seine bedeutendsten Zuflüsse stoßen ihr auf dem rechten Ufer zu; sie kommen alle aus den nördlichen Vorstufen von Dekan herab und heißen von W. nach O. Chumbul, Betwah, Cane. Der Chumbul entspringt im SW. der Stadt Ojein auf dem Plateau von Malwa und ergießt sich durch die Terrasse von Meywar hinab nach einem Laufe von 24 teutschen Meilen in den Jumna. Die Betwah entsteht auf dem Plateau von Malwa aus einem kleinen Binnensee in der Nähe der Stadt Bopaul, durchstürzt die Terrassen von Malwa und Bundelcund und mündet nach einem Laufe von 25 Meilen in den Jumna. Der Cane ist der wichtigste Strom von Bundelcund. Er entspringt auf den hohen Flächen von Belhari in 23° 53′ nördl. Breite und 80° 9′ 40″ östl. Länge Grw. aus einem kleinen seeähnlichen Wasserbecken, wendet sich gegen N., durchbricht eine ihm vorliegende Kette des Vindhyasystem in dem Piperahghat, wo er einen Wasserfall bildet, tritt dann in die tiefere Stufe von Punah, wo er sich mit den gleich wasserreichen Strömen Birmie und Sonar verstärkt, durchbricht dann noch einmal eine 3 Meilen breite Bergzone

in einer eben so langen, sehr engen und tiefen Schlucht, bildet bei dem Dorfe Singhora in 24° 25′ nördl. Br. eine Kaskade, tritt sodann in die große hindostanische Ebene, fließt nun ND., endlich N. und erreicht den Jumna in 25° 46′ nördl. Br. und 80° 29′ östl. Länge Grw. bei dem Dorfe Chilla.

b) Der Sone. Dieser wasserreiche Strom entspringt in der Nähe der Nerbuddaquelle auf dem Plateau Omercuntuc, durchbricht die ihm vorliegenden Ketten des Vindhyasystems in NW. Richtung fließend, wendet sich dann ND. und mündet bei Moneah oberhalb Patna in den Ganges.

Zum Schlusse der Potamographie geben wir eine Übersicht der vornehmsten Flüsse Hindostans, nach der Länge ihres Laufes geordnet.

Der Indus ist lang	340	teutsche Meil.
Der Bramaputra	320	" "
Der Ganges	290	" "
Der Jumna	280	" "
Der Setledsch	280	" "
Der Telum	250	" "
Der Gunduk	196	" "
Der Godavery	170	" "
Der Krischna	140	" "
Der Nerbudda	140	" "
Der Mahanady	110	" "
Der Tapty	92	" "
Der Cavery	80	" "
Der Pennar	60	" "
Der Panaur	50	" "
Der Palaur	44	" "

c) Seen. Binnenseen von Bedeutung sind in Indien nicht; wohl aber gibt es eine Menge kleinerer, worunter wir folgende bemerken:

1) Der Chilka in dem nördlichsten Theile des coromandelschen Flachlandes, südlich der Mahanadymündung bei der Stadt Ganjam. Es ist ein Süßwassersee, den ein schmaler Kanal mit dem Golf von Bengalen in Verbindung setzt.

2) Der See von Paliacate oder Pulicat im Karnatik, bei der Stadt Pulicat. Er ist 8 Meilen lang, 1½ Meile breit und sehr fischreich; er hat ebenfalls süßes Wasser, enthält mehrere Inseln und ergießt sich durch 2 Mündungen in den bengalischen Golf.

3) Der Laksmisar im Distrikte Gorucpur der Provinz Oude. Er ist der größte unter mehreren Binnenseen dieser Provinz und trägt in der Mitte eine kleine Insel. An seinem Ufer liegt die Stadt Buckra.

4) Der Dabbur in Guzurate, merkwürdig als Quelle des Flusses Saubermutti, mit einem Eilande.

5) Die Seen im Hochthale von Odeypur u. a. m.

V. Klima Hindostan's. Das mathematische Klima Hindostans ergibt sich aus seiner Lage zu beiden Seiten des nördl. Wendekreises; dasselbe wird indeß durch die verschiedenen vertikalen Dimensionen des Landes, durch die besondere Stellung der Küsten gegen die Meere und durch den Einfluß der periodischen Monsune so sehr modificirt, daß man, um das wahre physische Klima kennen zu lernen, ein Klima der Tieflandschaften, des dekan'schen Plateau's und des Himalaya unterscheiden muß.

Die Monsune wehen von N. und S. her, allein wegen der Lage der Küsten, der Dazwischenkunft der Gebirge, und nach den Abweichungen der Magnetnadel kommen sie in Indien von SW. und ND., und äußern ihren ganzen Einfluß auf die hindostanischen Tieflandschaften, von deren Klima hier zuerst die Rede seyn soll. Der SW. Monsun bringt die Regenzeit, der ND. die Trockenzeit mit sich; jener beginnt Ende April und dauert bis zum Oktober, dieser füllt den übrigen Theil des Jahres aus. Der SW. Monsun bringt schwarze Wolken und Stürme aus dem indischen Ocean mit sich; diese Wolken, mit Regen angefüllt und von dem Winde getrieben, öffnen ihre Schleußen unter fürchterlichen Stürmen und Donnerwettern auf der malabarischen Küste und dem Tieflande Centralindiens. Der SW. Monsun strebt mit aller Gewalt gegen die hohen Himalaya an, und scheint sich in den fürchterlichsten Donnerschlägen zu erschöpfen. Aber jenseit der Himalaya, wo ein anderes meteorologisches System herrschend ist, gelangt er nicht, vielmehr geht er hier, von dem Gebirge aufgehalten, durch eine Drehung in den ND. Monsun über. Während dieser nassen Jahreszeit sind die oft plötzlich eintretenden Regengüsse, wie wir gesehen haben, von furchtbaren Gewittern begleitet und dann außerordentlich zerstörend. Die Ströme schwellen in wenigen Tagen zu außerordentlicher Höhe an, werden trübe, reißend, wüthend, und enteilen dann den höheren Gegenden so plötzlich, daß sie Menschen, Herden, Bestien, Wälder, Felsmassen, kurz Alles, was sich ihnen in den Weg stellt, in furchtbaren Strudeln zur Tiefe und in den Ocean führen.

Während des ND. Monsuns oder der Trockenzeit wird die Hitze durch ihre lange Andauer oft unerträglich: es tritt dann der eigentliche Winter Indiens ein; es entwickelt sich ein vollständiges System von Verwüstung und Leblosigkeit. Die Bäume, mit Ausnahme der Immergrüne, verlieren ihre Blätter, das Land ist seiner grünen Decke beraubt, nicht ein Grashalm ist zu sehen, und die animalische Schöpfung, wie die vegetabilische, scheinen unter der drückenden Hitze zu erliegen. An manchen Stellen wehen die heißen Winde wie Backofenluft, und nur durch aus wohlriechenden Gräsern geflochtene Matten, mit denen man sich umstellt, und die man immer zur Kühlung feucht hält, kann man ihren Einfluß ertragen.

Diese Erscheinungen finden in der Küstenebene Malabar und im centralen Indien zu gleicher Zeit Statt, d. h. beide Gegenden haben gleiche Jahreszeiten; auf Coromandel indeß verhält es sich umgekehrt. Zwischen dem SW. und ND. Monsune bildet nämlich das Plateau Dekan eine merkwürdige Wetterscheide, so, daß die in mancher Hinsicht ganz entgegen gesetzten Küstenländer Malabar und Coromandel auch in dieser Hinsicht ganz entgegen gesetzt sind. Der ND. Monsun nämlich, welcher am Himalaya aus dem SW. entstanden ist, er-

gießt seine Regenschauer vom Oktober bis März auf der Küste Coromandel, während er auf der entgegen gesetzten Küste die Trockenzeit bringt; eben so rieselt bei Coromandel während des SW. Monsuns kaum ein Zephyr den Ocean, während man bei demselben Winde auf Malabar der ganzen Wuth der Elemente ausgesetzt ist. Dieser Gegensatz geht auch deutlich aus folgender Tabelle der monatlichen Regenmenge zu Calcutta und Madras hervor, welche Tabelle auch zugleich zeigt, daß auch während der Trockenzeit einzelne Regentage vorkommen. Es beträgt nämlich die mittlere monatliche Regenmenge in engländ. Zollen

	zu Calcutta	zu Madras
im Januar	0	0,74
» Februar	2″,9	0,099
» März	0,5	0,46
» April	8,0	0,33
» Mai	6,0	1,85
» Junius	24,4	0,85
» Julius	12,8	2,94
» August	9,3	8,88
» Sept.	11,7	4,84
» Oktober	1,4	12,27
» November	0,5	13,94
» December	0	7,52

Die mittlere Regenmenge während der Regenzeit ist außerordentlich groß; zu Madras z. B. beträgt sie 33 bis 34 Zoll, während eben daselbst die mittlere jährliche Regenmenge 48,755 beträgt.

Die Haupteintheilung des Jahres in eine Trocken- und in eine Regenzeit wurde von den Braminen am Ganges in 6 Unterabtheilungen (Rutawu d. i. Jahreszeiten) gebracht, welche von den Hindus zwar allgemein angenommen sind, doch nicht für ganz Hindostan passen. Sie heißen: Bessunt, der Frühling oder die Blumenzeit; Grischna, die Zeit der Hitze, wo die Sonne im Stier und in den Zwillingen steht; Warsza, die Regenzeit, wo die Sonne im Krebse und Löwen steht; Sasrat, die Zeit des Aufbruchs, wo die Sonne in der Jungfrau und Wage; Himont, die Zeit der Kälte, wo die Sonne im Skorpion und Schützen steht; und Szisra, oder die Zeit des Nebels, wo die Sonne im Steinbock und Wassermann steht.

Die mittlere Jahrestemperatur der Tieflandschaften Hindostans, in so weit solche dem okeanischen Klima unterworfen sind, zeigt folgende Tabelle. Es beträgt die Mitteltemperatur zu

Colombo auf Ceylon	unter 6° 55′ nördl. Br.		21°,36 R.
Trinconomale	» 8° 32′ »	»	21,28 »
Madras	» 13° 4′ 9″ »	»	22,09 »
Bombai	» 18° 57′ 44″ »	»	21,28 »
Calcutta	» 22° 33′ »	»	20,96 »

Den geringen Wärmeunterschied zwischen der Regen- und Trockenzeit ersieht man aus der Thatsache, daß zu Madras die mittlere Thermometerhöhe

während des	NO. Monsuns	20°,5 R.
» »	SW. »	23,5 R.

beträgt.

Wie andauernd die große Wärme der indischen Tropenlandschaften ist, zeigt auch folgende Tabelle über die mittlere Monatstemperatur zu Calcutta und Madras. Letztere beträgt nämlich zu

	Calcutta	Madras
im Januar	15° 3 R.	19° 6 R.
» Februar	19,0 »	20,6 »
» März	20,9 »	21,8 »
» April	32,2 »	22,5 »
» Mai	24,0 »	24,2 »
» Junius	22,8 »	25,2 »
» Julius	22,8 »	23,75 »
» August	22,8 »	23,5 »
» September	22,8 »	23,1 »
» Oktober	22,8 »	22,2 »
» November	19,0 »	20,5 »
» December	16,5 »	20,6 »

Das äußerste Extrem der Hitze zu Madras während der 26 Jahre von 1796 — 1821 beobachtete Goldingham am 19. Mai 1815 mit 32°,25 R. Der niedrigste Thermometerstand während dieser Zeit war am 12. Januar 1819 bei Sonnenaufgang 14°,22 R.; doch kommen solche Extreme nur selten vor. Zu Madras ist der heißeste Tag im Mittel aus allen täglichen Beobachtungen, der 15. Junius, wo die mittlere Thermometerhöhe 25°,37 R. beträgt; das Medium oscillirt indeß in den verschiedenen Jahren zwischen 28° und 24°,5 R. Der kälteste Tag zu Madras ist der 9te Januar mit einer mittleren Temperatur von 18°,93 R., aber diese schwankt zwischen 20° und 17°,5 R. Analoge Verhältnisse, wie die für Madras angeführten, finden auch für die übrigen Gegenden des indischen Tieflandes Statt.

Die Eigenthümlichkeit des Klima's der indischen Tieflandschaften tritt noch mehr hervor, wenn man berücksichtigt, daß es in Kanton (China) nie so heiß wie in Calcutta und nie so kalt in Calcutta wie in Kanton ist, obgleich diese beiden Städte beinahe unter derselben Breite und in gleicher Entfernung von der See liegen.

Eine Gegend des großen Tieflandes erfreut sich indeß eines besseren Klima's, als wie wir dasselbe bisher kennen lernten. Es ist das mittlere Stufenland des Ganges (oder die Provinzen Oude, Delhi, Agra, Allahabad und Behar), wo ein mehr continentes Klima herrscht. Es hält das Mittel zwischen den dicken Dünsten und Nebeln Bengalens und den trocknen heißen Winden der W. Provinzen. Zwar beträgt die mittlere Temperatur zu Benares (25° 30′ nördl. Br.) noch 20°,1 R. und die Hitze erreicht in den heißesten Tagen immer noch 32° R., sie wird aber während der Nacht abgekühlt und im Winter fällt das Thermometer bis auf 5,7 R. und selbst bis auf den Gefrierpunkt. Dieses glücklichen Klima's wegen wird das ganze Land Behar (d. i. im Persischen „glückliches Klima") genannt, und Benares und Allahabad werden von den Hindus wegen der Vortrefflichkeit ihres Wassers und ihrer Luft mit dem preisenden Namen Madhian belegt.

Wie überall unter den Tropen, so ist auch in Indien das Barometer einem konstant und regelmäßig wirkenden Einflusse ausgesetzt; es steht im Allgemeinen niedriger um 11 Uhr Abends als um 10 Uhr Vormittags, den Zeiten, wo es seine größte Höhe innerhalb 24 Stunden erreicht; dagegen ist es um 5 Uhr Nachmittags tiefer als um 4 Uhr Morgens. Die Atmosphäre hat demnach das größte Gewicht um 10 Uhr Vormittags, und nimmt gegen 5 Uhr Nachmittags hin ab, wo sie beginnt den Theil wieder zu erlangen, den sie verloren hat; steigend fährt sie fort gegen ihren vorigen Zustand bis 11 Uhr Abends, wo sie nahe, obschon nicht ganz dasselbe Gewicht erhält, wie am Vormittage; dann beginnt die Abnahme des Gewichts und ein gleicher Effekt wird hervorgebracht, wie durch die störende Kraft am Tage, die Atmosphäre dagegen wird nicht in so bedeutendem Grade afficirt, als wenn die Sonne über dem Horizonte steht; und die Ursache wirkt nur fort bis etwa 2 Stunden vor Sonnenaufgang, wenn das Gewicht wiederum zu wachsen anfängt. Daß auch die monatlichen barometrischen Mittel innerhalb der jährlichen Periode einem eben so konstanten und regelmäßigen Einflusse ausgesetzt sind, zeigt folgende Übersicht. Nach einer Mittelzahl aus 21jährigen Beobachtungen zu Madras, ist daselbst die mittlere Barometerhöhe

im Januar	30,085	engl. Zoll
= Februar	30,076	
= März	30,041	
= April	29,955	
= Mai	29,851	
= Junius	29,861	
= Julius	29,867	
= August	29,879	
= September	29,908	
= Oktober	29,942	
= November	29,956	
= December	30,074	

Das Barometer erreicht seinen höchsten Stand am 3. Januar und den niedrigsten gegen Ende des Mai. Die mittlere jährliche Barometerhöhe zu Madras beträgt 29,958 engl. Zolle.

Was den Zustand der Atmosphäre betrifft, so zeigt sich der Himmel Hindostans nicht so klar und heiter, als man gewöhnlich annimmt. So hat z. B. die Stadt Madras, nach Goldingham's 26jährigen Beobachtungen, im Durchschnitt jährlich 180 ganz heitere Tage, 96 bewölkte, 25 nebelige, 64 vermischte (klare, nebelige, bewölkte), 57 Regentage, 31 Tage, an denen Thau fällt, 18 Tage mit Wetterleuchten.

Das Klima des dekan'schen Hochlandes ist von dem der hindostanischen Tieflandschaften gänzlich verschieden, wie schon seine bedeutende absolute Höhe erwarten läßt. Aber nicht diese allein wirkt auf sein Klima ein, sondern auch die eigenthümliche Stellung des Landes selbst und die seiner Randgebirge. Es ist schon angeführt, daß das Plateau eine Wetterscheide zwischen dem NO. und SW. Monsune mache, deren tief hängende Regenwolken die Gats nicht so bald übersteigen können. Geschieht dieß dennoch, so fallen die Wasser nicht mehr als plötzliche zerstörende Regengüsse wie im Tieflande, sondern allmälig, sowohl beim NO. als beim SW. Monsun. Auf solche Weise hat also das Plateau Antheil an beiden Regenzeiten, deren die Küstenländer Malabar und Coromandel jedes Mal nur eine haben; den Malabarmonsun hat es vom Junius bis September, den Coromandelmonsun vom September bis December, so daß die fallenden Wasser auf $\frac{2}{3}$ des Jahres vertheilt werden und nur zur außerordentlichen Fruchtbarkeit des Plateau's beitragen. Dabei ist die fallende Regenmenge auf dem Plateau weit geringer wie im Tieflande. — Wie bedeutend die absolute Höhe einer Gegend auf deren Klima einwirkt, davon gibt Dekan ein merkwürdiges Beispiel. Wenn im hohen Sommer in den tiefen Länderstrecken das Thermometer zwischen 25 und 30° R. zeigt, so zeigt es auf dem Plateau nur 17 — 21°; wenn es dort nur bis zu 15° fällt, so fällt es hier (z. B. um Hyderabad), auf 1°,5 R., und steigt während dreier Monate an dem genannten Orte selten höher als 6°. „Dieß diamantreiche Plateau," sagt Ritter, „ragt über die Gluthitze der flachen, peripherischen, salpeterreichen Landstrecken, mit kühlerem, feuchterem, minder trocknerem asiatischen Himmel, mit einem milderen Inselklima empor. Daher ist die Natur seiner Produkte die einer Mittelstufe. Wie Behar für das Binnenland und das Kontinent ein vermittelndes Glied für die Gewächse von Bengalen und Kaschmir, so Dekan ein vermittelndes Glied der Gewächse der asiatischen Dwizas, von China, Hinterindien und Arabien. Nirgend die zerstörende Gluthitze indischer Sandwüsten, nirgend Eis und Schnee des Himalaya." — Die noch höher anstrebenden Gatgebirge haben natürlich auch ein noch kühleres Klima, und auf den Nilgerri friert im Januar das Wasser zu einen halben Zoll dickem Eise, während zu dieser Zeit im Karnatik die Hitze 20° R. beträgt; während man hier bei einer Hitze von 25 — 32° R. fast verschmachtet, steigt dort selbst im heißen Sommer das Thermometer im Schatten nie über 15° R. Diesen merkwürdigen Wechsel der Jahreszeit kann man von der Stadt Coimbettore aus in Zeit von 10 Stunden erfahren. Seit der Bekanntwerdung dieser und ähnlicher Lokalitäten, sind in denselben von den Briten Krankenstationen eingerichtet worden, wo die Kranken ihre im Tieflande durch die übermäßige Hitze zerstörte Gesundheit durch den alleinigen Einfluß des glücklicheren Klima's wieder herstellen; früher konnte man diesen Zweck nur durch eine Reise nach dem Kap oder in die europ. Heimath erreichen.

Die Höhenverhältnisse des Himalaya lassen schon schließen, daß man dort alle Zonen in kurzer Zeit durchwandern kann, auch ist das Klima dieses Gebirgslandes im Wesentlichen schon bei dem ihm gewidmeten Artikel geschildert worden. Nur so viel sei hier bemerkt, daß die Mitteltemperatur zu Katmandu (27° 42' nördl. Br.) der Hauptstadt der Alpenlandschaft Nepaul, 18° R. beträgt; die Gegenden dieser Höhe haben also etwa die Temperatur des südlichen Europa; zu Landour (30° 26' 30" nördl. Br.) einer Krankenstation der Präsidentschaft

Bengalen, 7600 Fuß über dem Meere, beträgt die Mitteltemperatur 10°,29 R., und solche Gegenden haben hier etwa die Temperatur der flachhügeligen Schweiz um Genf.

Zuletzt müssen wir noch der indischen Land- und Seewinde und der Orkane gedenken, welche eben so regelmäßig sind wie die Monsune. Auf Coromandel z. B. beginnt der Südwind im Durchschnitt den 21. März, er weht längs dem Gestade und bringt Nebel mit, der ihn zu gleicher Zeit mit größter Schwüle sehr drückend macht. Dieser Wind herrscht im Durchschnitt bis zum 29. April, wo eine oder zwei Wochen lang Land- oder SW.- und W. Winde eintreten und mit S.- und SO. Winden abwechseln. Der Landwind beginnt am 19. Mai und dauert einige Wochen, meistens heiß, dann und wann durch Regenschauer kühler werdend; später herrscht er nur in der Nacht und in den ersten Vormittagsstunden, wo er während des übrigen Theils des Tages dem SO. oder Seewinde Platz macht. Etwa 1 Monat oder länger vor der Veränderung des Monsuns und zu Anfang der Regenzeit ist der Wind veränderlich mit Windstillen und einem schwülen und drückenden Zustand der Atmosphäre. Sturmwinde, Staub- und Wirbelwinde sind ebenfalls in Vorderasien nicht selten; sie führen in der Hindustanisprache den Namen Teifaans oder Typhöne. So ist z. B. der Sturm des heiligen Franz auf Coromandel ein rechtmäßiger Orkan, welcher jederzeit dem Eintritt des NO. Monsuns voran geht. Eben so regelmäßig ist der Orkan Elephanta auf Malabar, mit welchem jedes Mal der SW. Monson entflieht. — In der Nähe des malabarischen Gestades wechseln Land- und Seewinde täglich mit der größten Regelmäßigkeit; so daß die Seereise vom Kap Comorin bis nach der Küste von Guzurate bei günstiger Jahreszeit, eine der angenehmsten und lieblichsten zu seyn pflegt.

VI. Produkte Hindostans.

A. Aus dem Thierreiche. a) Vierfüßer. 1) Ferae. Der Wolf, der Schakal so häufig, daß man sein Heulen in den Städten hört, in die er zuweilen selbst eindringt. — Der Fuchs in mehreren Arten, darunter der bengalische nur die Größe eines Kaninchens hat. Der Haushund in mehreren Arten; die engländ. Hunde arten in dem heißen Tieflande aus, nehmen aber in den Gebirgen, zumal bei dem Volke der Bhotiah, ihren Wuchs und ihre Stärke wieder an, und bekommen in einem oder zwei Wintern denselben kurzen und feinen Flaum, welcher einige von den einheimischen Thieren auszeichnet. — Der wilde Hund; er gleicht seiner Gestalt und Haut nach dem Fuchse, ist aber viel stärker und muthiger. Diese wilden Hunde jagen haufenweise in den Gebirgen, geben sich Signale, richten unter dem Wildpret große Verheerungen an, tödten aber auch wilde Thiere und selbst Tiger. Diese Hundeart soll der kamtschadalischen und der eskimo'schen sehr ähnlich seyn. — Der Königstiger von Bengalen; dieses furchtbarste Raubthier der Erde ist von der Nase bis zur Schwanzspitze bisweilen 15 Fuß lang, und erreicht eine Höhe von 4 Fuß. Seine Stärke ist außerordentlich; man hat ihn Büffelochsen von 1000 Pfund davon tragen sehen. Seine Wohnung ist in hohen Schilfen und Dickichten. Man findet ihn überall in Hindostan bis an den Rand der Gletscher des Himalaya, ohne daß er an seiner Größe und Wildheit verliert. Der eigentliche Leopard mit beinahe runden schwarzen Flecken auf gelbem Grunde; die Unze mit weißlicher Haut und unregelmäßigen Flekken; der kleine Leopard, dessen man sich zur Antilopenjagd bedient; der Jagd-Leopard (Felis jubata *Schreber.*), gefleckt auf hellerem Grunde mit Mähne; der Syahgusch (Felis caracal), eine Katzenart, die man zur Jagd benutzt; der Luchs, in mehreren Arten; die Hauskatze in mehreren Arten. Der Löwe ist im Ganzen selten, erreicht aber eine bedeutende Größe; die Hyäne überall in Hindostan, selbst in der Gletscherregion des Himalaya. Ein Reisender erzählt, daß ein Landesbewohner mehrere Jahre eine Hyäne gehabt habe, welche ihm überall wie ein Hund folgte, und den Personen, welche sie kannte, schmeichelte. Hierdurch wird die Meinung von ihrer Unzähmbarkeit widerlegt. Eine Spielart des Landbären findet sich im Himalaya und in den Gats. Er lebt besonders von Ameisen und Früchten; seine Stärke ist so groß, daß er selbst den Tiger nicht fürchtet. Eine andere Bärenart (wahrscheinlich ursus tibetanus *Cuv.*) ist besonders in der Alpenlandschaft Sirinagur zu Hause, lebt hauptsächlich von Wurzeln, Beeren und Honig, fällt aber oft Menschen an. Der Dachs wird hie und da gefunden. Der Igel. Der Maulwurf. Die Zibetkatze ist nicht selten; der Mungo (Mangusta), der Gegner der giftigen Brillennatter, findet sich nur innerhalb des Wendekreises und in der Gangesebene.

2) Glires. Mehrere Arten des Eichhorns, darunter: das malabarische, von rothbrauner Farbe und so groß wie eine Katze; das rothäugige; der vielfarbige Rukkai, dessen grauer Schwanz 3 Mal länger als der Körper ist; das purpurfarbene, mit gelben Beinen, gelbem Bauche, orangefarbenem Schwanze; der Palmiß, von grauer Farbe mit 3 gelblichen Streifen; das fliegende Eichhörnchen, besonders häufig in den Wäldern des Himalaya. Das Eichhorn wird wie in Europa gezähmt. Verschiedene Arten von Mäusen, worunter eine einen sehr starken Moschusgeruch an sich trägt. Die Ratte erreicht hier die Größe einer europäischen Hauskatze; Perrin sagt, man verschmause sie eben so gern, wie Spanferkel. Die Bisamratte und die blinde Ratte findet man auf Ceylon in großen Scharen. Das Ichneumon, in Ceylon einheimisch, wird von Percival als eines großen Schlangentödters erwähnt, obgleich es nur ein kleines Geschöpf ist. Wenn es eine Schlange zu Gesicht bekommt, schießt es auf sie los, faßt sie bei der Kehle und tödtet sie, so groß sie immer seyn mag, durch wiederholte Angriffe. Diese unternimmt es aber nur dann, wenn es sich im Freien befindet, wo es, wenn es gebissen wird, zu einem gewissen Kraute hinlaufen und davon fressen kann. Dieses Kraut soll nämlich ein Gegengift gegen das Gift einer jeden Schlangenart seyn.

Kleine Murmelthiere sieht man häufig in der Nähe des Schnee's, aber sie weichen von dem Lemming oder der lapplándischen Art ab; und nie hat man bemerkt, daß sie sich in großer Zahl versammeln, um Einfälle in angebaute Landstriche zu machen. Der Hase wird besonders im Himalaya sehr groß. Es gibt mehrere Spielarten von ihm und vom Kaninchen.

3) Quadrumana. Hindostan besitzt viele Arten von Affen, welche sich in ganzen Schwärmen sammeln, und nicht allein den Reisenden lästig, sondern selbst die Bewohner in ihren Häusern beunruhigen. Darunter der schwarze und weiße Bartaffe; der Gibbon oder Golok, der Orangutang (Satyrus), der Cercopithecus fam., der türkische Affe (Silvanus), der Malbruc, der Pavian, der Mandi (simia faunus), der Kukang (tardigradus). Der Affenkönig, Hanuman, genießt göttlicher Verehrung; sämmtliche Affenarten sind ihm geweihet, und dürfen nicht getödtet werden. Sie sind daher außerordentlich zahlreich, klettern auf allen Dächern und Vorsprüngen der Tempel umher, stecken ihre unverschämten Köpfe und Hände in jeden Fruchtkorb und Kuchenladen, und nehmen den Kindern die Speisen beim Essen weg. Auf Ceylon gibt es ganze Schwärme rother Affen; deren größte Feinde sind Schlangen, welche sie umbringen, indem sie solche bei der Kehle fassen und den Kopf der Schlange auf einen Stein oder wider einen Baum stoßen, bis sie todt ist.

4) Bradypoda. Das Lefzenthier (bradypus ursinus); der Pangolin oder Phatagin.

5) Chiroptera. Der Vampyr (Vesp. caninus *Blumenbach.*), der mit ausgesperrten Flügeln wohl 5 Fuß mißt, bloß Baumfrüchte genießt und besonders den Banianenbaum bewohnt. Sein Fleisch wird gegessen.

6) Solidungula. Hindostan ist sehr reich an Pferden, welche indeß meist nur zu Spazierritten und im Kriege benutzt werden, da man allenthalben den Büffel und den Stier als Lastthiere vorzieht. Die einheimischen Rassen sind fast ganz durch arabische und persische Hengste veredelt; wo dieß nicht Statt findet, sind sie weder groß noch schön. Die edelste Rasse ist die Maharatty, zwar klein und unansehnlich, aber überaus schnell und thätig. Fremde Pferde werden in großer Zahl eingeführt. Der Maulesel kommt nicht gut fort, und wird nur an einigen Orten, und besonders im nördlichen Hindostan gehalten. Die Hindus bedienen sich seiner sehr ungern zum Reiten, daher dient er, wie das Maulthier, nur im Felde und in den Gebirgen als Lastthier.

7) Pecora. Der Büffel wird als Hausthier benutzt, und leistet alle Dienste eines Saumthiers, ist aber wegen seiner häßlichen Gestalt gering geachtet. Der Buckelochse in mehreren Arten, worunter eine mit seidenartiger Haarmähne; man richtet ihn ab, wie Vögel aus der Hand zu fressen, sich auf der Erde zu wälzen, sich die Zunge bis zur Wurzel heraus ziehen zu lassen und lenkt ihn beim Reiten mittels einer durch die Nasenlöcher gezogenen Schnur. Er geht sicherer als das Pferd, und legt täglich bedeutende Strecken zurück. Der Stier ist als einer der Untergötter ein Gegenstand der Verehrung der Hindus. Man erzeigt ihm jährlich ein Mal göttliche Ehre, schmückt ihn dann mit Bändern und Blumen, wirft sich vor ihm nieder, aber, wie es scheint, sagt Perrin, um sich das Recht zu erkaufen, ihn zu jeder andern Zeit mißhandeln zu können. Doch ist dieß letzte nicht überall der Fall. In Benares, sagt Bischof Heber, schlendern die heiligen Stiere des Siva jeden Alters träge auf und ab in den schmalen Straßen, oder liegen quer darüber hin; sie sind kaum fortzubringen, da man sie der fanatischen Menschenmenge wegen nicht hart berühren darf. Nach Wallace gibt es viele Dörfer, wo man einen Stier als lebendigen Götzen unterhält, und ihn, wenn er stirbt, unter großen Feierlichkeiten begräbt. An vielen Orten verrichtet der Stier Alles, was man bei uns von Pferden und Maulthieren verlangt, aber nirgend darf sein Fleisch eben so wenig, wie das jedes andern Rindes, genossen werden. Der Zebu ist ein sehr kleiner, gefleckter Buckelochse ohne Mähne. Der riesenmäßige Arno erreicht eine Höhe von 14 Fuß und eine Schwere von 3 bis 4000 Pfund. Der Jack (bos grunniens) kommt nur in der Schneeregion des Himalih vor. Das Kamel und der Dromedar, als Lastthiere benutzt, finden sich besonders im westlichen Central-Indien, aber nicht in Dekan. — Mehrere Arten von Schafen, darunter der Argali oder Moufflon im Himalaya. In Bengalen zwei Arten von Schafen, welche statt der Wolle, Haare tragen. Das feinwollige Kaschmirschaf ist zwar klein, aber mit großer Stärke und Lebendigkeit begabt. Es wird als Lastthier über die höchsten Alpenpässe benutzt; man bindet dem Thiere kleine Säcke auf den Rücken, und ein Widder mit einer Schelle führt die Herde an, die gewöhnlich aus 50 bis 200 Stück besteht, und welcher einige Schäfer mit ihren Hunden folgen. Diese Thiere setzen mit ihren kleinen Lasten sichern Fußes über Abgründe, die kein menschlicher Fuß überschreiten kann, und finden in den mit Schnee bedeckten Klippen hinreichende Nahrung. Der Curumbar in Dekan, der Schamblyar, eben daselbst. Die Ziege wird als Hausthier in Menge gehalten, ist aber auch wild vorhanden. Die Kaschmirziege im Himalaya, so berühmt wegen ihres Haares, dient wie das Schaf als Lastthier. Die Gemse ist in der Schneeregion des Himalaya nicht selten, aber sonst kaum anzutreffen. Sie ist so groß, wie die europäische, hat aber eine zottigere und gegen Kälte mehr schützendere Behaarung. Von Antilopen hat Hindostan mehrere Arten, darunter die kamelähnliche (Tragocamelus), welche gezähmt wird, den Nilgau (Antilope picta), eine dem Steinbock verwandte Gebirgsziege, die gemeine Gazelle (Ant. cervicapra), im mittlern Stufenlande des Ganges. Der Hirsch in mehreren Varietäten, darunter das schöne Zwerghirschchen; das Elennthier in Ceylon; das Mohr, eine Art Elennthier von einer solchen Größe, daß die äußersten Enden des Geweihes 5 bis 6 Fuß von einander entfernt sind, wurde vor Kurzem durch Bischof Heber entdeckt; das eigentliche Moschusthier in der Schneeregion des Himalaya und das guinea'sche Rehchen (Moschus pygmaeus).

8) Belluae. Der Elephant, wahrscheinlich allein von den Hindus zum Hausthier gemacht, erreicht eine

Höhe von 15 Fuß, und ist im 20sten Jahre schon 7000 Pfund schwer und versammelt sich in großen Herden. Die britisch-indische Regirung zieht die ihrigen aus den bengalischen Distrikten Tipra und Tschittagong. In Rohilcund gibt es eine Art kleiner Elephanten, die so zottig wie ein Pudel ist, der antediluvianischen ähnlich, welche man an der Mündung der Lena aufgefunden hat; sie ist neuerlich durch Bischof Heber entdeckt. Das Rhinozeros kommt in den Sunderbunds vor, soll aber nicht mehr so häufig seyn als früher. Das wilde Schwein ist außerordentlich häufig; das zahme wird nur für den Tisch der Europäer gezogen.

9) Cetacea. Darunter der Wallfisch in den indischen Meeren, häufig, aber selten groß. Er zieht sich in die Bai von Bengalen herauf, und kommt dort gewöhnlich im Kampfe mit dem Schwertfisch um.

b. Vögel. Sie sind in Hindostan außerordentlich zahlreich, die Bäume selbst scheinen zu leben, von allen Seiten vernimmt das Ohr ein unaufhörliches Singen, und das Auge wird von den prachtvollen Farben des glänzenden Gefieders großer Schwärme von Pfauen und anderer Vögel geblendet. Der Geier ist in Hindostan so gewöhnlich, besonders da, wo Armeen ziehen, daß man sie, wie Perrin sagt, truppweise wie die Schafe von Berri erblickt; sie sind so wenig scheu, daß sie während der großen Tageshitze im Schatten der Bäume Kühlung suchen und sich unter die Reisenden mischen. Die merkwürdigsten, in Hindostan einheimischen Geierarten sind der Geier von Pondichery, der bengalische Geier, der Condor, außerordentlich groß und zahlreich im Himalaya; er baut sein Nest an unzugänglichen Klippen zwischen den Gletschern, fügt den Schaf- und Ziegenherden großen Schaden zu und nimmt selbst nackte Bauerkinder mit in die Lüfte. Mehrere Adlerarten. Mehrere Falkenarten, welche man auch wohl zur Jagd abrichtet. Der Sperbergott ist den Hindus heilig. Er erreicht die Größe eines jungen Adlers und sein Gefieder ist sehr mannichfach und glänzend. Seine Anbeter nehmen nicht eher irgend eine Nahrung zu sich, bis sie das Glück gehabt haben, ihn zu sehen. Mehrere Eulenarten. Mehrere Arten von Raben, worunter eine, welche ganz rothe Augen und fast feuerrothes Gefieder hat. Der Specht in mehreren Arten. Der Immenwolf. Der Wiedehopf. Mehr als 40 Arten von Papageien, worunter der kleine grüne Papagei in ganzen Scharen oft die Reisenden belästigt. Der Kakadu. Der Psittacus Alexandri. Drei Arten von Nashornvögeln. Die Seeschwalbe, welche am liebsten und in größerer Zahl in den Felsklippen der sundischen und Malacca-Gewässer sich aufhält, baut ihr als Delikatesse berühmtes Nest bei Tellichery auf der Küste Malabar, aber nur hier allein in Vorderindien. Der indische Dickschnabel (Loxia philippina), merkwürdig durch die sonderbare Bauart seines Nestes, welches einem Beutel gleicht, und durch seine Anhänglichkeit an den Menschen. Der Schneidervogel (Motacilla sagittaria), ebenfalls durch die sonderbare Bauart seines Nestes merkwürdig, welches er an ein Blatt oder an die Spitze eines Zweiges mit einigen dünnen Fäden heftet, wobei er sich seines Schnabels statt einer Nadel bedient. Die Amandana oder der Finke von Bengalen. Die indische Nachtigall. Die Rosendrossel. — Der Paradiesvogel ist in manchen Theilen Indiens gefunden, obgleich seine eigentliche Heimath Neu-Guinea ist. Er hat die Größe einer Drossel und eine so schöne Mannichfaltigkeit aller erdenklichen Farben, daß man ihn allgemein für das schönste aller befiederten Thiere hält. Die Fabel, daß er keine Füße habe, nie ruhe, beständig in der Luft schwebe, ist widerlegt. Der Riesenreiher (Ardea gigantea), ist den Hindus heilig. Der weißköpfige Ibis. Der Flamingo. Die Johannesgans oder der Sturmvogel. Die Löffelgans. Der Kranich. Die schöne weiße Schnepfe. Der Pfau in großen Scharen. Der Fasan, wovon der nepalesische sich durch seinen herrlichen Metallglanz auszeichnet. Der Auerhahn in mehreren Arten. Gegen 10 Arten von Tauben, worunter die Zimmettaube und die grüne Waldtaube in ganzen Scharen. Der kalekutische Hahn. Die Truthenne. Viele andere Arten von Hühnern, Gänsen, Anten ꝛc. Der Schwan, der Tropikvogel. Der Pelikan.

c. Amphibien. Mehrere Arten von Schildkröten, darunter: die große indische, welche 4½ Fuß lang und 14 Zoll dick wird; die Karette (Testudo imbricata); die geometrische Schildkröte, schätzbar wegen ihres Fleisches und des Schildpattes. Der fliegende Drache erreicht die Länge eines Fußes, und hat zwischen den Hinter- und Vorderbeinen eine Haut, die er wie ein Segel ausspannt und damit große Springe machen kann. Drei Arten von Krokodilen, welche in fast allen großen Strömen Hindostans zu finden sind. Man versetzt diese Amphibien in die Wassergräben einiger Festungen, z. B. nach Vellora, und die Engländer zählen mehr auf die wilde Wachsamkeit dieses Gewürms, als auf die Menge von spanischen Reitern, womit sie an andern Orten ihre Wälle spicken. Die Kropfeidechse (Lacerta iguana), zur Speise dienend. Das Chamäleon. Die gemeine Eidechse. Der Gecko, dessen Biß tödtlich ist. Unter den Schlangen sind besonders zu bemerken: Boa constrictor, die größte Schlangenart, stark genug, um einen Tiger oder Büffel zu bekämpfen und zu verschlingen. Die Pimberah, in Ceylon, erreicht die Länge von 30 Fuß und die Dicke eines Mannes; sie ist im Stande, Rothwild zu überwältigen und zu verschlingen. Die gefährliche Brillenschlange (Coluber naja), welche indeß von den Hindus ihrer Giftzähne beraubt und zu Gaukeleien abgerichtet wird. Die Peitschenschlange, wegen ihrer Schönheit berühmt. Die Caravilla. Die Cobra manilla. Mehrere Arten von Schuppenschlangen. Das erythräische Meer ernährt mehrere Arten von Seeschlangen, welche dort den Schiffern als Warnungszeichen dienen. Sämmtliche Schlangen sind den Hindus heilig. Es gibt Götzendiener, die so blinde Sklaven ihrer Vorurtheile sind, daß sie es für ein Glück ansehen, von einer Schlange gebissen zu werden. „Sie halten dieß alsdann für Bestimmung und denken nur darauf, ihr Leben recht froh zu enden, überzeugt, berufen zu seyn, in der andern Welt irgend einen recht wichtigen

Posten am Hofe des Schlangengottes einzunehmen," sagt Perrin.

d. Fische. Aale und Barben machen den gemeinsten Süßwasserfisch Hindostans aus, und werden fast in allen Flüssen und Teichen gefangen. Es gibt ferner mehrere Arten von Stören und Panzerfischen, ferner elektrische Stachelfische, Welse, Lachse, Schleihe, Karpfen, Sardellen, Blumenfische u. s. w.; aber der schönste aller indischen Fische ist der Mangofisch (Polynemus paradiseus), den man im Hugly bei Calcutta fängt. Er hat die Gestalt einer kleinen Forelle und gehört unter die Leckereien Bengalens. Sein dunkler Körper ist prächtig mit gelben und goldenen Flecken gesprenkelt, und sein schöner Bart von langen orangefarbenen Fäden dient ihm als Flossfedern zum Schwimmen. Schwertfische sind in den indischen Meeren sehr häufig, sie erreichen eine außerordentliche Größe und Kraft, mit der sie ihre Schwerter tief in den Boden der Schiffe treiben. Delphine sind hier von großer Schönheit. Sie schwimmen mit außerordentlicher Schnelligkeit, oft sieht man sie rund um Schiffe, welche 6 Meilen in einer Stunde segeln und welche sie oft auf 1000 Seemeilen weit verfolgen. Haie werden im indischen Ozean ungeheuer groß. Auf der Küste Malabar beschäftigt man sich stark mit ihrem Fange, um ihre Flossen für den Tisch der Chinesen zu gewinnen. Saugfische oder Schiffsauger schwimmen in großen Schwärmen den Haien voran, um das aufzuspüren, worauf letzte losgehen. Dieser Eigenschaft wegen werden sie von den Engländern Lotsen- oder Pilotfische genannt. Der Tintenfisch wird hier ebenfalls sehr groß; er hat 8 Arme und mehrere außerordentliche Eigenschaften. Der Nautilus oder die Schiffsmuschel hat 8 Füße mit außerordentlich feinen und durchsichtigen Schwimmhäuten. Ihre Feinde sind Seekrabben und Seeskorpione; von diesen verfolgt, windet sie ihren Körper aus der Muschel und nimmt dann ganz die Gestalt eines kleinen Schiffes an, indem sie 2 ihrer Füße als Masten und Tauwerk in die Höhe streckt, eine netzförmige Haut als Segel ausbreitet und sich der andern 6 Füße als Ruder bedient. Dichter haben die Seefahrten dieses kleinen Meerbewohners besungen. Der Fliegenschießer (Chaetodon rostratus) fängt seine Beute, indem er aus seinem röhrförmigen Schnabel einen Tropfen Wassers wie eine Kugel auf dieselbe schießt. Der fliegende Fisch ist von sehr schöner, dem Häringe ähnlicher Gestalt. Er versammelt sich in den indischen Meeren und in ungeheuern Schwärmen. Diese von ihren Feinden, den größern Seefischen, verfolgt, schwingen sich aus dem Wasser in die Luft und fliegen, gleich Vögeln, bedeutende Strecken weit. Auch der prachtvolle Goldfisch (Coryphaena hippurus) ist nicht selten.

e. Insekten. Von allen Insekten Indiens sind die weißen Ameisen die wunderbarsten. Es gibt deren mehrere Arten; einige erreichen die Größe einer Wespe, andere nur die eines Reiskorns. Sie unterminiren die Häuser, bahnen sich Wege durch die Fußböden, zerfressen Alles, was nicht von Stein oder Metall ist. In vielen Gegenden Indiens wäscht man daher die Fußböden und Wände mit einer Auflösung von Kuhmist, dessen Geruch sie nicht ertragen können. Die weißen Ameisen bauen in Abtheilungen getheilt und unter einer obern Leitung und den größten Vorsichtsmaßregeln ihre Wohnungen in 5 bis 6 Fuß hoher konischer Gestalt, versehen sie mit Wachtthürmchen und Vorrathshäusern, und ordnen sie in regelmäßigen Straßen an einander. Wespen, Bremsen, Muskito's sammeln sich in ungeheuern Schwärmen. Von Bienen gibt es mehrere Arten, davon baut die große Heychu ihr Nest in Höhlen und Felsen, wovon ein großes 4,85 Pfund Honig und 1,82 Pfund Wachs, ein kleines nur $\frac{1}{7}$ davon gibt, der Honig wird 2 Mal im Jahre gesammelt; Cadi oder Chittu Jainu baut ihr Nest, welches 1,1 Pfund Honig gibt, an den Zweigen der Bäume; Tuduway setzt ihren Honig in unzugänglichen Felsenspalten ab, und Togriga baut ihr Nest in den Wohnungen der Termiten. Aus der Klasse der Neuroptera gibt es besonders Ameisenlöwen, Skorpionsfliegen, Rhaphidien, Libellulen und Ephemere, welche letztere nach jedem Monsun in unzähliger Menge und endloser Mannichfaltigkeit zum Vorschein kommen; Tausende von ihnen enden ihr kurzes Daseyn, indem sie sich, durch das Licht herbei gezogen, ihre bunten Flügel an den Tafelleuchtern der Engländer versengen. Alle Arten der schönsten Schmetterlinge durchflattern die Luft; darunter auch die Phalaena atlas, welche die europäische Fledermaus an Größe übertrifft. Der Seidenwurm spinnt das ganze Jahr hindurch in freier Luft und in offnen Schuppen. Von den mannichfaltigen Käferarten, sämmtlich den Hindus heilig, führen wir an: den ungeheuern Zimmermann in Ceylon, die prachtvolle, wohl die Länge eines Fingers erreichende Buprestis gigantea, den Palmbohrer mit eßbarer Larve. Mehrere Arten von Heuschrecken, welche in ungeheuern Wolken die Luft verdunkeln; wenn sie sich auf die Felder niederlassen, verzehren sie in wenigen Tagen die Ernte eines ganzen Jahres. Unter den Schildläusen liefert Coccus lacca das Gummilack, und Coccus cacta das Kochenil. Unter den Spinnen, wovon viele eine ungeheuere Größe erreichen, sind besonders merkwürdig: die vogelfangenden in Ceylon, deren ganzer Körper mit schwarzem Haar überzogen ist, und deren Beine 4 Zoll lang sind; der goldne Lorber und das silberne Blatt, zwei Gartenspinnen, welche sehr schön gezeichnet sind. Skorpione von schwarzer und grauer Farbe sind sehr gefährlich durch ihren tödtlichen Biß. Krebse, Krabben, Taschen- und Schneckenkrebse sind sehr gemein, unter ihnen erreicht der moluckische Krebs, das größte aller Insekten, eine Länge von 4 Fuß.

f. Würmer. Darunter bemerken wir: den indischen Faden- oder Nervenwurm, der sich an den Beinmuskeln festsetzt und bisweilen die Länge von 4 Ellen erreicht. Anfänglich, wenn sich dieses Unthier in's Bein gefressen hat, fühlt man keinen Schmerz, allein wenn es wächst und sich aufrollt, dann entstehen Entzündung und Schmerzen. Das beste Mittel dagegen ist, die angegriffene Stelle 2 Mal des Tages mit Merkurialsalbe einzureiben, bis sie schwärt und das Geschwür den Kopf des Wurmes zeigt. Dieser wird sodann sorgfältig heraus gezogen und an einen kleinen Zweig befestigt, womit

man den Wurm nach und nach heraus zieht, indem man ihn täglich immer weiter darum wickelt. Bricht er ab, und es bleibt ein Stück davon im Beine, so wächst er in kurzer Zeit wieder sehr groß heran. Erdblutegel von dunkelrother und gesprenkelter Farbe. Unter den Mollusken die Sepia octopodia, deren schmackhaftes Fleisch gern gegessen wird. Die Perlenmuschel im Golf von Manar liefert die schönsten und besten Perlen. Unter den Austerarten die Ostrea ephippium, welche zuweilen ungestaltete Perlen von dunkler Farbe enthält. Die Kauris, welche sich häufig an den Küsten finden, dienen als Scheidemünze. Andere merkwürdige Cetaceen sind noch die echte Wendeltreppe, welche an der Küste Koromandel einheimisch ist; die den Schiffen sehr gefährliche Teredo navalis. Es gibt ferner mehrere Seeigel, welche zur Speise dienen, Seesterne, viele Arten von Korallen, und unter den Zoophyten besonders die Seefeder und den Armpolyp.

B. Produkte aus dem Pflanzenreiche. Die merkwürdigsten Bäume Hindostans sind: der Tikbaum (Tectonia grandis), in Waldungen auf den Gats, von deren halber Höhe bis auf die höchsten Gipfel. Die indische Eiche, ebenfalls auf den Gats sehr häufig, und wie der Tikbaum vortreffliches Holz zum Schiffbau liefernd. Der Marotti und die Doraspa (Hopea decanthera), zwei Baumarten, deren Holz das Tikholz noch an Festigkeit und Dauer übertrifft. Der Tamarindenbaum, dessen hartes Holz ebenfalls als Nutzholz verwendet wird, und dessen schotenförmige Früchte jeder Vorübergehende pflücken kann. Das Bambusrohr, ein Forstbaum, aus welchem die meisten Häuser in Hindostan aufgezimmert werden. Die Gipfel dieser Bäume sind mit mehlichten Körnern bedeckt, woraus man Brei, Brot oder Brotkuchen macht. Aus den jungen Stämmen quillt der berühmte Bambuszucker hervor, den man mit Geld aufwiegt. Die Baniane oder der indische Feigenbaum (Ficus religiosa), das herrlichste Erzeugniß der Natur, welches ganz im Widerspruche mit andern animalischen und vegetabilischen Wesen, der Verwesung zu widerstehen scheint. Er wächst unaufhörlich und pflanzt sich dadurch fort, daß er Äste zur Erde senkt, die dann Wurzel schlagen und einen neuen Stamm treiben, so daß ein einziger Baum in einer gewissen Zeit einen ganzen Wald zu schaffen im Stande ist. Die Hindus betrachten ihn als ein Sinnbild der Gottheit, sowohl wegen seiner langen Dauer als wegen seines wohlthätigen Schattens, den er durch seine weit hin sich erstreckenden Äste verbreitet, auf welchen man oft fromme, sich kasteiende Büßer in gänzlicher Geistesabgezogenheit sitzen sieht. Der berühmteste Banianenbaum, nach einem Heiligen, der sich lebendig unter ihm begraben ließ, Cubbir Burr genannt, steht unweit Baroadsch auf einer Insel des heiligen Nerbudda-Stroms; sein Abbild ist seit 1827 von der neu gestifteten asiatischen Gesellschaft von Großbritannien sehr sinnreich zum Wappen gewählt. Er ist so groß, daß mehr als 5 Regimenter bequem unter dem, den glühendsten Sonnenstrahlen undurchdringlichen Schatten seines Laubdaches lagern können. Sein Umfang, um seine Hauptstämme genommen, beträgt etwa 2000 Fuß; allein seine überhängenden, noch nicht abgehauenen Äste überschatten einen weit größern Raum. Der Hauptstämme dieses einzigen Baumes sind 350, der kleinern, welche ihm zu starkem Nutzen dienen, mehr denn 3000. Der Baum ist voll von grünen Wald- und anderen Tauben, Pfauen und befiederten Sängern, Eichhörnchen, ganzen Familien von Affen und großen Fledermäusen, welche bei Tage an den obern Zweigen in einem Zustande von Erstarrung hängen. Er gibt allen seinen Bewohnern Obdach und Nahrung, da er unter seinem dichten Laube viele kleine hochrothe Feigen, von einem ausnehmend lieblichen Geschmacke, birgt. Viele der auf ihm wohnenden Thiere leben eines vom andern, und es wird ein beständiger listiger Krieg zwischen Schlangen, Vögeln, Affen ꝛc. geführt. Die gebrannten Früchte der Baniane geben ein schwarzes Öl, ihre jungen Blätter dienen als Arznei, und die 6 Zoll langen starken Blätter benutzt der Hindu als Teller. Unter den Geschlechtern der Palmen, von den Hindus Trina-druma d. i. Grasbäume genannt, sind hervor zu heben: die Kokospalme, vielleicht das nützlichste Naturerzeugniß, hat hier ihr wahres Vaterland; ihr fast cylinderförmig gerader, mit kreisförmigen Ringen versehener Stamm erreicht bisweilen die Höhe von 70 Fuß. Ihr Holz ist zu keiner dauerhaften Arbeit tauglich, aber ihre breiten und langen Blätter, deren sie selten mehr als 12 hat, und welche auf der Spitze des Baumes wie ein Büschel, aus dessen Mitte die Nüsse wachsen, braucht man zum Decken der Häuser, zu Sonnenschirmen, Segeln, Fischernetzen, zu Schreibpapier (indem man mit einem Griffel auf sie schreibt) u. s. w. Überhaupt wird die Kokospalme von den Hindus in nicht weniger als 360 Fällen zum Nutzen verwendet. Die Frucht ist mit einer dicken Hülse bedeckt, von der man treffliche Seile macht; darunter liegt die Nuß, woraus Schalen ꝛc. verfertigt werden. Der Kern ist eine angenehme Speise und gibt eine Menge vortrefflichen Saftes, Loddy (Kokosmilch) genannt. Läßt man diesen Saft sauer werden, so gibt er einen guten Essig, abgezogen liefert er ein starkes geistiges Getränk (Arrak), mit lebendigem Kalke gesotten aber einen erträglichen Zucker. Dieses außerordentlichen Nutzens wegen ist die Kokospalme ein Gegenstand der hindu'schen Baumzucht, und zwar zieht man sie ganz besonders des Palmweins wegen, welchen die Blumenkolbe liefert. Sie wächst aber nur und zwar in Wäldern, in den tiefen Küstenstrichen Koromandel und Malabar bis zur halben Höhe der Gats hinauf in Ceylon, und in dem unteren Stufenlande des Ganges; in dem mittleren Stufenlande dieses Stromes und auf dem dekanischen Plateau wird ihre Stelle durch die Arekapalme ersetzt, deren Nüsse vorzüglich bei der Bereitung des Betels gebraucht werden und aus denen man das Cachou oder die japanische Erde zieht, welche in den indischen Manufakturen, in den Färbereien und Gärbereien von so großem Nutzen ist. Die Weinpalme (Borassus flabellifer) wächst wild in den meisten Wäldern und gibt nicht nur einen guten Palmwein, sondern ihre Blätter werden auch zu Papier, Körben

und Flechtwerk benutzt. Die Schirmpalme (Corypha umbraculifera) liefert vortreffliches Bauholz. Die Sagopalme (in 3 Arten), deren Mark hier und da als Speise dient. Die Dattelpalme, welche besonders in der Nähe des Indus wächst und deren Frucht dort eine Brotfrucht ausmacht. Andere Fruchtbäume Hindostans sind folgende: der Mangobaum, der gewöhnlichste der fruchttragenden Bäume Hindostans, ist auch der charakteristische Baum dieses Landes. Er hat den Wuchs der höchsten Nußbäume und auch Holz und Blätter mit diesen gemein, so daß man beide verwechseln kann; seine Frucht, die Mango, gibt eines der beliebtesten Nahrungsmittel ab. Die Platane, aus deren Früchten man Mehl gewinnt. Der Citronenbaum, der Pomeranzenbaum, der Granatenbaum, die Pompelmuse, der Bananenpisang u. a. m. Der Sonnenschirm- und Mandelbaum ist vielleicht der einzige Baum der Erde, der seine Zweige völlig horizontal und in Stockwerken eines über das andere ausstreckt. Er bringt die feinsten und geschmackvollsten Mandeln hervor. Die Guayave, deren Früchte in Gestalt und Geschmack der Birne gleichen und meist eingemacht genossen werden. Der wilde Brotfruchtbaum (Artocarpus). Der Kirschbaum wächst auf dem Plateau Dekan, im übrigen Indien ist er unbekannt; eben so die übrigen europäischen Obstbäume und Wein, welche nur in höheren Gegenden gedeihen. Andere merkwürdige Bäume Hindostans sind: der Sandelbaum, der besonders auf der Küste Malabar eine ansehnliche Höhe erreicht, und dessen Holz, aus dem besonders kostbare wohlriechende Möbeln und kleine Geräthschaften gefertigt werden, eine der wichtigsten Exporten dieser Küste ausmacht. Dieses Holz ist auch zum Rothfärben der Baumwolle unentbehrlich. Der Sapanbaum (Caesalpinia) wächst besonders auf den Ostgats, sein Holz gibt eine schönere Farbe, als das des brasilischen Sapanbaumes. Der Lotus, ein heiliger Baum der Hindus, wächst theils wild in den Wäldern, theils pflegt man ihn auch in Gärten. Die verschiedenen Gummibäume, worunter auch der dichtbelaubte Benzoe, welches eines der schönsten Räucherwerke Indiens gibt, und der Gummilackbaum, der Wohnsitz der Gummilackschildläuse, welche das herrliche Gummilack liefern, auch der hohe Pterecarpus Draco, welcher das Drachenblut ausschwitzt, ist häufig. Der Kampferbaum ist in Vorderindien ziemlich selten. Der Theerbaum, welcher ein Öl liefert, das wie Theer zu gebrauchen ist. Der Seifenbaum, dessen Beere in der Hand zerrieben, zu einer Seife wird, die den Hindus bei der Seidenwäsche dient. Der Ebenbaum, wovon besonders die gefleckte und gestreifte Gattung häufig, die schwarze aber selten ist. Der Zimmetbaum (Laurus cinnamomum) in mehrern Arten, wovon 4 die echte Zimmetrinde liefern, wächst auch in Dekan, doch besonders in Ceylon, wo allein in Indien er jetzt ein Gegenstand des Plantagenbaues ist. Die Ceder, die europäischen und viele indische, noch unbeschriebene Forstbäume wachsen auf den hohen Gebirgen.

Unter den Pflanzen, welche Gegenstand des hindu'schen Feldbaues sind, merken wir: 1) Reis (hier Nelly genannt), die Hauptbrotfrucht des Landes, wovon wenigstens $\frac{1}{10}$ der Bewohner fast ausschließlich leben. Er wächst hier nicht bloß auf nassem Boden, sondern selbst an den Bergen; und die Art Tokmaro oder Uya wird noch in den höchsten bewohnten Thälern des Himalaya gebaut, wo sie trotz Schnee und Frost reichen Ertrag gibt. Der rothe Reis gibt das hausbackene Brot der Hindus. 2) Weizen und die andern europäischen Getreidearten, worunter auch Mais aber auch mehrere einheimische Getreidearten, verbraucht der Hindu zum Brote; unter den letzten z. B. die Keverou, welche aus kleinen runden, dem Samen der Zwiebel ähnlichen Körnern besteht, und deren Mehl, mit Wasser vermischt, in Form eines holländischen Käses gebacken wird; die Badgerrow, die dem Buchweizen gleicht; den Dohl (Citisus); den Sollam oder Choolam, welcher auf Stängeln, denen der Hirse ähnlich, wächst, und welcher nach Perrin überall in Hindostan gebaut wird; den Collou, eine Art großer Linsen; er ersetzt den Hafer in den Gegenden, wo derselbe nicht gebaut wird und dient als Ochsen- und Pferdefutter; Djonnolu (Holcus sorgum); Schauma (Panicum miliaceum); Araga (Paspalum frumentaceum); Raghie (Eleusine coroçana) und Saisja (Holcus saccharatus). Von den drei letzten Arten lebt vorzüglich das gemeine Volk. Von Küchen- und Gartenfrüchten baut der Hindu unter andern Rettige, Rüben, Vitsbohnen, Melonganen (Solanum melongena), Amaranth (Amaranthus oleraceus), Artischocken, Salat, Kohl, Yams, Ignamen und die Kartoffel, welche, aus Europa eingeführt, überall gedeiht; von Handelsgewächsen aber Baumwolle, wovon es 7 Hauptarten gibt, die theils weiße, theils rötbliche, theils gelbliche Wolle liefern und wovon die beste in Guzurate, Agra, Oude und Bengalen erzeugt wird, welches letzte Land der Stapelort der indischen Baumwolle ist; Pfeffer, eine Stapelware Dekans; Mohn, woraus man das Opium zieht, einen sehr wichtigen Gegenstand der hindu'schen Industrie, dessen man sich im ganzen Orient als Reizmittel bedient und welchen besonders die Städte Patna und Benares und die Provinz Malwa, zusammen jährlich für 8 Millionen spanische Thaler (à $1\frac{1}{2}$ Thaler preußisch) ausführen; Zuckerrohr, eine Stapelware Bengalens, in mehrern Varietäten; die Indigotera Anil (Indigo), eine Farbepflanze, welche von den Hindus seit den ältesten Zeiten gebaut wird, und deren Bereitung sie die Europäern gelehrt haben. Der beste Indigo wächst in der Provinz Agra, am stärksten wird er indeß in Bengalen und auf der Küste Koromandel gebaut. Der Baumindigo (Nerium pentandr. monogyn.) ist Hindostan eigenthümlich, wächst besonders in den nördlichsten Distrikten des koromandelschen Küstenstriches und liefert einen eben so guten Indigo wie die Indigopflanze; die Opuntia, auf deren Blättern sich die Blattlaus aufhält, welche das Koschenil, ein wichtiges Farbematerial liefert, das einen sehr wichtigen Ausfuhrartikel ausmacht (seit 1787, wo Dr. Anderson zuerst das Koschenil auf der indischen Opuntie entdeckte); der Kardemom, ein meist nur in Asien gebrauchtes

Gewürz, das Produkt einer kleinen, in Ansehung der Stängel, der Blätter und der Blühte der Banane sehr ähnlichen Pflanze, welche an den Westgats vom Kap Comorin bis 20° N. Br. wild wächst und eingesammelt wird; Tabak in 2 Arten, wovon Nicotiana latifolia allein und besonders in Guzurate gebaut wird, rustica aber wild wächst; Ricinus oder Palma Christi, wovon in den Provinzen Bahar und Canara ganze Felder bedeckt sind, und woraus die Hindus das in Europa so genannte Cajaputöl pressen; Betel (Piper betel), dessen Blätter ein Hauptingredienz des berühmten Gemisches sind, das fast jeder Hindu kaut und das aus dünn geschnittenen Arekanüssen, Betelblättern, Kardemomen, Kachou, Nelken und etwas Kalk besteht; Safran, welcher zwar in großen Quantitäten, doch nur zum eignen Gebrauche gewonnen wird; und Hanf, der hier so narkotisch ist, daß seine Blätter häufig genossen oder gebraucht werden, um sich dadurch zu berauschen. Wegen der Stängel, die an mehreren Orten zu einer Art Segeltuch bereitet werden, wird er weniger gezogen.

Unter den Sträuchen verdient besonders hervor gehoben zu werden der Sumbul oder wohlriechende Pandanstrauch, der die köstlichsten Wohlgerüche Europa's und Asia's übertrifft, und dessen Blumen daher theuer verkauft werden.

Unter den Blumen Hindostans, welche nicht allein die Gärten zieren, sondern auch wild auf fast allen Feldern wachsen, bemerken wir: die Rose, woraus mit einem Zusatze von Sandelholz das kostbare Rosenöl bereitet wird; den traurigen Nachtblumenbaum (Nyctantes tristis), dessen Blätter und Blumen man auf vielerlei Art benutzt; den strauchartigen Sambuc (Nyctantes sambuc.), dessen Blume im Orient ein Hauptbestandtheil wohlriechender Salben ist; den Jasmin, wovon es 5 Arten gibt, worunter Jasminum odoratissimum nur des Nachts seinen Kelch öffnet; die Nymphäen, worunter besonders die Nymphaea lotus; die Hagatali, welche der Brillenschlange den Tod bringen soll; die feuerfarbene Buschflamme; die schöne gelbe Tschambaga (Michelia chambaca) und andre mehr.

Von den übrigen Pflanzenarten führen wir nur noch als besonders merkwürdig die Wasserkolbenpflanze, die bewegliche Pflanze und das Angeah-Gras an. Die Wasserkolbenpflanze (Nepenthes destillaria) ist eine krautartige Pflanze mit dicker Wurzel und einfachem Stängel, mit einem Blumenbüschel überwachsen. Ihre Blätter haben keinen Stiel, sondern sitzen zum Theil um den Fuß des Stammes, und endigen sich in Ranken, deren jede einen hohlen Kolben von länglichrunder Gestalt trägt, der mit einem Deckel, gleich dem Deckel einer Büchse versehen ist. Diese sonderbaren Anwüchse enthalten jeder ungefähr ein Weinglas voll klaren, gesunden, sehr erfrischenden Wassers. Am Morgen ist der Deckel geschlossen, er öffnet sich aber während der Hitze des Tages, wo ein Theil des Wassers ausdünstet; dieß füllt sich wieder in der Nacht, und jeden Morgen sind die Kolben alle wieder voll. Es scheint, daß diese Wasserquellen von der Vorsehung zur Erquickung der Vögel und anderer Thiere ersehen wurden, denn man sieht dieselben öfter ihre von der Sonne gesengten Schnäbel in die kühlen Becher der Nepenthe tauchen. Die bewegliche Pflanze ist eine Naturmerkwürdigkeit Bengalens. Ihr Stängel ist rund, glatt und verzweigt; die Blätter wachsen je drei und drei, an einem Blattstiele beisammen sitzend, zwei kleine, und ein drittes ziemlich großes in der Mitte, welches lang und spitz zuläuft; die Blumen sind wie die der Zuckererbsen gestaltet und wachsen büschelweise am Ende des Stängels. Die Blätter sind in beständiger Bewegung; einige bewegen sich nur wenig, andere sehr heftig. Diese Bewegung wird weder durch die Luft, noch, wie bei dem gleichfalls in Hindostan einheimischen Sinnkraut, durch die Berührung hervorgebracht. Die Blätter schütteln sich dann am heftigsten, wenn die Pflanze in voller Blühte steht, so daß diese Bewegung zum Leben der Pflanze nöthig zu seyn scheint. Selbst ein abgeschnittener Zweig, den man in einem verschlossenen Zimmer ins Wasser stellt, bewegt sich noch einige Tage lang. Der Wuchs des Angeah-Grases ist von solcher Länge und Dicke, daß sein Stängel einem dicken Seile gleicht; das Gras ist in Bengalen einheimisch.

C. Produkte aus dem Mineralreiche. Die Trappformation Dekans enthält einen großen Schatz von Karneolen, Achaten, Smaragden, Opalen, Rubinen, Chalcedonen und vielen andern kostbaren, in abgerundeten Kieselformen vorkommenden Steinen, welche zum Edelsteinschmucke des Orients gehören. Ihre reichste Fundgrube ist indeß in den Radschapipli-Bergen am Westende der Sautpura-Kette des Vindhya-Systems, zwischen dem untern Laufe des Nerbudda und des Tapti, im SO. der Stadt Baroadsch. Diese Stadt, das alte Barygaza, war von jeher der Stapelplatz dieser edlen Steine, und schon zu den Zeiten der Ptolemäer führte man sie unter dem Namen der Onyxsteine von hier aus nach Alexandrien. Granaten findet man an vielen Orten, z. B. in den Granitbergen um Salem und in den trocknen Betten vieler Bäche, welche in Gneiß und Glimmerschiefer fließen; eben so bestehen viele Felsen in der Gegend von Salem aus edlen Jaspisarten. Dekan ist das Vaterland des schönsten und reinsten Diamants, den es auf der bekannten Erde gibt; man findet ihn in der Umgegend von Golconda auf dem Plateau von Hyderabad, das ein ausgezeichneter Geograph deßhalb das Diamantenplateau von Golconda nennt; ferner zwischen den Pennar und Kistna, in dem Bergstriche zwischen Guti und Kuddapah, NO. bis Kondapilli und Ellora an der Mündung des Kistna in den dortigen Conglomeraten, im aufgeschwemmten Boden; ferner auf dem Plateau von Bundelcund. Die berühmtesten Gruben liegen bei Ellora an der Nordseite der Kistnamündung, wo 7 Dorfschaften dabei beschäftigt sind; zwar ist das Gebiet britisch, aber die Gruben gehören dem Nizam von Hyderabad. In der Nähe des Forts Golconda neben der gleichnamigen Stadt, welche jetzt gewöhnlicher Hyderabad genannt wird, werden nur noch wenig Diamanten und größere überhaupt nur selten gefunden, ja das Graben nach Diamanten ist

eine unzuverlässige Arbeit, wie das Lotteriespiel. Golconda war ehemals der Diamantenmarkt der Juweliere des Orients; jetzt ist das Fort nur die Niederlage aller großen Diamanten, welche gewöhnlich in Madras geschliffen werden. Nach einigen Schriftstellern soll man diesen Prachtstein auch in Nepal und in einigen Flüssen, besonders in den Zuflüssen des Mahanudy finden. Der Corindon oder Demantspath, den man zum Poliren der edlen Steine braucht, findet sich in Koromandel und in Bengalen im Granite. Der Lapis lazuli findet sich in beträchtlicher Menge in der Provinz Oude. — In den Kalksteinschichten der zweiten Stufe des Himalaya liegt eine merkwürdige, schwarze, eisenhaltige Erde, welche die Einwohner zerrieben als Tinte gebrauchen und welche die Elephanten nach Aussage der Hindus in gewissen Krankheitszuständen gierig verschlingen sollen.

Unter den Salzen, welche man in Hindostan findet, merken wir an: Steinsalz, das man besonders im Lande der Seiks in der Salzkette des Himalaya findet; Kochsalz gewinnt man besonders aus den Salzquellen von Guzurate und bei Allahabad, doch kennt man hier keine Salzsiedereien wie in Europa; Seesalz wird in ungeheurer Menge in den Sunderbunds und auf allen Küsten abgeschlämmt und von der Sonne krystallisirt; Salpeter findet man ebenfalls in ungeheurer Menge im indischen Tieflande, wo die meisten Gewässer und die thonartige Erde überall davon durchdrungen sind. Die Gewinnung des Salpeters ist eben so ungeheuer, denn außer dem, was im Lande selbst zu Schießpulver und zur Kühlung der Getränke und Erfrischungen verbraucht wird, gehen davon große Lasten nach Europa, und nach England allein jährlich 600,000 Zentner.

Nach dem bis jetzt Bekannten zu urtheilen, scheint die Natur Hindostan nur sparsam mit edlen Metallen versehen zu haben; wahrscheinlich aber hat man auch jetzt noch nicht alle nutzbaren Erzeugnisse erforscht, welche die indische Erde in ihrem Schoße birgt. Die Goldminen Hindostans sind eingegangen, wohl aber wird dieß Metall aus einigen Flüssen und Bächen gewaschen; goldführende Flüsse sind z. B. der Behut, der Ponarru in Dekan und viele Bäche des Gebirgslandes Nepal im Himalaya. Auch die Silbergruben Hindostans werden nicht mehr bearbeitet. Blei kommt unter andern in großer Menge bei dem Dorfe Jowar, 12 engl. Meilen von Odeypur in Radschputana vor, und wird auch ausgebeutet. Man findet in demselben auch Silber, wovon, als es noch gewonnen wurde, dem Radscha von Odeypur jährlich eine Ochsenladung dargebracht wurde. Kupfer gibt es besonders in Agra und Radschputana, allein das Metall ist nur von geringer Güte. Eisen ist in allen Gebirgen in großer Menge vorhanden; es ist außerordentlich biegsam und dient daher zur Bereitung des trefflichen indischen Stahls und zu den feinsten Schlosserarbeiten. Roh- und Gußeisen machen Handelsgegenstände der Hindus aus.

Unter den unzähligen Arten von Versteinerungen, die man in Hindostan findet, führen wir nur an: die Ammonshörner. Sie finden sich sehr hoch und in außerordentlicher Menge im Himalaya in dem Hochthale des Gunduk oder Gandaki-Ganga, welcher bei Patna in den Ganges mündet und so weit er im Gebirge fließt, Salagrama genannt wird. Diese Ammonshörner sind in einer deßhalb sehr berühmten Felswand des sonst, wie es scheint, petrefaktenleeren Gebirges, bei dem Alpendorfe Muktinath enthalten, aus der sie von dem Strome losgerissen und in das Tiefland geführt werden. Sie werden in ganz Indien unter dem Namen Salagrama oder Narayani göttlich verehrt, weil der Aberglaube in den seltsamen Spiralwindungen und Concamerationen dieser Petrefakte eine Spur der Gegenwart des Gottes Wischnu bei der Erdschöpfung zu erkennen glaubt, und werden deßhalb von devoten Pilgern und gewinnsüchtigen Reliquienhändlern in Menge gesammelt. Besonders in Bengalen, wo Idole nur selten vorkommen, sind sie der gewöhnlichste Gegenstand der Anbetung des Volks.

VII. Bewohner Hindostans.

Die Bewohner Hindostans bestehen aus Ureinwohnern oder den Hindus, aus eingewanderten Völkern und aus den durch Vermischung der letzten mit den erstern entstandenen. Ihre Gesammtzahl wird nach einer ungefähren Schätzung auf 134 Millionen Selen angeschlagen, wovon 114 Millionen auf die Hindus, 20 Millionen aber auf die eingewanderten Völker kommen. Hindostan ist daher eines der bevölkertsten Länder der Erde, doch ist die Volksmenge sehr ungleich vertheilt: im Himalaya leben im Durchschnitt 500—800, im mittlern und untern Stufenlande des Ganges mehr denn 5000, im mittlern und untern Stufenlande des Indus 1000—1300, auf dem Plateau Dekan 2000—2300, auf den Küsten Malabar und Koromandel 3000—4000 Selen auf dem Raum Einer geogr. □Meile.

a. Ureinwohner oder Hindus. Der Name Hindu, jetzt allgemein in Hindostan dem Volke gegeben, ist persisch und bedeutet schwarz; die Hindus selbst nennen sich sehr gern Arya, d. i. die Ehrenwerthen. Als die Portugisen mit Indien bekannt wurden, bezeichneten sie dessen Bewohner mit dem Gesammtnamen Gentios, das heißt Gentiles, Heiden. Die Engländer faßten diesen Sprachgebrauch auf und schreiben Gentoos. Der Auszug aus den einheimischen Gesetzen, welchen Lord Hastings, ein ehemaliger Gouverneur Indiens, auf Persisch abfassen und durch Halhed ins Englandische übersetzen ließ, führt den Titel Code of gentoo law, im Gegensatz mit der Gesetzgebung des Islam. Ein sanskritisches Wort, sagt Schlegel, das zufällig im Laute ganz hiermit zusammen trifft, jantu, bedeutet eine geringe Kreatur, wodurch sich also die Indier nicht eben geschmeichelt finden möchten.

Wir müssen die Ureinwohner in eigentliche oder civilisirte, und in uneigentliche oder wilde Hindus theilen. Die letzten, von den ersten Nishâda genannt, ein Name, der sowohl einen Jäger als einen Menschen von einer verworfenen Kaste bedeutet, unterscheiden sich von ihnen auch durch Körperbau und Gesichtsbildung, und leben mitten in den angebautesten Ländern Indiens in

Bergwäldern, aus denen sie oft raubend in die Ebenen hinaus brechen. Allem Anschein nach waren sie die Urbewohner Indiens, ehe die Stammväter der Hindus von NW. her einrückten.

A. Eigentliche Hindus. Bei der obigen Annahme der Volkszahl von Hindostan machen die Hindus ⅘ derselben aus; sie bilden eine eigne Art der großen Gattung des Menschengeschlechts. Von den Quellen des Indus und Ganges stiegen sie über die hohen Himalaya herab und bevölkerten nach und nach das ganze Hindostan. Von hier aus drangen sie nach Ceylon, nach den Male- und Lakediven und verbreiteten sich endlich westlich längs der Küsten bis an das äußerste Ende des persischen Meerbusens; denn die Bewohner von Ormus sind ohne Zweifel Hindus. Wir beobachten sie hier nur in Hindostan, wozu wir noch die Insel Ceylon rechnen.

Der Hindu ist von mittlerer Größe; gewöhnlich erreicht er nur 5 Fuß 2 Zoll, doch sind die Gebirgsbewohner und die Individuen der obern Kasten im Allgemeinen größer und erreichen nicht selten 6 Fuß. Der Wuchs ist schlank, der Schenkel zart, der Fuß wohlgebaut, überhaupt der ganze Körper, bis auf das gleich dem Bogen einer Baßgeige auswärts gebogene Knie, von dem schönsten Ebenmaße. Das Gesicht ist oval, die Nase zierlich abgerundet ohne platt zu seyn, die Flügel derselben nicht allzu sehr abstehend; der Mund ist mäßig groß, die Lippen sind sehr dünn, meist gefärbt, die obere besonders sehr anmuthig; das Kinn ist rund und fast immer mit einem Grübchen geziert; die Augen, deren Ausdruck durch sehr lange Wimpern gemildert wird, und welche von gebogenen Augenbraunen bekränzt werden, sind meist rund, ziemlich groß, immer etwas feucht, haben immer eine schwarze Iris, eine etwas in's Gelbliche ziehende Hornhaut und dunkelbraune oder schwarze Regenbogenhaut. Bei den verschiedenen Individuen ist die Gesichtsbildung, wie bei den Europäern, auch verschieden, und dadurch unterscheiden sie sich sehr von ihren nördlichen und östlichen Nachbarn, deren mongolische Gesichtsbildung nach einem und demselben Modell geformt zu seyn scheint. Die Gesichtsfarbe ist im Allgemeinen dunkelgelb, etwas ins Rußschwarze oder Bronze ziehend, theils auch kupfer- und olivenfarbig und braun. Die geographische Breite scheint auf die Gesichtsfarbe keinen Einfluß zu haben; denn die Bewohner von Guzurate sind weit dunkler gefärbt, als die Bewohner des Karnatik. Das Haupthaar ist lang und schlicht, immer sehr schwarz und glänzend, meist sehr fein, das Barthaar, ausgenommen am Schnurrbarte, dünn. Die Ohren sind mäßig groß, wohlgestaltet von Natur, aber oft durch schwere Zierathe verzerrt. Die Hände sind außerordentlich klein, und bei den Frauen aus den niedrigsten Volksklassen sind sie zarter, als bei der feinsten europäischen Dame; indische Säbel können von Europäern wegen Kleinheit der Gefäße nicht gebraucht werden. Kurz, die Hindus sind eines der schönsten Völker der Erde und die Frauen ins Besondere sind einer hohen Körperschönheit theilhaftig, die durch eine außerordentliche Reinlichkeit noch erhöht wird; ihr Wuchs ist von der seltensten Regelmäßigkeit, ihr Busen hat eine üppige Rundung. Einer so großen Schönheit entspricht indeß nicht eine eben so große Körperkraft; die Schwäche der Hindus ist in Indien sogar zum Sprichworte geworden, und wahrscheinlich nicht allein Folge der größten Theils vegetabilischen Nahrung, sondern auch wohl der Schwäche der Verdauungswerkzeuge; denn Pfeffer, Ingwer u. dergl. scheinen nothwendige Reizmittel für ihre Magen zu seyn. Den Mangel an Muskelkraft ersetzt ihnen aber eine größere Gelenkigkeit, welche durch die allgemein üblichen gymnastischen Übungen sehr befördert wird; so geschieht es denn, daß die hindu'sche Infanterie weit schneller marschirt und unermüdlicher ist, als die europäische, und ein hindu'scher Bote während eines Monats täglich 10 teutsche Meilen zurück legen kann, ohne zu ermüden. Der Hindu ist sanft, offen, verständig, scharfsichtig, industriös, außerordentlich mäßig, Feind des Mordes und der Blutrache, und steht in seinen Naturanlagen keines Weges andern Völkern nach. Seine Gemüthsart ist ruhig, ganz fern von jener Leidenschaftlichkeit, die uns beherrscht; er duldet ruhig unter Leiden, die bei uns die gefährlichste Leidenschaft erwecken und sogleich in Thätigkeit ausbrechen lassen würden. Dagegen äußert sich seine Energie in der Anhänglichkeit an alte Gebräuche und an das Herkommen; er ist aber keines Weges feig, dieß beweisen die tapferen Thaten der hindu'schen Infanterie im Dienste der Briten und die Geschichte der Radschputen, welche den fremden Eroberern Jahrhunderte lang widerstanden haben.

Wallace behauptet, daß in Hindostan die Weiber zahlreicher wie die Männer seien. Sie reifen sehr frühzeitig und verblühen schnell; im 11ten Jahre werden sie Mütter und im 30sten sind sie abgelebt vor Alter. Die Männer dagegen erreichen nicht selten ein hohes Alter von 90 — 100 Jahren und erfreuen sich dabei einer guten Gesundheit. Daß die Hindus gesunder seyn sollen wie die Europäer, ist nicht richtig. Leberbeschwerden, Verhärtungen in der Milz, die Cholera morbus, welche seit Anfang dieses Jahrhunderts in Hindostan contagiös geworden ist, sind sehr gewöhnlich unter ihnen.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse der Hindus sind ganz auf das Kastensystem gegründet, woraus ihre Sitten und die Beweggründe ihrer Handlungen hervorgehen und das man daher kennen muß, um ihren Charakter richtig würdigen zu können. Dieß Kastensystem, eine Einrichtung, die seit den ältesten Zeiten besteht und aus der bramanischen Religion hervorgegangen ist, trennt die verschiedenen Klassen der Gesellschaft auf ewig durch eherne Schranken, deren Übersteigung als Frevel gegen göttliches und menschliches Gesetz betrachtet wird. Niemand darf ein anderes Gewerbe treiben als das seiner Ältern, Niemand in eine andere Kaste als in seine eigne heirathen, nicht mit Mitgliedern einer andern umgehen, nicht gemeinschaftlich mit ihnen speisen. Die Übertretung des Gebots hat unausbleiblich Ausstoßung aus der Kaste zur Folge, eine Strafe, welche der Hindu als die schwerste betrachtet, die ihn treffen kann, da er alsdann aus aller menschlichen Gesellschaft verbannt ist.

Jede Kaste wacht durch besondere Ausschüsse auf Beobachtung der für dieselbe gegebenen Vorschriften; dieser Ausschuß zeigt die Übertretung den Gurus oder Priestern an, welche die Strafe verhängen. Die Wiederaufnahme ist immer sehr schwierig und mit vielen Kosten verknüpft. Einen einzigen Fall gibt es, wo aller Kastenunterschied aufhört, dieß ist bei den jährlichen Versammlungen unzähliger Pilger vor dem Tempel zu Jagrinaut. Es folgt hieraus, daß Nichts von dem, was Europa in Beziehung auf Adelstolz und Patrizierdünkel uns zeigt, und früher noch stärker zeigte als jetzt, die Vergleichung mit dem indischen Kastengeiste aushält.

Sämmtliche Hindus zerfallen in 4 Hauptkasten *): die der Braminen, die der Khetries (ausgesprochen Schetriyes), die der Vaisya (ausgesprochen Waischis) und die der Sudras. Sie entstanden den heiligen Büchern der Hindus zu Folge aus Bràma, dem ersten Erzeugten des höchsten Wesens. Bràma nämlich, um die Erde zu erhalten, ließ aus seinem Haupte die Braminen, aus seinen Schultern die Schetriyes, aus seinen Schenkeln die Waischis und aus seinen Füßen die Sudras hervorgehen. In den verschiedenen Theilen des Landes zerfällt jede dieser Kasten in eine Menge Unterabtheilungen, und nicht nur diese letzten unterscheiden sich auch von einander, sondern dieß findet selbst in den Familien Statt, zumal da man es sorgfältig vermeidet, in fremde, nicht schon verwandte Geschlechter zu heirathen, wodurch sich die Eigenthümlichkeiten derselben in großer Reinheit unverändert erhalten. Zu keiner der 4 Kasten gehören die Parias, welche in der tiefsten Verachtung leben und von aller menschlichen Gesellschaft so gut wie ausgeschlossen sind.

Der Bramine, der Edelste der Hindus, ist unverletzlich, ihn zu tödten ist eine Hauptsünde, deren Abbüßung 12 Jahre hinter einander fortgesetzte Pilgerschaft erfordert, wobei der Büßende in der Hirnschale des Erschlagenen Almosen sammeln und Speise und Trank nur aus eben derselben zu sich nehmen darf. Der Bramine darf nicht einmal von einem Fürsten berührt werden, da ihn dieß verunreinigen würde; er darf nur vegetabilische Speisen genießen und diese dürfen nur von Braminen bereitet seyn. Der Bramine kann nie die Todesstrafe erleiden; derselben schuldig, wird er geblendet oder ausgestoßen, und hat er die höchste Stufe, die Sanyasis, erreicht, so wird er gebrandmarkt und des Landes verwiesen. Aus den Braminen werden ausschließlich die Priester gewählt; aber das Wort Bramine ist nicht gleichbedeutend mit Priester, denn der Bramine ist auch Gelehrter, Lehrer, Statsbeamter, Arzt, selbst Krieger und Kaufmann, im Kriege Spion, zuweilen sogar Bedienter bei den Sudras. In dem Leben eines Braminen finden 4 Stufen oder Zustände Statt. Der erste Zustand ist die Brachmacharis und beginnt mit der feierlichen Aufnahme des jungen Braminen in die Kaste, wozu er nicht volle 7 Jahre zu zählen braucht, und dauert bis zum 12ten Jahre. Bei dem Eintritte wird dem Braminen der Kopf bis auf den Haarzopf am Hinterkopfe geschoren und die Ordensschärpe (Pamul) angelegt. Die Tonsur ertheilt ihm das Recht, sich der Theologie befleißigen, die Schärpe (aus 9 einzelnen, nach 3 Abtheilungen unter sich vereinigten, baumwollenen Schnüren bestehend und über die linke Schulter und Brust getragen) tragen und die Gesetze studiren zu dürfen. In diesem Zustande liegt dem Braminen die Pflicht der Enthaltsamkeit in der Liebe und des Betelkauens ob; er muß sich den Bart wachsen lassen, sich täglich baden, von Almosen leben, die Gesetze studiren u. s. w. Der zweite Zustand ist die Graharta. In denselben getreten, darf der Bramine heirathen, wenn er nämlich keine höhere Stufe erreichen will, und jede Beschäftigung treiben. Will er aber zu höheren Stufen gelangen, so muß er unverehelicht bleiben, 12 Jahre lang auf einer Kloster-Universität studiren, von der er dann auch erhalten wird; sind diese Studien absolvirt, so wird er Priester, Pagodendiener oder Doktor der Wissenschaften. Es liegt ihm während dieses Zustandes ob, 5 Jahre hinter einander zu schweigen und keinen der Religionsgebräuche zu offenbaren. Die dritte Stufe ist der Warnavradt, in welchem der Bramine als Einsiedler und nackter Büßer in Keuschheit leben und auf nackter Erde schlafen muß; er darf sich nie reinigen, nicht weiter studiren und keine Priesterhandlungen verrichten. Die vierte und heiligste Stufe ist die Sanyasis, welche der Bramine erst mit dem 72sten Jahre erreicht. In derselben läßt er Nägel, Haupthaar und Bart wachsen, entsagt allem Irdischen und beschäftigt sich allein mit dem unsterblichen Gotte; er wird für so heilig gehalten, daß Jeder bei seinem Eintritte in ein Haus ihm zu Füßen fällt; man glaubt von ihm, daß er nach seinem Tode nicht der Selenwanderung unterworfen sei, sondern gleich in den wahren Himmel gelange.

Die zweite Kaste, die der Schetriyes, umfaßt die Krieger und die Fürsten indischen Geblüts (Radschas). Diese Fürsten haben, wie schon bemerkt, Braminen zu ihren Ministern und Räthen; da diese letzten aber einer höheren Kaste angehören, die nie mit einer andern zusammen speisen darf, so würden sie es sich für eine Schande rechnen, mit ihren Fürsten zu speisen. Zu dieser 2ten Kaste gehören die Naïren in Malabar, welche aus königl. malabarischem Geblüte sind; auch sind ganze Völkerschaften, wie die Radschputen, aus ihnen hervorgegangen.

Die Kaste der Waischis begreift die Gutsherren (Zemindare), die eigentlichen Landbauern (Rejots), die Kaufleute (Banjanen) und Fabrikinhaber; bei ihr haben sich die uralten Sitten der Hindus am reinsten erhalten.

Die vierte Kaste, die der Sudras besteht aus zwei Haupt- und fast unzähligen Unterabtheilungen, wovon manche als unrein betrachtet werden. Es gehören zu ihr alle Krämer, Künstler, Handwerker, Fischer, die Bajaderen, Sänger, Musiker, Zauberer, Wahrsager und niedere Mönche. Die beiden Hauptabtheilungen, die der

*) Das Wort Kaste ist romanischen, also neuern Ursprungs, obgleich es in die alte Weltgeschichte zurück geworfen wird. Der hindu'sche Name dafür ist varna, die Farbe; die 4 Hauptkasten heißen bei den Hindus die 4 Farben.

rechten und linken Hand, sind durch besondere Auszeichnungen geschieden; sie dürfen sich nicht mit einander verheirathen. Die der linken Hand dürfen ihre feierlichen Prozessionen nicht in den Quartieren derer von der rechten Hand halten; und kommen beide Abtheilungen zusammen, so darf die der linken Hand kein weißes Pferd reiten oder einen weißen Schirm tragen. Unrein sind z. B. die Fleischer und Schuhmacher, welche zu Henkern gebraucht werden.

Der Paria, zu keiner dieser Kasten gehörig, darf auch mit keiner derselben zusammen wohnen; er muß seine Hütte auf dem Felde oder im Walde bauen. Spricht ein Paria mit einem besseren Hindu, so muß der erste die Hand vor den Mund halten; begegnet er ihm auf der Straße, so muß er zur Seite gehen, vor einem Braminen aber die Flucht ergreifen. Will ein Paria auf dem Markte Lebensmittel einkaufen, so muß er in einiger Entfernung stehen bleiben, durch lautes Rufen seine Bedürfnisse fordern, das Geld dafür hinlegen und sich so lange verbergen, bis ihm der Verkäufer das Verlangte hingelegt, das Geld genommen und sich wieder entfernt hat. Ein Paria, der einen Hindu berührt, kann sogleich von diesem getödtet werden. Die Paria's dürfen kein Thier schlachten, sondern sie essen nur das Fleisch von gefallenem Vieh; ihre Beschäftigung besteht in Fortschaffung des Unraths, Begraben der Todten, Verrichtung von Henkerdiensten und dgl. Da sie alles Unterrichts ermangeln, so sind sie sehr unmoralisch und oft blödsinnig. Es ist ihnen auch nicht erlaubt, einen Tempel zu betreten; sie dürfen nur durch die offene Thür auf den Götzen sehen, der oft so gestellt ist, daß ihre Blicke denselben treffen können. Ein Paria von Fähigkeiten kann jedoch in den Armeen der muhammedanischen Fürsten, die sich um Brama's Kasteneintheilung nicht kümmern, sein Fortkommen finden; und so geschieht es oft, daß ein Bramine von einem Pariaofficier Prügel erhält, wodurch sich der Bramine keines Weges in seinem Range beeinträchtigt glaubt; wollte er aber mit diesem seinem Officiere speisen, so würde er sofort aus seiner Kaste gestoßen werden. Die Paria's sind in ganz Vorderasien sehr zahlreich; sie stehen unter eigenen Häuptlingen, welche zugleich ihre Priester sind, und alle gottesdienstlichen Handlungen und Trauungen öffentlich in eigens dazu angewiesenen kleinen Bethäusern verrichten. Im Küstenlande Malabar führen die Paria's den Namen Pulia's. Diese gehen ganz nackt, und leben von aller menschlichen Gesellschaft entfernt, in sumpfigen, gebirgigen Waldgegenden. Doch werden sie von den Naïren zum Feldbau und zu anderen schweren Arbeiten gedungen und es gibt einen Tag im Jahre, an welchem alle Naïren, welche die Pulia's berühren können, Sklaven der letzteren werden; allein die Naïren hüten sich wohl, an diesem Tage einem Pulia zu begegnen. Unter den Pulia's stehen noch die Poulichis, auf die sie die Verachtung, welche man ihnen zollt, stolz zurück werfen. Die Poulichis leben ohne den Gebrauch des Feuers auf Bäumen, von wo man sie oft vor Hunger schreien hört, bis ihnen mitleidige Selen etwas Nahrung hinwerfen.

Außer allen diesen gibt es auch noch Sklaven in Hindostan. Der sehr arme hindu'sche Landmann ist nämlich bei eintretendem Mißwachs oft genöthigt, einen Theil seiner Kinder zu verkaufen; eine Handlung, welche durch das Gesetz beschützt wird und von den Briten noch nicht untersagt ist. Auf der Messe zu Hurdwar z. B., werden viele Hunderte von Individuen von 3 — 30 Jahren, um den Preis von 5 bis 18 Pfund Sterling pro Kopf verkauft und in Malabar kann man ein blühendes Mädchen um wenige Pfund haben. Diese Klasse wird auch noch durch die Einfuhr von Sklaven aus benachbarten Ländern, doch nicht bedeutend vermehrt. Doch ist das Schicksal dieser Sklaven nicht traurig zu nennen. In den wohlhabenden Familien wird ihnen sogar, als den treuesten Dienern, die Sorge für den innern Haushalt vorzugsweise anvertraut; es ist ihnen erlaubt zu heirathen, doch gehören die Kinder dem Eigenthümer der Mutter. Vermehrt sich nun die Sklavenzahl eines Eigenthümers über seinen Bedarf, so schenkt er einem Theile derselben die Freiheit, eine Handlung, die auch oft bei Familienfesten ausgeübt, und von der Religion als löblich empfohlen wird. Einen Sklaven einem Dritten zu verkaufen ist nicht erlaubt. Wenn bei Todesfällen Sklaven öffentlich verauktionirt werden, so können sie selbst mitbieten, wo sie dann ihre Freiheit für ein Spottgeld erlangen, weil man es für schimpflich hält, sie zu überbieten.

Dieß Kastensystem, verbunden mit der Natur des Landes und den Religions- und Statsgesetzen hat auf die Gemüthsart der Hindus einen eigenen Eindruck hervorgebracht. Abbé Dubois findet dieß System nothwendig, um ein von Natur träges und zur Sinnlichkeit geneigtes Volk zu einer bestimmten Thätigkeit, zu einem wenigstens äußerlich anständigen Betragen zu zwingen. Allein dieß Kastensystem ist es, welches mehr als alles Andere die Hindus als moralisch todt bezeichnet, indem es den Flug des Geistes niederdrückt, die Industrie lähmt, den Gemeingeist aufzukommen nicht erlaubt, kurz das ganze Nationalgebäude schwächt. Daher sind auch die Hindus in ihrer Kultur noch um Nichts weiter als vor mehreren tausend Jahren, und seit Jahrhunderten sind sie fremden Eroberern unterworfen gewesen.

Man beschuldigt die Hindus vieler grober Fehler; allein stellt man die vielen einzelnen, von den Reisenden erzählten Charakterzüge zusammen, so wird man finden, daß man bei den Hindus alle Tugenden und alle Laster findet, die auch uns ehren oder verächtlich machen. Zwar liegen viele der guten Eigenschaften des Hindu mehr in seinem geduldigen Temperamente als in seinen Grundsätzen; denn einer vernünftigen Religion als Führerinn entbehrend, sind auch seine Begriffe von Tugend und Recht sehr unvollkommen und sein Charakter vereinigt oft die größten Widersprüche. Selten ist ein Hindu im Stande, eine Geschichte ohne die abenteuerlichste Verdrehung zu erzählen und nicht immer darf man seinen Worten trauen; hat er sich aber zu gewissen Dingen vermiethet, so erfüllt er seine Pflicht mit Gewissenhaftigkeit. Hiervon geben die Kallen oder Räuber von Pro-

fession einen auffallenden Beweis. Sie sind die zuverlässigsten Führer und Wächter und lassen ihr Leben bei der übernommenen Pflicht, daher sich Reisende vom Stande ihrer gewöhnlich als Bedeckung bedienen. Sir John Malcolm führt in seinem dem Hause der Gemeinen über die Angelegenheiten Indiens vorgelegten Berichte an, daß ihm unzählige Züge von Ehrlichkeit unter den Hindus, vorzüglich unter den kriegerischen Stämmen, bekannt geworden seien. Es gibt, bemerkt er, eine ansehnliche Klasse Dienender, wie die Palankinträger zu Madras, deren Zahl sich auf 20 — 30,000 beläuft, und von denen ein großer Theil von der engländ. Regirung verwendet wird, deren Zunft wegen ihrer Betriebsamkeit und Treue merkwürdig ist.

Bei vielen Hindus geht die Gutmüthigkeit außerordentlich weit; die Banjanen in Guzurate z. B. haben für altes kränkliches Vieh in Surate und Baroadsch Hospitäler errichtet und die Dschains, eine eigene Sekte, tragen Fächer von Federn, um die Insekten wegzuscheuchen, damit sie nicht etwa unachtsamer Weise ein lebendes Wesen umbringen. Eine besonders gute Eigenschaft des Hindu ist seine Mildthätigkeit gegen Unglückliche und seine Gastfreiheit, welche durch Religionsvorschriften und bürgerliche Gesetze auch befohlen wird. Die Sastra befiehlt, daß, wenn eine Familie zu arm sei, einen Fremden oder einen Gast zu bewirthen, sie für denselben betteln soll. Unter den Gesetzen des Landes Kurg ist auch eins, daß kein Fremder durch das Gebiet des Radscha ziehen darf, ohne gastliche Unterstützung zu erhalten; übertritt er aber die Landesgränze und ist er arm, so muß ihm noch Zehrung mit auf den Weg gegeben werden. Daß alle Gesetze indeß nur zu oft übertreten werden, ist gewiß, und besonders erlauben sich die Braminen die gröbsten Verletzungen derselben und sind schrecklich ausgeartet.

Die gewöhnliche Nahrung der Hindus ist Reis mit vielem Gewürze, Milchspeise und die Frucht des Kokosbaums. Es finden Vorschriften Statt, nach welchen der Bramine Nichts genießen darf, was gelebt hat, also weder Fleisch noch Fisch; dem Krieger ist Schöpsen- und Wildfleisch gestattet, den niederen Ständen ist dieß untersagt, dagegen dürfen sie Fische essen. Diese Vorschrift rührt nicht von dem Wunsche her, des Lebens lebendiger Geschöpfe zu schonen, sondern von dem Begriffe heiliger oder befleckter Natur der Fleischarten. Überdieß wird sie häufig übertreten; denn die meisten Hindus genießen besondere Gattungen von Fleischspeisen, welche sich die Ärmern allerdings nicht anschaffen können. Nur einige Sekten, wie die Dschains, enthalten sich der Fleischspeisen, alle Hindus aber haben einen Abscheu vor Rindfleisch und verachten den, der es genießt.

Das gewöhnliche Getränk ist Wasser, welches man in den heißen Gegenden durch Salpeter kühlen muß. Berauschende Getränke sind den Hindus durch ihre Religion verboten; allein auch dieß Gebot wird von Vielen übertreten und Trunkenheit soll, wie man dem Bischof Heber versicherte, fast eben so allgemein wie in Europa vorkommen. Die Braminen und Vornehmen schwelgen im Genusse geistiger Getränke und nur die unteren Kasten sind eigentlich von Natur mäßiger. Der Hang zum Wohlleben ist übrigens in Indien allgemein, nur nimmt er mehr den Charakter der Ruhe als der Bewegung an. Ein Hauptgenuß des Hindu ist, nach der Mahlzeit im möglichst kühlen Zimmer, auf Teppichen und Kissen ausgestreckt zu liegen und sich die Gelenke von zarten Mädchenhänden kneten zu lassen, oder den Dampf eines mit Gewürzen gemengten Tabaks aus dem Hukah *) gemächlich einzusaugen.

Die Kleidung des gemeinen Hindu besteht aus einer musselinenen Pagoe, die er um die Hüften schlägt und durch die Beine zieht, und einer Art Oberkleid von Musselin, das er nachlässig um den übrigen Theil des Körpers wirft. Bei den Wohlhabenden besteht die Haustracht aus der genannten Pagoe und aus einer Weste (Sogai) mit Ärmeln von leichtem Musselin ohne Taschen, die sich vorn auf der Brust kreuzt und durch Bänder festgehalten wird. Beim Ausgehen und bei Feierlichkeiten kommt die Kleidung jedoch größten Theils mit der der Muhammedaner überein. Sie besteht aus einem reich gestickten Musselinkleide (Argui), das bis auf die Erde reicht und durch einen mit goldenen Franzen besetzten Gürtel festgehalten wird. Darunter zieht man Beinkleider von streifigem Seidenzeuge, und ein so genanntes Sangalaton von Scharlachzeug, das man über die Schulter hängt, deckt das Ganze. Der Kopf wird mit weißem, häufig sehr reich gesticktem Musselin in Form eines Turbans umwickelt, ein Kopfputz, an welchem die Vornehmsten Diamanten anbringen. Die Vornehmen stecken die Füße nackt in reich gestickte Pantoffeln (Papassi), die vorn mit einem gekrümmten ungeheueren Schnabel versehen sind und bei Besuchen und beim Gottesdienst vor der Thür ausgezogen werden. Die Kleidung der Frauen besteht in einer bloßen Drapirung, d. h., sie schlagen lange Stücke des schönsten Musselins oder seidenen Zeuges erst um die Hüfte, dann schürzenartig um den Magen und endlich um den Kopf, von dem sie seitwärts herab hängen. Das Haupthaar, mit wohlriechenden Essenzen eingerieben, und in einem oder mehreren Zöpfen mit Goldplättchen, Perlen oder Juwelen durchflochten, fließt längs dem Halse herab. Die Füße bleiben unbekleidet. Geringere Frauen schürzen das Haar in einen Knoten und schlagen es auf, zieren es mit Blumen und goldnen Ketten. In einigen Provinzen tätowiren sich die Frauen das Gesicht mit Figuren oder runden Flecken, überall aber sind sie außerordentlich auf Schmuck versessen; Nasen, Ohren, Arme, Knöchel, Zehen, Finger, sind nach Maßgabe ihrer Mittel mit Ringen und Juwelen geziert. Sehr beliebt sind Armbänder aus sehr fein durchsägten und geschliffenen Muscheln gefertigt. Überall bestreichen die Frauen den Rand der

*) Der Hukah ist eine besondere Art von Tabakspfeife, deren vielfach gekrümmtes Rohr durch ein krystallenes oder porzellanenes, weit von dem Raucher abstehendes und mit kaltem Wasser gefülltes Gefäß geführt wird, um auf diese Art den Dampf dem Munde abgekühlt zuzuführen.

Augenlieder mit dem schwarzen Oxyd vom Spießglase; es soll kühlend und wohlthätig wirken und den Glanz der Augen erhöhen. Dieses Stück des weiblichen Putzes war schon zu den Zeiten des Plinius im Abendlande bekannt geworden. Das Innere der Hände und Füße und die Stirn färben die Frauen roth, die Zähne aber schwarz. Das Bemalen ist ein Vorrecht, dessen sich die Witwen enthalten müssen, welche als solche lebenslänglich eine Trauertracht von weißer Leinewand anlegen. Das Tragen von Ohrgehängen, weßhalb die Ohrläppchen breit durchstochen und sehr lang gezogen, ist beiden Geschlechtern und allen Ständen, selbst den verworfenen, welche eiserne tragen, gemein. Fast alle Kinder gehen bis ins zweite oder dritte Jahr völlig nackt, allein viele haben eine silberne Platte in Form eines Herzens, an einer um die Lenden gebundenen Schnur herab hängen, um die Schamtheile zu verbergen. Einige hindu'sche Sekten scheren sich den ganzen Kopf, einen Büschel auf der Krone ausgenommen. Legen sie sich aber Büßungen auf, so lassen sie das Haar wild wachsen und durchwirren es mit Öl und Asche, um sich ein fürchterliches Ansehen zu geben. Den Bart läßt man sich abrasiren **).

Die Hindus wohnen in einzelnen Häusern, geschlossenen Dörfern und Städten. Die Häuser auf dem Lande und manche auch in den Städten, sind nur Hütten aus Lehm und Bambusrohr aufgeführt und mit den starken und langen Blättern der Palme oder mit Reisbunden gedeckt, und dienen Menschen und Vieh zugleich zum Aufenthalte. Die Form des Daches ist convex und gibt einer solchen Hütte ungefähr die Gestalt eines umgeworfenen Kahns. Eine einzige Thür ohne Schloß führt hinein. Die Häuser in den Städten sind besser; sie werden von Backsteinen gewöhnlich nur ein Stockwerk (in Benares aber bis 6 Stockwerk) hoch aufgeführt, und wenn der Besitzer wohlhabend ist, mit Kalk oder Stuck ***) überworfen, mit Ziegeln, und wo es Schiefer gibt, auch mit diesem bedeckt. Sie bilden gewöhnlich ein Viereck, das in der Mitte einen gepflasterten Hof umschließt. Von diesem aus erhalten die Zimmer ihr Licht durch Öffnungen, die mit Läden oder Jalousien verschlossen werden können; Fensterscheiben sind unbekannt. Diese Häuser sind größten Theils sowohl nach der Straße als nach dem Hofraume zu mit Säulengängen geschmückt, zwischen welchen die Wohnzimmer liegen, und welche dem Hause nicht allein ein sehr gutes Aussehen geben, sondern die Zimmer auch vor den Sonnenstrahlen schützen. Die Säulen, sehr oft von Holz gefertigt, haben Piedestal und Kapitäler, welche ein hervorspringendes plattes Dach tragen, das auf diese Art eine Terrasse oder Gallerie bildet, die um eine oder mehrere Seiten des Gebäudes läuft. Hier geschehen die häuslichen Spaziergänge; hier vergißt man bei einer halben Stunde angenehmer Kühlung die Hitze, die man während des Tages ertragen mußte; hier aber etabliren sich auch die Reisenden, schlagen dort ihre Küche auf, und bleiben so lange, als es ihnen gefällt, ohne dem Hausherren deßhalb ein Wörtchen zu gönnen. Dem Säulengange gegenüber tritt man zuerst in einen Gesellschaftssal, zu dessen beiden Seiten die streng symmetrisch angelegten Zimmer hin laufen und mit dem sie durch Thüren zusammen hängen. In Dekan haben die Häuser einen offenen Vorplatz längs der Fronte hin, und Männer und Frauen sitzen gelegentlich unter den Bäumen vor der Thür. Die Paläste sind nach demselben Plane gebaut, aber sie sind größer und schmuckreicher und in den Hauptstädten bestehen sie aus viereckigen Pavillons mit 7 — 8 Stockwerken, eines immer enger als das andere, so daß das Ganze eine Pyramide bildet. Jedes Stockwerk ist von dem benachbarten durch ein kleines Wetterdach unterschieden, an welchem Zierathen, besonders kleine vergoldete Glöckchen hängen.

Die hindostanischen Städte sind nicht schön; die Straßen sind häufig eng und schmutzig und nur die europäischen Quartiere in einzelnen Städten machen davon eine Ausnahme. Sie sind mit Ringmauern umgeben, oft befestigt, ja in Provinzen, die von kriegerischen Völkerschaften bewohnt werden, ist fast jedes Haus auf dem Lande eine Festung.

Der Hausrath der Hindus ist außerordentlich einfach; ihr ganzes Mobiliar besteht aus einigen alten Kisten zum Aufbewahren der Kleidungsstücke und sonstigen Sachen von Werth, ein oder zwei Trinkgeschirren, eben so viel kupfernen Schüsseln, einem großen Topf und einigen Götzenbildern. Da man sich auf die Erde setzt und in dieser Stellung ißt, so braucht man weder Tisch noch Stühle; Vornehme haben Bettstellen aus Rohr, alle aber Fußteppiche. In der Nähe der Engländer haben sich indeß die hindu'schen Begriffe von Unentbehrlichkeit in diesen Punkten etwas erweitert.

Hindostan hat viele, sehr stark bevölkerte Städte, die doch verhältnißmäßig nur einen geringen Raum einnehmen; eine Thatsache, die um so überraschender ist, da die Häuser meist nur ein Stockwerk haben, und öffentliche Plätze, Pagoden, Wasserplätze u. s. w. den größten

61 *

**) Ein hindu'scher Barbier hat vielerlei Geschäfte. Er muß die Augenbraunen modeln, die Haare aus dem Innern der Nase reißen, die Ohren und Nägel besorgen und den Bart abnehmen. Die Barbiere laufen, sagt Perrin, mit einem kleinen 2 Finger breiten Spiegel, einem kleinen bleiernen Töpfchen, in dem kaum 2 Löffel Wassers sind, einem Ohrlöffel, einem Meißelchen, so niedlich wie es etwa die Tischler gebrauchen, um die Nägel in Ordnung zu bringen, und einigen kleinen Beilen mit hölzernen Griffen, die ihnen statt der Rasirmesser dienen, durch Stadt und Land. Nehmen sie einen Bart ab, so muß der Patient vor ihnen niederkauern; sie kauern selbst mit, und in dieser Stellung tauchen sie 2 Finger in das Töpfchen, und feuchten nun den Bart mit diesen Par Tropfen an. Dann nehmen sie eins von jenen Beilen, ziehen es ab, indem sie mehrere Male auf der Haut damit hinstreichen, und brauchen es nun etwa so, wie der Holzhauer seine Art, wenn er eine junge Eiche umhauen will. Man leidet freilich bei dieser Operation Etwas; aber man hat doch das Vergnügen, nie sein Blut das Marterwerkzeug röthen zu sehen.

***) Dieser Stuck ist eine Mischung von Muschelkalk, Ufersand, Eiweiß, geronnener Milch und geschmolzener Butter, die den Wänden ganz das Ansehen von weißem Marmor und eine unzerstörbare Glasur gibt. Das Auftragen und Abreiben muß aber, wenn er seinen vollen Glanz erlangen soll, sehr langsam geschehen, wobei man sich kleiner Kellen bedient, die nicht größer sind als der Nagel eines Daumens, so daß die Geduld eines Hindu hierzu gehört.

Theil der Fläche einnehmen. Allein es wohnen 30—40 Individuen in einem Raume, der nicht größer ist, als das Behältniß eines europäischen Thürstehers. Denn nicht allein dem Eigenthümer und seiner Familie dient das Haus zur Wohnung, sondern auch seinen Söhnen mit den Ihrigen, so wie sie sich nach einander verheirathen, endlich auch seinen Enkeln und so fort, ganz nach Art der israelitischen Patriarchen, bis es sich endlich so füllt, daß die jüngsten ausziehen und sich eigne Häuser bauen müssen.

Das häusliche Leben der ärmeren Kasten gewährt wenig Abwechselung, in den höheren Ständen sucht man es sich durch viele Feste angenehm zu machen. Alle Hindus heirathen sehr früh; denn ein Hagestolz steht in allgemeiner Verachtung. Die Weiber sind sittsam und treu; wie die meisten Töchter Evens hören sie gern Komplimente, die hier indeß anderer Art sind als bei uns. Eine indische Dame hört gern von sich sagen, sie habe den Gang einer Ante oder eines Elephanten, ihre Nase gleiche einem Papageienschnabel, ihre Hände und Füße einer Lilie. In den höheren Ständen, welche die Vielweiberei von den Muhammedanern angenommen haben, entziehen sie sich den Blicken der Fremden. Die Männer der niederen Kasten haben selten mehr als Eine Frau und diese verbirgt sich nicht; sie geht indeß nicht neben dem Manne, sondern hinter ihm. Über die Vorrechte der Weiber in Hindostan sind wir noch nicht hinreichend unterrichtet. Es scheint indessen gewiß zu seyn, daß sie nicht so eingeschränkt leben wie die Weiber der Muhammedaner, und wahrscheinlich war vor der muhammedanischen Eroberung von ihrer Einsperrung gar nicht die Rede. Manche der hindu'schen Frauen mischen sich mit vielem Geist und Gewandtheit in Regirungs-Angelegenheiten und Statsränke und selbst die muhammedanischen haben an einigen Orten außerordentliche Vorrechte. In dem an die Provinz Cutch stoßenden Distrikte Dschutwar können die Weiber der Dschuts ihre Männer verlassen, wenn sie wollen und andere nehmen. In diesem Falle versammelt die Frau alle ihre Bekannte, zerschlägt ihrem Manne das Hausgeräthe, und verfolgt ihn, bis er in die Trennung willigt. Die Weiber stehen dort in solchem Ansehen, daß ein Reisender sich keinem besseren Beschützer anvertrauen kann, wenn er durch die Räuberhorden der Dschuts ziehen muß. In Malabar wohnt der Naire nie bei seiner Frau; sie nimmt mehrere Männer, bleibt im Hause ihrer Brüder und bewilligt ihre Gunst wem sie will, so daß kein Naire seinen Vater kennt. Die aus einer solchen Ehe entsprossenen Kinder erben von allen Männern der Mutter gemeinschaftlich.

Ganz eigne Klassen von Mädchen bilden die Naatschmädchen (hindost.: Naatscherie) und Bajaderen (Devadasi). Die meisten sind Tänzerinnen, welche in Begleitung von Tänzern oder Naatschmännern bei allen festlichen Gelegenheiten, bei Statsbesuchen, diplomatischen Verhandlungen, großen Gastmählern (Naatschis) ihre Künste zeigen, welche indessen nicht weit her sind. Doch muß man ihre Fertigkeit und die Geschmeidigkeit ihrer Gliedmaßen bewundern, vermöge deren sie im Stande sind, von der schwebenden, schmachtenden Pantomime tiefen Gefühls zu dem Ausbruche wilder Leidenschaft überzugehen, wobei sie durch das Zusammenschlagen von um die Knöchel gebundenen Ketten oder hohlen Ringen den Takt angeben. Es sind gewöhnlich die reizendsten Geschöpfe, prachtvoll gekleidet und verdienen sich durch ihren Tanz und durch Buhlerei große Summen. Theilweise haben sie sich in Gesellschaften vereinigt, die dann unter einer Daja stehen, und mancher Reiche hält eine Truppe solcher Naatschmädchen in seinem Solde. Die Bajaderen, deren Name durch Verstümmelung des portugisischen Worts bailadeira, d. i. Tänzerinn, entstanden ist, sind schöne Töchter armer Ältern, welche von den Priestern schon als Kinder für den Tempeldienst aufgekauft werden. Sie müssen sowohl in dem Tempel, zu welchem sie gehören, als bei öffentlichen Prozessionen das Lob der Gottheit verkündigen und dieselbe durch Tänze verherrlichen, und werden durch eine Salbung mit Öl aus der Lampe vor dem Altar zu ihrem Berufe eingeweiht. Bei dieser Cärimonie schwören sie zugleich ihre Ältern und Verwandte ab und widmen ihr ferneres Leben der Entehrung, indem sie den Priestern als Beischläferinnen dienen. Sie wohnen in dem Umfange der Tempel oder in deren Nähe, und werden im Lesen, Schreiben, Tanzen, Singen und in der Musik unterrichtet. Kaptain Razer sagt, daß das ganze Dorf Rami Haut von solchen Bajaderen bewohnt sei. Der Erwerb ihrer Reize gehört dem Gotte, dem sie dienen, d. h. den Priestern. Alt und dienstunfähig werden sie mit kärglichem Unterhalte entlassen und bekommen selten einen Mann.

Luxus ist eine Hauptschwäche der Hindus, die er in einer großen Zahl von Dienern, in der Pracht der Equipagen, in Putz und bei den vielen Festen zeigt. Nichts ist entzückender für ihn als Epoche zu machen und zu hören, daß man zu ihm sagt: „In dem Jahre, da Sie oder Ihr Vater die Fassade der Pagode illuminirten, und durch Ihre Pracht die Nacht in Tag sich verwandelte." Nichts zeigt indeß die Größe eines Hindu mehr an, als eine ihn umgebende zahlreiche Dienerschaft, möge sie auch halb nackt oder mit Lumpen bedeckt seyn, welche daher in reichen Häusern nicht selten bis zu 200 Köpfen steigt. Der Hindu weiß diese Dienerschaft auf sinnreiche Art anzustellen. Dem Bischof Heber erzähl'e eine Dame, sie hätte in einem kleinen Klepperphaëton einen 6jährigen Knaben mit seiner Amme, einem Kutscher und einem Schirmträger gesehen. Auf jeder Seite wäre noch ein Saïs (Diener) gegangen, und ein anderer habe ein drittes prachtvoll aufgeschirrtes Pferdchen geleitet, nicht etwa auf den Fall, wenn der junge Sahib es vorzöge zu reiten, wozu er zu jung war, sondern, wie der Saïs es selbst ausdrückte, um dem Dinge ein Ansehen zu geben. Wird ein vornehmer Hindu in seinem Palankin über die Straße getragen, so läßt er einen Theil seiner Dienerschaft vorauf und einen andern hinterher im Zuge aufmarschiren, von denen mehrere mit goldenen und silbernen Stäben versehen sind. Ein Diener schreitet zur

Seite mit einem ungeheueren Sonnenschirm, um den gewöhnlich sehr reich verzierten Palankin zu beschatten.

Um uns von dem äußeren Treiben in einer hindu'schen Stadt eine Anschauung zu verschaffen, wollen wir uns mit Bischof Heber in die schwarze Stadt von Calcutta versetzen, und deßhalb einen Brief wieder geben, den er an seine Gemahlinn schrieb. „Hinter dem europäischen Stadttheil von Calcutta reiht sich die trübe, schwarze, schmutzige Stadt der Eingebornen. Hier schmale, krumme Straßen, Erdhütten, die in der Sonne gebacken oder aus Bambus geflochten sind, hier und da verfallene Bazars aus Backsteinen, Pfähle von trübem Wasser, Kokosbäume und kleine Gärten, und dann wenige sehr große, sehr schöne und doch meist sehr schmutzige Häuser im griechischen Stil, die Wohnung reicher Hindu. Es finden sich auch einige Moscheen von hübscher Bauart und gut erhalten, und einige Pagoden; diese aber meist trümmerhaft und hinfällig, während die Religion der Eingebornen am meisten hervortritt in ihrer Verehrung des Ganges, in einigen schmutzigen, bemalten, hölzernen und thönernen Idolen, die mit allen Arten von Köpfen und Händen versehen und in mehreren Theilen der Stadt aufgestellt sind. Denke Dir diesen Abriß der Stadt mit einem Volkshaufen, wie er nicht ärger in London ist; hier und da ein tröbelhafter Seiden- und Stickereiputz, noch mehr weiße Kattunbekleidung und am meisten von allen Schwärze und Nacktheit bis auf die dürftige Bekleidung um die Hüften; daneben die Gestalten frommer Bettler in keiner anderen Kleidung als in ihren langen Haaren und Bärten mit verzausten Locken, die Gesichter weiß und gelb bemalt, ihre Rosenkränze in der einen todtenblassen, mageren Hand, während die andere sich wie eine Vogelsklaue ausstreckt die Gabe zu empfangen; Hochzeitaufzüge mit der Braut im Tragsessel und dem Bräutigam zu Pferde so mit Blumengewinden umwickelt, daß er kaum zu sehen ist; Krämer, die auf dem Boden mitten unter ihren mannichfachen Waren sitzen; alte Leute als Zuschauer nackt hockend wie die Affen auf den platten Hausdächern; Karren von Ochsen gezogen, angetrieben von wild aussehenden Leuten, die mit dicken Knitteln so gnadenlos darauf zuschlagen, daß es uns alle Begriffe von brahminischer Humanität benimmt; Diener mit Silberzeptern, die sich durch das Gewühl pressen, um den Fuhrwerken eines großen Mannes Luft zu machen; Frauen sind nicht zu sehen, außer von der niedrigsten Klasse, und doch diese mit plumpem Silberputz um die dunklen Arme und Knöchel, während Kutschen, dicht verhangen mit rothem Tuch, hie und da die Inwohnerinnen eines benachbarten Serails umher führen, damit sie das schöpfen, was man hier Luft nennt; ein ewiges Gequike der Karrenräder, die in Indien nie geschmiert werden; unabläßiges Geschrei von tausend Kehlen und fast unaufhörlicher Donner und Klingklang von Trommeln, Cymbeln u. s. w. zu Ehren einer ihrer Gottheiten, und füge zu allem Diesem den ekelhaften Geruch von Knoblauch, ranzigem Kokosnußöl, sauertöpfischer Butter und stinkenden Gossen und Pfützen, so hast Du Ansicht, Ton und Geruch von dem, was man die schwarze Stadt von Calcutta nennt. Das Wunderbare dieses Schauspiels sieht man am besten und unanstößigsten von den großartigen Kaien, die Lord Hastings längs dem Ufer des Stromes gebauet hat, wo die Fahrzeuge aller Formen und Größen, arabische, indische, malaiische, amerikanische und englandische, die Hafen von Braminen und anderer Hindus, die sich waschen und ihre Gebete ableiern, der leuchtende Kerzenschimmer gegen Sonnenuntergang, und der breite majestätische Strom, der an ihrer Verkehrtheit nicht Schuld, ihrer Verehrung nicht bewußt, an ihnen vorüber fluthet, ein Bild gewähren, wie es keine Stadt in Europa und wenige in Asien, so auffallend und eigenthümlich aufzuzeigen haben."

Die hindu'schen Feste sind nicht etwa unterhaltend, aber, sagt Schlegel, die blitzende Pracht der Juwelen und Perlen selbst an den Kleidungen der Männer, der verschwenderische Schmuck der Blumenkränze und Guirlanden, die künstliche Kühlung der Gemächer durch Springbrunnen und wohlriechende Verdünstungen, das Schauspiel üppiger Tänze und Pantomimen, eine bald schmelzende, bald rauschende Musik, Illuminationen und Feuerwerke, verbreiten darüber einen feenhaften Schein.

Das für die Hindus wichtigste Fest ist die Hochzeitfeier (Schaddi). Die Ehe ist bei den Hindus unauflöslich, aber keines Weges auf Liebe gegründet, sondern sie wird von den Ältern beschlossen, wenn Braut und Bräutigam noch Kinder sind, wobei es Sitte ist, die Hand des Mädchens ihrem nächsten Blutsverwandten nach dem Bruder zu geben, wenn ein solcher vorhanden ist und dessen Rechte geltend gemacht werden. Die Verheirathung geschieht auf doppelte Art, indem man nämlich das Mädchen verschenkt oder verkauft. Die erste Art gibt die Cannigadam-Ehe, welche gewöhnlich bei Armuth des jungen Mannes Statt findet, der aber alsdann die Sünden des Schwiegervaters übernehmen muß. Die zweite Art wird von der Geldsumme, die man für das Mädchen zahlt, Pariam-Ehe genannt, und ist die gewöhnlichere. Die Summe, worüber man überein gekommen ist, wird in Gegenwart eines Braminen und der Familie dem Brautvater mit den Worten eingehändigt: das Geld ist Euer, die Tochter mein, worauf jener antwortet: das Geld ist mein, die Tochter Euer. Später legt der Bräutigam den Tali, eine kleine runde goldne Platte an einer um den Hals gehangenen Schnur befestigt, an, und dadurch wird die Ehe unauflöslich. Endlich beginnt die eigentliche Hochzeitfeier, welche bisweilen bis 30 Tage dauert und wozu gewöhnlich die Braminen von 10 Meilen in der Runde und vieles Volk herbei strömen, welche täglich gut bewirthet werden. Die Feier besteht in Anrufung der Götter, Opfern, Reinigungen, Abstatten und Empfangen von Besuchen, Glückwünschen und dem Ehepare dargebrachten Geschenken, Bajaderen-Tänzen, Aufzügen mit Fackeln, wobei die Braut im Palankin sitzt, der Bräutigam aber daneben reitet, und wobei alle Verwandte, Gäste, viele reich angeschirrte Elephanten, Kamele, Pferde folgen. Das Cärimonial bei der Trauung ist folgendes. In der Mitte des Hofes wird eine Hochzeithütte (Pendal) errichtet und deren

Mitte wird mit brennenden Lampen erfüllt. Das junge, mit Schmuck überladene Par setzt sich an dem einen Ende der Hütte neben einander, während man mehrere irdene, mit Wasser gefüllte Krüge um dasselbe herum stellt, wovon die beiden größten ihm zunächst zu stehen kommen. Dann beginnen die Priester ihre Gebete in der Sanskritsprache, um den Gott Wischnu und seine Frau Lakschmi zum Herabsteigen in die beiden großen Krüge einzuladen, während man den kleineren Gottheiten die kleineren Krüge anbietet, und unter fortgesetztem Beten Opferfeuer anzündet. Nach beendigtem Gebete tritt der die Trauung verrichtende Priester zum Vater der Braut heran, heißt ihn die Hand seiner Tochter in die des Bräutigams legen, worauf die Brautmutter etwas Wasser auf die vereinten Hände gießt, der Vater erklärt im Angesicht der Götter mit lauter Stimme, unter Nennung seines Namens und der seines Eidams, der beiderseitigen Väter und Großväter, daß er dem Eidam seine Tochter zur Frau gibt. Der Priester nimmt dann den Tali, überreicht denselben den Brautleuten, Ältern, Verwandten und der Reihe nach allen Anwesenden, die mit der Hand darüber fahren, und wiederholt unterdessen ohne Unterlaß die Formel: „sie werden haben Korn, Geld, Kühe und viele Kinder," in der Sanskritsprache. Nachdem der Tali die Runde gemacht hat, hängt ihn der Bräutigam der Braut um, die dadurch unwiderruflich die Seine wird. Er schwört sodann vor dem Opferfeuer, stets für sie sorgen zu wollen und führt sie am kleinen Finger der rechten Hand dreimal im Kreise herum. Dann wird roher Reis gebracht, unter welchen der Priester etwas Safran mischt und davon beiden jungen Eheleuten auf die Schultern streut, worin alle Anwesenden ihm nachfolgen. Dieß ist der Segen, der über die Ehe gesprochen wird und ihre Weihe beschließt. Der übrige Theil des Tages geht in Belustigungen hin und am Abend erfolgt der letzte Umzug bei Fackelschein, bei welchem nun beide junge Eheleute einen Palankin gemeinschaftlich theilen. Andere Veranlassungen zu Festlichkeiten geben nach zurück gelegten Kinderjahren das Abholen der Neuvermählten aus dem Hause ihres Vaters, ihre erste Schwangerschaft, die Geburt des Kindes, die Namensbeilegung desselben, die erste Reisspeise, die es genießt u. s. w.

Auch die religiösen Feste der Hindus werden mit vielem Pomp gefeiert. Ein allgemeines, allen Göttern zusammen geweihetes Fest, welches in ganz Hindostan gefeiert wird, ist der Durgapuja, welches 3 bis 4 Tage währt, und wobei die Götzenbilder in feierlicher Prozession mit Begleitung von Musik und Tanz unter dem größten Volksjubel herum gefahren werden. In Calcutta fällt dieß Fest im Monat Oktober und die reichen Hindus nehmen es wahr, um glänzende Versammlungen (natschis) zu veranstalten, zu welchen die vornehmsten Engländer eingeladen werden. Um einen allgemeinen Begriff von der Art zu erhalten, wie die Hindus an den religiösen Festtagen ihre Götter verehren, wollen wir das jährlich zu Jagrinaut gefeierte Fest des Götzen Jagrinaut beschrieben, welches den Namen Rutt Jattra führt. Zu diesem Feste pilgern Hunderttausende nach Jagrinaut, und Viele von ihnen sterben auf dem Wege dahin, so daß das Land auf 10 Meilen umher mit menschlichen Gebeinen bedeckt ist, und Hunderte reisen nur dahin, um daselbst zu sterben. Manche der Pilger messen den ganzen zurück zu legenden Weg mit ihrem Leibe. Hunde, Schakaln, Geier leben hier in der Nachbarschaft von Menschenfleisch, da die Leichname liegen bleiben, um aufgezehrt zu werden. Wenn ein Haufen Pilger die Pagode (Tempel) zuerst ansichtig wird, erhebt er ein furchtbares Geschrei. Daselbst angekommen lagern sich die Pilger um dieselbe herum, wodurch ein großes Feldlager entsteht. Bisweilen kommen Viele in dem Gedränge um, wenn das große äußere Thor des Tempels geöffnet wird. Der Götze sitzt auf einem Throne zwischen seinem Bruder Baloram und seiner Schwester Schlabudra. Er ist aus einem großen Holzblock geschnitzt, und hat ein fürchterliches, großes, schwarz bemaltes Gesicht. Seine Arme sind von Gold und sein Anzug ist prachtvoll. Die beiden andern Götzen sind eben so häßlich und weiß und gelb bemalt. Werden die Götzen aus der Pagode gebracht, um auf den Triumphwagen gesetzt zu werden, so fällt die bemalte Menge mit Palmen in der Hand zur Anbetung nieder; alsdann geht die Prozession unter Vortritt der Elephanten und Bajaderen vor sich. Der an 70 Fuß hohe Wagen wird von Menschen mit Stricken durch die Straßen gezogen und oft werden die Räder von dem Blute der Büßenden geröthet, die sich unter sie werfen, um zu Tode gefahren zu werden. Das religiöse Cärimonial in der Pagode wird von mehr denn hundert Priestern verrichtet, wobei man die Götzen mit Wasser aus dem heiligen Gangesstrome wäscht. Die Priester singen und jauchzen und erzählen dem Volke von Zeit zu Zeit, daß der Götze vergnügt sei, zu Andern, daß er nicht von der Stelle wolle. Bei der Prozession sagen sie, der Götze lache vor Vergnügen, wenn die Räder seines Wagens von dem Blute der Büßenden getränkt würden u. s. w. Die jährlichen Ausgaben des Götzen Jaggernaut betragen 8693 Pfund Sterling, davon kommen auf seine Tafel 4514, auf seine Bekleidung 339, der Lohn der Bedienten und Tanzmädchen beträgt 1250 Pfund, zufällige Ausgaben 1373, Elephanten und Pferde 378, der jährliche Statswagen kostet 839 Pfund.

Die so eben angedeutete Sitte des Selbstopfers, die auf vielerlei Art, unter anderen auch auf die ausgeführt wird, daß man sich in heilige Ströme stürzt, ist so allgemein, daß jährlich viele Tausende auf diese Art ihr Leben verlieren und fand schon zu Alexander des Großen Zeit Statt. Nicht im ältesten Gesetz begründet ist, nach v. Schlegels Behauptung, die unnatürliche Sitte der Flammenweihe der Witwen (Sutti), ein Vorrecht, welches eigentlich nur den Braminenwitwen zusteht, von denen der Schetryes aber oft mit Geld erkauft wird. Die Opfer dieser Art sind sehr zahlreich, denn oft verbrennt sich eine Menge Beischläferinnen mit der Witwe eines Großen. Im J. 1803 wurden 270 Witwen in einem Umkreise von 30 englandischen Meilen um

Calcutta verbrannt, und im J. 1804 wurden bei dieser Stadt 115 Suttis gehalten. Es kann kein ergreifenderes Schauspiel geben, als eine Frau, die in der Blühte ihrer Jahre steht, mit Blumen und Juwelen geschmückt, parfümirt und geschminkt, unter dem Jubel der Menge und dem Schalle der Musik um den Scheiterhaufen ihres verstorbenen Mannes führen, denselben dann besteigen und von den Flammen aufzehren zu sehen. In einigen Gegenden von Carnatik wird eine Grube gemacht und die Witwe springt hinein oder wird von den Braminen hinein geworfen. Die Sitte ist in den höhern Kasten so tief eingewurzelt, daß es die Engländer lange nicht wagten, sie aufzuheben; jetzt melden jedoch öffentliche Blätter, daß der neue General-Gouverneur von Indien, Lord Bentink, seine Verwaltung damit angefangen habe, der Vernunft ihr Recht zu geben und diesen barbarischen Akt, auf seine eigne Verantwortlichkeit, allgemein zu untersagen; sie setzen hinzu, daß dieser Befehl allgemein, selbst von den Braminen gebilligt worden sei. Treue Liebe mochte im ersten Augenblicke der Verzweiflung zu der That hinreißen, in der Folge mischte sich ehrgeiziger Wetteifer ein: solche Beispiele in einer Familie gelten für einen Beweis hohen Adels; später trat der Aberglaube hinzu und vergrößerte das Unheil; die sich opfernde Witwe, so lautet die Verheißung, entsündigt ihren Gatten von allen Freveltaten, und wird sogleich nach dem Tode, mit ihm in den Wohnsitzen der Seligen vereinigt.

In einigen Stämmen der Radschputen werden die weiblichen Kinder umgebracht, und Weiber von anderen Stämmen gekauft; eine Sitte, welche in dem Stolze ihren Ursprung haben und schon 2000 Jahre bestehen soll, aber jetzt ebenfalls gänzlich untersagt ist.

Die Todesfeier vornehmer Hindus wird auch noch auf eine andere Art, dem Gotte Siva zu Ehren begangen. Man läßt nämlich einen jungen Stier mit 4 Kühen sich paren, welche den Priestern als Gebühr zufallen. Der Stier erhält die Freiheit, nachdem ihm das Zeichen des Gottes aufgedrückt worden. Dergleichen geweihete Thiere schlendern im Bewußtseyn ihrer Unbestrafbarkeit in Menge umher, zertreten Äcker und Gärten und zehren selbst auf den Getreidemärkten nach Gefallen.

Aus dem Obigen geht schon hervor, daß die Hindus ihre Todten verbrennen. In der Nähe von heiligen Strömen wird der hoffnungslose Kranke oft an das Ufer eines solchen gelegt, um an ihm zu sterben, dann unter vielen Cärimonien mit der Welle gewaschen, dann verbrannt und die Asche zum Theil in den Strom, zum Theil in die Luft zerstreut, zum Theil zur Erde bestattet, damit jedes Element seinen Antheil erhalte. Dabei singen die Priester ihre Hymnen an die Elemente, um die Überreste des Entschlafenen nun wieder in sich aufzunehmen. Den Verstorbenen werden dann Grabmäler in schattigen Wäldern errichtet, wie man deren viele z. B. in der Nähe von Chandode am heiligen Nerbuddastrome und am Ganges sieht. In den Gegenden, die von heiligen Strömen entfernt liegen, sorgt man schon vor seinem Tode dafür, daß nach demselben die Asche wo möglich in den Ganges oder einen andern heiligen Strom gestreut werde.

Die civilisirten Hindus sind über ganz Hindostan von der Südgränze Tibets bis zum Kap Comorin und über die Insel Ceylon verbreitet. Das bisher über sie Gesagte findet mehr oder weniger auf Alle Anwendung, obgleich die Stämme in den verschiedenen Gegenden verschieden sind. Einige der vielen civilisirten Stämme zeichnen sich jedoch durch besondere Eigenthümlichkeiten aus, weßhalb wir dieselben hier kurz durchmustern wollen.

1) Kaschmirer. Sie sind heller von Farbe als alle übrigen Hindus; ihre Weiber sind außerordentlich schön und wurden deßhalb vorzugsweise für den Harem des Großmogols gewählt. In Hinsicht der geistigen Kultur stehen sie über den anderen Hindus und werden darin den Persern gleich geachtet. Ihre Volkssprache ist dem Sanskrit verwandt, die Gelehrtensprache das Sanskrit selbst, die Dichtersprache persisch. Sie sind industriös, gesellig, sinnlich, verschwenderisch, musikalisch, Alles im hohen Grade. Früher standen sie unter eigenen Königen: die im J. 1823 von dem Reisenden Moorcraft in der Hauptstadt Serinagur entdeckte Chronik von Kaschmir, Radscha Tarindschini genannt, im Sanskrit auf Birkenrinde geschrieben, zählt die kaschmir'schen Fürstengeschlechter von 200 Jahren vor Chr. bis zur Eroberung durch die Timuriden auf. Jetzt stehen die Kaschmirer unter der Herrschaft des Königs von Kabul.

2) Siks oder Seiks. Sie wohnen größten Theils im Pendschab, sind kriegerisch, gehen halb nackt, scheren nie das Haar weder am Haupte noch am Barte, sind ausschweifend, sorglos, dem Trunke ergeben, lieben die Jagd und befehden einander häufig. Sie waren ursprünglich eine religiöse Sekte; ihr Name aus dem sanskritischen Worte Sikcha entstanden, bedeutet einen Schüler. Sie verwerfen den Bilderdienst, heben aber den Unterschied der Kasten nicht auf. Die Anarchie, da alle Oberhäupter der kleinen Bezirke ihre Streitigkeiten mit dem Schwerte ausmachten, gab einem unternehmenden Anführer, Ranjit-Sinha in neuerer Zeit Gelegenheit, ein neues Königreich, eine Art von Theokratie zu stiften, das seinen Sitz zu Lahore hat und das ganze Pendschab nebst Multan umfaßt und jetzt Meister des mittleren Induslandes ist. Die hiervon noch unabhängigen Häupter der Siks, zwischen dem Setledsch und Dschumna in der Provinz Delhi, stehen unter dem Schutze und der Vormundschaft der Briten.

3) Nepalesen. Diese Hindus bewohnen das Alpenland Nepal im Himalaya und bestehen nur aus den beiden Kasten der Braminen und Schetrys. Bei ihnen sollen sich die alten indischen Sitten in großer Reinheit bewahrt haben, allein beide Kasten überlassen sich auch den größten Ausschweifungen. Gegenwärtig stehen sie unter der Herrschaft eines Radscha aus dem Stamme der Gorkhas. Dieser Fürst unterhielt im Frieden eine Armee von 10,000 Mann, allein im Nothfalle kann er eine große Armee auf die Beine bringen, denn

wenn er die gelbe Kriegsfahne, welche die Figur des Affengötzen Hanuman führt, entfalten läßt, strömen die Häuptlinge mit Enthusiasmus hinzu, da Krieg ihr Beruf und Vergnügen ist. Den Ackerbau und alle Künste und Manufakturen Nepals treiben die Newaren, ein Mischlingsvolk, welches hier mit anderen z. B. den Purbuttis die unteren Kasten bildet.

4) Radschputen, indisch Radschaputra, d. i. Königssöhne; sie sind ganz der Kriegerkaste angehörig, und bewohnen besonders die Provinz Radschputana, welche von ihnen den Namen trägt; aber auch in anderen Provinzen findet man sie, obgleich sie dort meisten Theils andere Namen führen. Die Radschputen in Radschputana sind ein kriegerisches, kühnes, stolzes, unbändiges Volk, welches 500 Jahre hindurch den Invasionen der Eroberer Indiens widerstand, nie ganz unterjocht wurde, und uns das Andenken an viele Züge von edlem Heroismus aufbewahrt hat, welches es dem unbarmherzigen Fanatismus seiner Besieger entgegen setzte. Sie bestehen aus 36 Königsgeschlechtern, welche sich seit den ältesten Zeiten in das Radschastan theilen und von den zwei ältesten Königsgeschlechtern Indiens, den Suryavansas und den Tschandravansas, abzustammen vorgeben. Sie besitzen eine Treue, welche jede Probe aushält, überhaupt viele Tugenden, aber auch viele Laster. Ihre ganzen gesellschaftlichen und Statseinrichtungen beruhen auf dem Lehenssystem, das hier so vollständig ausgebildet ist, wie bei den Teutschen im Mittelalter; auch das Faustrecht wird von ihnen ausgeübt. Sie widmen sich nur den Waffen und dem Ackerbau. Gegenwärtig stehen sie unter 7 Fürsten, wodurch ihr Land, das sich an dem NW. Abhange der N. Vorstufen von Dekan und in der Wüste Sind ausbreitet, in 7 Abtheilungen zerfällt, nämlich: Mewar oder Udipur, Marwar oder Djodpur, Bikanir und Kischengurh, Harowti, Amber und Djeypur. Sie haben die Bhattier, die Mera, und andere Stämme unterjocht, welche jetzt die niederen Kasten des Landes bilden. — Die Bewohner von Cutch sind ebenfalls meistens Radschputen, wovon indeß ein großer Theil den Islam angenommen hat. Ein starker, aber fast wilder Menschenschlag, der in befestigten Dörfern wohnt, wenigen Sinn für die Künste des Friedens besitzt, und in ewigen Fehden unter sich oder mit seinen Nachbaren lebt, und bis auf die neueste Zeit, wo Cutch von den Briten erobert wurde, auch Seeräuberei trieb; die Radschputen in Guzurate, ebenfalls Muhammedaner, sind ihnen ganz ähnlich. Andere Stämme der Radschputen sind die Goëls, die Bundelas, die Gurkas oder Gorkas. Die Goëls bewohnen den Distrikt Goëlwar in Guzurate und stehen unter Häuptlingen, welche dem Guicowar tributpflichtig sind. Die Bundelas bewohnen das Plateau von Bundelcund; sie gleichen ganz den Radschputen in Radschputana, nur lieben sie wie die Tiroler die grüne Tracht, während alle andere Hindus sich in weiße Baumwollenzeuge kleiden. Sie tragen Turbane; ihre Dörfer sind Festen, jedes Haus hat seine Schießscharten, jedes Dorf sein Kastell, in dem die Kornvorräthe zusammen liegen. Jeder Landmann geht bewaffnet mit Schild und Sper; ihre Zemindare beherrschen die Eingänge aus der Gangesebene nach Dekan. Bundelcund hat 40 solcher Häuptlinge zu seinen einheimischen Herren, die überall von Fehde und Raub leben; auch hier ist das Lehenssystem einheimisch.

5) Mahratten. Die Meinungen über den Ursprung dieses kriegerischen und unruhigen Volks sind sehr getheilt; Einige behaupten, sie seien persische Auswanderer, Andere sagen, sie stammten, wie die Radschputen, von der Kriegerkaste ab. Dem sei wie ihm wolle; jetzt haben sie Grundsätze, Sitten und Gewohnheiten der Hindus. Sie wohnen seit alter Zeit in dem Lande zwischen dem Dschumna und der Stadt Goa, d. h. auf dem Plateau Dekan, in den nördlichen Theilen der Westgats, in dem Küstenstriche zwischen Goa und Barroadsch, auf dem Plateau Malwa. Lange lebten sie in politischer Dunkelheit, bis endlich Sirádschi, Einer ihrer tapfersten Anführer (er lebte von 1626—1680) die stets entzweiten Häuptlinge vereinigte und den Grund zu dem nachher so mächtigen, jetzt aber zertrümmerten Mahrattenreiche legte. Sie bestehen aus Braminen, Häuptlingen, Kriegern und Bauern. Nur die letzten sind moralisch gut zu nennen; Braminen, Häuptlinge und Krieger werden dagegen als sehr verderbt geschildert. Das ganze Volk steht in der Civilisation niedriger als seine muhammedanischen Nachbaren, doch sind sie auch weniger bigott, weniger tyrannisch und weniger ausschweifend. Da sie den zahlreichsten aller Hindustämme bilden, so sind sie allerdings noch furchtbar; das neuerdings eingeführte Abgabensystem und eine schnelle Justiz haben jedoch schon vortheilhaft auf sie eingewirkt und den Briten günstiger gemacht. Die Krieger, obgleich abgehärtet, wachsam, unermüdlich, sind doch nur bei hinterlistigen Überfällen tapfer, in der Front angegriffen halten sie selten Stand. Gegenwärtig steht das Volk unter 5 von einander völlig unabhängigen Oberhäuptern, nämlich dem Mahaja Radscha von Satarah, dem Sindiah, dem Holkar, dem Guicowar und dem Bunslah, wovon Sindiah allein von den Briten unabhängig und ihr Bundesgenosse ist. Ein Theil des Volks steht auch unter unmittelbarer Herrschaft der Briten.

6) Singalesen. Die Bewohner der Insel Ceylon. Nur die Bewohner des Hochlandes im Innern der Insel haben ihre ursprünglichen Volkseigenthümlichkeiten beibehalten, die Bewohner der Ebenen oder der Küstenstriche die ihrigen mit denen der neuen Ankömmlinge vermischt; die ersten sind roh, kräftig, sehr wohlgebildet, die andern schwach, muthlos, häßlich. Die Kasten der Schetryes und der Braminen sind hier ausgestorben. Die Parias führen hier den Namen Rodias. Die Singalesen sind Buddhisten und ihre Sitten sehr eigenthümlich.

Unter den großen civilisirten Hindustämmen leben kleinere, rohere, wovon jeder vieles Eigenthümliche hat. Diese sind:

1) Die Dschuts. Ein Hindustamm, der den Islam angenommen hat. Sie sind eigentlich Nachkommen

der Indoscythen, welche etwa 125 v. Chr. in Indien einfielen und bis 56 Jahre v. Chr. die beiden Ufer des Indus beherrschten. Jetzt sind sie völlig hinduisirt. Sie wohnen theils im Pendschab, wo sie den Siks unterwürfig die ackerbauende Klasse bilden, theils in Guzurate, wo sie im Distrikte Dschutwar als ein unruhiges, räuberisches Volk fast ganz unabhängig unter eigenen Häuptlingen stehen, obgleich die Briten seit 1816 auch hierher ihre Gewalt verbreitet haben.

2) Guckers. Ein Hindustamm, der das Land der Guckers im Pendschab bewohnt, und von den Siks unterjocht ist. Doch haben sie noch einen Häuptling, der sich den Namen Sultan beigelegt hat, aber den Siks Tribut zahlt. Sie sind Muhammedaner und mit vielen Afghanen untermischt. Sie und die Dschats spielen in der Geschichte der Feldzüge, welche den Indusstrom berührten, eine wichtige Rolle, und haben gewöhnlich die fremden Eroberer begünstigt.

3) Hindkees werden diejenigen Hindus genannt, welche im unteren und theilweise im mittleren Induslande unter den Afghanen und Beludschen leben, und jedes Mal der tyrannischen Horde, welche hier die Oberhand hat, unterthan sind. Sie sind daher ein gedrücktes, herabgewürdigtes Volk, doch arbeiten sie noch immer als Landbauer und Handelsleute, gehen dem Gewinne nach und werden von ihren Beherrschern geplündert. Zu ihnen scheinen die Zigeuneren, welche sich selbst Roma (d. i. Menschen) oder Sinte (wahrscheinlich vom Indus) nennen, und die Zinganen oder Tschinganen (um Tatta) gerechnet werden zu müssen, da deren Sprache die unverkennbarste Verwandtschaft mit den indischen verräth. Da auch die Sprache der Zigeuner reich an Sanskritwörtern ist, so ist man jetzt fast allgemein der Meinung, daß dieses in Europa herum schweifende Volk von den Zinganen, und also von den Hindus abstamme.

4) Die Khasiyas, ein Bergvolk, das mitten unter den civilisirten Hindus des Alpenlandes Sirinagur lebt. Sie wohnen in steinernen, zu Dörfern vereinigten Häusern und überlassen die Sorge der Landwirthschaft den Weibern. Sie leben in Polygamie.

5) Die Mewaties und

6) Die Buddiks, sind räuberische Stämme in der Provinz Agra.

7) Die Macheties, ein räuberischer Stamm der Provinz Agra, in den Radschaschaften Macherry und Firazepur, die ganz von ihnen bevölkert sind. Der Radscha von Macherry, ein Vasall der Briten, ist ein Radschpute und unterhält 2000 Mann Fußvolk, 1500 Mann Reiterei und 16 Kanonen. Die Radschaschaft Firazepur steht unter einem Fürsten aus dem Stamme der Dschaten, und ist ebenfalls ein britischer Vasall.

8) Die Tharaos sind ein etwa 2000 Köpfe starker Stamm, der sich seit 1815 aus dem Alpenlande Nepaul in die Provinz Oude herunter gezogen und die Wälder von Setassi im Distrikte Gorucpur zu kultiviren beginnt. Es ist ungewiß, ob die Tharaos wirkliche Hindus sind.

9) Die Wagheres sind ein 20,000 Köpfe zählender Hindustamm, der den fast wüsten Bezirk Okamundel in der Provinz Guzurate bewohnt und dem Mahrattenradscha Guicowar unterthänig ist. Die Wagheres waren von jeher geborne Seeräuber und verehren eine Religion, die eine Mischung von Islam und Bramismus ist. In ihrem Gebiete liegt die Stadt Dwarca mit einem der berühmtesten Hindutempel, wohin jährlich wohl 20,000 Pilger wallfahrten. Der hier verehrte Götze heißt Runchor; (eine Incarnation des Krischna oder Wischnu); seine Priester sind es hauptsächlich, welche das Volk zur Seeräuberei ermuntern. Viele Schiffe werden in seinem Namen ausgerüstet, und gehören als sein Eigenthum zu seinem Tempel, der die Beute, die sie zurück bringen, wie einen Theil bei allen Privat-Ausrüstungen erhält. Die Briten haben indeß in neuerer Zeit diese Seeräubereien sehr beschränkt.

10) Die Dschauts oder Dschaten. Dieß ist einer der mächtigsten Hindustämme, der zum Theil den Islam angenommen hat und zu der Kaste der Sudras gehört. Sie wohnen in der Provinz Radschputana unter den Radschputen und im Pendschab unter den Siks und zerfallen in eigentliche Dschaten, welche Bekenner des Bramismus und kleine schwächliche Menschen sind und in Battier, welche geborne, sehr furchtbare Räuber und dem Islam ergeben sind. Ihr Land bildet den nördlichen Theil der Sandwüste Sind. Ihre Häuptlinge sind Radschputen, darunter der Khan von Futtehabad wohl 10,000 Mann ins Feld stellen kann.

11) Die Cattier, ein Hindustamm, der den Distrikt Cattywar in Guzurate bewohnt, in welchen er vor etwa 3 Jahrh. einwanderte. Bei dieser Einwanderung fand er die Ahirs und einen Theil der Babriahs vor und vermischte sich mit ihnen. Die Ahirs sind noch jetzt Landbauer und Viehhirten, die eigentlichen Cattier und Babriahs gefürchtete Seeräuber. Der ganze Stamm ist von athletischer Gestalt und verehrt die Sonne als höchstes Wesen, für welches ein Tempel zu Thaun errichtet ist. Bei ihm ist die Polygamie eingeführt, doch nimmt ein Cattie nicht gern mehr als 2 Weiber. Die Cattier stehen unter kleinen Häuptlingen, welche dem Guicowar, dem Nabob von Junaghur und dem Jam von Noanagur Tribut zahlen.

12) Die Grassias, ein Hindustamm, der von uralten Zeiten her in Malwa und Guzurate einheimisch war und gegenwärtig unter den Maharatten friedlich das Feld baut.

13) Pindarries, ein räuberischer, jetzt völlig zersprengter Stamm in Malwa, dessen Überreste unter den Mahratten zerstreut leben. Diese furchtbaren Räuber, welche ihre Verwüstungen bis auf 100 Meilen von ihrer Heimath ausdehnten, hatten seit 1761 eine Rolle in der indischen Geschichte übernommen, wurden aber 1817 gänzlich besiegt und fast ausgerottet.

14) Die Babriahs bewohnen den gebirgigen Distrikt Babriawar in Guzurate, stehen unter kleinen Häuptlingen, und besitzen zahllose Herden, welche auf

dem Gebirge weiden. Ein Theil von ihnen ist von den Cattiern unterjocht und hat sich mit diesen vermischt.

15) Die Orissear oder Ureas, sind ein noch ziemlich wilder Hindustamm in den Provinzen Orissa und den nördlichen Circars oder dem nördlichsten Theil des Landes unter den Gats, wo er zum Theil unter den Telingas lebt. Sie rauben und plündern mit Gewalt, was sie erreichen können.

16) Die Todevies. Ein schön gebauter athletischer Hindustamm, ein Alpenvolk des hohen Nilgerri-Gebirgs, das sich von seinen Nachbaren durch fremdartige Gesichtszüge und eine hellere Haut auszeichnet. Sie besitzen zahlreiche Büffelherden, gehen barfuß und barhaupt, lassen Haare und Bart lang wachsen, und leben in Monogamie.

17) Die Kotias sind Nachbaren der Todevies in den Nilgerri, aber von ihnen ganz verschieden. Ihre Gestalt ist kleiner, die Gesichtszüge sind weniger ausdrucksvoll, die Farbe ist dunkler. Sie treiben Ackerbau und Handwerke und lieben Musik und Tanz. Ihre Sprache, obgleich sehr verschieden von der der Todevies, soll dennoch wie die der letzten tamulisch seyn.

18) Die Bergies bilden den dritten Stamm der Nilgerri-Völker, sollen erst vor 8 Jahrh. in dieß Gebirge eingewandert seyn und ihr Besitzthum von den Todevies erhalten haben. Sie treiben Ackerbau, aber sind noch wenig bekannt geworden.

19) Die Garrows. Ein roher Hindustamm, der in den östlichen Gränzgebirgen Bengalens wohnt. Sie gehen fast ganz nackt, nähren sich von dem Ackerbau, der Jagd, dem Handel mit Gummilack, Elfenbein, wilder Seide u. s. w. und sind außerordentlich munter und auf das Tanzen erpicht. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in rohem Fleische, und ihre Häuser bauen sie auf eine wunderliche Weise auf Pfählen. Als ihre oberste Gottheit beten sie den Mahadeva an, und sind also Bramanen, einige ihrer Stämme aber verehren Sonne und Mond. Ihre Sitten und Gebräuche gleichen sehr denen der Kukis (siehe die Nischâda), aber ihre Sprache kommt der gewöhnlichen hindostan'schen Umgangssprache, dem Hindostani, sehr nahe, und ist nur ein Dialekt derselben. Sie stehen unter einem Radscha, der seit 1772 den Briten zinsbar ist.

20) Die Mughs sind ein aus Hinterindien (Arracan) eingewanderter Volksstamm, der jetzt 100,000 Köpfe stark in dem bengalischen Distrikt Chittagong wohnt. Sie sind Buddhisten, aber ziemlich roh.

21) Die Cosseah, ein Bergvolk im bengalischen Distrikte Silhet, von dem Wenig bekannt ist.

22) Die Chensu-Carir sind eine wandernde Völkerschaft im Karnatic, deren Reichthum in Zügen kleiner Esel besteht, auf denen sie, gleich den Zigeunern, mit ihren Kindern und Binsenhütten im Lande herum ziehen.

B. Die Nischâda. Zu diesen gehören folgende Stämme.

1) Die Koolies, ein räuberischer Stamm in Guzurate, von dem Wenig bekannt geworden ist.

2) Die Bhils, ein ebenfalls räuberischer Stamm in Malwa, Kandesch und Guzurate, der doch auch einigen Ackerbau treibt und theils als Fußvolk, theils zu Pferde in den Heeren der Mahratten dient. Sie gehen fast ganz nackt und sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet.

3) Die Gonds oder Goands, ein weit verbreiteter Stamm in den nördlichen Theilen des Plateau's von Dekan, zwischen dem Godavery, Mahanuddy und den Nerbuddaquellen einheimisch, der, seitdem die Briten das Schlagen des Tikholzes in den dortigen Gegenden begonnen haben, etwas bekannter geworden ist. Ihre Gestalt, ihre Sprache, ihre Sitten und Gebräuche sind gänzlich von denen ihrer Nachbaren verschieden. Ihre Religion erhebt sich nicht einmal zu der Idee eines Nationalgottes oder einer Fortdauer nach dem Tode. Sichtbare Gegenstände beten sie nicht an, haben auch keine Tempel; aber ein Echo, ein Wasserfall erfüllt sie mit Ehrfurcht, weil sie dahinein die Wohnung von Dämonen versetzen, deren Wohlwollen, jedes Mal, wenn sie vorüber gehen müssen, sie durch das Opfer einer Ziege, von Geflügel oder dergleichen zu gewinnen suchen. Erst vor Kurzem lernten sie den Werth des Geldes kennen, aber vom Golde wissen sie noch Nichts. Ehemals flohen sie bei dem Anblicke eines Europäers, jetzt lassen sie sich bei dem Ausholzen ihrer Wälder als Arbeiter anstellen, doch nähern sie sich den Europäern immer noch mit Furcht. Ehemals gingen sie ganz nackt, jetzt sind Viele von ihnen schon bekleidet und die, welche in der Nähe des Waldschlages wohnen, fangen schon an das Telinga zu sprechen. Sie treiben einigen Ackerbau; aber nur einige ihrer Dörfer sind feststehend. Unter den letzten ist Bhopalputnum das größte und der Sitz eines Radscha. Die Wohlhabenden besitzen auch große Rindviehherden. Ihre Waffen sind lange Beile und Äxte, mit denen sie die Tiger oft muthig verfolgen, und in der Nachbarschaft von andern Völkern Speere und Musketen. Aber nicht alle Gonds leben in Dörfern, viele sind Wanderhorden, welche 8 Monate im Jahre von Wurzeln leben, und besonders stehen die südlichen Stämme noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur. Ihre verschiedenen Häuptlinge sind dem Bustar Radscha zinsbar und dieser ist wiederum von dem Bhonsla von Nagpur abhängig.

4) Die Puharri. Dieses uns erst in der neuesten Zeit durch den Bischof Heber bekannter gewordene Volk bewohnt ein kleines isolirtes Gebirgsland, das zwischen dem Ganges und den nördlichsten Ketten der Vindhyas belegen ist, und an dessen Nordspitze der Ganges die Stromschnellen von Sicligully bildet. Die Puharri sind von ihren Nachbaren in jeder Hinsicht verschieden. Sie gehen fast ganz nackt und wohnen in kleinen elenden Dörfern. Ihre Gestalt ist klein, doch sind sie außerordentlich wohl gebaut, mit breiter Brust, heller Farbe, kleinen Augen, aufgeworfenen Nasen. Sie essen jede Speise, sind stets in Waffen, welche in Bogen und Pfeilen, mitunter auch in Feuergewehr, bestehen und beschäftigen sich hauptsächlich mit der Jagd. Sie sind gastfrei, lieben geistige Getränke, hassen das Lügen; ihre Frauen sind arbeitsam im Bebauen der kleinen Gär-

ten um ihre Wohnungen. Polygamie ist nicht verboten, findet aber selten Statt. Sie lieben auch die Musik. Kurz, sagt Heber, sie sind die Walliser Indiens. Ihre Sprache soll denen der Bhils und Gonds sehr ähnlich seyn, so daß diese 3 Völker als verschiedene Zweige einer Familie zu betrachten sind, welche das gebirgige Centrum Indiens durchdringt, wohin sie durch die Bekenner des Bramanismus vertrieben wurden. Sie haben eine regelmäßige Gerichtsverwaltung unter sich, nach der alten Hindusitte eines „Punschant" oder Jury von 5 alten Leuten. Sie verehren ein höchstes Wesen Budo Gosai (d. i. oberster Gott) und bringen Sühnopfer von Büffeln, Ziegen, Geflügel u. s. f. untergeordneten Gottheiten und einigen bösen Dämonen. Mainar ist der Schutzgenius jedes Dorfs; Dewanni der Hausgott. Dem Pov opfern sie, bevor sie eine Reise unternehmen. Sie scheinen an ein künftiges Leben zu glauben, in welchem Belohnung und Bestrafung mittels der Selenwanderung besteht, in dem die Selen der Guten auf die Erde zurück in die Leiber großer Männer, die der Bösen in Thiere und Bäume übergehen. Außerdem ist der Glaube an Hexerei, Traumdeuterei u. s. f. unter ihnen sehr allgemein. Die Pocken richten große Verheerungen unter ihnen an. Idole und Kastenwesen haben sie eben so wenig wie die Bhils und Gonds. Die britische Regirung hat jetzt ein kleines Corps von 700 Mann Puharris errichtet, das in Buglipur am Ganges garnisonirt. Eben daselbst befindet sich auch seit Kurzem eine Schule für die Puharris.

5) Die Kookies, Kukis oder Lunktas leben auf den steilsten unzugänglichsten Gebirgen des bengalesischen Bezirks Silhet und gehören wie die Bhils, Gonds, Puharris zu den unkultivirtesten indischen Völkern. Selten verlassen sie ihre Gebirge, um die Märkte in den Ortschaften der Ebene zu besuchen. Ihr Wuchs ist klein, aber muskulös, die Nase ist platt, das Gesicht breit und rund, die Augen klein. Die Männer gehen fast nackt, die Weiber tragen eine Schürze aus selbst bereitetem Tuche. Sämmtliche Kukis sind Jäger und Krieger und theilen sich in viele, der Hoheit dreier erblicher aber unmächtiger Radschas unterworfene Stämme. Ihre Waffen sind Schild und Speer, Bogen und Pfeil und das Daw, eine Art Messer oder Beil. Ihre Dörfer sind auf den steilsten unzugänglichsten Bergen angelegt und zählen zwischen 400 bis 2000 Einwohner; jedes derselben pflegt von einem Stamme bewohnt zu seyn. Sie stellen ihre Todten auf Bühnen aus, bis dieselben am 11. April jeden Jahres auf einem gemeinsamen Scheiterhaufen verbrannt werden. Sie glauben an ein höchstes Wesen, das sie Khogein Puhttihang nennen. Aber auch jeder Baum wird, nach ihren Dogmen, von einer Gottheit bewohnt: Sonne und Mond gelten für Untergottheiten. Von dem Gotte Shihm Sahk, welchen sie als den Vermittler zwischen ihnen und dem höchsten Wesen und als den Lenker ihrer Schicksale betrachten, befindet sich in jedem Dorfe ein grob geschnitztes Bild. Im Januar feiern sie diesem Gotte zu Ehren ein großes Fest. Sie haben keine Münze. Ihre Sprache soll doch eine obgleich nur geringe Ähnlichkeit mit dem Hindustani haben. Ehemals waren sie das Schrecken ihrer bengalesischen Nachbaren, jetzt aber sind sie von den Briten zum Gehorsam gebracht.

6) Die Waddhas, ein wilder Volksstamm auf Ceylon, der größten Theils in Felsenklüften und auf Bäumen wohnt und ganz von dem Ertrage der Jagd, von Honig und den Früchten des Waldes lebt. Sie haben einen regelmäßigen Körperbau, eine hellere Farbe als die Singalesen, lassen das Haar am Barte und Haupte (wo sie es auf dem Wirbel dicht zusammen binden) lang wachsen. Ihre Sprache ist ganz von der der Singalesen verschieden. Sie erkennen ein höchstes Wesen an, dem sie Opfer bringen, auch scheinen sie noch Untergötter zu haben, welchen sie hier und da Tempel errichtet haben, meistens aber verrichten sie ihren Gottesdienst an einem unter dem Schattendache einer Baniane aus Bambusrohr erbaueten Altare. (Über hindu'sche Kolonien, vergl. VIII. Sprachen Hindostans.

3) Eingewanderte Völker.

A. Asiatische. 1) Die Mongolen. Sie sind in Hindostan schon seit dem 8ten und 9ten Jahrh. einheimisch und stifteten dort das Reich des Großmogols, das von Delphi aus einen sehr großen Theil der Halbinsel beherrschte. Gegenwärtig sind sie durch Heirathen stark mit indischem Geblüte vermischt; und obgleich man noch immer die mongolischen Grundzüge erkennt, so unterscheiden sie sich von den Hindus nur noch durch die schon mitgebrachte muhammedanische Religion, die andrer Seits auch Millionen ursprünglicher Hindus aufgedrungen ist. Der Mongole in Hindostan ist gut gebauet, von ansehnlicher Gestalt, mit kleinen schief laufenden Augen, platter Nase, welches Alles ihn indeß nicht widrig macht, mit schwarzem Haar, bartlosem Kinn. Der Mongole ist außerordentlich kühn und unternehmend, stolz, herrschsüchtig, grausam, betriegerisch, abgeschliffen, im höchsten Grade sinnlich. In seinem Harem schwelgt er in allen möglichen Genüssen; der Große hält mehrere hundert Weiber, und berauscht sich gern. Wallace sagt: „den Thron des Nizam von Hyderabad umgibt ein zahlreiches Gefolge von Edelleuten, die ihr Vermögen in prahlerischem Aufwand verprassen. Ihre Paläste schimmern von Silberwerk und ihre hohen Zimmer sind mit europäischen Kronleuchtern behangen. Viele von ihnen kleiden sich wegen des hier herrschenden kühlen Klima's in breites englandisches Tuch und besuchen die Gesellschaften der Europäer. Unsere Lady's, die ihre Weiber besuchten, machten uns von den Reizen der Frauen, der Ausstattung der Zimmer eine sehr günstige Schilderung. Ihre Kleider waren von dem schönsten golddurchwirkten Musselin von Dacca, mit reichlichen Schleppen, ihren schönen schwellenden Busen und zarten Arme zeigend, und auf ihren freundlichen Gesichtern las man die gute Laune und Zufriedenheit. Unter ihren Röcken trugen sie Unterhosen von Silbermusselin, und ihre seidenen Pantoffeln waren mit Gold gestickt. Ihre Haare waren mit Perlen und Blumen geschmückt, und sie trugen eine Menge kostbarer Zierathen an sich. Zahlreiche, reich gekleidete Mädchen warteten ihnen auf, und Zuckerwerk

und Wohlgerüche wurden sammt dem köstlichsten kühlenden Sorbet und Eis aufgetragen" u. s. w. Die Zahl sämmtlicher, in Hindostan wohnenden Mongolen schlägt man auf 15 Millionen an, worin indeß auch die Afghanen und die muhammedanischen Hindus gezählt werden müssen. Die Sprache der hindostanischen Mongolen ist das so genannte Mohrische oder Mongolenindische (engl. Moors).

Außer dieser Hauptmasse von Mongolen gibt es noch mehrere kleinere Stämme, die fast sämmtlich aus Vermischung mit Hindus entstanden sind, eigene Dialekte des Kaschpura reden und zum Theil Lamaïten, zum Theil Braminen oder Buddhisten sind. Es sind folgende:

a) Die Dobasch. Ein kleiner Stamm im Alpenlande Sirinagur, aus Vermischung von Mongolen und Radschputen entstanden. Sie werden als arbeitsam, ihre Weiber als geschickte Spinnerinnen in Hanf und Wolle, das ganze Volk eben so sehr unreinlich geschildert. Sie bewohnen das Dorf Malari im Dautythale.

b) Bhutias. Ein kleiner Mongolenstamm, der sich unvermischt erhalten hat, aus Tibet eingewandert ist und sich in einigen der höchsten Himalayathäler an den Quellen der verschiedenen Gangesströme mitten unter eigentlichen Hindus angesiedelt hat. Sie sind Buddhisten, reden einen mongolischen Dialekt, haben manche hindu'sche Gebräuche, treiben nur geringen Ackerbau, aber starke Viehzucht und Handel mit Tibet und Butan, da sie Meister im Bergsteigen sind.

c) Newaren. Ein Mischlingsvolk, aus Mongolen und Hindus der unteren Kasten entstanden. Sie wohnen in den Thälern des Alpenlandes Nepal und bilden dort die unteren Kasten der Ackerbauer, Künstler, Manufacturisten u. s. f. Sie sind von mittlerer Größe, starkem Körperbaue, haben runde flache Gesichter, kleine Augen, etwas breit gedrückte Nasen und eine zwischen fahler Bläße und Kupferroth variirende Gesichtsfarbe; doch zeichnen sich viele ihrer Weiber durch einen blühenden Teint aus. Die Newaren sind friedlich, fleißig, scharfsinnig, und tragen die Fesseln der Gorkas mit Geduld. Bei ihnen wie bei den Naïren in Malabar ist die Polyandrie eingeführt. Sie sind Buddhisten.

d) Die Dhenwar und e) die Mandschis sind ebenfalls mongolisch-hindu'scher Abstammung und bewohnen den W. Distrikt von Nepal. Sie bekennen sich zum Bramismus.

f) Purbutties. So werden in Nepal die Bergbewohner genannt. Man rechnet dahin: 1) die Bhottoas, lamaïtischer Religion; 2) die Magar, im Schneegebirge des Himalaya, bramanischer Religion; 3) die Gurungi, ebenfalls im Schneegebirge und höher als die Magar; sie treiben Schafzucht, Bergbau und Handel, und obgleich sie Buddhisten sind, verrichten sie noch Menschenopfer; 4) Jariyas, in den niedern Thälern wohnhaft, sind Bramanen; 5) die Murmis, 6) die Khirauts, 7) die Limboos, 8) die Lapchas, 9) die eigentlichen Purbutties, sind arme Bergvölker, die von der Viehzucht leben.

2) Afghanen oder Patanen. Dieses Volk gleicht in Hindostan ganz seinen Brüdern in Afghanistan. Ihre Zahl soll 1 Million betragen; sie leben in kleinen Haufen zerstreut in den Gegenden am Indus. Einer ihrer Stämme, die kriegerischen Rohillas, bewohnen die Landschaft Rohilcund am Ganges, zwischen diesem, dem Alpenlande Sirinagur im Himalih und dem Gaggrastrome. Sie sind fleißige Arbeitsbauern und bekennen sich zum Islam.

3) Parsen. Diese Feueranbeter kamen während der muhammedanischen Verfolgungen im 8ten und 9ten Jahrh. aus Persien nach Indien, fanden hier Schutz und haben sich, obwohl immer im Druck, außerordentlich vermehrt, so daß man ihre Zahl jetzt auf 150,000 anschlägt, welche von wenigen Familien abstammen. Doch findet von Zeit zu Zeit noch immer Nachwanderung aus den verborgenen Thälern Irans Statt, wo sich noch an einigen Stellen der Feuerdienst heimlich erhalten hat. Die Parsen in Indien behaupten, daß ihr ursprüngliches reines Feuer durch die Sorge ihrer Priester (Magier genannt) seit Jahrtausenden in ihren Tempeln aufbewahrt sei und beten dasselbe als das Symbol des Ormuzd an. Am Morgen und Abend sieht man sie auch, mit dem Gesicht gegen O. oder W. zur Sonne gekehrt, laut betend in den Meereswellen stehen. Die Gesichtsbildung hat bei Männern und Frauen, welche letztere sich nur selten sehen lassen, sehr viel Eigenthümliches; mit Fremden vermischen sie sich nie. Ihre Gestalt ist die altpersische, die Gesichtszüge scharf geschnitten, die Stirn eckig und sehr hoch, der Mund gut gebildet, die Zähne schön. Der Parse ist sehr vorsichtig, thätig, ausdauernd, genügsam und macht überall den achtungswürdigsten Theil der Volksklasse aus. Die Weiber genießen mit den Männern einer völligen Gleichheit, und ihre Sitten sind so rein, daß seit vielen Jahren nicht ein einziges eheliches Gelübde gebrochen worden ist; und noch ist kein Beispiel vorhanden, daß die Parsen weibliche Verderbtheit unter sich geduldet hätten. Gleich den Hindus schließen sie für ihre Kinder in frühester Jugend Eheverträge, aber ihre Witwen heirathen Witwer. Sie begraben ihre Todten nicht, sondern lassen sie in offenen Gräbern liegen, um von den Vögeln verzehrt zu werden. Die Parsen unterstützen einander gleich den Quäkern. Sie sind indeß meistens wohlhabend und reich; in ihren Häusern herrscht asiatischer Glanz und Gastfreiheit mit europäischer Annehmlichkeit und Geschmack verbunden. Von ihren Priestern sind sie wenig abhängig, haben wenige Festtage, sind die ersten Fabrikanten, Banquiers und Speditöre, die Herren der zahlreichsten Kauffahrteischiffe, die besten, ja fast die einzigen Schiffsbaumeister der englándischen Flotte in Indien, deren Hauptschiffswerft zu Bombai ist, woselbst auch die Parsen am zahlreichsten wohnen. Übrigens haben sie sich auf vielen Stellen an der Küste des erythräischen Meeres bis zum Kap Komorin angesiedelt.

4) Araber. Von diesem Volke sind jetzt etwa 100,000 Köpfe in Hindostan, und zwar am zahlreichsten auf der Küste Malabar vorhanden. Sie werden hier gewöhnlich Mauren oder Mohren genannt, ein Name, den man aber auch allen in Indien wohnenden Muhammedanern gibt, und stammen theils von Kaufleuten, die

seit den ältesten Zeiten in Indien ansässig waren, theils von den Kriegern des Khalifen Walid ab, die im 8ten Jahrh. als Eroberer in Hindostan landeten.

Die Abkömmlinge von Arabern und Hinduinnen werden Moplays genannt. Sie sind Handelsleute, Seeräuber, Grundbesitzer und dienen auch in der Infanterie der hindu'schen Fürsten.

5) Armenier. Die Armenier Hindostans wohnen in den großen Seestädten; so z. B. sind sie zu Calcutta, Bombai und Madras sehr zahlreich. Gleich den Parsen bilden sie eine achtungswerthe Volksklasse und beschäftigen sich sämmtlich mit dem Handel; ihre Handelsverbindungen erstrecken sich auf die ganze südasiatische Küste, daher sind sie sehr reich. Ihre Zahl beträgt etwa 50,000 Individuen; übrigens gleichen sie ganz ihren in dem übrigen Asien zerstreuten Brüdern und sprechen neben ihrer eigenen sämmtlich die Landessprache.

6) Juden. Dies Volk theilt sich hier in weiße und schwarze Juden. Die weißen kamen, wie man glaubt, bald nach der zweiten Zerstörung von Jerusalem nach Hindostan, wo sie günstige Aufnahme fanden und sich in Cranganore auf der Küste Malabar ansiedeln durften. Hier lebten sie beinahe 1000 Jahre unter einer Reihe von 70 Statthaltern und vermehrten sich ansehnlich. Als endlich Uneinigkeiten unter ihnen ausbrachen, rief einer ihrer Statthalter einen indischen Radscha zu Hilfe, welcher das ganze Volk von Cranganore vertrieb, das sich nun in Muttachery ansiedelte, jetzt aber im ganzen Distrikte Cochin der Provinz Malabar zerstreut ist. Auch zu Bombai wohnen Juden. Die schwarzen Juden sollen von den Sklaven der weißen abstammen, welche von diesen letzten zum Mosaismus bekehrt wurden. Doch ist dieß ungewiß. Die Gesammtzahl der Juden in Hindostan beträgt etwa 100,000 Köpfe.

7—13) Perser (Tadschiks), Tibetaner, Chinesen, Birmanen, Siamesen, Anamesen und Malaien, sind in mehreren Handelsstädten ansässig geworden und sämmtlich Kaufleute, und zählen zusammen etwa 50,000 Selen.

14) Beludschen. Sie wohnen in der Provinz Multan und sind rohe wilde Nomaden, deren Zahl sich auf 12,000 Familien belaufen soll, so weit nämlich sie zu Hindostan gehören. Zwischen ihnen haben sich in den Oasen ihrer Wüste Radschputen und Dschauts angesiedelt. Der größte Theil des Volks bewohnte das nach ihm benannte Reich Beludschistan, an der Westgränze des centralen Hindostans.

B. Afrikanische. Unter den aus Afrika eingewanderten Völkern, deren Gesammtzahl 20,000 betragen soll, sind besonders Habescher und Neger von der Ostküste Afrika's zu bemerken. Sie sind theils als Kaufleute eingewandert, theils als Sklaven eingeführt.

C. Europäische. 1) Briten. Obgleich die Briten die Beherrscher Indiens sind, so ist doch die Zahl der in diesem Lande Anwesenden (d. h. der in England geborenen Briten) nur sehr gering, und wird von Hamilton auf höchstens 40,000 Köpfe angegeben, wovon 30,000 zur Armee gehören; die übrigen sind Beamte der engl. ostindischen Compagnie, Advokaten, Künstler, Gelehrte, Seefahrer, Kaufleute u. s. w. Außer dem Militär und den Regirungsbeamten, welche in den verschiedenen Provinzen vertheilt sind, haben sich nur wenige Kaufleute und Handwerker im Innern des Landes niederlassen dürfen; die meisten derselben wohnen in den Städten Calcutta, Bombai und Madras. Grundbesitz in Indien zu erwerben, ist jedem gebornen Briten untersagt; denn die Regirung betrachtet dieß Land nicht als eine Kolonie, sondern als ein unterwürfiges Reich, dessen Einwohnern der Genuß ihres Eigenthums, Rechts, ihrer Sitten und Religion zugesichert worden.

Der Brite lebt in Indien wie in Europa, nur mit den Modifikationen, die das Klima bedingt und mit ungeheurem Luxus, um den Beherrschten zu imponiren; denn kein Orientale würde einer Regirung hinreichende Achtung zollen, welche nicht auch orientalischen Glanz um sich verbreitete. Man steht sehr früh auf, um in der Kühle der Morgenstunden der frischen Luft beim Spazierenfahren oder Reiten zu genießen. Um 8 Uhr, der Zeit, wo man die Besuche annimmt, wird gefrühstückt, um 1 Uhr kommt ein Gabelfrühstück an die Reihe und nach Sonnenuntergang wird zu Mittag gespeist. Dann geht man ins Theater oder besucht die Assembleen. Die Gesellschaften sind zahlreich und fröhlich; das Gouvernement, die oberen Regirungsbeamten und die reichen Kaufleute geben zahlreiche und glänzende Feste, bei welchen man trotz der Tropenhitze mit Leidenschaft tanzt, oder sich an den kostbar zugerichteten Tafeln erfreut. Aber der Kastengeist der Hindus scheint auch die Engländer angesteckt zu haben; denn Etikette und Rangordnung werden mit der größten Strenge gehandhabt, und nur in den Assembleen des Generalgouverneurs fällt dieß weg. Kein vornehmer Brite geht zu Fuße, sondern fährt, reitet oder läßt sich im Palankin tragen. Überall wird er von dem Hindu als ein höheres Wesen angesehen, allein die Scheidewand zwischen beiden Völkern ist durch die Hartnäckigkeit, womit die Hindus an ihren alten Gebräuchen hängen, außerordentlich hoch; kein hindu'scher Bediente würde mit seinem europäischen Herrn, dem er auf das Treueste dient, aus einer Schüssel essen oder aus einem Glase trinken, aus Furcht, seiner Kaste Etwas zu vergeben oder sich zu verunreinigen.

Die Anglo-Indier, Abkömmlinge von gebornen Briten und inländischen Müttern, sind zwar durch Blutsverwandtschaft, Sprache, Erziehung, Sitten und Religion enge mit der britischen Gemeinschaft verbunden, aber die Verschiedenheit ihrer Farbe, ihre Lebensverhältnisse und ihr Abstand von den Eingebornen machen sie zu einer besondern Klasse (half cast people). Ihre Zahl ist nicht genau bekannt, doch nicht bedeutend, und wird von Hamilton auf 760,000 Selen angeschlagen. Größten Theils unehelich, besitzen sie selten ein großes Vermögen. Die männliche Nachkommenschaft verheirathet sich selten mit Europäerinnen, und aus der Verbindung mit ihrer eigenen Klasse oder mit eingebornen indischen Frauen entsteht ein anderer Stamm, dunkler als sie, von denen sich viele, wenn die Ältern arm sind, mit den niedrigsten

Klassen der eingebornen christlichen Bevölkerung, welche aus Nachkommen der Portugisen und bekehrten Eingebornen besteht, verschwägern, so daß die nächste Generation die Spur ihrer Abstammung verloren hat; während andrer Seits die Kinder der Frauen der nämlichen Klasse, die sich mit Europäern verehelichen, weil sie schöner sind und zu einer andern Gesellschaft gehören, in einer oder zwei Generationen gänzlich von den Eingebornen, von denen sie von mütterlicher Seite abstammen, geschieden sind. Einige wenige Glücksritter ausgenommen, finden sie sich in den 3 Hauptstädten Calcutta, Madras und Bombai und in den hauptsächlichsten Civil- und Militärstationen, und sind fast die alleinigen Handelsdiener und Rechnungsführer der Regirung sowohl als der Statsdiener und der engländischen Kaufleute. Sie sprechen sämmtlich engländisch und die Mundart der Provinz, worin sie geboren sind. Sie sind das beste Medium, europäische Civilisation unter den Hindus einzuführen und sind bei ihrer geringen Zahl der Regirung durchaus nicht gefährlich. Sie dürfen Grundbesitz erwerben und kommen ins Geschwornengericht.

2) Portugisen. Dieses Volk, die Entdecker und einst die Beherrscher eines großen Theils von Vorderindien, sind wenig zahlreich und leben nur in wenigen Küstenstädten, z. B. in Goa, Diu, Damaun, Madras. Zahlreicher sind die so genannten schwarzen Portugisen oder Topassis, Abkömmlinge von Portugisen und Hindus, die zu Bombai ihre Hauptniederlassung haben und mit den echten Portugisen 500,000 Köpfe zählen.

3) Holländer, 4) Franzosen, und 5) Dänen sind in geringer Zahl vorhanden; zusammen sollen sie 5000 Selen zählen. Die Holländer wohnen besonders auf Ceylon, die Dänen zu Tranquebar, die Franzosen zu Pondichery und Carical; aber auch zu Madras gibt es viele der letzteren, welche dort die Krämer und Höker machen.

VIII. Sprachen Hindostans.

Sie lassen sich eintheilen in echt indische und in solche, die durch die eingewanderten Völker auf indischen Boden verpflanzt wurden. Außerdem bedient man sich der persischen Sprache als der der Diplomatie und des Handels, der Höfe, der gebildeten Welt und des modernen Geschmacks. Es ist die Correspondenzsprache der ostindischen Compagnie und ihrer Gouverneurs mit allen Asiaten, die gewöhnliche Gerichtssprache der Regirung, und ihrer bedient sich auch der Unterthan, wenn er zu seinem Fürsten spricht. An den Küstenstrichen von Dekan ist ein portugisisches Kauderwelsch (Reinol), die allgemeine Handelssprache zwischen Europäern und Hindus. Es ist ein barbarisches Gemenge von Wörtern, die fast ohne Wortfügung neben einander gestellt werden und enthält Bruchstücke aus den Sprachen aller Fremdlinge, die an diese Küste kamen, vorzüglich aber der Araber, Portugisen und ihrer vielen habessinischen Sklaven, dann der Engländer, Holländer u. s. w.

Die echt indischen Sprachen zerfallen in solche, welche aus dem Sanskrit (s. den Art.), und in solche, welche entschieden nicht aus dem Sanskrit stammen, welches aber doch denselben beigemischt ist. Zur ersten Klasse gehören einige ausgestorbene; nämlich a) das Pali, welches aber als Volkssprache ausgestorben und nur heilige Sprache der Buddhisten ist. b) Prakrit (d. h. die abgeleitete), die heilige Sprache der Dschainas (einer hindu'schen Sekte). c) Zend, die heilige Sprache der Parsen. S. darüber Indische Sprachen und die einzelnen Spezialartikel.

Die lebenden indischen Sprachen, wovon einige unmittelbar aus dem Sanskrit stammen, andere aber eine fremdartige Grundlage haben, sind folgende:

1) Panschanador, die Sprache der Siks, worin jene Art Gedichte, Kheals oder Teppes genannt, gedichtet werden, die man in ganz Indien singt.

2) Das Kaschmir'sche, eine Sprache, die dem Sanskrit nahe verwandt seyn soll.

3) Hindi oder Hindevi oder Neu-Indisch, eine neue Sprache, welche nach Colebrooke sich aus der Sprache des alten Reiches Canyacubja (Kanodsch) am obern Ganges bis Hurdwar gebildet hat. Sie zerfällt gegenwärtig in 2 Dialekte: a) das eigentliche Hindi, ein ungebildeter Dialekt, der seine Wörter mit geringer oder bisweilen keiner Veränderung aus dem Sanskrit entlehnte; von 6 seiner Wörter sind 5 immer rein sanskritische; b) Hindostani, eine verfeinerte Mundart, welche jetzt in ganz Hindostan als Umgangssprache geredet wird; in jedem Dorfe trifft man leicht Jemand an, der dieser Sprache kundig ist (vgl. Indische Sprachen).

4) Bhasha, ist die Sprache der Bewohner des Duab zwischen Ganges und Dschumna; ein minder ausgebildetes Sanskrit, das nach Colebrooke einst in ganz Nordindien allgemein gewesen seyn soll.

5) Gurdschara, die Sprache von Guzurate; sie ist mit dem Hindi nahe verwandt.

6) Multanisha, eine sehr gemischte Sprache, welche mit dem Gurdschara die meiste Ähnlichkeit hat. Sie wird von den Dschauts, den Radschputen und den Rohillas gesprochen.

7) Mongolisch-Indisch oder Mohrisch, eine barbarische Mischung der Landessprache mit persischen und arabischen Wörtern. Sie kann als eine unter allen Nichteingebornen in Nordindien allgemein gangbare Hof- und Curialsprache betrachtet werden; nur Gedichte im persischen Stil und Versmaß sind in derselben verfaßt.

8) Kashpura oder Kotch-bihar, die Volkssprache im Alpenlande Nepal; davon sind das Niwar, die Sprache der Newaren, das Purbutti und andre, eigene Dialekte. Fast jede nepalesische Völkerschaft redet einen eigenen Dialekt des Kashpura.

9) Gaur oder Bengali, die Volkssprache in Bengalen, und enthält nur wenige Wörter, die ihren Ursprung nicht im Sanskrit haben. Sie soll nach W. Jones auch in Bahar gesprochen werden. Ein Dialekt des Bengali ist das Maithila oder Tirhatija im Distrikte Tirhut zwischen dem Ganges und Gunduk, dessen sich einst mehrere ausgezeichnete Dichter bedient haben.

10) Maharaſchtra oder Mahratta, die Sprache der Mahratten. Ihre Schrift heißt Mur und ſoll nach Ausſage der Mahratten aus Ceylon gekommen ſeyn.

11) Dogura, eine Sprache, welche im Alpenlande Sirinagur im Gebrauche iſt.

12) Urija, die Sprache der Oriſſeer, welche im Sanskrit den Namen Utkala führt, iſt ein verdorbenes Sanskrit.

13) Telinga, die Sprache der Telingas in Oriſſa und auf dem Plateau von Hyderabad. Sie hat eine fremdartige Grundlage und ſoll von allen ſüdlichen Sprachen Hindoſtans die meiſten Sanskritwörter aufgenommen haben und ſehr lieblich ſeyn.

14) Tamul, eine Sprache, welche auf der Küſte Koromandel einheimiſch iſt, und in welcher den Hindus das Evangelium gewöhnlich gepredigt wird. Sie iſt milde und wohlklingend. Einer ihrer Dialekte, das Telugiſche, wird zwiſchen Madras und Vizagapatnam geredet.

15) Malayala oder das Malabariſche wird auf der ganzen ſüdlichen Halbinſel, von deſſen ſüdlichſter Spitze auf der öſtlichen Küſte bis an den Fluß Caveri, auf der weſtlichen bis zum Kap Dilli geredet. Ihre Grammatik ſoll ſehr unvollkommen ſeyn.

16) Karnata oder Karnara wird in einem Theile des mittlern Dekan und auf der weſtlichen Küſte vom Kap Dilli bis zum Fluſſe Masgani geſprochen.

17) Das Singaleſiſche. Dieſe Sprache ſoll nach Davy ihren Urſprung aus dem Sanskrit ableiten. Ihre Laute ſind harmoniſch, ihre Zuſammenſetzungen ſehr bezeichnend, ihr ganzer Bau, wenn auch ſehr complicirt, doch ſehr regelmäßig und überdieß ſehr wortreich. Wahrſcheinlich indeß hat auch ſie eine fremde Grundlage und nur Einmiſchungen vom Sanskrit aufgenommen, wie Telinga, Tamul, Karnata u. m. a.

Es ſind alſo die ſüdlichen Sprachen, welche eine fremdartige Grundlage und nur Einmiſchungen vom Sanskrit haben. Dieſe Einmiſchungen können nur durch die Einführung der bramaniſchen Religion und durch das Studium der Sanskrit-Literatur hinein gekommen ſeyn. Es ſcheint alſo gewiß, daß bramaniſche Kolonien in uralter Zeit aus dem Tieflande Hindoſtans nach S. vordrangen, und daß ſich die ſüdlichen Völker dadurch allmälig hinduiſirten. Dieſer Einfluß hat ſich aber auch außerhalb Hindoſtan, auf den oſtindiſchen Archipel erſtreckt; denn den neueſten Unterſuchungen zu Folge hat das reinſte Sanskrit in der Kawi-Sprache (der alten Dichterſprache der Javaner) die einheimiſche Mundart der Javaner in großer Fülle durchdrungen und dasſelbe findet mit vielen noch lebenden Sprachen des Archipels Statt. Dieſe indiſchen Kolonien brachten ihre Religion, ihre Geſetze und ihre Wiſſenſchaften in die coloniſirten Länder und hinduiſirten dieſelben. Die üppige Vegetation der javaniſchen Wälder ſchließt noch viele Tempelruinen ein, als Zeugen, daß hier einſt Bramismus und Buddhaismus herrſchten und auf der Inſel Bali (Nachbarinſel von Java) hat man Bramanen entdeckt, die noch heute nach Brama's Geſetzen leben. Die faſt allgemein angenommene Meinung, daß die Hindus nicht in fremde Länder reiſeten, wird dadurch hinlänglich widerlegt; die beiden obern Kaſten ſind freilich jetzt durch Geſetze in ihrem Vaterlande zurück gehalten, aber mit den Gewerbtreibenden iſt es anders; denn die indiſchen Kaufleute, welche bei uns den Namen Banianen (aus dem Sanskritworte: banig-jana, d. i. buchſtäblich Handelsleute) führen, ſind über ganz Weſtaſien verbreitet, und bilden in den vorzüglichſten Handelsſtädten zahlreiche Genoſſenſchaften*).

IX. Religionen der Hindus.

Die vorzüglichſten Religionen Hindoſtans ſind: 1) der Bramismus oder Bramanismus, 2) der Buddhaismus, 3) der Dſchainismus, 4) die Religion der Siks, 5) der Islam, 6) der Sabäismus oder Feuerdienſt, 7) der Moſaismus und 8) das Chriſtenthum in ſeinen verſchiedenen Formen.

1) Der Bramismus oder Bramanismus. Dieſe Religion, eine der älteſten der Erde und die älteſte in Hindoſtan, iſt zugleich die verbreitetſte in dieſem Lande; die geiſtreichſten Forſcher haben in ihr den religiöſen Wurzelboden, das urweltliche Heimathland aller Theologie des Alterthums gefunden. Sie nimmt unter den Hauptreligionen des Erdkreiſes, nach dem Chriſtenthume, dem Islam und dem Buddhaismus, der Zahl der Bekenner nach, die vierte Stelle ein; zu ihr bekennt ſich indeß nur die hindu'ſche Menſchenart in der Zahl von etwa 115 Millionen Individuen. Sie iſt urſprünglich auf reinem Deismus gegründet und erkennt ein höchſtes Weſen an, das die Hindus Karta und Iſchur (d. i. großer Wille), oder Doſchotameh (d. i. der Tauſendnamige) oder auch und am gewöhnlichſten Bräma (d. i. höchſtes Weſen) nennen (vergl. den Art. Brahma in 1ſter Sect. XII. S. 209 ff.), von dem Alles ausgeht, zu dem Alles zurück kehrt, die erhabenſte Gottheit, ewig, unveränderlich, allgeſtaltig, der Herr des Alls, und das unter keinem Bilde dargeſtellt wird. Unter ihm ſteht die indiſche Dreieinigkeit (Trimurti), d. h. die drei Obergötter Bräma, der Schöpfer, Wiſchnu oder Kriſchna, der Erhalter und Siva oder Mahadeva, der Zerſtörer, welche aus ihm hervor gingen und welche unter ſich gleich erhaben und gleich mächtig ſind (vergl. den Art. Brahmaismus 1ſte Sect. XII. S. 408 ff.).

2) Der Buddhaismus. Dieſe Religion iſt aus dem Bramismus hervor gegangen und nimmt in Bezug auf weite Verbreitung und Zahl der Anhänger nach dem

*) Daß die Hindus auch in weiter Entfernung von ihrem Vaterlande ihren Sitten ſehr getreu bleiben, geht unter andern auch aus des Grafen Potocki Reiſe in die Steppen von Aſtrachan und am Kaukaſus hervor. Er erzählt, daß die Hindus zu Aſtrachan, 75 an der Zahl, Braminen, büßende Mönche und Gangeswaſſer bei ſich führen, daß ſie auſſer Rindfleiſch Fleiſch eſſen, oft viel Vögel kaufen, um ſie frei zu laſſen, den Hunden auf den Gaſſen zu freſſen geben und überhaupt den Thieren viel Gutes thun. An Feiertagen bemalen ſie ihre Stirn und die obere Naſe roth und gelb. Sterben ſie, ſo verbrennt man den Leib und ſchickt die Aſche nach Indien. Früher kehrten ſie gern lebendig zurück, aber jetzt bauen Manche Häuſer in Aſtrachan. Den Gottesdienſt begehen ſie mit ſo vielem Pomp als möglich.

Christenthume und dem Islam die dritte Stelle unter den Hauptreligionen des Erdkreises ein. Ihr Stifter ist Buddha; vgl. dies. Art. (1ste Sect. XIII. S. 330 ff.). Seine Lehre wurde Anfangs in Hindostan sehr begünstigt*) und war um 600 vor Chr. schon bis Ceylon vorgedrungen, allein im 5ten und 6ten Jahrh. nach Chr. wurde sie durch blutige Religionskriege und grausame Verfolgungen in diesem Lande fast ganz ausgerottet, und jetzt findet man hier nur noch wenige Anhänger derselben. Dieß sind die Bewohner des Gebirgslandes Kurg in den Westgats, 500,000 Singalesen, die Mughs in Bengalen und einige kleine Gebirgsvölker des Himalaya. Bei jenen Verfolgungen flüchteten viele Buddhisten nach Java, Hinterindien, China, Japan, Tibet und in die Mongolei, führten dort ihre Religion ohne Schwertstreich ein und cultivirten durch sie die Völker**). Der Buddhaismus, obwohl für die Grundlage der Lehre in allen Ländern, wo man sich zu ihm bekennt, derselbe, ist dennoch in zwei große Sekten getheilt: die eine, welche in Tibet, China, der Mongolei und Japan verbreitet ist, folgt nämlich der wahren Ära der buddhistischen Kirchengeschichte; die andere auf Ceylon und in Hinterindien, welche die Epoche des Stifters mit der ersten Bekanntwerdung seiner Religion verwechselt, läßt denselben erst 628 vor Christus erscheinen und erkennt die Insel Ceylon als den Hauptschauplatz seiner religiösen Vorträge.

3) Der Dschainismus. Dieß ist ein verbesserter Buddhismus und aus diesem hervor gegangen; er wird von den Bramanen sehr verabscheut. Seinen Namen trägt er von dem ersten Lehrer Dschaina (d. i. siegreich). Die Dschainas sind nicht sehr zahlreich in Hindostan, und auf dieses Land beschränkt; sie theilen sich in 2 Sekten, welche wieder vor einander großen Abscheu haben. Ihr Gott heißt Parnavisa, offenbar eine und dieselbe Person mit Buddha. Die übrigen Götter sind die Selen tugendhafter Menschen und an Macht und Ansehen sich völlig gleich; sie werden Siddahs genannt, bewohnen den Himmel „Moesha" und haben ihre Untergötter, Dewastas genannt. Zwischen dem Himmel und der Erde befindet sich die Hölle. Jedes animalische Wesen ist von Ewigkeit vorhanden gewesen und läuft durch alle Veränderungen und Gestalten hindurch, bis es zuletzt die Vollkommenheit eines Siddah erreicht. Es ist der Wille der Gottheit, daß kein Thier seines Daseyns beraubt werden solle. Die Welt ist nie erschaffen worden. In der Verehrung des Ganges und der Ehrfurcht vor Benares stimmen die Dschainas mit den Bramanen überein. Bischof Heber besuchte einen Dschain-Tempel zu Benares; sein Begleiter, ein Priester, führte ihn durch eine Reihe von 6 kleinen Zimmern, mit einem Altare an dem Ende eines jeden, etwa wie die Altäre in römischen Kapellen, mit einer Nische an der einen Seite, wie das, was man in jenen Kirchen eine Piscina nennt. In der Mitte eines jeden Zimmers stand ein großer Trog mit stark gewürztem Reis und Ghi, wahrscheinlich ein Opfer, und in zweien oder dreien derselben hockten Männer auf dem Boden, die Hände wie zum Gebet oder zu religiösen Betrachtungen gefaltet. Über jedem Altar war im Altarblatt ein großes Tiefgebilde von Marmor; das erste davon enthielt 5, das letzte 25 Figuren, lauter kreuzbeinig sitzende Männer, von denen der eine beträchtlich größer als die übrigen und wie ein Neger dargestellt war. Dieser ist, wie der Priester sagte, ihr Gott, die andern sind die verschiedenen Leiber, die er nach und nach in verschiedenen Zeiträumen angenommen hatte, als er zur Belehrung der Menschheit incarnirt wurde. Die Lehren, welche Parnavisa auf diese Weise mittheilte, machen die Theologie der Dschainas aus, und die Fortschritte, welche ein Dschain in der Kenntniß dieser Mysterien gemacht hat, berechtigen ihn, verhältnißmäßig in einem der ersten oder einem der folgenden Zimmer anzubeten.

4) Die Religion der Seiks. Dieß ist die eigentliche reformirte Religion der Hindus, ein reiner Deismus, welcher sich mit Verwerfung alles Bilderdienstes vom Bramismus getrennt hat. Der Stifter dieser Religion war Nanaka, der um die Mitte des 15ten Jahrh. lebte, und hatte dem Volke besonders das Stück der bramanischen Sittenlehre eingeschärft, welches Ahinsa genannt wird, d. i. die Vorschrift, keinem lebenden Geschöpfe ein Leid zuzufügen. Dadurch wurden die Siks zu einem sehr friedlichen Volke. Gegen Ende des 17ten Jahrh. erschien ein zweiter Prophet, Guru-Govinda, welcher ihnen das Ehrgefühl der Tapferkeit wieder einflößte, ihnen das Wort Sinha (d. i. Löwe) an ihren Namen anzuhängen befahl, und sie zu Löwen in der Schlacht machte. Übrigens glauben die Siks auch eine Selenwanderung und an eine Belohnung und Bestrafung in jener Welt. Die Zahl der Bekenner dieser Religion beträgt 4½ Millionen.

5) Der Islam. Zu diesem bekennt sich etwa $\frac{1}{6}$ der ganzen hindostanischen Bevölkerung oder etwa 17 Millionen Individuen, welche am zahlreichsten in den nordöstlichen Provinzen sind. Diese Muhammedaner bestehen aus Mongolen, Afghanen, Rohillas, Beludschen, Arabern, Tadschiks und auch vielen Hindus. Sie weichen in manchen Punkten von den Sitten ihrer osmanischen Brüder ab; sie sind weder so große Fanatiker noch Enthusiasten, aber auch keine so strengen Befolger des Gesetze des Koran; namentlich findet man unter ihnen starke Weintrinker. Auch die Muhammedaner haben hier ihre Andächtler und Bettelmönche, Fakirs genannt; sie selbst werden von den Hindus Yavana's genannt, ein Name, welcher früher alle westlichen Bewohner Asiens jenseit

---

*) Unter den vielen, in Felsen gehauenen Tempelgrotten Dekans, deren oben gedacht ist, gehören auch manche dem Buddhaismus an.

**) Die Zahl der Buddha-Bekenner beläuft sich etwa auf 166—187 Millionen, davon

im eigentlichen China	125,000,000
Mandschuren, Mongolen und Kalmucken	5,400,000
Koreaner	5,000,000
Hinterindier	25,000,000
Ceylan	600,000
Japan und die Lieu-Khieu	25,000,000
auf dem Festlande Hindostans	500,000

der Perser bezeichnete. Eine eigene muhammedanische Sekte sind die Boras, welche aller Orten abgesonderte Gemeinden bilden und ihren Hohenpriester haben, welcher zu Butschanpur in der Provinz Khandesch residirt. Außer in der Religion haben die Boras fast in jeder anderen Hinsicht Ähnlichkeit mit den Söhnen Abrahams; sie sind die Hausirer Hindostans.

6) Der Sabäismus oder Feuerdienst. Die Religion der Parsen, über welche bei der Beschreibung des Volks das Nöthige beigebracht ist.

7) Der Mosaismus. Zu diesem bekennen sich sämmtliche Juden Hindostans, welche auch alle Anhänger des Talmud sind.

8) Das Christenthum. Man behauptet, daß der heilige Bartholomäus im N. von Indien, der heilige Thomas aber in China und Dekan das Evangelium gepredigt und Letzterer in Maliapura bei Madras den Martyrertod erlitten habe. Obgleich diese Behauptung der historischen Beglaubigung ermangelt, steht es dennoch fest, daß das Christenthum seit den ältesten Zeiten, im innern und östlichen Asien durch die Missionen der Nestorianer verbreitet ist, und nestorianische oder Thomaschristen von den Portugisen bei ihrer Entdeckung Indiens auf der Halbinsel Dekan vorgefunden wurden. Bald darauf erschien der jesuitische Missionär Franz Xavier (der von 1542 — 1552 in Asien reisete) und taufte viele Hindus; man sandte ihm viele Gehilfen aus Europa nach, und stiftete mehrere Missionsanstalten. Andere Mönchsorden folgten bald dem Beispiele der Jesuiten, und auch die protestantische Kirche ist darin nicht zurück geblieben. Dem heiligen Xavier wurde in der Nähe des Kap Comorin eine Bildsäule errichtet, welche von den bramanischen Bewohnern Para-padre (von padre, dem portugisischen Ehrennamen eines Priesters und para, der Fremde oder der Vornehmste) genannt und von ihnen verehrt wird. Sie wallfahrten dahin wie zu ihren Götterbildern. Gegenwärtig finden sich folgende christliche Sekten in Hindostan.

a) Episkopalen oder Anglikaner. Dazu gehören die meisten Briten und ihre Abkömmlinge, die Anglo-Indier. Außerdem aber findet man unter den letztern auch die meisten, in Alt-England einheimischen Sekten. Die Episkopalen stehen unter dem im Jahre 1813 errichteten Bisthume zu Calcutta, dessen Diöcese, die größte der Erde, von St. Helena über Afrika und Hindostan bis Neuholland reicht. Missionäre engländischer Dissidenten befinden sich in der dänischen Besitzung Serampore bei Calcutta, doch ist ihnen eine öffentliche Betreibung des Missionsgeschäftes nicht gestattet; sie wirken im Stillen fort und haben bereits die heilige Schrift theilweise in eine große Anzahl asiatischer Sprachen übersetzt.

b) Lutheraner. Dazu gehören die durch die Missionen zu Tranquebar, Wöpery, Cuddalore, Tritchinopally und Tandschore bekehrten Hindus, an der Zahl 15,000 Individuen, welche in 200 Congregationen (einschließlich der anglikanischen) oder Kirchgemeinden in Dekan vertheilt sind. Die größte Anzahl derselben befindet sich im Gebiete des Radscha von Tandschore auf der Küstenebene Coromandel *).

c) Katholiken. Diese sind schon seit der portugisischen Herrschaft in Vorderindien einheimisch und zahlreicher als die Protestanten; man gibt ihre Zahl zu 600,000 an, sie erkennen den Papst als das sichtbare Oberhaupt ihrer Kirche. Sie leben in den ehemaligen und noch übrig gebliebenen Besitzungen der Portugisen, und sind gemischt aus einer meist halbschlächtigen Nachkommenschaft der Portugisen, der frei gelassenen Sklaven und der Bekehrten Hindus aus den niedrigsten Kasten und stehen in Erkenntniß des wahren Heils, wie in der Sittlichkeit, auf einer sehr niedrigen Stufe. Die Jesuitenmission zu Tandschore begnügt sich damit, sie für ihren Kultus zu werben, und nicht selten sieht man bei ihnen auf einem und demselben Altare das Kruzifix und Marienbild neben den Bildern von Wischnu und Siva. Sie besitzen, außer dem Primas von Goa, noch 1 Erzbischof zu Cranganore, 1 Bischof zu Verapoly und 1 Seminar zur Bildung der syrischen und lateinischen Priester, auch mehrere gut eingerichtete Schulen zu Pondichery, wo die franz. Missionsanstalt ihren Sitz hat.

d) Thomaschristen, Sorianer, syrische Christen auch Nestorianer genannt. Die seit anderthalb Jahrtausenden bestehenden Gemeinden dieser Christen wohnen in den Gats von Travancore oder vielmehr in den Aligerri im S. des Gap, nordwärts bis 10° 50′ nördl. Br. Bei Ankunft der Portugisen hatten sie schon 1300 Jahre unter eignen christlichen Königen bestanden; jetzt sollten sie mit der römisch-katholischen Kirche vereinigt werden. Dieser Versuch, zu welchem die schrecklichsten Maßregeln angewendet wurden, gelang indessen nicht ganz; denn die Nestorianer machten sich bald wieder von dem Papste los. Jetzt bilden sie unter britischem Schutze eine Art christlicher Republik, und obgleich Hindus aus der Kaste der Naïren leben sie nach christlichen Sitten. Ihre Zahl soll 50,000 Individuen betragen, eine eben so große Zahl aber früher zum Katholicismus übergetreten seyn. Die gottesdienstliche Sprache der Thomaschristen ist die syrische. Sie dulden keine Bilder in ihren Kirchen, und erzeigen nur dem Kreuze Ehrerbietung. Einer Bemerkung v. Schlegel's zu Folge scheinen sie durch die fremde Einwirkung unter ihren Landsleuten an Achtung verloren, an echter Bildung Nichts gewonnen zu haben. Sie wallfahrten alljährlich zu dem Grabe des heiligen Thomas, von ihrer Religion kennen sie aber nicht viel mehr als einige Cärimonien. Sie haben nur 2 Sakramente, nämlich die Taufe und das Abendmahl und ihre Priester können heirathen.

e) Jakobiten. Diese sind in Hindostan weit zahlreicher als die Nestorianer, indem ihre Zahl auf 200,000 Individuen angegeben wird. Allein in der Provinz Malabar haben sie 55 Kirchen. Als ihr Oberhaupt erkennen

*) Oben genannte Missionen werden von der Missionsanstalt zu Halle geleitet und von der Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unterstützt.

sie den Patriarchen zu Antakia (Antiochien) an, außerdem haben sie noch einen Bischof, der zu Narenam in dem State des Radscha von Travancore residirt und unter dessen Aufsicht 32 Kirchen stehen. Ihr Gottesdienst wird in syrischer Sprache gehalten; sie selbst sprechen die Malayalasprache.

f) Armenier. Zur armenisch-christlichen Kirche bekennen sich sämmtliche, in Hindostan wohnende Individuen dieses Volks.

IX. Wissenschaftliche und artistische Kultur der Hindus.

Sie datirt sich aus den ältesten Zeiten her; so wie ihre Sitten stationär geblieben sind, so ist es auch diese Kultur. Der Kastengeist hat die Wissenschaften allein auf die Braminen eingeschränkt; die zweite Kaste darf sich die darüber geschriebenen Bücher vorlesen lassen. Alle Wissenschaften sind aber in den Veda's und deren Commentaren enthalten (s. d. Art. Veda), alle sind in Mythen und Poesie gehüllt, selbst die Gesetzgebung nicht ausgenommen. Die Mathematik ist von den Hindus sehr hoch geachtet; sie sind die Erfinder des dekadischen Zahlensystems, das von ihnen während des Zeitraums von 754 bis 813 nach Christus auf die Araber, von diesen auf uns überging. Auch in der Algebra waren sie die Lehrer der Araber. Sie nennen diese Wissenschaft im Sanskrit Vija-ganita, d. i. buchstäblich die Samenrechnung oder die Methode, welche die Principien der Wissenschaft darlegt. Ihr geschätztestes Lehrbuch der Algebra ist das von Bramaguptas, welches zu Ende des 6ten oder Anfang des 7ten Jahrh. abgefaßt wurde. Noch immer zeichnen sich die Hindus als geschickte Rechner aus. Sie sind ferner recht gute Astronomen: Arya-Bhattas lehrte schon 1000, vielleicht 1500 Jahre vor Copernikus die Umdrehung der Erde um ihre Are, jedoch wurde diese Lehre nicht aufgenommen. Die Hindus theilen ihr tropisches Jahr in 365 Tage, 6 Stunden, 50 Minuten, 54 Sekunden, welches nur um 2 Minuten von dem unsrigen differirt. Die Zeitrechnung der Dschainas ist eben so sonderbar als unbestimmt. Sie denken sich einen tiefen, mit abgeschnittenen Menschenhaaren angefüllten Brunnen, und nennen die Zeit, welche erforderlich wäre, ihn zu leeren, wenn alle 100 Jahre ein Haar heraus genommen würde, palya. 1000 Billionen solcher palyas bilden eine segara oder einen Okean von Zeit, und 2000 Billionen segaras ist dasjenige Alter, welches sie dem Erdball zuschreiben, oder die Ewigkeit, von der sie sich keinen abstrakten Begriff machen können. Die Welt ist ihrer Meinung nach von jeher da gewesen. Die Bramanen sind nicht so ausschweifend; sie glauben, daß die Welt seit 7,205.000 Jahren bestehe, eine Periode, welche sie in 4 Zeitalter eintheilen, welche den bekannten klassischen Zeitaltern, dem goldenen, silbernen, ehernen und eisernen entsprechen. Das Zeitalter der Reinheit (Sotti-Dschang) hat 3,200.000 Jahre, das der theilweisen Verderblichkeit (Sirtah-Dschang) 2,400,000, das der theilweisen Lasterhaftigkeit (Dwapur-Dschang) 1,600,000, das jetzige oder das der gänzlichen Verworfenheit (Kali-Dschang), von dem bereits 5000 Jahre verflossen sind, dauert 400,000 Jahre; es bleiben also noch 395,000 davon übrig. Das Jahr wird in 12 Monate eingetheilt, so daß der Monat, der unserem April entspricht, bei ihnen der erste ist. Diese Monate sind aber nicht von gleicher Länge; der Junius ist der längste, der December der kürzeste; sie haben den Namen von den vornehmsten darin blühenden Gewächsen. Die Woche zerfällt in 7 Tage, der Tag in 60 Theile, der Sechszigtheil in 24 Minuten. Die Hindus haben eine große Fertigkeit in Berechnung der Finsternisse; sie besitzen Sonnen- und Mondstafeln, die auf Palmblätter geschrieben sind und Kalender, worin ihre schlimmen und guten Monate, Tage und Stunden nach astrologischen Regeln genau angezeigt sind. Auf die Auslegung dieses Kalenders legen sich die Braminen mit großem Eifer: ein Bramine pflegt jeden Morgen in die Häuser seiner Kunden zu gehen, und ihnen den guten oder schlimmen Tag anzuzeigen. Eine hindu'sche Sternwarte befindet sich zu Benares, welche Stadt überhaupt der Sitz der hindu'schen Gelehrsamkeit ist.

Wie es mit der Mechanik der Hindus steht, wissen wir nicht; daß sie früher darin sehr erfahren gewesen sind, ist gewiß. Einer der großen Stiere im Bezirk der Pagode zu Tandschore ist aus dunkelbraunem Porphyr gehauen, welcher 18 Meilen von Tandschore bricht; das Gewicht dieser ungeheuren Steinmasse wird auf 1800 Zentner geschätzt, und ihr Transport bis zu ihrer gegenwärtigen Stelle muß eine sehr günstige Idee von der Mechanik der alten Hindus erregen. Die einzige Methode, deren sie sich heute bedienen, schwere Körper zu einer gewissen Höhe zu bringen, besteht darin, daß sie abhänzige Flächen von Erde bilden, so wie das Gebäude an Höhe zunimmt, die ihnen demnach unsere Baugerüste und Krahnen ersetzen; große Steine werden durch bloße Handarbeit und mittels Hebel hinauf geschoben.

Wegen der geringen Aufmerksamkeit der Braminen auf die Welthändel, so lange diese ihre alte Gesetzgebung nicht erschütterten, ist die Geschichtschreibung der Hindus sehr dürftig. Dasselbe gilt auch von der Geographie; denn es ist kein geographisches Werk vorhanden, welches einen Hindu zum Verfasser hätte. Die Ansicht der Hindus von der Gestalt der Erde sind sehr abenteuerlich. Ritter hat dieselbe vor Kurzem in einer in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltenen Vorlesung weitläufig und schön aus einander gesetzt. Die Philosophie ist von den Hindus mit vieler Vorliebe behandelt; die Systeme ihrer Philosophen sind in kurzen Sentenzen abgefaßt und in den Sastras enthalten. Die Dichtkunst ist von den Hindus außerordentlich kultivirt worden. Ihre Schauspiele werden gewöhnlich auf offenem Felde und unter freiem Himmel aufgeführt. Den Stoff dazu liefert die Geschichte der ältesten Götter, Halbgötter und Helden. Einheit der Handlung ist dabei eine Nebensache; sie beziehen sich gewöhnlich auf eine Reihe von Jahren, und sind so weitläufig, daß zu ihrer Aufführung oft mehrere Abende ver-

wendet werden müssen. Die Schauspieler spielen ihre Rollen recht gut, und ihr Kostüm ist kostbar und völlig anpassend. Die indischen Volkslieder sind sämmtlich persisch.

In der Medizin sind die Hindus keines Weges zurück; sie wird von ihnen seit Jahrtausenden studirt und europäische Ärzte sind neuerdings auf die Arzneiwissenschaft der Hindus aufmerksam geworden, weil schon öfter der Fall vorgekommen ist, daß man erfuhr, eine in Europa neu erfundene Heilmethode sei in Indien von Alters her im Gebrauch. Seit den ältesten Zeiten haben die Hindus geistige Getränke (Arrak und Rum) zu destilliren, vortreffliche Färbestoffe zu bereiten und Arzneimittel zu mischen gewußt; es folgt daraus, daß sie auch in der Chemie nicht unerfahren sind. Auch die Physik, die Naturgeschichte und Botanik hat der Hindu nicht vernachlässigt, obgleich er nichts Ausgezeichnetes geliefert hat. Eine eigne Wissenschaft macht bei den Hindus das Studium der Grammatik aus; ihre Grammatiker haben indeß noch nicht einmal den Organismus des Sanskrit gehörig entziffert. Vgl. das Nähere unt. d. Art. Indische Literatur.

Die Künste wurden in Hindostan früher weit mehr kultivirt als jetzt. Die Musik, ungeachtet es eine große Menge von Instrumenten gibt, ist rauh, grell, lärmend und einem europäischen Ohre zu eintönig. Sie ist auf 36 heilige Melodien beschränkt. Außer den 36 heiligen Stücken, indem man sich nur zweier sonderbarer Töne bedient, haben sie noch 48 Melodien zum Tanze, welche munterer sind, und von einem ihrer Götter erfunden wurden, als die Sitten verderbter geworden waren. Übrigens macht die Musik einen Hauptbestandtheil bei allen Festen der Hindus aus und begleitet überhaupt jeden Genuß ihres Wohllebens. Man hat in Hindostan nur 2 Saiteninstrumente, nämlich den Ravanastron, eine Art fünfsaitiger Violine, die mit einem Bogen gestrichen wird, und den Viné, ein ebenfalls fünfsaitiges, unserer Guitarre ähnliches Instrument. Beide sind indeß nur selten und von lokalem Gebrauch. Allgemein sind dagegen die Blaseinstrumente, die Trommeln, die Becken, überhaupt alle die Instrumente, welche unsere Janitscharenmusik ausmachen, welche wir von den Türken, diese von den Arabern oder Persern, und diese wiederum ohne Zweifel von den Hindus angenommen haben. Schon Alexanders Makedoniern rückten die Scharen des Porus unter dieser Musik entgegen. Von Blaseinstrumenten haben die Hindus verschiedene Arten Trompeten, als Bouri und Combon, und das gekrümmte Horn Toutarée; ferner mehrere Flöten und Hoboen, als: Nagassoron, Carna, Otou und Pilancojel und den Tourti, einen Dudelsack. Von Trommeln findet man den Naguar, eine Art hölzerner Pauken, welche eine mit Haut überzogene Fläche darbietet, auf welche mit 2 Stäben geschlagen wird; den Matalan, eine kleine zweifaitige Trommel, die am Bandeliere getragen und an beiden Seiten mit Stäben geschlagen wird; endlich den Tantam. Dieß ist eine längliche, an beiden Seiten mit Büffelleder überzogene Trommel, so ungeheuer groß, daß sie bei allen Prozessionen gefahren werden muß. Sie übertönt bei Weitem alle andere Instrumente und ist in dieser Hinsicht das beliebteste. Von Becken gibt es zweierlei Arten, den Tantan und den Tal. Letzter besteht aus zwei kleinen Schalen, von denen die eine von Kupfer, die andere von Stahl ist, erster hingegen aus zwei kupfernen Schalen, welche zusammen geschlagen werden.

Malerei und Bildhauerei wurden in Hindostan nie zu einer sehr großen Vollkommenheit georacht. Schlegel sagt, er habe (in Stein gehauene) Gruppen gesehen, woran die leidenschaftliche Bewegung unvergleichlich nachgeahmt war und an kindlichen, weiblichen, überhaupt an wohlbeleibten Figuren sei die Weichheit der Umrisse zu loben. Der gewöhnliche Fehler der indischen Bildhauer sei, daß sie dasjenige, was ihnen nach nationalen Begriffen für schön galt, übertrieben haben; sie seien aus der Natur heraus gegangen, ohne das Ideal zu erreichen. Übrigens haben uns die alten indischen Bildhauer viele Denkmäler hinterlassen: zu Tempeln ausgehöhlte Felsenberge, wo die colossalen und massiven Säulen sammt ihrem Gebälke, die Hallen und Gemächer aus Einem Stücke sind, und diese Aushöhlung sich oft in 2 bis 3 Stockwerken wiederholt; hervorragende Steinmassen zu Monolithen umgeformt, die auf ihrer eignen Wurzel ruhen, zuweilen scheinbar von riesenhaften Elephanten getragen werden; abgeflachte Felsenwände, wo eine Welt von göttlichen, menschlichen, dämonischen und thierischen Figuren in halb erhobener Arbeit dargestellt ist. Unter diesen Wundern scheinen die Tempelgrotten von Ellora hinsichtlich des Umfangs und des Stils den Vorrang zu behaupten. So waren demnach die alten Indier in der Bildhauerei und Architektur viel weiter als die heutigen, und auch in der Malerei sind die heutigen sehr zurück; doch sind ihre Farben äußerst frisch. Schließlich muß hier noch bemerkt werden, daß die Hindus die Erfinder des Schachspiels sind. Herr von Beguelin sagt: die heutigen Hindus seien die Mumie einer früher da gewesenen, aber nach vollendetem Cyklus längst abgestorbenen Nation, die nur noch zufällig in dem Zustande fortbesteht, in welchem der Tod sie traf, regungslos erwartend, was die von Außen wirkenden Kräfte über ihr Schicksal entscheiden werden, und er hat Recht. Sie sind in ihren Kenntnissen, in ihrer Religion, ihren Gebräuchen, ihren Tugenden und ihren Fehlern gerade noch so, wie sie zu Alexanders des Großen Zeiten waren. In der neuesten Zeit haben die Engländer es übernommen, den Hindus die europäische Civilisation einzuimpfen. An mehreren Stellen sind Knaben- und Mädchenschulen angelegt und mit trefflichen Lehrern besetzt; da in denselben von keiner Bekehrung die Rede ist, so beeifern sich die Hindus ihre Kinder hinzuschicken. Und wie bei den Kindern der Unterricht, so wirkt bei den Erwachsenen Beispiel, Mode und die Eitelkeit, es der herrschenden Nation gleich zu thun. In Calcutta sieht man schon viele reiche Hindus in Londoner Kutschen fahren, überhaupt in Allem den Engländern nachahmen. Auch der Politik geben sie sich hin,

und zwar ist es Ton bei ihnen, ein Whig zu seyn, daher auch die von Eingebornen herausgegebenen, im Bengali geschriebenen Zeitungen, sich zur Oppositionspartei hin neigen. In öffentlichen Blättern las man vor einigen Monaten, daß viele Hindus sich erboten hätten, die engländische Sprache zu erlernen, wenn man ihnen gewisse Rechte der Altengländer einräumen wolle. Wie sehr sich indeß die Bewohner der Hauptstädte, in welchen auch Briten wohnen, der europäischen Civilisation zu nähern streben, so dürften wohl noch Jahrhunderte hingehen, bis auch die entlegeneren Provinzen diesem Beispiele folgen. Der große Hause der Hindus ist außerordentlich unwissend; der Unterricht beschränkt sich auf Schreiben (Anfangs im Sande im Schatten der Bäume, dann auf Palmblättern) und Rechnen und nur die Braminenkinder erhalten besseren Unterricht, welcher überhaupt ganz in den Händen der Priester ist.

Die vornehmste aller hindu'schen Bildungsanstalten oder Universitäten ist die zu Benares, dann folgen die zu Nuddeah und Triciur. Man hat auch Bibliotheken; aber seit 500 Jahren ist kein einziges bedeutenderes Werk von einem Hindu an das Licht gestellt. Die Engländer haben in neuerer Zeit mehrere wissenschaftliche Institute gegründet. So stiftete Lord Wellesley (der vom J. 1798 — 1805 General-Gouverneur von Indien war) im Fort William eine Lehranstalt für die jungen Engländer, welche in den Civildienst der Compagnie eintreten, wo sie überhaupt für das Geschäftsleben gebildet, hauptsächlich aber in den Sprachen, im Persischen, Arabischen, dem Bengali, dem Hindostani und dem Sanskrit unterrichtet werden. Zu Calcutta besteht ferner die asiatische Gesellschaft, deren Forschungen wir bereits viele Aufklärungen über Indien verdanken, und zu Bombai eine literarische Gesellschaft. Britische Buchdruckereien bestehen zu Calcutta, Madras, Bombai, Surate und zu Serampore (eine polyglottische). Sternwarten sind zu Calcutta und Madras und ein botanischer Garten ist ebenfalls in Calcutta.

X. Kultur des Bodens, Kunstfleiß und Handel.

Die produzirende Industrie der Hindus besteht in

1) Landbau, welcher eben so unveränderlich ist, wie das Handwerk, das Fabrikwesen, die Sitten und Gebräuche. Er wird im Allgemeinen sehr nachlässig betrieben, doch ersetzt die Fruchtbarkeit des Bodens Alles und man hat jährlich 2 Ernten, Kherif und Rubbi genannt, die erste im September und Oktober, die zweite im März und April. Die Landwirthschaftsgeräthe sind im Allgemeinen schlecht. Der Pflug ist oft weiter Nichts als ein mit Eisen beschlagenes krummes Stück Holz, das von einem Par schlecht angeschirrten Ochsen oder Büffeln gezogen wird. Die Egge gleicht einer Art von Leiter, worauf ein Mann steht, der die Ochsen antreibt, um die Schollen durch sein Gewicht zu zermalmen. Was wir mit Spaten und Schaufel verrichten, dazu bedienen sich die Hindus einer Art von Hacke in sitzender Stellung. Ihre Sichel ist ein kurzes krummes Messer. Die Körner werden auf dem Felde durch Ochsen ausgetreten, die sie auf einer Tenne von gebranntem Thon umher treiben; sie werden dann in irdenen, bienenkorbähnlichen Behältern, von der Größe einer Tonne aufbewahrt, die man mit Kuhmist beschmiert, um sie gegen die weißen Ameisen zu verwahren. In der Nähe großer Städte sind indeß die Landwirthschaftsgeräthe besser. Große Landbesitzungen sind selten, weil kein Erstgeburtsrecht gilt, sondern die Söhne alle zu gleichen Theilen erben*); die Mehrzahl der Gutsbesitzer (Zamindars) entzieht sich dem Betriebe der Landwirthschaft, um in großen Städten zu leben. Der größte Theil des kulturfähigen Bodens, sowohl Krondomäne als Privateigenthum, wird in Grundstücken von einigen Morgen zeitweise verpachtet. Diese kleinen Pächter (Rejots) bilden den eigentlichen Bauernstand, der sehr arm ist; die Ungewißheit ihrer Lage, die zu weit getriebene Parzelirung des Bodens u. s. w. läßt sie zu keinem auch nur leidlichen Wohlstande gelangen. An einigen Orten theilen die Bewohner kleiner Städte und Dörfer die Ernten gemeinschaftlich, die Arbeit geschieht beitragsweise, und das Vieh wird gemeinschaftlich geweidet.

Außer den verschiedenen, unter den Produkten der aufgeführten Getreidearten und Gartenfrüchten, sind auch Baumwolle, Pfeffer, Mohn, Zucker, Indigo, Tabak, Ölgewächse, Hanf, Safran, Zimmetrinde (diese nur auf Ceylon) Gegenstände des Landbaues**).

2) Die Baumzucht. Sie wird in Hindostan nicht vernachlässigt; kein Land ist so reich an köstlichen Früchten, und alle Gärten sind mit Obstbäumen angefüllt, alle Dörfer damit umringt, und selbst die Straßen der Städte damit beschattet. Indeß thut der Hindu nicht viel mehr, als daß er die Bäume anpflanzt; von der Veredlung des Obstes hat er noch keinen Begriff.

3) Viehzucht. Sie ist sehr ausgedehnt; gewöhnlich ist der Viehstand eines Hindu sehr groß: man sieht häufig 80,000 Zugochsen beisammen. Aber der Unterhalt der Herden fällt auch nicht schwer, da es überall reiche Weiden gibt, und man in diesem so warmen Lande keiner regelmäßigen Heuschläge bedarf. Die Weiden sind überall Gemeinheit, sie haben keine Befriedigung, und Jeder treibt darauf so vieles Vieh als er will und hat. Übrigens bestehen die Hausthiere der Hindus in Elephanten, Dromedaren, Pferden, Eseln, Ochsen, Büffeln, Schafen und Ziegen.

4) Fischerei. Meere und Flüsse Hindostans wimmeln von Fischen, daher ist denn auch das Fischen von jeher Jedem erlaubt gewesen. Dennoch gibt es eine eigne Fischerzunft, die zu der Kaste der Subras gehört, und bei ihrem Geschäfte besondere Gebräuche beobachtet; von allen gefangenen Fischen kommen jedoch keine in

*) Töchter bleiben von der Erbschaft gänzlich ausgeschlossen.

**) Die Kultur der Baumwolle ist in Indien sehr alt. Die Phönikier erhielten baumwollene Zeuge aus Indien und führten sie den westlichen Völkern und auch den Ägyptiern zu; die Binden, womit dieß Volk seine Mumien umwickelte, sind aus Baumwolle gefertigt, welche damals aus Indien bezogen wurde.

den auswärtigen Handel. Nur die Flossen der Haifische, welche bei den Chinesen außerordentlich beliebt sind, werden diesem Volke zugesandt; man bezieht dafür 200,000 Rupien oder 510,000 Franken im jährlichen Durchschnitt.

5) Perlenfischerei. Sie wird in der berühmten Bai von Condatschy (zu Ceylon gehörig) betrieben, von wo aus die Perlenbänke sich an der Adamsbrücke vorüber bis zum Kap Comorin erstrecken, und wirft der britischen Regirung im Durchschnitt jährlich 40,000 Pf. Sterl. ab. Die Perlen sind von einer überaus schönen Weiße, jedoch bei den Hindus nicht so geschätzt, wie die gelben von Ormus. Man befischt die Bänke alle sieben Jahre, so daß alle Jahr eine Strecke zurück gelegt wird, weil man annimmt, daß die Perlen während dieser Zeit zur Reife gelangt sind; läßt man sie aber länger liegen, so werden sie, wie man glaubt, dem Schalthiere wegen ihrer Größe so beschwerlich, daß es sie in die See ausstößt. Man zieht meistens Kinder von der Insel zu Tauchern auf. Die gewöhnliche Zeit, während welcher die Taucher unter dem Wasser bleiben, ist 2 Minuten; sie sammeln die Muscheln in ein um den Hals gebundenes Netz. Manche der gesammelten Muscheln haben indeß keine oder nur sehr kleine Perlen, daher ist das Fischen derselben einer Lotterie zu vergleichen, wo es gegen einen Preis viele Nieten gibt. Daher werden die Muscheln oft uneröffnet an die Meistbietenden verkauft. Die Perlen werden, wie sie gefunden sind, augenblicklich durch Leute gebohrt, die in dieser Kunst sehr erfahren sind.

6) Seidenbau. Dieß ist eines der vornehmsten Gewerbe Bengalens, welches Land eine außerordentliche Menge sehr guter Seide erzeugt. Die Kultur ist in Hindostan sehr alt; v. Schlegel hat auch gezeigt, daß sie von hier nach China und von diesem letzten Lande aus nach Konstantinopel und in die Abendländer gebracht worden ist.

7) Bienenzucht. Seit den ältesten Zeiten sammelt man in Hindostan Honig und Wachs in Wäldern und Höhlen; eine regelmäßige Zucht ist indeß erst in neuester Zeit eingeführt und nur erst in wenigen Strichen im Gebrauch.

8) Bergbau. Der Hindu versteht ihn nur schlecht, die Manipulation der Erze hingegen sehr gut.

In vielen Arten des eigentlichen Kunstfleißes haben die Hindus es sehr hoch gebracht; keine orientalische Nation kommt ihnen hierin gleich; selbst der Europäer steht ihnen in manchen nach. Dabei ist es merkwürdig, daß sie sich keiner oder doch nur der einfachsten Maschinen bedienen; es kommt ihnen aber die Kleinheit und Zartheit ihrer Hände bei allen Manufakturarbeiten sehr zu Statten. Übrigens werden alle diese Arbeiten von Individuen aus der Kaste der Sudras betrieben; zu allen wird sehr viele Zeit erfordert, da man sich zur Fertigung derselben der einfachsten Vorrichtungen bedient. Die vornehmsten Manufakturen, deren Produkte in den auswärtigen Handel kommen, bestehen

1) in Baumwolle. Die Baumwollenweberei ist über ganz Hindostan verbreitet; man rechnet, daß in diesem Lande 124 verschiedene Arten von baumwollenen Geweben verfertigt werden, worunter besonders der schönste und feinste Musselin der Erde, welcher vorzüglich zu Dacca in Bengalen verfertigt wird, und wovon ein halbes Dutzend Gewänder noch die Oberfläche des Körpers durchschimmern läßt. Doch ist die Baumwollenweberei nicht mehr das, was sie war; denn obgleich das Material dort einheimisch ist, kann die Ware gegen die der Briten nicht Preis halten, die sie 2000 Meilen weit holen müssen; so groß ist der Vorsprung des Maschinenwesens.

2) in Seide. Die Seidenweberei ist besonders im centralen Hindostan zu Hause und liefert mannichfaltige Arten von Zeugen für Europa, China, die Inseln des indischen Archipels u. s. w. Wir merken darunter besonders die berühmten Kimkabes, ein kleiner, leichter, mit Goldfaden, Lahn und Seide broschirter Atlas, der zu den Fabrikaten von Surate gehört und die Massirus, ein Taffet, so dünn wie die oberste Schale einer Zwiebel, woraus die muhammedanischen Bewohner Hindostans und die persischen und arabischen Frauen ihre Pantalons tragen.

3) in Wolle. Hierin bestehen nur einzelne Manufakturen, und besonders in Shawls, worunter die von Kaschmir den ersten Rang einnehmen. Die dazu verwandte Wolle von äußerster Feinheit liefert das tibetanische Schaf; sie wird in Ballen von 12 Pfund Gewicht aus Ladakh in Tibet eingeführt. Man rechnet, daß jetzt noch 16,000 Webestühle mit der Shawlweberei in Kaschmir beschäftigt sind; an jedem Stuhle arbeiten 3 bis 4 Menschen, wovon Einer die Arbeit dirigirt. Mancher Webestuhl kann ein ganzes Jahr mit einem einzigen Shawl beschäftigt seyn, wenn es ein sehr schöner ist; auch die besten Arbeiter rücken an einem solchem Stuhle an einem Tage nicht um die Breite eines Zolles vor. Die Arbeiter werden im Allgemeinen sehr gering bezahlt, verschieden nach den verschiedenen Stufen ihrer Kunst. Die Handelsleute, oft Armenier, geben die Wolle und die Desseins, die häufig in Konstantinopel gemacht sind, nach denen auf Bestellung gearbeitet wird. Nach Beendigung jedes Shawls muß der Kaufmann einen jeden einzeln im Zollhause stämpeln lassen, wo der Zollbeamte des Afghanen-Sultans den Preis nach Willkür bestimmt und meist übertreibt, um desto höheren Zoll darauf legen zu können; immer beträgt letzterer wenigstens $\frac{1}{4}$ des Werthes. Daher ihre hohen Preise, und weil alle Lasten nur auf Menschenschultern aus dem hohen Alpenthale über die Hochpässe hinaus getragen werden können. Die meisten Shawls werden ungewaschen und ganz frisch vom Webestuhle ausgeführt, und nach Amritsir im Lande der Seiks gebracht, wo gegenwärtig der große Shawlmarkt ist, und wo sie besser als in Kaschmir gewaschen, verpackt und weiter versandt werden, gegen den Orient und Occident. Man behauptet, daß im Durchschnitt jährlich 80,000 Shawls in Kaschmir verfertigt werden. Dieß würde etwa 5 Shawls auf ei-

nen Stuhl machen; denn obgleich ein Shawl von vorzüglicher Schönheit, wie bemerkt, einen Stuhl auf ein ganzes Jahr beschäftigt, so können doch 10 — 12 von geringerer Güte in derselben Zeit gefertigt werden. — Eine besondere Art von Wollenzeug, eine Art Camlot, ist das, welches viele Bauern tragen. Es ist vollkommen wasserdicht, und so gemacht, daß es den Leib und den Kopf zugleich bedeckt. Wenn böses Wetter eintritt, so sind diejenigen, welche Kleidung von diesem Zeuge tragen, darin so geschützt, wie in ihrer Hütte.

4) in Teppichen und Matten. Die Hindus sind sehr geschickt in der Verfertigung von Matten aus Schilf; ihre Körbe sind so dicht geflochten, daß sie Wasser halten können. Besonders berühmt sind die Fußteppiche von Patna, welche zuweilen 120 Fuß lang und 50 bis 60 Fuß breit auf Webestühlen gewebt und nach Quadratellen verkauft werden.

5) in Stahl. Die Hindus haben von jeher die Kunst der Behandlung der Erze verstanden; besonders berühmt sind aber die indischen Säbel, vorzüglich die alten, wegen unnachahmlicher Verhärtung des Stahls.

Der vorderindische Handel theilt sich in den Binnen- und Außenhandel. Der Binnenhandel ist sehr lebhaft und wichtig; er wird theils auf den verschiedenen Flüssen, theils durch Kabotage an den Küsten, theils durch den wegen der schlechten Wege sehr beschwerlichen Landtransport unterhalten. Fast jede Provinz hat einen oder mehrere große Handelsplätze, um die sich ihr ganzer Verkehr dreht, so, daß die genannten Handelsplätze durchaus nicht mit einander in Verbindung stehen, sondern jede für sich auf einen Küstenplatz sich stützen. Die vornehmsten Handelsplätze im Innern sind Calcutta, Agra, Delhi, Dacca, Murschedabad, Allahabad, Benares, Hußeinabad, Udeipur, Nagpur, Sumbhelpur, Hyderabad, Seringapatnam; aber die größte Messe in ganz Hindostan wird zu Hurdwar gehalten, wo der Ganges aus dem Himalaya in das Tiefland tritt. Hier strömen jährlich an zwei Millionen Menschen des Handels und der Pilgerschaft halber zusammen; hier werden zum Verkauf ausgeboten: Pferde, Kamele, Maulesel, Tabak, Antimonium, gedörrte Baumfrüchte, Shawls, Zeuge, Decken, Turbane, Elfenbein, Spiegel, Steinsalz, Stückgut, Sklaven, die aus dem Gebirge gebracht werden u. s. w. — Die Art, wie die Geschäfte unter einander abgeschlossen werden, ist höchst charakteristisch und auf allen Messen in Hindostan gebräuchlich. Der Käufer geht nämlich zum Verkäufer und untersucht die Waren genau; der letzte gibt ihm einen fragenden Wink, der durch ein bejahendes Achselzucken beantwortet wird; dann gibt man sich die rechten Hände, über die ein Theil der Kleidung geschlagen wird, um die Verhandlungen in der Fingersprache und vor den neugierigen Augen der Menge gesichert, fortzusetzen und zu beendigen. Es wird während dieser Verhandlungen ein sehr lebhaftes Minenspiel mit vieler Geduld und Ernsthaftigkeit durchgeführt. Kommen indeß zwei wohlerfahrne Leute zusammen, so ist der Handel in wenigen Sekunden geschlossen, und der durch Augen und Finger festgesetzte Preis ist im Allgemeinen so vollkommen verständlich, daß selten Streitigkeiten vorfallen. — Mit dem Binnenhandel beschäftigt sich nicht allein die hindu'sche Handelskaste der Banjanen, wovon Einzelne ungeheure Reichthümer gesammelt haben, sondern auch die Armenier und Perser. Zur Beförderung des Handels dienen auch die Tappals oder Dhaaks, Fußposten, die von Calcutta, Pondichery, Madras, Surate, Bombai, Negapatnam und anderen Städten alle Abende regelmäßig nach allen Gegenden Vorderindiens abgehen. Eine eigne Handelskaste bilden auch die Bunjaras, welche ganz Hindostan als Kornhändler, und zwar in Begleitung von vielen Tausenden von Lastochsen und im Besitze des größten Vertrauens, unangefochten in ihren friedlichen sehr langsam fortrückenden Karawanen, wie einst die Priesterkarawanen von Meroë selbst die Mitte aller feindlichen Heere durchziehen.

Der auswärtige Handel Vorderindiens ist von jeher so getrieben worden, daß die Ausländer die Waren von hier abholen; und jeder Zeit hat Vorderindien mehr Waren zur Ausfuhr geliefert als es fremde verbrauchte. Gegenstände der Ausfuhr sind Perlen, Edelsteine, Elfenbein, baumwollne und seidene Zeuge, Baumwolle, Reis- und Pflanzenöle, Gewürze, Wohlgerüche, Heilmittel, Färbehölzer, Zucker, Rum, Arrak, Salpeter; die der Einfuhr: Weihrauch, Gold, Wollen- und Baumwollenwaren. An dem auswärtigen Handel nehmen zwar auch Nordamerikaner, Chinesen, Malaien und Araber Theil, im Ganzen ist er jedoch in den Händen der Briten; die Franzosen, Holländer, Portugisen und Dänen nehmen daran nur noch geringen Antheil, und man kann annehmen, daß $\frac{12}{13}$ des ganzen vorderindischen Handels im Besitz der Briten, und nur $\frac{1}{13}$ in Besitz aller übrigen Nationen zusammen sind. Lange Zeit hindurch waren die ostindischen Compagnien der genannten Nationen im Besitze des Alleinhandels mit Indien; bei den Franzosen, Portugisen, Holländern ist dieß Privilegium ganz aufgehoben, bei den Briten sehr beschränkt worden, so nämlich, daß auch alle anderen Kaufleute dieser Völker an dem indischen Handel Theil nehmen können. Das Privilegium der britisch-ostindischen Compagnie, in so weit es in dem Monopole gewisser Artikel noch fortbesteht, ist im J. 1833 ganz abgelaufen und dürfte nicht erneuert werden, da sich ergeben hat, daß nach der Beschränkung desselben im J. 1813 das Ganze des britischen Handels nach Indien sehr zugenommen hat, und wahrscheinlich nachher immer mehr zunehmen wird.

Folgende Ein- und Ausfuhrliste gibt einen Begriff von der Ausdehnung des Handels der Briten mit Vorderindien und China. Es wurden von Vorderindien und China, Isle de France eingeschlossen, nach England eingeführt

	Von der Compagnie:		Von Privat-Kaufleuten:	
1814	für 3,986,523 Pfd. Sterl.	für 2,311,863 Pfd. Sterl.,	zusammen für 6,298,386 Pfd. Sterl.	
1824	» 3,618,425 — —	» 3,693,930 — —	» » 7,312,355 — —	
1825	» 3,469,438 — —	» 3,112,625 — —	» » 6,582,058 — —	
1826	» 3,696,960 — —	» 4,305,878 — —	» » 8,002,838 — —	
	Thee wurde eingeführt aus China:			
1814	für 24,303,758 — —	» 1,772,792 — —	» » 26,076,550 — —	
1823	» 29,761,662 — —	» 1,920,315 — —	» » 31,681,997 — —	
1825	» 27,517,938 — —	» 1,837,761 — —	» » 29,445,699 — —	
1826	» 28,003,559 — —	» 1,836,842 — —	» » 28,840,401 — —	
	Zucker:			
1814	40,241 Zentner	8,548 Zentner,	zusammen 48,789 Zentner.	
1824	39,123 —	228,789 —	» 267,912 —	
1825	20,866 —	223,202 —	» 244,068 —	
1826	80,845 —	262,008 —	» 342,853 —	
	Indigo:			
1814		für 6,752,302 Pfd. Sterl.,	zusammen für 6,752,302 Pfd. Sterl.	
1824	für 519,913 Pfd. Sterl.	» 4,065,056 — —	» » 4,584,969 — —	
1825	» 978,597 — —	» 5,078,156 — —	» » 6,056,753 — —	
1826	» 1,327,908 — —	» 6,345,802 — —	» » 7,673,710 — —	
	Kaffee:			
1814	für 491,568 — —	» 7,452,877 — —	» » 7,944,445 — —	
1824	» 302,400 — —	» 5,458,512 — —	» » 5,760,912 — —	
1825	» 1,302,672 — —	» 2,782,525 — —	» » 4,085,197 — —	
1826	» 275,296 — —	» 5,245,058 — —	» » 5,520,354 — —	
	Baumwolle:			
1814	für 366,691 — —	» 2,483,627 — —	» » 2,870,318 — —	
1824	» 1,240,821 — —	» 15,179,184 — —	» » 16,420,005 — —	
1825	» 1,702,604 — —	» 18,591,658 — —	» » 20,294,262 — —	
1826	» 1,058,400 — —	» 20,129,500 — —	» » 21,187,900 — —	
	Seide (rohe und Strazze)			
1814	für 983,287 — —	» 132,826 — —	» » 1,116,113 — —	
1824	» 777,556 — —	» 529,744 — —	» » 1,307,300 — —	
1825	» 637,011 — —	» 392,335 — —	» » 1,029,346 — —	
1826	» 952,739 — —	» 837,121 — —	» » 1,789,860 — —	

Die Ausfuhr aus England nach Indien betrug

	Von der Compagnie.	Von Privaten.	
	an Wollenwaren:		
1824	für 1,064,222 Pfd. Sterl.	für 20,213 Pfd. Sterl.,	zusammen für 1,084,435 Pfd. Sterl.
1826	» 921,852 — —	» 217,244 — —	» » 1,193,796 — —
	an Baumwollenwaren:		
1814	für 17,788 Pfd. Sterl.	für 91,702 Pfd. Sterl.,	zusammen für 109,180 Pfd. Sterl.
1827	» 15,068 — —	» 1,039,508 — —	» » 1,054,576 — —

Der auswärtige Landhandel geschieht mittels Karawanen, die besonders nach Afghanistan, Iran und der Tatarei gehen; er ist größten Theils in den Händen der Parsen und Banjanen.

Die wichtigsten Seehandelsstädte Hindostans sind: Bombai, Surate, Cambaya, Baßain, Balasore, Negapatnam, Mangalore, Vappore, Baroadsch, Bhownuggur, Cotta, Calicut, Cochin, Goa, Pallacate, Pondichery (sehr in Verfall), Mahé, Chandernagor, Chittigong, Madoi, Dábul, Vizagapatam, Masulipatam, Madras, Sadras, Cuddalore, Tellichery, Calcutta.

X. Statsverfassung.

Hindostan steht in einem auffallenden Gegensatze zu den ausgedehntern, aber formlosen und nur durch rohe Gewalt zusammen gehaltenen Monarchien Vorderasiens, in so fern nämlich es niemals einem einzigen Herrscher gehorcht hat, bis auf den heutigen Tag. Gegenwärtig zerfällt es in 4 unabhängige Staten, nämlich:

1) den Stat der britisch-ostindischen Gesellschaft,
2) den Stat des Maharattenfürsten Sindiah,
3) den Stat Lahore, oder den Stat der Sikh,
4) den Stat Nepal.

Außerdem hat der Schah von Kabul oder Afghanistan das ganze Alpenland Kaschmir an sich gerissen und die Provinz Sinde, zu beiden Seiten des unteren Indusstromes gehört zu Beludschistan. — Die Franzosen, Dänen und Portugisen besitzen nur sehr kleine unabhängige Gebiete in Hindostan.

Der mächtigste der Staten Hindostans ist der der britisch-ostindischen Compagnie; er enthält auf etwa 26,000 geogr. □Meilen an 79 Millionen Einw. Außer diesem unmittelbaren Gebiete sind der Compagnie aber noch eine Menge von einheimischen Fürsten tributär, die theils neben einander, theils in Vasallenverhältniß zu einander stehen und deren Gebiete zusammen an 24,000 geogr. □Meilen mit 44 Millionen Menschen umfassen.

Die drei übrigen unabhängigen Staten zusammen genommen umfassen 7646 geogr. □Meilen mit 10 Millionen Bewohnern; davon kommen

auf den Stat des Mahrattenfürsten Sindiah, 1860 □M., mit 4 Millionen Einwohnern;

auf den Stat der Siks 3256 □M., mit 4 Millionen Bewohnern;

auf den Stat des Radscha von Nepal 2530 □M., mit 2 Millionen Selen.

Der übrige Theil des hindustanischen Areals und seiner Volksmenge ist unter Afghanistan und Beludschistan und den Besitzungen der Portugisen, Franzosen und Dänen begriffen.

Den Portugisen gehört:

1) Das Gebiet von Goa auf der Küste Malabar, 33 □M. mit 90,000 Einw.

2) Die Stadt Damaun im Distrikte Surate der Halbinsel Guzurate, mit 6000 Einw.

3) Das Eiland Diu mit der gleichnamigen Stadt von 4000 Einw. zum Distrikte Babriawar der Halbinsel Guzurate gehörig.

Den Franzosen gehört:

1) Das Gebiet von Pondichery auf der Küste Koromandel, das sich nur 1 Stunde um die Stadt Pondichery erstreckt und außer derselben noch 18 Dörfer, im Ganzen mit etwa 60,000 Einw. enthält.

2) Das Gebiet von Karical im Distrikte Tandschore der Provinz Karnatic (auf Koromandel), aus der Stadt Karical und 113 Dörfern und Weilern, zusammen mit 30,000 Einw. bestehend.

3) Die Stadt Mahé auf der Küste Malabar, mit 6000 Einw.

Den Dänen gehört:

1) Das Gebiet von Tranquebar auf der Küste Koromandel, 1 Meile lang, ½ Meilen breit, mit der Stadt Tranquebar und einigen Dörfern und etwa 22,000 Einw.

2) Die Stadt Serampore, unweit Calcutta in Bengalen.

Die britisch-ostindische Compagnie gebietet eigentlich über ganz Hindostan mit Ausnahme Nepals und der Indusländer diesseit und jenseit des Stromes, welche bisher wenig zugänglich gewesen sind: hier ist für die Briten die Gränze ihres Gebiets und ihrer auswärtigen Verhältnisse. Ihre äußerste militärische Station ist Ludiana, vor den Wohnsitzen der unabhängigen Siks. Der Mahrattenradscha Sindiah wird zwar als unabhängig angesehen, und die Briten nennen ihn ihren Bundesgenossen; allein er wird streng beobachtet und wahrscheinlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo er seine Unabhängigkeit verlieren wird; dieß wird gewiß geschehen, sobald er eine der engländischen entgegen gesetzte Politik zu verfolgen sich einfallen ließe.

Das ganze Gebiet der Compagnie ist unter die 3 Präsidentschaften Calcutta, Bombai und Madras vertheilt; die Insel Ceylon, welche nicht der Compagnie, sondern der britischen Krone gehört, hat ihr eignes Gouvernement. Der Präsident der Präsidentschaft Calcutta ist zugleich General-Gouverneur von Indien; seine Stellung ist völlig die eines regirenden Herren. Im Winter residirt er zu Calcutta, im Sommer zu Barakpur, einem Lustschlosse mit herrlichem Parke einige Meilen davon. Seine Cours oder Levers sind äußerst zahlreich und glänzend; Engländer, Muhammedaner, Hindus, sämmtlich in Gallakleidung füllen seine Säle, und Könige und Fürsten legen für den Tag ihren Stolz ab, um Gnadenbezeigungen von dem Statthalter ihres unbekannten Herrn zu empfangen. Erscheint der Gouverneur öffentlich, so ist es alle Mal in Begleitung seiner Leibwache und unter Vortragung von goldenen Stäben, silbernen Keulen, Speeren, Pfauenfedern, als den Attributen der höchsten Gewalt; er selbst wird in einem prächtigen Palankin von 4 Männern getragen.

Die Regirung der britisch-ostindischen Compagnie entbehrt zwar der Majestät, allein sie ist dessen ungeachtet in mancher Hinsicht mit einer despotischen Gewalt bekleidet, welche indeß nur den Europäern fühlbar wird, und zu Gunsten der Hindus wirkt. Das Recht eines jeden Europäers, sich von einem Ort an den andern zu begeben, kann beschränkt, er selbst, ohne Verhör und Urtheil vor einem Gerichte, von erworbenem Eigenthum und Bekannten aus Indien entfernt werden. Die britische Preßfreiheit erstreckt sich nicht auf Indien, und Niemandem ist erlaubt, seine Meinung über öffentliche Angelegenheiten bekannt zu machen. Was das Recht der Ortsveränderung anlangt, so würde Nichts nachtheiliger für das Interesse Großbritanniens und Nichts grausamer gegen die Hindus seyn, wenn es den speculativen Europäern erlaubt wäre, sich nach Gefallen aus den Präsidentschaften wegbegeben zu dürfen. Sie würden jeden Augenblick die Hindus durch Verstöße gegen deren Gebräuche beleidigen, und ihre etwanigen Talente zum Schaden der Compagnie anwenden.

Der Besitz von Indien hat weder Englands politische Macht vermehrt, noch seinen Schatz bereichert, aber er hat ihm auf indirektem Wege die wesentlichen Vortheile eines erweiterten Marktes für seinen Gewerbfleiß und eines ausgebreiteten Feldes für seine Schifffahrt geschafft. Eroberungssucht kann aber auch der Compagnie nicht vorgeworfen werden; zu allen Kriegen, welche sie geführt hat, wurde sie durch die Umstände genöthigt,

und oft ist sie über die schon gewonnenen Siege bestürzt gewesen und hat sich alle neuen Königreiche auf das Dringendste verbeten. Trotz dem wunderähnlichen Gedeihen der Unternehmungen der Compagnie, kann sie sich keines blühenden Finanzzustandes rühmen. Im Rechnungsjahre $18\frac{3}{4}\frac{7}{8}$ betrug ihre Einnahme 23,035,164 Pfd. Sterl., die Ausgabe 26,314,344 Pfund; im Jahre $18\frac{4}{5}\frac{5}{6}$ die Einnahme 23,350,370 Pfund, die Ausgabe 23,994,503 Pfund Sterling. Sie hatte demnach im ersten dieser Jahre ein Deficit von 3,279,180 Pfund, im zweiten von 644,183 Pfund Sterling. Ihre in Indien contrahirte Statsschuld belief sich auf 42,870,876 Pfd. Sterl., wogegen sie ihr Eigenthum an liegenden Gründen und beweglichen Gegenständen auf den Werth von 21,500,000 Pfd. Sterl. berechnete. Diese Schuld wird übrigens als ein politisches Band angesehen, um das Interesse der Nation an die Erhaltung der gegenwärtigen Ordnung der Dinge zu knüpfen, und dürfte daher, selbst wenn es die Geldmittel erlaubten, niemals völlig getilgt werden.

Außer den Truppen der Compagnie befinden sich auch noch königliche Truppen in Indien und der gesammte Militärstand der Briten in diesem Lande stellt sich folgender Maßen:

A. Königliche Truppen:
17,858 Mann Infanterie
4692 — Kavallerie
Summe 22,550 Mann, sämmtlich Europäer.

B. Truppen der Compagnie:
1) reguläre europäische
3120 Mann Infanterie
4583 — Artillerie
Summe 7703 Mann.

2) Reguläre Eingeborne (Sepoys)
132,815 Mann Infanterie
11,011 — Kavallerie
8759 — Artillerie und Train
Summe 152,585 Mann.

In Allem an regulären Truppen 182,838 Mann.
Dazu kommen noch
3) an irregulären Truppen aus Eingebornen bestehend
17,082 Mann Infanterie
7659 — Kavallerie
Summe 24,741 Mann.

Die Summe der ganzen Militärmacht ist also 207,579 Mann, deren Unterhaltungskosten, so weit sie von der Compagnie bestritten werden, 10,800,000 Pfd. Sterl. oder etwa 75 Millionen preußische Thaler betragen. Die Hälfte der Truppen liegt in Bengalen, $\frac{1}{10}$ in der Präsidentschaft Madras und $\frac{3}{10}$ in der von Bombai. Als Lord Wellesley im J. 1810 einen Feldzug nach Ägypten rüstete, zog eine bedeutende Macht unter Sir David Baird von Suez nach Alexandrien und bot das außerordentliche Schauspiel eines hauptsächlich aus Hindus bestehenden Heeres an der Küste des mittelländischen Meeres dar.

Was die Regirungsform der einheimischen hindostanischen Fürsten betrifft, so ist sie vollkommen despotisch; Revolutionen im Palaste, die jene Fürsten um Thron und Leben bringen, sind nach echt orientalischer Weise an der Tagesordnung. Dabei besteht, besonders in den Staten der Mahratten, wenig oder gar keine Sicherheit des Eigenthums, und Tausende von Einwohnern flüchten in die den Briten unmittelbar unterworfenen Landestheile, wo Ordnung herrscht und die Gesetze in ihrer vollen Kraft bestehen. Dessen ungeachtet bemerkt man bei den Hindus keine Liebe zu ihren europäischen Beherrschern, was offenbar in dem zu großen Abstande des Nationalcharakters beider Völker seinen Grund hat.

(*Klähn.*)

HINDU-KUSCH. Dieses, auch Hindu-Koh (Hinduberg) und indischer Kaukasus genannte Gebirge ist eines der höchsten Asiens. Es streicht von O. gegen W., von dem rechten Ufer des Indus 88 geogr. Meil. weit bis etwa 68° östl. L. von Grw., indem es 4 Breitengrade (zwischen 34 — 36° nördl. Br.) einnimmt. Es ist aber keine Fortsetzung der Himalaya, sondern, wie wir neuerlich durch Alexander v. Humboldt erfahren haben *), die westliche Verlängerung der hohen Kette Küen-Lün, welche die Scheitelfläche von Hochasien im Parallelismus mit dem nördlicheren Himmelsgebirge (Muz-tagh) von O. nach W. durchzieht und mit derselben durch das hohe Querjoch des Bolor- oder Belur-tagh (Nebelgebirge), dessen südlichster Theil Thsungling heißt, zusammen hängt. Da, wo der südlichste Theil des Thsung-ling an die Kette Küen-Lün stößt, ändert diese ihren Namen in Hindu-Koh. Dieser steht mit seinem Südfuße auf der Hochebene von Pischauer, welche der zum Indus mündende Kabulstrom von W. gegen O. durchfließt; sein Nordfuß bildet den südlichen Thalrand des Gihonthales, welcher Strom den indischen Kaukasus von dem hohen Alpenlande Sogdiana oder Turkestan scheidet. In der Quellgegend des Kabulstroms senkt sich der hohe Hindu-Kusch zu dem Berglande des Paropamisus herab, das in geringer relativer Höhe auf dem Plateau von Iran aufgesetzt ist. Auf dem Hindu-Kusch liegt die Wasserscheide zwischen den Gihon- und Kabulströmen, deren Zuströme hier dicht benachbart sind; er scheidet also in einer Breite von nur 60 teutschen Meilen die nord- und südasiatischen Flachländer, in welche man nämlich durch die Thäler des Gihon und Kabul gelangt. So nahe aber auch der Norden und der Süden Asiens einander stehen, so schwer ist doch die Verbindung zwischen ihnen, denn der Hindu-Kusch ist eines der höchsten Schneegebirge; sein höchster Gipfel, der Coond, erhebt sich nach Schätzung 19,228 Fuß über das Meer.

Das Innere des Gebirges ist fast gänzlich unbekannt. Lord Elphinstone, der britische Gesandte an

*) Über die Bergketten und Vulkane vom innern Asien, von Alex. v. Humboldt in Poggendorfs Annalen der Physik u. s. w. 1830. Nr. 1 u. 3.

dem Hof von Kabul, erblickte dasselbe nördl. von Multan am Indus, beim Eintritt in die Ebene des Kabulstromes und unterschied deutlich vier Bergketten. Die vorderste und niedrigste trug im Februar keinen Schnee, bei der zweiten waren die Gipfel damit bedeckt, bei der dritten hingen die Schneefelder bis zur Mitte herab, und die vierte und höchste trug ewigen Schnee. Diese Bergketten steigen also terrassenförmig von S. nach N. auf, zwischen ihnen liegen Längenthäler, die ebenfalls terrassenförmig über einander stehen und durch viele Querthäler mit einander verbunden sind. Sie haben ganz die Natur des schönen Thales von Kaschmir, mit dem Unterschiede, daß sie bald enger bald weiter, bald gut bald schlecht bewässert und mehr oder minder fruchtbar sind. Das ganze Land bildet die Alpenlandschaften Kuhistan (d. i. Bergland) und Kafiristan (Land der Ungläubigen); seine Bewohner sind muhammedanische Afghanen, Jusofzies (östliche Afghanen) und die Siaposchian (von ihren muhammedanischen Nachbaren Kafern, d. i. Ungläubige genannt), welche das tiefere Kabul mit Butter und Käse versorgen und wahrscheinlich die Urbewohner sind. Unter den Schneebergen stehen Eichen, Nadelholzwälder, große Farrenkräuter; auf den Vorbergen dagegen gedeihen die besten Obstarten, in den Thälern überall Weizen und Gerste, und in den Tiefthälern, welche in die Ebene von Pischauer münden, baut man Reis, Mais, Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle u. s. w.

Das Hindu-Kusch wurde zuerst durch Timurs Feldzug (im J. 1408) gegen die Siaposchian bekannt, welche er besiegte, aber nicht unterjochte. Späterhin wurde dieß Volk noch vom Kaiser Akbar und von Nadir-Schah bekriegt, allein ohne Erfolg, denn noch heute ist es frei. Die Afghanen sind dem Schah von Kabul unterworfen.

(*Klahn.*)

Erklärung

der

zum achten Bande gehörigen Kupfer.

Erklärung der Tafel: künſtliche Hinderniſſe.

Palliſaden Fig. I.
Palliſaden auf dem Bankett. a. Fig. II.
Doppelte Palliſadirung b. Fig. II.
Palliſaden im Graben Fig. III.
Sturmpfähle c. Fig. II.
Spaniſche Reiter Fig. IV.
Natürlicher Verhau Fig. V.
Künſtlicher oder geſchleppter Verhau Fig. VI. u. VII.
Batardeaux d. d. Fig. II.
Schleuſe in der Cunette e. Fig. II.

Erklärung der die Nautik betreffenden Kupfer im Buchſtaben H.

Plan 1.

Fig. 1. Durchſchnitt eines Kauffahrtheiſchiffs von 900 Tonnen durch das Haupt- oder Mittelſpant.

Länge des Kiels mit Vorder- und Achterſteven nach der Linie.

x x Fig. 18. Rheiniſche Maße 135 Fuß 4 Zoll.
größte Breite 38 „ 6 „
Waſſertracht 20 „ — „

a. a. Haupt- oder Mittelſpant.
b. b. Deſſen Hielung.
c. c. Verdeck.
d. d. Kuhbrücke.
e. e. Laufplanken.
f. f. Raum oder Hohl.
g. Kiel.
h. h. Sponning, Spündung.
i. i. Zwiſchen Deck.
j. j. Großer Maſt, von vorn.
k. Fuß, Hielung.
l. Schale.
m. m. Wandtaue.
n. n. n. n. Püttings.
o. o. Rüſten.
p. p. Mars und Saalings.
q. Eſelshooſd.
r. r. Große Raa.
s. s. Paarden, Pferde.
ſ. ſ. ſ. ſ. ſ. ſ. Hingſte, Springſtroppen.
ſs. ſs. Kardeele.
sz. sz. Toppenants.
st. st. st. st. Jufferblöcke.
t. t. Stenge.
u. Fuß, Hielung.
v. v. Saalings.
w. Eſelshooſd.
x. Hummer und Hummerblöcke.
y. y. Bramſtenge.
z. Fuß, Hielung.
tz. Hummer.

Fig. 2. Derſelbe Maſt von der Seite.

Benennungen der einzelnen Theile wie Fig. 1.

Fig. 3. Mars und Saalings x. x. x. x. x. x. x. x. von oben.

Fig. 4. Eſelshooſd.
Fig. 5. Saalings.
Fig. 6. Eſelshooſd.
Fig. 7. Der hintere Theil dieſes Schiffs von der Seite.

a. a. Kiel.
b. b. Gegenkiel. Innere aufgelegte looſe Kiel.
c. c. Hinterſteven, Achterſteven.
d. Steuer.
e. e. e. e. e. e. Hacken und Fingerlings.
f. Hielung.
g. Stempknie.
h. h. h. Sponning.

i. i. Binnensteven.
k. k. Butensteven, loose Hintersteven.
l. Heckbalken.
m. m. m. Bänder oder Worpen des Spiegels.
n. n. Heck.
o. Heckbord.
p. Wulf.
q. Spiegel.
r. r. Gallerie.
s. Hintergallerie, Balcon.
t. Laterne.
ts. Besaansmast.
t. t. t. Rüsten.
tt. tt. tt. tt. Bankhölzer.
st. st. Jufferblöcke.
u. u. Püttings.
v. v. Kuhbrücke.
w. w. Verdeck.
x. x. Schanze.
y. y. Hütte.
z. z. Kampanje.
fz. fz. fz. fz. Leisten.
tz. tz. Finknetzen.

Fig. 8. Theil des Hecks mit der Laterne.
f. Laterne.
o. Heckbord.

Fig. 9. Hinterspill, Gangspill von der Seite mit den Spillspacken.

Fig. 10. Idem von oben mit den Spillspacken.

Fig. 11. Der vordere Theil dieses Schiffs.
a. a. Vorsteven.
b. Kiel.
c. c. c. c. c. Bankhölzer.
d. Leisten.
e. Galjon.
f. f. f. Riegelungen des Galjons.
ff. ff. Ausleger des Galjons.
g. g. g. Huckmannen, Taomen, stehende Riegelungen.
h. Figur.
i. i. Kranbalken.
k. k. Klüsen.
l. Anker.
m. m. m. Ankertau.
n. Takel, Katlooper.
o. Ankerboye.
p. p. Boyesteng.
q. Bugspriet.
r. Fockmast.
s. Rüsten.
t. Püttings.
st. Jufferblöcke.
u. Eselshoofd.

Fig. 12. Longboot von vorn.
Länge des Kiels 32 Fuß.
größte Breite 9½ „

Fig. 13. Dasselbe von der Seite mit Honarisegeln.

Fig. 14. Holländisches Linienschiff aus der ersten Hälfte des 17ten Jahrh. von 66 Kanonen.
Länge des Kiels 120 Fuß 5 Zoll.
größte Breite 35 „ 4 „
Wassertracht 13 „ 10 „
a. Heck.
b. Spiegel.
c. c. Wulf.
d. d. d. d. d. d. d. d. Bankhölzer.
e. e. Unteres Verdeck. Kanonendeck.
f. f. Oberes Verdeck.
g. g. Schanze.
h. Kajüte.
i. Hütte.
k. k. Kampanje.
l. Obere Hütte.
m. Besaansmast.
n. Großer Mast.
o. o. o. o. Rüsten.
p. p. Püttings.
st. st. Jufferblöcke.

Fig. 15. Hinterspill, Gangspill nach alter Art mit dem Spillspacken.

NB. Obige Figuren sind nach dem Maßstabe von 20 Fuß = 1 Zoll.

I. Takel oder Gien. a. a. Blöcke.
b. Lauser.
c. Hunsfot.
d. Hollander.

II. Theil eines Segels. a. a. Lyk.
b. Lykhorn, Schoothorn.

III. Hoosfaß.
IV. Stellholz, Stickkeil einer Kanone.
V. VI. Spriethölzer.
VII. VIII. IX. Doodshoofdblöcke.
X. Jufferblöcke und Püttings.
XI. Hoofd. a. Hundenende des Taus. b. Dreher.
XII. XIII. Hornklampen.
XIV. Hundenpünt eines Taus.

NB. Die folgenden Figuren Pl. 1. Fig. 16 bis 19 sind nach dem Maßstabe von 30 Fuß = 1 Zoll.

Fig. 16. Engländisches Linienschiff von 74 Kanonen und 1742 Tonnen. 28 ^{32} Pfünder, 28 ^{18} Pfünder und 18 ^{9} Pfünder.
Länge des Kiels 153 Fuß.
größte Breite 47 „ 5 Zoll.
Wassertracht 22 „ 4 „
a. a. a. a. Heck.
b. b. Wulf.
c. c. Spiegel.
d. d. Hintergallerie.
e. e. Heckbord.
f. Hintersteven.

g. Linie, welche zeigt, wie tief dieſes Schiff im Waſſer liegt, wenn es vollſtändig beladen.

Fig. 17. Bulle oder Hulk, ein altes abgebrochenes engländ. Linienſchiff von 64 Kanonen, von hinten. S. Erklärung unter Hulk. Länge des Kiels 136 Fuß.
größte Breite 42 ″
Waſſertracht 19 ″ 7 Zoll.

a. Maſt.
b. Wand.
c. Bock- oder Maſtenkrahn nebſt Takel.
d. Maſt, welcher eingeſetzt werden ſoll.
g. g. Linie, welche zeigt, wie tief dieſes Schiff im Waſſer lag, als es vollſtändig beladen.

Fig. 18. Daſſelbe Schiff von der Seite.

a. Maſt.
b. b. Wand.
c. c. Stage.
d. d. Bock oder Krahn nebſt Takel.
g. g. Linie, welche zeigt, wie tief dieſes Schiff im Waſſer lag, als es vollſtändig beladen.

Fig. 19. Kaper, Hucker oder Ketch von 11 Kanonen. 1 ²⁴ Pfünder, 10 ⁴ Pfünder.

Länge des Kiels 68 Fuß.
größte Breite 20 ″
Waſſertracht 8 ″ 2 Zoll.

a. Großes Segel.
b. Gaffelſegel.
c. Marsſegel.
d. Bramſegel.
e. Ober Bramſegel.
f. Stagfock.
g. Klüver.
h. Jager.
i. Beſaanſegel.
k. Kreuzſegel.
l. Kreuzbramſegel, Oberkreuzſegel oder Grietje van Dyk.

(*C. H. Müller.*)

Erklärung der Abbildungen von Hippopotamus,
und zwar zu Taf. I.

Fig. 1. Abbildung des Hippopotamus, umgeben von Lotusblumen, ein Krokodil im Rachen, nach einer alten Gemme.

Fig. 2. Abbildung des Hippopotamus capensis, nach einer Zeichnung von *Prètre* im Dictionnaire des Sciences naturelles.

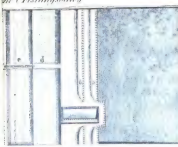
Fig. 3. Unterkinnlade eines erwachſenen Hippopotamus, nach *Cuvier* in Annales du Musée d'histoire naturelle. IV. pl. 64. (auch in deſſen Ossemens fossiles).

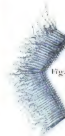
Die Äſte a. b. erweitern ſich nach vorn, im vordern Rande c. d. ſtehen die Schneidezähne, an dem vorſpringenden Winkel c. die Eckzähne. Die Stelle f., wo der erſte Milchzahn ſtand, iſt faſt ganz verloſchen durch Verwechſelung. h. i. k. die drei vordern Wechſelzähne. Der dritte k. iſt noch wenig abgenutzt; o. zeigt die Kleeblätterfigur nicht mehr, die man ſehr gut bei q. und r. erkennt. u. iſt der Eckzahn; y. y. die beiden mittlern Schneidezähne, δ. die äußern, von denen nur einer gezeichnet.

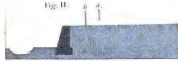
Fig. 4. Untere Anſicht des Oberkiefers mit einem Theil des Schädelgrundes. α. Der kleine Haken, welchen das Os sphenoidale bildet. β. Das Felſenbein. u. Der vorn zwiſchen den Schneidezähnen ſtark ausgerandete Gaumen, mit doppelten Löchern des Schneidezahnbeins (os incisiv), deſſen Naht bei der Vereinigung mit dem Marillarknochen eine ſtarke Spitze bildet. y. Eine kleine Öffnung im Marillarknochen zu einem Kanal in demſelben führend. Die Gaumenknochen reichen bis z. und die hintere Ausrandung entſpricht dem Ende der Zahnreihe. e. Die ſchmale Stelle des Schädels bei der Schläfengrube, f. g. der Jochbogen, g. deſſen vorſtehendeſte Ecke, die Entfernung von h nach e iſt größer als die Breite zwiſchen e. e. Zähne erklären ſich ſelbſt.

Fig. 5. Fetus des Flußpferdes, von Daubenton beſchrieben in Buffon l. c. Er war 1 Fuß 3 Zoll 7 Linien lang, die Nabelſchnur war mit kleinen Buckelchen von zwei Linien Stärke beſetzt. (*D. Thon.*)

Digitized by Google







he (Festungsbau.)

Fig. VI.

Fig. II.

Fig. V.

Fig. III.

u. K. von Ersch u. Gruber

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

[illegible] Leipzig.

u. K. von Ersch u. Gruber

Digitized by Google

Digitized by Google

Seiten-Ansicht eines Schädels von jugendlichem Alter
um die Hälfte verkleinert.

Nach Spix Cephalogenesis lith. v. [illegible]

Zur Allg. Encycl. d. W. u. K. von Ersch u. Gruber.

[illegible] Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 078296488

Digitized by Google